Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung,
insbesondere nach Nord- und Südamerika.

Sechster Jahrgang.

1856.

Lichtensteig,
Druk und Expedition von J. M. Wälle.

[Titelbogen.]

Der Kalender.

KANTONSBIBLIOTHEK
AARGAU

Abonnementspreis:
Per Post franko durch die ganze Schweiz:
Jährlich 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich 2 „ — „
Vierteljährlich 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbureaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrückungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 1. | Samstag den 5. Januar. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | 1856.

Rükblik auf die schweizerische Auswanderung im Jahre 1855.

Die schweizerische Auswanderung, die im J. 1854 bis jezt ihren Gipfelpunkt erreicht hatte, erlitt in dem eben verflossenen Jahrgang, wie die europäische Auswanderung überhaupt, einen bedeutenden Rükschlag. Die lezztere betrug ungefähr die Hälfte derjenigen von 1854; die Schweiz hat nicht einmal in diesem Verhältniß ihren Beitrag dazu geliefert. Die amtlichen statistischen Berichte, welche wir darüber haben, sind zwar sehr dürftig und beschränken sich fast nur auf das erste Semester. Sie ergeben namentlich eine sehr bedeutende Abnahme der schweizerischen Auswanderung über Havre. Während im ganzen Jahre 1854 ziemlich über 12,000 schweizerische Auswanderer sich in Havre einschifften, berichtet das dortige Konsulat nur von etwas über 2600 im ersten Halbjahr 1855; in der andern Hälfte des Jahres muß aber deren Zahl noch geringer gewesen sein, da bei fortwährend ungünstigen Berichten aus Nordamerika die Verhältnisse, welche ihren Einfluß auf die Auswanderung ausüben, sich gerade in diesem Zeitraum in der Schweiz günstiger gestalteten. Havre bildet immer noch den Maßstab für die schweizerische Auswanderung. Nehmen wir nun für dieses Jahr 5000 Schweizer an, die sich dort eingeschifft haben, gegen 12,000 im Jahr 1854, während die gesammte Schweizer Auswanderung von 1854 ungefähr 18,000 Seelen betrug, so dürfen wir diese im letzten Jahre auf höchstens 8000 anschlagen. Eine Vermehrung zeigt sich einzig über Hamburg. 1854 schifften sich in diesem Hafen 1236 Schweizer Auswanderer ein, in der ersten Hälfte 1854 schon 968, wovon 691 nach Brasilien, die übrigen nach Australien. Ueber die belgischen und holländischen Häfen fehlen uns Angaben; das Verhältniß wird dort ungefähr das Gleiche geblieben sein, während von der indirekten Verschiffung über England viel weniger gehört wurde, als in den frühern Jahrgängen. Versuche, einen Theil der schweizerischen Emigration nach Amerika und Australien über die Plätze Genua und Marseille zu leiten, sind ohne Erfolg geblieben.

Die Ursachen, welche eine im Vergleich mit dem Jahr 1854 so große Anzahl unserer Mitbürger im Vaterlande zurükgehalten haben, waren mannigfach. Die Lüke, welche der vorjährige bedeutende Abgang gelassen, der bessere Verdienst durch Industrie und öffentliche Arbeiten, besonders Eisenbahnen, die wohlfeilern Lebensmittel, die Reisläuferei in fremde Kriegsdienste wirkten dazu ebenso viel mit, als die abschrekenden Nachrichten aus Nordamerika über die dortige Krise, den Geld- und Verdienstmangel, die Theurung, die Pöbelherrschaft und Gesezlosigkeit, die Feindseligkeit der Nichtswisser gegen die Fremden und die verschärften Maßregeln gegen mittellose Einwanderer. Solche Berichte kamen durch die Presse und durch Privatbriefe, von schweizerischen Konsuln und Hülfsgesellschaften und endlich die kräftigsten von nach wenigen aus Amerika zurükgekehrten ehemaligen Auswanderern.

Auswärtige Staaten haben Vieles zum Besten der Auswanderer gethan, das natürlich auch den Schweizern zu gute kommt. Hamburg, England, Belgien, Frankreich, sogar die Vereinigten Staaten haben zu ihrem Schuze theils neue Gesezze erlassen, theils schon bestehende verbessert. Gesellschaften edeldenkender Schweizer nahmen sich in vielen Städten, besonders in New-York, New-Orleans, Rio de Janeiro, ihrer hülfsbedürftigen Landsleute an. In der Schweiz selbst ist, außer der Errichtung eines brasilianischen Konsulats in Bern, in dieser Hinsicht im Jahr 1855 wenig geschehen. In der Bundesversammlung kam das Auswanderungswesen zwar zur Sprache, es wurde aber nichts Ersprießliches beschlossen. Mehrere Kantone haben wieder Gesezze über die Auswanderungsagenturen erlassen, welche alle mehr oder weniger von der Ansicht ausgehen, daß die Agenten gefährliche Leute seien, die man irgendwie, am besten mit Kautionen und ausnahmsweisen Strafandrohungen binden müsse; so St. Gallen, Baselstadt, Solothurn, Zug und Tessin. Es bot sich bis jezt keine Gelegenheit dar, welche die Nüzlichkeit solcher unrepublikanischer Belästigung eines einzelnen Berufsstandes dargethan hätte. Was einige Agenten gesündigt hatten, konnte nach allgemein gültigen Gesezen abgewandelt werden. So z. B. wurde im Kanton Aargau ein Auswanderungsagent bestraft, weil er sich beigehen ließ, den Alliirten Soldaten zu liefern. Hinsichtlich der eben erwähnten Ausdehnung der Auswanderungsspeditionsgeschäfte erließ das eidgenössische Polizeidepartement eine Einladung an die Kantonsregierungen, den obnehin geplagten Agenten noch ganz besonders aufzupassen. Hingegen haben wir nichts davon gehört, daß die Polizei, was gewiß am Plaze gewesen wäre, gegen offenbare Schwindeleien einiger Agenten eingeschritten sei, vor welchen gewarnt zu haben wir uns zum Verdienste anrechnen.

Wie von jeher, so sind auch dieses Jahr unsere Auswanderer nach allen Seiten hin gezogen, die meisten immer noch nach Nordamerika und zwar von diesen nicht so viele nach Kanada, als diese englische Provinz es im Vergleich zu den Vereinigten Staaten verdient hätte. Was nicht in den Hafenstädten der lezztern dem Elend verfiel, ging wie gewöhnlich vorzugsweise nach dem Nordwesten. Als Kurlisländer fuhren wir unter den sezzigjährigen Auswanderern nach der nordamerikanischen Union einen Trupp Zürcher Mormonen an und die Sozialisten, die sich mit Karl Bürkli an der Spize auf Coasteranus Kolonie in Texas niederliessen, aber aus ihren Träumen bald erwacht, ihren Führer schnell wieder verliessen. Dissidente Mönche gründeten eine Filiale in Pennsylvanien, wie Einsiedler ihnen vorgängig in Indiana. Nach Kalifornien direkt war die schweizerische Auswanderung unbedeutend, hingegen kamen manche Berichte von Landsleuten, die aus dem Osten der Vereinigten Staaten dorthin zogen. Die Armen- und Verbrecherexpedition nach Nordamerika hat im lezten Jahre viel von sich sprechen gemacht. Während aber die lezztere sich auf einzelne und hoffentlich gegen früher nur wenige Fälle beschränkte, geschah die erstere in mehrern großen Zügen. Am meisten Aufsehen, nicht nur in der Schweiz, sondern auch in Amerika, erregte die Spedition von etwa 300 Bürgern von Niederwil, deren Abreise schon das allgemeine Mitleid erregte, deren Einschiffung in Havre Hindernisse fand und deren Zurüksendung von New-Orleans nur mit Mühe und Opfern seitens der Heimatgemeinde verhindert werden konnte. Diese lehrreiche Geschichte trug nicht wenig dazu bei, die Armenspedition nach Nordamerika in Mißkredit zu bringen, was weder für die Armen, noch für die Gemeinden zu bedauern ist. Die Verbrecher-Deportation betreffend ist eine amtliche Anfrage der Regierung von Luzern an mehrere auswärtige Staaten zu bemerken, welche aber überall her abschlägig beschieden worden ist.

Nach Brasilien geht die schweizerische Auswanderung immer stärker. Die Vorurtheile gegen dieses herrliche Land, zu deren Bekämpfung wir das Unsrige redlich beigetragen haben, schwinden immer mehr und machen richtigern Ansichten und wohlwollenderer Beurtheilung Plaz. Insbesondere kommt das Halbpachtsystem der Herren Vergueiro zu immer größerer Geltung. Mehrere Regierungen haben sich wieder in diesem Jahre ausdrüklich zu dessen Gunsten erklärt in der Ueberzeugung von der guten Versorgung der auf diese Kolonien Auswandernden und von der Sicherheit der Rükzahlung vorgeschossener Reisekosten. Ein solcher amtlicher Ausspruch ist z. B. der Beschluß des Landraths von Glarus, womit er die Unterstüzung von 220 Bürgern von Engi zur Auswanderung nach San Paulo aus dem Gemeindevermögen sanktionirte. Auch hat die schweizerische Hülfsgesellschaft zu Rio de Janeiro die Kolonien der Herren Vergueiro ihren auswandernden Landsleuten angelegentlich empfohlen. — Ein kleinerer Zug ist nach Ubatuba in der Küstengegend von San Paulo abgegangen; es ist dieß ebenfalls eine Halbpachtunternehmung, die aber nicht mit derjenigen der Herren Vergueiro verwechselt werden darf. Man will wissen, daß dieß eben jene Leute seien, welche man nach Rio de Janeiro schaffte und dort ihrem Schikale überließ und die dann durch die großmüthige Unterstüzung der schweizerischen Hülfsgesellschaft nach den Vergueiro-Kolonien gelangen konnten. — Unter unsern Auswanderern nach San Paulo befand sich auch eine Gesellschaft Arbeiter, welche die Regierung unter sehr günstigen Bedingungen zum Straßenbau kommen ließ. — Von andern Punkten in Brasilien, die im Jahr 1855 ebenfalls schweizerische Ansiedler erhielten, ist sonst nur noch Dona Franzizka nennenswerth.

Nach Santa Fé am Laplatastrome wurde von einigen Agenten sehr eifrig geworben. Endlich gelang es den Herren B. u. H., nachdem sie an mehrern Orten glänzend Fiasco gemacht, im Wallis 140 Leute zu finden, welche alsbald ihrem ungewissen Schikale und dem Lande,

in welchem eben wieder der Bürgerkrieg ausbricht, entgegengeführt wurden.

Die schweizerische Auswanderung nach Australien war im J. 1855 nicht unbeträchtlich; doch begriff sie in sich im Ganzen wenige Familien; es waren meistens nur Männer, und zwar besonders aus dem Kanton Tessin, denen das Reisegeld vorgeschossen wurde, um es im Goldlande abzuverdienen. Die fleißigen, nüchternen und genügsamen Tessiner sind dort sehr beliebt; wie es sich in dieser Beziehung mit manchen unter gleichen Bedingungen dahin abgegangenen deutschen Schweizern, namentlich Bernern, verhält, ist uns unbekannt. Briefe von früher auf eigene Faust nach Australien ausgewanderten Landsleuten lauteten wegen der herrschenden Handelskrisis nicht günstig.

Aus Algerien sind dieses Jahr wieder traurige Berichte und manche getäuschte Kolonisten in die Heimath gelangt. Dessenungeachtet hat die Auswanderung dahin nicht aufgehört. Die Setifgesellschaft, welche aus reichen und hochgestellten Herren besteht, findet immer wieder Leute nach ihrer Kolonie, auf welcher im J. 1854 der siebente Theil der Bevölkerung gestorben ist. Hingegen wollten die Regierungen von Bern und Baselland, denen die Setifgesellschaft Zumuthungen und Anerbietungen gemacht, nichts davon wissen.

Der Geschichte der schweizerischen Auswanderung gehören folgende Ereignisse aus dem J. 1855 an: der Tod zweier Gründer von Schweizerkolonien in Nordamerika, nämlich des Dr. Köpfli in Highland oder Neu-Schweizerland in Illinois, und des Hrn. Dufour in Neu-Bevay, Indiana, und die Abrechnung zwischen Neu-Glarus und dem Mutterlande, mit welchem Akte jene Kolonie sich emanzipirt hat.

Schweizerische Auswanderungszeitungen kamen während des ganzen Jahres 1855 zwei heraus, nämlich der „Bote aus Amerika" und der „Kolonist". Eine dritte, genannt „schweizerische Auswanderungs-Zeitung", starb als Säugling, und einer vierten, dem Organ der sozialistischen Züricher-Teraner, Namens „die neue Welt", scheint es ebenso gegangen zu sein, wenigstens haben wir seit einigen Monaten keine Nummer davon mehr erhalten. Sie hatte übrigens nach den bekannten Ereignissen in Texas ihren guten Grund, „zu Tode zu sterben".

Unerfreuliche Berichte über Agenten.

(Korrespondenz.)

Es thut mir leid, daß ich Ihnen zum neuen Jahre keine angenehmere Mittheilung machen kann, als die nachfolgende: Dem Agenten von Bek und Herzog, Hrn. Hallauer, im Kanton Schaffhausen, soll, man sagt wegen Ausstellung eines falschen Passes, die Konzession entzogen werden. Der Agent Maag, in dem gleichen Kanton, ist von einer gleichen Maßregel bedroht. Endlich ist gegen den in letzter Nummer, wegen seiner von der schweiz. Hülfsgesellschaft in Rio Janeiro gerügten Antwerpner-Spedition, erwähnten Agenten Grewe in Zürich, wegen folgender für ihn sehr fatalen Angelegenheit, bei der Polizeidirektion in Zürich Klage geführt worden. Da diese Sache von allgemeinem Interesse ist, so werden Sie einer ausführlichern Darstellung gerne Ihre Spalten öffnen.

Das Thatsächliche dieses Falles, an dem sich Herr Grewe die Finger verbrennen wird, wenn die Gerechtigkeit in Zürich kein leerer Schall ist, läuft auf Folgendes hinaus: Grewe hat durch Vertrag mit Rebora und laut öffentlichen Annoncen diesen autorisirt, Arbeiter-Verträge für Australien abzuschließen, was dieser gethan. — Auch ist eine Anzahl von etwa 40 Italienern im Anfange dieses Monats von Rebora angenommen worden unter folgenden Konditionen: Fr. 100 Aufgeld, Fr. 90 an den Agenten der Union (Rieger) in Mannheim zu bezahlen und den Rest in Australien abzudienen.

In Altorf angekommen, erhielten die Auswanderer eine telegraphische Depesche von Lokarno, welche ihnen den plötzlichen Tod des Herrn Rebora meldete. — Sie wandten sich hierauf an Grewe, der nach Luzern kam und versuchte, die Leute für New-York zu gewinnen, und als solches nicht gelang, einfach die Akkorde von Rebora als unverbindlich erklärte.

Zwölf dieser Auswanderer befinden sich nun in Basel und haben durch die dortige Polizeidirektion an diejenige von Zürich den Thatbestand mittheilen lassen. Die Kläger verlangen entweder Rückzahlung der Aufgelder mit Fr. 1200 und der Reisekosten im Betrage von 1000 Fr. oder Ausführung des Vertrages! — Andere dieser armen Teufel, welche von allen Mitteln entblößt waren, sind von Hospenthal aus wieder über den Gotthard in ihre Heimath gegangen.

Es scheint also, daß Grewe von dem Todesfall des Rebora Gebrauch zu machen sucht, um sich seinen Verpflichtungen zu entziehen. Bei Berechnung des Erfolges, welchen er von seinem unehrenhaften Benehmen erwartete, hat er sich vermuthlich allzusehr auf den Umstand gestützt, daß die hieländischer Sprache und Gesetze unkundigen Leute sich ihm wohl nothgedrungen fügen müßten. Er hat sich aber da einigermaßen verrechnet, denn es gibt gottlob in der Schweiz noch überall Männer, die für ungerecht behandelte Mitmenschen aus Mitleid und reiner Nächstenliebe sich einiger Mühe, auch wenn sie verdrießlicher Art ist, wie in diesem Falle, gerne unterziehen.

Wir wollen nun gerne sehen, zu welchem Ende Polizei und Gerichte der Kantone Zürich und Schaffhausen diese allseits noch schwebenden Fälle bringen werden, und insbesondere, ob sie einmal mit solchen, gelinde gesagt, unzuverlässigen Agenten vollen Ernst machen wollen. Dieß sollte doch, das Gesetz in der Hand und die Kaution in der Tasche, keine Schwierigkeit haben, ist durchaus nothwendig sowohl zum Schuze des Publikums als im Interesse der öffentlichen Moral, und endlich bloß ein Akt der Gerechtigkeit gegen andere rechtliche, solide und ehrenhafte Agenten.

Verschiedenes.

Schweiz. Bern. Zeitungen dieses Kantons berichten: Die Gemeinde Rütschelen beabsichtigt neuerdings einer Anzahl unbemittelter Familien die Auswanderung (wohin?) zu ermöglichen, und will zu diesem Zwek eine Summe von 25,000 Fr. aufbrechen. Seit einiger Zeit ein ziemlich selten gewordenes Ereigniß.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Konstituirung des Kongresses.) Die New-Yorker Post vom 12. Dezember bringt die erwartete Präsidentenbotschaft noch immer nicht, da das Büreau des Kongresses zuvor konstituirt sein muß, letzterer aber nach 45 verschiedenen Abstimmungen nicht im Stande gewesen war, sich über die Wahl eines Sprechers zu einigen. Bei der lezten Abstimmung hatte Banks, ein Knownothing, 106 Stimmen für sich; da aber mindestens 112 Stimmen erforderlich sind, mußte sich der Senat neuerdings unverrichteter Sache vertagen.

— Schnell und wohlfeil reist man in Amerika, so weit es der Dampfkraft eröffnet ist. Hievon ein Beispiel. St. Paul, die Hauptstadt von Minnesota, ist von New-York zirka 1750 Meilen entfernt; der Passagepreis bis dahin beträgt von New-York per Eisenbahn über Chicago nach Dunleath, Illinois, am Mississippi, gegenüber von Dubuque in Jowa und von da per Steamer direkt nach St. Paul, in erster Klasse gewöhnlich 30 Dollars und mit der Emigrantenlinie nur 15 Dollars. Die Fahrzeit ist 5 Tage.

— New-York. Vor den Assisen zu New-York wurde Anfangs Dezember ein Mord verhandelt, der seiner Zeit, als er passirte, ein ungewöhnliches Aufsehen erregte. Der Mörder Baker mit seinen fünf oder sechs Mitangeklagten übersielen in den lezten Tagen Februars in einer Kneipe New-Yorks, wo sich Spieler, Borer und anderes Gesindel versammelt, einen gewissen Poole und brachten ihn kaltblütig um's Leben. Darauf entstand in dem engen Lokale eine förmliche Schlacht, bei der Schüsse gewechselt und viele verwundet wurden. Poole, bei seinen Lebzeiten ein schlechter Kerl, der dem Auswurf New-Yorks angehörte, war mit den Worten verschieden: „Ich sterbe als wahrer Amerikaner!" Als solcher wurde er auch von seinen Gesinnungsgenossen mit großem Pompe beerdigt. Seine lezten Worte hingen in Silber gestikt von einem prächtigen Sarge herab. Der Mörder Baker entkam auf einem nach den kanarischen Inseln bestimmten Fahrzeuge. Als dieß aber nach etwa 8 Tagen bekannt wurde, schikte ihm die Stadt New-York ein schnellsegelndes Klipperschiff nach, das ihn auch kaum noch fünf englische Meilen von Palmas einholte und als Gefangenen zurükbrachte. — Man glaubte nicht, daß es dem Mörder an's Leben gehen werde.

— Maryland. (Wahlskandal zu Baltimore am 7. November.) In mehreren Wards waren die Stimmkasten von Raufbolden gänzlich besezt, so daß nur Leute ihrer Partei im Stande waren, ihre Stimmen abzugeben, so wurden z. B. in der 3. Ward diese über die Köpfe der Raufbolde gehoben, kein anderer hatte Zutritt. Beim Zählen der Stimmen in derselben Ward fanden sich über 50 Stimmzeddel mehr vor, als dem Protokolle zufolge gestimmt hatten. In der ersten Ward wurden die demokratischen Stimmgeber, vorzüglich wenn sie Adoptivbürger waren, mit Knütteln und Pistolenschüssen zurükgetrieben. An verschiedenen Wahlplätzen wurden den Adoptivbürgern ihre Bürgerpapiere, wie sie diese zur Legitimation vorzeigen wollten, von Nebenstehenden zerrissen. Unter allerlei nichtigen Vorwänden sind manche von den Nichtswisserischen Wahlrichtern zurükgewiesen, z. B. einer, der auf die Frage des Wahlrichters, „wo er geboren sei", die Antwort gab: „in Deutschland", mit dem Bemerken, „dann gehöre der Bürgerschein nicht ihm, denn in demselben stände, er wäre aus Preußen gebürtig." Alle Erklärungen halfen nichts — wie kann man auch von einem Nichtswisser erwarten, daß er wissen soll, daß Preußen in Deutschland ligt? Auch an blutigen Auftritten fehlte es nicht, Mehrere sind erschossen, Andere durch Knüttel und Stiche verwundet. Ein berüchtigter Raufbold, William Howard, Inhaber eines Bordells, schoß einem jungen Mann, nahe dem Stimmkasten der zweiten Ward, zwei Kugeln in die Brust. Er wurde zwar arretirt, aber bald darauf gegen Bürgschaft freigelassen, damit er als Nichtswisser-Held an der zur Feier des Sieges veranstalteten Prozession Theil nehmen konnte. Ja vor einigen Tagen hat sogar derselbe Raufbold, Mörder und Bordellwirth bei einer Nichtswisser-Prozession in Washington als Marschall figurirt. Um Ihnen einen Beweis von der Frechheit jener Leute und ihrer Organe zu geben, theile ich Ihnen mit, daß eines derselben, der „Baltimor Clipper", kurz nach der Wahl triumphirend erzählte, mehrere junge Leute (Gentlemen!) hätten in der ersten Ward einige Adoptivbürger gefaßt, deren Köpfe in ein, mit Ochsenblut gefülltes, Faß gesteckt und sie dann mit Steinwürfen fortgetrieben, damit andere, die die blutigen Köpfe sähen, dadurch abgeschrekt würden. Welch eine Heldenthat! Das nennt man gegenwärtig hier: „Freie Wahl!"

(D. Ausw.-Ztg.)

— (Spizbüberei und Leichtsinn.) Aus Baltimore werden der D. A. Z. einige Vorfälle berichtet, die auf's neue beweisen, wie leicht sich manche Einwanderer aus undegreiflicher Arglosigkeit und blindem Vertrauen betrügen lassen. „Ein hier eben angekommenes Mädchen, das 30 bis 40 Dollars mitgebracht hatte, machte schnell die Bekanntschaft eines jener Industrieritter, die gewöhnlich an den Landungsplätzen, an den Schiffen und in den Wirthshäusern sich herumtreiben und darauf spekuliren, die Einwanderer auszubeuten. Er bietet ihr Herz und Hand an, was bereitwilligst angenommen wird, und das glükliche Paar geht in einen Laden, um den Brautputz zu kaufen. Während sie die Waare besieht, macht er sich mit dem Gelde, das sie ihm in Verwahrung gegeben, davon. Sie eilt ihm nach und erreicht ihn, wie er eben in einen Omnibus gestiegen, um die Stadt herauszufahren. Bei seiner Verhaftung fand sich noch ein Theil des Geldes bei ihm, um den andern Theil und die Aussicht auf eine baldige Heirath war sie betrogen. Ein Seitenstük hiezu lieferte im vorigen Jahre ein junger Mann, der, wie er von einem hiesigen Handlungshause, wo ihm auf einen Wechsel 40 Dollars ausbezahlt waren, zurükkehrte, glaubte, er habe zu wenig bekommen und auf die Frage, ob er denn etwas ausgegeben, erwiederte: nichts als 6 solcher Cents fürs Zurükfahren. Er hatte dem Omnibustreiber 6 Gold-Dollar, die er für Cents gehalten, gegeben. Solche Leute müssen allerdings betrogen werden trotz aller Vorsichtsmaßregeln, so wie schon mehrere Male mir hier Einwanderer, namentlich Frauen, Zahlpfenninge — Spielmarken, vorzeigten, die sie als amerikanische Goldmünzen eingewechselt hatten. Anstatt in ein respektables, bekanntes Haus zu gehen, hatten sie in Kneipen oder bei Winkelwechslern ihr Geld umgewechselt, denen es bei der Unerfahrenheit der Leute leicht wurde, eine solche Marke zwischen zu schieben. Da die Betrogenen weder Namen noch Straße anzugeben wissen, so ist es unmöglich dem Betruge auf die Spur zu kommen.

— Kentuky. (Heirathen.) Der „Louisville Courier" enthält einige interessante Angaben über Heirathen in diesem Staate. Laut der Berichte der County Clerks wurden im Jahr 1854 20,000 Ehen geschlossen, eine Heirath auf 98 Einwohner. Die meisten Heirathen kamen im Dezember vor. Unter 5261 Heirathen waren bei 4184 beide Theile noch nie verheirathet; 148 Wittwen heiratheten Junggesellen; 598 Wittwer heiratheten Mädchen und 604 Wittwer heiratheten Wittwen. Die jüngste verheirathete Person war ein Mädchen von 13 Jahren. Eine ziemliche Anzahl Mädchen, die heiratheten, waren nur 14 Jahre und über 150 Mädchen unter 15 Jahre alt. Unter 4184 Heirathen waren 2094 Männer unter 20 Jahren, also mehr als 50 % und 89 % waren unter 25 Jahren.

— Michigan. (Das Land am obern See.) Die Stadt Superior ist ohne Frage dazu bestimmt, der größte und wichtigste Plaz am See zu werden, und Personen, welche Geldmittel in Grundeigenthum anzulegen haben, wenden ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich diesem Punkte zu. Die Verkäufe von Grundstüken sind während der gegenwärtigen Saison sehr bedeutend gewesen (häufig beliefen sie sich auf 20,000 bis 50,000 Dollars

. Unter allerlei nich-
n den Nichtswisserischen
B. einer, der auf die
geboren sei", die Ant-
dem Bemerken, „dann
, denn in demselben
ebürtig." Alle Erklä-
man auch von einem
sen soll, daß Preußen
tigen Auftritten fehlte
Andere durch Knüttel
erüchtigter Raufbold,
Bordells, schoß einem
immkasten der zwei-
ust. Er wurde zwar
Bürgschaft freigelassen,
en der zur Feier des
Theil nehmen konnte.
r derselbe Raufbold,
r Nichtswisser - Pro-
schall figurirt. Um
heit jener Leute und
Ihnen mit, daß eines
kurz nach der Wahl
e Leute (Gentlemen!)
Adeptivbürger gefaßt,
t gefülltes, Faß ge-
n fortgetrieben, da-
säben, dadurch abge-
enthat! Das nennt
B a h l!"
(D. Ausw.-Ztg.)

Leichtsinn.) Aus
einige Vorfälle be-
wie leicht sich manche
rglosigkeit und blin-
Ein hier eben ange-
Dollars mitgebracht
aft eines jener In-
Landungsplätzen, an
usern sich herumtrei-
wanderer auszubeu-
an, was bereitwil-
ükliche Paar geht in
u kaufen. Während
mit dem Gelde, das
von. Sie eilt ihm
n in einen Omnibus
fahren. Bei seiner
des Geldes bei ihm,
cht auf eine baldige
tenstük hiezu lieferte
, der, wie er von
wo ihm auf einen
aren, zurükkehrte,
n und auf die Frage,
derte: nichts als 6
r hatte dem Omni-
Cents gehalten, ge-
ngs betrogen wer-
o wie schon mehrere
tlich Frauen, Zahl-
n, die sie als ame-
hatten. Anstatt in
gehen, hatten sie
n ihr Geld umge-
nheit der Leute leicht
u schieben. Da die
aße anzugeben wis-
e auf die Spur zu

n.) Der „Louisville
Angaben über Hei-
Berichte der County
0 Ehen geschlossen,
e meisten Heirathen
1 Heirathen waren
irathet; 148 Witt-
Wittwer heiratheten
ten Wittwen. Die
n Mädchen von 13
hen, die heiratheten,
Mädchen unter 15
waren 2094 Män-
is 50 % und 89 %

o am obern See.)
dazu bestimmt, der
u werden, und Per-
igenthum anzulegen
hauptsächlich diesem
ndstüken sind wäh-
bedeutend gewesen
bis 50,000 Dollars

in einer Woche) und die Ankäufe wurden meistentheils mit der Absicht gemacht, um darauf zu bauen. Die Eigenthümer von Superior verwenden die Hälfte der Summe, welche sie aus dem Verkauf von Grundeigenthum lösen, zu öffentlichen Anlagen und sind sehr freigebig in ihren Schenkungen an Kirchen, Schulen und Eisenbahnen gewesen, welche sämmtlich der Stadt zum Vortheile gereichen müssen. Andere Punkte am See eilen der wichtigen Stellung zu, welche ihnen bestimmt ist, und besonders Ontonagon und Marquette haben eine glänzende Zukunft vor sich. Ontonagon besizt unübertreffliche Kupferminen, die einen großen Theil des Kupfers liefern, welches in diesem Lande gebraucht wird, und bereits haben Ausfuhren nach Frankreich stattgefunden. Das Eisen in der Nähe von Marquette ist anerkannter Maßen das beste in der Welt und nie zu erschöpfen. — Alle diese Pläze jedoch erfahren die wohlthätigen Folgen der Einwanderung, welche sich nach dem Lande an diesem See wendet, und jeder derselben ist dazu bestimmt, in der zukünftigen Geschichte des Nordwestens eine hervorragende Rolle zu spielen. (Wisc. B.)

— **Illinois.** (Wirksamkeit der deutschen Gesellschaft zu Chicago im Jahr 1855.) Ueber die spezielle Thätigkeit des Agenten, Herrn E. Kampe, berichtet derselbe Folgendes:

Auskunft beziehungsweise Rath ertheilt:	
Niederlassung betreffend	126 Fälle.
Ueber Verschiedenes	472 „
Korrespondenzen	105 „
Geldschenkungen	4 „
Aerztliche Behandlungen	16 „
Unterbringung gänzlich Hülfloser:	
Im Blatternhospital	1 Fall.
Im Armen- und Krankenhause	9 Fälle.
In Familien	6 „
Kostenfreie Beerdigung besorgt	4 „
Aufsuchung verlorenen Gepäkes betrieben	364 „
Einzelne Kollekten	2 „
Wohnungen verschafft	21 „
Zeitungsaufrufe und Ankündigungen	36 „
Es wurde Beschäftigung verschafft für Lehrer	2 „
Künstler und Techniker	2 „
Geschäftsleute	9 „
Handwerker	69 „
Farmer	101 „
Taglöhner	47 „
Eisenbahnarbeiter	4 „
Lehrburschen	18 „
Hausburschen	6 „
Dienstmädchen	192 „

— (Wunderbare Indianergeschichte, so im J. des Herren 1855 in Illinois begegnet sein soll.) Im Berner Intelligenzblatt liest man eine solche. „Ein Hessen-Homburger, L. Hamel, der aus Liebe zur Länder- und Völkerkunde den Westen von Nordamerika fern bis zu den lezten Ansiedelungen dießseits des Felsengebirges (Roky Mountains) bereiste, erlebte hiebei zufolge seiner interessanten (aber, wie es scheint, sehr gespikten) Reise-Notizen auch nachstehenden Vorfall. Am 30. Jan. 1855 trat er nämlich von Cairo, am Ausflusse des Ohio in den Missi;ippi, seine Weiterreise auf der neu eröffneten Illinois-Zentral-Eisenbahn nach Jonesbord an, und als der Bahnzug ungefähr den halben Weg zurükgelegt hatte, gewahrte man in der Ferne eine Masse von Indianern; beim Näherkommen der Lokomotive aber zerstreuten sie sich gänzlich und zwar, wie es sich bald zeigte, aus Furcht und Entsezen vor derselben. Viele flohen in die Wälder, mehrere knieten und beteten, Weiber und Kinder weinten und flehten. Der Ingenieur ließ einsichtsvoll die Bestürzung erregende Lokomotive anhalten, worauf der Indianerhäuptling fragend herbeikam, „ob dieses eiserne Pferd (iron Horse) von Gott gesandt sei." Der Ingenieur gab ihm nun beruhigend zu verstehen, daß es nur ein Werk der Weißen wäre. Erstaunt traten alsdann die Indianer ihren Weg nach Südwesten wieder an." Merke: Im Jahr 1832 haben die lezten Indianerhorden Illinois geräumt und die wenigen einzelnen halbzivilisirten Indianer, die zurükgeblieben sein mögen, sind bei den zahlreichen Dampfschiffen und Dampfwagen, welche schon lange Illinois durchbrausen, sicherlich über das Entsezen hinaus.

— **Kalifornien.** (Heimkehrende Chinesen.) Es ist bedeutungsvoll, daß jezt mit jedem Schiff, das von San Franzisko nach China fährt, eine große Anzahl Chinesen ihren Rükweg nach ihrer Heimat bewerkstelligt; die vielen Mordthaten und Räubereien, die vielen Drangsale und die Unduldsamkeit, die sie theils durch Mexikaner und Amerikaner zu erdulden gezwungen waren, sind die alleinige Ursache dieses Abzugs; selbst die hohen Minentaxen und die Hartherzigkeit der rauhen Kollektoren, die gewöhnlich aus der Hefe der westlichen Amerikaner bestehen, lassen dieser Nation keine andere Wahl übrig. Der Klipper „Sea Serpent", der von San Franzisko abfuhr, nahm 400 solcher Kalifornia-Müden mit; beim Abgang vom Wharf rief einer der Gebildeteren die bedeutungsvollen und wahren Worte zurük: „Lebe wohl du Land guter Geseze und schlechter Vollzieher, du Land der Mörder und Diebe ohne Strafe, du lebst nur für dich selbst und gönnest andern Menschen nichts, du hast keinen Gott mehr, der es sieht."

— Die **Minenberichte** lauten sehr günstig; die neuen Fundörter in Table Mountain hatten eine Masse Arbeiter angelokt, zumal in den Höhlen daselbst neuestens Diamanten gefunden werden sollen. Die Indianer im Norden waren noch immer sehr lästig. Im Rouge-Riverthale waren 400 Mann amerikanische Truppen und Freiwillige von 300 Indianern mit einem Verluste von 18 Mann zurükgeschlagen worden.

Zentralamerika. Gegen die Anerkennung der Walker'schen Regierung von Nicaragua protestiren die übrigen Staaten Zentralamerika's, San Salvador, Honduras und Costa Rica. Dagegen ist der Vertrag zwischen den Vereinigten Staaten von Nordamerika und der neuen Regierung von Nicaragua von dieser ratifizirt und ein Gesandter, Mr. French, nach Washington ernannt worden, der schon am 20. November in New-York angekommen ist.

Südamerika. (Die chilenische Kolonie an der Magelhaensstraße.) Die in der Magelhaensstraße von Chile gegründete Niederlassung war ursprünglich nur zur Aufnahme von Verbrechern bestimmt. Seit der im Jahre 1851 unter Leitung eines Offiziers der dortigen Garnison, Namens Cambiazo, daselbst stattgehabten Meuterei, wobei der damalige Gouverneur ermordet und alle Gebäude zerstört wurden, reduzirte sich die Kolonie von Punta Arenas auf einen Militärposten von 25 Mann, welche kaum im Stande schienen, den benachbarten Wilden im Falle eines Angriffes Widerstand leisten zu können, und auf einige freie Ansiedler, bestehend zum Theil aus früheren Verbrechern, deren Strafzeit abgelaufen und die dort fern von der Gesellschaft, welche sie ausstieß, eine traurige Heimat gefunden haben, und aus einigen deutschen Handwerkern, welche von der Regierung besoldet werden. Von den leztern sind mehrere nach Verlauf einiger Jahre zurükgekehrt, und gaben für die dortigen Verhältnisse keine sehr zufriedenstellende Auskunft. Der Plaz wird durch eine Pallisadenbefestigung und einige Kanonen nothdürftig vertheidigt. Zwar sind die Winter im Vergleich zu denen des nördlichen Deutschlands gelinde zu nennen, indem bei strengster Kälte das Quecksilber nicht unter 5 oder 6° R. unter den Gefrierpunkt zu sinken pflegt. Aber nicht nur fehlt es den Sommern dagegen an Wärme, sondern es bleiben selbst dann die Fröste nicht aus, und es ist augenscheinlich, daß da, wo die Sommerwärme sich am Tage nicht über 12 bis 15° R. über Null erhebt und des Nachts bis auf den Gefrierpunkt sinkt, keine Frucht gedeihen kann. Im Uebrigen fehlt es nicht an Baum- oder Gras-Vegetation, so daß das Land sich vielleicht zur Viehzucht eignen würde, wenn es von den Wilden gesäubert wäre. Aber warum sollte, so lange es der milden Himmelsstriche noch genug gibt, der Europäer seine Heimat da suchen, wo erwiesener Maßen nicht einmal die Kartoffel gedeiht? — Die vor einigen Jahren in der Magelhaenstraße entdekten Steinkohlenlager, von deren Güte und Reichthum in Santjago viel Aufhebens gemacht worden ist, liegen zu sehr entfernt, und getrennt von der Küste durch Wälder, Berge und tiefe Schluchten, als daß vor der Hand an ihre Ausbeute gedacht werden könnte. Die dichten Nebel und starken Strömungen in der Straße selbst, machen die Durchfahrt schwierig, langwierig und selbst gefahrvoll, so daß Segelschiffen dieser Weg nicht anzurathen ist.

— **Brasilien.** (Die deutsche Kolonie Santa Cruz in Rio Grande do Sul — nach einem Briefe von da.) Der Briefsteller war bei Abfassung seines Berichtes 9 Monate in Santa Cruz, war ohne Mittel mit Familie daselbst eingetroffen und hatte für 107 Milreis auf Kredit eine Landstelle sich erkauft, und während er eine Hütte auf derselben sich gebaut, über vier Morgen Wald geschlagen und die ersten Pflanzungen bestellt hatte, einige siebenzig Tage lang bei benachbarten Kolonisten im Tagelohn gearbeitet. Dadurch hatte er sich so viel verdient, daß er für sich und Frau und Kind den ganzen Lebensunterhalt, ohne Schulden zu machen, hatte bestreiten und noch einiges für die ersten Einrichtungen auf seinem angekauften Grundstük erübrigen können. „Ein guter Tagearbeiter," schreibt er, „bekommt hier im Sommer 20 Sgr. und Beköstigung, 25 Sgr. ohne Beköstigung, im Winter resp. 16 und 20 Sgr. Jezt sind wir auf unserer Landstelle eingerichtet, und wenn wir, um dahin zu gelangen, manchen harten und mühevollen Tag haben durchmachen müssen, so fühlen wir uns jezt um so beglükter, in der Gewißheit, das Schwerste hinter uns zu haben und in der Aussicht auf eine immer schönere Zukunft. Wir haben 11 Schweine, 2 zum Mästen, eine Sau und 8 Ferkel, die Sau mit den 8 Ferkeln haben wir für 24 Milreis gekauft. An Hühnern sind wir bis jezt noch arm und haben nicht mehr als vier; ehe 14 Tage aber vergangen sind, werden wir uns noch ein halbes Duzend besorgen. An Wasser hat unsere Landstelle Ueberfluß; nahe am Hause ist ein Brunnen und ein nie vertroknender Bach fließt durch die Stelle. Der Boden scheint vortrefflich zu sein. Die ersten Kolonisten, die hier sich niedergelassen haben, haben es weit schwieriger gehabt als wir und manchem von ihnen ist es im Anfang gar traurig gegangen. Aber das muß ich sagen, so weit ich noch in der Kolonie gewesen bin, ich habe Niemand klagen gehört und jeder hat vollauf und im Ueberfluß zu leben." Was die allgemeinen Zustände von Santa Cruz anbelangt, so belobt der Briefsteller zunächst das Klima, welches weit weniger heiß sei, als er erwartet habe. Nur wenige Baumarten seien es, die während der kältern Jahreszeit sich entlauben, während alles Uebrige grün bleibe. Immerhin aber fehle es nicht an empfindlich kühlen Abenden und Morgen. Die Fruchtbarkeit des Bodens wird nicht minder gepriesen. An einem freilich zu den stärksten und schönsten gehörenden Maiskolben zählte der Briefsteller nicht weniger als 756 Körner. Jedes gepflanzte Korn gibt einen 8 bis 9 Fuß hohen Stengel, der einen, häufig auch zwei, mitunter 3 Kolben trägt. Außer Mais werden in erster Reihe noch schwarze Bohnen und Mandioca, dann alle Arten deutsche Gemüse und Salat, „die eine fleißige Frau das ganze Jahr frisch aus dem Lande haben kann", ferner Bataten, verschiedene Oelpflanzen und Tabak gebaut. „Tabakraucher," heißt es wörtlich in dem Schreiben, „haben hier keine Noth um Tabak; denn Jeder pflanzt sich nach Belieben, so viel er Lust hat, und ohne Steuern raucht hier jeder gewöhnliche Kolonist ebenso guten Tabak, als in Deutschland der Edelmann. Schmekt die Pfeife nicht, so macht man sich Cigarren." An Holz und Wasser ist überall Ueberfluß. Die Viehzucht beschränkt sich hauptsächlich auf Schweine und Hühner. Das Mästen der Schweine lohnt sich hauptsächlich durch die verhältnißmäßig theuern Preise, die für den Spek erzielt werden, für 32 Pfund 6 bis 7 Milreis. Mit der Rindviehzucht geht es dagegen noch schlecht, und Milch und Butter haben kaum erschwingliche Preise, ein Pfund Butter in der Kolonie 10 bis 12½ Sgr., in Rio Pardo 20 bis 22 Sgr. Noch weit günstiger als bisher könnte aber die Lage der Kolonie und ihrer Ansiedler sein, wenn sie einen näher gelegenen Markt für ihre Erzeugnisse hätte, oder der Weg nach Rio Pardo besser wäre. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen lohnt sich für die Kolonisten hauptsächlich nur die Ausfuhr von schwarzen Bohnen und Spek und etwa noch von Mais. Auch den Mais aber verfüttert man besser an die Schweine, um später einen bessern Preis dafür in Spek zu erzielen. Hätte man einen nähern Absazmarkt oder eine gute Straße, so würde die Kolonie weit mehr ausführen können und dann mehr Gewinn haben. Auch fehlt es noch an der genügenden Zahl von Mühlen und sind solche Kolonisten, welche eine Mühle nicht in ihrer Nähe haben, genöthigt, das zum Brodbaken nöthige Mehl selbst zu mahlen, was Mühe, Arbeit und Zeitverluste bedingt, die andernfalls erspart werden könnten. Eine Plage für den Ankömmling sind ferner die Moskitos, „wie bei Euch die Schnaken und Brachmonatsmüken", die Einen im Sommer arg behelligen. Anderes Ungeziefer, das namentlich den jungen Pflanzungen verderblich ist, sind die Ameisen, und im lezten Frühling zeigten sich plözlich Schwärme von Heuschreken, hier sonst nicht gekannt, welche die Aeker einzelner Kolonisten, über welche sie zogen, arg verwüsteten. Wer endlich sehr furchtsam ist, dem wird es an manchem Schrek durch die sich vorfindenden Schlangen nicht fehlen. Gefährlich sind sie freilich nicht, wenn man vorsichtig ist und sich in Acht nimmt, sie anzugreifen oder auf sie zu treten. Nur in diesem Fall ist ihr Biß zu fürchten, im andern Fall fliehen sie vor dem Menschen. Uebrigens gibt es auch Mittel gegen den Schlangenbiß, die rechtzeitig angewendet jede aus demselben entspringende Gefahr beseitigen. — Der Briefsteller, der Katholik ist, beklagt sich, daß es für die katholischen Kolonisten noch an einer Kirche fehle. Die katholische Gemeinde scheint freilich auch noch ziemlich klein zu sein. Die Protestanten haben dagegen bereits aus eigenen Mitteln sich Kirche und Geistlichen — derselbe heißt Hoffmann — verschafft. Wie wir anderwärts erfahren, ist aber auch der Bau einer katholischen Kirche seit dem lezten Sommer in Angriff genommen. (Hansa.)

Australien. Die schaamlose Lola Montez giebt jezt Vorstellungen mit einer amerikanischen Truppe im Theater zu Melbourne. Das Kassenstük, in welchem sie spielt, ist betitelt: „Lola Montez in Baiern." Sie macht in Melbourne gute Geschäfte.

Feuilleton.

Fontanelle, der Omaha-Häuptling.

(Aus der „Saturday Evening Post" übersezt von R.)

Logan Fontanelle, der berühmte Häuptling der Omahas, ein Held, der würdig ist, mit Uncas, King Philipp und Tekumseh in eine Reihe gestellt zu werden, wurde, wie ein Korrespondent des „Missouri Demokrat" von Wolf Creek, Kansas-Territorium, meldet, am 1. August getödtet.

Logan wurde erschlagen und skalpirt am Long Fork; eine Bande Sioux beging diese That. Logan war von jeher ein edler, tapferer Krieger, der noch in seinem lezten Kampfe, Einer gegen Viele, mehrere seiner Feinde dem großen Geiste zusandte, um die Ankunft seiner eigenen großen Seele zu verkünden. Er focht lange, verzweiflungsvoll und mit Erfolg, aber die Ueberzahl der Sioux besiegte ihn und sein Leben entfloh aus hundert Wunden. Er starb als Märtyrer seines Stammes und sein Name wird mit Ruhm, so lange Indianer existiren, genannt werden.

Fontanelle war mit seinen Leuten auf einem seiner gewöhnlichen Jagdzüge begriffen und eine Anzahl seiner Zelte war auf der Ebene nahe dem Long Fork aufgeschlagen. Als eines Tages ein junger Krieger um die nahe liegenden Hügel ritt, spürte er eine mächtige Bande von Sioux aus, die an einem Bache lagerten, der durch ein abgelegenes Thal lief. Er beeilte sich, Logan von der Nähe und der Macht seines natürlichen Feindes in Kenntniß zu sezen. Logan befahl seinen Leuten, sogleich aufzupaken und auf geradem Wege heimzueilen, während er zurükbleiben und die Sioux durch falsche Campfeuer irre machen wolle, so daß sie durch diese und andere Täuschungen vom direkten Wege abgeleitet würden. Dieß war ungefähr in der Dämmerungzeit. Die Leute machten sich schnell auf den Weg, aber um keine Minute zu früh; denn kaum hätten sie sich um eine Erhebung der Prairie gewendet, als schon mehrere Sioux-Krieger ihnen zu Gesicht kamen und das eben verlassene Lager entdekten. Sie untersuchten es und fanden, daß Omahas da gekämpt hatten, und dann kehrten sie um, um ihrem Häuptling zu berichten und eine angemessene Anzahl Leute zu holen, um ein Gefecht liefern zu können. Logan bemerkte von einem Versteke aus, daß keine Zeit zu verlieren sei, sie vom rechten Pfade abzulenken, den sie leicht entdeken und ihm folgen würden. Er bestieg daher sein Pferd und sprengte in voller Carriere im rechten Winkel von dem Pfade, den seine Mannschaft eingeschlagen hatte, über die Prairie und machte, acht Meilen vom ersten Lager entfernt, auf einer Anhöhe ein Feuer an, welches die Sioux deutlich sehen mußten. Er hatte dieß kaum vollbracht, als er auf dem Punkte, welchen er und seine Leute verlassen hatte, einen mächtigen Trupp Sioux erblikte, der, ohne anzuhalten, seinen Weg nach dem zweiten Feuer fortsezte, welches er am blauen Himmelszelte aufsteigen sah und wo der Feind in sorgloser Ruhe zu lagern schien. Logan war aber nicht müssig gewesen. Als er das Feuer angezündet hatte, ritt er wieder acht bis zehn Meilen in derselben Richtung, wie vorhin, einer andern Anhöhe zu und zündete dort ein neues Feuer in dem Augenblik an, als die ersten der Sioux beim verlassenen Feuer ankamen. Dieß machte sie irre. Sie stiegen ab und untersuchten den Boden. Logan, der dieß vorausgesehen hatte, hatte sein Pferd im Trab und im Schritt um das Feuer herumgeritten, so daß das Gras wie von einer Anzahl von Pferden niedergetreten aussah, und dieß ließ sie glauben, daß eine kleine Abtheilung der Omahas hier sich ausgeruht habe, und so folgten sie dem auf's Neue von Logan weiter fort angezündeten Feuer mit noch größerem Eifer als vorher. Dasselbe ereignete sich, wie vorhin. Logan war weiter geritten und ein anderes Feuer begegnete wieder der Sioux erstaunten Bliken, während sie dieselben Fußstapfen fanden, welche sie an dem andern Feuer gefunden hatten. Jezt erwachte ihr Verdacht; sie untersuchten den Boden und die Spuren genauer, sowohl nahe als fern vom Feuer, und entdekten, daß ein einzelner Mann sie angeführt hatte, und wußten, daß das nur zu dem Zweke geschehen sei, sie von der Verfolgung derjenigen Bande abzulenken, deren Lager sie zuerst entdekt hatten.

Logan sah sie mit brennenden Fakeln herumgehen und verstand sehr wohl, was sie damit beabsichtigten, auch wußte er, daß jezt seine eigene Sicherheit in der Flucht nach seinem heimathlichen Lager bestehe, auch berechnete er, daß zur Zeit, wenn sie den Weg zurük nach dem ersten Lager gemacht und von da aus den Pfad seiner Leute verfolgt haben würden, diese lange schon aus dem Bereiche jeglicher Gefahr seien.

Die Sioux theilten sich nun in kleinere Banden, eine größere wurde zurükgesandt, um die Omahas zu verfolgen, und die andern, um in verschiedenen Richtungen dem einzelnen Manne nachzusezen, welcher sie irre geleitet hatte. Sie wußten, daß er ein Omaha sei, und daß er entweder vorwärts gehen und noch mehrere Feuer anzünden, oder in direkter Linie zu seinem Stamme heimkehren werde, und deßhalb eilte eine Abtheilung etwas weiter vorwärts und die andere schlug einen Pfad ein, von dem sie vermutheten, daß er den Weg des Verfolgten nach dem Omaha-Lande durchschneiden werde. Logan trieb seine ermüdete Stute so rasch wie möglich vorwärts, bis er hoffen konnte, seinen Verfolgern ganz entgangen zu sein; aber als der Tag anbrach, sah er zu seinem Schreken die ihm nachsezenden Sioux nahe hinter sich auf seiner Spur. Er änderte daher seinen Kours und wandte sich einer Schlucht zu, die, wie er aus der Ferne erkannte, von Bäumen und Unterholz gedekt war. Es gelang ihm, sie zu erreichen und am Saume des Dikichts entdekte er ein Indianermädchen, welches an einer Quelle Wasser schöpfte. Sie erschrak und war im Begriffe zu schreien, als er ihr erklärte, das er ihres Schuzes und Beistandes bedürfe. Mit dem sichern Blike des Weibes begriff sie sofort seine Lage und ihr ganzes Mitleid erwachte für ihn. Sie rieth ihm, abzusteigen und nach einer kleinen natürlichen Laube zu gehen, die am Rande des Waldes befindlich und deren Lage sie ihm genau beschrieb, während sie sein Pferd besteigen, und seine Verfolger nach der entgegengesezten Seite loken werde. Er gehorchte ihr und sie sprengte davon auf einem sich schlängelnden Wege, der durch den Wald führte, auf dem sie deutliche Spuren an den niedergerittenen Büschen zurükließ. Die Sioux folgten ihr bald. Als sie so eine Weile geritten war, leitete sie ihr Pferd in's Wasser und ließ es am Ufer ein paar Schritte abwärts gehen. Dann machte sie Kehrt und ritt den Fluß hinauf bis zu der Stelle, wo Logan verborgen war. Sie hieß ihn eiligst aufsteigen und fortreiten, während seine Verfolger den Waldschlund abwärts gehen würden. Er ritt fort und kam auf lange Zeit den Sioux aus dem Gesichte, so daß er wiederum sich außer Gefahr glaubte, als er aus einem Thale herauf fünfzig Sioux-Krieger auf sich zukommen sah, welche von der Verfolgung seiner Leute zurükkehrten. Er änderte jezt zwar seinen Weg und versuchte zu entkommen; doch war sein armes Pferd zu erschöpft, um ihn mit der nöthigen Schnelligkeit fortbringen zu können. Mit wildem Geheul trieben die Sioux ihren Pferden die Sporen in die Flanken und kamen ihm immer näher. Als der erste von ihnen in guter Nähe war, wandte Logan plözlich sein Pferd und sandte ihm eine Kugel durch den Schädel; dann, im Weitergallopiren ladend, biß bald der Zweite in's Gras, und auf diese Weise tödtete er vier. Gerade in dem Augenblike jedoch, wo er wieder lud, stolperte sein Pferd und fiel, und bevor er sich von der Erschütterung erholen konnte, war die Bande über ihn. Es wurde mit Kugeln und Pfeilen auf ihn geschossen, mit Tomahawks auf ihn eingehauen und mit Lanzen auf ihn gestochen; dessen ungeachtet erhob er sich mitten unter seinen Feinden und mit dem Kolben seiner Büchse und seinem Jagdmesser erlegte er fünf von ihnen und fiel rüklings auf ihre Leichen, im Sterben noch fechtend.

Er wurde skalpirt und Hunderte von Kriegern tanzten den großen Kriegstanz um ihn.

So schied Logan Fontanelle und sein edler Geist wurde von Seufzern und Wehklagen seines Volkes und dem Mitleid und den Segnungen der Braven jeden Landes in das Reich des großen Geistes begleitet.

Anzeigen.

Abonnementseinladung.

Der **„Kolonist"** ladet hiemit zu zahlreichen Abonnements auf den mit der gegenwärtigen Nummer angetretenen neuen Jahrgang ein.

Der „Kolonist" ist ein Organ für die schweizerische Auswanderung und bespricht als solches sowohl die allgemeinen Verhältnisse derselben, als er namentlich Mittheilungen über sämmtliche Länder bringt, welche ihr Ziel sind. Neben Nordamerika, das dem Europamüden leider schon seit längerer Zeit so trübe Aussichten bietet, wird er die Blike seiner Leser wie bisher vorzugsweise auf Brasilien lenken, und zwar insbesondere auf jene Halbpachtkolonien in San Paulo, die sich bis jezt als einzig praktische Lösung der Auswanderungsfrage bewiesen haben. Ebenso wird er fortfahren, nach bestem Wissen und Gewissen vor der Uebersiedlung nach solchen Ländern zu warnen, in welchen den schweizerischen Auswanderer statt dem geträumten und ihm vorgespiegelten Glük nur Elend und Verderben erwarten, wozu immer noch reichliche Gelegenheit geboten ist.

Der „Kolonist" kostet halbjährlich 2 Fr., vierteljährlich 1 Fr., mit der Post franko durch die ganze Schweiz. Eine Vergleichung unseres Blattes mit der in Bern wöchentlich erscheinenden Auswanderungszeitung ergibt, daß es mehr als doppelt so billig ist, da die Abonnementsgebühr des „Kolonist" bei um die Hälfte größerem Format und viel gedrängterem Saz doch nur zwei Drittheile von dem Preise jener beträgt.

Den bisherigen Lesern wird unser Blatt auch ohne besondere Bestellung wieder zugesandt und die Gebühr mit der dritten Nummer nachgenommen. Neue Abonnenten mögen sich an das nächstgelegene Postamt wenden oder in frankirten Briefen an die

Expedition des „Kolonist"
in Lichtensteig.

Auswanderung
nach den
Kolonien der HH. Vergueiro in St. Paulo (Brasilien).

Die nächste Abfahrt nach diesen Kolonien wird Ende März oder Anfangs April stattfinden; von da an bis Oktober jedes Mal, wenn sich genug Passagiere zur Besezung eines Schiffes werden gemeldet haben.

Der Bericht der schweizerischen Hülfsgesellschaft in Rio Janeiro macht jede weitere Anpreisung derselben unnöthig (siehe „Neue Zürcher Zeitung" Nro. 356 vom 22. Dezember 1855 und Kolonist Nro. 52).

Für Abschluß von rechtsgültigen Verträgen beliebe man sich an den Unterzeichneten, welcher allein in der Schweiz dazu ermächtigt ist, zu wenden.

Gemeinden, welche ihren Angehörigen die Reise nach diesen Kolonien bezahlen, erhalten ihre dafür ausgelegten Gelder in fünf Jahren zurük.

Auch für die Kolonien der Mucury-Gesellschaft und des Herrn Grafen von Montravel ist derselbe bevollmächtigt, Leute anzunehmen.

Hr. A. Suter, Advokat in Lichtensteig und konzessionirter Agent, ist durch mich bevollmächtigt worden, Leute im Kanton St. Gallen zu engagiren.

Zürich, Unterstraß Nro. 132.

E. de Paravicini.

Abonnementseinladung.

Der „Schweizer Handels-Courier"

ist seit drei Jahren das einzige, täglich erscheinende schweizerische Blatt, das neben vollständigen Berichten über die Zeitereignisse, die Interessen des Handels, die Fortschritte der Industrie, der Gewerbe und Landwirthschaft bespricht, in originellen Leitartikeln, Korrespondenzen, telegraphischen Depeschen für hochwichtige Nachrichten, in Benuzung zahlreicher, neuerdings vermehrter Hülfsquellen und ausgezeichneter Mitarbeiter, eine Reichhaltigkeit des Inhalts bringt, die durch die praktischen, für jeden Verkehr ungemein wichtigen Hauptmarktberichte über alle Konsumtionsartikel und den großen umfassenden Pariser monatlichen Preis-Courant u. s. w. u. s. w. in dem Maße sich steigern, daß öftere außerordentliche Beilagen unumgänglich nöthig geworden sind. Die Preise der Baumwolle, von Mehl und Früchten, Oel, Wein, Weingeist, von Branntwein, Kolonialwaaren, Tabak, Wolle, Seide, Metallen, von Anken, Käse, Häuten, Leder, Fleisch, Viehwaare, Hopfen, Droguerien und Färbestoffen u. s. w. u. s. w. kommen zum Theil täglich oder bei jedem Wechsel von Hauptmärkten, deren Einwirkung auf die übrigen Märkte bekannt ist. Geld-, Wechsel- und Börsenkurse ergänzen diesen Theil des Blattes auf's Vollständigste.

Obgleich durch außerordentliche und Monatsbeilagen der Schweizer Handels-Courier von 1856 an einen bedeutend erweiterten Wirkungskreis einnehmen wird, bleibt sein Abonnementspreis, wie bisher, franko durch die ganze Schweiz

für 12 Monate Fr. 15.
für 6 Monate „ 7. 50.
für 3 Monate „ 3. 75.

Man abonnirt bei jedem Postamte oder direkt bei der

Expedition
des Schweizer Handels-Couriers
in Biel, K. Bern.

☞ Ein Auszug über Geldstage, Gantsteigerungen u. s. w. aus dem bernischen Amtsblatte wird regelmäßig vom Neujahr 1856 an im Handels-Courier gebracht werden.

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrückungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 2. | Samstag den 12. Januar. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | **1856.**

Auf den **„Kolonist"** kann noch fortwährend sowohl bei den nächstgelegenen Postbüreaux als auch bei der Expedition desselben abonnirt werden. Zu zahlreichen Bestellungen ladet ein

Die Expedition.

O, ihr armen Walliser!

Geneigter Leser, der du dem „Kolonist" im lezten Jahre deine Aufmerksamkeit geschenkt hast, du weißt wohl, daß wir unter diesem Titel weder von den Verwüstungen des Erdbebens, noch von den politischen Zuständen des Kantons Wallis sprechen wollen, weder von der Armuth vieler Thalbewohner, noch von den unglüklichen Mitbürgern vom obern Laufe der Rhone, die seit Jahren elend und mit getäuschten Hoffnungen aus Algerien heimgekehrt sind, sondern von den 140 Wallisern, die, durch die Vorspiegelungen des Hauses Bek und Herzog in Basel verleitet, vor einigen Wochen den Wanderstab ergriffen haben, um an den Ufern des Laplata das Land, da Milch und Honig fließt, aufzusuchen und nun auf den Wogen des Oceans der Erfüllung ihres unglüklichen Schikksals entgegengetrieben werden.

Unsere vielfachen und wohlbegründeten Warnungen vor dieser unverantwortlichen Menschenspekulation sind nicht ohne Erfolg geblieben. Hätten sie doch an den Ufern der Rhone dasselbe Echo gefunden, wie im Thale des Rheins, wo Hunderte schon mit willigem Ohre den trügerischen Worten der Agenten des genannten Hauses lauschten, aber glüklicher Weise noch zur rechten Zeit durch unsere Bemühungen belehrt sich von den Verführern abwandten!

Wir wollen uns nicht weiter über die mitunter sehr unlautern Mittel auslassen, welche diese Agenten, um zu ihrem Zweke zu gelangen, anwandten, sind auch ferne davon, dieselben den Herren B. und H. sämmtlich in die Schuhe zu schütten. Was aber die Firma B. und H. selbst zu verantworten hat, das sind die durch den Druk veröffentlichten Schriften über die projektirte Santa-Fé-Kolonie und die Zustände der Laplata-Staaten, welche mit der offenkundigen Absicht, das mit den dortigen Verhältnissen weniger bekannte Publikum zu täuschen, verbreitet wurden. Die gefährlichen politischen und sozialen Zustände jener Länder, die eine Empfehlung derselben zur Auswanderung jedem gewissenhaften Menschen verbieten mußten, konnten auch den Herren B. und H. nicht unbekannt sein. Dessenungeachtet haben sie unsere darauf fußenden Einwürfe beharrlich geläugnet, verhöhnt und bespöttelt. Was werden sie nun sagen, nachdem ihre Auftraggeber selbst wegen des ausgebrochenen Bürgerkrieges ihre Fahrten nach dem Laplata vermindern, also indirekt die Gefahr einer Auswanderung nach dem Laplata einräumen? Man lese folgende Anzeige, welche in dem Dünkirchener Blatte l'Autorité vom 3. Januar 1856 steht:

„Agentur für transatlantische Auswanderung, autorisirt durch Seine Excellenz den Minister des Handels und der öffentlichen Arbeiten. Auswanderung nach den Argentinischen Provinzen. Wichtige Anzeige.

„Da die lezten aus Buenos Ayres eingetroffenen Nachrichten nicht derart sind, daß man europäische Bevölkerungen engagiren kann, nach diesem Staate auszuwandern, sind und bleiben die projektirten Expeditionen über Dünkirchen mit oder ohne Verträge nach diesem Staate aufgehoben und werden durch Expeditionen nach Martin Garcia, Colonia und Rosario, welche sich in kurzen Zwischenräumen vom 25. Februar an folgen werden, ersezt.

„Für Fracht und Passage melde man sich bei Hrn. Vandereſt, Direktor der atlantischen Auswanderungsagentur, und bei Hrn. P. Debäker und Numa Plaideau, Schiffsmäkler."

Also: was werden die Herren B. und H. in ihrem „Boten aus Amerika" sagen? Ohne Zweifel wieder: das geht Santa Fé nichts an; es handelt sich da nur um die Auswanderung nach dem Staate Buenos Ayres. Aber dürfen sie denn die Hand auf's Herz behaupten, daß von einer Kolonisation in Santa Fé noch die Rede sein kann, wenn zwischen Buenos Ayres und den andern argentinischen Staaten Bürgerkrieg herrscht und die Indianer sich zum allgemeinen Aufstande theils rüsten, theils schon darin begriffen sind? Wenn der Hr. Vandereſt auch vom 25. Febr. noch nach einigen andern Städten am Laplata Auswanderer spediren will, so mag er das allerdings wünschen, glaubt aber schwerlich selbst, daß etwas daraus werden wird und kündigt diese Fahrten nur an, um nicht auf einmal die ganze hochgepriesene Laplata-Auswanderung vor den Augen des Publikums in das Nichts versinken zu lassen.

Was aber steht den 140 Wallisern bevor, wenn sie mitten im Bürgerkriege in Argentinien anlangen? Werden die schönen Versprechungen, die man ihnen gemacht hat, gehalten werden? Wir sagen noch einmal, o ihr armen Walliser!

Zur Würdigung der Gesezе über Auswanderungsagenturen.

(Eingesandt.)

In unserm Kanton St. Gallen existirt ein Gesez über die Auswanderungsagenturen, welches verlangt, daß jeder, der sich mit einem solchen Geschäfte befassen will, 10,000 Fr. kautioniren und von der hohen Regierung patentirt sein müsse. Das gleiche Gesez schreibt ferner vor, daß Falliten und solchen, welche nicht Bürger oder Niedergelassene des Kantons sind, keine Patente verabfolgt werden dürfen. Für unbefugte Ausübung des Auswanderungsgeschäftes sezt Art. 6 fraglichen Gesezes eine Strafe von 20—400 Fr. fest. Wie kömmt es nun, daß im Angesichte des Gesezes unpatentirte Agenten mit Behörden und ebenso mit Privaten in Sachen der Auswanderung ungescheut verkehren und unterhandeln dürfen? Es wäre gewiß im Interesse der Auswanderer, wenn die Polizei solche Menschen über die Kantonsgrenze weisen würde! Oder wird vielleicht dem armen Auswanderer eine größere Garantie geboten, wenn er z. B. mit einem Falliten des Kantons Glarus seinen Akkord abschließt, als mit einem patentirten Agenten auf St. Gallischem Territorium? Nach der Ansicht jedes unbefangenen Bürgers dürfte es eine besondere Aufgabe der St. Gallischen Polizei sein, auf derartige Winkelagenten ein besonderes Augenmerk zu richten und sie nöthigenfalls „Mores" zu lehren.

Nicht minder verwerflich erscheint die Handlungsweise solcher Menschen, welche, ohne dazu befugt zu sein, Leute engagiren, von Basel oder Straßburg sich Kontrakte verschreiben lassen und auf diese seine Manier oft gute Geschäfte machen. Den Leuten geben sie dann natürlich vor, daß sie ohne das geringste Interesse hilfreiche Hand bieten. Es ist diese Handlungsweise um so mehr zu rügen, als selbst Amtsleute sich derselben schuldig machen und sich dann nachher mit ihren Helfershelfern um die Provision streiten!! Wenn nun solcher Skandal im Gegensaz zum Gesezе vor den Augen des Volkes geschieht, muß man sich denn wundern, wenn dem Volke die Schuppen von den Augen fallen und dasselbe sich die Frage zu stellen erlaubt: „Ist das Gesez für Alle in Kraft getreten oder gestattet es Ausnahmen?" Ist das erstere der Fall, wohlan, so soll das Gesez gehalten werden; gleiche Elle für alle ist wahrer Republikanismus!

Anmerkung der Redaktion. Der verehrliche Einsender hat uns sowohl den Glarner Agenten, der im benachbarten Gaster Auswanderer engagirt, als einen gewesenen und einen gegenwärtig noch in Amt und Würde stehenden St. Gallischen Gemeindammann genannt, welche lezтere ebenfalls unbefugter Weise Auswandererspeditionsgeschäfte machen. Wir halten dafür, der Hr. Einsender würde sich ein Verdienst um das beleidigte Gesez erwerben, wenn er diese sämmtlichen Individuen bei kompetenter Behörde zur Strafeinleitung verzeigte. Am schmählichsten ist es von denen, die zu Wächtern des Gesezes bestellt sind, wenn sie dasselbe selbst übertreten. Was den Glarner betrifft, so wäre ihm vermuthlich eine, überdieß nicht einmal gesezlich statthafte, Verweisung über die Kantonsgrenze sehr gleichgültig. Der sollte eben auch beim Gemeindammannamte der Ortschaft, wo er auf schlimmem Pfade ertappt wurde, angezeigt werden; eine gerichtliche Strafe kann ihm gar nicht fehlen.

Verschiedenes.

An die Tit. Redaktion des „Kolonist" in Lichtensteig.

Basel, den 7. Januar 1856.

In Ihrer Nummer vom 5. dieses Monats bezeichnen Sie Hrn. Hallauer im Kanton Schaffhausen als unsern Agenten, was auf einem Irrthum beruht. Hr. Hallauer ist nicht unser Agent und ist es niemals gewesen; im Kanton Schaffhausen sind wir vertreten durch die Herren Zündel und Komp., Banquiers in Schaffhausen, denen die Herren P. Beker in Schaffhausen und Beat Bolli in Beringen für die Unterhandlungen, zur Verfügung gestellt sind. Alle drei sind laut Gesez patentirt.

Wir ersuchen Sie, diese Zeilen in Ihre nächste Nummer aufzunehmen.

Genehmigen Sie die Versicherung unserer freundschaftlichen Hochachtung und Ergebenheit.

Bek und Herzog.

Auch Herr Grewe in Zürich hat uns eine Vertheidigung gegen den Korrespondenz-Artikel „unerfreuliche Berichte über Agenten" eingesandt. Sein Brief ist zu weitläufig, als daß wir ihn in dieser Nummer aufnehmen könnten. Sollte der Verlauf des Prozesses es nothwendig erscheinen lassen, so wird es später geschehen. Aus demselben haben wir aber die Ueberzeugung geschöpft, daß Hr. Grewe bei einer rechtlichen Austragung des Streites ungeschlagen davon kommen wird und daß die Schuld an der unglüklichen Lage der betreffenden italienischen Auswanderer (nach Hrn. Grewes Brief nicht 40 nach Australien, sondern 12 nach New-York und 9 nach Australien bestimmte Piemontesen) nicht dem Hrn. Grewe beizumessen sei, sondern einer Verkettung fataler Umstände, theils Versäumniß und schiefen Maßregeln Neboras zu seinen Lebzeiten, theils seiner Krankheit und seinem Tode, wodurch eine Stokung in sein Geschäft kam, der seine Hinterlassenen augenbliklich nicht gewachsen waren. — Endlich finden wir uns zu bemerken veranlaßt, daß die Einsendung in lezter Nummer nicht von dem Hause Bek und Herzog uns zukam, wenn auch vielleicht der Agent derselben in Luzern nicht übel Lust gehabt haben mag, dem Hrn. Grewe eins anzuhängen.

— An den „Boten aus Amerika" in Bern. Seien Sie doch ehrlich, Herr Großniklaus, thun Sie in Ihrem Boten nicht immer dergleichen, als unterschäzten und verachteten Sie die Parceriakolonien von San Paulo. Sie haben sich ja am Ende der beiden leztverflossenen Jahre angeboten, gegen höhere Besoldung Ihren Boten im Interesse der brasilianischen Halbpachtkolonien zu schreiben. Und dann seien Sie auch nicht so einbildisch zu behaupten, Sie haben im Gegensaz zum Kolonisten Ihren Lesern Nachrichten, Schilderungen u. s. w. über alle Auswanderungsziele gegeben. Von Kanada bis Chile giebt es außer den Laplatastaaten, die uns erst noch wegen Ihrer trügerischen Vorspiegelungen das lezte Jahr mehr beschäftigt haben, als uns lieb war, kein Land, über das der Kolonist nicht doppelt so viel gebracht hat, als der Bote. Obgleich seiner Ueberzeugung getreu vorzugsweise und wie die Erfahrung immer mehr zeigt, mit Recht Brasilien empfehlend, hat der Kolonist es doch in seiner Pflicht gehalten, kein Land und kein Ereigniß zu übergehen, nach dem der Leser in einer Auswanderungszeitung sich umzusehen wünschen kann. Wenn der Stolz, Ihre dießfallsige Pflicht so ausgezeichnet erfüllt zu haben, wie Sie wirklich zu glauben scheinen, Ihr niedergeschlagenes Gemüth aufzurichten vermag, so gönnen wir Ihnen diese Erholung gerne. Verlangen Sie nur nicht, daß wir Ihre Zeitungsschreibermanier nachmachen, welche darin besteht, was Ihnen in die Hände fällt, ohne eigenes Urtheil wie Kraut und Rüben durcheinander, vermehrt und verschönert durch eine Unmasse von Drukfehlern, aber meist ohne Quellenangabe, abzudruken, oder daß wir Sie in der Methode nachahmen sollen, wie Sie Ihren Lesern Begriffe von gewissen Gegenden (wodurch dieselben zu sehr ungewissen Gegenden werden) beibringen, wenn Sie z. B. einen Brief aus den Vereinigten Staaten bringen, aber in Ihrer Gedankenlosigkeit und Nachlässigkeit vergessen zu bemerken, wo auf dem unendlichen Gebiete dieser großen Republik er geschrieben worden ist. (Siehe einen solchen in zwei Stüke getrennt in der lezten Nummer des Boten vom vorigen Jahr und in der ersten 1856.)

Schweiz. Bern. Unverantwortlich ist es, daß gegenwärtig wieder einige Bernerzeitungen die beiden übelberüchtigtsten Kolonisationsunternehmungen empfehlen können, nämlich die „Dorfzeitung" und die „Bernerzeitung" das Santa Féprojekt in dem gleichen Augenblik, in dem wegen der bösen Berichte vom La Plata die betreffende Gesellschaft selbst ihre Verschiffungen nach jenen Gegenden beschränkt (s. oben. — In diese Zeitungen haben gewiß die schlauen B. und H. die betreffenden Artikel irgendwie eingeschmuggelt) — und das Berner Intelligenzblatt die Setifkolonie in Algier durch Aufnahme des parteiischen Berichtes eines Geschirrhändlers Blaser, welcher mit Unterstüzung des Kolonialverwaltungsrathes zu Genf einen kurzen Ausflug (er war bloß fünf Wochen von Hause abwesend) nach Setif gemacht hat. Die Setifgesellschaft bezahlt dem Berner Intelligenzblatt, wie mehreren anderen Zeitungen jährlich außer ihren zahlreichen sonstigen Inseraten mehrere Bogen Extrabeilagen. Man denkt da unwillkührlich an die berühmten Nevalenta-Arabica-Anpreisungen, für welche Barry-Dubarry soviel tausend und aber tausend Franken an die Zeitungsschreiber ausgegeben hat, immer unter der Bedingung, nichts gegen sein Erbsenmehl aufzunehmen. Wahrlich, wenn irgend ein geplagter Auswanderungsagent statt einer reichen und vornehmen Gesellschaft für Setif werben würde, man hörte es durch die ganze schweizerische Presse ganz anders tönen!

— Glarus. Auch in diesem Kanton soll nach dem Landrathsbeschluß eine Ueberwachung der Auswanderungsagenten eintreten. Wenn da nichts Gescheiteres herauskommt, als in andern Kantonen, so könntens sie's bleiben lassen.

Deutschland. Hamburg. (Die schweizerische Auswanderung im Jahre 1855.) Aus dem vom schweizerischen Konsulat zu Hamburg dem Bundesrath eingesandten Verzeichnisse ergibt sich, daß in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahres 340 Angehörige der Schweiz über Hamburg ausgewandert sind und zwar 233 nach Santos (San Paulo) in Brasilien, 79 nach Dona Francisca in Brasilien, 19 nach Melbourne in Australien, 9 nach New-York. Die erste Hälfte 1855 ergibt 968 über Hamburg ausgewanderte Schweizer, die zweite also 340, zusammen 1308 gegen 1236 im Jahre 1854; demnach im lezten Jahre 72 mehr als im Jahre 1854.

England. Auch die Auswanderungstabellen von Liverpool ergeben fast das gleiche Resultat über das Verhältniß der Auswanderung von 1855 zu derjenigen von 1854, wie die Statistik der meisten übrigen Häfen Europas und Nordamerikas, die bei der Auswanderung interessirt sind, nämlich daß erstere beinahe um die Hälfte geringer war, als leztere, 1854 über 210,000 Köpfe, 1855 zirka 122,000, davon 90,000 nach den Vereinigten Staaten, 27,000 nach Australien und der Rest nach dem englischen Nordamerika. Mehr als vier Fünftheile dieser Auswanderer waren aus Großbrittannien gebürtig, die Mehrzahl des Restes aus Deutschland.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Die auffallende Abnahme der Einwanderung beginnt, wie bekannt, den Amerikanern selbst bedenklich vorzukommen, da sie, was ihnen immer die Hauptsache ist, den Geldpunkt in's Auge fassen. Wenn diese Abnahme, so schreibt die New-Yorker Times, in den nächsten sechs Monaten eben so groß wie im lezten Semester sein sollte, dann wird der Ausfall im Jahre 1856 wohl 150,000 bis 180,000 Personen betragen. Von dieser Summe werden 80,000 auf Deutschland, der Rest auf Irland (?) zu vertheilen sein. Angenommen nun, daß jeder Einwanderer bei seiner Durchreise durch New-York bloß vier Dollars verzehrt, so wird diese Stadt allein im nächsten Jahre eine Einbuße von 8,700,000 Dollars erleiden. Angenommen, jeder Einwanderer bringt 80 Dollars mit, so wird der Ausfall in der Baareinfuhr 13,000,000 Dollars betragen; und nimmt man an, daß Jeder in Amerika bloß 2 Dollars von seinem Erwerb wöchentlich verausgabt, so werden dem Lande wieder 17,000,000 Dollars verloren gehen. Das genannte Blatt schäzt somit den Totalverlust durch die verringerte Einwanderung auf mehr denn 30,000,000 Dollars und abstrahirt aus dieser Bilanz die zeitgemäße Moral für seine amerikanischen Leser, daß sie in Zukunft wohl thäten, die Einwanderer nicht als lumpige Bettler zu verachten, sondern als Menschen zu ehren, die für die Größe Amerikas mehr gethan haben, als Freiheit, Republikanismus und Verfassung zusammengenommen.

— (Politische Nachrichten.) Die Botschaft des Präsidenten ist abgedrukt, und viele Stellen derselben sind bekannt, obwohl sie beim Kongreß noch nicht zur Verlesung gekommen ist. Die Nichtswisser und Demokraten haben sich ewigen Haß geschworen, und jede dieser Parteien sucht nun unter jeder Bedingung einen der Ihrigen zu dem Vorsizenden zu erwählen, und die Neutralen werden daher von beiden bei Tag und Nacht bestürmt. Wie dieser Spektakel ein Ende nehmen wird, weiß der Himmel. Demokraten und Knownothings standen im Kongreß nach Berichten aus New-York vom 18. Dez. noch immer auf dem alten Flek, und nach 64 Kugelungen war noch kein Sprecher gewählt. Bei dem lezten Ballot erhielt Mr. Banks, ein Knownothing, 105 Stimmen (7 weniger als erforderlich sind), und man glaubte, daß die Wahl schließlich auf ihn fallen werde. — Die Parteihize bei diesen Vorwahlen erklärt sich leicht aus deren Wichtigkeit und großem Einfluß. Der Sprecher, d. h. Präsident des Kongresses ist es, der die stehenden Kommissionen, und es sind deren einige dreißig, von sich aus bestellt, und in den meisten Fällen kann er dadurch den wichtigen Fragen, die vor das Haus kommen, schon zum Voraus eine bestimmte Richtung geben, aus der sie schwer wieder herauszubringen sind. Nicht viel geringern Einfluß hat der Sekretär des Kongresses, und man behauptet, dieser Einfluß lasse sich nach Dollars berechnen. So soll der Sekretär des lezten Kongresses während der Dauer desselben um 200,000 Doll. reicher geworden sein. Es ist leicht begreiflich, daß jede Partei auf's eifrigste bemüht ist, so wichtige Stellen mit den eigenen Leuten zu besezen.

— (Politik des Präsidenten in den zentralamerikanischen Angelegenheiten.) Eine Proklamation des Präsidenten ist gegen die Freibeuter (Flibustiers) in Nicaragua gerichtet, und warnt alle Bürger der Union vor direkter oder indirekter Theilnahme an der Walkerschen Unternehmung. Dazu bemerkt der New-Yorker Herald, das heiße den Brunnen zudeken, nachdem das Kind ertrunken sei. Die Proklamation komme 6, 4 oder doch 2 Monate zu spät, Walker habe jezt schon Nicaragua erobert und sich einen Zuzug gesichert, mit welchem er ganz Zentralamerika yankeesiren könne. (?) Mr. Pierce wolle nur John Bull und den lokern Kongreßdemokraten aus dem Norden Sand in die Augen streuen; jenen will er zeigen, wie gewissenhaft wir unsere Neutralitätspflicht beobachten, im Gegensaz zu Mr. Cramptons Werbungen; dem Norden will er vorspiegeln, daß er wirklich gegen die Aussaugung Zentralamerikas und Merikos und die Stärkung der Sklavenstaaten ist. Nach New-York Daily Times hingegen meint es der Präsident damit ehrlich. Mr. Wheeler, der amerikanische Gesandte in Nicaragua, habe ausdrükliche und bestimmte Weisungen erhalten, Walkers Regierung nicht anzuerkennen, aber leider seien diese Instruktionen zu spät angekommen. Oberst Parker H. French, der außerordentliche Gesandte und Bevollmächtigte Walkers, werde keinesfalls empfangen, und, wenn er kommen sollte, wegen Fälschung (!) belangt werden, da er den Staatszahlmeister um große Geldsummen beschwindelt habe.

— (Statistik der Indianer.) Wir haben dieser Tage in mehreren Schweizerzeitungen etwas gelesen, was eine solche vorstellen soll und wundern uns, aus welcher unlautern Quelle es stammt. Es lautet folgendermaßen: „Dreizehn Indianerstämme, 144,000 Köpfe stark, bewohnen die verschiedenen Staaten der Union, wo sie 2075 Millionen Aker Landes inne haben, wovon nur 900 kultivirt sind. Sie besizen daselbst 2600 Wagen, 6000 Pferde, 7000 Stük Großvieh, 3500 Kühe, 900 Schafe und 104,000 Schweine. Die gewöhnliche Körnerernte beläuft sich auf 300,000 Bushel. Ihre Sitten zivilisiren sich durch die Berührung mit den Weißen und den Methodistenpredigern von Boston!" Diese Zahl der Stämme und ihre Bevölkerung und die Angabe ihres landwirthschaftlichen Reichtums paßt so ziemlich auf die rothen Bewohner des eigentlich sogenannten Indianerterritoriums (vergl. Kol. 1855 Nro. 47). In den Staaten der Union befinden sich kaum einige tausend Indianer mehr; in den verschiedenen Territorien aber sind über 60 Stämme theils seßhaft, theils herumschweifend, die wohl zusammen etwa 400,000 Köpfe zählen mögen.

— Im Territorium Kansas ist der Bürgerkrieg zwischen den Sklavenhaltern und den Abolitionisten bereits ausgebrochen. Das Grenzgesindel hat den freistaatlich Gesinnten offenen Krieg erklärt, friedliche Leute gefangen genommen und der Stadt Atchison Brand und Zerstörung zugedacht. Die Vereinigte Staaten-Regierung wird sich nun doch wohl zu einer bewaffneten Intervention entschließen müssen, die sie erst noch unlängst verweigert hat.

— Pennsylvanien. (Amtliches Gutachten über das Mäßigkeitsgesez.) Die Grand Jury der Stadt Philadelphia, deren Pflicht es ist, die Gefängnisse, Armenhäuser, Hospitäler 2c. zu untersuchen und vor dem Beginn der vierteljährigen Gerichtssizung einen Bericht über den moralischen Zustand des Bezirkes zu geben, hat sich in ihrem lezten Bericht offen und klar gegen das Mäßigkeitsgesez, sowie gegen die zu strenge Sonntagsfeier ausgesprochen. Nach dem neuen Mäßigkeitsgesez, sagt der Bericht, könne man kein Glas oder Schoppen geistiger Getränke kaufen, wohl aber drei Maß, und so käme es nun, daß wo sonst der Mann per Tag ein bis drei Glas im Wirthshaus getrunken, er jezt in seiner Wohnung drei Maß zu sich nehme, und nicht selten treffe man Wohnungen, wo Mann, Weib und Kind betrunken seien.

— Texas. An der auswanderungslustigen Be-

rlich sind), und man
auf ihn fallen werde.
orwahlen erklärt sich
großem Einfluß. Der
ngresses ist es, der die
nd deren einige dreißig,
neisten Fällen kann er
e vor das Haus kom-
mmte Richtung geben,
ubringen sind. Nicht
kretär des Kongresses,
ß lasse sich nach Dol-
kretär des lezten Kon-
en um 200,000 Doll.
ht begreiflich, daß jede
o wichtige Stellen mit

enten in den zen-
genheiten.) Eine
gegen die Freibeuter
biet, und warnt alle
oder indirekter Theil-
nehmung. Dazu be-
s heiße den Brunnen
ken sei. Die Prokla-
Monate zu spät, Wal-
obert und sich einen
ganz Zentralamerika
rce wolle nur John
kraten aus dem Nor-
jenen will er zeigen,
ralitätspflicht beobach-
ons Werbungen; dem
er wirklich gegen die
Merikos und die
Nach New-York
der Präsident damit
rikanische Gesandte in
bestimmte Weisungen
anzuerkennen, aber
u spät angekommen.
erordentliche Gesandte
de keinesfalls empfan-
wegen Fälschung (!)
zahlmeister um große

ianer.) Wir ha-
weizerzeitungen etwas
oll und wundern uns,
stammt. Es lautet
nerstämme, 144,000
iedenen Staaten der
er Landes inne haben,
besizen daselbst 2600
ük Großvieh, 3500
Schweine. Die ge-
auf 300,000 Bushel.
ie Berührung mit den
igern von Boston!"
Bevölkerung und die
Reichtums paßt so
des eigentlich soge-
rgl. Kol. 1855 Nro.
befinden sich kaum
in den verschiedenen
ämme theils seßhaft,
ammen etwa 400,000

s ist der Bürgerkrieg
den Abolitionisten be-
esindel hat den frei-
rklärt, friedliche Leute
t Atchison Brand und
nigte Staaten-Regie-
einer bewaffneten In-
sie erst noch unlängst

(Amtliches Gut-
gesez.) Die Grand
en Pflicht es ist, die
äler rc. zu untersu-
rteljährigen Gerichts-
ralischen Zustand des
em lezten Bericht offen
ez, sowie gegen die
prochen. Nach dem
Bericht, könne man
ger Getränke kaufen,
me es nun, daß wo
drei Glas im Wirths-
Wohnung drei Maß
ffe man Wohnungen,
ken seien.
anderungslustigen Be-

wegung unter den Deutschen in Texas scheint viel Wahres zu sein, sowohl was ihren Trieb nach Zentralamerika, als auch nach Meriko betrifft. In lezterer Hinsicht berichten Privatbriefe, daß Schaaren von deutschen Kolonisten im nordwestlichen Theile von Texas sich fertig machen, um über den Rio Grande zu gehen und sich in der merikanischen Provinz Coahuila anzusiedeln, wo ihnen die größten Vortheile von dem Gouverneur Langberg geboten werden. Diese Bewegung verbreitet sich in weiter Ausdehnung unter den Deutschen, welche den Theil von Texas bewohnen, der die Countys Guadeloupe, Berar, Comal, Medina und Gillespie befaßt, sich bis zu den Flüssen Llano und San Saba erstrekt und eine Bevölkerung von zwischen 15,000 und 20,000 Bewohnern zählt.

— Illinois. (Ungleiche Urtheile über die Moralität von Chicago.) Ueber das Leben in Chicago giebt ein dortiges englisches Blatt „the Citizen" eine nicht erfreuliche Schilderung, indem es unter Anderem sagt: „Es werden hier täglich mehr schlechte Streiche verübt, als in irgend einem anderen Theile des Landes, selbst die Stadt New-York nicht ausgenommen. Die Stadt ist mit einer wahren Armee von Spizbuben überlaufen, die in unsere Häuser einbrechen, unser Eigenthum stehlen und sich über unsere Geseze lustig machen. Gleich der Viehseuche verpesten sie die Gegend, und ihre Schlechtigkeit drängt alle Moralität in den Hintergrund. Nichts ist sicher vor ihren diebischen Gelüsten." Nach den beiden Chicagoer deutschen Zeitungen zu urtheilen, müßte Chicago eigentlich ein Stük Paradies sein, denn ihre Lokalspalten enthalten nie einen Bericht, der auch nur darauf schließen ließe, daß man in Chicago auch erlebt, was in andern Städten täglich vorkommt.

— Kalifornien. (Mord und seine Strafe.) In Kalifornien sind in den ersten neun Monaten des Jahres 1855 397 Personen ermordet, zwei auf gesezlichem Wege und vierzig durch Lynchgerichte gehängt worden. — Innerhalb 14 Tagen sind drei Beamtete ermordet worden; der General Richardson, Marschall der Vereinigten Staaten für den nördlichen Distrikt von Kalifornien durch einen Professionsspieler, der eingefangen wurde, ein Zollcollektor und ein Steuereinnehmer durch eine Bande von Merikanern, die dann von den Amerikanern verfolgt diesen bei Salina eine regelmäßige Schlacht lieferten, worin sie Sieger blieben.

— Die in San Franzisko vorgenommene Steuereinschäzung gibt den Gesammtwerth des Grundeigenthums in dieser Stadt auf 32,076,672 Dollars an. In Sakramento ist der Gesammtwerth 7,617,685 Dollars. Man hat neuerdings außerordentlich reiche Goldablagerungen entdekt. Auf einem Raum von 100 Fuß im Geviert gewann man bis zu 6 Fuß Tiefe 100,000 Dollars Gold.

— Oregon- und Washingtonterritorium. Die zum Unabhängigkeitskriege gegen die Amerikaner vereinigten Indianer, deren erste Waffenthaten wir gemeldet haben, sollen bereits eine Streitmacht von 10,000 Mann beisammen haben. Sie bekämpfen bloß die Bostons, wie sie die Ansiet ler aus den Vereinigten Staaten nennen, weßwegen man vermuthet, daß sie von der Hudsonsbay-Kompaznie, einer alten berühmten englischen Pelzhandelsgesellschaft, die auch auf dem Gebiete der Vereinigten Staaten in Oregon und Washington viele Etablissements besizt, aufgestiftet und mit Waffen und Munition unterstüzt werden. Die Regierung der Union hat ein Regiment Scharfschüzen über Panama nach Oregon abgeschikt. — Der Präsident beabsichtigt, dem Kongreß den Ankauf der oben erwähnten Besizungen der Hudsonsbay-Kompagnie vorzuschlagen.

— **Westindien.** (Furchtbarer Tod von 251 chinesischen Auswanderern.) Das amer. Schiff Waverley sollte 442 chinesische Arbeiter nach der Havannah bringen. Auf der Ueberfahrt starb der Kapitän und einer von den Chinesen. Beide wurden nach Matrosensitte in's Meer versenkt, aber es scheint, daß die Chinesen mit dieser Bestattungsart nicht einverstanden waren und dem interimistischen Kapitän deßhalb Vorstellungen machten. Dieser schoß in seiner Rohheit gleich zwei der Unglüklichen nieder; die andern jagte er in die unteren Schiffsräume und ließ die Luken schließen; er selbst ging an's Land, da das Schiff eben bei Cavite(?) vor Anker gegangen war. Nach 12 Stunden erst drangen die Agenten, von denen die Chinesen angeworben worden waren, darauf, daß man nachsehe, wie sich die eingeschlossene Waare befinde. Man stieg hinab und fand 251 Chinesen als Leichen. Sie waren im verschlossenen Raume erstikt. Von den Anderen werden wohl noch Viele in Folge der ausgestandenen Leiden sterben. Die ganze Schiffsmannschaft ist von den spanischen Behörden eingekerkert worden, um vor Gericht gestellt zu werden.

Südamerika. Brasilien. Die Cholera ist in Bahia erloschen; in Rio Janeiro starben seit Mitte Dezembers nur noch wenige daran. Hingegen ist sie nun auf ihrer Wanderung in Santos ausgebrochen.

Feuilleton.

Abenteuer eines kanadischen Handelsmannes.

Es gibt wohl nur wenige Beschäftigungen, welche größere Gefahren und Mühsalen mit sich führen, als das Leben jener Händler und Hausirer, welche vor der Gründung der größeren Pelzhandels-Gesellschaften den Verkehr mit den in der Wildniß lebenden Indianern Nordamerika's unterhielten. Die Annalen des Handelsverkehrs in den Vereinigten Staaten könnten Hunderte mit Blut geschriebener Seiten über die Drangsale aufweisen, welche über jene muthigen zähen Männer ergangen sind, die die Vorläufer der Zivilisation daselbst waren. Wir wollen hievon nur einen Zug mittheilen, der sich auf ein wahres Ereigniß gründet.

Im Monat November 1771 trat ein gewisser David Ramsay, ein schottischer Kaufmann, der nach Kanada ausgewandert und mit den Indianern in Handelsverkehr getreten war, einen seiner gewohnten Ausflüge an, welche dieser einträgliche, aber mit vieler Gefahr verbundene Tauschverkehr bedingte. Nur von einem jüngern Bruder, einem Jungen von sechzehn Jahren, begleitet, der vor Kurzem erst aus dem Mutterlande herübergekommen war, machte Ramsay sein kleines, mit einem Vorrathe verschiedener Waaren für den Handel mit den Rothhäuten beladenes Boot flott und stach damit in den Erie-See, an dessen Küsten er hinfuhr, bis er in einer Entfernung von etwa 150 engl. Meilen vom Fort Erie die Mündung eines Flusses erreichte, welcher sich in den See ergießt. Er fuhr den Fluß eine ziemlich lange Streke hinan, bevor er sich eine passende Stelle auswählte, um daselbst nach gewohnter Weise seinen Winteraufenthalt zu nehmen. Der Ort, für welchen er sich endlich entschied, lag innerhalb der Grenzen eines vielbesuchten Jagdgrundes, wo er manche gute Tauschgeschäfte gegen Häute und Pelzwerke mit den Indianern machen zu können hoffte. In der Nähe dieses Orts lag die Behausung einer einzelnen Shahnis-(Shawnee-) Familie, die aus einem Manne, seinen zwei Squaws oder Weibern und zwei Kindern bestand. Ramsay ward von diesen Indianern freundlich aufgenommen und begann sich alsbald ein Blokhaus zum Obdach für sich, seinen Bruder und seine Waaren zu bauen. Mit großer Mühe errichtete er dasselbe und theilte das Innere in zwei Gemächer, deren hinteres das Magazin und Schlafgemach bilden, das äußere aber als Empfangszimmer und Laden dienen sollte. Eine starke Scheidewand mit einer niedern Thüre trennte beide Gelasse, und versprach für Personen und Waaren der Bewohner Sicherheit.

Der Monat Dezember war schon weit vorgerükt, als Ramsay mit dieser Aufgabe zu Stande kam, und der Fluß, an dessen Ufern er seinen Aufenthalt genommen hatte, war für diese Jahreszeit schon fest zugefroren. Etwa um diese Zeit kamen drei Indianer von der Tschippwäh-Nation nach demselben Plaze und erbauten sich eine Hütte in der Nähe von der des Händlers, weil sie über die Dauer der Winterjagd hier verweilen wollten. Ramsay hatte keine sonderliche Freude an dieser Nachbarschaft, und erfuhr bald genug, daß er von diesen Männern und dem Shawnee wenig Gutes zu erwarten hatte. Die Rothhäute gaben sich auch bald gar nicht mehr die Mühe, aus ihren schlimmen Absichten gegen Ramsay ein Hehl zu machen; und da er unmöglich sein Quartier verlassen konnte, bevor der Frühling den Fluß wieder schiffbar gemacht hatte, so mußte er ihnen gegenüber gar zahm, ja eher unterwürfig sich geberden, da er allzusehr in ihrer Hand war. So mußte er ihnen z. B. Rum geben, wann sie nur wollten, und ihnen jede beliebige Waare auf Kredit liefern. Dieß Alles stellte sie jedoch noch nicht zufrieden und sie ließen ihn unverholen merken, daß sie große Lust hatten, ihm zu begegnen, wie die Sandusky-Indianer es jüngst einem Engländer gemacht, welcher ihnen den begehrten unbeschränkten Kredit verweigert und den sie deßwegen erschlagen hatten.

Ramsay sah nichts Andres voraus, als daß er und sein armer Bruder der Habgier und Brutalität der Indianer zum Opfer fallen würden, und im Januar ereignete sich ein Umstand, der ihn in dieser Ueberzeugung noch bestärken mußte. Zwei indianische Jungen langten nämlich an der Hütte des Shawnee an, auf der Wanderung von Detroit nach Niagara begriffen, und der eine davon trug einen breiten Wampumgürtel von 8—9 Zoll Länge um den Hals, welchen Ramsay alsbald für das unter den Rothhäuten übliche Aufgebot zum Kriege erkannte. Die Indianer machten ihn selber lachend auf den Gürtel aufmerksam und gaben ihn für ein Friedenszeichen aus, — eine Wahrnehmung, welche ihn nur in seinem ersten Argwohn bestärkte, daß ein allgemeiner Krieg mit den Weißen im Werke war, der seinen rothen Nachbarn einen willkommenen Vorwand lieferte, um über ihn herzufallen. Er war daher nur noch mehr auf seiner Hut, hielt seine Musketen stets geladen und befestigte an eine Stange eine lange scharfe Eisenspize, um eine weitere Vertheidigungswaffe zu haben.

Die Rükkehr des Shawnee, welcher den beiden Jungen auf ihrem Wege nach dem Niagara ein Stük weit das Geleit gegeben hatte, führte endlich die von dem Händler gefürchtete Krisis herbei. Die drei Tschippwähs und der Shawnee rükten mit allen Förmlichkeiten indianischen Kriegsbrauches gegen seine Hütte heran und befahlen ihm, alle seine Vorräthe an Teppichen, Schießbedarf und Rum herauszugeben. Ramsay, ein unerschrokener baumstarker Mann, antwortete ihnen von seinem kleinen Kastell aus mit einer unumwundenen direkten Weigerung und sezte noch hinzu, sie hätten von ihm bereits mehr erhalten, als sie wohl bezahlen könnten oder wollten. „Wenn die Blätter wiederkehren, wird Krieg kommen und dann sollst Du hinreichend bezahlt werden!" rief einer der Wilden ihm verächtlich als Antwort zu. Die Weigerung Ramsay's schien ihnen aber dennoch unerwartet zu kommen und sie energischen Widerstand ahnen zu lassen. Sie stimmten daher ihr wildes Kriegsgeschrei an und zogen sich auf einige Entfernung zurük, um sich mit einander zu berathschlagen. Weitere Maßregeln wagten sie aber fortan nicht, weder unmittelbar noch später, sondern kamen nur Tag um Tag mit demselben Begehren wieder, stießen die fürchterlichsten Drohungen aus und versuchten alle ihnen zu Gebot stehenden Mittel, um Ramsay einzuschüchtern und zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Der starre Schotte gab ihnen aber jeden Tag denselben Bescheid.

Einige Wochen später, im Februar, kam einer der Tschippwähs, welchem Ramsay früher einige Gefälligkeiten erwiesen hatte, insgeheim zu diesem und theilte ihm mit: die Tschippwähs werden aufbrechen und er könne nicht fortgehen, ohne den Händler zu benachrichtigen, daß der Shawnee und seine Squaws fest entschlossen seien, die beiden Weißen um Gut und Leben zu bringen. Ramsay hielt dieß anfangs für eine Tüke; allein die Tschippwähs gingen wirklich fort und kamen nicht wieder. Von da an umkreisten die beiden Squaws fast täglich Ramsay's Hütte mit Striken um die Hüften und Tomahawks in dieselben gestekt, wie sie ausziehen, um Gefangene zu machen. Allein dieß scheinen bloße Drohungen gewesen zu sein. Erst Mitte März, als es beinahe Vollmond war, kam eine der Squaws zu Ramsay und bat um einen Becher voll Rum, weil zwei von der Familie krank seien. Ramsay gab ihr einen kleinen Becher voll. In derselben Nacht, etwa um zwölf Uhr, kam eines der Kinder nach der Hütte und bewog den Händler durch ähnliche Bitten, ihm ein ähnliches Quantum Branntwein zu geben. Ramsay erwartete nun nicht weiter belästigt zu werden und legte sich nieder zur Ruhe, ward aber nach einer Weile abermals durch die Stimme der Shawnee-Kinder aufgewekt, die ihn flehentlich um Einlaß baten. Eines der Kinder war ein Mädchen von etwa zwölf Jahren, das andre ein etwas jüngerer Knabe. Als Ramsay das Mädchen fragte: weßhalb es die Bitte an ihn richte, versezte das Kind: der Shawnee habe gedroht, seinen Bruder zu erschlagen und zu essen, und er breche niemals sein Wort. Ramsay wußte nicht, was er davon halten sollte, erwog aber im Stillen bei sich, daß ihm die Kinder kein Leid thun könnten, und ließ sie in das innere Gemach herein, wo sie sich auf den Boden zum Schlafen niederlegten.

Der Händler schlief selbst unter diesen kritischen Verhältnissen wieder ein, ward jedoch etwa um zwei Uhr Morgens wieder aufgewekt durch wiederholte Schläge gegen die Thüre der Scheidewand, sprang auf und sah durch die Spalten zwischen den Blöken hindurch, daß im äußern Zimmer ein prasselndes Feuer angemacht war, neben welchem die beiden Squaws standen, während der Indianer vor der Thüre der Scheidewand stand und mit einer Art aus Leibeskräften Streich um Streich gegen dieselbe führte. Ramsay gebot ihm, davon abzustehen, widrigenfalls er sogleich auf ihn feuern würde. Der Wilde achtete nicht auf diese Verwarnung, sondern zerschmetterte mit einem weitern gewaltigen Hieb den größten Theil der Thüre. Ramsay ergriff die Stange mit der Speerspize und stieß damit durch die Oeffnung hindurch nach des Indianers Brust. Der Stoß hatte aber nicht Wucht genug, um den Shawnee zu verwunden, welcher mit einem weitern schweren Streiche die Thüre vollends einschlug. Der Händler sah nun ein, daß der nächste Streich der Art seinem eigenen Kopfe gelten würde, und stieß, weil ihm nichts Andres übrig blieb, den Speer mit solcher Gewalt dem Indianer in die Brust, daß er durch die Wucht des Stoßes über den Körper seines tödtlich verwundeten Gegners hinein auf den Boden des äußern Gelasses stürzte. Ehe er wieder auf die Füße kommen konnte, erhielt er von einer der Squaws einen heftigen Schlag mit einem schweren Knüttel oder Holzscheit, welcher, wenn er ihn auf den Kopf getroffen hätte, ihn unfehlbar betäubt oder gefährlich verlezt haben würde. So aber war er nur auf die Schulter getroffen worden, und Ramsay hatte, bevor noch der Schlag wiederholt werden konnte, seine Waffe wieder erfaßt und einen solchen Stoß nach der Angreiferin geführt, daß sie niederstürzte. Sich rasch umwendend, hatte er eben noch Zeit, durch einen Sprung dem langen glänzenden Messer auszuweichen, welches die andre Squaw bereits geschwungen

hatte, um es ihm in den ungedeckten Rüken zu stoßen. Zum dritten Male fiel er mit dem tödtlichen Speer aus und die dritte Gegnerin ward zu den beiden Anderen auf den Boden niedergeworfen. Die Indianer waren beinahe ganz nakt, und dieß, sowie die derbe dike Beschaffenheit der Speerspitze machten die Stöße, welche alle drei Male in die Brust gegangen waren, höchst gefährlich. Alle drei starben bald nach ihrer Verwundung, welche das Werk weniger Sekunden gewesen war.

Das helle Mondlicht beschien in dieser Nacht einen blutigen Auftritt in dieser einsamen Hütte der Wildniß. Ramsay hatte unter dem dringenden und augenblicklichen Impuls der Selbstvertheidigung gehandelt und die drei Todesstöße ohne Ueberlegung rasch nach einander geführt; jezt nachdem es zum Besinnen zu spät war, stierte er in einer wahren Betäubung die drei zukenden blutenden Körper an. Als das Röcheln der Sterbenden aufhörte, waren die einzigen Töne, welche die Stille der Nacht unterbrachen, die Stimmen der beiden weinenden Kinder, und erst die Erinnerung an die Nothwendigkeit, alle Spuren und Beweise dieser Katastrophe zu beseitigen, bevor andere Indianer dazu kommen würden, rüttelte den Händler aus seiner Stumpfheit auf. Vor Tagesanbruch hatte er eine tiefe Grube gemacht und die drei Leichname darin verscharrt. Im Verlauf des nächsten Tags brach Ramsay die Hütte des Shawnee ab und brachte die Felle und Matten derselben über das Eis in ein einsames versteltes Thälchen, wo er eine Hütte von geringerem Umfang zur Aufnahme seines Bruders und der beiden Shawnee-Kinder errichtete. Sein Hauptbeweggrund hiezu war, für seines Bruders Sicherheit zu sorgen, und wohl auch der, keinem indianischen Besucher Gelegenheit zu geben, daß er die Kinder ausfrage. Als er die neue Hütte verließ, empfahl er seinem Bruder noch dringend, dieser solle, sobald er Gewehrfeuer in der Richtung des andern Blokhauses höre, den Plaz verlassen und sich auf dem kürzesten und bestmöglichen Wege nach den Ansiedelungen zurükbegeben.

Es zeigte sich übrigens kein menschliches Wesen in Ramsay's Nähe, und am 4. April begann das Eis aufzugehen. Der Händler schob mit der möglichsten Eile sein Boot nach dem Flusse hinab, schiffte seine Waaren ein und begann mit seinem Bruder und den Indianerkindern nach dem Eriesee hinunterzufahren. Er konnte es nicht über's Herz bringen, jene lezteren im Stiche zu lassen, und wollte sie auch darum mitnehmen, daß sie ihm nöthigenfalls vor den Kolonialgerichten bezeugen würden, wie er jenes Blut nur in dringender Nothwehr vergossen habe. Allein der Eriesee war noch voll Eis, und daher die Fahrt unserer Reisenden, nachdem sie in den See eingelaufen waren, sehr mühsam und gefährlich. Am 17. April sah Ramsay ein Kanot mit zwei Indianern; in der Meinung, der Krieg zwischen den Weißen und Rothen habe bereits begonnen, versah der Händler sich eines Angriffs, erkannte aber beim Näherkommen in einem der Männer einen Tschippwäh, mit welchem er früher einmal einen Winter zusammenverbracht hatte. Als er ihn anrief, sagte dieser Indianer, er zoge mit seinem Gefährten längs dem Ufer und es seien keine andere Rothhäute in der Nähe; auch verhießen beide Tschippwähs dem Händler einen Besuch, wenn er gelandet haben würde. Als sie fort waren, sprach Ramsay mit dem Indianer-Mädchen und fragte es: „Willst Du den Boden abermals roth sehen?“ Das Mädchen versezte: „Ich habe genug Blut vergießen sehen!“ Durch diese Antwort ermuthigt, bat Ramsay das Mädchen, nichts von dem schauerlichen Vorfall in dem Blokhause verlauten zu lassen, was das Kind auch versprach. — Am nächsten Tage bewerkstelligte der Händler eine Landung und errichtete sich einstweilen eine Hütte oder ein Zelt, weil das Eis auf dem See noch zu dik war, als daß er schon klugerweise seine Fahrt nach dem Fort Erie fortsezen konnte. Ramsay's Bruder und die beiden Kinder waren in den Wald gegangen, um dürres Holz für das Feuer zu sammeln, als vier Tschippwäh-Männer mit zwei Squaws und mehrern kleinen Kindern in zwei Kanots landeten und auf die Hütte zukamen. Das Erscheinen zweier weiteren Männer, deren Nähe die beiden Jäger im Boote ihm verhehlt hatten, bestärkten Ramsay in dem Glauben, daß der Krieg begonnen habe. Er verbarg bei ihrem Näherkommen ein Messer in seinem Gürtel und schlug seinen Teppichrok um sich, um es zu verbergen. Als die Indianer herankamen, fielen sie ohne große Umstände über den Inhalt des Kochkessels her und verlangten Rum. Ramsay sagte: er ziehe niemals selber Rum ab; er wolle ihnen aber einigen geben, wenn sein Bruder mit den Kindern zurük sei. Als der Bruder mit den Kindern heimkam, konnte er es nicht vermeiden, den Rothhäuten den verlangten Rum zu geben. Sie erkundigten sich nun, wem die Kinder gehörten, und dem kühnen Händler pochte das Herz in der Brust bei dieser Frage. Er erwiederte ihnen, es seien die Kinder eines weißen Mannes und einer indianischen Mutter. „Mädchen,“ fragte einer der rothen Männer, „bist Du das Kind eines weißen Mannes?“ Das Mädchen antwortete mit einem bestimmten Nein, entweder aus Rachsucht oder aus bloßer Achtlosigkeit.

Ramsay hörte in diesem Worte das Todesurtheil für sich und seinen Bruder. Mit dem raschen Entschluß, sich an die Gerechtigkeitsliebe der Indianer zu wenden, sprang er auf, zükte sein Messer und stieß es mit jenem eigenthümlichen Schrei, womit die indianischen Redner die Aufmerksamkeit ihrer Zuhörer auf sich lenken, in einen Baum neben ihm. „Du kennst mich,“ wandte er sich an einen der Tschippwäh und bediente sich dabei sowohl der indianischen Sprache als der Ausdrukweise der rothen Männer; „ich habe mit Dir gelebt; ich war auf der Jagd an Deiner Seite und habe am Feuer mit Dir geschlafen; — habe ich jemals Dir oder irgend einem der rothen Söhne meines großen Vaters etwas zu Leide gethan?“ Der Tschippwäh füllte die Pause gemächlich mit einem Nein aus. — „Ich kam freudlich und vertrauensvoll unter die Indianer, ihnen ihr Pelzwerk abzukaufen und Teppiche in Tausch zu geben, damit der Schnee nicht sie und ihre Squaws erstarren mache. Ich brachte ihnen Pulver, damit sie viel Wildpret in ihren Hütten haben sollten. Ich gab ihnen Alles, was ihr Leben behaglich machen konnte. Sage ich eine Lüge?“ Der Tschippwäh verneinte abermals, wie zuvor, und Ramsay fuhr fort, ihnen den ganzen Hergang zu schildern, der den Tod des Shawnee und seiner beiden Weiber herbeigeführt hatte; er beschrieb die Geschenke, die er ihnen gemacht hatte, ihren Undank und endlich den nächtlichen Einbruch derselben in sein Eigenthum mit allen seinen Folgen. In Zwischenräumen wandte er sich nach ihrer Weise während seiner Rede an seine Zuhörer mit Fragen wie z. B.: „Seid Ihr zornig? Mißtraut Ihr mir?“ worauf die Tschippwähs immer mit Nein antworteten; und als er seine Erzählung beendet hatte, lobten sie Ramsay's Benehmen. „Du bist tapfer,“ sagten sie; „Du hast Recht gethan. Die Shahnis sind heimtükische Menschen — sie sind Hunde!“

Trotz dieser Ausdrüke aber zweifelte Ramsay, nachdem er einmal vom erfolgten Ausbruch des Krieges überzeugt war, noch immer, ob die Tschippwähs ihm freundlich begegnen würden, wie sie auch immer sein Betragen gegen die Shahnis beurtheilen mochten. Er wollte daher unverweilt wieder in den See stechen und lieber diese gefährliche Fahrt wagen, wewohl die Sonne schon beinahe untergegangen war, als sich der Gefahr aussezen, eine Nacht mit den Tschippwähs zuzubringen. Als er sich anschikte, in's Boot zu steigen, vermißte er die beiden Kinder, und fragte die Squaws, wo sie seien. Man erwiederte ihm, sie seien in den Wald gegangen. Der Händler sandte seinen Bruder nach ihnen aus, und stand mittlerweile auf seine Flinte gelehnt da und sah sich vorsichtig um. In diesem Augenblik kamen die vier Tschippwähs zu ihm heran und ließen sich in ein freundliches Gespräch mit ihm ein; als er aber nur eine Sekunde den Kopf wandte, um nach seinem Bruder zu sehen, fielen die Indianer plözlich zu gleicher Zeit über ihn her, entwaffneten ihn und banden ihm die Arme über den Ellbogen zusammen; dann führten sie ihn zum Feuer zurük und einer von ihnen schlug ihn mit geballter Faust in's Gesicht, worauf Ramsay so stark aus dem Mund und Nase blutete, daß er seinen Unterkiefer zerschmettert glaubte. Er sprach kein Wort, sondern saß mit auf den Boden gehefteten Bliken da, bis er das Stöhnen seines Bruders hörte, der bei seiner Rükkehr ebenfalls überfallen und gebunden worden war. Die Liebe eines ältern Bruders für einen jüngern ist ein heiliges, reines Gefühl. Der Junge war für Ramsay eine Erinnerung an die Heimath, ein heiliges anvertrautes Gut, das ihm eine zärtliche Mutter auf die Seele gebunden hatte. Er rief den Indianern zu: „Ihr seid Männer, vergreift Euch nicht an einem wehr- und harmlosen Knaben. Ich bin Euer Gefangener; thut mit mir, was Ihr wollt, aber thut dem Knaben nichts zu Leide!“ Die Indianer gaben keine Antwort, sondern sezten den Jungen seinem Bruder gegenüber an's Feuer, und über dessen flakernden Glast hinüber sagten sich diese Beiden nun durch Blike ein, wie sie damals glaubten, ewiges Lebewohl.

Mittlerweile war die Sonne untergangen. Die Indianer verlangten Rum von Ramsay und der Junge ward auf eine Weile losgebunden, um denselben aus dem Boot zu holen. Zwei der Wilden gingen mit ihm und brachten einen kleinen Kessel gefüllt mit, welchen sie sogleich zu trinken begannen. Die beiden anderen Indianer wollten übrigens nichts davon genießen, zwangen aber Ramsay unter Androhung augenblicklichen Todes, davon so viel zu trinken, als die Anderen. Inzwischen machte eine der Squaws mit wachsamem Auge die Runde um's Feuer, und die andere forderten den Händler wiederholt auf: er solle beten, denn seine Stunden seien gezählt. Auch die Männer kündigten ihm mehrfach an, er werde am morgenden Tage in diesem selben Feuer verbrannt werden. So verstrich die Zeit, bis der Kessel, welcher etwa eine halbe Gallone enthielt, geleert war und zwar von den zwei Indianern und Ramsay. Die Wilden wollten ihn wieder gefüllt haben, und der Junge ging zum zweiten Male nach dem Boot. Dießmal brachte der jüngere Ramsay ihn nicht ganz voll, und als die ergrimmten Rothhäute die Ursache davon wissen wollten, erwiederte ihnen der Händler, der Knabe verstehe die Indianersprache nicht gut: wenn sie ihm aber erlauben wollten, dem Jungen die nöthigen Weisungen in seiner Muttersprache zu geben, so wolle er ihn besser instruiren. Die Indianer willigten ein und Ramsay, welcher wohl wußte, daß einige davon englisch verstanden, rief seinem Bruder englisch zu: „Kill' ihn voll“, sezte aber in schottischem Dialekt hinzu: and slip a gully into ilka ane o' your hose when ye're there (und schiebe in jede Seite Deiner Beinkleider ein Messer, wenn Du dort bist!) Der Knabe verstand ihn wohl; während er aber nach dem Messer suchte, rief die achtabende Squaw, die ihm gefolgt war und ihn bewachte, mit lautem Geschrei: „Schlagt Euren Gefangenen todt, der Junge sucht nach Waffen!“ Schon waren zwei Messer auf ihn gezükt, da rief Ramsay: „die Squaw irrt sich; laßt mich dem Jungen rufen, und dann mögt Ihr ihn durchsuchen, wenn er zurükkommt!“ Dann gab er seinem Bruder laut die Weisung in schottischer Sprache, die gullies oder Messer wegzulassen. Glüklicherweise konnte der Knabe sie nicht finden, und die Gefahr ging vorüber. Dieselben beiden Indianer machten sich dann auch über den zweiten Kessel her, und wurden schwer betrunken; mit gezükten Messern hatten sie Ramsay genöthigt, Becher um Becher mit ihnen zu theilen. Der Branntwein übte trotz der gefährlichen Lage seine Wirkung auf den Händler und er fiel etwa um zwölf Uhr nach seiner Rechnung in Schlaf.

In späteren Jahren hatte er nie wieder eine Erinnerung an den fürchterlichen Auftritt, welcher seinem Erwachen folgte. Der jüngere Ramsay, welcher nicht schlafen konnte, erzählte, daß die beiden nüchternen Indianer, bald nachdem David eingeschlafen war, sich anscheinend zu einer Berathung bei Seite gesezt hatten. Endlich schlich sich einer von ihnen leise zu Ramsay hinüber und der Junge sah ihn das Messer zum Stoße erheben; allein der Meuchler schien entweder über Ramsay's Fuß gestolpert zu sein oder diesen auf irgend eine andere Weise gestört zu haben, denn der junge Ramsay sah seinen Bruder einen raschen Ruk mit seiner Hand machen und den Arm oder die Hand des Indianers erfassen, in welcher er das Messer hielt. Beide rangen noch mit einander, als der Junge mit einer einzigen mächtigen Anstrengung seine Arme aus den Strikes zog, mit welchen ihn die betrunkenen Männer gebunden hatten, dann rasch hinter den andern nüchternen Indianer sprang, welcher nur auf Ramsay's Todesröcheln aufzupassen schien und ihm das Messer aus der Hand riß. Im Nu stand der Junge seinem Bruder zur Seite und hatte dessen Bande gelöst. Ramsay war, wie wir schon erwähnt, ein baumstarker Mann, dem nun noch der Wahnwiz übermenschliche Kraft gegeben hatte, denn die Verzweiflung, das plözliche Erwachen und der wilde Trunk hatten ihn beinahe zum Aberwizigen gemacht. Im Augenblik, wo seine Arme frei waren, entrang er dem Indianer das Messer, verwundete ihn und würde ihn auf der Stelle getödtet haben, wenn der Mann nicht geflohen wäre. Ohne eine Sekunde zu verlieren, stürzte sich Ramsay auf den andern nüchternen Indianer und stieß diesem das Messer in's Herz, bevor er noch eine neue Waffe ergreifen konnte. Inzwischen hatte der Lärm auch die beiden betrunkenen Indianer geweckt, auf welche Ramsay nun eindrang wie ein wildes Thier, daß sie unter den Streichen verbluteten, bevor sie sich noch besinnen oder auf Widerstand denken konnten. In welch fürchterlicher Aufregung Ramsay war, mag aus dem Umstand entnommen werden, daß er auch eines der Kinder niederstieß. Die Squaws entflohen mit den Anderen, und Ramsay war so sehr ohne Besinnung, daß er sich von seinem Bruder willenlos zu dem Boot geleiten ließ. Allein das Blutbad war noch nicht vollständig. Der erste Indianer, welcher zurükgekehrt war und ein Messer aufgerafft hatte, folgte dem Händler bis in das Boot. Am Wasserrande rangen und rauften sie mit einander, fielen mit einander in's Wasser, das hier knietief war, und der Indianer tauchte nicht wieder aus demselben auf — sein Blut röthete die Fluthen seines heimathlichen Eriesees.

Am 4. Mai erreichten die Brüder nach einer höchst beschwerlichen Fahrt das Fort Erie, denn sie legten fortan nicht mehr am Ufer an. Ramsay erzählte sogleich seine Geschichte den Offizieren des Forts, und lieferte sich ihnen aus. Er ward kurze Zeit hernach mit seinem Bruder nach Niagara geschikt, um daselbst in Gegenwart eines Häuptlings der Tschippwähs und mehrerer der bedeutendsten Krieger dieser Völkerschaft vernommen zu werden. Zugegen waren das Shawnee-Mädchen und jene Tschippwähs-Squaw, welche damals die Runde gemacht hatte. Das Ergebniß der Untersuchung war, daß ihn die Tschippwähs-Krieger freisprachen; da aber die Rechtspflege der Kolonie eine regelrechtere Untersuchung verlangte, ward Ramsay nach Montreal geschikt, wo er mehrere Monate lang eingesperrt blieb. Endlich ward er in Freiheit gesezt und „von der Instanz entbunden,“ da Niemand als Ankläger gegen ihn auftrat. — Der Schauplaz dieser blutigen Begebenheiten ist nicht mehr die Heimath des rothen Mannes, denn kein Tschippwäh oder Shawnee jagt mehr das Elenn an den Gestaden des Eriesees, und blühende Städte haben dort den Wigwam des Indianers verdrängt.

Abonnementspreis.
per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 3. | Samstag den 19. Januar. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | 1856.

Auf den **„Kolonist"** kann noch fortwährend sowohl bei den nächstgelegenen Postbüreaux als auch bei der Expedition desselben abonnirt werden. Zu zahlreichen Bestellungen ladet ein

Die Expedition.

Brasilien und die La Platastaaten.

II. *)

Während in den La Platastaaten — wie in unserem ersten Artikel bemerklich — bei überwiegender Viehzucht, noch die erste Voraussezung stätiger zivilisatorischer Entwiklung fehlt, ist dieselbe in dem das Leben beherrschenden Akerbau in Brasilien längst gewonnen. Ist aber dieser Wesensunterschied beider Länder schon an sich entscheidend für Beantwortung der Frage, welches derselben der Einwanderung mehr sich empfiehlt, so kommt noch hinzu, daß die gegenwärtigen Verhältnisse des brasilianischen Akerbaues ganz besonders ermunternd für den Ansiedler sind. Als Graf van der Strathen Ponthoz in Brasilien war und dort die Anschauungen sammelte, aus welchen sein vom „Boten aus Amerika" so gern citirtes Werk hervorgegangen ist, standen die Dinge in dieser Hinsicht noch völlig anders. Der Akerbau des Landes war damals noch ganz und gar auf den Betrieb durch Sklavenarbeit gegründet. Ein kräftiger und arbeitstüchtiger Sklave kostete damals nicht mehr als höchstens seine 400 Milreis, und trotz des Verbotes des Sklavenhandels fand derselbe faktisch noch in großer Ausdehnung statt und schien dem Lande für immer eine Versorgung mit genügenden Arbeitskräften garantiren zu wollen. Dem gegenüber ist jezt der Preis eines arbeitsfähigen Sklaven gut seine 1200, 1400 und 1500 Milreis, und mit jedem Jahre wird der Mangel an vorhandenen Arbeitskräften fühlbarer. Das macht, daß das Verbot des Sklavenhandels seit sechs oder sieben Jahren eine wirkliche Wahrheit geworden ist, und wenn in der ersten Hälfte dieses Zeitraumes es etwa noch ein oder zwei Sklavenschiffen im Jahre gelungen ist, ihre verbotene Waare zu landen, so weisen die lezten Jahre auch kein einziges solches Gelingen mehr auf. In demselben Grade aber, als in Folge dieser Verhältnisse der Preis der Sklaven gestiegen ist, in demselben Grade ist das Bedürfniß und die Nothwendigkeit eine größere und dringlichere geworden, den Akerbau des Landes auf den Betrieb durch freie Arbeiter zu gründen. Deßhalb glauben wir nicht zu irren, wenn wir von vornherein behaupten, daß die Gegenwart Brasiliens von der wenn immerhin der Zahl der Jahre nach noch ziemlich nahe liegenden Vergangenheit, welche Graf Ponthoz zum Gegenstand seiner Darstellung gemacht hat, eine in ihren meisten Gründen verschiedene ist. Damals ein Land, dessen produktive Kraft überwiegend der Sklave war, steht heute Brasilien sich darauf angewiesen, in der Pflege der freien Arbeit die Bedingung seiner ferneren Entwiklung zu suchen.

An diesen einen Grundunterschied der Gegenwart und der Vergangenheit knüpfen sich aber hundert weitere als selbstverständliche Konsequenzen an. Als Graf Ponthoz in Brasilien weilte, hatten allerdings auch schon an verschiedenenen Orten und zu verschiedenen Zeiten einzelne Kolonisationsversuche stattgefunden. Aber diese Versuche trugen mehr das Gepräge des Zufalles, als bewußter Nothwendigkeit. Man führte da und dort ein paar hundert oder tausend Kolonisten ein, weil etwa ein lokales Bedürfniß darnach vorhanden war, dachte aber nicht daran, diese Kolonien als Ausgangspunkte weiterer Kolonisation zu betrachten, und eine regelmäßige, Jahr aus Jahr ein fortdauernde Einwanderung nach Brasilien lenken zu wollen. Erst die lezten Jahre haben hier Wandel geschafft. Zunächst traten zu den von Alters her bestehenden Kolonien neue Ansiedlungen, als Santa Cruz, Mando Novo u. a. m. in der Provinz Rio Grande do Sul, Blumenau und Dona Franziska in S. Katharina. Anderseits bildete sich in San Paulo ein neues, eigenthümliches, auf eine stätig wachsende Heranziehung der Einwanderung berechnetes, umfassendes Kolonisationssystem, das System der sogenannten Halbpacht aus, welches sehr bald, trotz allen verkezernden Geschreies, die ermuthigendsten Resultate erzielte. Endlich erschien im September 1850 das Gesez über die Vermessung und Kolonisirung der unbesezten Staatsländereien, und erhielt durch die Verordnung vom 30. Januar 1854 praktische Geltung. Eine erste Folge davon war in den für die europäische Kolonisation vorzugsweise geeigneten Südprovinzen der Verkauf großer Streken von Staatsländereien an einzelne Unternehmer behufs Begründung weiterer Kolonien, so in der Provinz Rio Grande do Sul, in der Nachbarschaft von San Leopoldo an den Grafen Montravel, ferner in Santa Katharina an Dr. Blumenau, und den Kolonisationsverein von 1849 in Hamburg, behufs Erweiterung der Kolonien Blumenau und Dona Franziska, ferner in der Provinz Espiritu Santo an einen Brasilianer Caetano da Silva Dias.

Zugleich wurden in der Form von Prämien allen diesen Kolonisationsunternehmern pekuniäre Unterstüzungen seitens der Regierung und außerdem die Beihülfe derselben für den Chausseebau zugesichert. In der Provinz Parana, dem Hinterlande von Santa Katharina, war ferner die Vermessung der großen Streken von Staatsländereien in Angriff genommen worden und neuestens wurde eine Partie solcher am Ucuzuay behufs Begründung europäischer Niederlassungen verkauft. Noch muß endlich erwähnt werden, daß der Mucury-Gesellschaft im obern Flußgebiete des Mucury treffliche Ländereien in der Provinz Minas Geraes zugetheilt worden waren und diese daselbst mit der Begründung von Kolonien unter den günstigsten Aussichten auf Erfolg den Beginn gemacht hat. Von allen Seiten, von der Regierung, von Gesellschaften und Privaten wird sonach heut zu Tage in Brasilien am Werke der Kolonisation eifrig gearbeitet, überall ist das Streben nach Heranziehung einer europäischen Einwanderung ein vorwiegendes, überall im Lande ist heut zu Tage die Erkenntniß verbreitet, daß die Förderung der Einwanderung eine Lebensaufgabe des Staates geworden ist, und schon die daraus hervorgehende Konkurrenz der einzelnen Unternehmungen ist eine Bürgschaft für das Wohl des Einwanderers, wie sie zur Zeit des Grafen Ponthoz noch gänzlich fehlte. Zugleich aber hängt damit auch ein sehr bedeutsamer weiterer Unterschied der heutigen Zustände Brasiliens von denen der La-Platastaaten zusammen. In Brasilien ist der europäischen Kolonisation weithin und in umfassendem Grade schon Bahn gebrochen und der eintreffende Kolonist findet Landsleute bereits im ganzen Süden Brasiliens über das flache Land verbreitet vor, und kann, wenn dieses oder jenes Ansiedlungsgebiet ihm nicht behagt, leicht, ohne die Gefahr sich zu isoliren, nach einem beliebigen andern Punkte übersiedeln. Ja er braucht sich überhaupt ganz und gar nicht an eine bestimmte Kolonie zu binden; denn wo es auch sei, findet er in der Nachbarschaft von Landsleuten billiges Land oder Arbeit. Ganz anders dagegen in den La-Platastaaten, wo der Siz der Fremden nur die größeren Städte oder ihre unmittelbaren Umgebungen sind, und wo eine Kolonie, wie die des Herrn Castellanos, weitab verschlagen ist von jeder Berührung mit irgendwelcher landsmannschaftlichen Genossenschaft — eine Insel mitten im Ozean der von den Gauchos und feindlichen Indianern durchschweiften Pampas.

*) Der erste Abschnitt dieses Aufsazes befindet sich in Nro. 40 dieses Blattes vom vorigen Jahrgang.

Verschiedenes.

(Wieder Santa Fe.) Wir glaubten sonst, der Auswanderungsagent Weidmann in Zürich, der voriges Jaor zuerst mit den Werbungen für Santa Fe die Bühne der Oeffentlichkeit betrat und sich damals mehrere Wochen lang so sehr durch seine Behauptung, Santa Fe liege in Brasilien, blamirte, sei wegen der anfänglichen schlechten Erfolge seiner Thätigkeit von den Dänkirchener Herren abgesezt worden. Nun werden wir aber durch ein in zwei Zürcher Blättern abgedrucktes Inserat durchaus eines andern belehrt und beeilen uns daher, den Herrn Weidmann wegen unseres Irrthums um Verzeihung zu bitten und seine hohe Stellung gebührend anzuerkennen, um die ihn Niemand beneiden wird. Man ist in der That versucht, aus der Unterschrift dieser Einsendung zu schließen, daß Weidmann bei der Santa-Fe-Werbung nicht nur eine hohe, sondern die höchste Stellung in der Schweiz bekleide, daß er der Hauptagent und die Herren B. und H. nur die Unteragenten seien.

Denn in welcher andern Beziehung könnte sich sonst Weidmann mit Recht Hauptagent nennen? Das berührte Inserat lautet: „Auswanderung nach der Kolonie Santa Fe in der argentinischen Republik in Südamerika. Um dem Irrthum vorzubeugen, als ob die Auswanderungs-Expedition nach dieser Kolonie unterbrochen wäre, diene zur Nachricht, daß der dritte, gegenwärtig schon über 300 Personen zählende Transport mit Ende Januar oder Anfangs Februar die Reise antreten wird, und daß der Unterzeichnete bevollmächtigt ist, noch einige Familien zu den bekannten vortheilhaften Bedingungen anzunehmen. C. Weidmann, Hauptagent, zur alten Wiege." Wenn man demnach Weidmann's Versicherung Glauben schenken darf, was noch nicht ausgemacht ist, so wäre also nach den 140 Wallisern schon wieder ein zweiter Transport abgegangen und würde diesen beiden bald noch ein dritter Zug von mehreren Hunderten nachtransportirt werden. Es ist himmelschreiend, daß die Regierungen, welche sich auf ihre Geseze zum Schuze der Auswanderer so viel zu gute thun, keine Miene machen, gegen eine Unternehmung einzuschreiten, die gewiß viele Hunderte ihrer Bürger in's Unglük stürzen wird. Wenn jezt, da die politischen Nachrichten aus den Laplatastaaten die früher bestandenen Bedenken bestätigen und bestärken, nichts gegen diese Werbungen geschieht, so wird man sicherlich später zur Einsicht kommen, wie gerechtfertigt ein Einschreiten gewesen wäre. Was nüzt es denn auch, von den Agenten Kautionen zu verlangen und ihnen mit Gesezen zu drohen, wenn man sie dabei doch treiben läßt, was sie wollen?!

— In der zweiten Nummer des „Boten aus Amerika" haben wir vergeblich gesucht: 1) Die Fortsezung der in Nro. 1 abgebrochenen Abhandlung über den „Kolonist". 2) Neuigkeiten aus seinen geliebten Laplatastaaten, die zwar allerdings nicht besonders tröstlich lauten, aber doch in einem so allseitigen Blatte um so weniger fehlen dürfen, als sein lezter Jahrgang ja von Santa Fe und Argentinien eigentlich überfloß. Dafür sind wir beim Nachsuchen auf weitläufige und tiefe, eines Diplomaten würdige Betrachtungen über die Frage gestoßen, wer von den Alliirten nach beendigtem orientalischem Kriege die Krim erhalten solle, für welche er sehr passend den Titel: „wie man die Bärenhaut verkauft, bevor der Bär erlegt ist," hätte wählen können. Wo er diesen geistreichen Artikel abgeschrieben hat, wissen wir so wenig, als wir begreifen, weßwegen er in eine Auswanderungszeitung gehört.

— In Zunzgen, einem Dorfe der radikal-demokratischen Basellandschaft, erscheint seit Neujahr „der Helvetier", ein Wochenblatt, dessen Programm in politischer Hinsicht gar nicht sehr demokratisch tönt, indem sein Hauptpunkt Verstärkung der Bundesgewalt und kräftigere Zentralisation in der Gesezgebung, Verwaltung, Justiz, Polizei und Erziehungswesen lautet. Was uns aber hier besonders interessirt, ist, daß der Helvetier sein besonderes Augenmerk richten will auf die „Beförderung aller Auswanderungen europamüder Helvetier nach solchen Punkten des Erdballs, auf welchen die Ansiedler mit ihrem Vaterland in stetem Nationalverband bleiben" (da darf der Helvetier ruhig seine Feder weglegen und dafür die Diogeneslaterne in die Hand nehmen, denn ein solcher Punkt muß erst noch gefunden werden) „und sich selbst durch neue Schäze, Reichthümer und Erwerbsquellen beglüken können."

Schweiz. Bundesstadt. (Konsulatswesen.) Zum schweizerischen Vizekonsul für Australien hat der Bundesrath auf Vorschlag des Konsuls Chapalay den in Melbourne etablirten Kaufmann Achilles Bischof, Sohn, von Basel ernannt.

Deutschland. In Bremen schifften sich im Jahr 1855 ein 30,761 Auswanderer gegen 75,424 im Jahre 1854.

— Hamburg. (Berichtigung der Statistik der schweizerischen Auswanderung.) Die „Hansa" bringt die vollständigen Tabellen der Auswanderung über Hamburg im Jahr 1855, zusammengestellt nach den von der Polizeibehörde eingereichten Passagierlisten. In denselben ist die Anzahl der 1855 dort eingeschifften Schweizer mit 1416 verzeichnet, während der schweizerische Konsul nur von 1308 berichtete. Wenn der Unterschied in einem Hafen, wo wegen der verhältnißmäßig geringen Anzahl die Kontrolle der eingeschifften Landsleute geringen Schwierigkeiten unterliegt und wo der Konsul sich durch Eifer und Thätigkeit auszeichnet, so bedeutend ist, so kann man von diesem Beispiel einen Schluß ziehen auf die beträchtliche Zahl der Auswanderer über andere Häfen, besonders Havre, die von den Konsuln nicht einregistrirt worden und auf die Unzulänglichkeit der konsularischen Tabellen zu einer sicheren Berechnung der schweizerischen Auswanderung.

Frankreich. (Schweizerische Auswanderung über Havre.) Im zweiten Halbjahr 1855 sind im Ganzen 839 Schweizer über Havre ausgewandert, davon 394 Männer, 260 Weiber und 185 Kinder. Im ersten Semester betrug dieselbe über den gleichen Plaz 2612 Köpfe, zusammen also 3451 gegen 12,098 im Jahr 1854.

Belgien. Ueber Antwerpen wanderten im Jahre 1855 aus 7434 Personen, von denen 5183 nach New-York gingen. Im Jahr 1854 betrug die Gesammtzahl 25,843. Hier also noch eine viel bedeutendere Abnahme als über andere Häfen.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Der Fremdenhaß.) Uebertriebene Vorliebe und Abneigung gegen die Fremden haben seit 100 Jahren sehr oft abgewechselt. Vor 100 Jahren, im Jahre 1755, als die französischen Arkadier in grausamer Weise von ihren Wohnpläzen vertrieben wurden, war der Franzose in den damaligen englisch-nordamerikanischen Kolonien allgemein verhaßt. 20 Jahre später, als der Krieg gegen das Mutterland entbrannte, lud der Kongreß die Fremden ein, für Amerika's Befreiung zu kämpfen. Viele Fremde kamen und wurden freudig begrüßt; mit ihnen Männer, wie Lafayette, Steuben und Kosciusko, die an der Seite Washington's die Selbstständigkeit des Landes mit errangen. Bis zum Ausbruch der ersten französischen Revolution waren Ausländer beliebt, selbst die zum Kampfe gegen die Vereinigten Staaten hinüber gekommenen Hessen, von denen Viele nach geschlossenem Frieden sich hier häuslich niederließen, wurden freundlich behandelt. Anders ward es, als der Gesandte Genet Werbungen und Ausrüstungen für die französische Republik während der Präsidentur Washington's veranstaltete. Unter dessen Nachfolger Adams war der Haß so weit gestiegen, daß 1798 ein Fremdengesez beschlossen wurde, wonach jeder Fremde vom Präsidenten willkürlich ausgewiesen werden konnte. Bald aber fand wieder ein Umschlag der öffentlichen Meinung statt, so daß bis zum heutigen Tage stets Haß und übertriebene Zuneigung den Fremden gegenüber wechselten.

— Da der Kongreß noch immer keinen Sprecher wählen konnte, so hat der Präsident Pierce am 31. Dez. seine Botschaft gleichwohl überreicht. Das Haus der Abgeordneten will sie aber nicht verlesen lassen, bis es organisirt sei. Dennoch wird sie nun bekannt. Das Aktenstük liegt noch nicht vor, es bespricht aber die Schwierigkeiten mit England in nicht ganz beruhigendem Tone. Von denjenigen mit Frankreich, Spanien und Griechenland wird gesagt, daß sie alle ganz oder beinahe ganz beigelegt sind.

— New-York. In dem von uns jüngst erzählten Prozeß Baker ist von den Geschwornen nach mehr als 14tägigen Verhandlungen gar kein Beschluß gefaßt worden. Zu diesem Nichtbeschlusse brauchten sie 41 Stunden Ueberlegung. Neun der Geschwornen stimmten auf Mord, drei auf Tödtung. Am Abend dieses Tages wurde dem Gefangenen Baker unter großem Enthusiasmus von seinen Freunden mit 30 Musikanten eine Serenade gebracht. Der Prozeß wird nun vor eine neue Jury gebracht werden, aber wahrscheinlich irgendwo im Innern des Staates, da in New-York ein unparteiisches Geschwornengericht nicht wohl zu finden wäre, weil schon Jedermann sich seine Ueberzeugung für oder wider Baker gebildet hat.

— (Freibeuter nach Nicaragua.) Der Präsident Pierce hat thatsächlich, nämlich durch die Beschlagnahme des Dampfbootes Northern Light, das mit einem Trupp Freibeuter nach Nicaragua abgehen wollte, bewiesen, daß es ihm mit der Neutralität gegen die zentralamerikanischen Staaten Ernst ist. Ueber diesen Vorgang lesen wir im „Schw. Merkur" folgende Einzelnheiten: Der Befehl zur Beschlagnahme war telegraphisch aus Washington an den New-Yorker Distrikts-Anwalt M'Keon gelangt und dieser schritt sogleich zu dessen Ausführung. Die Regierungsbeamten fanden an Bord des Dampfers 350 elend gekleidete junge Bursche von 14 bis 20 Jahren, die offenbar keine harmlosen Reisenden, sondern zum Kontingent für die Walkersche Expedition nach Nicaragua bestimmt waren. Der Kapitän stellte dieß zwar entschieden in Abrede, ließ die Anker lichten und fuhr nun, den Regierungsbeamten am Bord, davon die Bucht hinab, aber der Zollkutter Washington brachte ihn mit einem scharfen Schuß bald zum Stehen und legte sich ihm die Nacht über zur Seite. Am folgenden Morgen wurden für den Dampfer 100,000, für den Kapitän 20,000 und den ersten Ingenieur 10,000 Dollars Bürgschaft erlegt; die Passagiere ließ man, mit Zurüklassung ihrer Effekten, an's Land kommen. Die Ladung wird untersucht werden, einstweilen jedoch sind Verhaftsbefehle gegen den Gesandten von Nicaragua und mehrere andere Personen erlassen worden, die im Verdacht stehen, bei der Ausrüstung des Schiffes die Hand im Spiel gehabt zu haben. Der Vorfall macht, wie sich denken läßt, großes Aufsehen, zumal da man auch an andern Punkten der Küste auf ähnliche Vorkommnisse gefaßt sein muß. Die amerikanische Regierung soll nämlich, wie die Tribüne mittheilt, vollgültige Beweise in Händen haben, daß längs der ganzen Ostküste eine Bewegung sich vorbereitet, um Waffen und Leute nach Nicaragua zu schiken und von da aus die Eroberung Cubas und St. Domingos(?) zu versuchen. Die dabei interessirten Parteien sollen ferner die Absicht haben, wofern nämlich der Plan gelingt, die eroberten Theile mit andern Portionen Mittelamerika's zu einem unabhängigen Freistaate zu konstitutioniren oder um deren Aufnahme als Sklavenstaaten in den Verein der großen Republik anzusuchen. Tausende von Abenteurern sollen für diesen Raubzug gewonnen, der Plan selbst aber durch einen Mann, der als General dabei kommandiren sollte, der amerikanischen Regierung verrathen worden sein. Wie er heißt, ist nicht gesagt, wohl aber, daß er wegen seines Verraths in seinem Hause zu Brooklyn (New-York) vor wenigen Nächten beinahe ermordet worden wäre und sich nur durch schleunige Flucht retten konnte. Aus Washington wird, obige Mittheilungen bestätigend, geschrieben, in New-Orleans seien durch Oberst Grant über 1000 Mann zu einem Einfall in Nicaragua bewaffnet und organisirt worden.

— (Schwindeleien.) In einer vorjährigen Nummer der New-Yorker Kriminalzeitung finden wir folgende nicht uninteressante Darstellung einiger gewöhnlichen Betrugsarten: Unter den zahlreichen Beschwindelungen, deren Opfer unsere mit den hiesigen Zuständen nicht vertrauten Landsleute werden, scheint die durch Anzeigen einträglicher Stellen am meisten Opfer zu finden. In englischen und deutschen Blättern ist etwa folgende Anzeige zu lesen: „Männer mit einem Kapital von einigen Dollars gesucht, in einem lukrativen Geschäft, wo wöchentlich 15—20 Dollars verdient werden." Der Deutsche, der sich vielleicht lange nach passender Beschäftigung umgesehen und noch etwas Geld oder Freunde hat, die ihm eine kleine Summe vorstreken, begiebt sich zu dem Inhaber des lukrativen Geschäfts, um demselben seine Dienste anzubieten. Gewöhnlich besteht dasselbe im Verkauf von Büchern und Pamphlets. Der spekulative Unternehmer verspricht dem Applikanten goldene Berge, geht mit ihm einen schriftlichen Vertrag ein, wonach der Applikant sich verpflichtet, eine gewisse Zeit das Geschäft zu betreiben und für die ihm anvertrauten Bücher eine Sicherheit von 3, 5 oder 10 Dollars baar zu erlegen, wogegen er aus dem Ertrage seines Verkaufs so viele Prozente zu beziehen hat. Dann händigt der Spekulant seinem Opfer eine Anzahl werthloser Bücher ein, die zusammen oft keine 40 Cents werth sind, streicht die Bürgschaftssumme ein, ohne dafür jedoch einen Empfangschein zu geben. Wird dieser verlangt, so heißt es, dieses Item sei ja im Vertrage bemerkt und dieß sei vollkommen genügend, was indeß nicht der Fall ist. Der „Grüne" ist befriedigt und schikt sich nun an, dem lukrativen Geschäfte nachzugehen. Er läuft sich indeß meist die Sohlen seines einzigen Paars Stiefeln ab, ehe er seine Makulatur absezen kann. Gewöhnlich kann er in drei Tagen nicht so viel verkaufen, um von seinem Gewinnste auch nur einen Tag leben zu können, und entmuthigt kehrt er nach der Office des Spekulanten zurük, um sich über seinen schlechten Erfolg zu beklagen. Das Verhältniß löst sich dann gewöhnlich auf folgende Weise. Hat sich der Grüne auf längere Zeit verpflichtet, so sagt man ihm, er könne gehen, jedoch ohne seine Einlage zurük zu erhalten, die man als Entschädigung für seinen Vertragsbruch behalte. Hat er sich dagegen auf keine bestimmte Zeit gebunden, so prüft der Spekulant mit scharfem Auge die zurükgebrachten unverkauften Bücher und entdekt, daß dieselben beschmuzt oder sonst beschädigt seien. Ein Riß in eine Seite ist in Gegenwart des arglosen Opfers bald gemacht. Als Entschädigung wird dann gleichfalls die Einlage behalten. Auf diese Weise wird der Buchhandel im Kleinen betrieben. Größere Summen, wie 100—150 und 200 Dollars werden dadurch erlangt, daß der Spekulant für Leute, die 100—150 und 200 Dollars baar Bürgschaft stellen können, eine Stelle mit 30—50 Dollars monatlichem Gehalt ankündigt. Die Applikanten sind zahlreicher als man glaubt. Der Spekulant wählt sich die, die ihm am ungefährlichsten erscheinen, aus und sagt ihnen, sie hätten als Clerk dem Buchverkauf vorzustehen, entweder hier oder im Lande. Es wird ein Vertrag gemacht und die Bürgschaftssumme bezahlt. Nach wenigen Tagen muß der Spekulant verreisen und eines schönen Morgens produzirt sich ein Gentleman in der Office, der dem Gönner notifizirt, er habe dem Herrn Schwindler sein Geschäft abgekauft und habe keine weitere Gelegenheit, ihn zu beschäftigen. Solche Fälle sind in den lezten Wochen zu wiederholten Malen zu unserer Kenntniß gekommen; der Polizeigerichtshof kann gewöhnlich nichts in der Sache thun und muß den Kläger auf den Zivilweg verweisen, den zu betreten die Betrogenen meist nicht die Mittel haben. Bei solchen Anzeigen, die meist nur auf Betrug und Schwindel berechnet sind, kann nicht mit zu viel Vorsicht verfahren werden, und wenn Jemand wirklich sein Glük versuchen will, so thut er am besten, sich einen mit den hiesigen Verhältnissen vertrauten Freund mitzunehmen. — Wir bemerken bei dieser Gelegenheit unsern Lesern, daß, wenn sie eine Klage wegen Angriffs und Schlägerei oder über-

haupt eine Klage zu stellen haben, sie nie unterlassen dürfen, einen Augenzeugen des Vorganges mitzubringen. Sie werden sich dadurch einen vergeblichen Weg ersparen, da ohne genügenden Zeugenbeweis keine Klage angenommen wird. — Unter den vielen Klagen, die von Deutschen bei den Polizeigerichten vorgebracht werden, ohne daß dieselben theils wegen mangelnder Beweise und theils wegen Mangels an zuständiger Gerichtsbarkeit erledigt werden können, sind die wegen Ausgebens falscher Banknoten die häufigsten. Ein Mann erhält in einem Laden oder von seinem Arbeitgeber eine falsche oder werthlose Bill. Sofort verfügt er sich auf das Polizeigericht und klagt gegen das Individuum, das ihm die Bill gegeben. Hier wird ihm jedoch die Frage gestellt: Können Sie beschwören, daß der Mann gewußt, daß die Note falsch oder werthlos sei, als er sie Ihnen gab? Gewöhnlich wird diese Frage verneint und dann vom Richter die Klage abgewiesen. Wir machen daher unsere Leser wiederholt aufmerksam, daß sie bei Empfang solcher Noten nur dann beim Polizeigericht eine Klage einleiten können, wenn sie im Stande sind, zu beschwören, daß der Geber der Note zu der Zeit, wo er sie ausgab, gewußt, daß sie falsch war. Ein solches wissentliches Ausgeben einer falschen oder werthlosen Note kann z. B. dadurch festgestellt werden, wenn man beweisen kann, daß der Geber die Note selbst bereits an einem andern Platze auszugeben versucht hat und dann von der Falschheit oder Werthlosigkeit derselben unterrichtet wurde. Ist ein solcher Beweis nicht herzustellen, so kann nur bei der Civil-Court des Distrikts, in welchem der Benachtheiligte wohnt, eine Klage auf Ersaz gemacht werden. Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß sich unsere Landsleute, welche Klagen polizeilicher Natur vorzubringen haben, manchen vergeblichen Weg ersparen würden, wenn sie an der eingeführten Regel festhielten, daß der Kläger seine Klage nur bei jener Polizei-Court vorzubringen hat, in deren Distrikt er wohnt. Obwohl die Jurisdiktion eines Polizeirichters sich auf irgend ein in der Stadt New-York begangenes Verbrechen erstrekt, so nehmen doch die verschiedenen Polizeigerichte meist nur solche Klagen an, die von in ihren Distrikten wohnenden Personen gemacht werden.

— Pennsylvanien. (Erinnerung an William Penn.) Bekanntlich gründete Benjamin Franklin im vorigen Jahrhundert in Philadelphia die „Amerikanische Gesellschaft für Philosophie", deren eine Sektion sich mit vaterländischer Geschichte beschäftigte. Mitglieder derselben errichteten vor etwa 30 Jahren einen selbstständigen Verein. Die Pennsylvanische Gesellschaft für Geschichte hat etwa 400 Theilnehmer, ein Versammlungslokal im Athenaeum-Gebäude in Philadelphia mit einer auserlesenen Bibliothek von 4000 Bänden. Am 15. November waren 61 Mitglieder dieser Gesellschaft im alten Gerichtshause zu Chester, mit andern Freunden vereint, zu einem Festmahl versammelt. Chester ist die älteste Stadt in Pennsylvanien, 1643 von schwedischen Kolonisten, unter dem Namen Upland, gegründet. Hier landete der berühmte Quäkor William Penn, der Schöpfer und erste Gesezgeber des Staates, vor 173 Jahren, am 15. November 1682, und um sein Andenken zu ehren, fand die festliche Versammlung statt. Benjamin Ferris, der bekannte Verfasser des Werkes „die ersten Ansiedlungen am Delaware", sandte dem Verein einen von Penn eigenhändig geschriebenen Brief, von England am 21. Febr. 1682 datirt, worin er durch seinen voraus gesandten Bevollmächtigten den Indianern seine Ankunft anzeigen läßt. Ferris, der vor kurzer Zeit einer Rathsversammlung der Seneca-Indianer zu Cattaraugee im Staate New-York beiwohnte, erzählt, daß noch jezt von den Eingebornen das Andenken Penn's, der seine Kolonie ohne Anwendung von Gewalt einrichtete, gesegnet wird. In einer die Verdienste Penns besprechenden Rede, machte Major E. J. Biddle, der im Kriege gegen Mexiko sich ausgezeichnet hat, darauf aufmerksam, daß die Union die praktische Durchführung der Friedenspläne Penn's bekunde. Sehr treffend sezte er hinzu: „Ohne die Union würde auch in Amerika das Schwert und nicht der höchste Gerichtshof Schiedsrichter im Streiten sein." (H. N.)

Südamerika. Ein trefflicher Artikel in der „Eidgenössischen Zeitung", betitelt „die Handelslage", spricht sich über die mit einander in Wechselwirkung stehenden Aussichten für den Handel und die Auswanderung in Beziehung auf die verschiedenen Staaten Südamerika's folgendermaßen aus: Die Verminderung der Einwanderung nach den Vereinigten Staaten hatte zum, wenn auch kleinern Theil ihren Grund in der Ableitung derselben nach Brasilien. Dieser größte Staat Südamerika's geht einer immer schönern Zukunft entgegen. Seine Verfassung, obwohl monarchisch, ist eine der freisinnigsten, und seine Haupterzeugnisse, Kaffee und Zuker, namentlich ersterer, bringen wachsende Wohlhabenheit hervor. Es sind daher die Handelsbeziehungen zu Brasilien noch eines großen Aufschwunges fähig und werden sich im nächsten Jahre günstiger gestalten, nachdem die auch dort eingetretene Waarenüberfüllung und der Geldmangel sich etwas gemindert haben. — Die angrenzenden Laplatastaaten sind leider noch nicht aus dem Stadium des Bürgerkrieges heraus. Deßhalb sind die bei Vertreibung des Diktators Rosas aus Buenos-Ayres so hoch gespannten Hoffnungen nur zum kleinen Theil in Erfüllung gegangen. Die großen Ströme dieser von der Natur so herrlich ausgestatteten Länder, der Parana und dessen Zuflüsse, der Paraguay und Uruguay, sind zwar der Schifffahrt freigegeben, allein die Anwohnerssind noch nicht zur Ruhe gekommen. Deßhalb eignet sich diese Staatenkonföderation noch nicht zur Einwanderung, aber der Handel dahin ist, wenn auch noch nicht so groß als er sein könnte, doch im stetigen Wachsen begriffen. — Von den Staaten an den westlichen (Südsee- oder Pacific-) Ufern von Südamerika verdient hauptsächlich Chili große Aufmerksamkeit. Santjago und die Häfen von Valparaiso und Coquimbo nehmen mit jedem Jahre an Bedeutung zu; die Verbindung mit Kalifornien hat das Land wohlhabend gemacht, der Handelsstand und die Regierung sind die solidesten unter den Staaten der Westküste und Zentralamerika's. Die Ein- und Ausfuhr vermehrt sich von Jahr zu Jahr. — Leider kann man nicht das Gleiche von dem großen Peru sagen, obwohl seine, durch wohlfeileres Quekfilber zum Amalgamiren, neu aufblühenden Silberminen dem Lande hohe Bedeutung verleihen. Seine Hauptstadt und größter Handelsplaz, Lima, behauptet nebst dem Hafen von Callao eine hohe Stellung in der Handelswelt, allein der durch die schlechte und unsichere Regierung vermehrte Mangel an Menschenkraft ist das Haupthinderniß des Aufblühens. Nachdem eingewanderte Europäer die grausamste Behandlung erfahren, versucht man es nun mit Chinesen, welche zum Theil entführt, schlechter wie die schwarzen Sklaven gehalten werden. Die Zivilisation hat dort ein weites, allein noch fernes Feld. — Aehnlich geht es in Ecuador und Neugranada, allein diese Länder werden durch Kalifornien mehr oder weniger zu neuem Leben erwekt.

— Brasilien. (Käufliche Staatsländereien in Südbrasilien.) Die Provinz Rio Grande do Sul hat an noch unbesezten Staatsländereien fast in sämmtlichen Munizipal-Distrikten Ueberfluß. So giebt es solcher im Distrikt der Hauptstadt Porto Allegre, 5 bis 6 Legoas von Porto dos Tages, von wo aus schiffbare Wasserverbindung bis Rio Grande ist, eine große Menge, desgleichen von trefflichster Beschaffenheit im Distrikt von Patrulha an beiden Ufern des Sinos von Rolante, ferner im Distrikt Triumpho am rechten Ufer des Jacuhy, und zwischen den Flüssen Taquary und Cahy. Noch größer ist die Menge derselben im Distrikt Taquary und zwar einerseits am linken Ufer des gleichnamigen Flusses, an den sie bis auf resp. 1½ Legoas herantreten, andererseits am rechten Ufer, wo sie in einer Entfernung von 1 Legoa von demselben beginnend, sich bis zum schiffbaren Forqueta erstreken und jenseits dieses bis zu den Ländereien der Kolonie Santa Cruz. Weiter werden im Distrikt von Cachoeira unbesezte Ländereien unmittelbar am Jacuhy und an der Straße nach Alta Cruz, so wie im Distrikt des leztern Stromes am Jacuhy Grande und Uruguayfinho angeführt, welche auch in der kältesten Zeit, unter dem Reif des Winters nicht leidend, dem Anbau von Kaffee, Zuckerrohr, Baumwolle und Bananen die größesten Aussichten bieten. Noch nicht volle 3 Legoas vom Uruguay und etwa 1 Legoa vom schiffbaren Piratiny entfernt, liegen ferner große Mengen unbesezter Ländereien des Distrikts Borja. Endlich bieten die Distrikte Alegrete und Uruguayana an und in der Nähe der Flüsse Ibicapuitam und Urugnay der Ansiedlung noch die weitesten Streken verkäuflichen Staatsgrundes dar. In der Provinz Santa Katharina, der nächst nördlichen nach Rio Grande do Sul, zeigt sich ein noch größerer Ueberfluß unbesezter Ländereien, indem im Durchschnitt fast nur das unmittelbare Meeresufer, und auch dies nicht überall, bis auf zirka 4 Legoas landeinwärts von Privaten bereits in Besz genommen ist. Vielleicht am reichsten unter den Provinzen des Südens ist aber Parana, das spezifische Land der deutschen Landwirthe in Brasilien, an unbesezten Staatsländereien. So zählt allein der Bezirk der Hauptstadt Coritiba außer großen Streken solcher im Süden und Südosten der Flüsse Ambrosios und Rio Negro über 200 Quadrat Legoas im Flußgebiete des Iguassu, und schließen sich an diese in ungemessener Ausdehnung die Staatsländereien des Distrikts von Prinzipe vom Rio Negro an bis zu den Grenzen der Provinz. Ueberwiegend ist ferner im Bezirk von Castro die Menge der unbesezten Staatsländereien und zwar sind dies Ländereien von der größesten Fruchtbarkeit und durchströmt von den Flüssen Itarare, Jaguaricatu, Paranapanema, Tibagy, Ivahy und Parana. Fast ganz aus unbesezten Ländereien besteht endlich die ganze Landstreke zwischen Ivahy und Uruguay und Iguassu und Parana im Distrikt Guarapuava u. s. w. u. s. w. Verhältnißmäßig geringe ist dagegen allerdings in der Provinz St. Paulo die Menge der unbesezten Ländereien, doch fehlen auch hier solche nicht an den verschiedensten Punkten. Namentlich existiren etwa 7 Legoas weit von dem großen Viehmarkte Brasiliens Sorocabaa nach den Flüssen Jaquia, Ribeira und Conceicao zu sehr große Streken, und darunter Land der ausgezeichnetsten Qualität, ferner im Distrikte Porto Feliz den Tiete abwärts u. s. w. Aber selbst die am dichtesten bevölkerte Provinz Brasiliens, das eisen- und gewerbreiche Minas Geraes, dessen klimatische Verhältnisse es gleichfalls für die europäische Einwanderung geeignet machen, hat der unbesezten Ländereien noch eine große Menge zu vergeben. So im Distrikte Desemboque, die zirka 18 Quadrat-Legoas der Ebene Chapadao mit Land, das für jede Kultur sich eignet, im Distrikte von Januaria die Ländereien an beiden Ufern des Rio Verde, im Distrikte von Serro eine Streke von 16 Legoas Ausdehnung von Süd nach Nord und 20 Legoas von Ost nach West, endlich große Massen am Picucicara, am Rio Doce, am Santo Antonio und an der Grenze der Provinz Espiritu Santo, und dies meistens Ländereien von ausgesuchter Trefflichkeit. (H. Z. f. d. A. u. K.)

— (Vereitelter Sklavenschmuggel.) Trz des konsequenten Scheiterns seiner lezten Versuche hat der Sklavenhandel nach zweijähriger Pause vor Kurzem wieder einen neuen Versuch gemacht, seine verbotene Waare an der brasilianischen Küste zu landen. In der That glükte es dem betreffenden Schiffe, Dank seiner Kleinheit, der Wachsamkeit seiner Kreuzer zu entgehen und in einer kleinen Bucht der Provinz Pernambuco 162 Schwarze auszuschiffen. Sofort waren jedoch die Behörden der Nachbarschaft davon unterrichtet und, kaum gelandet, die gesammte „Waare" auch schon in Beschlag genommen. Zugleich wurde dem Kommandirenden der an der dortigen Küste stationirten brasilianischen Kriegsschiffe unmittelbar von dem Geschehenen Kenntniß gegeben und hoffte man, daß es gelingen würde, auch das Sklavenschiff mit seiner Mannschaft aufzubringen. Jedenfalls werden die Sklavenhändler endlich zu der Ueberzeugung kommen, daß in Brasilien für sie wirklich nichts mehr zu thun ist. Wäre nur endlich auch bei den kubanischen Behörden ein gleich ernster Wille der Unterdrükung dieses verbrecherischen Handels vorhanden! Auch solche vereinzelte Versuche wären dann längst nicht mehr vorgekommen. (H. N.)

— Ein aus Dona Franziska, Provinz Santa Katharina, unterm 16. September 1855 datirter und von einem Heinrich Walter geschriebener Brief an seine Verwandten (in Herdlingen, K. Schaffhausen) bestätigt abermals, daß in Brasilien zwar die gebratenen Tauben Niemanden in den Mund fliegen, daß aber bei einigem Kapitalbesiz, bei Fleiß und Ordnung, sowie verständigem Eigenbetrieb der Landwirthschaft Jeder sein Auskommen finde und daß auch der auf Halbpacht ausgewanderte Arme bei Ausdauer eine selbstständige Stellung erringen könne. Der Schreiber bemerkt, daß zur Zeit, als die Regierung keine öffentlichen Bauten (Straßen) mehr ausführen ließ, der Verdienst sehr knapp war, daß aber jezt der Straßenbau vielen Verdienst gewähre. Es scheint somit, daß die Kolonie noch nicht selbstständig genug ist, um durch sich selbst zu bestehen. Ueberhaupt ist es sehr schwierig, aus solchen unvollständigen Briefen sich einen klaren Begriff zu machen und müssen wir immer rathen, sich an amtliche Dokumente, wie z. B. das neulich in diesem Blatte von der „brasilianischen Hülfsgesellschaft" veröffentlichte, zu halten. (Schaffh. Tgbl.)

— Laplatastaaten. Die argentinische Republik will, von Brasilien unterstüzt, Paraguay wieder zur Freigebung der Binnenschifffahrt auf dem Parana und Paraguay mahnen. Der Präsident Urquiza hat zu diesem Zweke den General Guido nach Paraguay abgesandt.

— Uruguay. In Montevideo am Laplata ist die Revolution noch tüchtig ausgebrochen, nachdem man dieser Gefahr entgangen zu sein glaubte. Die Generale Oribe und Flores sollen gesiegt und die Straßen mit dem Blute ihrer Mitbürger getränkt haben. Eine andere Nachricht ergänzt diese Mittheilung folgendermaßen: In Montevideo versuchte am 25. November Jose Maria Munoz einen Aufstand zu erregen, ward aber mit Verlust von etwa 100 Todten zur Flucht nach Buenos-Ayres gezwungen.

Afrika. Die gesammte europäische Bevölkerung Algeriens zählt jezt 151,613 Köpfe, wovon 69,784 auf die Provinz Algier, 49,650 auf die Provinz Oran und 32,129 auf die Provinz Konstantine kommen. Die Zahl der Männer beträgt 54,662, die der Frauen 41,935, der Kinder 55,016. Man zählt 84,494 Franzosen, 41,529 Spanier, 8711 Italiener, 6479 Engländer und Malteser, 5346 Deutsche, 1948 (bloß?) Schweizer. In den lezten Monaten wendete sich die Einwanderung vorzugsweise nach der Provinz Oran, und fast die Hälfte der Einwanderer sind Spanier, für die denn auch das Klima allerdings nicht so mörderisch sein mag, wie für Deutsche.

Oeffentliche Korrespondenz. Hrn. G. Fröbel in Rudolstadt. Titel und Inhaltsanzeige für den ganzen fünfundfünfziger Jahrgang der Allg. Ausw. Ztg. ist am Tage nach Abgang meines Briefes an Sie angekommen. Aus demselben habe ich leider auch ersehen, daß für den Pilot kein eigener Titel erschienen ist. — Die übrige Bestellung erwarte ich auf dem gewünschten Wege. S.

Feuilleton.

Allerlei Geschichten aus Amerika.

Die den Amerikanern eigene lästige Gewohnheit des vielen Fragens wird durch folgende in den Vereinigten Staaten berühmte Anekdote von Benjamin Franklin charakterisirt: Zur Zeit, wo Benjamin Franklin noch Buchdrucker in Philadelphia war, mußte er eine kleine Geschäftsreise nach Boston unternehmen. Der Theil der Vereinigten Staaten (die sogenannten „Eastern States"), den er zu durchreisen hatte, ist gerade derjenige, dessen Bewohner das erwähnte Fragesystem am weitesten treiben. Bei seiner Ankunft in dem Städtchen Providence, im Staate Rhode-Island, trat er in's Gastzimmer, das zufälligerweise leer war. Der Wirth wollte, wie es schien, seinen Gast nicht allein lassen, ohne erst seine Neugier befriedigt, mit andern Worten ihn ausgefragt zu haben. Franklin, der dieß errieth, beschloß, ihm zuvorzukommen. „Sind Sie verheirathet, Herr Wirth?"

„Ja wohl", war die Antwort, „ein Wirth ohne Wirthin, das geht nicht hier in Amerika!"

„Wohlan", fuhr Franklin weiter fort, „so erweisen Sie mir doch den Gefallen, mich mit Madame bekannt zu machen."

Der Wirth ging schnell sie zu rufen. Franklin's nächste Frage galt der Hausfrau: „Haben Sie Kinder, Madame?"

„Nicht weniger als fünf, mein Herr", versetzte diese; „drei Burschen und zwei Mädchen."

„Seien Sie doch so gut", versetzte Franklin, „die lieben Kleinen rufen zu lassen, wenn sie nicht gerade in der Schule sind."

„Sie sind alle zu Hause, mein Herr, und sollen auf der Stelle erscheinen!" versetzte die Hausfrau, ging und brachte sie in das Zimmer.

„Noch eine Frage, Herr Wirth", sagte Franklin, „wie viele Dienstboten haben Sie?"

„Vier", war die Antwort, „zwei männliche und zwei weibliche."

„Ich möchte sie gern hier beisammen sehen — ich habe meine besondere Ursache dazu!" Der Wirth brachte auch seine vier Dienstboten in das Zimmer. Dann fragte Franklin: „Ist das jetzt Ihre ganze Haushaltung, Herr Wirth?"

„Ja", war die Antwort, „da haben Sie Alles vor sich, was im Hause das Maul aufthun kann!"

„Ganz Recht!" erscholl es jetzt von Franklin's Lippen, „jetzt wißt, meine guten Freunde, daß ich Benjamin Franklin heiße — von Gewerbe ein Buchdrucker bin, in Philadelphia wohne und dießmal nach Boston gehe, um dort einen Papierhandel abzuschließen. Wenn ich damit fertig bin, so kehre ich wieder nach Philadelphia zurück. Wollt Ihr sonst noch etwas von mir wissen, so fragt — fragt bis Ihr fertig seid, ich werde Alles genau beantworten, und dann hoffe ich, werdet Ihr mich zufrieden und meinen eigenen Gedanken überlassen."

* * *

— Vor etwa zwanzig Jahren heirathete ein kaum achtzehnjähriger junger Mensch aus einer reichen und angesehenen Familie in der Stadt Cincinnati ein schönes junges Mädchen. Nach Verlauf eines Jahres beschenkte das junge Weibchen ihren Gemahl mit einer Tochter. Trotz dieses glücklichen Ereignisses wurden die Eheleute täglich kühler gegen einander, und trennten sich am Ende laut gegenseitiger Uebereinkunft. Eine gesetzliche Scheidung folgte, und die junge Mutter kehrte mit ihrem Kinde zu ihren Eltern zurück, deren Namen sie wieder annahm, und die in einem kleinen Städtchen im Staate New-York lebten.

Der getrennte Gatte machte alle Anschläge töchterreicher Mütter auf ihn zu nichte, heirathete nicht wieder und vergaß auch seines Kindes gänzlich. Dieses wuchs heran, erhielt eine gediegene Erziehung und trat vor ungefähr einem Jahre in die Gesellschaft ein, mit Eigenschaften ausgestattet, die sie selbst ohne körperliche Reize zum Lieblinge Aller hätten machen müssen.

Da sie aber auch in diesem Stücke alle Andern überstrahlte, so sah sie sich seit ihrem Eintritte in die Welt von zahlreichen Verehrern umringt, die sie auf Schritt und Tritt verfolgten.

Unlängst stattete sie einem in der Nähe von Cincinnati wohnenden Onkel einen Besuch ab, und ward auch hier wie überall gefeiert. Bald zeichnete sich unter ihren Anbetern Einer aus, der schon mehr in einem gereifteren Alter stand, aber mit einer männlichen Schönheit alle Vorzüge des Herzens und Geistes vereinte. Der Glückliche wurde bald ein täglicher Besucher und hielt endlich um ihre Hand an. Dies führte zu näheren Erörterungen, die damit endigten, daß der Liebhaber in seiner Angebeteten seine eigene Tochter erkannte!

Eine Wiedervereinigung der so lange getrennten Gatten war die Folge der Enthüllungen. O Schicksal!

(Cinc. Rep.)

* * *

In Nordamerika werden nicht nur von Männern, sondern auch von Damen Volksversammlungen gehalten. Unlängst ging es bei einer solchen Versammlung wegen des Vorsitzes etwas stürmisch her. Als man sich endlich dahin geeinigt hatte, daß die älteste Dame den Vorsitz führen und die Verhandlungen mit einer Rede eröffnen solle, wollten zwar alle reden, aber keine die älteste sein, so daß man unverrichteter Dinge auseinandergehen mußte.

* * *

Vor Kurzem reiste eine Amerikanerin auf der Eisenbahn nach Chicago als Begleiterin der Leiche ihres Mannes, den sie „im Osten", in der Heimath, begraben wollte. Sie konnte den Gedanken nicht ertragen, die Ueberreste dessen fern im Westen zurückzulassen, den sie so zärtlich geliebt hatte. Auf dem Wege nach Chicago aber lernte sie einen jungen Mann kennen. Ihre Seelen fanden sich und als die Liebenden in Chicago anlangten, ließen sie den geliebten Todten im Eisenbahndepot daselbst zurück, und Niemand hat sie wieder gesehen.

* * *

Im „Deutschen von Holmes" steht folgendes Inserat: Ein Herr in den mittlern Jahren, der von seinen Mitteln lebt, ohne deßwegen bemittelt zu sein, sucht eine Gattin, die ein ähnliches Auskommen hat, nur jedenfalls wenigstens 2000 Dollars mehr Vermögen haben muß. Er sieht weniger auf gute Behandlung als auf Geld.

* * *

Ein gelehrter amerikanischer Richter wurde einst gefragt, was er thun würde, wenn ein Mann ihm 10 Dollars schuldig wäre und sich weigerte sie zu bezahlen. „Ehe ich ihn verklagte", antwortete er, „würde ich ihm lieber eine Quittung ausstellen", und nach einigem Bedenken fügte er hinzu: „Ja noch mehr, ich würde ihm lieber noch fünf Dollars obenein geben, um alle möglichen Kosten zu beken."

* * *

(Eine amerikanische Schildwache.) Eine neue Schrift über den Krieg der Vereinigten Staaten mit Mexiko erzählt eine Anekdote von einem der Bürgersoldaten, welche charakterisch genug ist. Es war ein Deutscher von Geburt, Koch mit Namen und in New-York als ein sehr reicher Mann bekannt. Er diente als Freiwilliger in dem amerikanischen Heere. In einer Nacht hatte er an einem Bagagewagen Schildwache zu stehen. Es regnete heftig und stürmte gewaltig. Das behagte dem Schildwachstehenden ganz und gar nicht. Als er eine halbe Stunde auf seinem Posten war, rief er aus Leibeskräften nach dem Korporal. Der Korporal erschien endlich, um zu fragen, was der Schildwache zugestoßen sei. Koch wünschte auf zehn Minuten abgelöst zu werden, weil er durchaus ein paar Worte mit dem Obristen sprechen müsse. Der Korporal erfüllte die Bitte und Koch eilte zu dem Obersten. — „Was wünschen Sie, Herr Koch?" fragte ihn dieser. — „Herr Oberst", entgegnete der Gefragte, „ich möchte nur wissen, wie viel der verfluchte Wagen werth ist, bei dem ich Wache stehen muß." — „Das kann ich nicht wissen", sagte der Oberst. — „Auf den ganz genauen Werth kommt es mir auch nicht an", entgegnete Koch, „wenn ich ihn nur so ungefähr erfahre." — „Ungefähr? Nun, vielleicht tausend Dollars", erwiederte der Oberst. — „Tausend Dollars?" wiederholte Koch. „Gut. Erlauben Sie mir ein Stük Papier, Tinte und Feder; ich will Ihnen eine Anweisung über tausend Dollars schreiben und mich — mich schlafen legen. Ich bezahle tausend Dollars, mag aus dem Wagen werden, was da will." — Der Oberst nahm die Anweisung, Koch legte sich nieder und bezahlte später. Der Wagen blieb unversehrt und der Oberst stelte das Geld in seine Tasche.

Anzeigen.

Auswanderung

nach den

Kolonien der Herren Vergueiro in St. Paulo (Brasilien).

Die nächste Abfahrt nach diesen Kolonien wird Ende März oder Anfangs April stattfinden; von da an bis Oktober jedes Mal, wenn sich genug Passagiere zur Besetzung eines Schiffes werden gemeldet haben.

Der Bericht der schweizerischen Hülfsgesellschaft in Rio Janeiro macht jede weitere Anpreisung derselben unnöthig (siehe Neue Zürcher Zeitung Nro. 356 vom 22. Dezember 1855 und Kolonist Nro. 52).

Für Abschluß von rechtsgültigen Verträgen beliebe man sich an den Unterzeichneten, welcher allein in der Schweiz dazu ermächtigt ist, zu wenden.

Gemeinden, welche ihren Angehörigen die Reise nach diesen Kolonien bezahlen, erhalten ihre dafür ausgelegten Gelder in fünf Jahren zurück.

Auch für die Kolonien der Mucury-Gesellschaft und des Herrn Grafen von Montravel ist derselbe bevollmächtigt Leute anzunehmen.

Herr A. Suter, Advokat in Lichtensteig und konzessionirter Agent, ist durch mich bevollmächtigt worden, Leute im Kanton St. Gallen zu engagiren.

Zürich, Unterstraß Nro. 132.

E. de Paravicini.

Nach der deutschen Kolonie Saronia,

in der südbrasilianischen Provinz Minas-Geraes, gegründet von der Mucury-Compagnie in Rio de Janeiro, wird eine Expedition im bevorstehenden Frühjahr ab Hamburg stattfinden.

Es ergeht daher hiemit an alle Auswanderungslustige die Aufforderung, sich recht bald bei uns zu melden, und werden wir auf portofreie Anfragen über die vortheilhaften Bedingungen gern nähere Auskunft ertheilen, sowie auch Prospekte und Brochüren zu Diensten stehen.

Das Passagegeld bis Rio hat jeder Auswanderer selbst zu bezahlen, von Rio aus aber wird er von der Kompagnie kostenfrei bis in die Kolonie befördert.

Leipzig, Thomasmühle, den 9. Januar 1856.

Schlobach & Morgenstern,
konzessionirte Auswanderungsagenten.

Nb. Außer Landleuten werden vorzüglich auch Professionisten, und unter diesen besonders: Tischler, Zimmerleute, Maurer, Schlosser, Schmiede, Glaser, Sattler ꝛc. gesucht, welche drüben einen ganz besonders guten Verdienst haben, z. B. Tischler und Zimmerleute per Tag 1½ bis 2½ Reichsthaler, worüber die Obigen authentische Berichte vorlegen können. (..¹)

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 4. | Samstag den 26. Januar. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M.-Wälle. | Sechster Jahrgang. | 1856.

Auf den **„Kolonist"** kann noch fortwährend sowohl bei den nächstgelegenen Postbüreaux als auch bei der Expedition desselben abonnirt werden. Zu zahlreichen Bestellungen ladet ein

Die Expedition.

Verpflegung der Auswanderer auf Hamburger und Antwerpener Schiffen.

wohl zu erwägen!

Da nun in Belgien die gefährliche Selbstverpflegung der Auswanderer seit dem 3. Mai 1855 aufgehoben ist und der erforderliche Proviant nach gesezlicher Vorschrift eingelegt werden muß, wie es schon seit vielen Jahren in Hamburg geschieht, so wollen wir einen Vergleich zwischen den Verordnungen beider Städte machen, um zu sehen, wo denn eigentlich die Verpflegung der Leute mit der meisten Umsicht wahrgenommen wird.

Auf der Reise nach Brasilien jenseits des Gleichers sollen gesezlich folgende Gegenstände für jeden erwachsenen Kopf eingelegt werden:

	ab Hamburg auf 15 Wochen	ab Antwerpen auf 12 Wochen
Gesalzenes Ochsenfleisch	32 Pfund	12 Pfund.
„ Schweinefleisch	16 „	12 „
Gesalzene Häringe	32 Stük	—
Weißbrod	80 Pfund	36 „
Butter	6½ „	—
Kartoffeln	80*) „	60 „
Weizenmehl, Erbsen, Reis, Bohnen, Graupen, Pflaumen, Sauerkohl	56 „	64**) „
Syrup	2 „	—
Kaffee	2¼ „	2½ „
Thee	½ „	—
Essig	2½ Quart	2½ Litres.

Aus diesen Angaben geht schon überzeugend hervor, daß die hamburgische Vorschrift, nicht allein der Menge, sondern auch der Zeit nach, die beste und zwekdienlichste ist; denn wenn, wie es neulich vorgekommen, ein berühmter Segler (North-Sea), amerikanisches Klipperschiff, 84 Tage von Hamburg bis Santos gebrauchte, so kann der auf gleiche Zeit in Antwerpen eingelegte Proviant nicht ausreichen, während bei der Ausrüstung auf 112 Tage, wie in Hamburg, kein Mangel eintreten kann. Wie bedenklich aber überhaupt eine auf bloß 84 Tage berechnete Verpflegung nach Brasilien, südlich vom Aequator, ist, geht aus dem Umstande hervor, daß die Fahrt nach Rio Grande manchmal 90, auch 100 Tage dauert, und da Kapitän Giese vom Schooner Aurora *), im Mai des verflossenen Jahres von Antwerpen nach Rio Grande abgesegelt, nur eine Reise von 70 Tagen hatte, der erhaltene Proviant aber schon nach 48 Tagen zu Ende war, so ist es klar, daß sogar die vorgeschriebene knappe Verproviantirung nicht gehalten worden, weßhalb Giese genöthigt war, seine Passagiere mit dem eigenen Proviant zu füttern, um sie dem Hungertode zu entreissen.

Wenn daher die Reise über Antwerpen um einige Thaler billiger, gestellt wird als [illegible] Groschen, die man um ein geringes Opfer nicht gern in die Schanze schlägt.

Bei den im Laufe des Jahres über Hamburg nach Brasilien zu befördernden Schiffen soll die Einrichtung getroffen werden, das gesalzene durch eingemachtes frisches Ochsenfleisch zum Theil zu ersezen, so daß auf jede Woche etwa drei Mahlzeiten mit frischem Fleische fallen.

Ebenso soll ein guter Vorrath von komprimirten grünen Gemüsen eingelegt werden, die sich auf den Schiffen Amerika und North-Sea nach Santos im vergangenen Jahre als vorzüglich bewährt haben, wodurch wir die Ueberzeugung hegen, den betreffenden Passagieren alle Annehmlichkeiten verschafft zu haben, welche sie vernünftigerweise von einer Seereise erwarten können.

Hamburg, im Januar 1856.

Dr. F. Schmidt.

*) Sind Kartoffeln nicht haltbar, so muß für je 10 Pfund derselben 1 Pfund trokenes Gemüse mehr eingelegt werden.

**) Pflaumen und Sauerkohl sind in Antwerpen nicht vorgeschrieben, obgleich sehr zwekdienlich.

Die jüngste Geschichte von Nicaragua.

Die neuern Vorgänge in Zentralamerika und zwar insbesondere die Freischaarenzüge der Amerikaner Walker und Kinney, die in der Geschichte dieses immer wichtiger werdenden Theils des westlichen Kontinents so sehr Epoche machen, haben wir unsern Lesern regelmäßig, wie sie uns selbst zur Kunde kamen, aber eben nur stükweise mitgetheilt. Wir lassen nun hier eine Schilderung der neuesten Geschichte von Nicaragua folgen, welche aus Neu-Granada vom 2. November 1855 datirt, von einem dort sich aufhaltenden jungen Zürcher Kaufmann herrührt und in der Beilage zu Nro. 17 der „Neuen Zürcher Ztg." enthalten ist. Die Anschauungsweise des Briefschreibers über das Verdienst der Walkerschen Expedition um Nicaragua und mittelbar um ganz Zentralamerika ist ihm von seinen Berufsinteressen diktirt und wird wohl auch von der großen Mehrzahl der Fremden, die in der gleichen Absicht und Verhältnissen in Nicaragua leben, sowie von einem Theil der Landeskinder getheilt. Vom rechtlichen Standpunkte aus freilich kann man die Walker'schen Thaten nicht anders, denn als einen unbefugten völkerrechtswidrigen Angriff auf einen souveränen Staat betrachten; aber der Handelsmann bekümmert sich nicht um diese abstrakte Frage der Moral, bei ihm überwiegt das Konkrete, Materielle, die Rüksichten auf den Gelderwerb. Unter den bisherigen beständigen Revolutionen in Nicaragua waren Handel und Gewerbe beschränkt, unsicher, bedroht. Da man nun von Walkers Energie die Herstellung der politischen Ruhe und fester Rechtsverhältnisse erwartet, so muß er den dortigen Fremden, die fast nur aus Kaufleuten und [illegible] bestehen,

„Daß ich Dir seit meiner Ankunft am 21. Juni (nach 77tägiger Meerfahrt) keine Schilderung der hiesigen Zustände geliefert, hat seinen Grund nicht in Nachlässigkeit, sondern in der Revolution, die wir eben durchgemacht haben. Zu solchen Zeiten und in fremdem Lande ist es nicht rathsam, über Politik zu sprechen, viel weniger zu schreiben. Ueberdieß wollte ich nicht in den Tag hineinschwazen, sondern mich zuerst mit dem Lande und seinen Verhältnissen ein wenig bekannt machen. Die Ereignisse der lezten drei Wochen haben denselben eine ganz andere Gestalt gegeben, wodurch die hier wohnenden Fremden (Europäer im Gegensaz zu Spaniern) mit einem Ruk von einem jahrelangen ungeheuern Druk befreit wurden. Nun darf man wenigstens wieder frei seine Meinung sagen und ich beeile mich, Dir einige Details über die jüngsten wichtigen Ereignisse mitzutheilen. Die hiesigen Zeitungen erfüllen ihre Aufgabe sehr unvollkommen.

„Seit dem Jahre 1821, wo Nicaragua die spanischen Fesseln abgeworfen, um sie gegen einheimische zu vertauschen, ist dieses von der Natur so gesegnete Land von einem fast ununterbrochenen Bürgerkrieg durchwühlt worden. Die Unabhängigkeit, welche in den lezten 34 Jahren aus Nicaragua den schönsten Garten der Welt hätte schaffen können und sollen, sie schlug in einen Rankenkrieg um und führte das Land in's Verderben.

„Die jüngste Revolution, die ohne Zweifel den Untergang des jezigen Staates und seine Einverleibung in Nordamerika zur Folge haben wird, wurde durch die Nebenbuhlerei der zwei Städte Granada und Leon hervorgerufen, indem jede Hauptstadt sein, die Regierung haben wollte. Im Mai 1854 rükten die Leoner etwa 1000 Mann stark plözlich vor Granada, das sich von allen Truppen entblößt fand. Hätten die Leoner damals sogleich gestürmt, sie würden sich ohne Mühe der Stadt bemächtigt haben. Unerklärlicher Weise zerstreuten sie sich aber während drei Tagen, um zu plündern. Als sie sich dann aber zum Angriff sammelten, war die Stadt in so guten Vertheidigungsstand gesezt, daß die Belagerer in 6 Monaten nichts ausrichten konnten und abziehen mußten. Von da an wurde der Krieg mit abwechselndem Glüke geführt bis im Frühjahr 1855. Um diese Zeit sahen die Leoner ein, daß sie schwächer an Geld und Mannschaft seien und zulezt unterliegen müßten. Ihr Haß und Neid gegen Granada bewogen sie,

*) Neulich hat die „Delena", Kapitän Mildenstein, die Fahrt nach Rio Grande in 46 Tagen gemacht; allein dergleichen schnelle Fahrten kann man nur als Ausnahmen betrachten.

die oft anerbotenen Dienste eines gewissen Kapitän Walker anzunehmen, der sich damals in Kalifornien befand. Dieser wurde nun zu Hülfe gerufen und General Castillon, das Haupt der Leoner, schloß mit ihm einen Vertrag ab, zufolge dessen Walker die nöthigen Mittel zur Expedition, Mannschaft, Geld und Munition zu liefern hatte, wogegen er das Versprechen erhielt, daß er nach günstigem Friedensschluß zum General en Chef der vereinigten Truppen ernannt werden sollte. Seinen mitzubringenden Soldaten wurde monatlich 100 Dollars per Mann versprochen und nach dem Frieden 500 Acres Land. Walker, der inzwischen den Titel General annahm, verließ im Mai 1855 San Franzisko in Kalifornien mit 62 Mann und hatte Mühe gehabt, nur so viel Leute zusammenzubringen: denn man sagt, er sei von der Staaten-Regierung nicht unterstüzt worden. Wenn sie indessen diesen Plan hätte vereiteln wollen, so konnte sie es leicht. Sie ließ alles gewähren. In den ersten Tagen Juni's landete Walker an der Küste von Nicaragua und marschirte mit seiner Armee, die nur durch 120 Eingeborne verstärkt worden war, sogleich auf die gut befestigte Stadt Rivas los, die zu Granada hielt, und drang fast ohne Schwertstreich ein. Ueber diesen Erfolg Walkers eifersüchtig, suchte sich der leonesische General Munoz von ihm loszumachen. Er befahl daher dem Unterbefehlshaber, welcher Walker unterstüzen sollte, sich zurükzuziehen, so bald dieser in Rivas tiefer eingedrungen wäre, und ihn seinem Schiksal zu überlassen. So geschah es wirklich. Als Walker mit seinen 60 Amerikanern (die beiläufig höllisch gut schießen zum Schreken der Indianer) mitten in der Stadt angelangt war, kehrten die Leoneser, ein Manöver vorschüzend, um, worauf die Amerikaner von allen Seiten angegriffen wurden. Walker bewies hier viel Muth und Klugheit. Er ordnete den Rükzug mit größter Ruhe an und dieser glükte ihm so gut, daß er nicht mehr als 10 Mann verlor, während die Granadier auf 500 wohl 100 verloren.

„Durch Gebüsch und Sümpfe und nach tausend Mühen gelangte er nach San Juan del Sur, schiffte sich hier ein und fuhr nach Realejo, das etwas nördlich liegt, um dort Verstärkung von Kalifornien zu erwarten.

„In der Zwischenzeit hatten mehrere Gefechte zwischen den Granadinern und Leonesern statt, und in einem derselben wurde der Präsident und General der leztern, Munoz, erschossen, man sagt von einem seiner Soldaten. Etwas früher war ebenfalls das Haupt der Granadiner, General Chamorro, gestorben. Durch das Abtreten der beidseitigen Führer vom Schauplaz verminderte sich die [illegible]

„Im August kehrte Walker mit Verstärkung nach San Juan del Sur zurük, welches er fast ohne Widerstand nahm. Von hier aus begann er seine Operationen. Er belästigte die Granadiner auf allen Punkten, die sie um San Juan herum inne hatten, schlug sie einmal in der Virgen-Bay schmählich in die Flucht, obgleich sie 6—8 Mal stärker waren. Diese Virgen-Bay (Jungfernbucht) liegt am See Nicaragua; daselbst hat die nordamerikanische Dampfschiff-Kompagnie einen Stappelplaz, von wo sie Passagiere und Waaren ausschifft und zu Land (nur 4 Meilen) nach San Juan del Sur im stillen Ozean transportirt. Daher das Interesse der Amerikaner dieses Land zu besizen.

„Nach obiger Niederlage theilten die Granadiner ihr Heer in zwei Haufen von je 1000 Mann. Das waren alle ihre Streitkräfte. Die eine Abtheilung sollte Walker, der noch in der Virgen-Bay lag, beschäftigen, während die andere Leon nehmen sollte. Walker ließ sich aber nicht abhalten und unternahm einen Scheinangriff auf das nur 4 Meilen entfernte Rivas, zog sich in der Nacht zurük, bemächtigte sich leicht einiger Dampfer der amerikanischen Kompagnie, schiffte sich ein und fuhr in der folgenden Nacht den See hinauf. Seine Absicht wirst Du gleich erfahren.

„Unterdessen waren wir sehr ruhig in Granada und hofften jeden Augenblik die Einnahme von Leon zu vernehmen. Am Abend des 12. Okt. ging alles ganz ruhig zu Bette; niemand ahnte die geringste Gefahr. Den 13. Okt. Morgens 6 Uhr wurde die Stadt durch Flintenschüsse aufgeschrekt und überall ertönte das Geschrei: der Feind! der Feind! Er war wirklich da. Wie ich auf den Balkon unseres Hauses trat, um die (neutrale) sardinische Flagge aufzuhissen (der Schreiber ist in einem Genueser Handlungshause), war die Stadt schon genommen. Ich sah nichts mehr als einige Amerikaner, die ganz wüthend hin und her sprengten und ganz mörderisch schossen. Natürlich waren wir ziemlich unruhig, weil uns der wahre Stand der Dinge unbekannt war. Denn wenn die Leoneser allein die Stadt genommen hätten, so wären die Fremden allerwenigstens geplündert, wenn nicht massakrirt worden.

„Wir bereiteten uns daher vor, unser Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Der Balkon wurde verbarrikadirt, die Gewehre geladen und ein jeder an seinen Posten gestellt. Wir waren unser 10 Mann mit 12 Flinten oder Büchsen, die meisten doppelläufig, überdieß verfügten wir über 35 Schüsse aus Revolvers. Was unsere Kräfte bedeutend vermehrte, war der Umstand, daß unser Nachbar, der an einer Barrikade wohnte, in der Mauer eine Oeffnung gemacht und zu uns gestoßen war. Wir blieben im Hause bis 9 Uhr, alle todesmuthig, wie Du mich kennst. Die Schüsse auf den Straßen wurden immer seltener, verstummten am Ende ganz. Da wollten wir doch nachsehen, was an der Sache sei. Als Neutrale konnten und wollten wir uns natürlich nicht betheiligen. Wir vernahmen nun Folgendes: Walker hatte um Mitternacht seine Leute, bestehend aus 105 Amerikanern und 350 Eingebornen, zirka 3 Stunden von der Stadt ausgeschifft und war in aller Stille auf Granada losmarschirt, in dessen Nähe er 5¼ Uhr Morgens den 13. Okt. ankam. Er wußte, daß Granada fast ganz entblößt war von Besazung und daß er Herr desselben sein würde, sobald es ihm gelang, sich der Kanonen auf der Plaza zu bemächtigen. Es war daher nöthig, die Plaza im Sturmschritt zu nehmen. Walker theilte seine Mannschaft in drei Abtheilungen, die auf verschiedenen Punkten angreifen sollten. Er selbst kommandirte die Abtheilung, welche die Plaza zu nehmen hatte. Mit einem Hurrah! griffen sie die Barrikade an, die den Eingang zur Plaza vertheidige. Die Garde stob beinahe ohne einen Schuß zu thun. Im Sturmschritt rükte Walker auf die Plaza und vernagelte die Kanonen. Die Garnison flüchtete sich, wurde aber bald von den beiden andern Abtheilungen begrüßt, die alle Barrikaden verlassen gefunden hatten und ohne Mühe in die Stadt drangen.

„Du kannst dir unsere Freude über diesen Sieg nicht vorstellen, denn die Amerikaner sind unsere Freunde, unsere Retter. Die Einnahme von Granada, welches die Leoneser vergeblich 6 Monate belagerten, kostete Walker nur seinen Tambour und 3 Verwundete. Die Granadiner hatten zirka 15 Todte. (Schluß folgt.)

Memorial.

Das nachstehende Memorial empfiehlt einer aufmerksamen Beachtung

Das Nachweisungsbüreau für Auswanderer in Bremen.

Der Zwek dieser ergebenen Adresse an die hohen Regierungen derjenigen europäischen Staaten, von denen eine regelmäßige jährliche Emigration stattfindet, ist die [illegible] Landung auf amerikanischem Boden, für welches die ergebenst unterzeichnete Kommission durch ein Gesez der Regierung des Staates New-York von 1847 in's Leben gerufen wurde.

Beregtes Gesez bestimmt, daß für jeden im Hafen von New-York landenden Passagier 1 Dollar 50 Cents (später auf 2 Doll. erhöht) Kopfgeld bezahlt werden soll, und daß der so gebildete Fond zur Unterstüzung von Emigranten verwendet werde, welche innerhalb der ersten fünf Jahre nach ihrer Landung unfähig werden sollten, sich selbst zu ernähren, durch Krankheit, Arbeitslosigkeit oder durch andere Ursachen, und betraut mit der Administration desselben eine Emigrationskommission, bestehend aus sechs vom Gouverneur ernannten Kommissären, aus den Bürgermeistern der Städte New-York und Brooklyn und aus den Präsidenten der deutschen und irländischen Gesellschaft der Stadt New-York.

Kraft dieses Gesezes hat die unterzeichnete Kommission ausgedehnte Hospitäler und Armenhäuser errichtet, auch große Summen an direkten Unterstüzungen während eines Zeitraumes von acht Jahren ausgezahlt, und hat die Emigranten gegen Noth, den Staat aber gegen die Bürde einer großen Anzahl Armer geschüzt, indem sie den Kranken Heilung, den Obdachlosen Schuz bot und Tausenden von Arbeitsfähigen vermöge ihrer wohlgeordneten Nachweisungs-Büreaux unentgeltlich Arbeit verschaffte, welche dieselben allein zu finden nicht im Stande waren.

Die Thätigkeit der Emigrationskommission beschränkte sich jedoch nicht auf **Abhülfe** der Noth allein, sondern war auch von Anfang an auf **Vorbeugung** von Noth unter Emigranten gerichtet. Sie hat von Zeit zu Zeit Geseze bei der Regierung in Anregung gebracht zum Schuz der Emigranten gegen systematischen Betrug, den sie durch Leute erlitten, die ihre Unkenntniß des Landes, der Geseze oder der Sprache benuzten und sie Verlusten an Geld und Gut aussezten, durch welche sie großentheils erst in hülfsbedürftigen Zustand versezt wurden.

Die ergiebigste Quelle von Leiden unter Emigranten war immer die ungesezliche Handlungsweise einer zahlreichen Klasse von Leuten, die direkt oder indirekt mit dem Beförderungswesen der Emigranten vom hiesigen Plaz an ihren Bestimmungsort im Innern zu thun hatten. Die Schliche, zu denen diese Leute ihre Zuflucht nahmen, um Betrug und Uebervortheilung an den neuangekommenen Emigranten zu verüben, übersteigen die lebhafteste Einbildungskraft, und verschiedenartige Mittel, welche die unterzeichnete Kommission und verschiedene Wohlthätigkeitsgesellschaften versucht haben, um dem Unfug zu steuern, haben immer von Neuem die Erfindungsgabe der Schuldigen angeregt und zu neuen Plänen geführt, um die guten Absichten und Bemühungen zum Schuz der Emigranten fruchtlos zu machen.

Das stete Zunehmen des Uebels hat endlich zur Annahme eines Mittels zu einer Radikalkur geführt, indem die Landung der Gesammt-Emigration unter die direkte Aufsicht der Emigrations-Kommission gestellt worden ist. Die Staats-Regierung erließ im April 1855 ein Gesez, welches alle Emigrantenschiffe zwingt, ihre Passagiere an Einem, von der Emigrations-Kommission zu bestimmenden Werfte zu landen, und eine schwere Geldbuße für Verlezungen dieser Bestimmung auferlegt.

Dieses Gesez hat den Zwek, das System des Passagierverkaufs zu vernichten, indem es den Schiffskapitänen unmöglich gemacht wird, ihre Ladung von Passagieren an eine oder die andere Bande von Passagier-Mäklern, unter dem Namen „**Runner**" bekannt, zu verkaufen, die mit schweren Kosten von Wirthen, Beförderungs-Agenten, Eisenbahn- und Dampfschiffs-Kompagnien unterhalten wurden, um denselben den größtmöglichsten Antheil an dem Gewinn zu sichern, welcher aus den arglosen Emigranten gezogen werden könnte.

Kraft dieses Gesezes wählte die unterzeichnete Kommission, und bestimmte als einzigen Landungsplaz den Werft, welcher an das große alte Fort stößt, das an der Batterie am südlichen Ende der Stadt liegt und unter dem Namen **Castle Garden** bekannt ist, und richtete das Fort selbst als ein „**Emigranten-Landungs-Depot**" ein, mit genügenden Räumlichkeiten, um täglich einige Tausend Emigranten zu landen und zu befördern und deren Bagage bis zur Beförderung sicher zu bewahren. Sie umgaben das ganze Terrain mit einer hohen und starken Umfriedigung, welche die Schaar jener Personen kräftigst ausschließt, deren Räubereien an dem Eigenthum der Emigranten jahrelang die Quelle von vielen Leiden unter den hier landenden Emigranten gewesen ist.

Die Kommission veranlaßte auch die Direktoren der hauptsächlichsten Eisenbahn- und Dampfschiffs-Verbindungslinien mit dem Westen, daß sie in Castle Garden ein gemeinschaftliches Zentral-Billet-Büreau organisirten, für den Verkauf von Emigranten-Billeten nach den verschiedenen Plätzen im Innern zu den regelmäßigen ange[illegible] Preisen, und daß sie dieses Büreau, so wie das ganze Beförderungswesen von Personen und Bagage, unter die unmittelbare Aufsicht der Kommission stellten.

Bei dieser Einrichtung landet der Passagier mit seiner Bagage, für welche ihm Marken verabreicht werden, welche die Verantwortlichkeit für deren Sicherheit beweisen. Er findet in Castle Garden eine großartige, wohl ventilirte und der Jahreszeit angemessen erwärmte Halle, wo er sich ausruhen und erfrischen kann; große Badezimmer, deren Benuzung kostenfrei ist; frugale Mahlzeiten zum Herstellungspreis; verantwortliche und uninteressirte Beamte, die seine Sprache sprechen und ihn berathen können, über die beste Art für ihn zu reisen, oder über die schnellste und leichteste Weise, Arbeit zu finden; er kann dort sein Billet kaufen für die Eisenbahn- oder Dampfschiffslinie, die er wählen mag; sein Gepäk wird mit Etiketts und Nummern versehen und er erhält darüber eine Quittung, vermöge welcher er es an seinem Bestimmungsorte fordern kann; und er wird endlich kostenfrei zu Wasser mit seinem Gepäk an den Abfahrtsort der Beförderungslinie gebracht, die er gewählt hat. Auf solche Weise ist er durchaus der Nothwendigkeit überhoben, in die Stadt zu gehen und sich den gefährlichen Schlingen auszusezen, die der **Runner** für ihn in Bereitschaft hat, sobald er nur mit ihm in Berührung kommen kann. Selbst das Einziehen seiner Wechsel auf Kaufleute in New-York geschieht, wenn er es wünscht, durch der Kassirer, und das Geld wird ihm dann unter Aufsicht eines der Emigrations-Kommissaire ausbezahlt. Er kann also nach seinem westlichen Bestimmungsort abreisen, ohne sich der geringsten Gefahr eines Verlustes durch Betrug auszusezen.

Es ist ganz natürlich, daß von Seiten der Runner und deren Alliirten verzweifelte Versuche gemacht werden, um dieses wohlthätige Institut zu untergraben. Keine Verläumdung läßt man unversucht, um die öffentliche Meinung gegen dasselbe einzunehmen. Aber dieses Alles ist eindruklos geblieben, denn der großartige Vortheil, welcher dem Emigranten aus dem Schuze erwächst, den ihm dieses Institut bietet, ist zu klar, um einen Zweifel darüber bei dem vorurtheilsfreien Beobachter zu lassen.

Die Schreier, welche erfolglos versuchten, das Emigranten-Landungs-Depot als ein Uebel darzustellen, das der Gesundheit und dem Wohlstand der Stadt Abbruch thue, und die es ebenso unmöglich fanden, ihren ge-

wohnten unrechtmäßigen Vortheil von den Emigranten zu ziehen, welchen seine Mauern Schuz bieten, haben nun zu einem Mittel ihre Zuflucht genommen, welches die nüzliche Wirkung dieses Instituts aufzuheben droht durch Umgehung des durch dasselbe gebotenen Schuzes.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

(Santa Fé-Opfer.) Es scheint, sagt der „Chroniqueur", daß die Maßregeln, welche die französische Regierung im Jahre 1854 ergriffen hat, und die 25,000 Franken, welche die Bundesbehörden dazu verwenden, um den Auswanderern Schuz zu gewähren, dieses nicht allenthalben vermögen. Der „Walliser Kourier" veröffentlicht zwei Briefe von Schweizern (unter welchen einer von dem Neuenburger, Jules Renaud, ist) und von Savoyarden, welche durch die Herren Bek und Herzog in Basel für die Kolonie des Hrn. Castellanos in der Provinz Santa Fé engagirt und nach Dünkirchen dirigirt wurden. In Dünkirchen wurden sie unter die Direktion eines Agenten gestellt, welcher, ihrer Aussage nach, sie in einer elenden Kaserne unterbrachte, wo sie sich „schlechter gehalten glaubten, als die Gefangenen in der Stadt." — So, also schon in Europa fangen die Klagen an. Wie wird es wohl erst von drüben tönen? Warum hat man die Leute über Dünkirchen spedirt? wäre es etwa darum, weil dort kein Kommissär die Einschiffungen kontrolirt? — Wir haben auch von einigen hundert Köpfen gelesen, die sich im Herzogthum Nassau zur Auswanderung nach Santa Fé rüsten; demnach scheinen dort die wohlgemeinten Warnungen der Behörden des Nachbarlandes Hessen-Darmstadt wenig gefruchtet zu haben. Es wird immer schöner. Je größer der Hause Leute ist, den man auf einmal, oder doch in ganz kurzen Zwischenräumen, in ein Land wirft, wo so schon alles drunter und drüber geht, desto besser sind natürlich die Aussichten für jede einzelne Familie. Es graut einem ordentlich, wenn man an das bevorstehende unglükliche Schiksal dieser Leute denkt.

— In Nro. 7 der Glarner Zeitung sind Stellen aus dem Briefe eines Glarner Auswanderers enthalten, der lezten Sommer mit dem großen Zug von Matt und Enge nach San Paulo verreiste. Die Glarner Zeitung sagt, sie theile denselben aus gewissen Rüksichten (wohl gegenüber den Behörden von Matt und Enge) nicht ganz mit. Es wäre besser, sie ließe solche Rüksichten fallen, damit nicht der Leser sich weiß der Himmel was Schauerliches unter dem übrigen Inhalt vorstellt, auch auf die Gefahr hin, bei der einen oder andern Persönlichkeit Anstoß zu erregen. Soviel wir aus den vorhandenen Bruchstüken ersehen, sind sie der erste Erguß eines eben in dem fremden Lande angekommenen Menschen, der die Verhältnisse anders findet, als er sie sich in seiner überschwenglichen Phantasie vorgestellt, der vom Heimweh geplagt bereits vergessen hat, wie schlecht er es zu Hause gehabt; der Briefschreiber ist allem nach ein muthloser, verzagter, weinerlicher Bursche, wie sie eben nicht auswandern sollten. Uebrigens schreiben gerade solche Leute gewöhnlich, wenn sie einmal eine Zeit lang im neuen Lande gewesen sind, dann ganz andere Briefe, als im ersten Augenblik. — Worüber klagt denn aber der unglükliche Glarner? Hat er Hunger, Mangel an Obdach und Kleidung? Muß er mehr arbeiten, als daheim im Sernftthale? Befindet er sich in einer drükenden, unfreien Lage, d. h. ist er (Gott verzeih' uns die einfältige Frage!) ein Sklave? O nein, der Brief enthält keine einzige derartige Klage; der lezte Punkt wird sogar ausdrüklich verneint. Die einzige positive Beschwerde heißt, man habe den Glarnern zu Hause versprochen, sie könnten auf der Kolonie alle beieinander bleiben und nun sei nach der Ankunft auf Nantons (? wohl Santos) ein Herr um den andern gekommen; der eine habe 4, ein anderer 5, 10, 14 Haushaltungen mit sich genommen. Das mag sich allerdings so verhalten, allein es hat auch nichts zu sagen; denn sind die Glarner auch nicht alle auf die gleiche Kolonie gekommen, so liegen doch einerseits die Kolonien sämmtlich nicht weit auseinander, anderseits werden die Verträge überall gleich gehalten und sind die Herren Vergueiro dafür verantwortlich. Es langen auch immer aus denjenigen Kolonien, die unter andern Gutsbesizern als den Herren Vergueiro stehen, ebenso günstige Berichte an; die Verträge sind dieselben und die übrigen Gutsbesizer, welche die Kolonisten durch Vermittlung der Herren Vergueiro erhalten, verpflichten sich diesen gegenüber immer, denselben ihrem Wortlaute gemäß nachzukommen und können auch im Nothfalle richterlich dazu angehalten werden, was aber unseres Wissens noch nie nöthig geworden ist.

— An den „Boten aus Amerika". Das Stroh brennt noch nicht; blasen Sie etwas stärker, vielleicht geht es dann in Flammen auf.

— (Regelmäßige Postverbindung zwischen Europa und Amerika für das Jahr 1856.) Der Eidgenössischen Zeitung offiziell mitgetheilt: Englische Steamers (Cunard Line) jeden Samstag von Liverpool. Amerikanische Steamers (Collins Line) jeden zweiten Mittwoch von Liverpool, anfangend den 12. Januar. Amerikanische Steamers von Southampton jeden zweiten Mittwoch, anfangend den 13. Februar. Amerikanische Steamers von Havre jeden Monat ein Mal, nämlich: 13. Februar, 12. März, 9. April, 7. Mai, 4. Juni, 2. und 30. Juli, 27. August, 24. September, 22. Oktober, 19. November, 17. Dezember.

Schweiz. Genf. Die von Stenhouse, dem amerikanischen „Apostel für die Schweiz", gestiftete Mormonengemeinde ist in entschiedenen Verfall gerathen, seitdem die Hoffnungen auf eine glänzende weltliche Zukunft an den Ufern des Salzsees durch viele Berichte Ausgewanderter sehr herabgestimmt wurden.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Mitglieder der ehemaligen deutschen Reichsversammlung.) In Amerika erlebt gar Mancher ein anderes Schiksal, als ihm an seiner Wiege vorgesungen wurde und er sich selber später dachte. Als neuen Beleg dieser bekannten Thatsache lesen wir aus einer längern Aufzählung der verschiedenen Lebensloose der Männer, welche einst das Frankfurter Parlament bildeten, diejenigen Mitglieder heraus, welche nach Amerika ausgewandert sind. Brentano, Lor., Farmer in Michigan, war Anfangs in Reading (Pens.) ansäßig und redigirte 1850 ein deutsches Wochenblatt: „der Leuchthurm" in Pottsville, Pens. Claussen, Landbauer bei St. Louis. Dietzsch, K. Th. (aus Sachsen), giebt zu Evansville (Indiana) die „Reform" heraus, 1850 zu St. Louis die deutsche Tribüne. Förster von Fürfeld ist nach Amerika ausgewandert, war zuerst Farmer, hat sein Gut mit Verlust verkauft, war nachher in New-York Wirth, hierauf Zinngießer, dann Zimmermaler und stand nach den lezten Nachrichten (Febr. 1854) im Begriff, abermals ein neues Geschäft anzufangen. Fröbel, J., ist nach Amerika ausgewandert, war Anfangs Seifensieder, bereiste 1850 im Auftrag der Regierung Zentralamerika, um dort geologische Forschungen anzustellen, und hat auch sprachliche Mittheilungen in dem Werke über Nicaragua von Squier niedergelegt; dann in Kalifornien, jezt wieder in den atlantischen Staaten. Grizner war 1850 in Nordkarolina Aufseher des Hüttenwerks der Gesellschaft Phönix. Hoffbauer, Arzt in St. Louis, dann zu Gutenberg in Iowa. Dr. W. Löwe von Calbe, lebte in der Schweiz, wanderte im April 1853 nach Amerika aus, Arzt in New-York. Marek, T., wanderte mit Weib und Kindern nach St. Louis aus, suchte zuerst als Landbauer sich zu ernähren und trat dann als Lehrling in eine Färberei, wo er sich bereits wöchentlich 15 Dollars verdiente, als er 1850 starb. Seine Familie kehrte nach Europa zurük. K. Nauwerk, in Amerika, Verfasser eines topographischen Wörterbuchs über die Vereinigten Staaten. Reichard, J. M., Weinwirth in Philadelphia, dann Farmer in Wilkesbarre (Pens.). Graf O. Reichenbach in Amerika. Richter aus Aachern, Bierwirth in New-York. Ritter aus Frankenstein, in Cleveland (Ohio). Rösler von Oels, der Reichskanarienvogel, wegen seiner agitatorischen Thätigkeit in Würtemberg 1849 auf den Asberg versezt, von dort entsprungen wanderte er nach Amerika aus, war zuerst Lehrer in New-York, dann seit 1853 Herausgeber der Quincy Tribüne in Illinois und zeichnete sich kurz vor seinem Tode (1855) durch eine beredte Apologie des deutschen Elements aus. Schlöffel in Amerika, zuerst Weinwirth in Philadelphia. Schmitt von Löwenberg, war zuerst in Nordamerika Zeitungsredakteur und Institutsvorsteher in St. Louis, starb in Havannah. Schmitt, N., aus Kaiserslautern, redigirte 1850 das Blatt „Gradaus" in Philadelphia und errichtete darauf ein Haarflechtgeschäft. Thieme aus Reuß, giebt seit 1853 zu Cleveland (Ohio) den „Wächter am Erie" heraus. Wesendonk, in dem Seidengeschäft seines Bruders in Philadelphia. Wiesner, A. (Adolphus Pratensis) in Amerika. Ziz, gründete mit Fröbel ein Nachweisungsbüreau in New-York, war dann Farmer und hat sich nach den lezten Nachrichten (Febr. 1854) mit einem amerikanischen Advokaten zu Landkäufen 2c. associrt.

Zentralamerika. In der Provinz Veraguas, auf dem Isthmus, soll ein Goldlager entdekt sein, das Alles an Reichthum übertrifft, was bis jezt in Kalifornien oder Australien vorgekommen ist.

Südamerika. Brasilien. (Nachrichten aus Santos.) Das Schiff „Merk", Kapitän Möller, mit welchem die lezte Expedition nach den Vergueirokolonien am 7. Oktober von Hamburg abging (es waren vornämlich Graubündner, Zürcher und Aargauer, aber auch Schaffhauser und St. Galler, — Familien Dürr und Grob — darauf), ist nach einer raschen und glüklichen Fahrt von 50 Tagen in Santos angekommen. Das Schiff wurde zwar leider durch widrige Winde lange im Kanal aufgehalten, machte dann aber die ganze übrige Reise — von der Höhe von Dover bis Santos — in der sehr kurzen Zeit von 39 Tagen. Es starb auf der Reise eine Frau aus Deutschland und ein 3/4-jähriges Kind; von den Schweizern Niemand und die Passagiere waren überhaupt gesund und munter. — Die Cholera ist in Santos, wo sie bloß 5 Opfer gefordert hat, wieder gänzlich verschwunden.

— **Peru.** Die Regierung schlägt den Kammern vor, die Guano-Lager auf den Chincha-Inseln zu verkaufen und den Erlös zu Zahlung der Staatsschulden, für die Hebung des Volksschulwesens, die Kultur der noch unbebauten Landesstreken und eine großartige Begünstigung der Einwanderung arbeitsfähiger Europäer und Asiaten zu verwenden. Man schäzt den auf jenen Inseln noch vorhandenen Guano auf 12 Millionen Tonnen zu 150 Fr., so daß dieselben die Summe von 1800 Millionen Franken repräsentiren. Die vorgeschlagene Verwendung dieser Gelder wäre ohne Zweifel sehr gut und zum Vortheile des Landes; aber wahrscheinlich würden diese Summen, einmal flüssig, einen ganz andern Weg nehmen.

Australien. (Aus dem Reiseberichte eines Arztes.) Ein geschikter und pflichteifriger Arzt schreibt aus Port Adelaide vom 23. September 1855 folgenden kurzen, aber recht anschaulichen Bericht seiner medizinischen Erlebnisse auf der Seereise, den wir der D. A. Z. entnehmen. Was die Gesundheitsverhältnisse der Passagiere betrifft, so waren dieselben während der ganzen Reise im Allgemeinen besser, als ich zu hoffen gewagt. Daß ich indeß unter einer Seelenzahl von 300, unter welcher insbesondere viele alte Leute, die kaum in Hamburg das Schiff besteigen konnten, so wie viele Kinder waren, Arbeit in Masse fand, bedarf wohl keiner Versicherung. Die Leute, meist aus den sumpfigen Odergegenden kommend, litten im Anfange viel an Intermittens (Wechselfieber), das indeß im Durchschnitt von einem sehr gutartigen Typus war; auch die Masern hatte mir ein kleines Mädchen mit auf's Schiff gebracht, ohne jedoch ein zweites Individuum zu infiziren. In der vierten Woche der Reise traten garstige Diarrhöen ein, besonders unter den Kindern, wo sie bald mehr ruhrartigen, bald mehr typhösen Charakter annahmen, und 2 derselben das Leben kosteten, die an einer Nachkrankheit (Phthisis intestinalis) langsam dahin starben und aller meiner Bemühungen spotteten. Später trat zu meinem nicht geringen Schreken ein typhusartiges Fieber (Typhoid) abermals zuerst unter den Kindern auf, doch wurden auch Erwachsene, im Ganzen 10 Personen davon ergriffen; die beiden zuerst und fast gleichzeitig Erkrankten, zwei Jungen von 7 und 8 Jahren, starben, nachdem sie schon wieder in der Reconvalescenz waren, an Rükfällen in Folge der nach 21tägiger Krankheit erfolgten gänzlichen Erschöpfung und des Mangels aller der Bedingungen, welche zu ihrer Erholung nöthig waren, besonders der Ruhe und frischer, reiner Luft. Im Ganzen starben während der Reise 10 Personen, unter denen jedoch nur eine Frau in der Blüthe des Lebens sich befand; dieselbe kam in hochschwangerem Zustande auf das Schiff und wurde von der Seekrankheit so heftig ergriffen, daß sie innerhalb zweier Monate fast nichts essen konnte, ohne sogleich zu erbrechen, von der kräftigsten Bouillon bis zur dünnsten Wassersuppe u. dgl. Auch mit Medikamenten versuchte ich vergebens, den Zustand der Aermsten zu bessern, welcher nur bei ganz ruhigem Wetter erträglich war. Als die Zeit ihrer Niederkunft herannahte, war sie zum vollständigsten Skelet abgezehrt, und es hätte ein Wunder geschehen müssen, um sie das Wochenbett überstehen zu lassen; sie starb und das Kind, welches ich ohne frische Milch oder eine für dasselbe passende Amme nicht nähren konnte, folgte bald nach. Unter den vier übrigen Todten befanden sich ebenfalls zwei kleine, am Bord geborene Kinder, welche bald nach der Geburt, das eine an einer angeborenen Verdichtung der Lunge, das andere gleichfalls an Nahrungsmangel in Folge Mißbildung der mütterlichen Brust, starben, und endlich zwei alte Frauen, eine von ihnen entschlief im 79. Jahre sanft und unvermuthet, ohne behandelt zu sein, an Altersschwäche, die andere, erst 52 Jahre alt, an Lungenschwindsucht im dritten Stadium. Unsere übrigen alten Passagiere, deren Tod in Hamburg in bestimmte Aussicht gestellt wurde, brachten wir alle glüklich hinüber, obschon mehrere derselben oft nahe genug daran waren, ihren Tod in den Wellen zu finden. Großes Aufsehen erregte ein Ehepärchen, wovon der Mann seinen 94. Geburtstag auf dem Schiffe feierte, seine Frau ist 78 Jahre alt. Beide scheinen in der gesunden Luft Australiens wie verjüngt.

Feuilleton.

Der Pontiak-Krieg. *)

(1763.)

Nach der Eroberung Quebeks, der Hauptstadt der französischen Besitzungen in Nordamerika, waren die Franzosen nicht lange mehr im Stande Kanada zu behaupten. Sie machten zwar im folgenden Jahr (1760) einige anfänglich von Erfolg begleitete Anstrengungen hiefür, indem der französische Heerführer, de Levis, den englischen General, Murray, vor den Mauern der Stadt schlug und darauf die Belagerung anhob. Allein diese mußte auf die Nachricht, daß eine englische Flotte zum Entsaze herannahe, nach drei Wochen wieder aufgehoben werden. Im Laufe des Sommers folgte dann die Besezung Oberkanada's, indem die Armee unter Murray zwei auf der Kolonie New-York herangerükten Heeresthaufen am 7. September vor Montreal die Hand bot, worauf sich die offene Stadt von einigen hundert Einwohnern ohne Widerstand der Uebermacht ergab. Die abgeschlossene Kapitulation umschloß ganz Kanada, als dessen West- und Südwest-Grenze die Wasserscheide zwischen dem Erie- und Michigan-See und den Flüssen Miami, Wabash und Illinois betrachtet wurde.

Um diese fernen Gegenden für die großbrittanische Majestät in Besiz zu nehmen, marschirte Rogers wenige Tage nachher mit 200 Jägern ab. Zu Frontenac, jezt Kingston, brachte ihnen eine indianische Jagdgesellschaft wilde Vögel und Hirschwildpret. Ueber Niagara zog er nach Erie und schiffte sich hier in den frostigen Tagen des Novembers auf dem Eriesee ein. Es war die erste beträchtlichere Zahl von Männern englischer Zunge, die je den Eriesee befahren hatten.

Die Indianer an diesem See waren unter der Herrschaft des großen Indianerfürsten Pontiak, des Häuptlings der Ottawaindianer, vereinigt und führten in dem korn- und wildreichen Lande ein glükliches, friedliches Leben. Als die Engländer triumphirend in diese Gefilde eindrangen, wo bisher der Indianer unbestritten den Hirsch verfolgt und mit den wenige durch die Wildniß verstreute Posten besezt haltenden Franzosen in freundschaftlichen Verhältnissen gelebt hatte, kam ihnen an der Mündung eines Flusses (wahrscheinlich des Afshtabula) eine Deputation von Ottowas aus dem Westen entgegen. „Pontiak", sagten sie, „ist der Häuptling und Herr des Landes, in dem ihr seit, wartet bis er euch mit eigenen Augen sehen kann."

Als Pontiak und Rogers zusammen kamen, fragte der wilde Häuptling: „Wie hast du es wagen können, ohne meine Erlaubniß mein Land zu betreten?" „Ich komme", antwortete der englische Agent, „mit keinem Anschlage gegen die Indianer, sondern um die Franzosen aus deinem Lande zu bringen." Und er gab ihm den Wampum des Friedens. Pontiak erwiderte das Geschenk aber mit einem Gürtel, welcher die Schaar in ihrem Marsche aufhielt, bis er seine Erlaubniß gewährt haben würde.

Am folgenden Tage sendete der Häuptling Geschenke von Säken mit gedörrtem Korn und rauchte bei einer zweiten Zusammenkunft mit dem amerikanischen Anführer den Calumet, indem er ihn einlud, unbelästigt mit einer Escorte von Kriegern, um ihm seine Ochsenheerde dem Ufer entlang treiben zu helfen, weiter zu ziehen. Den Stämmen im Südosten des Eriesee ließ er sagen, daß die Fremden mit seiner Einwilligung kämen. Während er sich aber darüber zu belehren suchte, wie Wolle in Tuch verwandelt, wie Eisen aus der Erde gezogen, wie Krieger disziplinirt werden könnten, gleich den englischen, sprach er als unabhängiger Fürst, der die Gegenwart weißer Männer nur, wenn es ihn gut dünkte, dulden würde.

Nach dieser Zusammenkunft eilte Rogers der Seeenge zu, welche den Erie- mit dem St. Clairsee verbindet und nahm Detroit in Besiz. Dann folgte die Uebergabe der andern kleineren französischen Forts innerhalb der oben genannten Grenzen und hinauf bis zu den Fällen des St. Mary am östlichen Ende des obern Sees. Die Herrschaft der Engländer schien befestigt, aber kaum drei Jahre später drohte sie Pontiak, dessen friedliche Bekanntschaft Rogers gemacht hatte, wieder von Grund aus zu zerstören.

Das westliche Ländergebiet, in dessen Besiz England gekommen zu sein glaubte, war ein dichter Wald, welcher nur durch Felsen, oder Prairien, oder Gewässer, oder ein indianisches, gelichtetes Maisfeld unterbrochen wurde. Die Engländer kamen als Eroberer in die unbegrenzte Wüste, und das Zeichen ihrer Ansprüche war, auf der ganzen Streke von Niagara bis zu den Fällen des St. Mary und den Ufern des St. Joseph hier und da in der Einöde ein Blokfort mit einer Pallisadeneinfriedigung. In ihrer anspruchsvollen Begier, die Franzosen zu verdrängen, waren sie gegen die Gefahr blind, und ihre Posten blieben in Bezug auf Lebensmittelversorgung oftmals von den Indianern abhängig. Die kleineren Besazungen bestanden nur aus einem Fähndrich, einem Sergeant und etwa vierzehn Mann, und waren auf so weit entlegenen Punkten stationirt, daß sie, in den grenzenlosen Wäldern verschwunden, ebenso wenig entdekt werden konnten, als eine über den ganzen atlantischen Ozean verstreute kleine Kahnflotte, welche zu winzig ist, um wahrgenommen zu werden, und sich nur bei schönem Wetter in Sicherheit befindet. So schwach sie aber auch waren, flößte ihre Gegenwart doch dem rothen Manne Besorgniß ein; denn sie deutete die Absicht an, das Land, welches seit Jahrhunderten ihm gehört hatte, in Besiz zu nehmen. Sein Kanoe konnte nicht mehr auf dem Spiegel des St. Mary liegen, oder in die klaren Gewässer des Huronsees gehen, oder durch die Wasserenge, die den Huron mit dem Erie verbindet, rudern, oder von den Gewässern des St. Lorenz nach denen des Ohio hinübersezen, ohne an der britischen Flagge vorüberzukommen. Mit welchem Rechte war dieses Panier im Westen aufgepflanzt? welchen Anspruch auf den Wald des rothen Mannes konnten die Engländer aus Siegen über die Franzosen ziehen?

Die Franzosen hatten die Neigung der Wilden durch ihre Schmiegsamkeit und Mäßigkeit gewonnen und sie durch religiösen Einfluß bewahrt; sie schienen nicht mehr Herren, sondern vielmehr Genossen und Freunde zu sein. Jezt zeigten sich drohendere Feinde mit anmaßenden Ansprüchen, welche insolent Diejenigen, an deren Stelle sie traten, verhöhnten, ihre katholischen Priester vertrieben, und den Handel mit Rum, der bis dahin streng verboten gewesen war, einführten. Da die Franzosen gehen mußten, so sollte wenigstens keine andere Nation ihre Stelle einnehmen. Der rothe Mann mußte entweder sofort sein Recht auf Das, was sein Erbtheil war, geltend machen, oder in sein sicheres Verderben willigen.

Die weitverbreitete Verschwörung begann bei den unteren Nationen, welche die Hauptanstifter der Unzufriedenheit waren. Die Irokesen und besonders die Senekas, die einen tiefen Ingrimm gegen die Engländer hegten, verbanden sich mit den Delawaren und Shawnees und hatten bereits seit zwei Jahren in die nordwestlichen Nationen gedrungen, zu den Waffen zu greifen. „Die Engländer wollen Sklaven aus uns machen, indem sie so viele Posten in unserem Lande besezen", sagten die unteren Regionen zu den oberen. „Wir thun besser daran, jezt etwas zur Wiedererlangung unserer Freiheit zu versuchen, als zu warten, bis sie sich besser eingerichtet haben." So sprachen die Senekas zu den Delawaren, und diese zu den Shawnees, und die Shawnees zu den Miamis und Wyandots, deren von den Engländern in der Schlacht getödtete Häuptlinge noch ungerächt waren, bis überall vom Niagarafall und den sichtenbewachsenen Höhen der Alleghanyberge bis zu den Weißholzwäldern des Mississippi und den Ufern des Oberssees sämmtliche Nationen übereinkamen, aufzustehen und die Engländer zu tödten.

Unter die Wigwams war ein prophetischer Geist eingedrungen. Ein Häuptling der Abenakis überredete zuerst seinen eigenen Stamm, und dann die rothen Männer des Westens, daß der große Manitou ihm in einem Gesicht erschienen sei und gesagt habe: „Ich bin der Herr des Lebens; ich bin es, der alle Menschen gemacht hat; ich wache über ihrem Wohle. Deßhalb kündige ich Euch an, daß, wenn Ihr den Engländern in Eurer Mitte zu wohnen gestattet, ihre Krankheiten und Gifte Euch völlig vernichten und Ihr sterben werdet." „Der Herr des Lebens selbst", sagten die Potawatomies, „hat uns zu dem Kriege angeregt." Das Komplot wurde im März (1763) von dem zu Miami befehligenden Offiziere entdekt, und der blutige Gürtel, welcher sich damals im Dorfe befand, und zu den Stämmen am Wabash weitergesendet werden sollte, mit großer Mühe, nach einer langen und mühseligen Besprechung, von einer Versammlung der Miamihäuptlinge erlangt. Als Amherst, der englische Oberbefehlshaber in den nordamerikanischen Kolonien, der nicht viel Aufmerksamkeit und Scharfblik besaß, die Nachricht erhielt, beliebte es ihm, während er Verstärkungen rüstete, die Handlungen der Indianer „unverantwortlich" zu nennen; er sprach die Hoffnung aus, daß sie ihren eigenen Vortheil zu gut verstehen würden, um sich gegen die Engländer zu verschwören, und erklärte, daß er, wenn sie es thäten, ihnen wissen zu lassen wünsche, daß sie in seinen Augen eine verächtliche Figur machen würden. „Ja", wiederholte er, „eine verächtliche Figur!" Das Unheil würde auf sie zurükfallen und mit ihrer Vernichtung enden.

Aber Pontiak, der kolossale Häuptling des Nordwestens, der König und Herr jenes ganzen Landes, wie man sagt, ein gefangener Catawba, der in den Stamm der Ottawas aufgenommen und zu ihrem Häuptling erwählt worden war, ein Mann, der von sämmtlichen Nationen um ihn her geachtet und gewissermaßen angebetet wurde, nach der Moral der Wildniß ein redlicher und humaner Mensch, von umfassendem, an Hülfsmitteln fruchtbarem Geiste und von unerschrokener Natur, beharrte auf dem Plane, das Land der Senekas und Alles, was im Westen davon lag, durch ein Bündniß von aufständischen Nationen wieder zu erlangen. Sein Name schwebt noch über dem Nordwesten, als der des Helden, welcher ihren großen, aber erfolglosen Kampf mit dem Schikal um die Unabhängigkeit ihres Stammes entwarf und leitete.

(Fortsezung folgt.)

*) Größtentheils nach Bancroft's Geschichte der amerikanischen Revolution, übersezt von Druguin Band II.

Anzeigen.

Auswanderung

nach den

Kolonien der Herren Vergueiro in St. Paulo (Brasilien).

Die nächste Abfahrt nach diesen Kolonien wird Ende März oder Anfangs April stattfinden; von da an bis Oktober jedes Mal, wenn sich genug Passagiere zur Besezung eines Schiffes werden gemeldet haben.

Der Bericht der schweizerischen Hülfsgesellschaft in Rio Janeiro macht jede weitere Anpreisung derselben unnöthig (siehe Neue Zürcher Zeitung Nro. 356 vom 22. Dezember 1855 und Kolonist Nro. 52).

Für Abschluß von rechtsgültigen Verträgen beliebe man sich an den Unterzeichneten, welcher allein in der Schweiz dazu ermächtigt ist, zu wenden.

Gemeinden, welche ihren Angehörigen die Reise nach diesen Kolonien bezahlen, erhalten ihre dafür ausgelegten Gelder in fünf Jahren zurük.

Auch für die Kolonien der Mucury-Gesellschaft und des Herrn Grafen von Montravel ist derselbe bevollmächtigt Leute anzunehmen.

Herr A. Suter, Advokat in Lichtensteig und konzessionirter Agent, ist durch mich bevollmächtigt worden, Leute im Kanton St. Gallen zu engagiren.

Zürich, Unterstraß Nro. 132.

E. de Paravicini.

Nach der deutschen Kolonie Saronia,

in der südbrasilianischen Provinz Minas-Geraes, gegründet von der Mucury-Compagnie in Rio de Janeiro, wird eine Expedition im bevorstehenden Frühjahr ab Hamburg stattfinden.

Es ergeht daher hiemit an alle Auswanderungslustige die Aufforderung, sich recht bald bei uns zu melden, und werden wir auf portofreie Anfragen über die vortheilhaften Bedingungen gern nähere Auskunft ertheilen, sowie auch Prospekte und Brochüren zu Diensten stehen.

Das Passagegeld bis Rio hat jeder Auswanderer selbst zu bezahlen, von Rio aus aber wird er von der Kompagnie kostenfrei bis in die Kolonie befördert.

Leipzig, Thomasmühle, den 9. Januar 1856.

Schlobach & Morgenstern,
konzessionirte Auswanderungsagenten.

Nb. Außer Landleuten werden vorzüglich auch Professionisten, und unter diesen besonders: Tischler, Zimmerleute, Maurer, Schlosser, Schmiede, Glaser, Sattler ꝛc. gesucht, welche drüben einen ganz besonders guten Verdienst haben, z. B. Tischler und Zimmerleute per Tag 1½ bis 2½ Reichsthaler, worüber die Obigen authentische Berichte vorlegen können. (..²)

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrükungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 5. | Samstag den 2. Februar. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | 1856.

*** San Leopoldo.

Nachstehender Bericht über die Zustände der Kolonie San Leopoldo in der Provinz Rio Grande do Sul ist dem in Berlin erscheinenden „Handels-Archiv" entnommen; als Berichterstatter ist der preußische Generalkonsul in Rio de Janeiro zu bezeichnen, der im Auftrage seiner Regierung die Kolonien San Leopoldo und Santa Cruz im Januar des verflossenen Jahres besuchte.

„Rio Janeiro, 27. April. Seit Jahren ist die brasilianische Regierung bemüht, den Zustand ihrer Länder durch Einbürgerung europäischer Einwanderer zu heben; besonders nach der Provinz S. Pedro de Rio Grande do Sul, dem südlichsten Theile des Reiches, welcher seines gemäßigten Klimas wegen Europäern am meisten zusagt, sucht sie die Einwanderung zu lenken. Auch ist es ihr gelungen, wenigstens einige Kolonien zur Blüthe zu bringen.

Die ausgedehnteste ist die deutsche Kolonie San Leopoldo. Der Grund derselben ward schon im Jahre 1824 vom Kaiser Pedro I. gelegt, welcher ein ihm gehöriges Gut an deutsche Kolonisten zur Ansiedelung schenkte. Ein kleiner Theil des Gutes war bereits damals seit längeren Jahren mit Flachs und andern Gewächsen bebaut worden und der Boden war nicht mehr frisch; der größere Theil desselben aber war mit Urwald bewachsen und bot eine fruchtbare Erdschichte dar, aus Thon und Humus gemischt. Das jeder Kolonistenfamilie zu ertheilende Grundstük sollte 160,000 Quadrat-Brassen groß sein (1 Brassa = 10 Palmas = 6¼ Fuß engl.), groß genug für die Arbeitskräfte und Bedürfnisse von 16 Familien.

Zu den ersten Kolonisten gesellten sich während der folgenden Jahre neue deutsche Ankömmlinge, meistens Preußen. Fast alle Kolonisten waren arm, bedurften daher anfänglich der Unterstüzung; die Regierung gewährte sie ihnen; man berechnet, daß sie in den sieben Jahren von 1832—1839 im Ganzen 317,000 Thlr. auf die Kolonie verwendete. Sie fuhr auch seit dieser Zeit gelegentlich mit Unterstüzung fort.

Die erste Arbeit war mühselig für die Kolonisten; sie mußten Wälder ausschlagen und abbrennen, theils um Land zu ihren Pflanzungen zu gewinnen, theils um Wege zu bahnen; daneben hatten sie Wohnungen zu bauen, ihre Felder zu bestellen und die sonst gewöhnlichen häuslichen Arbeiten zu verrichten. Sie waren unbekannt mit dem Klima, Boden; sie wußten nicht, welche Gewächse dem einen oder dem andern angemessen sein möchten; sie kannten die zum Pflanzen und Säen geeigneten Jahreszeiten nicht.

Trotz allen Schwierigkeiten machte die Kolonie aber Fortschritte; sie dehnt sich jezt weit über die Grenzen des früheren Kaiser-Gutes aus, indem die Kolonisten sonstige Grundstüke ankauften; ihre Bevölkerung ist zahlreich, kräftig und wohlhabend, im Besize von fruchtbaren Feldern, einem angemessenen Viehstande und Reitpferden für Männer und Frauen, mit guten Wohnhäusern und vollkommenen häuslichen Einrichtungen versehen. Nahrung und Kleidung sind ihrem Wohlstande angemessen. Das Vermögen Einzelner wird auf 25,000 bis 30,000 Thlr. geschäzt.

Am Ende des Jahres 1853 belief sich die Gesammt-Bevölkerung der Kolonie auf 11,056 Freie, davon 5756 männlichen und 5300 weiblichen Geschlechts; außerdem enthält sie 290 Sklaven, von denen 145 männlichen und eben so viele weiblichen Geschlechts waren. Auf die Villa (Flekken) San Leopoldo kamen von jener Bevölkerung 1068 Freie und 90 Sklaven.

Die freie Bevölkerung besteht ausschließlich in Deutschen mit ihren Kindern, mit Ausnahme einiger wenigen in der Villa San Leopoldo wohnenden ursprünglich brasilianischen Familien.

Die sehr geringe Zahl der Sklaven darf nicht durch Einführung neuer vermehrt werden, indem ein Gesez vom 18. Okt. 1850 die Einfuhrung der Sklaven verbietet.

Der Ueberfluß der Erzeugnisse wird in der Regel nach Porto Alegre ausgeführt. Es kamen im J. 1853 unter Anderem zur Ausfuhr:

60,000	Alqueires	Mais,
34,000	„	schwarze Bohnen,
36,000	„	Mandioka-Mehl,
30,000	„	Kartoffeln,

ferner: Schlachtvieh, Geflügel, Butter, Käse, Milch, Eier, Gemüse, Obst und die Erzeugnisse der gewerblichen Anstalten, als: Lohgerbereien, Sattelfabriken, Oelschlägereien, Branntweinbrennereien.

Der Werth der Gesammt-Ausfuhr ward auf 750,000 Thlr. geschäzt.

Dagegen betrug der Gesammt-Werth der Einfuhr 450,000 Thlr. Namentlich bezieht die Kolonie Baumwollenwaaren, Wollenwaaren und leichte Seidenstoffe; aber auch Rhein- und Moselwein wird eingeführt, man bezahlt die Flasche im Kleinhandel mit 1 Thlr. 15 Sgr. bis zu 3 Thlr."

Aus einem Berichte des Konsuls, Hrn. Karl Fraeb in Porto Alegre, vom 20. November v. J. entnehmen wir Folgendes: „Fast sämmtliche Kolonisten der Kolonie San Leopoldo sind durch den hohen Preis der Produkte seit den lezten Jahren zu wohlhabenden Leuten geworden, suchen neue Ländereien zu erwerben und lassen ihrem Spekulationsgeiste freien Lauf. Der Bauer, welcher noch gar keine oder nur eine sehr kleine Familie hat, sucht das neuerdings erworbene Land durch Verwandte und Freunde zu besezen, die er unter Vorschuß der Passage aus der deutschen Heimat kommen läßt, um aus dem angelegten Kapital gute Zinsen zu ziehen. Auf diese Weise wird Manchem die Einwanderung nach dieser Provinz ermöglicht werden."

Der gleiche Konsul meldet über zwei in Porto Alegre eingetroffene Auswandererschiffe Folgendes: „Die Passagiere der „Helene" (von Hamburg) haben die gute und humane Behandlung Seitens des Kapitän Mildenstein bei jeder Veranlassung aufrichtig belobt; ein Gleiches konnten die armen Geschöpfe, welche pr. „Herkules" von Antwerpen expedirt und per Hungerkur traktirt wurden, leider nicht."

Abschied von Santa-Fé.

Wir haben den Werbungen nach Santa Fé, seit dieselben aufgetaucht sind, aus innerster Ueberzeugung Opposition gemacht, und bereuen die darauf verwandte Zeit und Mühe nicht, da wir doch wenigstens in Einer Gegend unseres Vaterlandes Erfolg gehabt und uns die Genugthuung geworden ist, gar manche den Verführungskünsten des Haures Bek und Herzog beinahe unterlegene Mitbürger von dieser das Lebensglük der Verlokten bedrohenden Unternehmung abgehalten zu haben. Wir haben also doch nicht nur ausschließlich leeres Stroh gedroschen, wenn wir auch wünschen müssen, daß unsere Anstrengungen noch mehr genüzt hätten.

Wir bekennen gerne, daß wir den Herren B. und H. nicht gewachsen sind. Das sind gescheite Leute; die wissen, wie man sich gebahren muß, um dumme Fische zu fangen. Hätte der General Ochsenbein diese Herren angestellt, so brauchte er schon lange nicht mehr auf seine Schweizerlegion zu warten. Sie haben sogar den Direktor des Armenwesens vom Kanton Bern für sich gewinnen können, welcher nun einen zuverlässigen und einsichtigen Berner sucht, der auf Kosten des Herrn Castellanos nach Santa Fé reisen soll, um die dortigen Verhältnisse zu untersuchen; aber (und da sieht der Fuchsschwanz der Herren B. und H. wieder recht unter der Mönchskutte hervor) nur für den Fall, daß sich dem mit Ende Februar abgehenden Zug 60 bis 70 Berner anschließen. Ist das nicht eine recht feine Art, sich einen Staatsminister zum ergebenen Helfer und Unteragenten zu machen? Der Herr Armendirektor sollte einmal den Herren B. und H. den Vorschlag machen, den zuverlässigen Berner allein ohne seine 70 Mitbürger kostenfrei hin und zurük zu spediren und seine auswanderungslustigen Unterthanen bis zu dessen Rükkunft vertrösten. Santa Fé entrinnt ihnen ja nicht! Warum jezt 70 Leute einem ungewissen Schikfal entgegenschiken, wenn man in einem halben Jahre eine genaue und genaue Auskunft über das ihnen bevorstehende Loos haben kann? Aber es ist den Herren B. und H. weniger um den zuverlässigen und einsichtigen Berner zu thun, als um seine 60 bis 70 Landsleute, von denen sie ihre tüchtigen Provisionen erhalten. Ueberhaupt muß der Eifer und die Hast, mit welcher seit einigen Wochen die Werbungen für Santa Fé betrieben werden, dem ruhigen Beobachter auffallen. Es sieht eben aus, als wolle man schnell so viel Leute als möglich zusammenraffen und dem ersten Zuge nachschiken, bevor die Berichte desselben aus dem gelobten Lande eintreffen, weil man dies[illegible] so ruhig,

hoffnungsreich und zweifellos entgegensieht, als man sich den Anschein gibt. Nicht umsonst hat sich Hr. Vanderest in Dünkirchen, der anfänglich die Spedition der Santa Fé-Auswanderer über See besorgte, davon gänzlich zurükgezogen und bei Veröffentlichung dieses Schrittes die vom La Plata eingetroffenen Nachrichten als Grund desselben angegeben. Warum schreken die übrigen betheiligten Agenten nicht auch wie Vanderest vor den Gefahren zurük, die sie denen bereiten werden, welche ihnen Glauben schenken? Die Herren B. und Herzog sagen im Bündner Tagblatt, sie glauben nicht an diese Gefahren aus den politischen Zuständen jener Gegenden, die durchaus ruhig seien. Sie werden uns erlauben, an dieser uns unbegreiflich vorkommenden Verblendung zu zweifeln. Wir nehmen damit nur das gleiche Recht in Anspruch, wie B. und H. uns gegenüber im Bündner Tagblatt. Sie glauben auch nicht unserer oft wiederholten ernsten Versicherung, daß uns in der Opposition gegen die Santa Fé-Unternehmung bloß die innige Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit und Gefährlichkeit derselben und das Interesse an dem Wohl unserer Landsleute leite, sondern schieben uns als Motiv Eifersucht und Konkurrenzneid unter. Warum nicht gar? Wie kann da von Konkurrenz die Rede sein? Der Redaktor des „Kolonist" führt zwar auch Leute ab, aber nicht nach Santa Fé oder irgend einem andern Land, sondern zu Hause mit Englisch-Salz, Sennesblättern und dergleichen Stoffen und zwar kräftig. Es steht den Herren B. und H. eine Probe zu Diensten; es thäte ihnen auch wohl.

Hiemit schließen wir das Santa Fé-Kapitel auf so lange, bis Berichte vom ersten Zug aus dem Sumpfland hinter Santa Fé anlangen. Lauten sie günstig, so wird sie niemand mit froherem Gemüthe veröffentlichen, als der „Kolonist." Aber — mögen uns unsere bangen Ahnungen nicht trügen, die uns immer und immer vergleichungsweise die Geschichte der ersten deutschen Kolonisation von Texas im Geiste vor Augen führen, jene allzu großartig angelegte, mit bedeutenden Mitteln und noch bedeutenderen Hoffnungen begonnene Unternehmung des Adelsvereines, die im Frühjahr 1846 nicht weniger als 625 deutsche Auswanderer einem kläglichen Tode überlieferte!

Die jüngste Geschichte von Nicaragua.

(Schluß.)

„Das Erste, was Walker, einmal der Stadt Meister, that, war: Ordnung herzustellen, die Einwohner vor Plünderung und Mißhandlung zu schüzen. Er führte seine Maßregeln mit größter Strenge durch. Doch konnte er nicht verhindern, daß etwa 3 oder 4 Häuser der Hauptanführer der Granadiner geplündert und beschädigt wurden. Weitere Unordnungen geschahen indessen nicht. Auch wurden keine Gefangenenen gemacht, keine Verhaftungen vorgenommen. Walker und seine Soldaten betrugen sich rühmlich und ernteten auch von Freund und Feind das größte Lob.

„Nach gehöriger Besezung und Beruhigung der Stadt begannen die Unterhandlungen mit den ihrer Hauptstadt verlustigen, noch im Felde stehenden Granadinern. Diese zeigten sich wenig geneigt, die Vorschläge Walkers anzunehmen, und feuerten selbst auf die Passagiere des Dampfbootes, die in Virgen-Bay an's Land stiegen. Darauf ließ Walker alle angesehene Granadiner, deren er habhaft werden konnte (der Präsident und viele andere flohen), gefangen nehmen und am folgenden Morgen 4 Uhr den Minister des Aeußern, Mathio Majorga, auf der Plaza erschießen, ohne daß irgend Jemand von den Einwohnern darum wußte. Er bedrohte auch die übrigen Gefangenen mit dem gleichen Schiksal, sollten seine Vorschläge nicht in 48 Stunden angenommen werden. Das wirkte. Walker kannte seine Leute. Säke voll Bittschriften gingen in's Lager der Granadiner, um die Kapitulation mit Walker zu unterstüzen. Da die meisten Offiziere und Soldaten im Lager ihre Familien in Granada hatten, so wurde nun der Vertrag mit Walker angenommen. Der feindliche General Ponciano Corral kam nach Granada, um die Sache abzuschließen. Die Hauptpunkte sind folgende: Es wird eine provisorische Regierung für 14 Monate d. h. bis Ende 1856 gebildet, die in Granada ihren Siz hat. Präsident ist ein Patricio Rivas, früher Hauptzolleinnehmer von Nicaragua, Corral wird Kriegsminister, Walker General en Chef der bewaffneten Macht, in Wahrheit aber Factotum. Auf beiden Seiten gibt es freilich Unzufriedene, allein nun ist's zu spät, alle müssen darein beißen.

„Walker hat weitgehende Pläne und denkt sicher daran, aus ganz Zentralamerika einen Staat zu bilde und diesen Nordamerika einzuverleiben. Meriko wird dann nicht mehr lange widerstehen können.

„Walker hat schon viele vortheilhafte Veränderungen und Neuerungen vorgenommen, neue Geseze erlassen, alte abgeschafft. Ich hebe namentlich hervor, daß er im Münzwesen rasch Ordnung schuf und dasselbe mit Nordamerika in Uebereinstimmung brachte. Du kannst Dir keinen Begriff machen, wie ungerechte und verkehrte, alle freie Thätigkeit lähmende Geseze hier eristirten. Gott Lob! das hat nun aufgehört. Walker ist der Befreier Nicaragua's! und macht seinem Vaterlande Nordamerika Ehre. Unter seiner Regierung wird sich das Land in kurzer Zeit rasch von seinem gegenwärtigen Ruin erholen. Es ist durch seine Lage und seine Fruchtbarkeit gleich ausgezeichnet. Wenn die Ruhe fortdauert, so müssen goldene Zeiten kommen.

„Das Klima ist nicht so ungesund, wie man es mir geschildert hatte. Krankheiten, wie Cholera, Fieber 2c. kamen wohl häufig vor, sind aber selten tödtlich. Doch ist die Hize oft unerträglich und erschlafft alle Kräfte. Wenn man aber das Treiben und Jagen der Andern sieht, so kann man die Hände nicht in den Schooß legen, und wird unwillkürlich vom Strome mit fortgerissen. Geld, Waaren, Geschäfte, das ist alles, woran man hier denkt.

„Granada, oder was jezt noch von dieser einst so schönen und blühenden Stadt übrig ist, zählt zirka 8000 Einwohner; vor den Stadt und Land verheerenden Bürgerkriegen zählte es 30,000. In den verflossenen 20 Jahren waren die Demokraten mehrmals im Besize der Vorstädte Granada's, während sich die Legitimisten im Innern der Stadt hinter den Barrikaden bis zum 13. Oktober abhin stets behaupteten. Man berechnet, daß während der Belagerung Granada's vier Mal so viel Munition gebraucht wurde, als in allen Schlachten Meriko's. Die beiden Parteien unterhielten eine fortwährende Kanonade, ohne Unterschied alles zerstörend, die prächtigsten Häuser und Kirchen, die einst den Stolz der kastilianischen Residenz bildeten. Nun liegen zirka 25 bis 30 der schönsten Kathedralen, die jede Stadt der Welt geziert haben würden, in Ruinen. Granada ist im alten spanischen Stil gebaut, in der Mitte einen Plaz (Plaza) enthaltend, an welchem sich die Kathedrale und die öffentlichen Gebäude befinden. Von da aus verzweigen sich die zahlreichen, ziemlich breiten, mit ein- und zweistökigen Häusern gebauten Straßen. Die Häuser sind hell, haben große vergitterte Fensteröffnungen. Glasfenster selbst sind hier unbekannt. Durch eine massive Hausthüre gelangt man in einen geräumigen Hof, mit Bäumen und Gesträuchen geziert. Ringsum befinden sich die Wohnungen und Werkstätten. So sieht es in jedem Hause aus. Jede Straße, die auf die Plaza führt, ist am äußeren Ende mit einer gewaltigen Barrikade geschlossen. Diese Barrikaden geben der Stadt, die sonst keine Mauern hat, eine bedeutende Festigkeit. Granada nimmt jezt ungefähr 6 englische Quadratmeilen ein, früher vielleicht doppelt so viel, nach dem Umfang der Ruinen zu schließen.

„Das Leben ist hier nicht so angenehm wie in Europa, sehr theuer, weil dem sonst so fruchtbaren Boden fast nichts abgewonnen wird. Die Einfuhr vertheuert alles. In gesellschaftlicher Beziehung ist kein Genuß. Es besteht z. B. hier kein einziges Kafe. Dagegen desto mehr Schnapsbuden, wo man gewöhnlich seine 2—3 Fr. für Liqueur, Brandy, Genevre 2c. ausgibt. Weniger als für 50 Cent kann man nicht genießen. Die kleinste Münze sind 25 Centstüke.

„Sobald sich die neue Ordnung ein wenig konsolidirt haben wird, gedenken die Amerikaner vermittelst einer Linie über Granada der Panama-Linie, die den Engländern gehört, tüchtig Konkurrenz zu machen im Handel nach Kalifornien und Indien. Diese Linie gedenken sie auf folgende Weise zu konstruiren: Die Dampfboote, welche von der Ostseite Nordamerika's kommen, laden in San Juan del Norte auf kleinere Dämpfer um, die dann durch den Fluß San Juan, zirka 100 englische Meilen, hinauffahren. Dieser Fluß, der aus dem Nicaragua-See kommt, müßte aber erst kanalisirt werden. Die Länge des See's vom Ausfluß bis Granada beträgt zirka 90 Meilen. Von Granada würden Reisende und Güter per Eisenbahn nach Realejo am stillen Meere spedirt, zirka 120 englische Meilen.

„Mittelst dieser Linie und noch mehr mit der Eisenbahn von St. Louis nach San Franzisko, die sicherlich nicht mehr lange auf sich warten lassen wird, hoffen die Amerikaner ihre Konkurrenten, die Engländer, von der Westküste Amerika's gänzlich abzuschließen und sie im Handel nach Indien zu überflügeln. Daher die Erscheinung, daß Walkers Unternehmung nicht nur keine Hindernisse in den Weg gelegt, sondern dieselbe auf alle Weise, wenn nicht offiziell, doch sonst begünstigt worden ist. Die Amerikaner wollen halt in ganz Amerika Meister sein und haben Recht."

Walkers Unternehmung wird in den Vereinigten Staaten mit gierigem Blik beobachtet. Tausende warten nur darauf, daß er sich eine Zeitlang halte, um selbst in dem schönen und so ausgezeichnet günstig gelegenen Lande ihren Wohnsiz zu nehmen. Befestigt sich Walkers Herrschaft, so wird sich ein Strom von amerikanischen Auswanderern über Nicaragua ergießen und dann sind, wenigstens in politischer Beziehung, die Tage der spanisch-indianischen Mischlinge Zentralamerika's gezählt. Diese Gefahr sehen auch die übrigen Regierungen von Zentralamerika wohl ein und deßwegen rüsten sich die benachbarten Staaten Costa-Rica und Guatemala, um gemeinsam mit der unterdrükten Partei in Nicaragua die Freibeuter zu vertreiben. Die Schwierigkeiten, die Walkern von dieser Seite drohen, werden erhöht durch die Stokung des massenhaften bewaffneten Zuzugs aus den Vereinigten Staaten, die durch das Verbot und energische Einschreiten des Präsidenten Pierce augenbliklich bewirkt wurde (doch hat Walker jüngst aus Kalifornien zirka 120 Mann Verstärkung erhalten). Wie lange dieser seinen Neutralitätsgrundsäzen treu bleiben wird, ist nicht leicht zu sagen; man kann sich im Gegentheil des Verdachts nicht enthalten, daß es ihm damit nicht so ganz Ernst sei.

Nachrichten eines New-Yorker Blattes sagen, Walker habe den General Corral erschießen lassen, der zum Oberbefehlshaber der Regierungstruppen von Neu-Granada gestempelt wird und einen neuen Aufstand angezettelt haben sollte. Nach dem obigen Briefe handelte aber Corral als General von Leon im Einverständnisse mit Walker und wurde dann Kriegsminister. Wohl eine Verwechslung mit dem Tode des Ministers Majorga.

Memorial.

(Schluß.)

Das hiezu gewählte Mittel ist **das System, in Europa mit dem Emigranten zu kontrahiren für dessen inländische Reise von New-York nach seinem Bestimmungsort im Innern der Vereinigten Staaten oder in Canada.** Dieses System ist kürzlich in ausgedehntem Maaße wieder eingeführt worden. Runner und Beförderungsagenten, die durch die Einrichtung des Emigranten-Landungs-Depots von Castle Garden ihrem gewohnten Treiben Grenzen gesezt sahen, haben sich nach Europäischen Häfen und selbst nach dortigen inländischen Oertern übersiedelt, oder haben dort Agenturen aufgestellt oder erneuert, um Passagiere für die Amerikanische Inlands-Reise zu buchen, ehe sie die Europäischen Häfen oder selbst ihre inländische Heimath verlassen, und um den Preis solcher Reisebillete für das hiesige Inland ganz oder theilweise im Voraus zu empfangen.

Es ist selbstverständlich, daß diese Agenturen, welche mit großen Kosten verbunden sind, sich nicht mit einer rechtmäßigen Kommission auf die Nettopreise der Billete begnügen. Uebervortheilungen beim Verkauf der Personenbillets sind die Regel, gewöhnlich zwischen 25 und 50 Prozent über die gesezlichen Preise hinaus, sehr oft aber auch völlig das Doppelte, während dabei den Korrespondenten in diesem Lande, deren Runnern und Bagageleuten voller und unbeschränkter Spielraum bleibt, um den Passagier, nachdem er hier gelandet ist, an den Spesen für sein Gepäk zu betrügen. Falsche Vorspiegelungen, welche oft bis zu förmlichem Zwang gehen, werden nicht selten angewandt, um die Emigranten zu veranlassen, inländische Reisebillete zu kaufen, ehe sie Europa verlassen. Die albernsten Behauptungen werden dem Emigranten gegenüber aufgestellt, z. B., daß man nur auf solche Billete reisen könne, die der Agent ausgibt, der eben die Behauptung aufstellt, und zwar in solchen Ausdrüken und mit so viel scheinbaren Beweisgründen, daß sie dem unerfahrenen Emigranten Vertrauen einflößen und ihn irre leiten. Einige dieser Agenturen, namentlich in England, haben sich nicht entblödet, sich Agenten der Emigrations-Kommission zu nennen und haben, unter dem Namen der Unterzeichneten, Passagiere auf das Frechste betrogen, und auf diese Weise versucht, indirekt das Vertrauen zu der Emigrations-Kommission zu untergraben.

Dieses System ist geeignet, in seinen Folgen den Schuz zu vernichten, mit welchem Castle Garden den Emigranten umgiebt; denn der Passagier, welcher mit einem Kontrakt versehen hier landet, auf welchen er volle oder theilweise Zahlung geleistet hat, geht sogleich aus dem Depot in die Stadt, um den Spediteur aufzusuchen, der den in Europa geschlossenen Vertrag zu vollziehen hat. Er geht also an dem Institut vorüber, welches die Staatsregierung zu seinem Schuz ersonnen und gegründet hat, und zwar direkt in die Hände der Leute, gegen welche er beschüzt worden wäre. Er muß für sein Gepäk schweren Fuhrlohn bezahlen, und hat überdieß für dasselbe keine andere Sicherheit, als seine eigene Wachsamkeit. Er wird wieder, unter allerlei Vorspiegelungen, im Wirthshaus aufgehalten werden, bis sein

zeichnet günstig gelegenen
nen. Befestigt sich Wal-
ein Strom von amerikani-
aragua ergießen und dann
Beziehung, die Tage der
e Zentralamerika's gezählt.
übrigen Regierungen von
deßwegen rüsten sich die
ica und Guatemala, um
ten Partei in Nicaragua
Die Schwierigkeiten, die
hen, werden erhöht durch
bewaffneten Zuzugs aus
e durch das Verbot und
Präsidenten Pierce augen-
at Walker jüngst aus Ka-
rstärkung erhalten). Wie
tsgrundsäzen treu bleiben
man kann sich im Ge-
nthalten, daß es ihm da-

orker Blattes sagen, Wal-
erschießen lassen, der zum
ngstruppen von Neu-Gra-
en neuen Aufstand ange-
n obigen Briefe handelte
Leon im Einverständnisse
Kriegsminister. Wohl eine
des Ministers Majorga.

rial.
.)

el ist **das System, in
anten zu kontrahiren
Reise von New-York
gsort im Innern der
er in Canada.** Dieses
hntem Maaße wieder ein-
nd Beförderungsagenten,
Emigranten-Landungs-De-
gewohnten Treiben Gren-
nach Europäischen Häfen
ischen Oertern übersiedelt,
fgestellt oder erneuert, um
e Inlands-Reise zu buchen,
en oder selbst ihre inlän-
nd um den Preis solcher
iland ganz oder theilweise

aß diese Agenturen, welche
sind, sich nicht mit einer
die Nettopreise der Billete
beim Verkauf der Per-
wöhnlich zwischen 25 und
Preise hinaus, sehr oft
, während dabei den Kor-
deren Runnern und Ba-
ränkter Spielraum bleibt,
hier gelandet ist, an den
rrügen. Falsche Vorspie-
förmlichem Zwang gehen,
t, um die Emigranten zu
illete zu kaufen, ehe sie
ralberufenen Behauptungen
nüber aufgestellt, z. B.,
rte reisen könne, die der
Behauptung aufstellt, und
d mit so viel scheinbaren
unerfahrenen Emigranten
irre leiten. Einige dieser
aund, haben sich nicht ent-
igrations-Kommission zu
dem Namen der Unter-
s Frechste betrogen, und
ekt das Vertrauen zu der
tergraben.
et, in seinen Folgen den
chem Castle Garden den
r Passagier, welcher mit
landet, auf welchen er
geleistet hat, geht sogleich
um den Spediteur aufzu-
hlossenen Vertrag zu voll-
em Institut vorüber, wel-
einem Schuz ersonnen und
t in die Hände der Leute,
en wäre. Er muß für
bezahlen, und hat über-
Sicherheit, als seine eigene
r, unter allerlei Vorspie-
sgehalten werden, bis sein

leztes Geld verausgabt und eine geringe Schuld eingegangen ist, die dann den Vorwand bietet, um sein Gepäk ganz oder theilweise mit Beschlag zu belegen, und so geprüft wird er wieder herzlos ausgesezt werden, um der Wohlthätigkeit zur Last zu fallen, statt sofort einer nüzlichen und unabhängigen Thätigkeit entgegen zu eilen, wie es geschehen wäre, wenn er direkt vom Landungsdepot nach seinem Bestimmungsorte abgereist wäre, ohne an Geld und Gut beraubt zu werden durch nuzlosen und betrügerischen Aufenthalt, den ihm interessirte Leute verursachten, die seine Unwissenheit benuzten.

Zur Verhinderung dieses gefährlichen Systems des **„Buchens in Europa"** bitten die Unterzeichneten ergebenst um den Beistand der hohen Regierung in Europa. Die väterliche Fürsorge, welche die Europäischen Regierungen für den Schuz ihrer einzelnen Unterthanen stets bewiesen haben durch strenge Geseze, welche alle Geschäfte, die geeignet sind, der Schwindelei Spielraum zu lassen, reguliren, überwachen oder verbieten, erfüllt die Unterzeichneten mit der Hoffnung, daß ihre Vorstellungen geneigtes Gehör finden werden, und daß die hohen Regierungen, an welche dieselben gerichtet sind, ihnen ihren Beistand zum Schuz der landenden Emigranten nicht versagen werden, sondern Maßregeln anordnen, welche es dem rüksichtslosen Spekulanten auf das Eigenthum der Emigranten unmöglich machen sollen, in der angedeuteten Weise den Wunsch der Regierung von New-York zu vereiteln, den in hiesigem Hafen landenden Emigranten durch die Unterzeichneten einen vollständigen Schuz gegen Betrug und Uebervortheilung zu sichern.

Die unterzeichnete Kommission kennt den vollendeten Geschäftstakt und das gewandte, feine Benehmen der Hervorragenderen unter den Beförderungsagenten, welche nach Europa gegangen sind und jezt dort reisen oder wohnen, um das Interesse der hiesigen Geschäfte zu fördern, mit denen sie in Verbindung stehen, und erlauben sich, die hohen Regierungen vor den plausiblen Vorstellungen zu warnen, welche solche Leute gewöhnlich machen, um ihre Zweke zu fördern. Andererseits erlauben sich die Unterzeichneten, eine gründliche Prüfung des unter ihrer Aufsicht stehenden Schuz-Instituts von Seiten der hohen Regierungen zu erbitten, durch deren Repräsentanten, Gesandten, Minister, Konsuln oder Handelsagenten in diesem Lande.

Sie empfehlen ihr Memorial der geneigten Erwägung der hohen Regierung und haben die Ehre mit hoher Achtung zu verharren.

New-York, 1855.

Die Emigranten-Kommission:
Gulian C. Verplank, Präsident.
John A. Kennedy, James Kelly, Kommissäre.
Elijah F. Purdy, E. D. Morgan, „
John P. Cummings, „
Fernando Wood, Bürgermeister von New-York.
Geo. Hall, Bürgermeister von Brooklyn.
Rud. Garrigue, Präsident der Deutschen Gesellschaft.
Andrew Carrigan, Präsident der Irländischen Gesellschaft.

Verschiedenes.

Die Argentinier müssen einen saubern Gesandten in Paris haben. Der schreibt an die Herren B. und H. in Basel: „Beharren Sie darauf (das braucht er ihnen gar nicht zu sagen; sie thun es ohne dieß, so lange sie ihren Profit davon haben), daß es keine Provinz in jenen Regionen giebt, die für die europäische Auswanderung mehr Vortheile bietet, als Santa Fé. Es ist gar nicht mit Brasilien zu vergleichen, dessen Provinzen wegen des zerstörenden Klimas jede Auswanderung aus Europa abschreken." Der muß ein kompleter Narr sein, daß er glaubt, hier in der Schweiz unwidersprochen der Wahrheit so ins Gesicht schlagen zu dürfen. Es leben in Südbrasilien (von dem übrigen, tropischen Brasilien ist in Deutschland und der Schweiz als Auswanderungsziel keine Rede) 60—70,000 Deutsche und Schweizer, die von der Zuträglichkeit des Klimas glänzende Beweise ablegen; wir haben selbst schon mehreremale durch statistische, unumstößliche Angaben nachgewiesen, daß dieses Klima in gesundheitlicher Hinsicht von keinem andern Lande der Welt übertroffen wird. Was weiß man aber in dieser Beziehung von dem Schlammlande Santa Fé? Nein gar nichts. Einige hundert arme Schweizer sind erst noch bestimmt, mit sich die Probe machen zu lassen, ob die dortigen klimatischen Verhältnisse eine akerbauende Ansiedlung auch nur gestatten.

— (Der weinende Fridolin in San Paulo.) Es ist doch kurios, daß so viele Schweizer Blätter den vagen, unmotivirten Jeremiaden eines einzelnen eben erst in San Paulo angekommenen Proletariers, welche die vorurtheilsbefangene „Glarner Zeitung" bereitwillig aufnahm, mehr Glauben schenken als den hundert günstigen Briefen länger dort angesiedelter Kolonisten und namentlich als dem die Vergueirokolonien so anerkennend und empfehlend beurtheilenden Berichte der schweizerischen Hülfsgesellschaft zu Rio Janeiro, eines Vereines, der die angesehensten Schweizer der Residenz zu seinen Mitgliedern zählt. Wir haben dem betreffenden Artikel in lezter Nro. noch beizufügen, daß wir über die einzige bestimmt ausgesprochene Klage des weinenden Fridolins, nämlich die Vertheilung des Zuges auf verschiedene Kolonien, einen Parceriakontrakt nachgesehen haben, wie jeder Auswanderer schon vor der Abreise einen in die Hand erhält, daß Vergueiro nach dessen §. 10 vollkommen in seinem Rechte war und daß also das klagende Individuum einfach lügt, wenn es behauptet, man habe den Leuten von der Möglichkeit einer solchen Trennung nichts gesagt.

— (Wer andern eine Grube gräbt, plumpst selbst hinein.) Der Bote aus Amerika sagt, wir haben zwar die jüngste Revolution in Montevideo mit grellen Farben geschildert, aber darüber geschwiegen, daß die Regierung über die Insurrektion gesiegt habe. Da haben wir das unwissende Individuum Großniklaus wieder. Haben wir nicht ausdrüklich erwähnt, daß die Generale Oribe und Flores Meister geblieben seien? Aber Großniklaus weiß eben nicht, daß dieß die Regierungsgenerale sind. Um zur Belehrung des B. a. A. auf diese miserable Geschichte zurükzukommen, so verhält sie sich nach der Hamburger Zeitung für deutsche Auswanderungs- und Kolonisationsangelegenheiten folgendermaßen: „Der jezige Präsident, ein schon bejahrter Mann, war in einer höchst schwierigen Stellung; auf allen Seiten von Revolutionen bedroht, erkor er sich zulezt Flores und Oribe zu Rathgebern. Hiegegen erhob sich die Opposition und besezte unter Munoz Anführung am 25. November das Fort, während der Präsident die Nationalgarde aus der nahgelegenen Union heranzog und damit die Cabilda besezte. In den drei folgenden Tagen fiel Nichts vor, beide Parteien standen einander gegenüber; Unterhandlungen, welche stattfanden, führten zu keinem Resultat. Die Macht des Präsidenten verstärkte sich indeß durch Hülfe vom Lande und in Folge dessen begann am vierten Tage ein heftiger Straßenkampf, der bis in die Nacht hinein dauerte. Die Revolutionärs hatten inzwischen ihre Munition verschossen und ersuchten um Bürgschaft für ihre Person, welche ihnen zugestanden wurde. Da sie sich aber nicht für sicher hielten, so schiffte sich Munoz mit 174 Mann seiner Partei nach Buenos-Ayres ein. Man nimmt an, daß der Straßenkampf an 60 Todte und Verwundete gekostet hat. Es ist wohl mehr als zu bezweifeln, daß damit die Ruhe des Landes auf längere Zeit wiederhergestellt ist, vielmehr steht zu befürchten, daß bei der nächsten Präsidenten-Wahl im März Zwistigkeiten zwischen Oribe und Flores ausbrechen dürften, welcher Kampf ohne Zweifel nicht so rasch beigelegt werden wird."

Schweiz. Uri. Hr. v. Schorno, ehemals Landammann von Schwyz, der vor einem Jahre mit einer großen Sente nach Krain auswanderte, ist zurükgekehrt und befindet sich gegenwärtig in Altdorf, nachdem er in Krain einen großen Theil seines Vermögens eingebüßt haben soll.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Die Repräsentantenkammer der Vereinigten Staaten war am 13. Januar noch nicht konstituirt. Es heißt, das Kabinet von Washington bestehe auf der Abreise des englischen Gesandten.

— Pennsylvanien. (Deutsche und amerikanische Musik.) Als neulich zwei Oppositionsboote von Pittsburg abfuhren, hatte das eine ein deutsches Musikkorps an Bord, welches viele Leute anzog. Als der Kapitän des andern Bootes dieses sah, ließ er die Dampfpfeife los, welche die Musik übertönte. Der Mayor wurde aufgefordert, dieses zu hindern. Er weigerte sich aber, dieß zu thun, weil, wie er sagte, die eine deutsche, die andere ächte amerikanische Musik sei.

— Louisiana. (Sittenzustände in New-Orleans.) Es wurden in dem Monat November in New-Orleans verhaftet: 18 Personen wegen Brandstiftung, 86 wegen Mordversuchs 793 wegen Gewaltthätigkeiten (assault and battery), 78 wegen Angriffs mit Mordwaffen, 972 wegen Ruhestörung (breach of peace), 15 wegen Einbruchs, 444 wegen Schlägerei, 9 wegen Straßenraubs, 193 wegen Trunkenheit, 576 wegen kleinen gemeinen Diebstahls, 7 wegen Körperverstümmelung, 8 wegen vorsäzlichen Mordes, und außerdem 4 wegen Giftmordes, 19 wegen Meineids, 100 wegen großen gemeinen Diebstahls, 49 wegen Diebshehlerei, 39 wegen Gebrauchs von Stichwaffen 2c. Gesammtzahl der Verhaftungen: 11,138 oder ungefähr 10 bis 12 Prozent von der gesammten Einwohnerzahl (die in den Sommermonaten des gelben Fiebers wegen bedeutend geringer zu sein pflegt, als im Winter). Von den Verhafteten waren 8850 männliche und 2279 weibliche Personen.

— Ohio. (Weibliche Demonstration zu Gunsten des Mainegesezes.) Der in Delaware, Ohio, erscheinende „Standard" berichtet unter'm 6. Dezember: „Unser ruhiges Städtchen ward am Montag Nachmittag in große Aufregung versezt durch die Nachricht, daß 20—25 junge Ladies im Begriffe seien, sich nach den irischen Shanties auf der östlichen Seite des Flusses zu begeben, um den dort vorgefundenen Whisky zu vernichten. Und in der That, dieselben waren etwa um 2 Uhr zur Stelle, mit Beilen und Mordinstrumenten bewaffnet. Nachdem sie mit ihrer Eskorte dort angelangt waren, begaben sie sich sofort an ihr Zerstörungswerk, dem sie sich mit Herzensfreudigkeit hingaben, bis sie auf einigen Widerstand stießen, wo die Sache ruhen blieb. Die Irländer kämpften für ihr Recht und zeigten sich entschlossen, Widerstand zu leisten. Die Eskorte der Ladies wich zurük und bei dem ersten Steinwurf begaben sich mehrere Mitglieder derselben mit einer Schnelligkeit auf die Reise, die bisher dem reisenden Publikum unbekannt war. Wir sind glüklich, melden zu können, daß, obgleich die Sache eine Zeit lang einen gefährlichen Anstrich zu haben schien, doch nicht Einer bei der Affaire ernstlich verlezt ward."

— Connektitut. (Mord aus religiösem Fanatismus.) Die öffentlichen Blätter melden, daß kürzlich in Neu-Haven ein von sehr merkwürdigen Umständen begleiteter Mord an das Tageslicht gekommen sei. Eine gewisse Wittwe Wakemann war der Meinung, daß sie schon vor Jahren gestorben und wieder in die Welt gesandt worden sei, um die sündigen Menschen zu erlösen; von ihrem Sein glaubt sie das Bestehen der ganzen Welt abhängig, da mit ihrem Tod das jüngste Gericht unaufhaltsam eintreten würde. Troz aller übernatürlichen Kräfte hatte die Wittwe doch einen Feind zu bekämpfen, und das war kein Geringerer, als der Beelzebub selbst. Zuerst glaubte sie, daß der Böse sich eines gewissen Mannes, Namens Hunt, bemächtigt hätte, denn dieser machte einen Versuch, die Prophetin zu vergiften, später behauptete sie, der Böse sei in den Leib des Justus Mathews gefahren, und dieser Mann ist es, welcher ermordet wurde. Die Wittwe sagte oft, daß sie durch den Blik Mathews beunruhigt würde, daß ihre Anhänger (deren es bei jedem Unsinn immer gibt) und worunter Mathews selbst war, für ihr Leben und natürlich auch für das Bestehen der Welt zu fürchten anfingen. Mathews drang in die Wittwe, ihn vom Teufel zu befreien, und fand sich eines Abends in dem Hause des Hrn. Sly, bei welchem die Wittwe wohnte, ein. Er erklärte sich selbst bereit, sein Leben zu lassen, um die Meisterin von der Todesangst zu befreien, und der alte Sly, da er, so wie die anwesenden Anhänger, von der Nothwendigkeit der Ermordung Mathews überzeugt war, schnitt demselben ganz kaltblütig den Hals ab. Der Mord wurde entdekt, Sly, die Wakemann und ein gewisser Harsey wurden eingefangen und vor Gericht gestellt. Ihre Strafe wird das Irrenhaus sein.

Zentralamerika. In der Provinz Veraguas, auf dem Isthmus, soll ein Goldlager entdekt sein, das Alles an Reichthum übertrifft, was bis jezt in Kalifornien oder Australien vorgekommen ist.

— In seiner Nro. 4 schildert der „B. a. A." die als eines der ungesundesten Länder berüchtigte Mosquitoküste mit glänzenden Farben und empfiehlt sie als Auswanderungsziel. Wo mag er nur das wieder abgeschrieben haben?

Südamerika. Brasilien. Der Prospektus einer neuen in Brasilien projektirten Eisenbahn ist ausgegeben, zu deren Bau 1,200,000 Pfd. St. in Aktien aufgenommen werden sollen, für welche 4 Prozent (2 Proz. von der Regierung und 2 Proz. von der Provinz Pernambuco) garantirt werden. Die Linie soll nämlich von der Hauptstadt der leztgenannten Provinz, die eine Bevölkerung von 120,000 Einwohnern hat, bis zur Stadt Agua Preta im Innern geführt werden, das ist eine Streke von 78 englischen Meilen, welche reiche Zuker- und Baumwollenpflanzungen berührt. Die Aktionäre erhalten die Ermächtigung, die Bahn später 1000 Meilen weiter in's Innere bis zu dem Punkte des Sacramento zu führen, wo er schiffbar zu werden anfängt, erhalten das Recht auf die Benuzung sämmtlicher Mineralien auf 20 Meilen zu beiden Seiten der Bahn und auf die freie Einfuhr von Kohlen und Maschinen. In Brasilien werden von der ganzen Summe 240,000 Pfd. St. gezeichnet werden, den Rest hofft man in England aufzutreiben.

— Neue Nachrichten melden, daß auf der Küste von Santa Katharina bedeutende Ueberschwemmungen stattgefunden haben. Dona Francisca und Blumenau sollen stark gelitten haben, ja die leztere zu so schönen Hoffnungen berechtigte Kolonie dadurch beinahe ruinirt sein. Möchte doch diese Trauerbotschaft sich als übertrieben darstellen!

Feuilleton.

Der Pontiak-Krieg.

(Fortsezung.)

Unter allen binnenländischen Niederlassungen war Detroit die größte und geschäzteste. Der mehr als eine halbe Meile breite, tiefe und majestätische Fluß, welcher seine mächtige Fluth ruhig und geräuschlos zwischen den graden, scharf begrenzten Ufern seines Bettes dahin wälzte, verlieh Großartigkeit einer Gegend, deren ansteigende Wiesen, mit üppigen wilden Weinranken behangene Ebenen, Wälder, Bäche und Quellen, so mit einander vermischt waren, daß nichts zu wünschen übrig blieb. Das Klima war mild und die Luft gesund; guter Boden, welcher Mais, Weizen und alle Gemüse trug, war in Ueberfluß vorhanden. Die Wälder waren ein mit Büffeln, Hirschen, Wachteln, Rebhühnern und wilden Truthähnen angefüllter natürlicher Park. Wasservögel von köstlichem Geschmak schwammen auf seinen Gewässern, die dem Angler eine erstaunliche Abwechslung von Fischen gewährten, besonders den Weißfisch, den fettesten und lekersten von Allen. Dort konnte jeder Luxus der Tafel mit dem bloßen Aufwande von Arbeit genossen werden. Die liebliche, heitere Gegend lokte sowohl weiße wie wilde Ansiedler herbei, und die Franzosen hatten die beiden Ufer des Flusses so in Besiz genommen, daß ihre Zahl auf 2500 Seelen, unter denen sich 500 waffenfähige Männer befanden, oder auf drei- bis vierhundert französische Familien angeschlagen wurde, doch bewies eine 1764 angestellte Zählung, daß sie nicht zahlreich waren, sondern nur eben Männer genug besaßen, um drei Milizkompagnien zu bilden, und 1768 berichtete der offizielle Zensus nur von fünfhundert zweiundsiebenzig Seelen, eine Darstellung, welche mit den besten Ueberlieferungen im Einklange steht.

Die Franzosen wohnten auf Gütern, welche am Flusse nur drei bis vier Acres breit, aber achtzig Acres lang waren, inmitten des Ueberflusses träge, als Viehzüchter sowohl wie Bebauer des Bodens, und wurden vom Handel mit den Indianern bereichert.

Das englische Fort, worin Gladwin den Befehl führte, war eine große, etwa zwanzig Fuß hohe und achtzehnhundert Ellen im Umfange haltende Pfahlverzäunung, welche etwa achtzig Häuser umschloß. Es stand innerhalb der Grenzen der gegenwärtigen Stadt, am Ufer des Flusses, und gewährte auf neun Meilen stromauf- und stromabwärts eine weite Aussicht. Die Besazung bildeten die geringfügigen Ueberbleibsel des 80. Regiments, das auf etwa 120 Mann mit acht Offizieren zusammengeschmolzen war. Auf dem Flusse lagen zwei bewaffnete Fahrzeuge; an Artillerie waren aber nur zwei Sechspfänder, ein Dreipfünder und drei Mörser mit so schlechter Montirung vorhanden, daß sie nur dazu dienen konnten, Schreken einzuflößen. Die Nation der Potawatomies wohnte etwa eine Meile unterhalb des Forts; die Wyandots waren etwas weiter abwärts auf der östlichen Seite der Seenge, und fünf Meilen höher hinauf, aber auf derselben östlichen Seite, die Ottawas.

Am ersten Tage des Mai betrat Pontiak das Fort mit etwa fünfzig von seinen Kriegern, und verkündete seine Absicht, in wenigen Tagen einen förmlicheren Besuch zu machen. Er erschien am siebenten mit etwa dreihundert Kriegern, die mit Messern, Tomahawks und kurzgeschnittenen und unter ihren Wolldeken verborgenen Flinten bewaffnet waren. Er wollte sich zur Berathung niedersezen und wenn er aufstehen würde, mit einem auf der einen Seite weißen und auf der andern Seite grünen Gürtel sprechen, und das Umwenden des Gürtels sollte das Zeichen zum Anfang eines allgemeinen Bluthades sein. Glüklicherweise hatte aber Gladwin die Nacht zuvor von seiner Ankunft Nachricht erhalten (nach der Sage durch ein in ihn verliebtes Chippewa-Mädchen) und solche Vorsichtsmaßregeln getroffen, daß die Zusammenkunft resultatlos ablief. Man ließ Pontiak, vielleicht unweise, entrinnen.

Am Morgen des gleichen Tages wurde eine Abtheilung von Engländern, welche die Tiefe der Einfahrt in den Huronsee untersuchte, gefangen und ermordet. Am achten stellte sich Pontiak abermals mit einer Friedenspfeife ein, und versprach am folgenden Tage mit der ganzen Ottawa-Nation wiederzukommen, um seine Freundschaft zu erneuern. Aber am Nachmittag des neunten brach er sein Zelt ab, begann Feindseligkeiten, und blokirte die Besazung, welche nicht für drei Wochen Mundvorräthe besaß. „Der Erste, der ihnen Mundvorräthe, oder etwas Anderes zuführt, soll den Tod erleiden," so lautete Pontiak's Proklamation der Blokade von Detroit. Am zehnten fand eine Unterhandlung statt und die Besazung wurde aufgefordert, mit den rothen Männern zu kapituliren, wie die Franzosen es mit den Engländern gethan hatten. Erst nachdem Gladwin die Bedürfnisse, deren er benöthigt war, erhalten hatte, brach er den Vertrag und bot dem Feinde Troz, ließ jedoch den unglüklichen Offizier, welcher die Unterhandlung geführt hatte, in dessen Händen. Die Garnison war guten Muthes, obgleich sie aus nicht mehr als hundertundzwanzig Mann gegen sechs bis siebenhundert Belagerer bestand.

Und jezt erblikte man eine unerhörte Erscheinung. Die Männer der Wildniß unterwarfen den Plaz einer engen Blokade, obgleich sie nicht an Unternehmungen, welche Zeit und nachhaltige Aufmerksamkeit erforderten, gewöhnt waren. Die französischen Bewohner der Gegend waren in ihren Sympathien getheilt. Pontiak machte Einen von ihnen zu seinem Sekretär, und verschaffte sich seine Bedürfnisse durch Requisitionen bei Allen. Es wurden selbst nach Illinois Boten gesendet, um einen Offizier zu verlangen, welcher die Leitung der Belagerung übernehmen sollte. Die Wilden des Westens nahmen an dem allgemeinen Hasse gegen die Engländer Theil, und wollten sich nicht mit ihrer Herrschaft aussöhnen. „Sei guten Muthes, mein Vater," sprach ein Stamm nach dem andern zu dem Befehlshaber im Fort Chartres — „verlasse Deine Kinder nicht: so lange ein rother Mann am Leben ist, sollen die Engländer nicht hierherkommen." „Unsere Herzen," wiederholten sie, „sind mit den Franzosen. Wir hassen die Engländer und wünschen sie Alle zu tödten. Wir sind Alle verbündet; der Krieg ist unser Krieg, und wir werden ihn sieben Jahre lang fortsezen. Die Engländer sollen nie in den Westen kommen." Aber die französischen Offiziere in Illinois bestrebten sich, obgleich ihre Bemühungen lange unfruchtbar blieben, aufrichtig, den Pariser Frieden getreulich zur Ausführung zu bringen.

Am 16. Mai stellte sich eine Indianerabtheilung am Thore des Fort Sandusky ein. Fähndrich Paulli, der Befehlshaber, befahl sieben von ihnen — vier Huronen und drei Ottawas — als alte Bekannte und Freunde einzulassen. Sie saßen rauchend da, bis Einer von ihnen durch Erheben seines Kopfes ein Signal gab, worauf die Beiden, welche Paulli zunächst saßen, ihn ergriffen, und ohne ein Wort zu sprechen, festbanden. Als sie ihn aus dem Zimmer schleppten, sah er die Leiche einer Schildwache. Der Rest der Besazung lag niedergemezelt umher — der Sergeant in seinem Garten, wo er gepflanzt hatte. Auch die Händler waren getödtet und ihre Kramläden geplündert worden. Paulli wurde als Trophäe nach Detroit gebracht.

An der Mündung des St. Joseph waren die Jesuitenmissionäre seit beinahe sechzig Jahren unter den Heiden thätig gewesen, bis sie, bei der Eroberung von Kanada, einem englischen Fähndrich, einer Besazung von vierzehn Soldaten und englischen Händlern Plaz machten, die auf diesen Posten, welcher mehr als tausend Meilen von der See entfernt lag, und nur durch Kanoes oder Boote um das Vorgebirge von Michigan zugänglich war, stationirt wurden. Am Morgen des 25. Mai zeigte sich eine Schaar von Potawatomies aus Detroit, in der Nähe des Forts. „Wir kommen," sagten sie, „um unsere Verwandten zu sehen, und der Besazung einen guten Morgen zu wünschen." Plözlich aber vernahm man in den Kasernen ein Geschrei; in etwa zwei Minuten war Schlosser, der kommandirende Offizier, gebunden und die ganze Besazung, bis auf drei Mann, niedergemezelt.

Fort Pitt war der wichtigste Posten im Westen des Alleghanygebirges. Schon waren zwanzig Boote an dem Ohio vom Stappel gelassen worden, um die Engländer im Triumph nach dem Lande der Illinois zu tragen. Seit drei bis vier Wochen hatte man Schaaren von Mingos und Delawaren sich um den Plaz umhertreiben sehen. Am 27. Mai vertauschten diese erbittertsten Feinde der Engländer bei englischen Händlern Felle im Werthe von dreihundert Pfund gegen Pulver und Blei, und gingen dann plözlich davon, wie um jeden Versuch, den Fluß hinabzufahren, zu vereiteln. An demselben Tage, eine Stunde vor Mitternacht, sendeten die Häuptlinge der Delawaren, welche Nachricht aus dem Westen erhalten hatten, ihre Botschaft nach Fort Pitt, und berichteten die Angriffe auf die englischen Posten. „Wir sind gewiß," fügten sie ihrer ersten Aufforderung hinzu, „daß eine Schaar unterwegs ist, um Dich und Deine Leute abzuschneiden; breite Dich, nach einem sichern Orte zu gehen, da wir nicht wünschen, Dich in unserer Stadt tödten zu sehen. Die Waaren und anderen Besizthümer, welche Du hast, wollen wir in Verwahrung nehmen und sie in Sicherheit halten; das versprechen wir Dir." Am folgenden Tage tödteten und skalpirten Indianer eine ganze Familie, ohne Weib oder Kind zu schonen, und hinterließen einen Tomahwak als ihre Kriegserklärung. Fort Ligonier wurde bedroht und die nach Osten führenden Päße so bewacht, daß es sehr schwierig war, irgend eine Verbindung zu unterhalten, während in den Wäldern das neue Mordthaten verkündende wilde Todesgeschrei erschallte. (Schluß folgt.)

Anzeigen.

Auswanderung

nach den

Kolonien der Herren Pergueiro in St. Paulo (Brasilien).

Die nächste Abfahrt nach diesen Kolonien wird Ende März oder Anfangs April stattfinden; von da an bis Oktober jedes Mal, wenn sich genug Passagiere zur Besezung eines Schiffes werden gemeldet haben.

Der Bericht der schweizerischen Hülfsgesellschaft in Rio Janeiro macht jede weitere Anpreisung derselben unnöthig (siehe Neue Zürcher Zeitung Nro. 356 vom 22. Dezember 1855 und Kolonist Nro. 52).

Für Abschluß von rechtsgültigen Verträgen beliebe man sich an den Unterzeichneten, welcher allein in der Schweiz dazu ermächtigt ist, zu wenden.

Gemeinden, welche ihren Angehörigen die Reise nach diesen Kolonien bezahlen, erhalten ihre dafür angelegten Gelder in fünf Jahren zurük.

Auch für die Kolonien der Mucury-Gesellschaft und des Herrn Grafen von Montravel ist derselbe bevollmächtigt Leute anzunehmen.

Herr A. Suter, Advokat in Lichtensteig und konzessionirter Agent, ist durch mich bevollmächtigt worden, Leute im Kanton St. Gallen zu engagiren.

Zürich, Unterstraß Nro. 132.

E. de Paravicini.

Nach der deutschen Kolonie Saronia,

in der südbrasilianischen Provinz Minas-Geraes, gegründet von der Mucury-Compagnie in Rio de Janeiro, wird eine Expedition im bevorstehenden Frühjahr ab Hamburg stattfinden.

Es ergeht daher hiemit an alle Auswanderungslustige die Aufforderung, sich recht bald bei uns zu melden, und werden wir auf portofreie Anfragen über die vortheilhaften Bedingungen gern nähere Auskunft ertheilen, sowie auch Prospekte und Brochüren zu Diensten stehen.

Das Passagegeld bis Rio hat jeder Auswanderer selbst zu bezahlen, von Rio aus aber wird er von der Kompagnie kostenfrei bis in die Kolonie befördert.

Leipzig, Thomasmühle, den 9. Januar 1856.

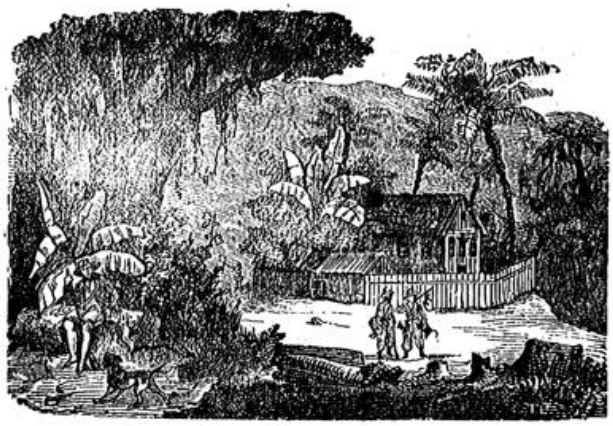
Schlobach & Morgenstern,
konzessionierte Auswanderungsagenten.

N.B. Außer Landleuten werden vorzüglich auch Professionisten, und unter diesen besonders: Tischler, Zimmerleute, Maurer, Schlosser, Schmiede, Glaser, Sattler ꝛc. gesucht, welche drüben einen ganz besonders guten Verdienst haben, z. B. Tischler und Zimmerleute per Tag 1½ bis 2½ Reichsthaler, worüber die Obigen authentische Berichte vorlegen können. (..²)

Abonnementspreis.
per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 6. | Samstag den 9. Februar. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | 1856.

Die Zürcher Sozialisten in Texas.

In Zürich zirkulirt gegenwärtig ein Brief, welcher bestätigt, daß der Zürcher Sozialistentrupp, dessen Abreise nach Texas unter Karl Bürkli's Führung voriges Jahr so große Sensation erregte, sich zerstreut habe. Die Art und Weise, wie sich dieß begeben hat, zeigt wieder, daß sozialistische und andere dergleichen Beglükungstheorien sich auf dem Papier und aus begeistertem Rednermunde am Wirthstische ganz anders ausnehmen, als in der Ausführung, im praktischen Leben. An diesem Erfahrungssatze festhaltend, prophezeiten wir auch dieser Unternehmung von Anfang an ihr immerhin unerwartet schnell eingetroffenes Schiksal. Die Phalanx in Zürich soll sich nun auch aufgelöst haben und ihr Organ, die „neue Welt" verstummt sein. Mehrere der Auszewanderten seien auf dem Heimwege nach der Schweiz und zwar einige, sagt das Zürcher Intelligenzblatt, nicht gerade zur Freude ihrer Angehörigen.

Den nachfolgenden Auszug aus dem interessanten Brief entnehmen wir der „Eidg. Ztg." und fügen ihm zum Schlusse einige Bemerkungen bei.

Die Ankunft in dem geträumten Lande seiner Hoffnungen schildert der Zürcher Sozialist folgendermaßen:

„Gegen Mittag gelangten wir auf eine Anhöhe, welcher gegenüber und eben so hoch Reunion ligt. Wahrscheinlich waren wir von dort aus bemerkt worden, denn als wir den Hügel hinabgingen, eilte man uns von Reunion aus mit Hurrah's und Trompetenklang entgegen. Considerant hieß Bürkli herzlich willkommen mit den Worten: „Wären Alle so vollzählig, mit solch arbeitsamen Leuten eingerükt (ich sehe es ihnen an), so stünde es anders um uns, als es wirklich steht." Wir sahen die neuen Gebäudr, die uns aufnehmen sollten, schon in einer Entfernung von fünf Meilen. Abends 5 Uhr zogen wir in Reunion ein. Das Städtchen hat 8 Gebäude, ligt eine Stunde von Dallas und zehn Stunden von Fortwörth entfernt. In unserer Umgebung haben wir 6—8 Fuß hohes Mais gesehen; Roggen, Weizen und Patateu, eine Art süßer Erdäpfel, gedeihen vortrefflich, auch Zuker- und Wassermelonen wachsen in Menge, letztere sind roh sehr gut, aber den frischen Einwanderern der Fieber wegen, die sie ihnen bringen, mehr schädlich als nüzlich. Auch Aepfel- und Birnbäume wollen Einige in Dallas gesehen haben, ich war noch nie dort. Blaue hübsche Trauben, sowie gelbe und rothe Pflaumen wachsen im Walde; damit ist aber nicht gesagt, daß wir keinen schlechten Boden haben. Gerade das Grundstük bei den Häusern — ein paar hundert Akres Land — ist nicht das beste; an vielen Orten ist kein Fuß tief Erde (!) und darunter Kalksteinfelsen. Das Haus ligt so hoch und steil, daß wir, wollen wir in's Land fahren, alle vier Räder des Wagens spannen müssen, und wollen wir wieder nach Hause, so geht es auch nicht, ohne das Vieh zu Schanden zu schlagen. Das Wasser muß im Thale in Fässern geholt werden. Auf dem Hügel ist es gesund, denn es weht daselbst immer ein kühler Wind von Süden. Im Thale hingegen, wo die Güterarbeiter den ganzen Tag beschäftigt sind, weht kein Lüftchen, der Hügel hält den Wind auf und an einer Bakofenhize fehlt es da nie. Kommt man dann den Hügel herauf, an den von den Sonnenstrahlen gebrateuen Kalksteinfelsen vorbei, so wird man von Uebelkeiten befallen, eine Unpäßlichkeit, die den Meisten von uns zu Theil wurde. Langt man endlich schweißtriefend auf dem Hügel an, so kann man sich von dem scharfen Winde per Extrapost das Fieber holen.

„Die Tageseintheilung erinnert so ziemlich an das Kasernenleben: Morgens halb 5 Uhr wird mit der Trompete das Zeichen zum Aufstehen gegeben; um 5 Uhr folgt das zweite Zeichen zum Frühstük. Dieses besteht gewöhnlich aus Fleisch, Brod und Kaffee, welch leztern ich aber wegen des Ahornzukers nicht trinken kann, der schon während des Siedens in den Topf geworfen wird. Nach dem Morgenessen geht's zur Arbeit bis halb 11 Uhr. Auch hier wird mit der Trompete das Zeichen zum Aufhören gegeben, man wandert heim und sezt sich zu Tische. Reis, Fleisch, Melonen und Brod werden sezt aufgetragen. Anfangs hatte man dann bis 3 Uhr Ruhezeit, wo zwei weitere Zeichen wieder zur Arbeit riefen. Seit aber vom 6. August an die Arbeit per Stunde bezahlt wurde, wurde die Ruhezeit verkürzt. Jeder konnte arbeiten wie er wollte.

„Den ersten Keim der Unzufriedenheit unter den Schweizern scheint, abgesehen über die Täuschung betreffend das Klima ꝛc., die vorlaute Aeußerung eines französischen Maurers gegeben zu haben, der es etwas lang fand, daß zwei Schweizer an einem Hause 4 Wochen zu bauen hatten! Ein Ingenieur aus Belgien ertheilte zwar den Schweizern alles Lob, aber sie waren verstimmt. Der Zahltag brachte die Spaltung vollends zur Reife. Jeder war auf seinen Lohn gespannt. Der Briefsteller erzählt:

„Mir wurden per Tag 1½ Dollars zugeschrieben. Ich freute mich Anfangs: als aber der Zusaz beigefügt wurde, daß Jedem nur ½ zukomme, nämlich 10 Cents (gleich 50 Centimes) in baarer Landesmünze, und 40 Cents (2 Fr.) in Papier, das nur in der Kolonie verwendet werden kann, da war es aus mit der Freude. Von diesen 40 Cents mußte man nämlich noch die Kost mit 22 Cents per Tag, Wäsche ꝛc. und die Bedürfnisse aus dem Laden bezahlen. Die andern 100 Cents muß man stehen lassen bis nach Abschluß der Jahresrechnung, wo sie in Aktien umgewandelt werden. Eine Aktie ist gleich 675 Fr. Braucht man dann Geld, so muß man die Aktien verkaufen, was sehr schwierig sein wird, weil die Gesellschaft kein Geld dafür ausgibt. Wären meine Theuren aus Europa hier gewesen, ich würde mich geduldet haben; aber so war mein Entschluß bald gefaßt. Doch — der Mensch denkt und Gott lenkt; es trat unerwartet der Fall ein, daß ich, wie die meisten Schweizer, eben auch unterschreiben mußte, obwohl es jedem freistehlt, nach Belieben aus der Gesellschaft zu treten; denn nur die Bestimmungen in Betreff des Lohnes waren bindend. Beim Anfertigen eines zweiten Pfluges nämlich glitschte mir das Beil aus und verlezte mir das Schienbein ziemlich stark. Bürkli kam gerade dazu und verband mir die Wunde. Ich mußte einige Zeit das Bett hüten, und dieß ist der Grund, warum auch ich unterschrieb. Denn wäre ich aus der Gesellschaft getreten und doch auf dem Plaz geblieben, so hätte ich als Patient einen Dollar per Tag bezahlen müssen, so aber traf es mich nur 22 Cents. Der Kranke muß nämlich Kostgeld bezahlen wie der Gesunde. Wer nicht arbeiten kann, (auch Güterarbeiter bei Regenwetter nicht) erhält keinen Lohn. Diese erfreulichen Einrichtungen bewirkten sehr bald, daß von den 140 Eingewanderten nur noch 40 übrig blieben, und die Schweizer, die sonst am geduldigsten und ertragsamsten unter der ganzen Kolonie genannt werden können, rüsteten sich zur Abreise.

„Und auch die lezten, Trorler, Senn, Bär ꝛc., verließen die Kolonie sobald sie konnten, so daß von der ganzen von Zürich abgereisten Truppe nur ein einziger, sein Gärtner, bei Bürkli zurükblieb, der aber auch noch fort wolle! Auch die Stimmung der Amerikaner über Reunion ist nicht die beste. Und die zürcherische Zeitschrift Phalanx ist unzuverlässig. Die Gesellschaft zerstreute sich da- und dorthin; Jeder sucht sein Glük nun auf eigene Faust. Schoch von Hittnau hat es bereits gefunden, indem er sich für 30 Dollars Monatgage als — Sklavenaufseher anstellen ließ.

„Zur Ehre Konsiderant's, Bürkli's und anderer Führer" sagt übrigens der Schreiber, „daß Alle unermüdlich thätig waren; sie ahen auch natürlich mit uns an der gleichen Tafel, so daß Konsiderant mit seiner Frau häufig zu unterst, ein Arbeiter mit zerrissenen Hosen und Hemd zu oberst saßen. — Ich glaube nicht, daß Bürkli an den verkehrten Einrichtungen die Schuld trägt, der schon seit längerer Zeit eine Niedergeschlagenheit, die sich in wirkliche Traurigkeit verwandelte, nicht mehr verbergen konnte. Sachverständige behaupten, wäre die Sache recht angestellt worden, so wäre sie auch gelungen, und Tausende, die in Europa darben hätten es in wenig Jahren zum Wohlstand bringen können. Aber Texas ist nicht das Land zu Anlegung einer Kolonie. Texas ist ein Sklavenstaat, die Regierungsglieder Sklavenhalter, folglich jeder Assoziation von Kapital und Arbeit feindlich. Wo aber die Regierung mit einer solchen Gesellschaft nicht Hand in Hand geht, da kann von einem Gedeihen derselben nicht die Rede sein. Dann ist der Boden hier zu unfruchtbar und schlecht und bei weitem nicht so ergiebig, wie man uns vorschwazte; ich habe noch keinen andern als Sandboden angetroffen und bin doch nahezu an 600 Meilen in Texas herumgereist."

Wie es immer solchen getäuschten Leuten zu gehen pflegt, ist der in seinen Hoffnungen bankerotte Züricher Sozialist hier ungerecht gegen das Land, das er mit allzusanguinischen Erwartungen betreten hat. Fruchtbarkeit

hat sonst weder Ost- noch Westteras noch Niemand abgesprochen. Einzelne unfruchtbare oder weniger ergiebige Gegenden giebt es natürlich in dem ausgedehnten Staate, wie in allen großen Ländern; aber daß man 600 Meilen weit reisen könne, ohne etwas anderes als Sandboden anzutreffen, ist eine fabelhafte Uebertreibung; der Briefsteller widerspricht sich auch hierin selbst, wenn er oben von 6—8 Fuß hohem Mais spricht. Daß Osteras, in welchem allerdings die Sklavenhalter Meister sind, zur Anlegung einer europäischen, die Sklaverei ausschließenden Kolonie nicht günstig ist, unterliegt durchaus keinem Zweifel und ist dieß mit ein Umstand, aus welchem Herr G. M. von Roß das Scheitern der Considerant'schen Ansiedelung vorausgesagt hat. Wer hieß aber auch Considerant seine Kolonie gerade in Osteras gründen? Wäre er nach Westteras gegangen; da hätte er ein in der Sklavenfrage ganz anders gestimmtes Volk, einen Kern von freisinnigen Deutschen gefunden und überdieß ein weit gesunderes Klima.

Wir können zum Schluß nicht unterlassen auf die Aehnlichkeit der Beweggründe zu den Klagliedern des Zürcher Sozialisten und des Glarner Schmerzenreichs in San Paulo aufmerksam zu machen; nur herrscht der bemerkenswerthe Unterschied, daß jener seine Beschwerden Punkt für Punkt bestimmt aufführt, dieser aber in's Blaue hinein schimpft und lamentirt, ohne zu sagen worüber.

Die Hochebene von Curitiba.

Unter der Leitung des Inspektors der Kolonie Dona Francisca, Hrn. Pabst, wurde letzten Sommer eine Reise von Dona Francisca nach der Hochebene von Curitiba auf nie betretenen Pfaden durch den Urwald unternommen, um die Lebensfrage dieser Kolonie zu lösen, d. h. einen Weg zu finden, auf welchem das Innere des Landes auf einer anzulegenden Straße leicht zu erreichen ist. Dieser Zwek wurde erreicht. Die Hochebene schildert ein Herr Fellechner in der Hamburger Zeitung für deutsche Auswanderungs- und Kolonisationsangelegenheiten folgendermaßen:

„Die Boden-Konfiguration dieses ganzen Hochlandes ist wesentlich wellenförmig und hügelig. Nur einige kleine Höhen und Hügelzüge durchschneiden das Land, insbesondere die westlichen, sich langsam abflachenden Ausläufer des Itajahy, und nur fern im Norden, von den Quellen des Cutabao an, streicht eine hohe, zum Theil zerrissene und wilde Serra, in welcher die Quellen des Rio Negro und Rio Varge liegen, gegen Westen fort.

„Die kleinen Höhenzüge, welche die Hochebene durchstreichen, laufen von Norden nach Süden und sind von geringem Belange. Schöne Laubwälder, welche Gungonho-Bäume in reichlicher Anzahl enthalten, bedeken dieselben, während die dazwischen gelegenen Ebenen und die flächeren, hügeligen Erhebungen ausschließlich mit Pinhen bestanden sind, zwischen welchen sich größere, üppige Grasflächen ausdehnen. Das Unterholz besteht meistens aus Tayauva und die hauptsächich vorkommenden und an mehreren Stellen zu Tage tretenden Gebirgsarten sind die älteren Flözgebirge.

„Der ganze Landstrich ist reich bewässert, indem eine Menge kleinerer und größerer Bäche mit vorzüglichem, meistens krystallhellem Wasser durch die Thäler in vielfach gekrümmtem Laufe fortströmt und künftig, wenn einst die Kultur dort hindringt, nicht bloß dem Akerbau vortreffliche Gelegenheit zur Anlage von Wiesen, sondern auch die nöthige Betriebskraft für Mühlen- und andere Gewerbsanstalten darbieten wird.

„Der Boden ist fast ganz ausschließlich in ausgezeichneter Weise für den Akerbau geeignet. Er hat eine sehr dike Lage von Dammerde auf einem meistens thonhaltigen, durchläßlichen Untergrunde und die durch seine hügelige Beschaffenheit bedingte Abträgigkeit schließt größere Ansammlungen von Wasser und Sümpfe völlig aus.

„Von Bewohnern findet sich auf diesen weit ausgedehnten, von der Natur so überaus reich ausgestatteten Landstreken noch nicht die geringste Spur. Erst westlich von dem Rio Negro, längs der Picade von Manhurita liegen mehrere Passas, deren Besizer etwas Landbau und Viehzucht, so viel eben für ihren Lebensunterhalt nöthig ist, betreiben und sich vorzugsweise mit dem Gewinne von Gungonho beschäftigen, der in den benachbarten Wäldern in sehr großer Menge wächst und als Handelsartikel von Jahr zu Jahr an Wichtigkeit gewinnt. Der gut getrokuete Thee wird in Körbe und rohe Ochsenhäute gepakt und dann auf Maulthieren und Pferden auf die Märkte von Moretes und Paranagua gebracht, wozu die Passeiros eine Reise von mindestens 6 bis 8 Tagen zu verwenden haben, indem man die Entfernung von der Serra do Itajahy bis zur Estrada Real, welche die Provinzen Santa Katharina, Parana ꝛc. von Süden nach Norden durchschneidet, auf etwa 5 bis 6 Legoas annehmen kann und von dem Punkte, an welchem die Picade von Manhurituba die Estrada Real trifft, noch ein bedeutender Weg bis Paranagua und Moretes zurükzulegen ist.

„Betrachtet man nun diesen Landstrich, dessen Umfang und Beschaffenheit in dem Vorstehenden kurz angedeutet worden ist, aus dem Gesichtspunkte der Kolonisation, so kann es, bei einer vorurtheilsfreien Beurtheilung, auch nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß das ganze, von der Serra do Mar in wechselnden Hebungen und Senkungen allmälig ansteigende Hochland ganz ungleich besser zur Ansiedelung, und besonders zur Ansiedelung für Deutsche geeignet ist, als das Flachland der Küste. — Der Boden dieses Hochlandes, vortrefflich bewässert und bewaldet, ist ungleich vorzüglicher, das Klima gesunder, die Luft trokener, kühler und dem Deutschen durchaus angemessener, als die stets mit feuchten Dünsten geschwängerte, warme und oft tropisch-heiße Luft des Küstenlandes.

„Dazu kommt, daß einerseits die Urbarmachung des Bodens auf der Hochebene, wo die ohne große Mühe niederzuschlagerde Tagoura fast ausschließlich das Unterholz bildet und die viel regelmäßigeren Witterungsverhältnisse das Brennen der Waldschläge sichern, viel leichter ist, als im Flachlande, mithin die Ansiedlungskosten sich niedriger stellen, und daß andererseits die vielen, mit nahrhaftem Grase bestandenen, entweder schon vorhandenen oder sehr leicht herzustellenden Campinas schon beim ersten Beginn der Ansiedlung das Halten eines Viehstandes möglich machen, während in Küstenländern die erforderlichen Weideflächen erst im Verlaufe mehrerer Jahre durch mühsame Kultur erzielt werden können; — ganz abgesehen davon, daß die Campinas des Hochlandes selbst zur Schaafzucht vortrefflich geeignet sind.

„Alle diese Umstände machen auf dem Hochlande einen völlig regelmäßigen Akerbau möglich, und es unterliegt keinem Zweifel, daß dort alle Cerealien und alle Kulturpflanzen der gemäßigten Zone mit einem ausgezeichneten Erfolge angebaut werden können.

„Wenn nur thätige Hände in ausreichender Anzahl vorhanden wären, — in kurzer Zeit würde dieser große, von der Natur so ungemein begünstigte Landstrich das für Brasilien werden können, was einst Sizilien für Rom war, eine nie versiegende Kornkammer. — Daß dieß kein Phantasiegebilde ist, hat die Erfahrung, wenn gleich nur im Kleinen, bereits bewiesen. Auf der Hochebene von Curitiba, ganz in der Nähe der Stadt, wird von deutschen Ansiedlern Weizen, Roggen, ja sogar Gerste mit dem günstigsten Erfolge angebaut und mit Sicherheit kann darauf gerechnet werden, daß ein Strom deutscher Auswanderung sich in die vorbeschriebenen Hochlande ergießen und dort mit fleißiger Hand den Segen der Kultur gedeihlich ausstreuen würde, wenn nur die Mauer, welche jene Landstriche von der deutschen Kolonie trennt, gefallen und durch eine gebahnte Straße die Möglichkeit gewährt wäre, dorthin zu gelangen."

Leidensgeschichte eines ausgewanderten Mädchens.

Marie Korrell aus Strelersdorf, Kreis Alsfeld, im Großherzogthum Hessen-Darmstadt, wurde am 7. August 1855 17 Jahre alt. Zwei ihrer älteren Schwestern waren vor längerer Zeit nach Amerika ausgewandert und hatten sich in Baltimore niedergelassen, wo es ihnen so wohl ging, daß Marie den Entschluß faßte, ihnen zu folgen. Ihr Vater, der Feldhüter Konrad Korell, ein armer, doch rechtlicher Mann, der sehr für seine Kinder besorgt war, ging nach Alsfeld und akkordirte mit dem Agenten Levy Speier Passage für seine Tochter von Neustadt nach Bremen und von Bremen mit einem guten Schiffe nach Baltimore, wo Marie ihre Schwestern treffen würde. Das Mädchen traf mit besagtem Speier in Neustadt zusammen und fuhr mit ihm und mehreren anderen von ihm engagirten Emigranten nach Bremen. In Bremen stellte es sich heraus, daß kein Schiff nach Baltimore segelfertig war, und es lag deßhalb im Interesse Speiers, Marie nach einem andern Ort der Vereinigten Staaten zu schaffen.*) Er erzählte ihr zu dem Ende, daß sie eine bessere Reise über New-York machen würde, und daß sie bei der Gelegenheit die schönste Stadt der Vereinigten Staaten zu sehen bekäme, und daß sie sich nur nach seinen Agenten Rischmüller und Löscher in New-York begeben möge, wo sie sofort ein Reisebillet nach Baltimore und hinreichend Geld, um die Reise dahin zu machen, vorfinden würde. Da Marie überall hörte, daß die HH. Rischmüller und Löscher eine respektable Firma seien, und da ihr überhaupt der von vielen Beförderungshäusern betriebene gewissenlose Schwindel fremd war, so glaubte sie auch den Angaben Speiers und ließ sich von diesem, mit Adressen an Rischmüller und Löscher in New-York versehen, auf ein nach New-York segelndes Schiff bringen. In New-York angelangt, ging sie zu Rischmüller und Löscher und erfuhr hier, daß diese Herren mit dem Schwindler Speier in keiner Verbindung standen. Sie stand also hülf- und geldlos in einer fremden Stadt.

Der Kapitän des Schiffes, mit dem sie hergekommen, war so menschlich, sich ihrer anzunehmen, und es gelang ihm, ihr eine Stelle als Köchin in einer Wirthschaft in der William-Str. zu verschaffen. Da sie jedoch für diesen Plaz nicht befähigt war, mußte sie denselben nach wenigen Tagen wieder aufgeben, und es ward ihr gerathen, sich in einer Intelligenz-Office eine andere Stelle zu suchen. Auf dem Wege dahin begegnete ihr eine Frauensperson, die sie nach dem rechten Wege fragte. Statt ihre Frage zu beantworten, fragte die Husnagel, so hieß diese Person, wer sie sei, und als Marie ihr mittheilte, daß sie aus Hessen-Darmstadt gebürtig, theilte ihr die Husnagel mit, daß sie und ihr Mann auch von dort seien, und daß sie (Marie) sich jezt nicht mehr zu ängstigen brauche, da sie und ihr Mann Alles aufbieten würden, hier für die Landsmännin zu sorgen. Marie folgte der Husnagel in ihr Haus in Thomas-Str., wo sie freundlich aufgenommen und veranlaßt ward, ihr Gepäk aus William-Str. dorthin bringen zu lassen. Dieß geschah. Am nächsten Morgen nahm die Husnagel Marie mit zu andern deutschen Leuten, die in Nro. 4 City Hall Place eine Wirthschaft hielten, und wo Marie einen leichten und einträglichen Dienst haben sollte. Die Leute hießen Schlüter und das Haus, welches sie hielten, war ein liederliches. Marie kam am Sonnabend Nachmittag mit einem Theil ihres Gepäkes (den Rest hatte ihr die Husnagel zurükbehalten) dort an und am Sonntag Morgen war ihr schon drei Mal Zwang angethan worden. Da man sie am Morgen nicht ziehen lassen wollte, ersann das Mädchen eine Unwahrheit, durch die sie sich zu retten hoffte. Sie sagte, daß sie Willens sei, dort zu bleiben, doch habe sie eine Schwester im Hospital zu Long Island, welche Geld von ihr in Händen halte, welches sie holen möchte. Die Schlüter, gierig nach dem Gelde ihres Opfers, wagte doch nicht, sie allein gehen zu lassen, sondern begleitete dieselbe am Sonntag Nachmittag nach Staten Island in's Hospital. Hier angelangt, entdekte sich das Mädchen dem Dr. Beache, welcher die Begleiterin hinaustreiben ließ und Marie am nächsten Morgen in die Mayors-Office sandte. Hier wurde die Sache des Mädchens gesezlich aufgenommen und dann von Richter Connolly ein Warrant zur Verhaftung Schlüters, seiner Frau und der in seinem Hause befindlichen Dirnen, so wie der Husnagel, deren Namen man derzeit noch nicht kannte, erlangt und den Officianten Freude und Rothschild zur Ausführung übergeben. Am Freitag Abend wurden demzufolge Schlüter, seine Frau und zwei in ihrem Hause befindliche Dirnen verhaftet; die Schlüter entsprang den Officianten, ward jedoch am Sonnabend Morgen in aller Frühe wieder eingefangen und dann die ganze Gesellschaft vor den Richter Connolly in die Tombs zum Verhör geführt. Die beiden in Schlüters Wirthschaft verhafteten Weibspersonen gestanden, daß sie gegenwärtig gewesen, als das Mädchen, Marie Korrell, von einer Mrs. Husnagel für 3 Dollars verkuppelt worden. Es ward deßhalb bestimmt, die beiden Frauenzimmer als Staatszeugen zu benuzen, und Richter Connolly, der genöthigt war, eine Reise nach Albany zu machen, von der er erst am nächsten Montag zurükkehren konnte, empfahl seinem Kollegen, dem damals in den Tombs stationirten Richter Bogart, die Gefangenen unter keiner Bedingung auf Bürgschaft zu entlassen, da er bei seiner Rükkehr selbst über den Fall entscheiden wollte. Kaum jedoch hatte Connolly eine Viertelstunde den Gerichtssaal verlassen, als sich schon einer der Tombsschinder an den schwachen und leichtsinnigen Bogart wandte und ihn dazu bewog, die Gefangenen gegen 300 Dollars unsichere Bürgschaft freizulassen. Als Richter Connolly am Dienstag einen neuen Verhaftsbefehl gegen die entlassenen Verbrecher ausstellte, waren sie alle entflohen, und nur die Frau Schlüter konnte wieder eingefangen werden. Mittlerweile war es jedoch dem Officer Freude nach vieler Mühe gelungen, auch die Husnagel zu verhaften. Es waren jezt also nur die Schlüter und die Husnagel zur Rechenschaft zu ziehen, und das Mädchen Korrell ward als Zeugin bei ihnen in den Tombs zurükbehalten. Das dumme, infame und vielleicht cor-

*) Dieser Unfug ist leider bisher auch von manchen andern Schiffs-Expedienten ohne Scheu getrieben worden. Leute, die nach Texas wollten, hat man nach Ouebek geschikt, und umgekehrt Auswanderer, die ein ganz anderes Ziel als Texas vor Augen hatten, für nach Texas in Ladung liegende Schiffe gepreßt ꝛc. Möchte das obige grauenvolle Beispiel, welch eine Verantwortung solche Ueberredungskünste auf den sie Ausübenden wälzen, jenem unerlaubten und unheilvollen Schaukel-System Grenzen sezen!

(Die Red. d. Allg. Ausw.-Ztg.)

rupte Benehmen des Richters Bogart in diesem Falle ward öffentlich im „Courier and Enquirer“ an den Pranger gestellt. Man kümmerte sich nicht nur nicht um die Entflohenen und ihre Bürgen, sondern ließ sogar die Frau Schlüter verschwinden und die arme Korrell volle acht Monate als Zeugin eingesperrt sizen, und hätte dann den Fall ohne Weiteres verworfen, wenn sich nicht ein Beamter, der sich für die Sache interessirte, derselben angenommen und wenigstens einen Prozeß bewirkt hätte. Die Sache war mittlerweile nach Deutschland berichtet worden, und der Vater der Korrell wandte sich an die Hessen-Darmstädtische Landesregierung, um den Ludwig Speier, welcher das Unglük seines Kindes verschuldet, zur Verantwortung zu ziehen. Speier ward hierauf verhaftet, das Protokoll ward in der Sache aufgenommen und der Hessen-Darmstädtische Konsul hier, Herr Bollermann, erhielt den Auftrag, die Rechte des Mädchens hier wahrzunehmen und für dasselbe zu sorgen. Die Bemühungen des Herrn Konsuls jedoch beschränkten sich vorläufig darauf, das Mädchen zu verhören und das Protokoll nach Hessen-Darmstadt zu senden — was er weiter zu thun sich berechtigt fand, werden wir weiter unten sehen. — Der Prozeß kam endlich, nachdem die Zeugin acht Monate eingesperrt war, im Anfang dieses Monats vor der Court of General Sessions zur Verhandlung, doch da von all den Angeklagten nur noch die Hufnagel, welche wahrscheinlich nicht vermögend genug gewesen, sich die Hülfe eines einflußreichen Schinders zu erkaufen, zu haben war und gegen diese nicht hinreichende Beweise vorlagen (?), so sprach sie die Jury frei, und mußte sie demzufolge Recorder Smith nach einer tüchtigen Zurechtweisung gehen lassen. Die Korrell, das arme Mädchen, dessen Schikksal so viel Aufsehen erregt hatte, konnte nun, nachdem sie des Segens einer achtmonatlichen Probe unserer Gerechtigkeitspflege genossen, auch frei ausgehen, und da sie arm, freundlos und fast von Kleidung entblößt war, wandte sie sich an den Beamten der Mayors-Office, der sich ihrer zuerst angenommen. Dieser, welcher wohl wußte, daß von der Emigrations-Kommission keine besondere Hülfe für das Mädchen zu erlangen sei, wandte sich an den Konsul Bollermann, der, wie er wußte, von seiner Regierung beauftragt war, für sie zu sorgen. Der Herr Bollermann meinte jedoch, daß ihm etwaige Auslagen zu dem Zwek von der Regierung nicht wieder erstattet werden würden, und schlug, trez des Anerbietens des Beamten, bei einem etwaigen Verlust die Hälfte zu tragen, jede Geldunterstüzung rund ab. Da auf diese Weise nichts für sie zu erlangen war, suchte man andere Wege. Der Recorder Smith bewilligte dem Mädchen 25 Dollars aus der Staatskasse; von diesem Gelde ward sie ausgerüstet und es gelang, ihr einen guten Dienst im Lande zu verschaffen. Auch wurde ein Gesuch an die Hessen-Darmstädtische Regierung besorgt, worin gebeten wird, den Levy Speier für den der Korrell durch ihn erwachsenen Schaden verantwortlich zu machen.

(Krim. Ztg.)

Verschiedenes.

Schweiz. Bern. Zwischen dem Handelskourier und der Dorfzeitung ist auch ein Kampf für und gegen Südbrasilien und Santa Fé entbrannt. Die Dorfzeitung legt ihre Lanze für Santa Fé ein, hat aber dabei entschiedenes Unglük. Sie führt unter anderm gegen die Vergueirokolonien an, daß die Cholera in der Provinz Rio Grande ausgebrochen sei, vergißt also, wenn sie es je gewußt hat, daß diese Schweizer Ansiedelungen eben so weit von Rio Grande entfernt sind, als Santa Fé, ferner daß, wenn die Cholera überhaupt ein Grund gegen die Auswanderung ist, deswegen vor allen andern Ländern vor Nordamerika zu warnen wäre, und daß endlich die Gefahr, von dieser Seuche erreicht zu werden, dem argentinischen Tieflande ungleich mehr droht, als der Hochebene von San Paulo. — Von der Lage von Montevideo hat sie auch einen merkwürdigen Begriff. Sie sagt, daß „die Anfangs Winter in Montevideo ausgebrochenen, in einigen Tagen jedoch gedämpften Unruhen, die Rio de la Plata-Staaten nicht im mindesten berührt haben.“ Bis jezt glaubten die Leute, welche etwas Geographie von Südamerika los haben, daß die Staaten Uruguay (mit der Hauptstadt Montevideo) Buenos Ayres und die argentinische Republik den gemeinsamen Namen der La Plata-Staaten führen und daß ihn die ersten beiden vor der leztern verdienen, weil sie am La Plata selbst liegen, die argentinische Republik hingegen größtentheils an dessen tributären Flüssen.

— Es gibt doch noch Leute, die den von uns in lezter Nro. besprochenen Schritt des von den Herren B. u. H. düpirten Armenwesensdirektors für die Santa Fé-Werbung ungefähr beurtheilen wie wir. Man lese folgende Korrespondenz der Dorfzeitung aus Bern: Der Umstand, daß Reg.-Rath Schenk öffentlich erklärt hat, er wolle dem ersten Transporte der HH. Bek und Herzog nach Santa Fé, sobald selber 60—70 Berner zähle, einen zwekmäßigen und einsichtigen Führer mitgeben, der dann den Auftrag habe, an Ort und Stelle alles genau zu untersuchen und dann zurükzukehren, um genauen Aufschluß über diese Kolonie ꝛc. zu geben, erfährt verschiedene Beurtheilung. Die Einen finden darin eine sehr lobenswerthe Vorsicht, während die Andern, zu denen auch wir gehören, zwar den zu Grunde liegenden guten Willen, aber dennoch eine gewisse jugendliche Uebereilung darin erblilen. Denn warum soll erst dann ein Mann auf Kosten der HH. B. u. H., resp. ihren Kommittenten nach Santa Fé gesandt werden, wenn 60—70, sage siebenzig Berner mit ihm das Experiment machen, resp. unter Umständen dann schon direkt in's Unglük und Elend gestürzt sind?? Warum wollen die HH. B. u. H. nicht vorher einen solchen Experten auf ihre Kosten senden, warum muß zuerst der Name des Hrn. Schenk quasi als Lokvogel aufgestekt werden? So wie die Sache zu liegen scheint, darf man wohl hoffen, daß es den Auswanderern nicht so bös gehen werde, allein Gewißheit gibt uns niemand, aber dennoch steht schon jezt der Name des bernischen Armendirektors gleichsam als schüzende Flagge über der Unternehmung, während gerade aus dem Umstand, daß man Jemanden als Experten mitsenden will, deutlich hervorgeht, daß man durchaus noch keine Gewißheit hat. — Also Herr Direktor, zuerst einen Experten hingesandt, und wenn der Bericht dann wirklich gut lautet, erst die 60—70 Auswanderer!

— Wallis. (Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt!) Der Staatsrath warnt vor der Auswanderung nach Santa Fé in Südamerika. Bevor er nicht zuverlässige und befriedigende Nachrichten über das Schikksal der ersten Auswanderer hat, wird er keine Pässe und keine Ermächtigungen mehr an die Auswanderungsagenten abgeben, es sei denn, daß der Auswandernde hinreichendes Vermögen besize. Diese Warnung, ja sogar dieses theilweise Verbot, ist eine Satisfaktion für den „Kolonist“, wenn sie auch gewissermaßen erst post festum vom Stapel gelassen wurde. Wäre dem Herrn Direktor des Armenwesens vom Kanton Bern zur Beherzigung und Nachahmung zu empfehlen. Er ist zwar von den Agenten für Santa Fé über den Löffel barbirt worden; aber — Cujusvis hominis est errare; nullius, nisi insipientis in errore perseverare.

Feuilleton.

Der Pontiak-Krieg.

(Schluß.)

Unfern des Fort Wayne, da, wo der große Kanal, welcher die Gewässer des Eriesee's mit dem Wabash verbindet, das Wassergebiet des Maumee verläßt, stand Fort Miami, das ebenfalls von einem Fähndrich und einer geringen Soldatenzahl besezt war. Die an den Seen befindlichen sahen wenigstens die Wasserstraße, welche sie nach Niagara führen konnte. Fort Miami lag tief im Walde, wo man von keinem zivilisirten Menschen etwas sah oder hörte. Am 27. Mai erhielt Holmes, der Befehlshaber, die Kunde, daß das Fort zu Detroit angegriffen worden sei, und befahl seinen Leuten, auf ihrer Hut zu sein. Aber ein indianisches Weib kam zu ihm und sagte, daß die Squaw in einer nur dreihundert Schritte entfernten Hütte krank sei und ihn bäte, ihr zur Ader zu lassen. Er ging hinaus, um das Liebeswerk zu verrichten, und zwei Schüsse verkündeten, wie er fiel. Der ihm folgende Sergeant wurde gefangen genommen, und die nur neun Mann starke und ohne Befehlshaber zurükgebliebene Mannschaft kapitulirte.

Am 30. Mai erhielt die belagerte Garnison von Detroit einige Hoffnung auf Entsaz, als sie eine Bootflottille um die Landspize kommen sah. Sie eilte auf die Bastionen, um ihre Freunde zu bewillkommnen; aber der Todesruf der Indianer verkündete ihr, daß die zur Verstärkung Detroit's aus Niagara abgesendete englische Abtheilung zwei Nächte vorher, kurz vor Mitternacht, in ihrem Lager auf dem Strande, nahe an der Mündung des Detroitflusses, angegriffen und gänzlich geschlagen worden war, so daß ein Theil davon nach Niagara zurükkehren mußte, während der größere Theil in die Hände der Wilden fiel. Um 8 Uhr Abends am lezten Tage des Mai gelangte der Kriegsgürtel in das indianische Dorf bei Fort Ouatanon, dicht unterhalb Lafayette in Indiana, und am folgenden Morgen ward der Befehlshaber in eine indianische Hütte gelokt und gebunden, worauf sich die Besazung ergab. Die Franzosen bewogen die Sieger durch Geschenke von Wampum zur Milde und nahmen die Gefangenen in ihre Häuser auf.

Zu Michilimakinak war ein Raum von zwei Acres auf dem Festlande, westlich von der Seenge mit einer Pfahlverzäunung eingefriedigt und gewährte Raum für die Hütten einiger Händler und ein Fort mit einer Besazung von etwa vierzig Seelen. In der Nähe davon waren Wilde angekommen, wie um Handel zu treiben und Geschenke zu erbetteln. Die auf einer Ebene unweit des Forts wohnenden Chippewas versammelten sich täglich zum Ballspiele. Am zweiten Tag des Juni begannen sie abermals dieses Spiel, welches die aufregendste Unterhaltung der Rothhäute ist. Ein Jeder hat eine wie einen Krummstab geformte Pritsche, welche mit einem Schlagnez endigt. Auf der offenen Prairie sind in Zwischenräumen Pfähle eingerammt. Zu Anfang des Spieles wird der Ball mitten in den abgesteken Raum gelegt. Die Augen der Spieler blizen; ihre Wangen glühen; ihr ganzes Wesen entzündet sich. Es wird ein Streich geführt; Alle drängen sich heftig und mit lustigem Geschrei heran, um ihn zu wiederholen; die Schnellfüßigsten voran, treiben bald den Ball gerade aus, bald senden sie ihn seitwärts; es ist eine unablässige leidenschaftliche Thätigkeit. An jenem Tage kamen die Squaws in das Fort und blieben darin. Etherington, der Befehlshaber, stand mit einem seiner Lieutenants vor dem Thore und sah, ohne etwas zu fürchten, dem Spiele zu. Die Indianer hatten vom Morgen bis zum Mittag gespielt; plözlich aber wurde der Ball dicht an das Thor geworfen; sie kamen hinter die beiden Offiziere, bemächtigten sich ihrer und schleppten sie in den Wald, während die Uebrigen sich in das Fort stürzten, ihre Beile, welche die Squaws unter ihren Wolldeken verborgen hatten, ergriffen und im Augenblike einen Offizier, einen Händler und fünfzehn Mann getödtet hatten. Der Rest der Besazung und sämmtliche englische Händler wurden zu Gefangenen gemacht und ihres ganzen Eigenthums beraubt, aber die französischen Händler in Freiheit und unbeschädigt gelassen. Selbst der alte Posten Makinaw auf dem Festlande.

Das Fort Presqu' Isle, jezt Erie, war der Verbindungspunkt zwischen Pittsburg und Niagara und Detroit. Es war an sich schon eines von den vertheidigungsfähigsten, besaß eine Garnison von vierundzwanzig Mann und konnte am leichtesten entsezt werden. Am 22. Juni, nach einer zweitägigen Vertheidigung, kapitulirte der Befehlshaber, welchem der Schreken die Besinnung geraubt hatte, und entkleidete sich so der einzigen Aussicht, seine Leute vor dem Skalpirmesser zu retten. Er selbst wurde mit einigen Andern von den Indianern im Triumph nach Detroit gebracht.

Die Kapitulation von Erie ließ das Fort Leboeuf ohne Hoffnung. Am 18. angegriffen, schlug sein tapferer Befehlshaber den Feind bis Mitternacht ab; jezt gelang es den Indianern, das Blokhaus in Brand zu stekn; aber er entkam insgeheim mit seiner Besazung in die Wälder, während der Feind sie sämmtlich in den Flammen begraben glaubte.

Als die Flüchtlinge auf ihrem Wege nach Fort Pitt an Venango vorüber kamen, sahen sie nichts als Ruinen. Das Fort auf diesem Punkte war eingeäschert, um nie wieder aufgebaut zu werden, und von der Besazung lebte kein Mann mehr, der die Geschichte seiner Vernichtung hätte erzählen können.

Aber es waren nicht blos die mit Besazung versehenen Forts, welche der Wuth der Wilden ausgesezt waren; sie durchstreiften die Wildniß und mordeten Alle, auf die sie stießen. Sie hieben mehr als hundert Händler in den Wäldern nieder, skalpirten sie sämmtlich, tranken ihr hervorsprudelndes Herzblut und verstümmelten ihre Leichen auf grausige Weise. Sie umschlichen die Hütten der Akersleute an der Grenze, und ihre Tomahawks trafen den Arbeiter auf dem Felde wie das Kind in der Wiege. Sie bedrohten Fort Ligonier am westlichen Fuße des Alleghanygebirges, den Vorposten des Forts Pitt; sie überschritten die Berge und verbreiteten selbst bis Bedford den Tod. Der unglükliche Auswanderer wußte nicht, ob er der Gefahr Trez bieten, oder seine Heimath und sein Haus und die Felder, welche er bestellt, verlassen sollte, um in die Armuth und in das Elend zu gehen. Beinahe fünfhundert Familien aus den Grenzbezirken von Maryland und Virginien flohen nach Winchester, ohne auch nur eine Erdhütte finden zu können, die ihnen vor dem Wetter Schuz gewährte und mußten nakt und bloß in den Wäldern zerstreut liegen.

Man hätte wohl erwarten dürfen, daß die solchergestalt ebenfalls bedrohten Bewohner der Provinzen Pennsylvanien, Maryland und Virginien zu den Waffen gegriffen hätten und gegen die Wilden gezogen wären. Aber die Streitigkeiten, die schon damals zwischen den Kolonien und dem Mutterlande begonnen hatten, lähmten jede kräftige Maßregel, indem die Provinzialregierungen zwar wohl Truppen aufzubieten bereit waren, aber sich weigerten, dieselben unter den Befehl englischer Offiziere zu stellen. Ein solches im Augenblike der Noth unverantwortliches Benehmen fällt besonders der Assembly von Pennsylvanien zur Last. Aus Virginien eilten gegen tausend Freiwillige an die Grenze. Unter diesen Umständen mußte der englische General von sich aus Schritte zur Unterstüzung des Westens thun.

Kehren wir zu den Ereignissen am obern Ohio zurük. Die Befestigungswerke des Forts Pitt waren nie beendigt worden und die Ueberschwemmung hatte es auf drei Seiten zugänglich gemacht. Aber der muthige Ecuyer, sein Befehlshaber, errichtete, ohne einen Ingenieur oder andere Handwerker, als einige Schiffszimmerleute, einen Wall von Baumstämmen über dem alten um das Fort, verpalissadirte das Innere des Raumes, baute eine Feuerspritze und traf

mit einem Worte alle Vorsichtsmaßregeln, welche ihm Kunst und gesundes Urtheil für die Bewahrung seines Postens eingeben konnten. Die Besazung bestand aus dreihundert und dreißig Mann mit Einschluß von Offizieren und Allen, und befand sich in keiner unmittelbaren Gefahr, wurde aber dadurch geschwächt, daß sie ein Asyl für mehr als zweihundert Weiber und Kinder bildete.

Am 21. Juni unternahm eine große Indianerschaar einen heftigen, wiewohl fruchtlosen Sturm auf Fort Ligonier, und am folgenden Tage erschienen, ehe noch der Ausfall dieses Anschlages vernommen worden sein konnte, andere Wilde auf dem gelichteten Raume vor Fort Pitt, griffen es auf allen Seiten an, tödteten einen Mann, und verwundeten einen Andern. In der Nacht des 23. umschweiften sie das Fort, um es zu recognosciren und suchten nach Mitternacht um eine Unterredung an. „Bruder befehligender Offizier," sagte Turtle's Heart (Schildkrötenherz), ein angesehener Krieger der Delawaren, „alle Eure Posten und festen Orte von diesem an rükwärts sind niedergebrannt und weggenommen. Euer Fort, fünzig Meilen abwärts (nämlich Ligonier), ist jezt ebenfalls zerstört. Dies ist das einzige, welches Ihr noch in unserm Lande habt. Wir haben sechs verschiedene Nationen von Indianern, welche bereit sind, Dich anzugreifen, bewogen, sich dessen zu enthalten, bis wir gekommen sein und Dich aufgefordert haben würden, nach Hause zu gehen. Sie haben ferner eingewilligt, Dir und Deinen Leuten zu erlauben, in Sicherheit zu den Einwohnern zu ziehen. Deshalb, Bruder, wünschen wir, daß Du morgen aufbrechen mögest, da eine große Anzahl von Indianern hieher kommt und wir nach zwei Tagen nicht mehr im Stande sein werden, bei ihnen etwas für Dich zu thun."

Der wakere Befehlshaber warnte in seiner Antwort auf die zweite Aufforderung die Indianer vor der Gefahr, welcher sie durch drei englische Armeen ausgesezt seien, die sich nach der Grenze von Virginien, nach Fort Pitt und dem Nordwesten unterwegs befänden.

Ein Schooner mit einer Verstärkung von 60 Mann hatte Detroit im Juni erreicht und am 29. Juli bei Tagesanbruch wurde die Besazung durch das Erscheinen Dalyell's, eines Adjutanten Amherst's, mit einem Detachement von 260 Mann überrascht. Er war am Abend in den Fluß eingefahren und kam unter dem Schuze der Nacht herauf, da eine so kleine Schaar sonst aufgefangen worden sein würde; denn der Feind war zahlreich, muthig, und durch seine Erfolge zuversichtlich geworden.

Nach nur eintägigem Ausruhen schlug Dalyell sofort einen mitternächtlichen Ausfall gegen die Belagerer vor. Es wurde ihm gesagt, daß sie auf ihrer Hut seien; aber die Ansichten und ausdrüklichen Verhaltungsbefehle Amherst's waren auf seiner Seite. „Der Feind," sagte er, „mag in seinem Lager überfallen und aus der Ansiedelung vertrieben werden." Gladwin sprach eine ganz andere Meinung aus. „Sie können thun, was Ihnen beliebt," sagte Dalyell, „aber es hat keine Schwierigkeit, dem Feinde einen Schlag, von dem er sich nicht wieder erholen wird, beizubringen." Gladwin gab mit Widerstreben nach, und eine halbe Stunde vor drei Uhr am lezten Morgen des Juli marschirte Dalyell mit 247 Mann auserwählter Leute aus, während zwei Boote dem Strande folgten, um die Schaar zu deken und die Verwundeten und Todten aufzunehmen. Sie marschirten die Hauptstraße am Flußufer entlang, zwei Mann hoch, anderthalb Meilen weit, bildeten darauf Pelotons und rükten eine halbe Meile weiter, worauf sie plözlich aus den Brustwehren der Indianer ein heftiges, vernichtendes Feuer empfingen, welches die Hauptmacht ins Schwanken versezte und das Ganze in Verwirrung brachte. Obgleich die Wilden den Engländern an Zahl überlegen waren, ließen sie die Abtheilung, welche den Ausfall gemacht hatte, doch entkommen und diese trat ihren ruhmlosen Rükzug an. Die Engländer hatten 20 Todte und 41 Verwundete, und ein friedliches Bächlein erhielt zur Erinnerung an jenen Tag den Namen des blutigen Baches. Dalyell selbst fiel, während er die Verwundeten fortzuschaffen bemüht war; seine Leiche blieb in den Händen der Sieger und sein Skalp wurde eine neue Verzierung des Wigwams des rothen Mannes. Der Sieg flößte den Verbündeten noch höheren Muth ein. Die Schwankenden fürchteten nicht mehr, sich auf der Seite Pontiak's finden zu lassen; seinen Streitkräften schlossen sich 200 Rekruten an und die Belagerung von Detroit wurde durch über 1000 Mann starke Schaaren fortgesezt.

Die Thatkraft und der Muth, welche die ganze Wildniß durchdrangen, waren beispiellos. Die Delawaren versammelten sich abermals in Begleitung der Shawnees um das Fort Pitt. Die Häuptlinge forderten im Namen ihrer Stämme und der nordwestlichen Indianer die Besazung zum dritten Male auf, sich zurükzuziehen.

„Ihr habt uns sagen lassen," sprachen sie, „daß Ihr nicht zur Entfernung zu bewegen wäret. Brüder, Ihr habt selbst Städte und Orte; Ihr wißt, daß dies unser Land ist und daß Euer Besiz desselben sämmtlichen Nationen anstößig sein muß. Ihr seid selbst das Volk, welches die Kette der Freundschaft zerrissen hat; Ihr könnt die Schuld an Dem, was geschehen ist, keinem Andern als Euch beimessen. Alle Nationen jenseits der Seen werden bald nach den Forken des Ohio unterwegs sein. Hier ist der Wampum. Wenn Ihr ruhig zu Euern weißen Männern heimkehrt, so werden sie nicht weiter gehen als hieher; wo nicht, so seht zu, was die Folgen sein werden. Wir wünschen also, daß Ihr Euch entfernt."

Am folgenden Tage gab Ecuyer seine Antwort: „Ihr habt den Franzosen erlaubt, sich im Herzen Eures Landes niederzulassen." sagte er, „warum wollt Ihr uns jezt daraus vertreiben? Ich werde diesen Posten nicht aufgeben. Ich habe Krieger, Mundvorräthe und Schießbedarf genug, um ihn drei Jahre lang gegen alle Indianer, die es in den Wäldern giebt, zu vertheidigen. Geht heim in Eure Städte und sorgt für Eure Weiber und Kinder." Diese Antwort war kaum ertheilt, als auch die vereinigten Streitkräfte der Delawaren, Shawnees, Wyandots und Mingos das Fort eng umschlossen und angriffen. Sie postirten sich mit unglaublicher Kühnheit an den Ufern beider Flüsse, dicht am Fort, wo sie sich Löcher gruben und ein unablässiges Musketenfeuer unterhielten und Feuerpfeile abschossen. Sie waren gute Schüzen und trozdem, daß sich die Engländer unter Dekung befanden, tödteten sie Einen und verwundeten Sieben. Ecuyer selbst wurde von einem Pfeile am Beine getroffen. Dies hielt den lezten Tag des Juli hindurch an, worauf sie verschwanden.

Zu derselben Zeit war Bouquet unterwegs, um Fort Pitt zu entsezen und Detroit zu verstärken. Sein kleines Heer bestand hauptsächlich aus den Ueberbleibseln von zwei hochländischen Regimentern, welche durch den schwächenden Dienst in Ostindien zusammengeschmolzen waren und jezt den Gefahren der Gebirgspässe und einer langen mühseligen Reise durch die Wildniß trozen sollten. Er marschirte mit nur etwa 500 Mann ab, welche 100 Ochsen und die doppelte Anzahl von Schafen, sowie Pulver, Mehl und Proviant auf Saumpferden und in von Ochsen gezogenen Wagen mit sich führten. Zwischen Carlisle und Bedford kamen sie an den Ruinen von Mühlen, an verlassenen Hütten, ernterreifen Feldern ohne Schnitter, kurz allen Spuren eines wilden, unbarmherzigen Feindes vorüber.

Am 28. Juli verließ die Schaar Bedford, um unter der glühenden Sommersonne ihren Weg über das Alleghanygebirge auf einem schmalen, zu beiden Seiten von dichtem Walde umschlossenen Pfade anzutreten.

Am 2. August kamen die Truppen mit dem Convoi zu Ligonier an, aber der Kommandant konnte keine Auskunft über den Feind ertheilen. Den ganzen vergangenen Monat hindurch waren sämmtliche Boten getödtet, oder zur Rükkehr gezwungen worden.

Bouquet ließ die Wägen in Ligonier zurük und marschirte am 4. August mit den Truppen und etwa 350 Saumpferden weiter. Um 1 Uhr am 5. griffen die Wilden, welche Fort Pitt belagert hatten, plözlich die Vorhut an, wurden aber durch zwei hochländer Kompagnien aus ihrem Hinterhalt vertrieben. Sobald die Verfolgung aufhörte, kehrten die Wilden zurük. Die westlichen Nationen schienen dies für die Krisis ihres Schiksals zu halten und kämpften wie Männer, die für ihre Heimath, für ihre Wälder und Jagdgründe und Alles, was ihnen am liebsten war, stritten. Abermals stürmten die Hochländer mit aufgepflanzten Bajonetten gegen sie heran; sobald aber die Wilden von einem Posten vertrieben waren, zeigten sie sich auf einem andern und waren endlich in solcher Menge vorhanden, daß sie die Engländer umringten und diese ohne die kaltblutige Haltung der Truppen und das treffliche Benehmen der Offiziere völlig geschlagen und niedergehauen worden sein würden. Die Kämpfenden wurden von der Nacht getrennt, während welcher die Engländer auf Edgehill blieben, einem eine Meile östlich von Bushy-Run liegenden Hügelrüken, welcher für ein Lager Bequemlichkeit genug darbot, nur daß es ihm gänzlich an Wasser fehlte.

Die ganze Nacht hindurch waren die Rothhäute von Hoffnung erfüllt. Der Morgen dämmerte nur herauf, um der englischen Heeresabtheilung zu zeigen, daß sie von allen Seiten umlagert war. Sie konnte nicht vorrüken, um eine Schlacht anzubieten, denn dann würden der Convoi und die Verwundeten in die Hände des Feindes gefallen sein. Wären sie ruhig geblieben, so hätten sie sich einzeln niederschießen lassen und ungerächt einen elenden Tod finden müssen. Aber die Wilden drangen wüthend auf sie ein und wurden mit jedem Augenblike kühner. Bouquet benuzte mit glüklichem Scharfblike ihre entschlossene Unerschrokenheit und heuchelte einen Rükzug. Als die Rothhäute mit der äußersten Verwegenheit zum Sturme heranstürzten, wurden sie von zwei absichtlich verstekten Kompagnien in die Flanke genommen, Andere wendeten sich und stellten sich ihnen in Front entgegen, und die Indianer wichen der unwiderstehlichen Erschütterung und wurden völlig auf's Haupt und in die Flucht geschlagen.

Aber Bouquet verlor in den beiden Gefechten an Todten und Verwundeten ein Viertel seiner Leute und fast alle seine Pferde, sodaß er sich genöthigt sah, seine Vorräthe zu vernichten und kaum seine Verwundeten fortbringen konnte. Jene Nacht lagerten die Engländer am Bushy-Run und vier Tage darauf gelangten sie nach Pittsburg. Von jener Stunde an war das Ohiothal dem weißen Manne gesichert.

Ehe noch die Nachricht von dem lezten Unfall New-York erreichen konnte, war der Zorn Amherst's gegen die „blutigen Schurken" grenzenlos, und er selbst ein Mann des Blutes geworden. „Was eine Verständigung mit den Wilden betrifft," sagte er, „so will ich nicht eher etwas von einer wissen, als bis sie unsere gerechte Rache gefühlt haben. Ich wünsche, daß jede Maßregel zu ihrer Vernichtung, auf die man denken kann, ergriffen werden möge." Pontiak erklärte er für den „Hauptanstifter des Unheils." „Wer Pontiak tödtet," fuhr er fort, „soll von mir eine Belohnung von 100 Pfund erhalten" und er gebot dem Befehlshaber von Detroit, öffentliche Proklamationen zu erlassen, um einen Mörder zu suchen. Er hielt die Indianer nicht nur für ungeeignet zu Bundesgenossen und unwürdig, als Feinde geachtet zu werden, sondern für „das erbärmlichste Geschlecht von Wesen, welches je die Erde unsicher gemacht hat, deren Befreiung von demselben als eine verdienstliche Handlung zum Besten der Menschheit betrachtet werden muß. Sie werden daher," lauteten seine Verhaltungsbefehle für die in dem Kriege beschäftigten Offiziere, „keine Gefangenen machen, sondern Alle, die in Ihre Hände fallen, tödten."

Wenn dieser Geist die Oberhand behalten hätte, so würde der Krieg auf ewig in einer endlosen Folge von abwechselnden Mordthaten, in denen der erfahrenere Indianer den weißen Mann übertraf, fortgedauert haben. Die Senekas, gegen welche Amherst insbesondere schonungslose Feindseligkeiten angeordnet hatte, legten sich in den Hinterhalt, um einen von seinen Convois etwa drei Meilen unterhalb des Niagarafalles aufzufangen und fielen bei seiner Rükkehr den Tragplaz hinab mit solcher Plözlichkeit und Heftigkeit darüber her, daß nur acht Verwundete mit dem Leben davon kamen, während 72 dem Skalpirmesser zum Opfer fielen.

Die ersten wirksamen Maßregeln zu einer allgemeinen Wiederherstellung des Friedens gingen von den Franzosen in Illinois aus. De Neyon, der französische Offizier in Fort Chartres, sendete Gürtel und Botschaften und Friedenspfeifen nach allen Theilen des Kontinents und ermahnte die vielen Nationen der Wilden, das Beil zu vergraben und die Engländer bei der Hand zu nehmen, da sie ihn nie wieder sehen würden.

Als die von den Franzosen durch die Wildniß geschikten Wampumgürtel zu den Nationen am Ohio und Eriesee gelangten, näherte sich auch die lange hinausgedehnte Belagerung von Detroit ihrem Ende. Die Indianer erhielten durch jene die bestimmte und sichere Nachricht, daß ihre alten Verbündeten, die Franzosen, scheiden und sich über den Mississippi zurükziehen würden. Die Besazung in den Peorias wurde entfernt, das Fort Massiac geschleift und sein Geschüz nach St. Geneviève, der ältesten europäischen Niederlaßung in Missouri, gesendet. Der Missionair Forget zog sich zurük. Zu Vincennes wurde die Botschaft an sämmtliche Nationen am Ohio den Piankeshaws erklärt, welche die Gürtel und Friedenspfeifen annahmen.

Der Kourier, der den Gürtel nach dem Norden beförderte, bot überall, wo er vorüber kam, sämmtlichen Stämmen Frieden an, und nach Detroit, wohin er am lezten Tage des Oktobers gelangte, überbrachte er einen Brief nach Art einer Proklamation, worin die Einwohner von der Abtretung Kanada's an England benachrichtigt wurden, einen zweiten an fünfundzwanzig namentlich aufgezählte Nationen, an sämmtliche rothe Männer und insbesondere an Pontiak, den Häuptling der Ottawas, gerichteten, und einen dritten an den Befehlshaber, worin die Bereitwilligkeit ausgesprochen wurde, den Engländern alle Forts am Ohio und im Westen des Mississippi zu übergeben. Am folgenden Morgen ließ Pontiak Gladwin sagen, daß er den Frieden annehme, welchen ihm seine Väter, die Franzosen, gesendet hätten, und wünsche, daß Alles, was geschehen sei, auf beiden Seiten vergessen werden möge.

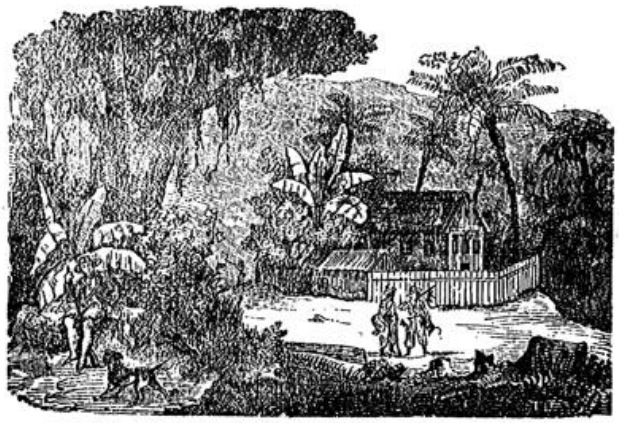
Es wurden freundschaftliche Worte ausgetauscht; in Betreff des Abschlusses eines endgiltigen Friedensvertrages jedoch an den Oberbefehlshaber verwiesen. Die Wilden zerstreuten sich in ihre Jagdgründe.

Pontiak, der gefürchtete Feind der Engländer, lebte noch bis in's Jahr 1769. Im April dieses Jahres wurde er von einem Illinoisindianer ohne Ursache und in Friedenszeiten ermordet. Aber blutig rächten die Indianer des Nordwestens den Tod ihres großen Häuptlings. Sie sendeten Kriegsgürtel an alle Nationen. Vergebens versammelten sich fünf oder sechshundert der Illinois unter den Mauern des Fort Chartres, um Schuz zu suchen; der Durst der Blutrache war nicht eher gestillt, als bis die Illinoisstämme fast sämmtlich ausgerottet waren und ihre schönen, fruchtbaren Ebenen dadurch dem weißen Mann geöffnet wurden.

Abonnementspreis.
per post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 7. | Samstag den 16. Februar. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | 1856.

Brasilien verglichen mit den übrigen Auswanderungszielen.

Die große Mehrzahl derjenigen, die Jahr für Jahr aus Deutschland und der Schweiz fortziehen, um jenseits der Meere eine neue Heimath zu suchen, wird zu diesem Schritte durch Unzufriedenheit mit ihrer materiellen Lage im alten Vaterlande bewogen und durch die Hoffnung, dieselbe im neugewählten für sich selbst oder ihre Kinder zu verbessern. Der im Verhältniß zu seinem Ertrage allzuhohe Preis des Bodens, die große Konkurrenz in allen Berufsarten, welche dem minder Begabten und weniger Begünstigten den Erwerb erschwert, beides die Folgen der Uebervölkerung, sind Deutschland und der Schweiz gemeinsam; in manchen Gegenden Deutschlands werden sie verschlimmert durch den Mangel der Gewerbsfreiheit und durch beinahe unerschwingliche Abgaben. Endlich verleiden politischer, ja sogar noch hin und wieder religiöser Druk und Militärzwang manchem Deutschen das Stük Erde, auf dem er geboren ist. Der überwiegende Beweggrund, der hier wie dort der Auswanderung fortwährend neue Kräfte zuführt, bleibt aber immer die Erwartung, drüben mit geringerer Mühe und sichererem Erfolg sich ein sorgenloseres Dasein schaffen zu können.

Welches Land bietet nun die besten Aussichten zur Erreichung dieses Zweckes? Wohlfeiler und fruchtbarer Boden für den Bauer, großer Arbeitslohn für den Handwerker sind nicht die einzigen maßgebenden Erfordernisse, um dem einen oder andern Lande unbedingt die Palme zuzuerkennen. Was nüzt z. B. dem Bauer sein ausgezeichneter Boden, wenn er fern von bewohnten Gegenden seine Produkte nicht verwerthen kann? was dem Handwerker sein hoher Arbeitslohn, wenn der theure Lebensunterhalt seinen Verdienst wieder aufzehrt?

Es gibt gewisse wesentliche Bedingungen, welche noch außer den eben genannten mehr oder weniger in einem Lande vorhanden sein müssen, um es als Auswanderungsziel empfehlen zu dürfen. Bei der bekannten Unvollkommenheit der irdischen Dinge giebt es freilich auf dem weiten Erdenrunde keines, das alle diese Bedingungen in gleicher Stärke zusammen aufzuweisen vermag. Aber eben so wahr ist es, daß jedes Land, nach dem die Auswanderung zieht, die eine oder andere derselben vor den übrigen Ländern voraus hat und in dieser Beziehung mit Recht auf einen Theil der Emigration Anspruch macht. Welches nun nach den meisten Seiten hin den Anforderungen der Auswanderer Genüge leistet, die meisten Vorzüge neben den am mindesten in's Gewicht fallenden Schattenseiten besizt, das verdjenet auch vor den andern Bewerbern erwählt zu werden.

Diese wesentlichen Erfordernisse sind folgende:

1) Wie schon bemerkt, muß der Ertrag der Arbeit, geschehe sie durch Hand oder Kopf, in einem günstigen Verhältniß zu den Kosten des Lebensunterhaltes stehen. Der Bauer muß wohlfeilen und fruchtbaren Boden finden und gehörige Absazquellen für die Erzeugnisse desselben.

2) Ist nothwendig ein gesundes Klima. Es dürfen nicht langwierige Krankheiten und sogar frühzeitiger Tod die Thätigkeit des neuen Bewohners hemmen, ihn verhindern an der Schaffung des Heerdes für sich und seine Familie, der Begründung einer hoffnungsreichen Zukunft.

3) Ein geordnetes Staatswesen, feste gesellschaftliche Verhältnisse. Der Ansiedler kann nicht vorwärts kommen, wenn durch Bürgerkriege, durch feindselige Indianer, durch Räuber sein Erwerb beeinträchtigt, sein Eigenthum fortwährend gefährdet wird. Seine Person sowohl, als sein Eigenthum müssen des Schuzes der Gesezе und einer starken Regierung versichert sein.

4) Die Einwohner des Landes dürfen der Einwanderung nicht abgeneigt und feind sein.

5) Der Ansiedler muß freie Religionsübung genießen und die Möglichkeit vor sich sehen, daß für die geistige und moralische Erziehung seiner Kinder durch Schulunterricht gesorgt wird.

6) Die Reise nach dem neuen Lande darf nicht zu beschwerlich sein, nicht zu lange andauern, damit sie nicht die lezten Sparpfenninge des Ansiedlers aufzehrt und er nicht krank oder doch geschwächt ankommt, da gerade die erste Zeit des Aufenthalts seine volle Kraft in Anspruch nimmt.

7) Liebt der Auswanderer seine Nationalität, seine Sprache, so muß er, um dieselben zu bewahren, ein Land zur Ansiedlung wählen, das unvermischte Kolonien von Landsleuten aufweist. Von diesen hat er auch in den ersten schweren Jahren am ehesten Rath und Unterstüzung zu erwarten.

Fehlt keine der hier aufgezählten Eigenschaften dem zum neuen Wohnsiz erkorenen Lande, so ist dieses gewiß auch nicht schuld daran, wenn dem Ansiedler seine Pläne mißlingen; die Ursache wird dann vielmehr, seltene Unglüksfälle ausgenommen, in ihm selbst, in seinen eigenen körperlichen, geistigen oder sittlichen Mängeln liegen.

Nehmen wir nun der Reihe nach diejenigen Länder durch, welche seit Jahren die deutsche und schweizerische Auswanderung unter sich getheilt haben und sehen wir, wie viele der zum Gedeihen der Ansiedler nothwendigen Eigenschaften jedes besizt und wo eine oder mehrere derselben fehlen.

Wir beginnen mit dem nächsten dieser Länder und gehen dann zum entferntesten über, damit wir die verschiedenen Staaten Amerika's ohne Unterbruch betrachten können.

Nach den französischen Besizungen in Nordafrika führt den Schweizer und Süddeutschen eine nur kurze und wohlfeile Reise, deren Kosten durch die Freigebigkeit der französischen Regierung überdieß noch sehr vermindert werden. Dagegen verlangt dieselbe von dem Einwanderer, der sich selbstständig niederlassen will, die Vorweisung einer ziemlich bedeutenden Summe, wodurch der Vortheil der wohlfeilen Reise wieder aufgehoben wird. Unbestritten sind die Fruchtbarkeit Algeriens und der durch die Nähe Europa's erhöhte Werth seiner Produkte. Die friedliche Entwiklung dieser Provinz macht unter der kaiserlichen Regierung rasche Fortschritte; die Sicherheit von Personen und Sachen hebt sich, je mehr die Abneigung der eingebornen Stämme gegen die neue Herrschaft sich verliert, doch ist das Land immer noch militärisch verwaltet, zum Nachtheil einer stärkern freiern Kolonisation. Am meisten aber spricht gegen Auswanderung nach Algerien die tödtliche Einwirkung des Klimas auf die Bewohner des mittlern Europa's, eine durch die Kolonisationsgeschichte, wie durch statistische Nachweise belegte Thatsache, die sich nicht ablegnen läßt. Der Dr. Boudin, ein französischer Statistiker, behauptet und beweist durch Zahlen, welche den Zeitraum von 21 Jahren umfassen, daß sich unter der europäischen Bevölkerung Algeriens die Geburten zu den Todesfällen ungefähr wie 2 zu 3 verhalten, daß also dieselbe ohne die Einwanderung bald aussterben würde. In den Akerbaukolonien ist das Verhältniß noch viel ungünstiger; in einer Kolonie Zurich kamen auf 28 Geburten 129 Todesfälle und in den Schweizerkolonien bei Setif starb im Jahr 1854 der siebente Theil der Bevölkerung!

Australien (wir nennen so nach dem neuern Sprachgebrauch die südöstliche Ekе des Festlandes jenes Welttheils oder der großen Insel Neuholland) hat eine nicht unbedeutende Zahl deutscher und schweizerischer Auswanderer in sich aufgenommen, vorzüglich seit der Goldentdekung. Die Gier nach schnell zu erwerbenden Reichthümern hat dem Lande plözlich eine Masse Menschen zugeführt, die ihm ohne jenes Ereigniß meist fern geblieben wären. Große Städte entstanden in den Einöden; der Bodenpreis stieg beispiellos; die Einfuhr von Handelsartikeln war lohnend; jede Arbeit wurde so hoch bezahlt, daß die Theurung der Lebensbedürfnisse dagegen nicht in Anschlag kam; in der Lotterie des Goldsuchens gewann mancher ein großes Loos, noch mehrere freilich fanden mit saurem Schweiße und unter unsäglichen Strapazen des gelben Mammons kaum so viel, um ihr Leben fristen zu können. Uebertrieben, wie die ganze pilzartig aufgeschossene Glanzperiode war, konnte ein Rükschlag nicht ausbleiben; der Markt war überfüllt, es trat eine Handelskrisis ein, zahlreiche Fallimente erfolgten; es fielen der Bodenpreis und die Arbeitslöhne, die Theurung aber blieb; Raub und Mord nahmen überhand; das nakte Elend besezte viele Stellen, die unlängst noch der schimmernde Reichthum inne gehabt hatte. Es wurde auch wieder besser; denn die Bewohner des neuen Dorado hatten eine bittere Lehrzeit durchgemacht; die Gegensäze glichen sich etwas mehr aus; manches Schwindelgeschäft verschwand; solidere Unternehmungen entstanden; aber die Schwankungen in allen Erwerbszweigen wiederholten sich doch seither und bis jezt von Zeit zu Zeit so oft, wie sonst nirgends auf

der Erde. Australien ist immer noch ein Land, nach welchem ein einzelner Mann ziehen mag, um schnell Geld zu verdienen; der kann sich schon durchbringen, wenn die Geschäfte auch eine Zeitlang schlecht gehen, und werden sie besser, so kann er sich leicht etwas ersparen, sowie Leute mit Vermögen und Verstand durch Spekulationen zu Reichthum gelangen können. Ein Handwerker mit Familie hingegen, der zum Unterhalt derselben bloß auf seiner Hände Arbeit angewiesen ist, wird bei der herrschenden Theurung mit Noth zu kämpfen haben. Ein Bauer, der sich selbstständig ansiedeln will, muß schon ein beträchtliches Vermögen besizen; bringt er eine Familie mit, so kostet ihn die lange Reise ein bedeutendes Geld, ist er ohne diese und muß also Arbeiter anstellen, so kommen ihn diese wieder sehr theuer zu stehen, wozu noch der hohe Preis des Bodens kommt. Dieser ist an vielen Orten fruchtbar, aber weitaus der größte Theil ist wegen Wasserarmuth nur als Viehweide zu benuzen. Um aber Viehzucht zu treiben, dazu bedarf es einer sehr weiten Landstrekе. Dann steht auch einem glüklichen Familienleben die aus meist sehr unreinen Bestandtheilen gemischte Bevölkerung im Wege: Abentheurer von allen Himmelsgegenden zusammengelaufen, deportirte Verbrecher und Abkömmlinge von solchen u. s. w. Einen großen Vorzug besizt Australien in seinem zwar heißen, aber sehr gesunden Klima, in seiner reinen, trokenen Luft.

Die neueste Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika zeigt uns die Bildung einer starken Partei der Eingebornen, welche der Einwanderung entschieden feindselig entgegentritt, dem Adoptivbürger seine politischen Rechte streitig macht, ja dem Eigenthum und Leben desselben in ihren Exzessen gefährlich wird. Der tiefe Haß dieser zahlreichen Partei, die bei den Wahlen in gar vielen Staaten ihr Uebergewicht über die andere Bevölkerung bewiesen hat, ist nicht plözlich und erst jezt entstanden; es ist ein langgenährter und allmählig stärker gewordener, bis er endlich leztes Jahr alle Schranken übersprungen und in barbarischen Gewaltthaten sich Luft gemacht hat. Die Uebertreibungen dieses Geistes der Unduldsamkeit haben nun zwar vielen Amerikanern die Augen geöffnet; die Abnahme der Einwanderung hat manchem ihren Werth wieder klar gemacht und besonders der schwächer bevölkerte Nordwesten der Union, ohnehin das vorzugsweise Ziel der deutschen und schweizerischen Auswanderung, steht ihm in seinem wohlverstandenen Interesse ferner; aber doch werden noch Jahre vergehen, bis die aufgeregten Leidenschaften sich wieder gelegt und das erschütterte Vertrauen zwischen Fremden und Eingebornen zurükgekehrt sein wird. Der Ausbruch des nichtswisserischen Fremdenhasses war zunächst veranlaßt, durch die Krisis, entstanden aus der Mißernte von 1854 und dem darauf folgenden Stoken des Handels und der Gewerbe. Die gleichen Ursachen können über kurz oder lang wieder eintreten und die gleichen Ursachen werden auch wieder die gleichen Folgen haben. Sie werden es um so eher, je mehr die Union an Bevölkerung zunimmt, wie man aus diesen Ereignissen und Zuständen überhaupt zu schließen berechtigt ist, daß die Vereinigten Staaten jezt schon in manchen Theilen relativ übervölkert sind. Die überfüllten Armenanstalten, Zuchthäuser und Spitäler der großen Städte Nordamerikas, ihre verdorbenen Sitten und manche andere Erscheinungen geben Zeugniß davon, daß der Pauperismus, der Schreken der alten Welt, bereits auch die neue Welt erreicht hat. Um wohlfeilen und doch guten Boden ankaufen zu können, muß der Auswanderer schon eine weite Reise in's Innere des Landes unternehmen. Das vertheuert die Uebersiedlung schon sehr, wozu noch ferner kommt, daß die ersten Jahre dem Kolonisten wegen des meist strengen Winters im Nordwesten größere Opfer auferlegen, als in allen übrigen Ländern, die wir hier besprechen. Das Klima jener Gegenden wird auch in Europa meist überschäzt; plözliche Temperaturwechsel sind sehr häufig und empfindlich; die Kälte des Winters erreicht gewöhnlich einen höhern Grad, und die Sommer sind ebenfalls heißer, als in Mitteleuropa; endlich sind in manchen Strichen Fieber heimisch, die den Ansiedler Jahre lang quälen und zur Arbeit zeitweise untüchtig machen. Westeras ist in diesen Beziehungen den nordwestlichen Staaten weit vorzuziehen; es fehlen ihm nur die mannigfachen natürlichen und künstlichen Verkehrswege, die jene besizen; doch wird Texas binnen wenigen Jahren durch den Bau von Eisenbahnen diesem Mangel abgeholfen haben. — Ein abschrekender Umstand ist endlich für den Auswanderer nach den Vereinigten Staaten noch die Fülle von Betrug und Mißhandlungen, denen er Seitens der Runner, Wirthe, Agenten nicht wo in den Städten, durch die ihn seine Reise führt, habt sei zu ist.

Land ist dem benachbarten englischen Kanada hat der tionen an rer von diesen Feinden weniger zu fürchten. ches die ierung thut mehr zu seinem Schuze und gibt sich überhaupt alle Mühe, Ansiedler herbeizuziehen, ein bemerkenswerther Gegensaz zu den Vereinigten Staaten. Unterkanada hat freilich einen viel zu kalten und langdauernden Winter für Deutsche oder Schweizer, die sich dort dem Landbau widmen wollen; hingegen ist das Klima Ober- und Westkanadas demjenigen der mildern Gegenden der nordwestlichen Vereinigten Staaten gleich und diese Provinz besizt einen ebenso großen Reichthum an Verkehrswegen in ihren Flüssen, Seeen, Kanälen und Eisenbahnen, wie jene. Wer nach Nordamerika will, dem ist gegenwärtig Westkanada unbedingt vor den Vereinigten Staaten anzurathen.

Wir kommen nun zu den sogenannten spanischen Republiken Amerikas, übergehen aber natürlich diejenigen, die mit unserer Frage nichts zu schaffen haben.

Die Staaten von Zentralamerika erfreuen sich der Lage in der Mitte des großen westlichen Kontinents; nach Osten und Westen werden ihre Küsten durch zwei Weltmeere bespült, die sich hier einander am nächsten kommen. Die beiden Oceane sind an der schmalsten Stelle durch eine Eisenbahn verbunden, an einer andern bieten ein schiffbarer Fluß und ein großer See im Innern dem großen Strom der Reisenden u. dem Transport der Güter von u. nach Kalifornien einen andern natürlichen u. wenig beschwerlichen Weg. Die Erde birgt reiche Schäze von Metallen in ihrem Schooße; der fruchtbare Boden erzeugt die mannigfaltigsten Produkte. Die Küstengegenden sind zwar ungesund, aber ein bedeutender Theil des Innern hat wegen seiner Höhe über das Meer ein mildes, gleichmäßiges, auch für Europäer wohlgeeignetes Klima. Diese Hochebenen sind aber bis jezt von Osten her beinahe unzugänglich, ein Umstand, der nebst der Unfähigkeit des Führers nicht wenig dazu beigetragen hat, eine deutsche Kolonisationsunternehmung der lezten Jahre scheitern zu machen. Die Regierung des Staates Costa-Rica, von dem hier vor den übrigen die Rede ist, munterte bis jezt Deutsche zur Einwanderung auf und es befindet sich auch gegenwärtig eine ziemliche Anzahl Deutscher von verschiedenen Berufsarten, worunter auch Landbauer, dort in glüklichen Verhältnissen. Aus Nordamerika richten viele Deutsche, denen die Vereinigten Staaten durch den Haß der Nichtswisser verleidet worden, ihre Augen nach diesen gesegneten Gegenden. Allein gerade jezt tritt ein der deutschen Einwanderung gefährlicher Wendepunkt im politischen Leben Zentralamerikas ein. Freischaaren aus den Vereinigten Staaten haben sich in die bürgerlichen Streitigkeiten des Staates Nicaragua eingemischt und den sich ihnen so erwünschtermaßen darbietenden Anlaß benuzt, um sich in diesem Lande, durch das eine der frequentirtesten Kalifornienrouten führt, festzusezen und die Herren zu spielen. Die spanischen Eingebornen müssen befürchten, bald von dem Range der Eigenthümer und Beherrscher des Landes herunterzusteigen zu der untergeordneten Stellung bloßer geduldeter Mitbewohner. Gegen diese Gefahr, für die ihnen die Geschichte (Floridas und Texas) unumstößliche Beispiele liefert, sind die Regierungen der Staaten von Zentralamerika nicht blind; sie rüsten sich zum Kampfe für ihre Nationalität und bis dieser entschieden ist, kann man von einer deutschen und schweizerischen Auswanderung nach diesen Ländern nur dringend abrathen.

Nach Venezuela und Peru fand vor einigen Jahren eine nicht unbedeutende deutsche und schweizerische Auswanderung statt; dorthin hat sie wegen des gelben Fiebers, nach Peru wegen der unwürdigen Behandlung, welche die ersten Ankömmlinge fanden, aufgehört und man braucht es nicht zu bedauern, daß beide Länder vom Schauplaze abgetreten sind.

Die südamerikanischen Republiken, welche am La Plata und den ihn speisenden Gewässern liegen, besizen in ihren schiffbaren Strömen die schönsten Wasserstraßen der Welt. Die mittlern und nördlichen argentinischen Staaten haben dasselbe angenehme Klima und dieselbe mannigfaltige Erzeugnißkraft des Bodens, wie das unter dem gleichen Himmelsstrich gelegene Südbrasilien; aber die äußere Gestalt der La Plata Länder ist eine andere, eine kaum von Hügeln unterbrochene ungeheure Ebene, welche wenigstens den Schweizer die Naturschönheiten seines Vaterlandes schwer vermissen läßt. Sehen auch die Regierungen und die gebildetere, ihrer Zahl nach sehr geringe, Klasse der Bevölkerung, die Nothwendigkeit einer kräftigen Einwanderung zur Hebung der natürlichen Reichthümer ein, so ist ihr dagegen die Masse der Eingebornen, eines Mischlingsvolkes aus spanischem und indianischem Blute, nichts weniger als günstig; wilde Indianer, denen das allseits offene Land keine Schranken bietet, bedrohen fortwährend die bewohnten Gegenden; die schwachen Regierungen vermögen sich oft nur mit Noth ihrer Ueberfälle zu erwehren und der beständig unter der Asche glimmende, bald hier, bald dort von Zeit zu Zeit zum Ausbruch kommende Bürgerkrieg vollendet das Bild der politischen und gesellschaftlichen Zustände eines Landes, zu dessen Kolonisation jezt Proben mit Deutschen und Schweizern gemacht werden, welche die Frage, ob die Auswanderung dorthin zu empfehlen oder auf bessere Zeiten zu verschieben sei, entscheiden werden.

Chile hat für sich im Vergleich zu den übrigen ehemals spanischen Ländern von Südamerika geordnete, nicht beständigem Wechsel durch Revolutionen ausgesezte staatliche Verhältnisse, gesundes Klima und fruchtbaren, wohlfeilen, ja in entlegenen Gegenden von der Regierung umsonst zu habenden Boden, endlich eine für den immer mehr aufblühenden Handel im Stillen Meere sehr günstige Lage. Trotz dieser großen Vortheile ist die deutsche Auswanderung nach dem südlichen Theile dieses Landes, die seit einigen Jahren von manchen achtbaren Seiten her angeregt und befürwortet wurde, nur unbedeutend geblieben; sie hat kaum die Zahl von zweitausend Köpfen erreicht und von einer schweizerischen Auswanderung nach Chile läßt sich eigentlich gar nicht sprechen; denn außer Handelsbeflissenen und wenigen Professionisten befinden sich keine Schweizer dort. Die Regierung ist freilich der Einwanderung günstig; aber bei dem guten Willen läßt sie es auch bewenden und es mangelt ihr an Energie. Sie ist saumselig in der Erstellung von Verkehrswegen nach den abgelegenen deutschen Kolonien, weßwegen diese nicht aufkommen wollen. Die Deutschen beklagen sich über die mangelhafte Verwaltung und die Rechtspflege, über die gegen Protestanten intolerante Geistlichkeit. Manchem behagen auch die Witterungsverhältnisse nicht, da sich Südchile durch auffallend zahlreiche Regen- und Nebeltage auszeichnet. Häufige Erdbeben sind eine nicht gefahrlose Landplage. Die Hauptursache aber, weßwegen die Auswanderung nach Chile gering bleibt, ligt in der weiten, langweiligen, trübseligen und sehr kostspieligen Fahrt um das Kap Horn herum. Eine Reise von bloß 100 Tagen mit einem Auswandererschiff wird als ein sehr seltenes, glükliches Ereigniß betrachtet; durchschnittlich nimmt man 120 Tage an; der Auswanderer nach Chile muß sich aber auch auf eine 150tägige Fahrt gefaßt machen. Warum sollte man eine so beschwerliche Reise unternehmen, wenn man die gleichen Vortheile, die Chile bietet, schon hälftewegs diesseits des gefährlichen Kaps Horn haben kann?

Es bleibt uns nun noch Brasilien übrig, das südamerikanische Kaiserthum, oder vielmehr der südliche Theil desselben; denn nur dieser eignet sich unbedingt für die Kolonisation durch unsere Landsleute. Südbrasilien weist eine Fülle des fruchtbarsten Bodens zu einem Preise auf, der niedriger steht, als der der Staatsländereien in der nordamerikanischen Union, in Gegenden, die nirgends so weit von der Küste entfernt liegen, daß der Ansiedler für den Absaz seiner Produkte bange zu haben braucht. Sozusagen jede Berufsart findet ihren lohnenden Verdienst. Die Eingebornen sind der Einwanderung günstig. Die Regierung unterstüzt sie auf jede Art. Wie die Staatsverfassung im Allgemeinen eine sehr freisinnige ist, so haben die Kolonisten überdies vollkommene Freiheit in der Einrichtung und Verwaltung ihrer Gemeindsangelegenheiten. Sie errichten nicht nur nach Belieben protestantische und katholische Kirchen und Schulen und wählen sich Pfarrer und Lehrer, sondern die Regierung ist sogar so liberal, manche Kolonien zu diesem Zweke mit Geldmitteln zu unterstüzen. Die deutschen Kolonien in Brasilien bewahren ihre Nationalität auch viel leichter, als diejenigen in Nordamerika, schon deßwegen, weil der Gegensaz zu dem romanischen Brasilianer viel größer ist, während den Deutschen und den stammverwandten angelsächsischen Amerikaner kein so großer Abstand trennt. — Brasilien erfreut sich der tiefsten Ruhe von innen und außen, ein leuchtendes Vorbild für die benachbarten argentinischen Staaten, die von der Natur ebenso reich ausgestattet, durch die beständig herrschende Unordnung und ihre schwankenden politischen Zustände sich des befruchtenden Stromes der Einwanderung berauben. In Südbrasilien hat der Ansiedler weder für seine Person noch für sein Eigenthum Räuber oder feindliche Indianer zu fürchten. Das Klima derjenigen Gegenden von Südbrasilien, wo deutsche und schweizerische Ansiedelungen bestehen, ist gesund und zwar in einem Grade, daß sich Nordamerika in diesem Punkte gar nicht mit ihm messen kann. Von dieser Regel sind nur wenige flache Küstengegenden von geringer Ausdehnung ausgenommen. Eine Landplage hat auch Südbrasilien mit allen von uns nun besprochenen Ländern gemein, nämlich schädliche und lästige Thiere, weniger Raubthiere und Schlangen, als Insekten, die den Menschen quälen und manche Kulturpflanzen verheeren. Doch sind diese Insekten auf den Hochebenen, die man unseren auswandernden Landsleuten vorzugsweise empfiehlt, weniger zu Hause, als im Tieflande und an der Küste. — Die Reise nach Brasilien steht ihrer Dauer nach so ziemlich in der Mitte von allen den genannten Ländern und ist auch nur dann beschwerlicher

als die nach Nordamerika, wenn sie durch Windstillen zwischen den Wendekreisen ungebührlich aufgehalten wird.

Verschiedenes.

(Eingesandt.) Wir sehen aus einer Annonce eines Agenten der Herren Bek und Herzog, daß die nächste Expedition nach Santa Fé im Monat März stattfinden soll, und daß bis künftigen Herbst, außer dieser, keine mehr abgehen wird. — Ob wohl der Grund der Verzögerung der zweinächsten Abfahrt darin ligt, daß die Herren Bek und Herzog erst genauere Berichte über die dortigen Verhältnisse abwarten wollen, vermögen wir nicht mit Bestimmtheit zu behaupten. Sollten diese Herren selbst einigen Zweifel über die Resultate ihrer Santa Fé-Expedition hegen, und aus diesem, allerdings anerkennenswerthen, Grunde diesen Aufschub angeordnet haben, so halten wir dafür, daß dieselben sich den Dank des Vaterlandes noch eher hätten verdienen können, wenn sie die bevorstehende Abfahrt ebenfalls bis nach dem Eingang dieser Berichte verschoben hätten.

☞ An den geehrten Einsender der Nro. 16 des „Moniteur belge". Mehrtägige Abwesenheit der Redaktion ist schuld daran, daß Ihre Einsendung dieses Mal nicht benuzt worden ist, was über acht Tage geschehen soll.

— (Ein Schurkenstreich.) Vor einigen Wochen brachte bekanntlich die Glarner Zeitung Bruchstüke eines anonymen Briefes aus San Paulo in Brasilien, welche dann von etlichen unzurechnungsfähigen Schweizerzeitungen gierig aufgeschnappt und die damit verbundenen schweren Verdächtigungen der betheiligten Behörden und Privaten geschäftig weiter verbreitet wurden. Eine solchergestalt beleidigte Behörde ersuchte die Redaktion der Glarner Zeitung, eine Erwiederung aufzunehmen, ein billiges Verlangen, das sonst keine ehrenhafte, unparteiische Redaktion abschlägt. Es scheint, daß es der Redaktion der Glarner Zeitung sehr gleichgültig ist, ob ihr diese Eigenschaften auch beigelegt werden oder nicht, was sich von einem Ständerath sehr minder patent ausnimmt. Die Redaktion verwies die Behörde an die Expedition und diese verspricht die Erwiderung um vorauszubezahlende 25 Franken in einem eigenen Beiblatt abzudruken und allen Exemplaren der Glarner Zeitung beizulegen. Die Redaktion hat hier durchaus das gleiche Verfahren beobachtet, wie früher gegen eine andere Person. Man greift sie im Texte an, verweigert ihr Aufnahme der Vertheidigung und zwingt sie dadurch, wenn sie die Verleumdungen nicht auf sich sizen lassen und den daraus folgenden Schaden nicht tragen will, sich bei der Expedition für schweres Geld Plaz dafür zu kaufen. Dieß ist eine schmuzige, gemeine Handlungsweise; aber was jezt noch kommt, ist gar nichts anderes, als ein Schurkenstreich, eine Schelmerei und Betrügerei. Die Expedition legte nämlich die gedrukte Beilage mit der Erwiederung nur einem kleinen Theil der ganzen Auflage bei; sie kam also nur in die Hände einer geringen Anzahl Leser. Auch wir z. B. wissen wohl, daß die betreffende Nummer der Glarner Zeitung nach Lichtensteig kam, hatten aber von der Erwiderung der Vorsteher von Matt und Engi keine Ahnung, bis wir auf dem Kanton Glarus und von Zürich auf die ganze schmähliche Geschichte aufmerksam gemacht wurden. Hiezulande würde eine solche Zeitungsexpedition wegen Betrug bestraft; in einem Kanton aber, wo man einen Beamten, der dem Staate Gelder unterschlägt, nicht in's Zuchthaus stelt, ja nicht einmal absezt, sondern mit einem Verweis genügend bestraft glaubt, wäre es eine Dummheit zu klagen, und die Vorsteher von Matt und Engi werden wohl eben aus diesem Grunde es vorgezogen haben, die Glarner-Zeitungsexpedition in der N. Z. Z. blos an den Pranger der Oeffentlichkeit zu stellen.

— Havre-New-York und Havre-Rio Janeiro-Dampfschiff-Linien. Es ist angekündigt, daß die Dienste der Dampfschiffahrt, mit deren ersten Grundlegung die Herren Gebrüder Gauthier von Lyon schon seit lange beschäftigt sind, endlich unter folgender Gestalt in Wirklichkeit treten: Es handelt sich um zwei Linien, von Havre nach New-York, und nach Rio Janeiro, versehen mit neun Schraubenschiffen, wovon fünf, in Schottland gekauft, aus den Werften des Hrn. Laird kommen, und vier zu Nantes erbaut, worunter die einzigen bis jezt vom Stapel gelassenen, der Jacquart und der François Arago, einbegriffen sind. Die Dienste von beiden Linien werden noch in diesem Monate eingeweiht werden.

— Sehr klägliche Geschichte von einer Dampfschifffahrt, welche im süddeutschen Auswandererblatt steht. Der Pionier der transatlantischen Linie von Antwerpen nach New-York, „La Belgique", mit einem Halte zu Southampton, war mit den seinem Einweihungsdienste vorbehaltenen mühseligen Umfahrten noch nicht zu Ende gekommen. Man erinnert sich, daß dieses Dampfschiff, welches Antwerpen am 31. Dezember verlassen hatte, in Folge von Hemmnissen in seiner Maschine genöthigt war, bis zum 6. Januar in Southampton in einem höchst traurigen Zustande stille zu liegen, worauf es, in Folge eines zweiten Unfalles, in Plymouth einlief. Von lezterem Hafen hatte es sich am 10. wieder nach New-York auf den Weg gemacht; aber nachdem es bis auf ungefähr 700 Meilen (engl.) westlich von Kap Lezard vorgerükt war, sah man es lezten Donnerstag (24.) Abends in einem traurigen Zustande wieder in Southampton einlaufen, mit einem seiner Kessel geborsten, mit zerbrochenem Hauptmaste und ungefähr 5 Fuß Wasser im Schiffsboden. In solchem Zustande schien es gefährlich, die Reise fortzusezen, und man beschloß, den Weg zurük zu machen, was übrigens nur durch die vereinigten Anstrengungen der Passagiere und der Mannschaft, welche Tag und Nacht zum Flotthalten des Schiffes an den Pumpen arbeiten mußten, ausgeführt werden konnte.

— (Untergang des Havrer Paketschiffes St. Denis.) Das am Mittwoch den 16. Januar im New-Yorker Hafen von Livorno angekommene Schiff „Naples" brachte den ersten und dritten Steuermann und neun Matrosen des auf hoher See zu Grunde gegangenen Schiffes St. Denis; die übrige Mannschaft und die Passagiere, zusammen 35 Leben, gingen mit dem Schiffe zu Grunde. Wir geben nachstehend in einem kurz gefaßten Berichte die schrecklichen Umstände, welche zusammenwirkten und so traurige Folgen hatten.

Der St. Denis, Kapitän A. Follansbee, verließ New-York am 4. Januar Mittags bei schönem Wetter; jedoch schon am nächsten Tage erhob sich ein heftiger Südostwind, welcher bis 11 Uhr Nachts zum vollen Sturm anwuchs und die drei Marsegel von den Raen losriß. Die See brandete hoch über das Schiff und füllte die Kajüte mit Wasser. Am Sonntag Morgen wurde, um das Schiff zu erleichtern, der Haupt- und Besanmast abgehauen, und das Schiff richtete sich auf. Während des ganzen Tages blieb der Sturm heftig und man machte die Boote zum Aussezen bereit; jedoch nur eins war dicht genug, um sich schwimmend zu erhalten, es wurde von den beiden Offizieren und neun Matrosen bestiegen, von den Uebrigen wollte keiner das Wagestük unternehmen. Als das Boot das Schiff verließ, war es im Sinken, und fünfzehn Minuten später keine Spur mehr von dem schönen Fahrzeug zu sehen; es versank mit allen Lebenden an Bord. Am Montag, nachdem die eilf fast zwei Tage in einem winzigen, offenen Boote dem Elemente getrozt hatten, wurden sie aus ihrer schrecklichen Lage durch das zeitige Zusammentreffen mit dem Schiffe Naples befreit und nach New-York zurük gebracht

Von den 13 Passagieren waren 11 Deutsche, unter ihnen Herr Friedrich P. Weiß mit seiner jungen Frau, einer Amerikanerin, welche er erst am Neujahrstage geheurathet. Er war der Agent der Erie-Eisenbahn in Havre und hat sich durch sein stets rechtliches und menschliches Benehmen die Achtung Aller erworben, welche mit ihm in nähere Verbindung kamen. Er verließ New-York mit den schönsten Hoffnungen an der Seite eines jungen liebenden Weibes; wie bald verflogen die Hoffnungen. Der dritte Steuermann sagt aus, daß er das Paar zulezt im Radhause gesehen — sie lagen sich in den Armen und sprachen kein Wort — so erwarteten sie gefaßt den unvermeidlichen Tod.

Kapitän Follansbee hinterläßt eine Frau und sieben Kinder in Brooklyn; er befehligte das Schiff 12 Jahre und war einer der beliebtesten New-Yorker Kapitäns.

Die Ladung des Schiffes bestand aus 12,346 Bushel Getreide, 95 Ballen Baumwolle, 4707 Faß Mehl, 3113 Fuß Ahornholz, 61314 Pfund Kupfer, 137 Tces. Reis, 74 Pfund Pottasche, 25 Fässern Tabak, Thee und einigen andern Artikeln.

Der Werth des St. Denis war zirka 65,000 Dollars, es sind jedoch von dieser Summe nur 20,000 Dollars versichert.

Folgendes ist eine Liste der Personen, welche an Bord waren, als das Schiff New-York verließ.

Kajüten-Passagiere	3
Zwischendeks-Passagiere . .	10
Offiziere rc.	8
Lehrlinge	4
Matrosen	21
	46
Gerettet	11
Verloren	35

(N.-Y. H.-Ztg.)

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Ein Deutscher und ein Schweizer über Amerika.) Wislicenus aus Halle, welcher in Hoboken bei New-York gemeinschaftlich mit seinen Söhnen und Töchtern eine Erziehungsanstalt leitet, äußert sich in einem Schreiben an den „Wiskonsin-Demokrat" über die Zustände in den Vereinigten Staaten folgendermaßen: „Ich bin an der Küste haften geblieben, habe auch nicht Lust, weiter in das Land zu gehen, sondern halte das Meer, das Europa bespült, möglichst fest, denn drüben bleibt doch unsere Heimath und hier die Fremde. Ich bin ohne Illusion herübergekommen und habe es dennoch schlechter gefunden, als ich dachte. Zu einer humanen Menschengesellschaft sind hier ja kaum die Anfänge. Ich finde nichts als ein republikanisches Rußland; Barbarei in jedem Betracht; wirkliche Menschen nur als ein Häuflein Auserwählter, mit dem Kreuze auf dem Naken. Dabei habe ich noch keine Hoffnung fassen können, daß die Humanität doch allmählig durchdringen werde."

— Ein Bündner, Hr. Dr. Thormann, schreibt vom 17. Dez. 1855 aus dem Staat Illinois: „Ich bitte Sie, die Auswanderung Jedem, der nicht hinlänglich Geld hat, entschieden abzurathen; denn Geld — und nur Geld kann einen in Amerika unabhängig machen; die Mehrzahl der Unbemittelten verdienen sich in saurer Arbeit kaum das tägliche Brod; und wenn man doch darben soll, so ist es daheim doch besser darben, wo noch Gefühl und Menschlichkeit lebt und auch der Aermste noch seine Freunde hat. Amerikanische Freiheit ist Illusion — hier herrscht das Faustrecht, hier hat jede Leidenschaft freien Spielraum — Ehre, Eigenthum, Leben ist nirgends unsicherer als hier — hier wird Betrug und Diebstahl im größten Maßstabe getrieben, von jedem Einzelnen, in Kompagnien — Alles sucht auf die leichteste Weise Geld zu machen — denn nur wer Geld hat, ist hier frei und ein Gentleman, die Andern sind Sklaven, mehr als anderswo. Besser in Oesterreich leben, als hier, wer das Maul halten kann!"

— Längs der atlantischen Küste von Virginien bis Halifax hatte am 5. Januar ein verheerender Sturm gewüthet, der 15 bis 18 Stunden anhielt und so stark war, daß selbst die Eisenbahnfahrten eingestellt werden mußten. Darauf folgte ein ungeheurer Schneefall und eine große Kälte, die das Quekſilber an manchen Orten bis auf 22 Grad unter Null herabdrükte.

— (Statistisches.) Im Jahre 1855 sind von den Werften von New-York vom Stapel gelassen worden: 9 Dampfschiffe, 7 Schiffe, 4 dreimastige Barken, 5 Briggs und 25 kleinere Fahrzeuge. Es befinden sich im Bau begriffen: 4 Dampfschiffe, 7 Schiffe, 3 dreimastige Barken, 1 Brigg und 6 andere Fahrzeuge. In demselben Jahr haben 142 Unfälle auf den Eisenbahnen stattgefunden; sie haben den Tod von 116 Personen verursacht; 536 Personen haben dabei ernstliche Wunden erhalten. 176 sind umgekommen in Folge von 27 auf Dampfbooten eingetretenen Unfällen, sowohl auf den Flüssen, als auf den Seen und in den Baien. Während der 12 Monate dieses Jahres fielen in den Vereinigten Staaten 193 Feuersbrünste vor, wodurch Eigenthum und Waaren zum Werthe von 20,578,000 Doll. zerstört wurden; darin sind nicht mitbegriffen die Unglüksfälle, welche geringeren Schaden im Werthe von 20,000 Dollars verursacht haben; 119 Personen sind in den Flammen umgekommen.

— New-York. Wir haben wiederum einen fürchterlichen Eisenbahnunfall, und dieses Mal auf der Hudson-River-Bahn, zu berichten, welche bisher von dergleichen Katastrophen verhältnißmäßig verschont geblieben war. Am Mittwoch stießen um 2 Uhr in der Nähe von Poughkeepsie zwei Züge mit außerordentlicher Gewalt so aufeinander, daß ein Wagen des von Albany kommenden Zuges buchstäblich zermalmt wurde. Merkwürdig ist es, daß bei der gänzlichen Zerstörung des Waggons nicht mehr Todesfälle vorkamen. Man berichtet bis jezt 3 Todte und 22 Verwundete, von lezteren sind einige so schwer verlezt, daß man an ihrem Aufkommen zweifelt. Aus den Namen zu schließen, befinden sich unter den Verunglükten verschiedene Deutsche aus dem Westen. (N.-Z. H.-Ztg.)

— Arkansas. Der New-Yorker Demokrat erzählt, daß in Wachita-County eine geheime Verbindung mit Paßworten, Zeichen und Griffen unter den Negern entdekt wurde, und man will wissen, daß die Ermordung und Beraubung ihrer Herren ihr erstes Ziel gewesen sei und daß sie dann nach einem freien Staate sich flüchten wollten. Etwa 100 Mann sollen in der Sache verwikelt gewesen und 11 schon nach dem Norden entflohen sein.

— Connecticut. (Wieder ein Mord aus religiösem Fanatismus.) Einen noch weit schreklicheren Mord, als derjenige, welcher unter dem Befehl der Prophetin Wakemann ausgeführt wurde, hat am 2. Januar ein anderes Mitglied dieser religiösen Gesellschaft in der Nähe des Städtchens Woodbridge im Staat Connectikut verübt, und vernimmt man noch andere Gräuelszenen aus andern Gegenden der Vereinigten Staaten, die von den religiösen Schwärmern ausgeübt worden, so möchte man den noch vernünftigen Bürgern Amerikas den Rath geben, Schuzanstalten zu treffen. Die heutigen öffentlichen Blätter erzählen über die letzte

Mordszene Folgendes: Am 2. Januar fuhr ein gewisser Herr Sperry mit seinem Schlitten von seiner Wohnung in Woodbridge, aber kaum war er in dem nahen Wald vor dem Städtchen angelangt, als er von einem Jünger der Prophetin Wakemann, Namens Karl Sanford, angehalten und mit einer Holzart im Schlitten zusammengeschlagen und hierauf sein Kopf vom Rumpf getrennt wurde. Sanford scheuchte dann das Pferd ohne die Leiche fort. Nicht zufrieden mit dieser Schauderthat, setzte der Mörder seinen Weg nach der einzeln liegenden Wohnung eines Herrn Umberfield fort, den er bei seiner Familie ruhig am Kamin sizend fand. Umberfield, der Sanford seit geraumer Zeit kannte, lud ihn ein, neben sich Plaz zu nehmen, allein der Rasende hatte kaum die Einladung vernommen, als auch schon die Art, die Sperry tödtete, dem guten Umberfield den Kopf gänzlich spaltete, so daß er augenblicklich eine Leiche war. Als die Familie vor Entsezen laut aufschrie, drohte der Mörder, Jeden zu tödten, der nur den geringsten Lärm mache, und begab sich dann ganz ruhig vor die Thüre, um seine Art im Schnee von dem Blute zu reinigen. Mittlerweile war das erste Opfer von den Bewohnern von Woodbridge gefunden, und man folgte sogleich der im Schnee gezeichneten Spur des Mörders und fand ihn, als er im Begriffe war, die Hausthüre zu sprengen, die von Umberfields Familie nach seinem Ausgang geschlossen wurde. Nur mit großer Mühe konnte der wahnsinnige Mörder festgenommen werden, der auch sogleich seine Handlungsweise so getreulich erzählte, als habe er bloß eine ihm auferlegte Pflicht erfüllt. (Schw. M.)

— Kalifornien und Oregon. Neue Berichte aus St. Franzisko erwähnen gerüchtweise eine große in Unterkalifornien gelandete Freibeutererexpedition. Die Märkte in San Franzisko waren flau, und mit den Indianern war es wieder zu blutigen Schlachten gekommen, in deren einer am Wallawallefluße 2 Offiziere und 3 Gemeine getödtet, 14 Gemeine verwundet wurden. An anderen Punkten ging es nicht besser, doch bereitet General Wool jezt das Nöthige zu einem größeren Feldzuge vor.

— Aus dem „Echo du Pacifique", einer in St. Franzisko erscheinenden Zeitung, entnimmt man, daß sich der jüngste Sohn von General (alias Kapitän) Suter mit der Werbung von Rekruten beschäftigt, um die Armee von Walker in Nicaragua zu verstärken. Dieselbe läßt mit Vergnügen ersehen, mit welchem Enthusiasmus unser Landsmann, der Sänger Mengis, in Kalifornien aufgenommen wurde, und wie die geachtetsten Personen sich für ihn interessirten. — Mengis soll nächstens nach Europa zurükkehren.

— Kansasterritorium. Die kaum erst scheinbar beigelegten Unruhen unter den Ansiedlern haben auf's Neue begonnen. Der Kampf zwischen den Freunden und Gegnern der Sklaverei droht blutig zu werden.

— Washington Territorium. Ueber die Vulkane am Puget-Sunde enthält der Bericht J. J. Stephens über seine Untersuchung zum Bau einer pacifischen Eisenbahn unter 47 bis 49° n. Br. nähere Angaben. Im Winter 1853–54 warf Mount Baker leichte Rauchwolken aus. Sein lezter Auswurf, begleitet mit Erdbeben, war im Jahre 1843 erfolgt. Außerdem gehört der St. Helens noch in die Reihe der sogenannten thätigen Vulkane. Außer dem lezteru, erzählen die Indianer, haben ehemals drei Berge geraucht, nämlich Mount Hood und Mount Adams. Nach ihren Aussagen sei der Helens und der Hood Mann und Weib gewesen, die mit einander in Streit geriethen und Feuer gegen einander spieen. Mount Hood wurde zuerst eingeschüchtert, während der starkmüthige Helens noch heute Feuer wirft. Sie sagen nicht, ob Mount Hood der Mann oder die Frau gewesen sei, allein menschlichem Vermuthen nach war es gewiß der sogenannte Eheherr. Die Indianer wollen nichts davon wissen, daß Lava ausgeflossen sei, nur Rauch und Asche sei ausgeworfen worden, und zugleich habe sich ein übler Geruch verbreitet. Um den Helens herum seien Aschengefilde so tief und weich, daß kein Pferd darüber gelangen könne. (Amer. Jour. of Science and Arts. September.)

— (Indianerkrieg in den Territorien am Stillen Meer.) Der Korrespondent des Schwäbischen Merkurs aus Philadelphia schreibt: Herr Palmer, der Regierungsagent für die Indianer im Washington- und Oregon-Territorium, meldet an die Behörde, daß Herr Boland und 55 Goldgräber im Oktober von den Indianern erschlagen wurden, und daß die Wilden eine Streitmacht von 600 Kriegern hätten, mit denen sie die Weißen zu vertreiben beabsichtigen. Am 19. Oktober stieß Major Rennep mit seiner Abtheilung Vereinigten Staaten-Truppen auf eine Bande Yakamas-Indianer, wovon sie mehrere grausam tödteten. Erst nach dem Mord erklärte es sich, daß diese Indianer zu den befreundeten Stämmen gehören, die bisher stets den Anordnungen der Vereinigten Staaten-Regierung Folge geleistet haben. Wie abscheulich die Europäer (jezige Natifs und angeblich Eingeborene) gegen die Ureinwohner bereits gehandelt haben, ist kaum auszudrüken, und dennoch fahren sie fort, in der einen Hand die Bibel, in der andern das Schwert oder die Branntweinflasche, die armen Ureinwohner zu vertilgen. Kein Zweifel, die Indianer von Oregon und Washington werden besiegt und vertilgt werden, aber das Blatt der amerikanischen Geschichte, auf dem der Triumph über die armen Wilden verzeichnet steht, ist mit Blut und Gräueln beschrieben.

In Kanada scheint man den Werth der Deutschen anzuerkennen. Nicht allein, daß der Einwanderer nur 3 Jahre zu warten hat, ehe er Bürger werden kann, man scheint auch die deutsche Sprache zu heben, statt, wie in den Vereinigten Staaten, sie zu unterdrüken. In all den Distrikten, wo eine starke deutsche Bevölkerung ist, werden Lehrer angestellt, welche der deutschen Sprache mächtig sind. Bei einem Schulexamen wurden neulich drei Preise für Leistungen in der deutschen Sprache ausgesezt. O monarchisches Kanada, wie beschämst du durch deine Freisinnigkeit die borniirten, Fremden fressenden, republikanischen Amerikaner! (Schw. M.)

Mexiko. Briefe aus Mexiko vom 22. Dezember bestätigen nur zu sehr, was früher über die Unsicherheit der dortigen Zustände gemeldet wurde. Mord, Raub und Auflösung alles Bestehenden ist das Stichwort in allen Theilen der Republik. Man glaubte, der Präsident werde sich nicht lange mehr behaupten können. Die aufrichtigen Liberalen möchten gerne einen Versuch mit General Almeute und seinem Systeme (nach dem Plane der Vereinigten Staaten) machen. Die Maßregeln von Alvarez gegen die Armee und Geistlichkeit haben das Mißvergnügen auf die Spize getrieben.

Zentralamerika. (Gemüthliche Unordnung.) Von der Anarchie in Zentralamerika gibt Mr. Stephens in seiner Reisebeschreibung ein ergözliches Beispiel. Dieser Gentleman war als Konsul bei einer zentralamerikanischen Regierung beglaubigt. Er durchstreifte das Land die Kreuz und die Quere, aber nirgends fand er eine Regierung, der er seine Kreditive hätte überreichen können. Dann und wann hörte er, daß es in dieser oder jener Stadt eine Regierung gebe, allein bevor er die Stadt erreichte, hatte jedes Mal die Regierung das Zeitliche gesegnet.

— Ein Lokvogelbericht. Aus Nicaragua hat ein New-Yorkerblatt folgende Korrespondenznachrichten vom 20. Dezember: „Unter den Passagieren befinden sich zwei Amerikaner, versehen mit einer ziemlich starken Quantität des, aus den einer amerikanischen Gesellschaft angehörigen Minen von Nicaragua gezogenen Goldes; sie kommen nach den Vereinigten Staaten, um die zu einer Ausbeutung im Großen erforderlichen Maschinen zu kaufen. Die Wohlfahrt dieser jungen (amerikanischen) Republik entwikelt sich also bereits, seit sich Yankees dort befinden. Die Regierung des General Walker wurde mit jedem Tage mehr beliebt, und das Land genoß der vollkommensten Ruhe. Es fuhr fort Verstärkungen zu erhalten, und sogar, wie es scheint, in allzu beträchtlicher Anzahl, denn Walker beschloß, ein Bataillon zu bilden, um seinem Verbündeten, dem Präsidenten von Honduras, zu Hülfe zu ziehen, welcher im Kriege mit Guatemala begriffen ist. Walker, der Sorgen des Krieges enthoben, beschäftigt sich jezt ernstlich mit der Kolonisation der Republik; er bietet jedem, ein halb Jahr in dem Lande gewesenen Ansiedler, unentgeldlich 250 Acres Land an; überdieß werden jedem Familienglieder des Ansiedlers 100 weitere Acres bewilligt. Eine Klausel dieser Schenkung bestimmt ausdrüklich, daß die so bewilligten Ländereien völlig abgabenfrei sein sollen. Dieß ist eine vortreffliche Politik, die nicht verfehlen kann, diesem schönen Laude eine bedeutende Einwanderung zu sichern." Flieh, flieh! wenn der Lokvogel pfeift!

— (Karlsruhe an der Mosquitoküste.) Dicht bei Bluefields, der „Residenz" des Königs der Mosquitoküste, wurde eine preußische Kolonie „Karlsruhe" gegründet. Der Amerikaner Samuel Bard besuchte sie kürzlich und er schreibt: „Viele der Häuser, die jezt verfaulen und von Unkraut überwuchert werden, waren mit aus Europa gebracht worden, und um sie her lagen Wagenräder, Geschirre, Pflüge, die rosteten und zerfielen. Der Anblik schon verrieth die Leiden der armen getäuschten Ansiedler. Es gibt kein Beispiel, daß eine Kolonie von Nordeuropäern an einer niedrigen tropischen Küste 2 Jahre bestand und daß $^{1}/_{10}$ der Ansiedler dem Grabe entging.(!) Die Preußen in Bluefields litten gräßlich. Vier Monate bereits nach ihrer Ankunft waren von mehr als hundert nicht mehr so viele gesund, daß die Todten begraben und die Kranken gepflegt werden konnten. Die Eingebornen, die die Fremden mit scheelen Augen ansahen, weigerten sich, ihnen beizustehen, ja ihnen nur so viel Lebensmittel zu verkaufen, daß sie ihr Dasein hätten fristen können. Ebenso gesinnt waren die amerikanischen und europäischen Handelsleute an der Küste, welche die Kolonie mit Schadenfreude untergehen sahen, weil sie nun hoffen konnten, ihr Handelsmonopol zu behalten. Sie versuchten sogar, die armen Deutschen mit Gewalt zu vertreiben, doch kam ihnen der Tod derselben zuvor und als ich „Karlsruhe" besuchte, schlichen nur noch zwei oder drei Kolonisten, krank und arm, umher. Der deutsche Begräbnißplaz war ein kleiner Aushau im Walde und das Unkraut hatte die Gräber bereits vollständig überwuchert." (A. d. Fremde.)

Südamerika. La Platastaaten. (Urtheil der H. Z. f. d. A.- u. K.-A.) Die Verhältnisse der La Platastaaten lassen sich in Hinsicht der politischen Wirren, der Unsicherheit der öffentlichen Zustände sehr wohl mit den zentro-amerikanischen Republiken vergleichen. Es scheint, daß die Staaten am La Plata wiederum vor einer Reihe von Katastrophen stehen, die nicht unblutig und nicht ohne sehr nachtheilige Einwirkung auf die in jenen Ländern angesiedelten Fremden verlaufen können. Wir müssen, wie wir des Klimas wegen für immer von der Einwanderung in die Küstenstriche Zentral-Amerikas abgerathen haben, so vorläufig vor der Einwanderung in die klimatisch sonst so günstig ausgestatteten La Platastaaten aus Rüksicht auf die dort herrschenden anarchischen Zustände auf das entschiedenste zu warnen fortfahren.

Australien. Die nordaustralische Expedition, deren Reiseplan wir früher nur unvollkommen mittheilen konnten, hat Anfangs August 14 Mann stark mit 50 Pferden, 200 Schafen und Vorräthen für zwei Jahre Moreton-Bay verlassen und die Mündung des Viktoria-Flusses erreicht. Die Entdeker wollen diesen Fluß bis zur Quelle hinaufgehen und die Ausdehnung seines Stromgebietes nach dem Innern untersuchen. Dann werden sie vermuthlich sich östlich wenden und am Rande der vermutheten Zentralwüste reisen, bis sie die Quellengebiete der Flüsse erreichen, welche in den Golf von Carpentaria sich ergießen. Von dort aber sollen sie wagen südwärts den Barco-Fluß zu erreichen, den nördlichsten Punkt, bis zu welchem Sir Thomas Mitchell und Herr Kennedy auf ihrer Entdekungsreise von Sidney nach dem Golf von Carpentaria vordrangen.

— (Australisches Gold.) Es wurden in den acht ersten Monaten an Gold aus Australien verschifft, im Jahre

1852	1,111,677	Unzen
1853	1,512,494	"
1854	1,561,378	"
1855	1,585,626	"

Es wäre völlig unrichtig, wenn man für die lezten vier Monate etwa ein volles Drittel zuschlagen wollte, denn der Frühling beginnt gerade im Monat September, und mit der Zunahme des Tages vertroknen die Gewässer, in denen Gold gewaschen wird. Merk würdig ist die bisher geringe Schwankung der jährlichen Golderträgnisse. Gegenwärtig sind die Quarzmühlen stark in Thätigkeit. Ihr Ertrag schwankt von 80 bis zu 100 Unzen aus der Tonne (20 Ztr.) Quarz.

(Berichtigung.) In lezter Nummer Seite 20, Spalte 1, Zeile 19 von unten im Texte der Eidgenössischen Zeitung lies Fort Worth statt Fortwörth.

Auswanderung

nach den

Kolonien der HH. Vergueiro in St. Paulo (Brasilien).

Die nächste Abfahrt nach diesen Kolonien wird Ende März oder Anfangs April stattfinden; von da an bis Oktober jedes Mal, wenn sich genug Passagiere zur Besezung eines Schiffes werden gemeldet haben.

Der Bericht der schweizerischen Hülfsgesellschaft in Rio Janeiro macht jede weitere Anpreisung derselben unnöthig (siehe „Neue Zürcher Zeitung" Nro. 356 vom 22. Dezember 1855 und Kolonist Nro. 52).

Für Abschluß von rechtsgültigen Verträgen beliebe man sich an den Unterzeichneten, welcher allein in der Schweiz dazu ermächtigt ist, zu wenden.

Gemeinden, welche ihren Angehörigen die Reise nach diesen Kolonien bezahlen, erhalten ihre dafür ausgelegten Gelder in fünf Jahren zurük.

Auch für die Kolonien der Mucury-Gesellschaft und des Herrn Grafen von Montravel ist derselbe bevollmächtigt, Leute anzunehmen.

Hr. A. Suter, Advokat in Lichtensteig und konzessionirter Agent, ist durch mich bevollmächtigt worden, Leute im Kanton St. Gallen zu engagiren.

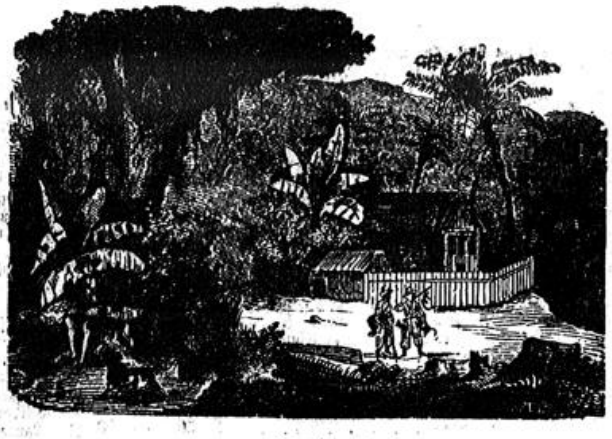
Zürich, Unterstraß Nro. 132.

E. de Paravicini.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrückungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 8. | Samstag den 23. Februar | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | **1856.**

Bericht des belgischen Konsuls zu Chicago an das Ministerium über die Auswanderung nach dem Nordwesten der Vereinigten Staaten.

Wir würden diese interessante Abhandlung, welche in Nro. 16 des belgischen Moniteurs enthalten ist, vollständig in wörtlicher Uebersezung bringen, wenn uns nicht der beschränkte Plaz unseres Wochenblattes geböte, dieselbe abzukürzen. Wir begnügen uns daher damit, unsern Lesern das Wichtigste davon im Auszuge vorzulegen.

Es sei uns hier noch erlaubt, auf eine Stelle des Konsularberichtes aufmerksam zu machen, welche einen sehr anschaulichen Beweis enthält, wodurch unsere im vorigen Jahrgang oft wiederholte Empfehlung der Route über Quebek nach dem Nordwesten sich auf's neue als gerechtfertigt herausstellt. Der Konsul erzählt nämlich von zwei Zügen Auswanderer, welche von Antwerpen über Quebek nach Greenbay und Wiskonsin expedirt wurden; dieselben haben sich nicht nur auf der ganzen Fahrt sehr gut befunden, sondern überdieß noch jede Person 60 Franken weniger Kosten gehabt, als andere gleichzeitig über New-York nach Greenbay gekommene Emigranten. Diese Stelle verdient in einer schweizerischen Auswanderungszeitung um so eher hervorgehoben zu werden, als das Haus, welches diese zwei Züge spedirt hat, ein schweizerisches ist, nämlich Steinmann und Komp. in Antwerpen (früher Leroy und Steinmann). Dieses Haus ist die einzige schweizerische Unternehmung, welche selbst die Schiffe befrachtet und expedirt. Aus einem Zeugnisse des Hrn. Diezinger, schweizerischer Konsul in Antwerpen, entnehmen wir zudem mit Vergnügen, daß dasselbe seit Beginn seiner eigenen Verschiffungen sowohl in Betracht der Auswahl der Schiffe als der Verproviantirung, nur Rühmliches leistete, welchen Umstand wir um so mehr uns verpflichtet halten unsern Lesern zur Kenntniß zu bringen, als wir Gelegenheit hatten zu erfahren, mit welch niedrigen Mitteln Seitens gewisser Auswanderungsagenten den Bestrebungen dieses Hauses entgegengearbeitet wird und seine Verschiffungen verleumdet werden. Wir unserseits begrüßen dieses Unternehmen im Interesse der schweizerischen Auswanderer für den Auswanderer nur vortheilhaft sein kann, wenn er von seinem Agenten bis nach Amerika spedirt wird und nicht blos bis an's Meer, wo ihn sonst der Agent dem Schiffsfrachter übergibt und sich damit aller Verantwortlichkeit für die weitere Spedition entschlägt. Wer tunlichstens diese empfehlenswerthe Route und Schiffsgelegenheit nach Kanada oder dem Nordwesten der Union benüzen will, dem diene zur Nachricht, daß genanntes Haus (Generalagentur für die Schweiz: Steinmann-Drevet in Basel) im März wieder ein Schiff ab Antwerpen nach Quebek expedirt.

Doch nun zu dem Berichte des belgischen Konsuls in Chicago. Die Auswanderung, sagt derselbe, richtet sich vorzugsweise nach dem Westen, insbesondere nach den Prairien von Illinois, Jowa und einigen Punkten von Wiskonsin.

Derjenige, welcher daheim sein genügendes Auskommen findet, soll nicht auswandern, wofern er nicht mit unverwüstlicher Thätigkeit ausgerüstet ist und überdieß die Gabe besizt, sowohl ohne große Mühe die englische Sprache zu erlernen, als auch eben so leicht an den verschiedenen Geschäften zu arbeiten, die in Amerika vorzugsweise betrieben werden; denn besizt dieses Land auch unerschöpfliche Hülfsquellen, so sind sie doch nur der Einsicht und Arbeitsamkeit, Thätigkeit und Ordnung zugänglich, welche das amerikanische Volk entfaltet. Wer in der Absicht hieher kommt, die verschiedenen Vergnügungen, Zerstreuungen und Genüsse der europäischen Gesellschaft zu finden, geht seiner Enttäuschung und oft seinem Ruin entgegen. Am meisten Aussichten bietet Amerika demjenigen, der sich in allen Lagen zu helfen weiß. Amerika ist ein reiches Land für intelligente, gewandte, nüchterne, muthige und sparsame Menschen, sehr arm aber für diejenigen, welche diese Eigenschaften nicht besizen.

Die Auswanderer lassen sich in verschiedene Klassen eintheilen:

1) Solche, welche ein Kapital mitbringen und die Absicht haben, Land anzukaufen. Diese wollen sich oft anfangs nicht den Arbeiten, Anstrengungen und Entbehrungen unterziehen, welche die Niederlassung in einem völlig unbebauten Lande fordert, wo Alles noch zu thun ist. In großer Entfernung von Städten, nach welcher nicht immer gebahnte, gangbare Wege führen, ist es für sie vortheilhafter, sich dem Detailhandel in Kleinwaaren, Spezereien und Getränken zuzuwenden. Diejenigen aber, welche auf ihrer ersten Absicht beharren, ziehen größern Vortheil und haben dabei weniger Entbehrungen zu ertragen, wenn sie sich in den westlichen Staaten niederlassen, wo die Bevölkerung am dichtesten ist und Verbindungen durch Eisenbahnen, Kanäle oder gewöhnliche Straßen vorhanden sind, wie in den Prairien von Illinois von Manteno (40 Meilen von Chicago) bis Cairo am Mississippi. Sie müssen sich jedoch 40 bis 50 Meilen von den Ufern dieses Flusses entfernt halten, weil daselbst alljährlich verschiedene Krankheiten und insbesondere die Wechselfieber herrschen. Die Prairie ist immer dem Waldboden vorzuziehen, indem die Urbarmachung des leztern pr. Akre gewöhnlich 15 bis 25 Dollars kostet, während die erstere, wenn sie einmal umgebrochen ist, dem Bebauer schon vom ersten Jahre an eine Ernte liefert, welche beinahe immer die Kosten der ersten Ansiedelung deft.

2) Diejenigen, welche ein Handwerk betreiben wollen, finden in der ganzen Union, vorzüglich aber im Westen Gelegenheit, aus ihren Kenntnissen Nuzen zu ziehen, sobald sie der englischen Sprache mächtig sind. Am bälbesten gelangen die Deutschen zu Arbeit, weil ihre Sprache mit der englischen viel Uebereinstimmendes hat und zudem überall gesprochen wird. Am zahlreichsten sind die Maurer, Steinhauer, Zimmerleute, Schreiner, Schmiede, Schlosser, Flaschner und Zimmermaler.

3) Diejenigen, die nur auf die Kraft ihrer Arme angewiesen sind. Obgleich ihr Taglohn in der ganzen Union im Allgemeinen einen Dollar beträgt, so hängt ihre Existenz doch oft von den Umständen, den Jahreszeiten und Geldkrisen ab, welche die Eisenbahn- und andere Arbeiten momentan unterbrechen. Oft finden sie im Winter keine Beschäftigung und sind dann sehr froh, wenn sie eine Anstellung erhalten können, bei der sie monatlich außer der Nahrung noch 10 Dollars verdienen. Dessenungeachtet fällt es einem rechtschaffenen, intelligenten und arbeitsamen Manne, insofern er bekannt ist, nicht schwer, eine Anstellung für das ganze Jahr mit 18 bis 20 (!) Dollars monatlichem Lohn nebst Nahrung zu erhalten, sei es als Diener oder als Arbeiter auf einer Eisenbahnstation, aber immer erst, wenn er die Sprache genügend erlernt hat.

Außer diesen drei Klassen lassen sich noch drei weitere anführen: die Kaufleute, die Spekulanten und die Kunstmaler.

1) Die Kaufleute, welche über ein Kapital verfügen können, müssen vorläufig die Sprache erlernen, nach ihrer Ankunft die Geschäfte studiren, wie sie im Lande betrieben werden, und längere oder kürzere Zeit in einem Hause arbeiten, das demjenigen Geschäftszweige angehört, dem sie sich widmen wollen.

2) Die Spekulanten haben ebenfalls die Kenntniß der Sprache nothwendig und müssen sogar eine Lehrzeit durchmachen.

3) Für die Kunstmaler ist es nicht unumgänglich nothwendig, daß sie Künstler ersten Ranges seien. Landschaften, Operuszenen u. s. w., Kopien bekannter und verbreiteter Bilder werden, wenn sie ein lebhaftes Kolorit haben, immer eher gekauft, als gute Gemälde, namentlich wenn der Preis zwischen 25 und 80 Dollars variirt und 100 Dollars nicht übersteigt.

In welchem Grade der Auswanderer reussiren werde, hängt nicht nur von seinen Mitteln und seiner Tüchtigkeit, sondern in hohem Grade auch vom Zufall ab. Von besonderer Wichtigkeit ist die Wahl des Niederlassungsortes.

Wer Akerbau treiben will, thut gut, sich im Westen anzusiedeln. Die Ländereien sind daselbst fruchtbarer und wohlfeiler. Illinois und Jowa sind sicher diejenigen zwei Staaten, welche wegen der Fruchtbarkeit und Wohlfeilheit ihrer Ländereien dem Akerbauer am meisten Vortheile darbieten.

Die Handwerker müssen diejenigen Orte aufsuchen, in welchen ihre Beschäftigung am stärksten betrieben wird.

Den Kaufleuten würde es im Westen leichter sein, mit geringerem Kapital ein Geschäft zu gründen.

Die Bodenspekulanten müssen ebenfalls nach dem Westen gehen; ebenso die Getreidespekulanten, und zwar insbesondere nach Chicago, dessen Getreidemarkt der größte der Union, ja selbst der Erde ist. Die Fleischspekulanten haben ihren Aufenthalt in Cincinnati, St. Louis oder Chicago zu nehmen. Diejenigen, welche in verschiedenen andern Lebensmitteln spekuliren, müssen sich in den Staaten festsetzen, welche die Gegenstände liefern, deren sie bedürfen. Für die Spekulanten in Eisenbahnaktien u. s. w. ist es gleichgültig, in welcher bedeutenden Stadt der Vereinigten Staaten sie ihren Wohnsiz wählen; den meisten Vortheil wird ihnen jedoch der Aufenthalt in New-York gewähren, welches der Hauptpunkt für betreffende Operationen ist.

Die Kunstmaler lassen sich am vortheilhaftesten in Städten nieder, welche mehr als 20,000 Einwohner zählen; doch haben sie die großen Küstenstädte zu meiden, wo meistentheils Galerien von Gemälden der bedeutendsten europäischen Meister zu finden sind.

(Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über die Auswanderung nach Nordamerika geht der Berichterstatter zu den Beobachtungen über, die er auf seinen Reisen in Indiana, Kentuky, Iowa, Wiskonsin und dem größten Theile von Illinois gemacht hat und von denen wir hier noch Einiges mittheilen wollen).

Von Chicago bis Michigan-City (Indiana), 40 Meilen. Das Terrain ist an mehreren Punkten niedrig und schlammig. In einiger Entfernung vom Michigan-See sind die Wälder ziemlich schön. Die Gegend ist wenig bewohnt.

Von Michigan-City bis La Fayette, 91 Meilen. Die Prairie ist an einigen Stellen angebaut, aber der Boden ist im Allgemeinen feucht. Die Wälder sind licht und von geringer Höhe. Dessenungeachtet sind die höher gelegenen Theile gut und sehr rauh; aber nicht mit Unrecht wird die ganze Gegend für ungesund gehalten. Erst 15 Meilen von La Fayette trifft man einige Dörfer und Farmen. Von den 12 zwischen den beiden Städten gelegenen Dörfern sind mehrere bloß von 12 bis 15 Familien bewohnt und die größten zählen nicht über 30 Häuser.

Von La Fayette bis Ladford, 126 Meilen. Zwischen diesen zwei Punkten ändert sich der Boden gänzlich, die schlammige Prairie verschwindet, um schönen Wäldern Plaz zu machen, welche sich sowohl durch die Höhe als die Dike ihrer Bäume auszeichnen. An manchen Stellen besteht die Oberfläche des Bodens aus einer Schichte schwarzer Erde, deren Dike zwischen 15 und 30 Centimetres wechselt und an einigen Punkten sogar 40 Centimetres erreicht. 15 Dörfer liegen auf dieser Strekе, von denen jedes bloß 100 bis 400 Einwohner zählt. Die Umstände sind indessen ihrem Aufblühen günstig, denn sie liegen alle an der Zentraleisenbahn von Indiana und können auf diesem Wege ihre Produkte leicht und mit geringen Kosten ausführen, sei es über Chicago oder New-Albany oder die Städte an den Seen, wie Detroit, Toledo, Cleveland. In der Umgegend von Lindan, Cloverdale und Bloomington habe ich sehr schöne und große Farmen gesehen. Mehrere derselben haben Stüke Boden von 50 bis 100 Akres, die alle mit Korn, Mais und Hafer besäet sind. Aber troz der Schönheit und des Reichthums dieser Farmen, suchen ihre Eigenthümer hier zu verkaufen, um sich nach den ausgedehnten Prairien von Illinois oder den neuen Staaten des Westens zu wenden. Der Werth derselben variirt zwischen 15 und 60 Dollars der Akre und richtet sich nach der Größe des umgebrochenen Landes. Eine Farm zu 80 Akres, wovon der vierte Theil angebaut ist, gilt selten mehr als 20 Dollars, indeß diejenigen, die zur Hälfte oder zu drei Viertheilen bebaut sind, auf 40 bis 50 Dollars geschäzt werden. (Forts. folgt.)

Fahrpreise von Baltimore.

Im Nachstehenden habe ich alle mir bekannten Fahrpreise von Baltimore aus, angegeben. Bei den nach Chicago genannten Plätzen konnte ich den Betrag des Uebergewichtes nicht bemerken, weil die Verwaltung der Baltimore- und Ohio-Eisenbahn bis jezt Durchbillets bis Chicago ausgibt, nach Sandusky, Toledo und Erie, Pennsylvanien, nur bis Cleveland; doch sind die Passagierpreise sowohl von Chicago aus als von Cleveland nach den angegebenen Orten völlig richtig. Da die Passagepreise auf der Baltimore- und Susquehanna-Eisenbahn für Einwanderer im Laufe des Jahres oft verändert sind, habe ich vor mehreren Tagen den Agenten der Bahn, Herrn Balster, ersucht, mir die genauen Preise nach allen Plätzen anzugeben, aber bis jezt nichts erhalten. Ich habe daher die Preise, wie sie mir aus lezter Zeit bekannt sind, angegeben, den Betrag des Uebergewichts aus dem Grunde weggelassen, da auch dieser mehrfacher Veränderung unterworfen; so kosteten z. B. 100 Pfund Uebergewicht auf dieser Bahn bis Chicago im Frühjahr noch 4 Dollars 50 Cents, später nur 2 Dollars 50 Cents. Diese Reduktion des Preises für Uebergewicht verdanken wir der Konkurrenz der Baltimore- und Ohio-Bahn, indem sie eintrat, wie lezte Bahn Durchbillete bis Chicago ausgab.

1) Auf der Baltimore- und Ohio-Eisenbahn und den mit derselben in Verbindung stehenden Bahnen 100 Pfd. Gepäk frei; sämmtliches Gepäk wird kostenfrei von einem Bahnhofe zum andern geliefert.

	Doll.	Cts.	Uebergewicht für jede 100 Pfd. Doll.	Cts.
Nach Hagerstown mit dem Extrazuge	3	50	—	—
Nach Cumberland mit dem Einwandererzuge	2	25	—	75
Nach Cumberland mit dem Extrazuge zweiter Klasse, 8 Stunden	3	50	—	—
Nach Piedmont mit dem Einwandererzuge	2	50	—	75
Nach Tettermann mit dem Einwandererzuge	3	25	—	90
Nach Fairmount mit dem Einwandererzuge	3	50	—	90
Nach Wheeling mit dem Einwandererzuge in 48 Stunden	4	—	1	52
Nach Wheeling mit dem Expreßzuge, zweiter Klasse, 17 Stunden	5	—	—	—
Nach Columbus, Ohio, mit dem Einwandererzuge	6	25	1	75
Nach Columbus, Ohio, mit dem Expreßzuge, zweiter Klasse, 22 Stunden	7	25	—	—
Nach Cincinnati, Ohio, mit dem Einwandererzuge	7	25	2	—
Nach Cincinnati, Ohio, mit dem Expreßzuge, zweiter Klasse, 26 Stnnden	8	25	—	—
Nach Marietta, Ohio, mit der Eisenbahn nach Wheeling und von dort per Dampfschiff	4	50	1	40
Nach Pomroy per Dampfschiff	5	—	1	50
Nach Portmouth per Dampfschiff	5	—	1	50
Nach Mayesville " "	5	—	1	50
Nach Cincinnati " "	5	25	1	50
Nach Lawrenceburg per "	6	—	1	75
Nach Madison, Indiana, per Dampfschiff	6	25	1	80
Nach Louisville, Kentuky, per Dampfschiff	6	25	1	80
Nach Evansville, Indiana, pr. Dampfschiff	7	25	2	—
Nach Cairo, per Dampfschiff	8	—	2	—
Nach St. Louis, Missouri, pr. Dampfschiff	8	—	2	25
Nach St. Louis, Missouri, mit der Eisenbahn, Expreßzug, zweite Klasse, 46 Stunden	17	50	—	—
Nach St. Louis, Missouri, mit der Eisenbahn bis Cincinnati und von dort in der Kajüte bis St. Louis	12	—	2	25
Nach Cleveland, Ohio, mit dem Einwandererzuge	5	50	1	50
Nach Detroit, Michigan, mit dem Einwandererzug	6	50	1	75
Nach Kalamazoo, Michigan, mit dem Einwandererzuge	8	—	2	—
Nach Michigan-City, Michigan, mit dem Einwandererzuge	8	—	2	—
Nach Chicago, Illinois, mit dem Einwandererzuge	8	60	2	—
Nach Milwaukee, mit dem Einwandererzuge	10	69	2	25
Nach Chicago, Illinois, (zweiter) mit dem Expreßzuge, zweiter Klasse, 3½ Tag	15	—	—	—
Nach Galena, Illinois, über Chicago mit dem Einwandererzuge	12	—	—	—
Nach Dubuque, Iowa, über Chicago mit dem Einwandererzuge	12	65	—	—
Nach Davenport, Iowa, über Chicago mit dem Einwandererzuge	11	60	—	—
Nach Poree, (?) Illinois, über Chicago mit dem Einwandererzuge	10	10	—	—
Nach Sandusky, Ohio, mit dem Einwandererzuge	6	75	—	—
Nach Toledo, Ohio, mit dem Einwandererzuge	7	50	—	—
Nach Erie, Pennsylvanien, mit dem Einwandererzuge	7	25	—	—
Nach Buffalo, New-York, über Chicago mit dem Einwandererzuge	7	50	—	—
Nach Peoria, Illinois, über Chicago mit dem Einwandererzuge	11	60	—	—
Nach Rok-Island, über Chicago mit dem Einwandererzuge	11	60	—	—
Nach Fredrik, Madison, mit dem Expreßzuge	2	15	—	—
Nach Washington, D. C., mit dem Expreßzuge	1	50	—	—
Nach Alexandria, Pennsylvanien, mit dem Expreßzuge	1	62	—	—

2) Auf der Baltimore- und Susquehanna-Eisenbahn bis Pittsburg 100 Pfund Gepäk, über Pittsburg hinaus 80 Pfund Gepäk frei. Die Passagiere haben an den Stationen, wo umgeladen wird, die Fortschaffung des Gepäkes selbst auf eigene Kosten zu besorgen.

	Doll.	Cts.	Uebergewicht für jede 100 Pfd. Doll.	Cts.
Nach Straßburg, Pennsylvanien, mit dem Expreßzuge	1	5	—	—
Nach York, Pennsylvanien, mit dem Expreßzuge	1	50	—	—
Nach Columbus, Pennsylvanien, mit dem Expreßzuge	2	—	—	—
Nach Lancaster, Pennsylvanien, mit dem Expreßzuge	2	30	—	—
Nach Harrisburg, Pennsylvanien, mit dem Expreßzuge	2	35	—	—
Nach Altona, Pennsylvanien, mit dem Einwandererzuge	4	—	—	—
Nach Johnstown, Pennsylvanien, mit dem Einwandererzuge	4	—	—	—
Nach Pittsburg, Pennsylvanien, mit dem Einwandererzuge	4	—	—	—
Nach Cleveland, Ohio, mit dem Einwandererzuge	6	—	—	—
Nach Columbus, Ohio, mit dem Einwandererzuge	7	—	—	—
Nach Cincinnati, Ohio, mit dem Einwandererzuge über Pittsburg	7	50	—	—
Nach Chicago, Illinois, mit dem Einwandererzuge über Pittsburg	9	50	—	—
Nach Dayton, Ohio, mit dem Einwandererzuge über Pittsburg	7	50	—	—
Nach Indianapolis, Indiana, mit dem Einwandererzuge über Pittsburg	8	50	—	—

Einwanderern, die nach dem Südwesten wollen, ist unbedingt die Benuzung der Baltimore- und Ohio-Eisenbahn zu empfehlen, da die Bahn über Pittsburg, Allianre und Crestline bedeutend länger nach Cincinnati ist als die über Wheeling. Diejenigen, welche per Dampfschiff auf dem Ohio westlich reisen wollen, haben eine Strekе von 96 Meilen von Pittsburg nach Wheeling vergeblich zu machen, wenn sie über Pittsburg reisen, da Wheeling 96 Meilen näher zu Cincinnati ligt, als Pittsburg.

3) Auf der Baltimore-, Wilmington- und Philadelphia-Eisenbahn

	Gepäk 50 Pfd. frei.
Nach Philadelphia, mit der Eisenbahn zweiter Klasse	2 Doll. — Cts.
	Gepäk 100 Pfd. frei.
Nach Philadelphia mit der Eisenbahn und Dampfschiff	1 Doll. 50 Cts.
Nach Reading, Pennsylvanien, mit der Eisenbahn	4 " — "
Nach Reading, Pennsylvanien, mit der Eisenbahn und Dampfschiff	3 " 50 "
Nach allen nachfolgenden Plätzen, wenn das Dampfschiff nach Philadelphia benuzt wird, 50 Cents weniger	
Nach Pottsville, Pennsylvanien, mit der Eisenbahn	4 " 75 "
Nach New-York, Pennsylvanien, mit der Eisenbahn	4 " — "
Nach Albany, New-York, mit der Eisenbahn	4 " 50 "
Nach Utica, New-York, mit der Eisenbahn	6 " — "
" Syrakuse " " " "	6 " 50 "
" Oswego " " " "	7 " 25 "
" Rochester " " " "	7 " 75 "
" Buffalo " " " "	7 " 75 "
" Dunkirk, N., " " "	7 " 75 "
" Boston, Massachusetts, mit der Eisenbahn	6 " 75 "
Nach Boston, Massachusetts, pr. Dampfschiff nebst Beköstigung	8 " — "
Nach Hamilton, Kanada, mit der Eisenb.	8 " 75 "
" London, " " " "	10 " 25 "
" Toronto, " " " "	8 " 50 "
" Kingston, " " " "	8 " 50 "
" Port Hope	8 " 50 "
" Montreal	10 " 25 "
4) Nach südlichen Plätzen.	
" Richmond, Virginien, mit der Eisenbahn und Dampfschiff	4 " — "

Gepäk 100 Pfd. frei.

Nach Fredriksburg, Virginien, mit der Eisenbahn und Dampfschiff . . . 3 Doll. — Cts.
Nach Petersburg, Virginien, mit der Eisenbahn und Dampfschiff . . . 4 „ — „
Nach Charleston, Süd-Karolina, mit der Eisenbahn und Dampfschiff . . 6 „ — „

Baltimore, Januar 1856.

H. F. Wellinghoff,
Agent der deutschen Gesellschaft in Maryland.

Kolonisations-Bedingungen der Mucury-Kompagnie, in der Provinz Minas Geraes in Brasilien.

I. Verpflichtungen der Mucury-Kompagnie.

§. 1. Lage, Größe und Preis der Grundstüke.

Die von den General-Agenten der Mucury-Kompagnie angenommenen Auswanderer erhalten bis zu 2 Quadrat-Legoas *) Ländereien in der Provinz Minas Geraes, zum Kauf, wovon die eine Hälfte in keinem Falle weiter als 2 Legoas von Philadelphia entfernt und die andere am St. Anna-Bach gelegen sein muß, in der Weise, daß auf jede Familie bis zu 150,000 Quadrat Braças**) Land zu dem Preise von 2 Reis***) per Braça gerechnet werden. Die Hauptfronte jeder Kolonistenstelle ist auf 100 Braças bestimmt, und zwar entweder am Todos os Santos-Flusse, am St. Anna oder einem andern näher nach Philadelphia zu gelegenen Bache.

§. 2. Stadtplätze.

Auf Verlangen wird jeder Familie, welche Ackerbauland gekauft hat, ein Stadtplatz von 500 Quadrat-Braças in Philadelphia unentgeldlich überlassen und ist dafür weiter nichts als eine jährliche Grundsteuer von 4 Milreis für jeden Platz zu entrichten. Das Nähere ist aus Nr. II., Bedingungen in Betreff der Stadtplätze, zu ersehen. Auch wird eine Anzahl Stadtplätze an Solche überlassen, die lediglich städtische Gewerbe treiben wollen.

§. 3. Eintheilung in Dorfgemeinden.

Die Kolonisten auf dem Lande bilden Dorfgemeinden, deren jede aus mindestens 30 Familien bestehen soll. Jede solche Dorfgemeinde muß wenigstens durch Maulthierwege mit der von der Gesellschaft anzulegenden Hauptstraße in Verbindung stehen, wenn sie nicht unmittelbar an derselben liegt.

§. 4. Kauf-Dokumente.

Binnen 6 Monaten wird bei einer Strafe von 50 Milreis für jeden betreffenden Fall Seitens der Gesellschaft und auf Kosten derselben ein gesetzliches Kauf-Dokument dem Kolonisten ausgestellt.

§. 5. Steuerfreiheit der Grundstüke.

Für alle angekauften Ländereien, mit Ausnahme der §. 2. erwähnten jährlichen Grundsteuer für die Stadtplätze, sind keinerlei Steuern oder Abgaben jemals von dem Kolonisten an den Staat oder die Gesellschaft zu entrichten. Ueberhaupt wird jedem Kolonisten die vollständigste Unabhängigkeit gesichert, um seine Eigenthums- und alle andern persönlichen Rechte gleich jedem brasilianischen Bürger frei ausüben zu können, sowie auch für die Naturalisation derselben durch die Gesellschaft gesorgt.

§. 6. Vermessung der Grundstüke.

Die zur Kolonisation bestimmten Ländereien werden auf Kosten der Gesellschaft vermessen und die Grenzen für jede Familie nach allen vier Seiten hin festgestellt.

§. 7. Beförderung der Kolonisten.

Die Kolonisten werden von Rio de Janeiro aus kostenfrei nach St. Clara expedirt und ihnen bis zu ihrer Ankunft in Philadelphia die nöthigen Lebensmittel unentgeldlich gewährt. Frauen und Kinder unter zehn Jahren werden von St. Clara bis nach Philadelphia auf Kosten der Gesellschaft zu Wagen gebracht, sobald die große Straße nach Philadelphia hergestellt ist. Tritt für die Kolonisten bei ihrer Ankunft in Rio de Janeiro ein unvorhergesehener Aufenthalt in der Beförderung ein, so erhält jeder Kolonist, ausgenommen Kinder unter 4 Jahren, 1 Milreis Entschädigung per Tag und Kopf von der Gesellschaft. Ebenso werden für das erste Unterkommen von wenigstens 30 Familien auf der Kolonie selbst Anstalten getroffen sein, bis diese sich selbst Wohnungen angeschafft haben.

§. 8. Beförderung des Gepäks.

Alles Gepäk, Maschinen, Utensilien oder sonstige Geräthschaften der Kolonisten werden bis zu 30 Aroben*) gegen Gewicht per Familie ab Rio de Janeiro zoll- und kostenfrei nach Philadelphia befördert. Waaren zum Verkauf können nur durch Vermittlung eines Rioer Hauses eingeführt werden.

§. 9. Handels- und Gewerbefreiheit der Kolonisten.

Zur ersten Erleichterung für die Kolonisten verkauft die Kompagnie im Anfang in Philadelphia Salz, Wein und andere nothwendige Lebensbedürfnisse für eigene Rechnung; sie ist jedoch weit entfernt, sich irgend ein Monopol anmaßen zu wollen, sondern wird den Handel gern ausschließlich in die Hände der Kolonisten übergehen sehen und sichert denselben auch vor ihrer vollständigen Naturalisation uneingeschränkte Handels- und Gewerbefreiheit zu.

§. 10. Vorräthe der Kompagnie für die Kolonisten.

Die Gesellschaft verkauft im ersten Jahre an jeden über 6 Jahre alten Kolonisten

1/3 Alqueire**) Mandiok-Mehl per Monat
1/4 „ schwarze Bohnen „
1/44 „ Salz „
4 Pfund Spek „
16 „ getrocknetes Fleisch „

und wöchentlich einmal frisches Fleisch.

Desgleichen 1 Schaufel, 1 Beil, 1 großes Messer und die unentbehrlichen Ackergeräthe, sowie die erforderlichen Samen und Pflanzen von Mais, schwarzen Bohnen, Baumwolle und Kaffee, die mit der zweiten Zahlung für die Ländereien zurückzuzahlen sind. (Vgl. §. 16.) Bei Vorausbezahlung genießt der Kolonist 5% Vergütung, wogegen die Kaufsumme für diese Bedürfnisse nach dem Ablaufe des Zahlungstermins mit 6% verzinst wird.

Die Preise aller der gedachten Gegenstände werden nie die Rioer Preise des halben Jahres übersteigen, in welchem die Lieferungen gemacht wurden.

Ferner erhält jede Familie gegen sofortige Bezahlung 1 Milchkuh mit Kalb für 30 Milreis
1 Schwein 3 „
welche immer für die Kolonisten zum Kauf in Philadelphia vorräthig gehalten werden sollen. (Forts. folgt.)

*) 1 Legoa = 1 preußische Postmeile.
**) 531 Quadrat Braças = 1 preuß. Morgen, 150,000 Quadrat Braças = 283 preuß. Morgen = 130 sächs. Acker.
***) Milreis (1000 Reis) durchschnittlich 25 Sgr., so daß der preuß. Morgen ca. 27 Sgr.., der sächsische Acker 1 Thlr. 28 Sgr. kostet.

*) 1 Arobe = 31½ preuß. Pfund.
**) 1 Alqueire = 1 Bushel, ist als Maß und Gewicht verschieden.

Verschiedenes.

(Eine Mixtur aus Prinz Joinville, Hamburger Kolonisationsverein und Vergueiro.) Wer recht konzentrirten Unsinn lesen will, der nehme das leste (Gottlob!) Heft der Bossart'schen Mittheilungen zur Hand. Da steht in dem Abschnitt „Ansichten über die Auswanderung nach Südamerika, Mittelamerika und Australien", daß der Prinz Joinville nach Südamerika einlade. Sein Schwager, der Kaiser von Brasilien, habe ihm ein großes Gebiet, die Provinz San Paulo (!!), welches aber ein menschenleeres Land (mit etwa 700,000 Einwohnern!) sei, zum Geschenke gemacht. Joinville habe Agenten in Europa, die ihm Leute liefern (!). Von Hamburg und Bremen (!) aus werde viel zur Förderung dieser Angelegenheit gethan. (Unschuldiger Bossart, wenn Sie wüßten, wie scheel die Bremer zur Hamburger Auswandererexpedition nach San Paulo und Santa Katharina sehen!) Die Regierung von San Paulo thue jezt alles Mögliche für die Wohlfahrt der Auswanderer; aber früher seien die deutschen Auswanderer Sklaven geworden (!). Neuerdings solle die Sache weit besser gehen, als früher und mehrere kleine deutsche Kolonieen (San Leopoldo hat 12,000 Einwohner!) jezt sich in sehr blühendem Zustande befinden. — Verworrener und verkehrter könnte über die Kolonisation von San Paulo und Santa Katharina doch schwerlich gesprochen werden, wenn man sich auch absichtlich darauf verlegen wollte. Und solches Zeug schreibt ein Mann, der, wie er selbst am Schlusse seines Werkes sagt, der vollen Ueberzeugung ist, daß „diese Mittheilungen auf lange Zeit dem Auswanderer ein nüzlicher und treuer Rathgeber sein werden." Es ist zum Reißaus— nehmen!

Schweiz. Bern. (Santa Fé-Auswanderer.) Die 60—70 Berner, deren Abreise die Herren Bek und Herzog zur Bedingung der Mitnahme eines Experten gemacht hatten, fanden sich in den Juragemeinden in der Nähe des Bielersees. — Nach dem „Seeländerblatt" passirten lezten Sonntag Mittags neuerdings 200 Walliser über Aarberg, die nach Santa Fé in Südamerika auswandern. Die meisten waren leicht gekleidet. Frauen und Kinder waren im Verhältniß wenige dabei. Nach ihren Aussagen waren ungefähr 40 unter ihnen aus Vieh, die anderen alle von Monthey. — Das Auswanderungsziel, sagt das „Berner Intelligenzblatt", fällt um so mehr auf, als der Walliser Staatsrath eine besondere Warnung dagegen erließ. Auch für die Berner-Auswanderer wäre es wünschbar gewesen, den Bericht eines eigenen bernerischen Abgeordneten über das Kolonisationsunternehmen*) des Baslerhauses Bek und Herzog in Santa Fé in Südamerika (den Hr. Reg.-Rath Schenk in Aussicht stellt) vorher zu vernehmen, ehe 60—70 Kantonsangehörige mit ihm dort angelangt sind, da man doch dem Unternehmen die Begünstigung einer offiziellen Empfehlung einräumt.

— Glarus. Aus diesem Kanton wird darüber geklagt, daß wegen der Auswanderung, insbesondere nach Brasilien, Mangel an Arbeitern eingetreten, der bei der jezigen Blüthe mancher Industriezweige sehr empfindlich sei. Es gibt Leute, welche von diesem den Fabrikherren so ungelegenen Umstand den Fanatismus der Glarner Zeitung gegen die Bergueirokolonien herleiten. Von der Geld- und Fabrikantokratie des Landes, unter deren Einfluß sie stehe, werde sie in solchen Zeitpunkten, wo das Arbeitervolk unentbehrlich ist, allemal losgelassen, um demselben einen heilsamen Schreken vor der Auswanderung einzuflößen; wenn aber die Geschäfte nicht gehen und die hungrigen, murrenden Fabrikler u. s. w. lästig werden, so sei sie still oder sage wohl auch hie und da etwas, was jene zum Abdefiliren aufmuntere. Nun, wir lassen dahingestellt, wie viel Wahres in dieser Meinung liegt. Wir wollen hier nur noch den Irrthum berichtigen, in welchem befangen wir vor acht Tagen von einer ständeräthlichen Redaktion der Glarner Zeitung sprachen; wir haben nämlich indessen vernommen, daß unser Freund St. diese Stelle bekleide.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Friedensaussichten.) Von Washington kommen immer noch Drohungen gegen England, allein das Volk brachtet sie nur wenig. Der Handelsstand in Amerika fürchtet keinen Krieg mit England, weil er weiß, daß seine Kollegen in Großbritannien von dem nämlichen Geist beseelt sind, und daß ein Krieg zwischen diesen Ländern für beide Theile gleich schädlich wäre; selbst die durch jeden Lufzug bewegte Börse bleibt bei den täglich auftauchenden Gerüchten eines Krieges sehr ruhig. — Im Monat Dezember kamen 4103 deutsche Auswanderer an, gegen 14,700 im Dezember 1854.

— (Ein Hungersnoth-Fabrikant.) In der New-Yorker Kornbörse wurde eine Heuschreke gezeigt, die John J. Morris vom Salzsee in Utah mitgebracht hatte. Die Länge des Insekts beträgt 5 Zoll vom Kopf bis zum Schwanz. Es gehört zu eben der Gattung von Insekten, die die Saaten der Mormonen vernichtend, sich in solchen Schaaren dort einfanden, daß sie die Aeste der Bäume durch ihr Gewicht brachen und in wenigen Stunden die blühendsten Gefilde in öde Steppen verwandelten. Bei Besichtigung des Thieres kann man sich eine Vorstellung von der Größe dieser Landplage Egypten's und Utah's machen. Hoffen wir, daß dieselbe nicht in den nächsten Jahren unseren Westen heimsucht, denn dann würden die Vereinigten Staaten nicht mehr die Brodkammer sein, aus der Europa zu Zeiten des Mißwachses schöpfen kann. (Can. Bfrd.)

— New-York. (Bestrafte Höflichkeit.) Ein junger Herr, der auf dem Perron eines Eisenbahnhofes stand, sah eine junge Dame, welche keinen Begleiter hatte, aus einem der Eisenbahnwagen steigen und reichte ihr höflich die Hand, um aussteigen zu helfen. Er war ihr und sie war ihm völlig unbekannt und seine Hülfeleistung nur ein Akt der Höflichkeit. Später ergab sich, daß sie ihrem Manne davongelaufen sei und kostbare Kleider und Schmuke, sowie eine ziemlich bedeutende Summe mitgenommen hatte. Der Mann glaubte, sie sei entführt worden, und erkundigte sich bei dem ihm und seiner Frau bekannten Kassirer der New-York-Buffalo'er Eisenbahn, ob und wann seine Frau ein Fahrbillet gelöst habe: „Gestern Abend für Nachzug", erwiderte dieser. Es wurde diese Frage früh Morgens gerichtet und der betrogene Ehemann eilte sofort auf das Telegraphen-Bureau und ließ eine Depesche an die Polizeibehörde in Buffalo mit Signalement seiner Frau abgehen (das des Entführers kannte er nicht, weil er nicht wußte, wer es war) mit der Weisung, beide sofort bei ihrem dortigen Eintreffen in Verwahrsam zu nehmen. Auf Befehl des Polizei-Vorstandes wurde ein Polizeimann vor Ankunft jenes Nachtzuges nach dem betreffenden Bahnhofe mit einem Verhaftsbefehle, in der allerschönsten Form Rechtens abgefaßt, abgeschikt. Er warf sich an der nächsten Station in eine Miethskutsche und fuhr damit nach seinem Posten. Es währte nicht lange, als im ankommenden Zuge eine Dame, der ein junger Dandy die Hand reichte, aus einem der Wagen ausstieg. Beide wurden in's Gefängniß abgeführt; bei der Untersuchung ergab sich, daß der junge Gentleman ihr Begleiter und Entführer nicht gewesen sein konnte.

(Pilot.)

— Louisiana. (Ein Testament.) Die Theille von New-Orleans vom 7. Januar 1856 meldet den am

*) Dieser Ausdruk klingt sehr naiv. Die Herren Bek und Herzog sind bei der Kolonisationsunternehmung in Santa Fé ganz unbetheiligt. Sie werden nur die Leute an, erhalten dafür per Stük ein Kopfgeld, machen vor ihr Preßich a bei der Landexpedition; nach der Ankunft ist aber ihre Mission vollständig zu Ende. (A. d. R.)

3. Januar erfolgten Tod eines Württembergers, Dr. John Fink, daß er, ein Junggeselle, im 69. Jahr gestorben sei und ein Vermögen von 500,000 Dollars hinterlassen habe. Am 5. Januar wurde sein Testament eröffnet, und hat er den größten Theil seines bedeutenden Vermögens zur Fundirung eines Asyls für protestantische Wittwen und Waisen unter dem Namen „Asile Fink" bestimmt. Außer vielen andern Vermächtnissen, Emanzipation und lebenslänglicher Versorgung von Sklaven u. s. w. vermachte er an seine Schwester Karoline und an deren 12 Kinder, welche in Deutschland (Württemberg) wohnen, und an seine Schwägerin und an deren Kinder, gleichfalls in Deutschland, je die Summe von 2000 Dollars.

— **Missouri.** Die Bevölkerung von St. Louis stellt sich nach einer speziellen Schätzung ungefähr folgendermaßen. Die Bevölkerung besteht aus:

Im Staate Missouri geborenen		40,000
in andern Sklavenstaaten geborenen . . .		5,800
in freien Staaten der Union geborenen . . .		11,000
aus eingeborenen Amerikanern:		56,800
In Deutschland geborenen	36,600	
in Irland geborenen	14,500	
in England und Schottland geborenen	5,500	
in Frankreich geborenen	900	
in andern Ländern geborenen . . .	2,500	
aus im Auslande geborenen . . .		60,000
Freien Farbigen	1,300	
Sklaven	2,000	
aus Negern und Mulatten . . .		3,200
Totale Bevölkerung		120,000

Will man die ganze Zahl der National-Deutschen in St. Louis wissen, so hat man zu den 36,000 in Deutschland geborenen noch die Kinder der deutschen Eingewanderten hinzuzufügen, so wie die deutschen Schweizer, deren hier zirka 800 sein mögen. Dagegen sind vielleicht 300 bis 400 Böhmen (Czechen), welche größtentheils gar kein Deutsch verstehen, wieder abzuziehen. Diese Berechnung würde eine deutsche Bevölkerung von nahe an 50,000 Köpfen ergeben oder ungefähr 40 Prozent der Gesammtbevölkerung. Der französischen Sprache bedienen sich außer den zirka 900 in Frankreich geborenen auch noch viele, vielleicht die Mehrzahl der Nachkommen der ursprünglichen französischen (meist kanadischen) Einwohner von St. Louis, welches bekanntlich bis 1803 ausschließlich von Franzosen bewohnt wurde. Insofern bei diesen sogenannten Kreolen noch französische Sprache und Sitte das Uebergewicht hat, sind sie wohl höchstens auf 1500 Köpfe zu schätzen. Viele sind im Laufe der Zeit ganz mit der anglo-amerikanischen Bevölkerung verschmolzen. An Juden (die oben nach ihrem Geburtslande klassifizirt sind) mögen hier etwas über 1000 sein, aber höchstens die Hälfte derselben hängt noch dem mosaischen Ritus an, die Uebrigen sind Ungläubige. Im vorigen Jahre haben die orthodoxen Juden eine Synagoge erbaut. (D. Ausw.-Ztg.)

— **Ohio.** (Tod eines deutschen Geizhalses.) In einer Sandusky-Zeitung ist zu lesen: Der bekannte Geizhals John Herrmann, ein hiesiger Bürger, ist am letzten Freitag plötzlich gestorben. Er war ein Deutscher und hatte sich ein Vermögen von 25—30,000 Doll. erworben. Von seinem Geburtsorte, seinen Verwandten ꝛc. weiß Niemand etwas, da er jeder Frage darnach auswich. So viel man bis jezt weiß, hinterläßt er keinen Erben, und sein Vermögen wird daher dem Staate anheimfallen. Die Lebensweise des Verstorbenen ist fast unglaublich. Seit den lezten sechs Jahren hat er stets dieselben alten blauen Beinkleider und dasselbe Kamisol getragen, auf denen Hunderte von diken Lappen sich befanden. Nur bei außerordentlichen Gelegenheiten, wie z. B. Landverkäufen, trug er einen Anzug von schwarzem Sammt, von dem er selbst sagte, daß er ihm schon 40 Jahre gehalten habe. Er hatte sich die Krankheit, an der er starb, dadurch zugezogen, daß er im schlimmsten Wetter, ohne warme Kleider zu gebrauchen, zu Fuße nach Putnam und Henry Counties gegangen war, um Steuern auf Ländereien zu zahlen, die er dort eignete. Er soll in der That nicht einmal ein Hemd getragen haben. Wenn er ein altes Hufeisen fand, trug er es nach Hause, bis er es für einige Cents verkaufen konnte.

— (Wahrscheinlich ein Puff.) In Cincinnati machten sich zwei lustige Kentukier das harmlose Vergnügen, einen schlafenden Neger mit Kampheröhl zu begießen und dieses dann anzuzünden. Als der Arme, von Schmerz gepeinigt, erwachte und ein entsetzliches Geschrei ausstieß, wollten sie sich todtlachen. Natürlich starb das Opfer dieser Spasses an seinen Brandwunden. Die Spaßmacher zahlten dem Eigenthümer für das verbrannte „Stük Ebenholz" 1200 Dollars, und die Sache war abgemacht. Der zweite Theil dieser jezt durch die Zeitungen wandernden jämmerlichen Geschichte erweckt den Verdacht, daß das Ganze erfunden ist; denn es gibt in dem Nichtsklavenstaate Ohio gar keine ansäßigen Sklaveneigenthümer.

— **Kalifornien.** San Franzisko, 5. Dezember. **Deutsche Geschäftsleute.** Kein Geschäft ist so stark durch Deutsche vertreten als die Kaufmannschaft, sowohl im Groß- als Kleinhandel, im Importations- und Kommissionsgeschäfte und rechnet man die vielen Kleiderstore und größere Geschäfte der Israeliten mit zur deutschen Kaufmannschaft, so ist die ganze Kaufmannschaft zu zwei Dritheilen deutsch. Grocery-Handlungen giebt's beinahe so viele hier als Straßeneken, von denen aber Manche mehr von ihrer Wirthschaft als von ihrem Handel leben; denn jeder Spezereiladen hat auch eine Schenke. Deutsche Rheder gibt's nur wenige, aber sehr viele und bedeutende Importationshäuser, die auf sehr solider Basis stehen, darunter mehrere tüchtige israelitische Häuser, die es vom Pedler in den Minen auf die höchste Stufe in der Kaufmannschaft gebracht haben. Ich kenne einen jungen Kaufmann aus dem Innern Deutschlands, der hier einen kleinen unbedeutenden Laden im Spezereigeschäfte hielt; er stieg durch Fleiß, Umsicht und Ausdauer stufenweise hinauf bis zum bedeutenden Importeur und einem der ersten Rheder dieses Hafens, und die meisten englischen Schiffe sind entweder an ihn konsignirt oder die Ladung ist theilweise an sein Haus adressirt; auch wurde ihm kürzlich eine königliche Konsulatstelle zuertheilt. Bremer und Hamburger, Holländer und Schweizer-Häuser nehmen den ersten Rang hier ein; auch Württemberg, Sachsen, Preußen und Frankfurt sind ehrenhaft vertreten. Nehme man das Kapital unserer deutschen, französischen, englischen und südamerikanischen Kaufleute von hier hinweg, so bleibt nichts übrig als Schulden. Dasselbe Verhältniß gilt für unsere Banken. Einen schönen Charakterzug finde ich bei der deutschen Kaufmannschaft, was ich nicht in andern Städten der Vereinigten Staaten fand, sie sind nicht so steif und herabsehend auf die sogenannte geringe Geschäftsklasse; sie verkehren in denselben Lokalen, gehören zu denselben Clubs und Logen, und nehmen besonders kräftigen Antheil in den Unterstüzungs-Vereinen für kranke und hülflose Deutsche. (D. A. Z.)

Zentralamerika. Ein Begleiter Walker's schreibt: „Die Eintracht, die unter den Soldaten Walker's herrscht, macht sie zu einer Gesellschaft von Brüdern. Alle leben in den besten Hotels und ihre Frühstüktafeln sind mit Hühnern und Eiern besezt, das Bezahlen ist kein Gegenstand werth der Erörterung. Das Hauptquartier ist in Granada, welches 13,000 (?) Einwohner hat. Jede Kompagnie hat einen schwarzen Koch und ruft der Schreiber aus: Wer wollte da nicht Soldat sein? Wir gehen morgen mit dem Dampfboote dahin, es ist das schönste Land der Welt, die herrlichste Ernte und vieles Getreide fault auf den Feldern, da man nicht einerntet (dies ist eine der Segnungen der Walker'schen Invasion). Nach der Meinung Walker's ist Arbeit genug für drei Jahre und es sind von den Staaten 500 Büchsen und eine Partie blauen Tuches zu Uniformen verschrieben worden. Ich bin niemals zufriedener in meinem Leben gewesen. Komme hierher und bringe so Viele mit, als Du kannst. Vier Frauen für einen Mann und mehr Hunde als Frauen. Ich denke binnen drei Monaten zu heirathen und werde mich hier für Lebenszeit ansiedeln. Bisher bin ich keinem kranken Menschen begegnet, es scheint dies Land eben so gesund zu sein, als Kalifornien. Sam. Austin kam zur rechten Zeit zu dem Gefecht bei Virgin Bar und Granada und hat sich einigermaßen ausgezeichnet. Sicherlich sollst Du von unserer Kompagnie bei dem nächsten Gefechte hören. Die eingeborne Bevölkerung beginnt eifersüchtig auf die Amerikaner zu werden und es scheint, daß beide Parteien sich gegen uns vereinigen werden; tritt dies ein, so werden wir einen süßen (sweet) Kampf in Granada haben. Die Passagiere des Flußsteamers berichten, daß 4000 wohlgeübte Truppen von Costa-Rica aus marschiren. Wir werden sie gut empfangen. Ich hoffe, dieses Gerücht ist wahr, obgleich ich das Gegentheil befürchten muß, denn diese ver— Greasers haben die Gewohnheit, falsche Berichte auszustreuen. Komme herunter und wir senden Dich in den Kongreß, sobald wir die Sachen geordnet haben. Die Reihen unserer Kompagnie sind durch Passagiere und Deserteure von den Steamern auf 40 Mann angeschwollen." Es scheint uns, als ob dieser Brief aus derselben Schmiede kommt, wo die Kern-River-Nachrichten gemacht wurden, und obgleich wir hoffen, daß Deutsche durch solches Geschreibsel kaum hinter's Licht geführt werden können, so möchten wir doch Jedermann rathen, das gesunde Klima von Granada und die Hühner und Eier nebst den blauen Uniformen Andern zu überlassen, die sich zu Kongreß-Mitgliedern besser eignen. (San Franzisko Ztg.)

Südamerika. Brasilien. (Provinz Rio Grande do Sul.) Unter den mit der jüngsten Post aus Brasilien angelangten Berichten liegen uns Mittheilungen aus Porto Alegre von Anfang Dezember v. J. vor, welche sich über die Zustände der dortigen deutschen Kolonien, so wie über die ihnen seitens der Provinzialgewalten zu Theil werdende Förderung aufführlich verbreiten. Sie sprechen sammt und sonders sich im höchsten Grade günstig und anerkennend aus. Von wichtigeren Details wird in ihnen etwa Folgendes berichtet: In dem an die Stelle des bisherigen ausgezeichneten Präsidenten der Provinz Herr Cansancao de Sinimbu getretenen Baron de Muritiba hat die Provinz einen nicht minder energischen und in vielfacher Hinsicht durch die Umstände mehr begünstigten Förderer der Kolonisation gewonnen. Die Wirksamkeit des Cansancao de Sinimbu sah sich nicht selten durch den in meist persönlichen Motiven beruhenden Widerstand einer ihm mißgünstigen Majorität der Provinzialassemble gelähmt. Baron de Muritiba hat diese Hemmnisse nicht in gleicher Weise zu besorgen, wie dies denn auch von vorneherein die jüngste Diät der Assemblee in überzeugendster Weise dargethan hat. Die Parteien näherten sich in ihr einander und der Präsident setzte fast sämmtliche seiner Vorschläge durch. So bewilligten sie u. A. auf den Vorschlag des Präsidenten 15 Contos (etwa 12,000 Thlr. preuß. Crt.) für den Bau einer Mehl- und Oelmühle in der Kolonie Santa Cruz, und 10 Contos für den Wegebau innerhalb derselben. Ferner wurde ein Gesez über die Erhaltung und Verbesserung der Wege in der Kolonie erlassen u. dgl. m. Einen bedeutsamen Zuwachs erhielt die Kolonie Santa Cruz durch Ansiedlung von 27 Mitgliedern der deutschen Legion auf ebensovielen Landstellen. Eine neue Straße wurde angelegt und auf dem Faxinal Dona Josepha der Grund zur Errichtung einer Stadt, so wie einer katholischen Kirche auf Rechnung der Provinz gelegt. Inzwischen besizen die protestantischen Ansiedler dieser Kolonie bereits zwei Bethäuser und drei Schulen, für welche sie einen Geistlichen und drei Lehrer aus eigenen Mitteln erhalten. Dank den andauernd hohen Preisen der Produkte, wie Fabrikate, welche in großer Menge namentlich auch nach den Nordprovinzen des Reiches exportirt werden, herrschte auf sämmtlichen Kolonien der Provinz ein außerordentlicher Wohlstand. Trotz des Zinsfußes von 1½ pCt. monatlich, zu welchem Gelder fortwährend gesucht werden, ziehen es die Kolonisten vor, ihre Ersparnisse zum Ankauf neuer Ländereien zu verwenden, weil sie davon eine noch höhere Rente erwarten. Der Hauptmangel ist noch immer die Spärlichkeit der Arbeitskräfte und von nicht Wenigen ergiengen deshalb, mit den erforderlichen Geldsendungen begleitet, an Verwandte und Bekannte in der deutschen Heimath dringende Einladungen, nach Rio Grande hinüber zu kommen. Ueberall ist der wirthschaftliche Aufschwung der Provinz ein größester und im weitesten Maße findet das von einzelnen brasilianischen Fazendeiros gegebene Beispiel, ihre weitausgedehnten Ländereien in Parzellen zum Verkauf an Einwanderer zu stellen, Nachahmung. Man begreift nachgerade, daß ein großes Stük Land mit spärlichen Arbeitskräften weit weniger werth ist, als ein verhältnißmäßig kleiner Theil desselben, welchen mit genügenden Arbeitskräften auszustatten, der Verkauf der andern Theile die Mittel bietet. Zu dem beginnenden Verkauf der unbesezten Staatsländereien kommt somit ein immer größeres Angebot von Privatländereien, welche theilweise schon angebaut sind, und der Einwanderer hat nicht mehr zu klagen, daß er, um sich anzukaufen, an diesen oder jenen Ort, oder an diese oder jene Art von Ländereien gebunden sei. Er findet überall den verschiedensten Wünschen entsprechendes Land, vom noch nicht aufgebrochenen Urwald, bis zum bereits angebauten Landgute. (Hansa.)

— **Chili.** (Wichtige Entdekung.) Chili, das nach der neuesten Zählung 1,419,451 Einwohner, darunter 6669 Fremde, zählte, ist der europäischen Einwanderung um ein Bedeutendes zugänglicher gemacht, da man eine neue Straße über das Hochgebirge entdekt hat. Die Leichtigkeit, welche diese neue Straße durch die Cordilleras von Lanquihue zu dem in den patagonischen Pampas gelegenen See Nahuelhuapi dem Verkehr bietet, ward durch eine Expedition konstatirt, welche unter Leitung des Kolonisten Giese am 26. Februar 1855 Puerto Mountt verließ, am 3. März die Anden in 2276 engl. Fuß Höhe über dem Meeresspiegel überschritt und am 4. März am See Nahuelhuapi lagerte. Die Expedition fand die Cordilleras auf diesem Wege zu Wagen überschreitbar; ein Fußgänger kann in drei Tagen bequem die Tour von Puerto Mountt nach Patagonien machen. Auch kennt man bereits die Entfernung des Sees von dem schiffbaren Theile des Rio Negro, dessen Hauptquelle eben der See Nahuelhuapi bildet. (Köln. Ztg.)

Australien. Ueber die Expedition zur Erforschung des Murrayflusses wird geschrieben, daß der Dampfer Albury den Ort gleichen Namens am 2. Oktober erreicht, somit über 1900 Meilen stromaufwärts vorgedrungen sei. Er brauchte, um diese Strele zurüzulegen, 270 Stunden, und lud dort seine Waare aus, die er um 30—45 Pfd. per Tonne verladen hatte. Ein zweiter Dampfer, der bis Gundagar fahren soll, ist im Bau begriffen, und die Folgen dieser Flußkommunikation für die Kolonie sind unberechenbar.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 9. | Samstag den 1. März | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | 1856.

Bericht des belgischen Konsuls zu Chicago an das Ministerium über die Auswanderung nach dem Nordwesten der Vereinigten Staaten.

(Fortsezung.)

Von Bedford nach Neu-Albany, 65 Meilen, zählt man 17 ziemlich unbedeutende Dörfer. Sie sind von Amerikanern, Irländern, Deutschen und einigen Franzosen aus der Franche-Comté bewohnt. Alle Ortschaften zwischen Lafayette und Neu-Albany besizen Säge- und Getreidemühlen, die theils durch Dampf, theils durch Wasser getrieben werden. Wer Baumstämme auf die Säge bringt, bekommt die Hälfte der Bretter dafür zurük, die andere behält der Säger für seine Mühe. Die großen Waldungen zwischen Lafayette und Neu-Albany, nur durch wenige Prairien von geringer Ausdehnung unterbrochen, liefern große Massen Baubolz und die Eisenbahn nach Neu-Albany vermittelt den Absaz desselben. Der Boden ist sonst meist mittelmäßig, sandig, thonig und an manchen Orten so steinig, daß er nie der Kultur gewonnen werden kann, sondern eben bloß Holz zu erzeugen vermag. Hin und wieder gibt es freilich auch einzelne Landstreken, die sich an natürlichem Reichthum mit den Prärien von Illinois messen können; im Ganzen aber werden die an dieser Linie liegenden Ortschaften unbedeutend bleiben mit Ausnahme von wenigen, wie Lafayette, Green-Castle, Bloomington, Salem und Orleans, welche hoffen können binnen 5—10 Jahren eine Bevölkerung von 2—4000 Seelen zu besizen.

Neu-Albany ligt auf dem rechten (im Texte heißt es irrigerweise auf dem linken) Ufer des Ohio. In der Stadt und Umgegend wohnen 27 belgische Familien, sämmtlich aus Luxemburg, und ungefähr zwanzig ledige junge Leute; die lezteren haben jedoch der Mehrzahl nach hier nicht ihren festen Wohnsiz. Einige von ihnen sind, wenn der Fluß schiffbar ist, auf den zahlreichen Dampfschiffen angestellt, welche die Fahrt von Pittsburg und den übrigen Städten am Ohio nach Neu-Orleans und St. Louis machen; sie verdienen wöchentlich 6—8 Dollars sammt Kost; im Winter sind sie in den Schlächtereien von Neu-Albany, Portland und Louisville beschäftigt. Andere arbeiten in der Stadt oder auf den benachbarten Farmen, wo sie monatlich 10—12 Dollars sammt Kost verdienen. Von den ansässigen belgischen Familien, welche Handel treiben, besizen zwei ein Vermögen von 12—15,000 Dollars, welches sie aber eher durch Spekulation in Ländereien, als durch ihren Handel erworben haben. Der Aker Land in der Umgebung dieser Stadt gilt von 20—80 Dollars, je nach dem die Farm näher oder weiter entfernt ligt und mehr oder weniger angebaut ist. Vor 5 Jahren war Neu-Albany erst ein Dorf, jezt hat es 5—6000 Seelen, aber ich zweifle daran, daß die Bevölkerung noch stark anwachsen werde, weil das Leben und der Handel ganz von der Ohioschifffahrt abhangen; stekt diese still, so stoken auch die Geschäfte und sind lediglich auf die benachbarten Landgegenden angewiesen, die eben von geringer Wichtigkeit sind. Die Schifffahrt auf dem Ohio wird jedes Jahr 4—5 Monate lang durch den niedrigen Wasserstand verhindert, und zwar in einem Grade, daß während dieser Jahreszeit der Fluß nicht einmal für die kleinsten Fahrzeuge schiffbar ist. (?)

Portland auf dem rechten (soll heißen linken) Ufer des Ohio in Kentuky gegenüber von Neu-Albany gelegen, hat 12—1500 Seelen. Die beiden Städte stehen mit einander durch Dampfschiffe in Verbindung, welche von 15 zu 15 Minuten, von einem Ufer zum andern fahren. Die Verhältnisse und Hindernisse des Wachsthums sind die gleichen in beiden Städten; zu den schon genannten kommen hinzu die zahlreichen Fallimente zu Ende des Jahres 1854, die Theurung des Getreides und das Mäßigkeitsgesez; alle diese Ursachen zusammen, unter denen besonders die kleinen Geschäftsleute leiden, bewirken, daß gar viele ihre Liegenschaften zu verkaufen suchen, um nach andern Staaten auszuwandern.

Louisville in Kentuky ist mit Portland durch eine Pferdeeisenbahn verbunden. Diese Stadt von 80,000 Einwohnern hat seit mehreren Jahren reißend zugenommen; aber gerade jezt befindet sie sich in einem augenbliklichen Stillstand. Ich habe in der Haupthandelsstraße 40 Magazine gesehen, die geschlossen und zu vermiethen waren, während seit dem Monat März in der Clarkstraße zu Chicago 75 neue Magazine eröffnet worden sind. Wahrscheinlich wird die Bevölkerung von Louisville nicht mehr bedeutend zunehmen, weil für diese Stadt derselbe Nachtheil hinsichtlich der Schifffahrt besteht, wie für Portland und Neu-Albany. Tabak und Pökelfleisch sind die Hauptausfuhrartikel von Louisville.

Leopold, Städtchen in Indiana, zu Wasser 95 Meilen von Neu-Albany entfernt, in einer sehr waldreichen Gegend. Das Urbarmachen des Bodens ist schwierig und geht nur langsam von statten; eine Familie vermag kaum 3—4 Akres jährlich in Kultur zu sezen und dann bleiben immer noch eine Menge Bäume und Baumstränke in den gelichteten Stellen stehen, dergestalt, daß man in den ersten Jahren nicht mehr als zwei Drittheile oder drei Viertheile eines Akers wirklich anzubauen rechnen darf. Allgemein beschränkt sich die erste Lichtung darauf, so viel Bäume zu schlagen, als nöthig sind, damit die Saat nicht allzusehr vom Schatten leidet und reifen kann; die übrigen Bäume werden geringelt, entweder im Frühling sobald sie in Saft kommen, oder dann im August. Die Ringelung besteht darin, daß man in der Höhe eines Meters um den ganzen Stamm herum einen 5—10 Centimeters tiefen Einschnitt anbringt. Bevor der Boden angepflanzt wird, muß er von Gebüschen, jungen Bäumen und Stöken und andern Pflanzen gesäubert werden. Sind die Bäume gefällt, so werden aus den Eichen, welche sich am liebsten spalten lassen, die 8—10 Fuß langen sogenannten Fenceriegel gearbeitet; der Rest des Holzes wird aufgehäuft und verbrannt. Das Aufräumen des Bodens kommt per Akre auf 2½ Franken zu stehen; die übrigen Klärungsarbeiten: das Fällen der Bäume, das Fenceriegelspalten, das Zusammentragen und Brennen können auf 12—15 Dollars berechnet werden. Die geringelten Bäume, welche stehen bleiben, sterben im ersten Jahre ab, mit Ausnahme der Buche, welche noch zwei Jahre fortlebt. Im zweiten Jahre fallen die kleineren Aeste ab, in den folgenden die größeren; Jahr für Jahr werden die gefallenen Aeste zusammengelesen und verbrannt. Will man die abgestorbenen Stämme wegräumen, so fällt man sie in der Höhe der Ringelung, schlägt die allfällig stehen gebliebenen Aeste ab, zündet die Aeste auf den Stöken an und brennt sie so zusammen. Indem ein Mann das Feuer auf den Stöken unterhält, die halb abgebrannten Aeste nachschürt, kann er auf diese Weise in einem Tag hundert Baumstränke von jeder Dike zerstören.

Ist dieses Geschäft beendigt, so ersucht der Farmer seine Nachbarn um ihre Hülfe, die zu zwanzig, dreißig, vierzigen erscheinen. Nun werden die abgebrannten Stöke und Stämme durch Menschenarme auf Haufen zusammengetragen und abermals mit Aesten bedekt und wieder angezündet. Der Farmer braucht seinen Nachbarn für ihre Arbeit nichts zu bezahlen, sondern sie bloß die Zeit über zu beköstigen. Dieser freiwillige nachbarliche Frohndienst beschränkt sich nicht bloß auf das Brennen der gefällten Bäume, sondern wird auch für das Holzbauen und den Bau der Blokhäuser in Anspruch genommen. Ohne denselben wäre es für die armen Einwanderer reine Unmöglichkeit, auch nur das kleinste Stük Land unter Kultur zu bringen.

Alle Gebäude von Leopold sind Blokhäuser. (Hier folgt die Beschreibung der bekannten Bauart dieser Hütten.) Die Mehrheit der belgischen Kolonisten von Leopold sind weit entfernt von einer behäbigen Lage und sogar diejenigen, welche ein Kapital von 5000—10,000 Franken hergebracht haben, haben hart und streng zu arbeiten und werden sogar noch mehrere Jahre arbeiten müssen, bis sie nur die Hälfte ihrer Ländereien in Kultur gesezt haben, besonders diejenigen, welche erst seit 5 Jahren hier sind.

Zwei Ansiedler, die sich schon 12—16 Jahre auf dieser Kolonie befinden, besizen bedeutende Lichtungen und jeder einen kleinen Weinberg, der ein Gewächs ungefähr von der Güte des Maas- und Ardennenweines erzeugen könnte, wenn dem Kolonisten die gehörige Kenntniß der Behandlungsweise zu Gebote stände. Der Wein, den sie wirklich erzeugen, ist etwas trübe, aber dessenungeachtet ziemlich angenehm zu trinken. Die armen Auswanderer, die ohne Hülfsmittel hergekommen sind, genießen selbst kein beneidenswerthes Loos und sind den früheren Kolonisten zur Last, welche mit ihren nachbarlichen Liebesdiensten viel Zeit verlieren und überdieß für

Vorschüsse an baar, Sämereien und Lebensmitteln von denselben in Anspruch genommen werden. Es kommen eben in Leopold wenige Kolonisten mit einem Vermögen von 10—12000 Franken an und allzu viel solche, die gar nichts besizen, als daß die Kolonie nicht erst in sehr ferner Zeit zur Blüthe gelangen könnte.

(Fortsezung folgt.)

Zur Orientirung.*)

Havre, 22. Jan. Unlängst versprach ich Ihnen, eine biographische Skizze der hiesigen Auswanderungs-Expedienten zu liefern und ich war dieses Versprechens stets eingedenk. Sie erhalten den Bericht nur deßhalb etwas verspätet, weil ich Bedenken trug, denselben in seiner ursprünglichen Fassung zu veröffentlichen; einige Freunde stimmten mir bei und ich habe deßhalb Alles, was für Den oder Jenen verlezend sein mochte, zu entfernen und auf unverfängliche Thatsachen mich zu beschränken gesucht.

J. Barde und Morisse sind von den betreffenden Häusern das älteste. Anfangs (1825) arbeitete Barde mit geringen Mitteln allein; sein Büreau befand sich 43 Rue royale. Zu jener Zeit mußten die Auswanderer, um vom Rhein hierher zu gelangen, noch 3 bis 3 Wochen unterwegs zubringen, so schlecht waren die Wege und Kommunikations-Mittel. Rufli, seligen Angedenkens, fing damals sein Roulage-Geschäft an und beschäftigte mit dem Transporte der Auswanderer hierher nahe an 100 Wagen. Waren hinreichende Passagiere an Ort und Stelle, so wurde ein Schiff engagirt und expedirt. Dieses Geschäft war so einträglich, daß Barde bald für einen reichen Mann galt und Konkurrenz nicht lange auf sich warten ließ. Ein durch seine Thätigkeit und Geschäftskenntniß sich auszeichnender kleiner Bursche im Hause Barde's wurde in wenigen Jahren die rechte Hand und endlich (1847) sogar Kompagnon seines Prinzipals. Dieß der Ursprung der allgemein für reich und solid, zugleich aber auch für penibel geltenden Firma Barde und Morisse. Sie expedirten bis jezt durchschnittlich die meisten Passagiere und sind Korrespondenten der neuen Linie regelmäßiger Paketschiffe, welche — 14 an der Zahl — dreimal monatlich die Verbindung zwischen Havre, New-York und New-Orleans unterhalten: Mulhouse, Wurtemberg, Cäsarobert (neu), Heidelberg, Nürnberg, Johannisberg, Francis Palmer, Lemuel Dyer, Guttenberg, Baden, John Hancok, Geo. Hurlbut, Irene Marmion. Außerdem unterhält das Haus noch eine Linie nach Rio de Janeiro, die jedoch für das Passage-Geschäft keine wesentliche Bedeutung hat.

J. Lemaitre und Washington Finlay nehmen dem Alter der Etablissements nach den zweiten Plaz ein. Joseph Lemaitre, ein junger, unternehmender Mann, dem die Einträglichkeit des Barde'schen Geschäfts wohl einleuchten mochte, rief kek ein ähnliches in's Leben und zwar unter gleichen Verhältnissen, d. h. mit geringen Mitteln. Schon damals entwikelte sich die Konkurrenz ziemlich lebhaft. Man fieng an, auf der deutschen Grenze Agenten aufzustellen oder den Passagieren entgegen zu reisen und sie en route zu engagiren. Im Jahre 1840 associirte sich Lemaitre mit W. Slade, welche Verbindung bis 1850 fortbestand, und dürfte diese Periode, in welcher ihm eine Linie von Postschiffen zu Gebote stand, die glänzendste des Hauses zu nennen sein. Dann änderte sich die Firma in J. Lemaitre u. W. Finlay, die Postschiff-Linie wurde aufgegeben und die Beförderung der Passagiere entweder mit gecharterten Schiffen oder vermittelst der Union maritime betrieben. J. Lemaitre hat Vermögen erworben und ist, wegen oft bewährter Bravour in Unglüksfällen, neuerdings zum Ritter der Ehren-Legion ernannt worden. W. Finlay: ein Engländer, hat seinen Siz in Mainz und besorgt die Engagements in Deutschland. W. Slade, ebenfalls Engländer, begann seit 1850 ein Geschäft unter eigenem Namen und setzte daselbe bis Mitte 1855, wo die allgemeine Stille ihn veranlaßte, es aufzugeben, fort. Gegenwärtig ist derselbe im Hause Lemaitre und Finlay thätig; wenn ich nicht irre, mit Antheil am Geschäft. W. Slade gehört zu den geachtetsten Persönlichkeiten der Havrer Geschäftswelt und ist wegen seiner Biederkeit allgemein beliebt.

Wood, Paillette und Bielefeld bestehen unter dieser Firma erst seit Anfang dieses Jahres. Das Haus Wood, Paillette und Komp. etablirte sich im J. 1830 und beschäftigte sich bis 1853 lediglich mit Verproviantirung von Schiffen. Von da an änderte sich die Firma in Wood, Paillette, Courteville und Bielefeld und widmete sich nunmehr auch der Auswanderer-Beförderung. Courteville's Tod gab Veranlassung zu nochmaliger Veränderung der Firma. Auch dieses Haus unterhält keine besondere Linie, sondern betreibt das Geschäft auf gleichem Fuße wie Lemaitre und W. Finlay, nur mit dem Unterschiede, daß, in Ermangelung eines selbst gecharterten Schiffes, Barde und Morisse deren Passagiere nehmen. Wood ist ein Amerikaner, Paillette Franzose, Bielefeld ein Deutscher, der wegen seiner wissenschaftlichen Bildung und gründlichen Kenntniß des Talmud's seinen hiesigen Glaubensgenossen gleichsam als Orakel gilt. Alle drei sind solide Leute und zugleich Agenten der von Jselin und Komp. expedirt werdenden Dampfschiffe.

V. Marziou und Komp. (Union maritime). Ein Mitglied der Gesellschaft Jesu, war V. Marziou eine Reihe von Jahren in dem Hause Masurier sänger und Söhne als Kommis thätig und wurde im J. 1847 an die Spize eines Unternehmens jener Gesellschaft, der Société océanique, gestellt, dessen nächster Zwek Verschiffung von Missionären und anderweitigem Personal auf eigenen, dem frommen Zweke entsprechend eingerichteten Schiffen war. Unter andern war jedes Schiff mit einer Kapelle versehen. Mit einem dieser Schiffe, der „Arche d'alliance", scheint das Glük der Société océanique zu Grunde gegangen sein. Wenigstens behauptet man, daß die Aktionäre noch heutigen Tages die Abrechnung vermissen. Gleichwohl gründete V. Marziou 1851 unter der Firma „Union maritime" ein neues Haus, und zwar wiederum im Auftrage und aus Mitteln der Gesellschaft Jesu. Durch geschiktes Manövriren hat dieses sich emporgeschwungen und befördert nächst Barde und Morisse wohl die meisten Passagiere. Das Fach der Auswanderer-Beförderung verwaltet ein Schweizer, Namens Burkhard, — ein zweiter Pater Lamormain — mit vieler Schlauheit. Erster Chef des hiesigen Hauses ist ein gewisser Reauld, früher in Diensten der Gesellschaft Jesu Schiffs-Kapitän. Die zwischen hier, New-York und New-Orleans eine regelmäßige Verbindung unterhaltenden Schiffe desselben sind: Robert L. Lane, Konfederation, Swizerland, Konnecticut, Metropolis, Russel, St. Paul, North Wind und St. Petersburg. Hierzu sind noch 4 Schiffe gekommen, welche früher an Chrystie, Schloßmann und Komp. addressirt wurden: G. Tell, St. Nikolas, St. Denis und Mercury. Außerdem unterhält das Haus noch eine Linie zwischen Havre und San Franzisko mit folgenden Schiffen: Notre Dame des Viktoires, St. Joseph, St. Anne, Chili Nro. 2, Ballochan, Paketboot des mers du Süd und St. Vincent de Paul. Leztere Linie wird, weil die Reisen zu lang dauernd und Zwischendeks-Passage Frkn. 750 zu hoch, von Passazieren wenig benuzt. Via New-York, d. h. mit Segelschiff von hier nach New-York und von dort via Isthmus per Dampf dauert die ganze Reise nur 8 bis 10 Wochen und kann durchschnittlich mit Frkn. 600 bestritten werden. Der Ruf des Hauses wird — je nach dem Standpunkte der Interessenten — natürlich sehr verschieden beurtheilt.

Chrystie, Schloeßmann und Komp., früher (seit 1850) Chrystie, Heinrich und Komp., übernahmen die bis dahin von W. Finlay geführte Paket-Linie. Seit dem Tode Heinrichs, dessen Nachfolger Hr. Schloßmann wurde, scheint das Geschäft an Lebhaftigkeit verloren zu haben. Chrystie, ein Yankee, ist im Passagegeschäft keineswegs sehr aufmerksam. Heinrich dagegen war in seinem Fache ein Genie. Ohne dem Hrn. Schloeßmann, welcher mir sehr vertrauenswürdig geschildert wird, zu nahe treten zu wollen, möchte ich ihn an den schon durch die „Havrer Studien" angedeuteten, wohlgemeinten Wink erinnern: sich mehr um das, was hinter den Coulissen seines Geschäfts vorgeht, zu bekümmern. Sonst dürfte der früher erworbene gute Ruf nicht überall gewahrt erscheinen.*) Nach Verminderung der Linie um vier an Marziou und Komp. übergegangene Schiffe besteht sie zur Zeit aus folgenden: Havre, Admiral, Sam. Fox, Karolus Magnus, New-York, Isaak Bell, Germania, Bavaria, Helvetia, und Splendid. Chrystie, Schloeßmann und Komp. sind Konsignés der New-Yorker Vanderbilt-Dampfer und haben als Konkurrenten der älteren Linie wesentlich dazu beigetragen, daß Manches, was früher bei der Verschiffung von Passagieren auf Havrer Dampfern zu tadeln war, beseitigt wurde. Wie es scheint, soll Havre die neue Linie wieder verlieren, was sowohl für das in Rede stehende Haus, als auch für Havre überhaupt ein Verlust sein würde. Der „North Star" hat bereits eine andere Bestimmung erhalten, und dem „Ariel" steht Gleiches noch bevor. (A. Ausw. Z.)

*) Zur Orientirung unserer schweizerischen Leser diene folgende Aufzählung der Bevollmächtigten von Havrer Häusern in der Schweiz: Zwilchenbart für Lemaitre. — Baumgart für Chrystie, Schloßmann und Komp. — Bet und Herzog für Marziou. (Jesuitismus — Indifferentismus. Spiegelberg, ich kenne dich.) — Steinmann-Drevet für Barde und Morisse. — Bielefeld ist in der Schweiz nicht repräsentirt; er war es früher durch Gebrüder Oswald.

A. d. Red. d. Kol.

*) Unter andern enthält Nro. 6 des „Beobachters aus Schwaben" eine vom Bord der „German:a", 8. Okt., datirte anonyme, bis jezt unbeantwortet gebliebene Beschwerde über die größtentheils schlechte Qualität des an Bord gelieferten Proviants, wogegen den Passagieren die von ihnen mitgebrachten guten Lebensmittel vorenthalten wurden. D. Red. d. A. Ausw. Z.

Kolonisations-Bedingungen der Mucury-Kompagnie, in der Provinz Minas Geraes in Brasilien.

(Fortsezung.)

§. 11. Dotation für eine deutsche Schule.

Als Dotation für eine deutsche Schule gibt die Kompagnie das Land zum Schulhause und 150,000 Quadrat-Braças Land zum Nießbrauch für den Schullehrer. Sind 1000 deutsche Kolonisten beisammen, so gewährt die Gesellschaft außerdem in den ersten 6 Jahren 600 Milreis zur Besoldung eines Geistlichen der Konfession, wozu sich die Mehrzahl der Kolonisten bekennt.

§. 12. Transport der Produkte der Kolonisten.

In den ersten 10 Jahren verpflichtet sich die Gesellschaft zum Transport der Produkte der Kolonisten von Philadelphia nach Rio de Janeiro, und zwar zum Preise von nie mehr als 800 Reis per Arobe.

§. 13. Beschäftigung der Kolonisten durch die Kompagnie.

Von jeder Kolonisten-Familie unter 5 Gliedern wird 1, und über 5 2 Individuen im ersten Jahre bis zu 100 Tagen im Walde oder an Wegebauten von der Gesellschaft beschäftigt und ihnen dafür der gleiche Lohn wie den brasilianischen Arbeitern gezahlt.

2. Verpflichtungen der Kolonisten.

§. 14. Passagegeld.

Der Auswanderer hat die Ueberfahrtskosten bis Rio de Janeiro aus eigenen Mitteln zu bezahlen.

§. 15. Vermögensbedingungen.

Der Kolonist hat bei seiner Ankunft in Rio de Janeiro nachzuweisen, daß er nach Ueberfahrt wenigstens noch 200 Milreis baar oder in Akerbau- oder anderen Geräthen per Familie besizt.

§. 16. Bezahlung der Ländereien.

Es ist dem Kolonisten gestattet, die Kaufgelder für die Ländereien in vier jährlichen Terminen in der Weise abzuführen, daß die erste Hälfte nach Beendigung der zweiten Mais-Ernte, das dritte Viertheil während des dritten und das lezte Viertheil am Schlusse des vierten Jahres entrichtet wird. Doch steht dem Kolonisten frei, die Kaufsumme theilweise oder ganz an die Herren Agenten vorauszubezahlen, und wird ihm die gemachte Anzahlung an den erforderlichen 200 Milreis (s. §. 15.) zu gut gerechnet.

§. 17. Haftung der Grundstüke.

Bis zur völligen Abzahlung der Kaufgelder haften die Grundstüke der Kolonisten.

Warnung.

Die Auswanderer haben für eigene Verbrauchs-Artikel keinen Eingangszoll zu zahlen, dürfen aber Waaren zum Verkauf unter keiner Bedingung auf dem Auswandererschiff, womit sie expedirt werden, einführen.

Die General-Agentur bittet die Kolonisten in ihrem eigenen wie im Interesse des Unternehmens, ihr von Zeit zu Zeit wahrheitsgetreue Nachrichten über ihr Loos und Bemerkungen über etwaige Uebelstände und Abhülfsvorschläge mitzutheilen.

Am 10. Mai 1855.

Die General-Agentur der Mucury-Kompagnie.

II. Allgemeine Bedingungen in Betreff der Stadtpläze in Philadelphia.

§. 1.

Das Terrain in Philadelphia wird in Pläze von 10 Braças Fronte und 50 Braças Tiefe, wo es die Lokalität gestattet, getheilt.

§. 2.

Der Inhaber eines solchen Plazes bezahlt nur eine

jährliche Grundsteuer von 4 Milreis, welche pränumerando zu entrichten ist.

§. 3.

Stadtplätze werden als besondere Vergünstigung nur an Personen abgelassen, welche genügende Sicherheit gewähren, daß sie in der festgesetzten Zeit von 1 Jahre sich anbauen.

§. 4.

An den Haupt- und öffentlichen Plätzen und Straßen erhält ein und derselbe Kolonist nur einen einzigen Plaz.

§. 5.

Der Inhaber eines Stadtplatzes verliert sein Recht auf denselben, wenn er nicht binnen Jahresfrist ein Haus an der ihm überlassenen Stelle baut.

§. 6.

Nach der Fronte der Straße oder öffentlichen Plätze zu dürfen die Häuser nicht mit Stroh oder Schilf gedekt werden.

§. 7.

Es ist dem Kolonisten nicht gestattet, von seinem Stadtplatze weniger als 5 Quadrat-Braças Fronte, was auch immer die Tiefe seines Hauses betrage, zu verkaufen, vertauschen oder irgendwie abzutreten.

§. 8.

Kein Plaz oder eine Unterabtheilung desselben bezahlt weniger als 4 Milreis jährliche Grundsteuer.

§. 9.

Alle Inhaber solcher Stadtplätze bezahlen 2½% Abgabe an die Gesellschaft auf den Werth der Plätze und Gebäude, Anpflanzungen und Verbesserungen, die sie auf irgend eine Weise an einen andern abtreten.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Nach ungefähr 160 Skrutinien hat endlich der Kongreß in Washington einen „Sprecher" bekommen; aber möglich wurde dieses Resultat nur dadurch, daß man die Pluralitätsregel (absolutes Mehr statt zwei Drittel) annahm. Der Gewählte ist Banks; er hatte 103 Stimmen, sein Gegner Aiken 100. Die Knownothings suchten die Gesezlichkeit der Wahl anzufechten, wurden aber durch eine mit großer Majorität angenommene Resolution zum Schweigen gebracht. Am 4. Februar fand die Beeidigung der Mitglieder statt. Der Kongreß ist sonach konstituirt. Die Erwählung von Mr. Banks ist insofern von Bedeutung, als dieser Abgeordnete aus Massachusetts zur Partei der Freesoilero (Freibodenmänner, Gegner der Sklavereiausdehnung auf neue Gebiete) oder schlechtweg „Republikaner" *) gehört. Eine ungeheure Aufregung herrschte am letzten Kampftage im Repräsentantenhause, dessen Vorsäle und Gallerien zum Erstiken voll waren, so daß sich einmal das Geschrei erhob: Ein Knabe wird erdrükt. Reicht ihn über's Gallerigitter! riefen einige Mitglieder. Endlich wurde der Junge aus dem Gedränge gerettet. Die Ankündigung des Wahlergebnisses begrüßte donnernder Jubel von der republikanischen Seite des Hauses, und die Damen auf der Gallerie schwenkten ihre Taschentücher. Wie sich die offizielle Union über die Wahl ausspricht, haben wir schon erwähnt; sie macht gute Miene zum bösen Spiel. Auf die Konstituirung des Kongresses folgte sogleich der Beginn der Stellen-Parforcejagd, die ein Korrespondent aus Washington folgendermaßen schildert: Mr. Glosbrenner ist nach einem heftigen und aufregenden Kampf zum Stabträger ernannt, ein schwerer Schlag für die schwarzen Republikaner. Nathan Darling ist zum Thürsteher erwählt. Johnstone, der Postmeister, ist gefallen. Die Freunde mehrerer Geistlichen reißen sich um den Kaplanposten. Die Wahl des Drukers kommt morgen an die Reihe. In wenigen Tagen wird es rings um's Kapitol eine allgemeine „Mezelei" geben. Der freie Raum vor der Repräsentantenhalle war diesen Nachmittag von Hunderten von Kandidaten überfüllt, andere mußten sich in die Rotunde flüchten. Vor- und während der Sizung sah man Mitglieder fortwährend die Papiere von Bewerbern unterzeichnen. Kaum war Kapt. Darling als Thürsteher bestätigt, als er einen Boten absezte und dessen Nachfolger ernannte. Dieß war ein Signal, auf welches sich einige Duzend Stellenjäger von allen Seiten auf ihn stürzten u. s. w. u. s. w. (Schw. M.)

*) Ein schwarzer Republikaner, schwarz seiner Parteifarbe, nicht aber der Hautfarbe nach. Einige Schweizerzeitungen scheinen wirklich zu glauben, der neue Sprecher sei ein Neger! Das wäre doch zu merkwürdig, da auch in den freien Staaten der Union freie Schwarze nicht einmal stimmberechtigt, geschweige denn wahlfähig, sind.
A. d. Red. d. Kol.

— Die Nachrichten aus der Union reichen bis zum 13. Februar, sind aber unbedeutend. Der Präsident Pierce hat eine neue Proklamation wegen Kansas erlassen, worin er von allen guten Bürgern zum lezten Mal in Güte die Vollziehung der Gesezze der Union verlangt, ansonst er sich genöthigt sähe, strengere Maßregeln zu ergreifen.

— (Harter Winter.) Der Winter in den Vereinigten Staaten von Nordamerika war ungewöhnlich streng. Im ganzen Norden war viel Schnee gefallen, so daß die Bahnzüge sehr verspätet an ihre Bestimmung gelangten und auf einigen Bahnen die Kommunikation ganz unterbrochen war. — In den südlichen Staaten war viel Regen gefallen, so daß fast alle Flüsse angeschwollen waren und verderbliche Ueberschwemmungen befürchtet wurden. Dem Schw. M. wird aus Philadelphia vom 5. Februar geschrieben: Die anhaltende Kälte hat die Schifffahrt sehr gehemmt, und der Delawarefluß ist noch immer fest überfroren; auch die südlichen Flüsse sind mit einer Eisfläche bedekt, wie man sie seit 30 Jahren nicht gesehen. Der Mississippi ist ganz mit Eis bedekt, und das Eis bei St. Louis ist so stark, daß man den Fluß mit Pferd und Wagen passirt. Der Eisgang hat den Schiffen im Hafen von New-York bedeutend geschadet.

— (Blinder Passagier.) Jüngst fuhr ein 15jähriger Knabe von Buffalo nach Erie, indem er unterhalb eines Eisenbahnwagens hing. Er hatte kein Geld, um seine Passage zu bezahlen und griff zu diesem ungewöhnlichen Beförderungsmittel.

— New-York. Die Botschaft des Gouverneurs von New-York wurde überall freudig aufgenommen. Ueber die Einwanderung gibt er folgenden Bericht: Die Einwanderung während 1855 belief sich im Staat New-York auf 136,233 gegen 319,233 im Jahre 1854. Die Einwanderung sei ein Element der Wohlfahrt, dessen Wichtigkeit die höchste Anerkennung verdiene. Die Ausländer bringen Geschiklichkeit und Arbeitskräfte, der Einwanderung verdanken wir die rasche Entwiklung der westlichen Staaten. Wenn unsere Bürger voll ommen begriffen, wie ihre individuelle Wohlfahrt so direkt aus der Arbeit des Einwanderers entspringe, wenn sie daran dächten, wie unerläßlich deren Arbeit zu unserer häuslichen Bequemlichkeit sei, so wurden sie weniger eifrig sich bemühen, Gesezze zur Verhinderung der Bevölkerung dieser Staaten zu passiren, die Gesezze zur Naturalisation der Ausländer zu hemmen, und sich weigern, solche Gesezze zu erlassen, welche die Einwanderung aufmuntern und begünstigen. Dieses ist sehr schön und wahr gesprochen, doch werden sich die die Fremden hassenden Nichtswisser des Staates New-York wenig an dem Berichte zu erbauen suchen.

— (Ein Schlafender mit seiner Flasche aus dem Schnee ausgegraben.) Als am Sonntag Nachmittag den 4. Dez. der Schnee in der Nähe von Hoe's Gießerei weggeschafft wurde, stießen die Arbeiter, nachdem sie einige Fuß tief gegraben hatten, auf einen Mann, der zum allgemeinen Erstaunen ruhig neben seiner Schnapsflasche schlief. Er hatte sich Abends zuvor des süßen Whisky's voll auf der Straße niedergelegt und war eingeschneit worden. Sein Athem hatte durch den Schnee ein Loch gemacht, wodurch ihm frische Luft zugeführt ward. Durch einen Stoß mit der Schneeschaufel auferweckt, erhob er sich und wandelte munter fürdaß, nachdem er seinen treuen Begleiter eingestellt hatte. (N.-Y.St.-Z.)

— Im Krystallpallast zu New-York sind verschiedene Gegenstände zurükgeblieben, welche schweizerische Ausstellern gehören. Die Aussteller werden ersucht, die Gegenstände nicht durch das Konsulat, sondern durch New-Yorker Handelsleute zurüknehmen zu lassen. (B. N.)

— Illinois. (Der Brand des Dampfers „Charleston.") Der „Charleston" befand sich am Freitag auf der Reise nach Cincinnati mit einer Fracht von 929 Baumwollballen und 70 Kasüten- und 20 Dekpassagieren, als man des Nachmittags um 5 Uhr die Entdekung machte, daß unter den Baumwollballen Feuer ausgekommen war. Das Boot befand sich zur Zeit etwa anderthalb Meilen unterhalb Golconda, Illinois, und sobald man sah, daß die Flammen, die mit Blizesschnelle um sich griffen, nicht mehr zu bewältigen seien, wurde das Boot dem Ufer zugesteuert und dort angelegt. Allen Passagieren und der sämmtlichen Mannschaft, mit Ausnahme eines farbigen Heizers, Namens Adam May, gelang die Rettung. May fiel über dem Versuch, von dem Spiegel des Bootes in die Yawl zu springen, in den Fluß und ertrank. Seine Familie lebt in Brown-County, Ohio. Der zweite Ingenieur J. Herrmann und Steuermann C. B. Hauk, sowie Kapitän Jos. Bugher harrten auf ihren respektiven Posten aus, bis das Boot sicher angelegt war, und die Flammen sie schon auf allen Seiten umgaben. Es waren bloß zwei Damen am Bord. Ein auf dem Boot befindliches Pferd verbrannte ebenfalls. Das brennende Boot soll einen prachtvollen Anblik gewährt haben. Als die Taue, die es am Ufer festhielten, durchgebrannt waren, trieb es den Fluß hinab, trieb am Fuße der Schwesterinsel, acht Meilen unterhalb an's Land, und sank in der Nähe des Illinois-Ufers in zwölf Fuß tiefem Wasser. Man glaubt die Sicherheitskiste mit Geldern ꝛc. wieder heben zu können. Alle an Bord befindliche Bagage ging verloren, die Baumwolle, mit Ausnahme von 150 Stük, war versichert. Da den Dekpassagieren das Rauchen verboten ist, wenn Baumwolle geladen ist, so versteken sich dieselben nicht selten hinter den Ballen, um ein Pfeifchen zu rauchen, und da man kurze Zeit vor dem Ausbruch des Feuers zwei Männer von der betreffenden Stelle kommen sah, so vermuthet man, daß sie dort geraucht und auf diese Weise das Unglük veranlaßt haben. Eine Mad. Racine von Memphis verlor mit ihrem Koffer Silbergeschirr im Werthe von 2000 Dollars.

— (Freiheit und Gleichheit.) Wie der „Indepbelge" meldet, ist die kommunistische Republik Ikarien in Nauvoo (am obern Mississippi, fruherer Sz der Mormonen) im Zustande der Auflösung. Der Präsident derselben, Cabet, bereitet einen Staatsstreich gegen die Minderheit seiner Anhänger vor, die ihm nicht mehr gehorchen will. Er erklärt in seinem Journal, Ikarien sei in Gefahr durch die Zwietracht einiger Zügellosen, die sich in allen Lastern wälzten. Dann schlägt er eine neue Verfassung von 10 Artikeln vor, die ihm ein Veto, selbst gegen einstimmige Beschlüsse, somit die gleiche unumschränkte Gewalt gibt wie dem Mormonenchef Brigham Young. Endlich verlangt er Ausstoßung derer, welche sich herausnahmen, ihn zu kritisiren.

— Louisiana. Ein Mann, Namens Woodster, wurde in New-Orleans um 1000 Dollars bestraft und verlor 6 Sklaven, weil er beim Verkaufen derselben die Gesezze des Staates Louisiana, welche die Trennung von Mutter und Kind verbieten, übertreten hatte.

— Indiana. (Bank.) Thompson's Banknoten-Reporter sagt, daß die folgenden Banken, deren Sicherheiten verkauft und für die daraus erzielte Summe Noten eingelöst worden, noch Noten in Zirkulation haben, für welche Niemand verantwortlich gemacht werden kann, und für deren Einlösung der Staats-Auditor von Indiana keine Fonds in Händen hat: Bank of America, Marocco; Drover's Bank, Rome; Government Stok Bank, Lafayette; Merchants' Bank, Lafayette; Perry County Bank, Cannelton; Public Stok Bank, Newport; State Stok Bank, Loganspoort; State Stok Security Bank, Newport; Wabash River Bank, Jasper; New-York Stok Bank, Vincennes.

— Kansas. Ueber die Unruhen in Kansas, sagt eine briefliche Nachricht: Als die Vereinigten Staaten 1783 von England aufgegeben, sich 1787 über eine Bundesverfassung vereinigten, wurde bestimmt, daß die Staaten mit Sklaven dieselben beibehalten, neue Staaten aber nur als freie sich bilden sollen. Da die Kultur in's Innere weiter vordrang und im Norden neue freie Staaten sich bildeten, sezten die Südländer 1820 den sogenannten Missourikompromiß durch, wodurch bestimmt wurde, daß bis 36½° nördl. Br. Sklaverei bestehen solle. So wurde der neu sich bildende Staat Missouri ein Sklavenstaat. Die Südländer sezten ferner durch, daß 1844 Texas als Sklavenstaat aufgenommen wurde, was den mexikanischen Krieg und die Eroberung Kaliforniens zur Folge hatte. Da aber Kalifornien ein freier Staat wurde und neue Staaten, Jowa, Wiskonsin im Norden entstanden, kamen die Sklavenstaaten in die Minorität und sind jezt 15 gegen 16 freie. Dieß ist ihnen natürlich nicht angenehm, denn es eröffnet die Möglichkeit, daß von Seiten der Zentralgewalt die Sklaverei zwar nicht aufgehoben, aber erschwert werden könnte, da in den meisten freien Staaten die Abolitionisten (Gegner der Sklaverei) die Mehrheit für sich haben. Nun bilden sich zwei neue Staaten, Kansas und Nebraska, beide jenseits der Sklavereigrenze von 1830, Kansas aber hart an Missouri stoßend. 1834 sezten die Südländer durch, daß in diesen Staaten (jezt noch Territorien) die Sklavereifrage von der Bevölkerung selbst entschieden werden soll, unter großer Aufregung durch den ganzen Norden. Nebraska wird wahrscheinlich ohne große Kämpfe ein freier Staat werden, um Kansas aber streiten sich die beiden Parteien. Sobald das Gesez durchgegangen war, bildeten sich im Norden zahlreiche Gesellschaften, um die Auswanderung zuverlässiger Free-Soiler (Sklavereigegner) nach Kansas zu befördern und so eine Majorität zu gewinnen. Die Südländer versuchten die gleiche Kriegslist, aber, wie es scheint, nicht mit dem gleichen Erfolg. Als aber eine gesezgebende Versammlung in Kansas gewählt werden sollte, 30. März 1855, kamen der Sklavereipartei in Kansas ihre guten Freunde in Missouri in zahlreichen Haufen und wohlbewaffnet zu Hülfe, nahmen Besiz von den Stimmplätzen, gaben ihre eigenen Stimmen dazu und hatten das Vergnügen,

die ganze Liste der Ihrigen erwählt zu sehen. — Die Free-Soiler waren aber auch nicht auf den Kopf gefallen, erklärten öffentlich die Versammlung und all ihre Beschlüsse für null und nichtig und organisirten in der Stille bewaffneten Widerstand, zu welchem Zwek sie von ihren Freunden im Norden mit einer Anzahl neuer Büchsen und auch einer Kanone versehen wurden. Der Präsident der Vereinigten Staaten that auch das Seine, um das Feuer zu schüren, und sandte als Gouverneur einen Mann nach dem Herzen der Missourier. Im Oktober war Wahl eines Abgeordneten zum Kongreß; die Missourier kamen auch wieder, was aber diesmal unnöthig gewesen wäre, denn die Free-Soiler blieben ruhig zu Hause, kamen aber nach 8 Tagen zusammen und wählten ihren Mann, den sie sammt einer Protestation gegen Legislatur und Gouverneur nach Washington schikten. Welcher von den beiden angenommen wird, ist noch ein ungelöstes Problem, da der Kongreß zwar seit dem 3. Dez. versammelt ist, aber nach 6 Wochen, mehr als 100 Abstimmungen und unendlichem Gezänk um der Spaltung der Parteien willen, noch keine Mehrheit für einen Sprecher oder Präsidenten zu Stande gebracht hat. Zugleich wählten sie auch eine verfassunggebende Versammlung, welche nach 14 Tagen fertig war, und deren Werk sie jezt in einer abermaligen Abstimmung angenommen haben, als die rechtmäßige Verfassung betrachten und im März in's Leben treten lassen wollen. Mittlerweile bekam ein Free-Soiler mit einem Sklavereimann einen Privatstreit, beide trafen unglüklicher Weise in einer Schmiede zusammen; als sie weggiengen, wurde der Free-Soiler von seinem Gegner meuchlerisch erschossen, ein reiner Mord, denn der Getödtete war unbewaffnet. Selbstverständlich folgte große Aufregung. Eine Versammlung Free-Soiler beschloß, daß der Mörder auf jedem gesezlichen Weg verfolgt werden solle. Vielleicht wurde auch sein Haus niedergebrannt, oder doch angezündet; doch dies ist nicht sicher. Der Sheriff war jedenfalls der Meinung, es seien Ruhestörungen zu befürchten, und das sicherste Mittel, ihnen vorzubeugen, die Verhaftung eines Free-Soilers. Ehe er seinen Fang in Sicherheit gebracht hatte, ward er ihm und seinen 15 Gefährten durch gleichfalls 15 Free-Soiler wieder abgejagt. Die ganze Partei versammelte sich in Waffen, etwa 800 Mann stark, und sezte einen Sicherheitsausschuß von 25 ein. Der Gouverneur rief die guten Bürger zu den Waffen. Die Missourier kamen etwa 1000 Mann stark, wie erwartet war. Nun erklärten die Free-Soiler, von Widersezlichkeit gegen die Beamten der Vereinigten Staaten sei keine Rede; die Befreier des Verhafteten haben aus eigenem Antrieb, ohne Auftrag oder Verantwortlichkeit der Partei gehandelt. Diese hinwiederum erklärten sich zur Verantwortung bereit, da sie nur haben ihren Freund vor Ermordung und Mißhandlung auf dem Wege sicher stellen wollen. Der Gouverneur und die Missourier sahen wohl, daß mit dieser formalen Anerkennung nicht viel ausgerichtet sei, und verlangten ihre Waffen, sowie ausdrükliche Anerkennung der erstgewählten Gesezgebung. Beides wurde rund abgeschlagen. Die Missourier dachten, die Stadt Lawrence, den Hauptsiz der Free-Soiler zu stürmen und niederzubrennen. Die Lezteren verschanzten sich und wiesen die Zähne. So standen sie einander 8 Tage lang, Gewehr in Arm, gegenüber; dann sah der Gouverneur, daß er entweder nachgeben, oder das Signal zum Bürgerkrieg geben müsse, und da er zu Lezterem entweder nicht Gewissenlosigkeit, oder nicht Muth genug besaß, begab er sich nach Lawrence, schloß mit den Free-Soilern einen Frieden, in welchem er seine guten Freunde aus Missouri in aller Form verleugnete und schikte diese heim, nachdem er ihnen den Bären aufgebunden hatte, daß, sobald sie fort seien, die Entwaffnung von Statten gehen werde. Es ist aber wohl möglich, daß es in ein paar Monaten einen neuen Zusammenstoß gibt.

(Schw. M.)

— Ohio. (Ein Freiheitskampf). Eine Anzahl von Sklaven aus den Grenz-Countees von Kentuky hatten am 27. Jannar die Flucht ergriffen und sich nach Cincinnati gerettet. Am 28. wollte die Polizei, welche den Verstek von etwa fünfzehn derselben ausgefunden hatte, dieselben verhaften, als diese auf die Constabler Feuer gaben. Ihre Schüsse verwundeten zwei oder drei der Zuschauer. Eine Sklavin, welche das Entkommen für unmöglich hielt, ermordete eines ihrer Kinder und verwundete die zwei andern gefährlich. Sechse der Flüchtlinge wurden verhaftet, aber acht sollen entkommen sein.

— Kalifornien. Die schweizerische Wohlthätigkeitsgesellschaft in San Francisco hielt am 4. Jänner d. J. ihre halbjährliche Generalversammlung und erneuerte ihren Vorstand aus den HH. Konsul Kellersberger, P. Pioda, Th. Weitzel, G. Ris und A. Borel. Die Gesellschaft, obschon nicht mehr als 65 Mitglieder zählend, hatte leztes Jahr doch eine Einnahme von 2385 Dollars und verausgabte zu wohlthätigen Zweken über 2000 Dollars, wie sie denn überhaupt seit ihrem nun fünfjährigen Bestand viele Ansprüche auf die dankbare Anerkennung ihrer Landsleute sich erworben hat.

— Der „Chronicle", welcher allmonatlich eine Uebersicht der kalifornischen Mordthaten gibt, meldet deren für Oktober 62. Durch den Sheriff wurden in demselben Monat zwei Individuen gehängt, durch den Mob 6. Folgende Mordthaten kamen vor: im ersten Vierteljahr 120, zweites Vierteljahr 99, im dritten Vierteljahr 208, macht zusammen bis jezt (Anfang November) 489. Durch den Sheriff wurden im Ganzen gehängt 6 Personen, durch den Mob 46.

— (Schneestürme.) Der Mountain-Messenger sagt: Silas Caulkins, Bote von Everts, Davids und Komp. Expreß, verließ Onion-Valley am 7. Jan. auf seinem Wege nach Nelson Creek, aber der Schnee war zu tief für ihn, um mit der Last, welche sein Maulthier trug, weiter zu gehen, und er hielt an bei einer verlassenen Hütte, in der er seine Botschaften niederlegte, als ihn sein Maulthier verließ und er in dem heftigen Sturme dasselbe aus dem Gesichte verlor; die Fußspur war so mit Schnee bedekt, daß er dessen Wiederfinden aufgab und sich allein auf den Weg machte. Herr Caulkins wurde am nächsten Tage und sein Maulthier am dritten Tage gefunden. In einem ähnlichen Sturme 1852 kamen zwei der damaligen Gefährten des Herrn Caulkins um's Leben. Die Gefahr beim Uebergange dieser Gebirge zur Winterszeit ist sehr groß.

Südamerika. Brasilien. (Schweizerisches Generalkonsulat.) Zu dieser Würde ist vom eidgenössischen Bundesrath Hr. David von Basel, Banquier in Rio de Janeiro und so viel wir wissen, Präsident der dortigen schweizerischen Hülfsgesellschaft, berufen worden. Der frühere Generalkonsul, Hr. Emery, ist von seiner Stelle entlassen worden — wegen ökonomischem Verfalle und nachläßiger Geschäftsbesorgung.

— (Die Schweizer in Bahia und die Bürgerschaft von Neuchatel.) Der „Bund" theilt aus einem Briefe vom 14. Januar laufenden Jahres folgende Stelle mit: „Ich will Ihnen etwas von einem sehr auffallenden Akt der reichen Stadt Neuenburg erzählen. Die schweizerischen Konsuln im Ausland sind von der Bundesregierung u. A. angewiesen, den hülfsbedürftigen Schweizern, welche sich in ihrem Konsularbezirk vorfinden sollten, beizuspringen und ihr (der Bundesregierung) Mittheilung zu machen, damit sie für ihre Auslagen durch die Heimatgemeinden entschädigt werden könnten. Nun ist seiner Zeit hier ein gewisser Paul Eduard Perret, Burger von Neuchatel, gegenwärtig Gensdarme in dorten, mit Frau und sechs unerwachsenen Kindern hieher gekommen. Die hier etablirten Schweizer vereinigten sich sofort, um dem mittellosen Ankömmling zur Ausübung seines Bäkerberufs behülflich zu sein; man besorgte ihm ein Lokal, lieferte ihm das Mehl und alles Weitere. Perret aber zog der Arbeit das Kneipleben vor, stellte statt seiner zwei Gesellen an und brachte Alles, was man ihm anvertraut hatte, durch. Als er mit seinen Mitteln zu Ende war, meldete er sich wieder um Unterstüzung und zwar zur Errichtung einer Cigarrenfabrikation; allein das neue Geschäft gieng nicht besser als das erste. Dies und Anderes versezte uns Schweizer endlich in die Nothwendigkeit, den liederlichen Vater sammt der Mutter von den Kindern, denen sie ein schlechtes Beispiel gaben, zu trennen und Leztere in die Lehre zu geben. Bald jedoch zogen die Eltern dieselben wieder zurük, unter dem Vorwand, man traktire sie mit Schlägen. Kurz, wir hatten die Leute 5 bis 6 Jahre lang auf dem Hals und sahen durch sie unsere Unterstüzungskasse im Betrag von Fr. 10,000 aufgehen, wofür wir nicht die geringste Entschädigung verlangen. Endlich meldeten sich die Perret mit dem Gesuch, man möchte sie in die schweizerische Heimat zurük spediren. Auch diesem lezten Wunsch wurde, da mit den Leuten hier nichts anzufangen war, entsprochen, und um sie zu kleiden und den Transport zu bezahlen, schoß der hiesige Konsul aus eigener Tasche Fr. 1800 vor. Diese Fr. 1800 weigert sich nun die Bürgerschaft von Neuchatel zu vergüten!"

— Die A. A. Z. hat folgende Korrespondenz aus Hamburg vom 16. Febr.: Von den Vorschuß-Kolonisten in San Paulo, Brasilien, lauten die eingehenden Nachrichten so günstig, daß immer mehr bemittelte Verwandte derselben sich melden, die auf eigene Kosten hinüber wollen. — Von Rio Grande kommen nichts als Klagen hinsichtlich der schlechten Verproviantirung in Antwerpen.

— Blumenau. (Die Ueberschwemmung.) Freundlicher Mittheilung eines Privatbriefes verdanken wir nähere Kenntniß der Verheerungen, welche, wie wir in unserer vorlezten Nummer meldeten, eine Ueberschwemmung des Itajahy in der Kolonie Blumenau angerichtet hat. Wie sehr es zu beklagen ist, daß einige Ansiedler und gerade Hr. Dr. Blumenau, wie in dem uns vorliegenden Schreiben eines demselben sehr nahe stehenden Mannes bestätigt wird, nicht unerhebliche Verluste erlitten haben, so beruhigend und erfreulich ist es andererseits, zu vernehmen, daß der Schaden in der übrigen Kolonie kein bedeutender genannt wird. Bei der Rührigkeit und Thatkraft, welche sich bisher in der jungen Ansiedlung gezeigt hat, ist zu erwarten, daß die erlittenen Verluste binnen Kurzem wieder ausgeglichen und Vorkehrungen getroffen sein werden, um ähnlichen Gefahren besser begegnen zu können, als es dieß Mal noch der Fall war. Wir erlauben uns, aus dem oben gedachten Schreiben die nachfolgenden Stellen wörtlich zu entnehmen: „Eine Ueberschwemmung hat leider stattgefunden, aber besonders uns am kleinen Itajahy bedeutenden Schaden zugefügt. Ihr Sohn hat bis dahin mit der Dammarbeit noch nicht wieder begonnen, erheblichen Schaden hat er bestimmt nicht dadurch erlitten. S...'s haben mehr Schaden gehabt, indem das Wasser in das Wohnhaus gedrungen ist und namentlich ihre ganze Bibliothek und wahrscheinlich auch Hausgeräth ruinirt hat. In der Kolonie hat das Wasser glüklicher Weise keinen bedeutenden Schaden angerichtet. Blumenau hat schon mehr Schaden gehabt: ein kleines sehr nettes Häuschen, von einem Pflanzen- und Culturgarten umgeben, ist ganz weggeschwommen; der am niedrigsten stehende Aufnahmeschuppen ist auch total ruinirt. Von unserer oberen Mühle sind zwei Ochsen ertrunken und der ganze Damm weggespült, auf dessen Sicherheit ich so trozte; auf der zweiten Mühle sind neun Ochsen umgekommen, der Damm, weit schwächer als der andere aber ist stehen geblieben. Unser Schaden beläuft sich auf 2000 Milreis. Bisher war ich gewohnt, nur gute Nachrichten zu erhalten, diese Hiobspost kam sehr unerwartet; indeß, wenn wir gesund bleiben, wezen wir diese Scharte schon wieder aus, und nec aspera terrent" ist dort unser Wahlspruch."

(H. Z. f. d. A. u. K.)

Asien. Japan. (Die holländische Handelskolonie.) Nachdem Nordamerika und England definitive Verträge mit Japan abgeschlossen haben, ist endlich zwischen Niederland und Japan auch eine vorläufige Uebereinkunft abgeschlossen worden, deren Hauptbestimmungen auf folgende Punkte hinauslaufen: Die Niederländer sind nicht mehr auf Decima beschränkt, sondern können frei in der Stadt Nangasaki und der nächsten Umgebung verkehren. Die Insel Decima wird den Niederländern zum Gebrauche überlassen, und die darauf stehenden Gebäude sind an Niederland verkauft. Die Insel dient den Niederländern als Entrepot, wo sie Waaren lagern können ohne Bezahlung von Zöllen und ohne Visitation. Der Handel mit der niederländischen Regierung bleibt vorläufig auf dem alten Fuß geregelt (wird also für Private nicht eröffnet). Freie Ausübung des Gottesdienstes und Beerdigung ihrer Leichen wird den Niederländern zugestanden. Es besteht fortan Freiheit des Verkehrs mit andern Schiffen, die auf der Rhede anlangen oder abfahren. Der „Indier", dem diese Nachricht entnommen ist, fügt vorstehenden Angaben Folgendes bei: Man theilt uns auch mit, daß Hr. Pels-Rijken und drei andere Offiziere in Japan geblieben sind, um im Seewesen Unterricht zu geben, und daß der nach Niederland zurükgekehrte Kommandant Fabius für die zu errichtende japanische Marine Bestellungen im Betrage von etwa fünf Millionen Gulden mitgebracht hat.

Auswanderung

nach den

Kolonien der HH. Vergueiro in St. Paulo (Brasilien).

Die nächste Abfahrt nach diesen Kolonien wird Ende März oder Anfangs April statfinden; von da an bis Oktober jedes Mal, wenn sich genug Passagiere zur Besezung eines Schiffes werden gemeldet haben.

Der Bericht der schweizerischen Hülfsgesellschaft in Rio Janeiro macht jede weitere Anpreisung derselben unnöthig (siehe „Neue Zürcher Zeitung" Nro. 356 vom 22 Dezember 1855 und Kolonist Nro. 52).

Für Abschluß von rechtsgültigen Verträgen beliebe man sich an den Unterzeichneten zu wenden.

Gemeinden, welche ihren Angehörigen die Reise nach diesen Kolonien bezahlen, erhalten ihre dafur ausgelegten Gelder in fünf Jahren zurük.

Auch für die Kolonien der Mucury-Gesellschaft und des Herrn Grafen von Montravel ist derselbe bevollmächtigt, Leute anzunehmen.

Hr. A. Suter, Advokat in Lichtensteig und konzessionirter Agent, ist durch mich bevollmächtigt worden, Leute im Kanton St. Gallen zu engagiren.

Zürich, Unterstraß Nro. 132.

E. de Paravicini.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 10. | Samstag den 8. März | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | **1856.**

Bericht des belgischen Konsuls zu Chicago an das Ministerium über die Auswanderung nach dem Nordwesten der Vereinigten Staaten.

(Fortsezung.)

Ein Taglöhner verdient in St. Leopold täglich einen halben Dollar nebst Kost, ein Farmersknecht monatlich 8—12 Dollars; ein Tischler, Schuster u. s. w. ¾ Dollars täglich mit Kost. Aus Mangel an baarem Gelde vermeiden es auch die wohlhabenden Farmer soviel als möglich Taglöhner anzustellen, und sind oft genöthigt, ihre Arbeiter mit Lebensmitteln zu bezahlen. — Die Staatsländereien gelten auf der ganzen Kolonie Leopold 12 Cents, oder nach unserem Gelde 62½ Centimes per Akre in Abtheilungen von je 40 Akres. Kein Farmer darf mehr als zwei Mal vierzig Akres auf einmal erwerben und da muß er einen Theil der einen Abtheilung lichten und auf der andern bauen; wenn er diese Bedingungen nicht erfüllt, so werden ihm keine neuen Ländereien mehr abgegeben. — Der Mangel an Verbindungswegen hindert jeden Fortschritt; ein einziger Landweg führt gegenwärtig nach Oil-Creek am Ohio, aber die Ueberschwemmungen des gleichnamigen Baches, über den es keine Brüke gibt, machen ihn meistentheils unfahrbar. In der bessern Jahreszeit müssen einer gewöhnlichen Pferdelast vier Pferde vorgespannt werden. — Mehrere Kolonisten haben versuchsweise Fäßdauben, Radspeichen und Reifen (diese aus jungen Nußbäumen) fabrizirt und auf sogenannten Flachbooten nach New-Orleans verschifft. Diese Fahrzeuge sind große Kasten, 6—10 Meter lang, 3—4 Meter breit, 2—3 Meter hoch. Das Gerüst derselben ist aus Pappelnholz gezimmert und mit Brettern vom gleichen Baume bekleidet; sie können 200,000—400,000 Pfund laden; das Steuerruder ist eine lange Stange mit einem Brett versehen; die 5—6 Ruder sind eben so geschaffen. Wenn der Oil-Creek ausgetreten ist, so fahren diese Fahrzeuge in den Ohio hinunter und auf diesem und dem Mississippi bis nach New-Orleans. Alle diejenigen, welche diese Art Handel versucht haben, sind dabei nicht glüklich gewesen, mehrere haben große Summen verloren und sind beinahe ruinirt. — Alle Kolonisten, die mit einem gewissen Kapital hergekommen oder schon lange angesiedelt sind, besizen eine ziemliche Anzahl Hornvieh, Schafe und Schweine, aber selten mehr als 4 Pferde. Wer mit Nichts angekommen und noch nicht lange da ist, hat oft nur eine Kuh und ein oder zwei Schweine und meistens ist die Kuh nicht einmal sein, sondern er hat sie nur gemiethet. Das Vieh ist für diese Ansiedler auch nur ein scheinbarer Reichthum, sie können nicht immer Nuzen daraus ziehen und beim Verkauf erhalten sie nur schwache Preise dafür. Ein Pferd gilt nur 40—60 Doll., ein Paar dreijährige Ochsen 30—40 Doll., ein Schwein von 100 Pfd. 2 Doll., eines von 100—200 Pfund 2—2½ Dollars, und eines von 2—300 Pfund 2½—3 Dollars, aber diese lezteren sind sehr selten. Ich habe Farmer gesehen, die 12—15 Kühe, 40—60 Schweine und 12—20 Schafe aber so zu sagen keinen Nachwuchs haben. *) — Da dies Vieh in den Wäldern herumschweift, so ereignet es sich oft, daß die Jungen durch Füchse oder Wölfe zerrissen werden oder auf eine andere Art zu Grunde gehen. Wenn der Farmer das eine oder andere Stük seiner Heerde haben will, so muß er mehrere Tage den Wald durchstreifen und dieß oft fruchtlos. — Wo Sägen und fahrbare Wege fehlen, da läßt sich aus den Wäldern kein Nuzen ziehen. — In der ganzen Kolonie gibt es nur zwei kleine Getreidemühlen, die meist Mangel an Wasser haben. Während dieser Zeit müssen die Farmer, wenn sie mahlen lassen wollen, zwei Mann und zwei Pferde oder vier Ochsen mitnehmen und 24—48 Stunden ausharren, bis einige Bushels Weizen oder Mais gemahlen sind. Die Farmen von 80—120 Akres, wovon 20 oder 30 gelichtet sind, haben sozusagen keinen Werth; ich habe solche von 80 Akres, wovon 15—20 in Kultur, gesehen, welche man, die Gebäulichkeiten inbegriffen, für 6—700 Dollars haben konnte. — Diese Kolonie wurde durch einen französischen Priester, Namens Boissonnet, gegründet, der eine Masse Ländereien im Township Leopold besaß und den ersten Ansiedlern Boden um einen Spottpreis abgab. Zum Unglük für die Luxemburger haben diese nach Hause geschrieben und die Kolonie Leopold als ein irdisches Paradies geschildert; der Inhalt dieser Briefe hat die Leute begeistert und zur Auswanderung veranlaßt; heutzutage denken die meisten mit Schmerz an die heimathlichen Dörfer zurük und bedauern, je Amerika und insbesondere Leopold betreten zu haben.

Was ich oben über Leopold gesagt habe, läßt sich beinahe auf jede Kolonie anwenden, die mitten in Wäldern gegründet wird, welche ohne Prairien sind, ohne schiffbare Gewässer, ohne Straßen und ohne die Aussicht, daß je Verbindungswege daselbst angelegt werden; und selbst, wenn die lezere Bedingung vorhanden wäre, so sollten die Einwanderer sich nicht auf solchen Ländereien ansiedeln, die nur Wald aber keine oder bloß Prärien, welche dem Walde an Umfang nachstehen, aufweisen **); es wäre für sie vortheilhafter sich in den Prärien von Illinois 60—80 Meilen von Chicago längs der Illinois-Zentraleisenbahn oder in denjenigen von Jowa anzusiedeln. Man wird mir vielleicht einwerfen, daß es in den Prärien kein Holz gebe; darauf antworte ich, daß es da immer genug gibt, um sein Eigenthum zu umgeben und daß auf manchen Punkten der Illinoisprärien sehr schöne Steinkohlenlager gefunden werden; daß man aus Chicago und manchen andern nahegelegenen Ortschaften immer die zum Hausgebrauch nöthigen Steinkohlen beziehen und ebenso Bauholz in Chicago oder den verschiedenen Eisenbahnstationen kaufen kann; die Zentraleisenbahn führt Holz und Kohle zu mäßigen Preisen allen Dörfern zu, die bis auf fünf Meilen rechts und links von ihr liegen. — Man wird noch sagen können, daß die Prärien von Illinois nicht gesund nicht. Es ist wahr, sie sind es in geringerem Grade, als die höher gelegenen Gegenden von Indiana, Ohio, Wiskonsin und Jowa, aber es regieren da keine andere Krankheiten, als das Wechselfieber, welches nicht gefährlicher ist, als das Fieber unserer belgischen Polders; läßt man sich zur rechten Zeit behandeln, so stört diese Krankheit sehr wenig, hindert den Ansiedler nicht in seinen Arbeiten und einmal recht geheilt, befällt sie einen nicht mehr. (!) Die Illinoisprärie wird jeden Tag gesunder und nach der Aussage von Sachverständigen wird das Fieber verschwinden; denn, wo beinahe das ganze Land unter Kultur steht, regiert es fast nicht mehr. Alle Kolonisten, die ich von Manteno (40 Meilen von Chicago) bis Arno (150 Meilen von da) besucht habe, genießen eine bessere Gesundheit, als diejenigen, die ich in Leopold und anderswo in Indiana besucht habe; sie sind weder mager, noch gelb, wie diese leztern; sie sind besser gekleidet und ihre Häuser besser gehalten. Alle Prärien von Illinois von Manteno bis St. Louis sind die reichsten der Vereinigten Staaten; den Namen Aegypten, den man ihnen gegeben hat, verdienen sie mit Recht. (Wir glauben das auch; Fruchtbarkeit und ungesundes Klima haben sie mit einander gemein. — Mit Kopfschütteln schließen wir den heutigen Abschnitt; wir wissen einmal nicht, ob wir den belgischen Konsul unter die gutmüthigen Unschuldigen rechnen müssen, oder unter die feinen Spizkrämer; glauben aber nach dem Folgenden das lezterе, wonach es auf ein Haar aussieht, als schreibe er seinen Bericht im Interesse der Illinois-Zentraleisenbahngesellschaft!) (Forts. folgt.)

*) Wegen der den wahrscheinlichen Sinn enthaltenden Uebersezung dieser im Text unverständlichen Stelle waschen wir unsere Hände in Unschuld. (A. d. R.)

**) Wenn die Ansiedler der Vereinigten Staaten von jeher die Ansicht des belgischen Konsuls in Chicago getheilt hätten, so wäre Amerika noch jezt nicht viel kultivirter, als zur Zeit seiner Entdekung; denn die Kolonisation des Westens und Südens, welche allein in den Vereinigten Staaten die von ihm vorgeschriebenen Prärien enthalten, datirt sich, die unbedeutenden französischen und spanischen Ansiedlungen ausgenommen, fast überall von weniger als hundert Jahren her. A. d. Red. d. Kol.

Briefe von einem Zürcher Exsozialisten in Texas.

(Aus dem Zürcher Intelligenzblatt.)

Briefsteller ist der bekannte Schulmeister Bär.

Meine Lieben Alle in der Heimath!

Es ist nicht Nachlässigkeit von mir, daß ich Euch nicht eher geschrieben; die Umstände waren der Art, daß es gerathener schien, lieber nicht zu schreiben als etwas, das kurze Zeit nach Abgang eines Briefes schon wieder anders gewesen wäre.

Von der Meerreise mag ich dermalen nicht schreiben. Sie ligt wie ein altes Mährchen hinter mir. Wir waren durch strafbare Gewissenlosigkeit unserer Spediteure in Bremen schlecht gehalten, fast nicht besser, als wie man Thiere hält, und das machte uns viel Verdruß und Unmuth, sonst ging die Reise von Statten, wie eben die Meerreisen mit seltenen Ausnahmen vor sich gehen, d. h. glüklich und interessant. Die Landreise war beschwerlicher. Denkt Euch 250 Meilen vom Meer bis in's Hochland hinauf zu Wagen, oder vielmehr zu Fuß (meine Frau machte die ganze Reise zu Fuß); stellt Euch alle die abenteuerlichen Dinge vor, die da vorfallen müssen, und Ihr habt noch lange — keine rechte Vorstellung davon. Wir hatten, glaube ich, 5 große schwere Wagen, die unser Gepäk führten, auch den Proviant, die Zelte und die Lagerbetten. Vor jeden Wagen waren 10—14 Ochsen gespannt, also zirka 50—60 Ochsen, gezählt hab' ich sie nie, es waren mir ihrer zu viel. Kam der Abend, so wählte die Karawane einen freien troknen Plaz mit Holz und Wasser, wir schlugen die 5 Zelte auf (für 26 Personen), kochten und die Ochsen ließ man im Wald und Prairie laufen. Am Morgen mußte man Stunden lang und Meilen weit die Ochsen zusammensuchen, und dann ging's wieder langsam und schwerfällig weiter. Zwei Ochsen starben uns vor Müdigkeit und zwei verloren wir und haben sie nie mehr gefunden.

Ihr habt bei Hause eine ganz falsche Vorstellung von Texas. Man stellt sich daheim vor, Texas, weil es ein südliches, fast ein tropisches Land sei, sehe im Boden und in der Pflanzenwelt ganz anders aus. Allein ganz und gar nicht. Es ist alles fast wie daheim. Die gleiche Form der Bäume, die gleichen Arten Gras. Alles fast gleich. Ja die Natur zusammen mit den Farmhäusern und den Heken sieht aus, so wenn man von Samstagern gegen Schönenberg hingeht, bisweilen gar wie in den Appenzelleralpen. Nur hat es keine hohen Berge, etwa so wie im Aargau und Thurgau. Wald hat es nur den Flüssen und Bächen nach, sonst ist alles Prairie. Ein Land, gemacht für Viehzucht, Korn und Waizen. Texas wird in den nächsten Jahren die Kornkammer von Amerika werden. Wenn ich sage, wie Schönenberg, so müßt Ihr aber das texanische Klima hinzudenken, die Mastigkeit der Vegetation, den Landbau ohne Dünger, die Erde wie im schönsten Garten. Will man Obst- und andere Bäume pflanzen, so schneidet man von einem ältern Baume ein Reis ab, stekt's in die Erde, wie bei uns die Weiden, dann wächst's und wird ein Baum. Aber was man in Europa von Indianern und Räubern ꝛc. faselt, das ist das Verkehrteste von allem. Glaubet mir, daß es durch den ganzen Osten und Norden, wo ich bis jezt hingekommen bin, sicherer zu reisen ist, als durch die Schweiz. Und die Straßen!! Straßen hat es nur zu viel, und bei trokenem Wetter ziehe ich sie allen im Kanton vor. Die Bevölkerung wächst seit 2 Jahren so enorm, daß hier herum bis an den Red river und den Brazos kein einziges schönes Flekchen Regierungsland zu haben ist. Alles muß aus zweiter, fünfter und zehnter Hand schon gekauft werden. Das Land hier um Dallas ist sandig oder felsig und etwas ungesund, ich habe schon viermal das verdammte Fieber gehabt. Alle andern sind wohl, wie ich auch. Ich bin in Europa nie so gesund gewesen. Land, das noch nicht angebaut ist, kann man zu 1 à 2 Dollars haben. — Jezt aber von unserer Kolonie! Unsere Kolonie wurde schlecht angefangen und schlecht geleitet. Alle Schweizer sind fort, wir waren die Lezten, und wir leben nun in Dallas. Anstatt die Familien und Einzelnen in kleine Häuschen zu bringen, standen da, als wir kamen, zwei ungeheuer große, kostbar gebaute Häuser, in denen wir schlafen und essen mußten unter- und übereinander; die Idee eines jedenfalls unpraktischen Kopfes! Konsiderant zog sich zurük, und ich habe ihn noch nie anders gesehen, als verstört. Die Leute haben keine Kenntnisse von der Landwirthschaft, man „gfätterlet" nur. Dabei ein Absolutismus und eine Despotie, wie sie nur französische Geister üben können — empörend für einen freien Schweizer im freien Amerika. D'rum gingen wir alle fort, alle bis auf Einen, Bürkli.

So steht es mit der Kolonie, mit der schönen und wahren Idee, die aber in falsche Hände gekommen. Ihr werdet uns beklagen, aber haltet ein. Es ist doch zu etwas gut gewesen. Wir sind dadurch in ein reiches Land gekommen, das will's Gott uns und Euch Allen eine zweite Heimat wird.

In der Kolonie ließ ich mir für meine Aktien (meine eigenen nur) Spezereiwaaren geben (Zuker, Kaffee ꝛc.), zog damit auf Dallas und verkaufte sie da. In der Zwischenzeit dachte ich, könnte ich mir das Land ringsum besehen, und gefalle mir etwas, es kaufen, um dann als Farmer still und ungestört und wohlhabend in einigen Jahren leben zu können. Ich bin dann hinaufgereist gegen das Fort Worth (wohin wir hätten kommen sollen, wenn Alles gegangen wäre, wie es hätte sollen) und vom Fort Worth aus machte ich meine Ausflüge. Dort oben ist das Land schön, wie ein Paradies, reiche gute Erde, schönes Wasser, Alles, was man nur wünschen kann. Dort oben habe ich die ersten schönen Bäche und Flüßchen wieder angetroffen, wie die Jonen, die Töß, die Thur, die Sihl mit Steinen und Grien, während der Sau „Westfork" und der Sau „Trinity" nur große Schmuzgräben sind, ungesund d'ran zu wohnen. Fort Worth selbst war vor einem Jahre noch nichts als einige Baraken für Soldaten, nun bildet sich eine stolze Stadt, die in drei bis vier Jahren schon 1000 Einwohner haben wird. Wöchentlich erheben sich drei bis vier neue Häuser. Schon ein dreistökiges Ziegelsteinhaus, ein stattliches wie in Zürich, erhebt sich, die Freimaurerloge, und kaufen kann man schon in 4—5 Läden, was das Herz sich wünscht und der Sinn begehrt, wenn man Geld oder Mais hat (der Mais ist hier das Geld). Beim Fort Worth kommt ein Flüßchen herab, der Clear Fork, der ein herrliches, fruchtbares Thal bildet mit Prairien und Akerfeld, das den ganzen Kanton Zürich zu nähren im Stande wäre. Alle diese Gegenden habe ich zu Pferde durchstreift und habe nach langem und ruhigem Prüfen mit Hülfe eines Freundes (Schoch von Hittnau, Kantons Zürich, ein Landwirth, er wird jezt mein Nachbar) einen Plaz ausgewählt, der nach meinem Dafürhalten der schönste, fruchtbarste und bestgelegenste ist, den ich in Texas gesehen. Er ligt am Flüßchen Sykamore in einem schönen und reizenden Thale, die Wohnung auf einer Anhöhe. Das Flüßchen geht mitten durch. 50 Jucharten sind in Fenz und behaut. Die Wohnungen sind die freundlichsten und wohnlichsten, die ich je in Texas gesehen. Das ganze Gut, in einem länglichten Vierek, hält 320 Jucharten, ist also so groß wie der Kapplerhof. Preis 6 Dollars die Juchart, ein geringer Preis, wenn man ringsherum für zehn Mal schlechtere und nicht so vortheilhafte Höfe das Gleiche bezahlt und für gleich gute 10—12 Doll. Was aber dieses Gut mir so werth macht, ist, weil nahe dabei zwei fast so schöne gleich große Höfe später zu haben sind, die ich Euch gönnen möchte und wo ich Euch schon im Geiste wohnen sehe. O kommet doch hieher! Wie glüklich wäret Ihr hier! Wie kummervoll lebt Ihr ein Leben bei Haus in dem Geldwirrwarr und hier welch' einfacher Reichthum bei verhältnißmäßig wenig Arbeit. Man pflanzt hier nichts als Korn, d. h. Mais und Waizen. Im Vergleich zur Heimath ist das Bebauen hier gar Nichts. Der Farmer schafft nur drei Monate im Jahr und die anderen neun Monate geht er so zu sagen müßig. Von meinen 50 Akern kann ich nächstes Jahr per Aker 40 Buschel Mais machen, zusammen zirka 2000 Buschel. Der Buschel à 1 Dollar macht 2000 Dollars. — Nun baue ich aber das erste Jahr das Feld nicht selbst, ich will zuerst zusehen, wie Alles geht. Der vorige Eigenthümer baut es mir mit seinen Pferden und seinem Pflug um die Hälfte. Also habe ich 1000 Buschel Mais ohne Arbeit. Ich will rechnen, wir essen 100 Buschel, so bleiben mir noch 900 Buschel zum Verkauf. Dies ist die Berechnung von den schlechten Jahrgängen, in guten Jahrgängen kann es mehr geben. Mit den Kühen dann geht es so: Schoch, von dem ich schon gesprochen, hat 6 Kühe, und da er diese noch nicht gebraucht, weil seine Familie erst künftiges Jahr im Herbst von Hittnau hieher kommt, so gibt er mir dieselben für den Anfang zur Benüzung. Habe ich Geld, so kaufe ich mir noch ein paar eigene dazu. Die Kälber hält man Tag und Nacht eingesperrt in einer kleinen Fenz nahe am Haus. Morgens und Abends kommen die Kühe von selbst. Man läßt sie Stük für Stük hinein in die Kalberfenz, das Kalb kommt und saugt an der Kuh. Wenn man glaubt, es habe die Hälfte Milch etwa, so jagt man es weg, und milkt die übrige Milch. So macht man es mit allen, dann läßt man sie wieder laufen, wohin sie wollen, und das so Sommer und Winter. Die Frühlingskälber sind aber doch die schönsten. Sind die Kälber 1 Jahr alt, so brennt man ihnen das Zeichen auf und läßt sie laufen, bis sie ein Kalb haben. Sind es aber Stiere, so kastrirt man sie auf die leichteste Art von der Welt, was jeder Farmer selbst macht (in einigen Sekunden ist's gethan). Es geht hier alles einfacher als bei Haus. — Vom Kalbern weiß man nie, daß eine Kuh drauf gegangen sei. Die Kühe sind von dem ewigen Herumlaufen so kerngesund, daß ihnen selten etwas fehlt. Ein Farmer rechnet hier, sein Viehstand verdopple sich alle zwei Jahre. — Fängt einer mit 20 Kühen an, so hat er in zwei Jahren 40, in vier Jahren 80, in sechs Jahren 160, in acht Jahren 320, in zehn Jahren 640 u. s. f., und dazu eine unendliche Masse Zugvieh. In der Umgegend des Forts gibt es Farmer, die 3000 Stük Vieh haben und die ein Mann ganz allein mit einem Sohne etwa besorgt. Der größte Ertrag aber ist hier die Pferde- und Maulthierzucht. Das wäre ein Leben für den W.! — Da sieht man herrliche Pferde! Von da oben kommen die schönsten. Hier gibt nur das Zureiten Mühe, das andere ist Spielerei, gar nicht die Arbeit, was man in Europa Arbeit nennt. Man reitet eben alle Wochen einmal etwa einen halben Tag der Heerde nach und jagt sie etwas näher dem Plaze zu, wenn sie zu fern sind. Gestohlen werden keine. — Der Texaner ist hierin der treueste Mensch von der Welt. Alle Thiere: Stiere, Eber, Hengste, Hunde, Bienen u. s. f. sind hier in Texas auffallend sanfter Art. Mit den Schweinen macht man es so: Es kauft Einer zwei oder mehr Mutterschweine. Alle Jahre hat er 20—40 Junge. — Die Alte mit den Jungen läuft in den Wäldern herum. Sie fressen Gras, Wurzeln und im Herbst Nüsse und Eicheln. Dann geht man mit einer Kugelbüchse und schießt die Schlachtschweine, wie wenn man Wild schießt. Nie wird der Texaner einem Andern eine Sau wegschießen. Auch diese sind gezeichnet.

Wenn ich mir vorstelle, was Ihr Alle für ein Leben hier hättet, besonders die Frauen in diesem wunderbar einfachen aber reichen Haushaltungsleben, so werde ich ganz ungeduldig, bis ich vernehme, daß Ihr Alle kommen wollet. Ich habe versprochen, Wahrheit zu schreiben und so hab ich's gethan. Das Land ist reich, der Boden hübsch und gut. Die Triebkraft ist so groß, daß aus jedem Waizenkorn 3, 4, 5 Halmen aufschießen. Die Natur und das Klima herrlich, das Land wohlfeil. — Die Thäler malerisch, so daß ich gelobt, **hier will ich leben und sterben!** — Ich komme nicht mehr nach Europa — rechnet darauf. Und mein liebster Wunsch ist der, daß unsere ganze Familie vom ersten bis zum lezten möchte hier dereinst versammelt werden. Ich werde wenigstens nicht ruhen, bis es gethan ist. Saget dem K., daß er ja nicht das andere Amerika sehen solle, bis er Hochtexas gesehen. Und so lebet wohl, liebe Brüder, Schwestern, Neffen, Nichten und Verwandten alle. Seid gegrüßt von uns allen. Euer treuer Bruder

Dallas, den 14. Dezember 1855. **Kaspar.**

N. S. Der Boden ist in meinem Gute 4—6 Fuß tief die schönste, schwarze, reinste Gartenerde.

K. gedenkt bestimmt auszuwandern, wie wäre es, wenn er dieses Frühjahr käme? Im Herbst kann er nicht kommen. Der Herbst ist nicht für's Reisen in Texas, die Creeks (kleine Bäche) sind alle angeschwollen. Will er dieses Jahr (1856) kommen, so soll er ja mit dem ersten Schiff nach Galveston reisen, sonst kommt er zu weit in den Sommer hinein. Auch rath' ich ihm, zuerst allein zu kommen und Alles einzurichten und dann die Familie kommen zu lassen. In den Norden soll er ja nicht gehen, wo Gattiker ist, von da kommt eine Masse nach Texas. Was das Klima anbetrifft, so ist es ein wahres Italien. Ich habe im Dezember 10 Tage gereist und das Wetter war so herrlich, wie bei uns im Herbstmonat. K. soll, wenn er auswandern will, durchaus hieher kommen. Diese Natur und dieser Himmel sagt ganz seinem Geiste zu. Denket Euch, Viehzucht zu treiben, indem man das ganze Jahr das Vieh draußen weiden läßt! Das ist ein ander Leben. Auch die Hize im Sommer ist gar nicht zu fürchten. Meine Frau, Ihr wißt es, fürchtet so sehr die Hize wegen ihres Kopfwehes, allein hier hat sie noch nie Kopfweh gehabt wie in Europa. Ueberhaupt sind wir kerngesund, besonders die kleinen Kinder. Also wenn K. im März oder überhaupt mit dem ersten Schiff kommen will, so soll er sein eigenes Geld auch mitnehmen, denn wer hier baar Geld hat, der kauft ein Drittel wohlfeiler. Mitnehmen soll er Sommer- und Winterkleider und 3—4 große wollene Deken. Die Reise soll er über Bremen machen und soll brav weißen Zuker, Zitronen und dürres Obst mitnehmen. Er soll in's Kloster Wettingen gehen und sehen, wie sie den Mais pflanzen. Er soll alle Arten Mais (nur die ergiebigen) mitnehmen, und alle guten Arten Waizen (vorzüglich Mumienwaizen). Er soll an Akergeräthschaften mitnehmen: ein halbes Duzend Sensen mit Stielen, 1 Modell von der Brabanteregge mit 4 gekrümmten Balken, 1 Skarifikator in wirklicher Größe, 1 Modell vom Extirpator oder Schaufelpflug, 1 Häufelpflug, 1 Alban'sche Säemaschine; ferner Obstkerne, Steine von schönen Pfirsichen, Aprikosen, Reiser ꝛc. wenn er kann.

Meine Frau, welche jezt noch zuweilen bekümmert ist, hofft, daß wenn sie einmal droben im Fort, in der herrlichen gesunden Luft sei, sie wieder aufleben werde; so hofft sie es und wir Alle auch. Ein Garten gibt hier so zu sagen gar keine Arbeit, man säet und läßt Alles wachsen, wie es kommt. Freilich ist's dann unordentlich genug. Der Amerikaner bekümmert sich aber nicht darum. Wäre ein Garten da, wie ihn Bruder Jakob hat, so käme die ganze County zusammengelaufen um ihn zu sehen. Dem Amerikaner ist's genug, daß es wächst und es wächst grandios. Ich habe Melonen und Zukerkürbisse gesehen (man hat aus leztern den ganzen Herbst und halben Winter ein ausgezeichnetes Gemüse), wo an einem einzigen Stük eine Familie eine halbe Woche zu essen hat und das Alles kommt ohne Dünger Jahr für Jahr auf dem gleichen Stüke Land.

An Gemüsen sind aber die Amerikaner schreklich arm. Sie haben nur süße Kartoffeln, Kohl, Bohnen und Rüben. Der Amerikaner pflanzt nur Mais und Waizen. Der Texaner hier oben will von Bäumen nichts wissen. Das ist ihm zu mühselig. Er pflanzt sein Getreide und daran hat er zwei bis drei Monate und neun Monate geht er müßig, was das Pflanzen anbetrifft. Er milkt nur Abends und Morgens. — Und doch lebt er in solcher Fülle, aber ohne Geld, denn er braucht keines, das Meiste ist Tausch.

Hier in Texas gibt es nur drei Beschäftigungen: Professionen: Schneider, Wagner, Zimmermann ꝛc.; Kaufmann, braucht ein großes Kapital und ist sehr prekär, und Farmer. Was konnt' ich wählen als das Letzte? Ihr denket vielleicht, das könne ich auch nicht, aber doch, das werde ich können. Arbeitskräfte gibt's genug. Es wollen alle Tage Andere mit mir einhalten, ich will aber nicht. Ich will allein sein, denn was da zu machen ist, das kann ich machen und mein Erwin ist schon so groß und stark, Ihr könnt's nicht glauben. Er kann schon pflügen. Und wie ich Geld erworben habe, kaufe ich einen Neger, denn hier hat Alles Neger. Sie sind hier gut zu halten wie bei Euch gute Knechte und arbeiten Euch wie zum Spiel den Teufel weg. Die Neger sind hier glücklicher und besser behandelt in jeder Beziehung, als bei Euch alle Knechte und Mägde. Der einfachste Farmer, der sonst lebt wie ein Wilder, ißt besser hier, als der Bürgermeister Muralt; denn er hat jedesmal Kaffee mit Zuker, Rahm dazu, Maisbrod, das, wie man es hier macht, etwas Köstliches ist, Waizenbrod, Eier, gebratenes Fleisch, Geflügel, süße Milch und saure Milch. Das ist Euch ein Tisch, der einen anlacht.

Anmerkung der Redaktion des Kolonisten. Uns freut an diesem Briefe nur die Gerechtigkeit, welche er dem Lande Texas werden läßt im Gegensatze zu dem von uns jüngst mitgetheilten eines andern Zürcher Sozialisten. Diese Anerkennung ist freilich etwas dik aufgetragen; und es sieht der Briefsteller doch alles in zu rosenfarbigem Licht und spaltet in seinen Berechnungen eben keine Haare. Dieser Käppi, der ein Jahr lang nicht selbst arbeiten, sondern nur zusehen will und dem ein gewirter Amerikaner seine an den Grenzen der Zivilisation gelegene Farm nicht um einen wohlfeilen, wie er meint, sondern um einen für Oberteras sehr hohen Preis angehängt hat, scheint ein phantastevoller, in Lüften schwebender Jüngling zu sein, der noch ziemlich geschult werden muß, bis er nüchtern ist. Er wird wohl nicht das einzige derartige Exemplar unter den verunglükten Sozialisten sein. — Es ist uns auch aufgefallen, Klagen über Wichelhausen und Komp. in Bremen zu vernehmen, da uns diese Firma längst als eine sehr respektable und in jeder Beziehung solide bekannt ist. Merkwürdig macht es sich, daß der Berichterstatter im Anfange des Briefes über die Expeditionsweise schimpft und dann am Ende seinen Landsleuten wieder räth, ihren Weg über Bremen zu nehmen. Es muß also mit der schlechten Behandlung doch nicht so weit hergewesen sein.

Ein amerikanisches „accident."

Die Gloke wird geläutet, der Kondukteur ruft fragend: all on board? und eine heisere Stimme krächzt ihm „all right" zu; dann pufft und schnaubt das gewaltige eiserne Roß, als wolle es bersten, doch bald werden seine Athemzüge geregelter und mit einigen Schluß-Stoßseufzern braust es endlich, Funken und Dampf sprühend, davon.

Wir befanden uns „am Bord" eines westlichen Wagenzuges, der am 10. v. M. von Jersey-City abging. Mehrere Freunde begleiteten uns. Die Stadt wurde rasch durchflogen und in wenigen Minuten befand sich der Zug inmitten der Felsenmassen von Bergen, die, an beiden Seiten sich auftürmend, den glänzenden Schienenweg fast überhängen und den Reisenden Vernichtung zu drohen scheinen. Hundert Mal schon hatten wir diese Tour gemacht, doch dieses Mal schien Schnee und Eis die Felsen zu verdeken und es dem Zuge unmöglich zu machen, hindurch zu kommen, ohne mit den scharfen, spizigen Eken und barroken Eisgebilden, die an den Seiten hervorstanden, in allzu freundschaftliche Berührung zu gerathen. Auch der Ingenieur mochte dies sehen, doch, als wolle er der Gefahr durch Schnelligkeit entgehen, trieb er seine keuchende Maschine zu fliegender Eile an — die Felsen verschwinden, eine freundliche Landschaft dehnt sich vor uns ano und die Passagiere knüpfen ihre Gespräche wieder an, die das Gerassel in der Felsenmasse unterbrochen hatte.

Wenn man nach Hause fährt, kann es kaum zu schnell gehen. Wir grollten daher auch dem Ingenieur nicht, daß er mit waghalsiger Schnelligkeit die Stadt hinter sich ließ. Wenn's so fort ginge, könnten wir in zwei Stunden daheim sein, war unser Gedanke, doch in demselben Augenblik verspürten wir einen Ruk, der den eben gehegten Wunsch wieder erstikte. Die Passagiere sahen sich bestürzt an; Jeder wußte, daß wir das Warnungszeichen eines jezt unvermeidlichen Unglüks erhalten hätten, das uns Alle, die wir jezt noch im Genuß voller Lebenskraft beisammen saßen, einem jähen, schrecklichen Tode überliefern konnte. Keiner gab einen Laut von sich; ruhig und gefaßt erwartete man die Entwikelung des Bevorstehenden. Noch ein Ruk und die Fenster fielen klirrend zu Boden, dann ein gewaltiger Stoß, ein furchtbares Krachen, der Siz vor uns verschwand, mehrere andere brachen nieder und ihre erschrekten Inhaber wurden auf- und durcheinander geworfen, und dann endlich stand der Wagen still.

Alles war das Werk weniger Sekunden. Wir konnten jezt aussteigen, um die Ursache dieses Unglüts zu erfahren und uns der Größe desselben zu vergewissern. Ein Blik reichte dazu hin. Auf einer Stelle, wo die westliche Schiene von der nach Newark führenden durchkreuzt wird, war der „switch" durchbrochen — wahrscheinlich durch die übergroße Schnelligkeit unserer Maschine. Gerade dieser Schnelligkeit hatte leztere es jedoch auch zu verdanken, daß sie auf dem rechten Geleise blieb, während die Personenwagen, nachdem sie durch den Stoß von der Maschine getrennt waren, auf das andere Geleise und in einen Wagenzug liefen, der eben von Newark gekommen war und nur unseres Vorbeigehens wartete, um die Bahn nach Jersey-City benuzen zu können. Die Spuren der entsezlichen Begegnung waren rund umher sichtbar. Große Stüke Holz, Fenster, Size, Alles lag in wildem Durcheinander umher. Der erste Wagen war gänzlich demolirt und der hintere Theil desselben in den zweiten gedrükt. Zwischen beiden, begraben unter Trümmern und zermalmt von den gewichtigen Rädern des Karrens, die auf ihm ruhten, lag der zukende Körper eines Unglüklichen, der zur Zeit der Katastrophe sich durch einen Sprung zu retten gesucht. Er lebte noch, aber war er zu retten? Nervige Arme machten sich sofort an's Werk, die Passagiere wetteiferten miteinander in ihren Anstrengungen, dem Verwundeten zu helfen, aber es fehlte die leitende Hand, diese Kräfte zu lenken, und Stunden vergingen, bevor man den Sterbenden aus seiner entsezlichen Lage befreien konnte.

Es war spät, als die Bahn endlich von den Trümmern gesäubert war. Von den drei Wagen, die den Zug gebildet, wurde nur einer tauglich gefunden, weiter zu fahren, der lezte, in welchem wir uns befanden. Doch ob er wirklich tauglich war, mögen die Götter wissen. Platform, Stiege u. s. w. waren verschwunden und Ketten mußten die gewöhnlichen Verbindungsmittel unseres Wagens mit dem neuen Zuge ersezen. Dann läutet wieder die Gloke; die Passagiere springen hinein, blutige Nasen waren jezt zu geschwollenen geworden, verlezte Arme hingen in der Schlinge, der Kondukteur kreischte wieder: all on board? um sich das ewige „all right" zur Beruhigung dienen zu lassen, die Lokomotive ächzte, schnob und pufte und die Dampfpfeife sandte ihre schrillen Töne durch die kalte Luft. Weiter und weiter ging es; ob der Wagen hält, ob die Räder gesund, ob die langen Ketten dem Karren nicht eine zu große Schwungkraft gäben — was schad's, wer fragt darnach? Nur weiter, immer weiter über die glatte, schimmernde Bahn, weiter, um die verlorenen vier Stunden einzuholen, weiter, weiter, bis ein neues accident neue Opfer fordert, oder wenn es ohne solches abgeht, um so besser. — Und so kamen wir nach Hause.

(N.-Y. Krim. Ztg.)

Kolonisations-Bedingungen der Mucury-Kompagnie, in der Provinz Minas Geraes in Brasilien.

(Schluß.)

III. Kulturverfahren der Kolonisten der Mucury-Kompagnie.

Im Juli oder Juni, oder frühestens im Mai begibt sich der Kolonist nach dem von ihm gewählten Platze mit Art und Handbeil versehen, und lichtet zunächst vom Walde ein so großes Stük Landes, als er im ersten Jahre anpflanzen kann und will.

Der Kolonist braucht sich nicht sofort an dem betreffenden Platze niederzulassen, da er, je nachdem das Wetter mehr oder weniger troken ist, 30 bis 60 Tage zu warten hat, um das Gesträuche und die gefällten Bäume — wenigstens theilweise — zu verbrennen, und es in dieser Zwischenzeit nichts weiter für ihn zu thun gibt. Der geeignete Zeitpunkt zum Brennen ist dann gekommen, wenn die Blätter, das Buschholz und die kleineren Zweige troken sind und die Stämme und großen Aeste theilweise äußerlich anbrennen.

Von dem Holz, welches nicht verbrennen muß, benuzt man das sogenannte gesezliche Bauholz zur Errichtung von Häusern und Hütten, und der im Laufe der Zeit verfaulende Rest wird als Dünger verwendet. Ist das Terrain gebrannt, so muß man mit dem Eintritt des ersten Regens, jedoch unter allen Umständen nicht früher als Ende August, zur Saat schreiten. Treten in Bezug auf die Witterung nicht außergewöhnliche Aenderungen ein, so wird die beste Saat durchschnittlich diejenige sein, welche 14 Tage oder 3 Wochen vor dem Frühling (21. September) in der Erde ist. Bleibt aber der Regen aus, so muß man darauf warten, und in diesem Falle oder selbst wenn das Schlagen und Brennen später, als oben angedeutet worden, vorgenommen wurde, so kann man auch noch in den nächsten Monaten pflanzen und nicht selten trägt eine zwischen dem September und Dezember gemachte Saat noch reiche Ernten. Ist der Boden gebrannt, so bedarf er keiner weitern Vorbereitung. Man legt den Samen in Löcher von 4—6 Zoll Tiefe und bedekt ihn mit dem Fuße mit Erde.

Von dieser Zeit ab ist die beständige Anwesenheit des Kolonisten auf seiner Ansiedelung nöthig, indem er nun sein Haus oder seine Hütte und die erforderlichen Vorrathskammern bauen, Wege in die Pflanzung herstellen und den Küchengarten anlegen, sowie Zäune machen muß.

Für jede Aussaat — mit Ausnahme der Bohnen, die in großem Maßstabe gebaut werden — ist die geeignete Zeit die Nähe des Frühlings. Die hauptsächlichsten Nahrungsmittel sind: Mais, Reis, Mandioka (grobes Mehl), Bohnen, Kartoffeln, Melonen, Wassermelonen ꝛc.

Die vorzüglichsten Ausfuhrartikel bestehen in: Kaffee, Baumwolle, Zukerrohr ꝛc.

Ist der Wald gebrannt, so pflegt man den ganzen Platz mit Mais in einer Entfernung von je 4 Fuß zu bepflanzen und andere Sachen, wie Mandioka, Kartoffeln ꝛc. dazwischen zu pflanzen.

Soll Reis dazwischen gepflanzt werden, so muß man die Entfernung der einzelnen Maispflanzen auf 7 bis 8 Fuß erhöhen, und für den Reis sind Thäler, Flußufer, feuchte und frische Gegenden am passendsten. Endlich benuzt man die Maispflanzungen noch zum Dazwischenpflanzen von Bohnen im Monat Februar in der Weise, daß gleich nachdem der Mais geerntet ist (gewöhnlich im März), die Stöke der Maispflanze den Bohnen als Stangen dienen.

Von allen diesen Pflanzen legt man drei bis fünf Körner in jedes Loch. Die erste Saat nach dem Brennen des Waldes braucht man in der Regel nicht von Unkraut zu reinigen. In den beiden folgenden Jahren ist eine Reinigung von Unkraut fast immer hinreichend, und in den folgenden Jahren zwei, und kein Pflanzer reiniget das Land mehr als zwei Mal im Jahr.

Reis und Mais werden gewöhnlich sechs Monat nach der Saat geerntet, andere Pflanzen früher, Mandioka, Kartoffeln sechs bis acht Monat, Bohnen drei Monat.

Gibt der Mais nur 100—150 Alqueire auf eine Alqueire Aussaat, so ist der Boden nicht schön zu nennen; auf den Anpflanzungen im Innern liefert die Saat in der Regel zweihundert- bis dreihundertfältig. Die Pflanzer der Provinz Minas geben ihre Ernte als gewöhnlich dreihundertfach an.

Die Anpflanzung von Reis und Bohnen ist in einigen Gegenden dieselbe, und wenn gleich in den meisten Fällen weniger als Mais, vergütet die Ernte derselben dem Pflanzer doch reichlich die darauf verwendete Mühe.

Mandioka, Kartoffeln und andere Pflanzen gedeihen über alle Begriffe desjenigen, der die Fruchtbarkeit des Urwaldes nicht aus eigener Anschauung kennen gelernt hat.

Es ist keine Uebertreibung, wenn man behauptet, daß der Landmann bei der erforderlichen Kraft und Lust zum Arbeiten und mit den nöthigen Samen und Ackergeräthen versehen, sowie im Besiz einiger Hausthiere zur Zucht, wenn er sich nebenbei die Mühe genommen hat, gleich einen Küchengarten anzulegen, nach etwa acht Monaten nach seiner ersten Saat in einem Ueberfluß von Lebensmitteln schwimmt.

Zum Pflanzen des Kaffees ist der Mai die günstigste Zeit, wenn man Sezlinge hat, und von diesen sind die stärksten die besten. Das Land wird gleich nach der ersten Mais- und Bohnen-Ernte bepflanzt, und hat man dazu keine Ableger, so muß man die Baumschule in einem Thale anlegen, wo der Regen den Dünger nicht wegspült, und beständig auf Reinhaltung des Bodens von Unkraut sehen. Die Sezlinge müssen in Löcher von etwa ein Fuß Tiefe und je zwei in ein Loch gepflanzt werden, und diese Löcher in einem Zwischenraume von zwölf Fuß auseinanderstehen. Gleichzeitig muß man darauf sehen, daß die Anpflanzung der Kaffeebäume soviel als möglich in schnurgerader Linie geschieht, da dies die Ernte erleichtert und außerdem einen hübschen Anblik gewährt.

Bis die Kaffeebäume den ganzen Boden bepflanzen, was erst nach sieben bis acht Jahren der Fall ist, wird jedes Jahr Mais dazwischen gepflanzt. Im dritten Jahre fängt der Kaffeebaum an zu tragen und vom fünften Jahre sind die Ernten am ergiebigsten. 1000 Kaffeebäume liefern jährlich von 50 bis 100 Arroben Kaffee. Jede Kaffeepflanzung muß zwei Mal im Jahre von Unkraut gereiniget werden, und zugleich erfährt

man von den Bäumen die troknen Zweige, Luftpflanzen u. s. w.

Die Lebensdauer des Kaffeebaumes beträgt zwanzig Jahre; indeß schießt er, wenn er fast todt scheint und von unten abgeschnitten wird, wieder auf und trägt noch fernere zehn Jahre.

Zukerrohr, Baumwolle und die andern Produkte, welche Brasilien ausführt, werden mit geringen Abweichungen wie der Mais gepflanzt und geerntet.

Die erste Baumwollen-Ernte erfolgt 10—12 Monat nach der Saat.

Verschiedenes.

Wir werden in Beziehung auf den kleinen Artikel über Rio Grande do Sul in lezter Nummer zu notiren ersucht, daß die dort angeführten Klagen über schlechte Verproviantirung von Antwerpener Auswanderungsschiffen, die in Rio Grande ankamen, das Haus Steinmann und Komp. nicht im mindesten berühren; was hiemit gerne geschieht.

Schweiz. Neuenburg. (Der hat Recht.) Man macht der Burgerschaft von Neuenburg zum Vorwurf, daß sie dem Konsul von Bahia die 1800 Fr. nicht ersezen will, welche die dortigen Schweizer einer neuenburgischen Familie zur Heimreise gegeben haben, um sich, ausgesprochener Maßen, dieselbe vom Halse zu schaffen. Die „Bourgeoisie" von Neuenburg sagt, wie tausend andere Gemeinden in der Schweiz: Wir geben das Geld, um uns liederliche Leute vom Halse zu schaffen und sind denen wenig dankbar, welche sie uns zurüksenden. Glauben sie, es sei dieß in ihrem Interesse, so mögen sie Geld zur Heimreise geben, das ist ihre Sache; aber uns zumuthen, daß wir es ihnen vergüten, ist wahrlich stark. — In der That, wohin würde es führen, wenn die Tausende von schweizerischen Angehörigen, welchen die Gemeinden Geld gegeben haben, um sie nach Amerika zu spediren, wieder heimgeschikt würden, und die Gemeinden das Reisegeld zahlen sollten! Ueber das Wegschiken von liederlichen Subjekten mag man seine besondern Ansichten haben. Verglich ja doch Franklin ein solches Manöver mit der Zusendung von Klapperschlangen und anderm giftigen Gewürm. Aber darüber werden alle Gemeinden der Schweiz einverstanden sein, daß sie für das Heimschiken nichts zahlen wollen.

(Eidg. Z.)

Italien. Eine Turinergesellschaft der vornehmsten Banquiers mit einem Kapital von 20 Millionen Franken, hat von der Regierung eine Landstrekе von 60,000 Hektaren auf der Insel Sardinien erworben, die sie durch Ansiedler kolonisiren lassen will. Offenbar eine zweite Auflage der Setifgesellschaft. Reiche Aktionäre, fruchtbares Land, ungesundes Land, wozu noch kommt eine halbwilde, gegen Fremde feindselige Bevölkerung.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Landverkauf.) Die Annalen des auswärtigen Handels theilen einige Notizen über Landverkäufe der Vereinigten Staaten mit. Die Regierung hat verkauft 15,729,525 Akres, welche die Summe von 11,485,385 Dollars aufgebracht haben; an frühere Soldaten sind verschenkt 1,345,580 Akres; ferner sind 7,470,747 Akres Sumpfland den verschiedenen Staaten überlassen und 11,558 Akres reservirt, um die Anlage von Eisenbahnen zu erleichtern.

— (Muthmaßlicher Schiffbruch.) Nach Berichten aus New-York vom 21. Februar hatte man von dem am 23. Januar von Liverpool abgegangenen Dampfer „Pacific" noch immer keine Nachricht. — In Liverpool ist auf der Börse gestern eine Bekanntmachung angeschlagen worden, die an dem Schiksal des vermißten Dampfers kaum mehr zweifeln läßt: Sie lautet: „Glasgow, 27. Februar. Der „Edinburgh" (Dampfschiff), hier am 14. von New-York eingelaufen, passirte am 7. eine Menge zerbrochener Eismassen, worin zertrümmerte Kajüten-Möbel und schöne Thüren mit weißen oder gläsernen Handhaben gesehen wurden, wie dieselben auf Dampfern und Schiffen ersten Ranges gebräuchlich sind."

— (Einwanderung von Europa.) Die Einwanderung von den verschiedenen Häfen Europa's nach Nordamerika im verflossenen Jahre, betrug nach New-York 136,233, Boston 18,313, Philadelphia 7602, zusammen 162,148, nach Quebek 21,274, gesammt 183,422. Hierbei fehlt noch New-Orleans. Die Zahlen zeigen eine gewaltige Abnahme im Vergleich zu den beiden vorhergehenden Jahren. Die Gesammtzahl der in allen genannten vier Häfen Angekommenen ist um 36,000 geringer als im Jahr 1854 im Hafen von New-York allein. Hierbei darf nicht übersehen werden, daß die Zahl der Zurükgekehrten im verflossenen Jahre größer war als je vorher. In den Binnendistrikten von Irland sind die Arbeitslöhne in der lezten Zeit sehr gehoben worden, was zur Rükkehr von Ausgewanderten einladet, und der Akerbau im Vereinigten Königreiche verspricht eine verbesserte Existenz für diejenigen, welche sich demselben widmen wollen, besonders, so lange der Krieg die Zahl der Konsumenten vermehrt und die der Producenten vermindert. Unter solchen Umständen kann eine starke Einwanderung nach den Vereinigten Staaten vernünftiger Weise nicht erwartet werden. In mehrern der westlichen Staaten und Territorien war aber der Bedarf an Handarbeitern selten größer als heute und die Aussichten für Akerbauer waren selten günstiger als jezt.

(D. A. Z.)

— (Wie sieht ein Amerikaner aus.) Ein Franzose schildert den ächten Amerikaner in folgender Weise, die man allerdings keine Schmeichelei nennen kann: „Denken sie sich," sagt er, „eine hagere Gestalt mit besonders knochigen Handgelenken, mit Füßen, die so lang und breit sind, daß einer recht wohl ein Wappenschild eines Adeligen bedeken könnte, mit einem Hute, der tief auf dem Kopfe hinten sizt, mit geschwollenen Baken, aber nicht in Folge von Zahnschmerzen, sondern von einem Knollen Kautabak, den er vom Morgen bis zum Abend im Munde hat; mit Lappen ferner, die von dem Safte des edlen Krautes gelb gefärbt sind; mit einem schwarzen Frak mit schmalen Schößen, oder buntkarrirtem kurzen Rok; mit umgeschlagenem Hemdkragen, Gensdarmenhandschuhen und großkarrirten oder sonst entsprechenden Beinkleidern, und Sie werden einen ächten Yankee, von „guter Erziehung" vor sich sehen." (F.-Z.)

— Indiana. (Der Verkauf geistiger Getränke.) In den Gesezen dieses Staates findet man unter anderen Bestimmungen für die gesezliche Stellung der Neger auch die, welche den Negern die Befähigung abspricht, vor Gerichten Zeugniß ablegen zu können. Diese Nicht-Befähigung gibt gerade jezt den Negern ein Monopol für die Vermittlung des Handels mit Spirituosen in jenem Staate. Da sie keine Zeugen sein können, sind die mit Spirituosen Handelnden nicht gehindert, an Neger solche zu verkaufen, und sie werden allgemein dazu verwendet, die Vermittelung zwischen Käufern und Verkäufern der verbotenen Getränke zu beschaffen.

(A. A.-Ztg.)

— Illinois. Im „Boten aus Amerika" macht Jemand die köstliche Entdekung, daß die Kolonie Highland oder Neu-Schweizerland 20,000 Einwohner habe. Wenn er 2000 gesagt hätte, so wär's übrig genug gewesen.

— Vermont. Die guten Leute von Burlington, Vt., ließen sich, wie uns die dortige „Free Preß" erzählt, von einem geriebenen Burschen auf die lächerlichste Weise beschwindeln. Dieser smarte Bursche gab sich für den Baron von Percy, den Sohn des achtbaren Kapitän Murray von Ihrer britischen Majestät Haustruppen aus und bekannte sich als ein Convert zum Methodismus. Daß er sich dabei ein kürzlich ererbtes Vermögen von 45,000 Pfund Sterling jährlicher Einkünfte beilegte, trug nur dazu bei, den interessanten „Baron" den heirathslustigen Schönen und mit Töchtern gesegneten Müttern der guten Stadt Burlington noch interessanter zu machen. Der Herr Baron ging in seinem angefachten methodistischen Glaubenseifer sogar soweit, daß er in der dortigen Methodistenkirche vor einer außerordentlich zahlreichen Versammlung predigte, wodurch natürlich nicht Wenige durch den Umstand angezogen wurden, einen englischen Baron auf einer Vermonter Kanzel zu sehen. Die angesehensten Bürger machten ihm ihre achtungsvollste Aufwartung und der gar nicht so stolze Edelmann lud sie ein, im nächsten Jahre ihn bei seinem Vetter, dem Grafen von Dalkeith in Schottland zu besuchen und die Schönheiten des Hochlandes kennen zu lernen und nebenbei delikates Wildpret mit ihm zu speisen. Nachdem die Sache eine Zeitlang gedauert hatte und Baron de Percy sich hatte auf jede Weise fetiren lassen, kam der Schluß der Farce: er borgte Geld, wo es ging; machte da noch Schulden, wo er noch keine gemacht hatte und war eines schönen Morgens verschwunden, worauf denn die Schönen und ihre Mütter, Väter, Basen und Vettern von Burlington ausfanden, daß sie sich hatten beschwindeln lassen.

— Indianerterritorium. Der Eifer für sofortige unbedingte Abschaffung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten wird durch Geistliche aus den nördlichen Staaten nach allen Richtungen hin verbreitet. Vorgänge im Indianer-Gebiet in lezter Zeit beweisen es. Westlich von den Staaten Arkansas und Missouri, im Süden von Kansas, am Flusse Neosho und in der Umgegend, wohnen die Cherokesen, ein Indianerstamm, der sich schon früher, als er noch östlich vom Mississippi lebte, durch seine Fortschritte in der Zivilisation vortheilhaft auszeichnete. Sie haben längst das unstäte Jägerleben aufgegeben und sind durch christliche Missionäre unterrichtet, es blühen bei ihnen Akerbau und Gewerbe, wie sich denn auch in ihren Dörfern Kirchen und Schulen zahlreich vorfinden. Sie bilden eine Gemeinschaft, deren Verwaltung nach dem Vorbilde der Einzelstaaten der Union eingerichtet ist. John Rose, das Oberhaupt des Stammes, ist ein Halbblut-Indianer und seiner geistigen Fähigkeiten wegen allgemein geachtet. Mit einer Quäkerin verheirathet, ist er durch deren Einfluß den Grundsäzen der Abolitionisten hold. Im jüngsten Oktober waren die beiden legislativen Körperschaften der Cherokesen, der National-Rath und die National-Komite, im Hauptorte des Stammes, in Tahlequah, versammelt. Sie beschlossen ein Gesez, demgemäß sie die Erklärung abgaben, daß das Halten von Sklaven, nach dem Vorbilde ihrer Lehrer in der Zivilisation, in christlicher Weise bei ihnen gebräuchlich sei, daß aber, da die in ihrer Mitte wohnenden Missionäre sich bemühen, die Sklaven zum Nachtheil ihrer Eigner zu befreien, die Geistlichen deshalb vom Oberhaupte verwarnt werden sollen. Ferner bestimmten sie, daß Missionäre, welche demungeachtet ihre abolitionistischen Bestrebungen fortsezten, aus dem Gebiete der Cherokesen zu verweisen sind, wie denn auch Abolitionisten nicht als Lehrer in öffentlichen Schulen zugelassen werden sollen, und Bürger, welche dem Stamme angehören, und die Sklaven zur Erlangung ihrer Freiheit behülflich sind, werden mit Geldstrafen bedroht. Dieses, im Geiste der Gesezgebung benachbarter Sklavenstaaten erlassene Gesez ward durch das Veto des Oberhauptes ungültig erklärt, so daß die Geistlichen am Neosho den Kampf gegen die Sklavenhalter ungehindert fortsezen können. Bei der Nähe von Kansas, und da das Gebiet der Cherokesen außerdem drei Sklavenstaaten zu seinen Nachbarn hat, sind diese Vorgänge nicht ohne Bedeutung für die Parteien, die sich jezt im Repräsentantenhause in Washington feindlich gegenüber stehen.

(H. N.)

— Das Gadsden- oder Arisonia-Territorium. Das Gebiet, welches Amerika von Mexiko erworben hat, enthält etwa 20 Millionen Akres und verspricht vorzügliche Resultate. Einige Flüsse, von Norden nach Süden strömend, sind zwar nicht schiffbar, dafür aber ganz geeignet zur Anlage eines vorzüglichen Bewässerungssystems. Einige Thäler dieser Gewässer sind bereits bebaut mit Getreide, Mais und Tabak. Die Berge sind reich an Gold, Silber und Kupfer, und man hat bereits die alten spanischen Minen wieder aufgefunden, deren Anlagen sehr nüzlich werden können. Die einheimischen Indianer, welche etwa 2000 Krieger zählen, beschäftigen sich mit Akerbau, sind friedlich und gastfreundlich und leben im besten Einvernehmen mit den Amerikanern.

Mexiko. Vidauri, der im Osten Mexikos fast unabhängig ist, will 50—100,000 Deutsche ansiedeln. Er ist nicht der erste, der das gewollt hat.

Zentralamerika. (Ein Originalbrief von Nicaragua.) Die Jowa Hill „News" enthält folgendes prachtvolle Aktenstük: „Grenada, Sept. Die größte Eintracht herrscht in der ganzen Kompagnie, Alle leben mit einander wie Brüder. Leben in den besten Hotels, und nichts zu zahlen, Wirth zur Thür hinausschmeißen, wenn er unverschämt wird. — Eben ein herrliches Frühstük eingenommen, von Hühnern und Eiern; der liebe Gott wird zahlen. — In Grenada ist das Hauptquartier. Feine große Stadt, Bevölkerung von 15,000 Einwohnern. Jede Kompagnie hat ein Haus für sich selbst. Negerkoch. Wer wollte nicht Soldat werden? Wir gehen morgen mit dem Steamer weiter. Bestes Land auf der Welt, beste Ernte, aber fault, weil Niemand sie einthut. Wollen die verdammten Hunde von Spaniern schon prügeln, wenn sie die Ernte nicht für uns heimbringen. Walker sagt, er habe Arbeit für drei Jahre, hat nach 500 Rifles gesendet und nach einer Partie blauen Tuchs für Uniformen. Jeder bekommt eine Farm mit 500 Indianern, wollen die Bestien schon zahm machen. War in meinem Leben nicht so glüklich. Komm so schnell wie möglich, und bringe mit, wen Du kannst. Vier Weiber auf einen Mann, und mehr Hunde als Weiber, und mehr Indianer als Hunde. Ich will in drei Monaten heirathen. Niederlassen für immer. Das gesundeste Klima in Welt, nur muß man Andere arbeiten lassen. — Sam Atlins war bei dem Treffen in Virgin Bay und Grenada. Die Eingebornen sind der Weiber wegen eifersüchtig gegen uns. Habe gestern einen Ehemann, der sich mausig machen wollte, niedergeschlagen. Wollen die Kerls schon lehren, uns anständig zu behandeln. Fürchte, alle Parteien vereinigen sich gegen uns. Um so besser, dann haben wir auch Gelegenheit, hinter sie zu rüken" ꝛc.

Südamerika. Argentinien. Der bekannte Abenteurer Flores hat mit drei oder vier Kompagnien einen Freibeuterzug gegen Buenos-Ayres ausgeführt, der jedoch mißlungen scheint, da die Abenteurer, die bereits ziemlich weit in's Innere vorgedrungen waren, sich aus unbekannten Ursachen plözlich zerstreuten. Etwa 20 derselben wurden von den Behörden von Santa Fé gefangen. (Also ist doch auch in dem nach Bek und Herzog fast grabesruhigen Santa Fé einmal ein Bürgerkrieglein losgewesen). Flores schlug sich mit etwa 60 andern gegen Pergamino durch.

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich „ . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrückungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 11. | Samstag den 15. März | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | 1856.

Das Land Brasilien.

Das Kaiserthum Brasilien ist weitaus der größte Staat Südamerika's, ja es nimmt überhaupt mehr als die Hälfte dieses ganzen Kontinents ein. Es ist beinahe so groß als Europa und wird dem Raum nach nur von dem russischen und chinesischen Reiche und von England, insofern man nämlich dessen sämmtliche Besizungen auf der Erde zusammen nimmt, übertroffen. Man berechnet seinen Flächenraum auf ungefähr 130,000 Quadratmeilen, von denen aber nur etwa 2200 der Kultur gewonnen sind! Von Norden nach Süden erstrekt es sich durch 37 Breitengrade und von dem äußersten Küstenpunkte im Osten bis zur fernsten Stelle der Westgrenze mißt es 40 Grade. In einer Länge von gegen 1000 geographischen Meilen bespült der atlantische Ozean seine Ostküste voll der schönsten Häfen und Mündungen großer Ströme. Und dieses ungeheure Land, in welchem die Natur dem Menschen alles in unerschöpflicher Fülle gewährt, wird von kaum 7 Millionen Seelen bewohnt, während Europa mit vergleichsweise dürftigen Hülfsquellen auf demselben Raume 200 Millionen ernährt!

Die Grenzen Brasiliens sind außer dem atlantischen Ozean im Norden das französische, holländische und englische Guyana, die columbischen Republiken Venezuela und Neu-Granada, im Westen der columbische Freistaat Ecuador, Peru und Bolivia, im Südwesten und Süden Paraguay, die argentinischen Staaten und Uruguay oder die Banda oriental.

Ein großartiges Stromnez durchzieht Brasilien in einer Vollkommenheit, wie kein Staat der Welt, auch die nordamerikanische Union nicht, ein zweites besizt, eine Eigenschaft, die schon für sich allein ohne seine zahlreichen Naturschäze dem Lande eine hervorragende Zukunft sichert. Das Flußgebiet des Amazonenstromes oder Maranhon umfaßt wohl die Hälfte Brasiliens, nämlich den Nordwesten. Mehr einem ungeheuern langgezogenen See als einem Flusse ähnlich kann der Amazonenstrom bis zur Einmündung des Rio Negro, fast 100 Stunden weit mit Meerschiffen befahren werden und von dort noch reichlich zwei Mal so weit mit ebenfalls sehr grossen Schiffen. An der Grenze von Peru, wo er aus den Vorbergen der Cordilleren heraustritt, ist er kaum 30 Meilen vom Stillen Meere entfernt, bietet also eine Wasserstraße dar, auf welcher beinahe der ganze südamerikanische Kontinent quer durchreist werden kann. Durch den Rio Negro und Casiquiare geht er eine ununterbrochene Verbindung mit dem mächtigen Orinoko ein und nach Süden kommt er durch den Guapure, einen Quellenfluß des in ihn mündenden Madeira, dem Aguapehy, einem Zufluß des Paraguay und damit des Laplatastromes diesem so nahe, daß nur ein Tragplaz von zirka drei englischen Meilen oder einer Schweizerstunde die Hauptadern des südamerikanischen Binnenverkehrs trennt. Wird hier ein kurzer Kanal gebaut, so kann die ungeheure Streke von der Mündung des Laplata bis zu derjenigen des Orinoko und Amazonenstromes mit Schiffen von acht bis zehn Fuß Tiefgang befahren werden. Das Stromgebiet des Maranhon faßt in sich etwa 340 größere Flüsse, während der Mississippi in Nordamerika nur etwa 200 solche zählt. Manche von jenen, so stark wie der Rhein, sind nur dem Namen nach bekannt. Der Madeira hat einen Lauf von beinahe 400 Meilen, der Rio Negro von 700 Stunden, der Tocantins, welcher in der Provinz Goyaz entspringt und sich in den südlichen Mündungsarm des Maranhon, für sich auch Para genannt, ergießt, gibt dem Madeira an Macht wenig nach und durchläuft eine Streke von 300 Meilen. — Nach Süden zum Laplata fließen, außer dem in der Provinz Matto Grosso entspringenden Paraguay, der Parana, der seine Quellen in Minas Geraes, Goyaz, Matto Grosso und San Paulo hat und bei Corrientes den Paraguay aufnimmt, und der Uruguay, der von dem Hochlande der Provinz Santa Katharina herunterkommend sich mit dem Parana vereinigt und so den Laplatastrom bilden hilft. — Außer diesen zahlreichen Flüssen, welche die beiden bedeutendsten Stromgebiete Südamerika's bilden, gibt es noch eine große Menge anderer, die zwischen denselben in's atlantische Meer münden. Die bedeutendsten derselben sind der Rio San Francisco, der in Minas Geraes entspingt, dann die Grenze zwischen den Provinzen Pernambuco und Bahia, Alagoas und Sergipe bildet und nach einem Laufe von 270 Meilen in's Meer fällt; und der Parnahyba in Macauham und Piauhy. Mehrere andere im Vergleiche zu den eben aufgezählten brasilianischen, nicht aber zu unsern europäischen Strömen unbedeutende Flüsse werden wir bei der besondern Betrachtung Südbrasiliens kennen lernen. Die meisten jener großen Flüsse haben flache Mündungen, ja der Amazonenstrom hat sogar von der Grenze von Peru an bis zum Meer nur einen Fall von etwa 1200 Fuß. Daher verursachen sie in der Regenzeit, während der Sommermonate Dezember und Jannar Ueberschwemmungen. In manchen Gegenden schwellen sie dann ähnlich wie der Nil 10—30 Fuß hoch über ihren gewöhnlichen Stand an und sezen die umliegenden Thäler und Ebenen meilenweit unter Wasser. Sind die Ufer dieser Ströme nicht höher gelegen, so macht sie diese Eigenschaft, welche außerdem so vieles zur Befruchtung des Bodens beiträgt, unbewohnbar; zugleich aber ist dieselbe die Ursache vieler Krankheiten. Die Abwesenheit solcher, regelmäßige Ueberschwemmungen machenden Flüsse in denjenigen Gegenden von Südbrasilien, welche deutsche und schweizerische Kolonien besizen, ist mit ein Hauptgrund, weßwegen sich diese durch ihre Gesundheit auszeichnen. — Landseeen hat Brasilien nur wenige und nicht bedeutende, die größten sind Lagoa dos Patos und Lagoa Mirim in der Provinz Rio Grande do Sul.

Das Tiefland des Amazonenstroms ausgenommen ist Brasilien ein Gebirgsland; wohl zwei Drittheile des Reiches können als solches bezeichnet werden. Sobald man das östliche Küstenland, welches an einigen Stellen nur wenige, an andern aber bis auf dreißig Meilen breit ist, verlassen hat, gelangt man an den Fuß des ziemlich steilen Seegebirges, Serra do Mar. Diese Bergkette erreicht eine mittlere Höhe von 3000 Fuß und bildet die natürliche Grenze des innern Hochlandes, auf welchem sich hinwieder ein Labyrinth von Gebirgszügen erhebt, die einerseits von Norden nach Süden, anderseits ost- und westwärts verlaufen. Während die Hochebene im Durchschnitt 2500 Fuß über Meer ligt, steigen die höchsten Spizen ihrer Gebirgsketten bis auf 6000 Fuß. Die einzelnen Abtheilungen führen verschiedene Namen; man faßt sie aber zusammen unter der gemeinsamen Benennung Serra dos Vertentes, Gebirge der Wasserscheiden. Man könnte sie auch die brasilianischen Alpen nennen; denn eine Vergleichung mit unsern mitteleuropäischen Alpen läßt sich in der That ziemlich genau durchführen; nur muß man über die ungleichen Raumverhältnisse wegsehen, sich die Berge niedriger und die dazwischen liegenden Thäler viel breiter vorstellen. Der Knotenpunkt der brasilianischen Alpen ligt in den Provinzen Minas Geraes und Goyaz; dieß wäre also die brasilianische Schweiz. Die Wasserscheide zwischen den südlichen und nördlichen Flüssen läuft von Westen nach Osten. Auf ihrer Mittagsseite haben wir den Parana, unsere Rhone, mit anfangs westlichem, dann südlichem Lauf, im Osten den Parahyba, der in der Provinz San Paulo entspringt und nach Osten zwischen der Serra do Mar, den brasilianischen Apenninen, und den Alpen von Minas Geraes durch die Provinz Rio Janeiro fließt. Auf der Nordseite der Wasserscheide repräsentirt der Rio San Francisco mit seinem nordöstlichen Laufe den Jan, das Gebirge zwischen Minas und Goyaz die mittlern Graubündneralpen, der Tocantins den Rhein (der Paranaan den Hinterrhein, der eigentliche Tocantins den Vorderrhein); der Araguaya, welcher in den Tocantins fällt, stellt endlich die Aare vor; die Cordillera Grande in der Provinz Goyaz die Glarner- und Urneralpen u. s. w. Wie das Südende der Alpen zwischen Frankreich und Piemont in die Apenninen übergeht, so vereinigen sich auch die südlichen Ausläufer der Serra dos Vertentes in der Provinz San Paulo mit dem Seegebirge. In den Provinzen Parana, Santa Katharina und Rio Grande do Sul bildet das Küstengebirge selbst und allein die Wasserscheide; nur ganz im Süden zieht sich im Innern von Rio Grande eine zweite, schmälere Bergkette in den Staat Uruguay hinein, welche die Zuflüsse des gleichnamigen Stromes von den Küstenflüssen scheidet. — Die westlichen Ausläufer der Serra dos Vertentes trennen die Provinz Matto Grosso in einen nördlichen und südlichen Theil und verlieren sich in der großen Ebene, deren Gewässer durch ihre Vereinigung den Madeira bilden und welche zu Peru und Bolivia gehörend sich bis zum Riesengebirge der Anden erstrekt. Man glaubte früher an eine Verbindung des leztern mit den brasilianischen Gebirgen, was sich als unrichtig herausgestellt hat; es zeigen auch diese nichts von der den Anden eigenthümlichen vulkanischen Beschaffenheit.

Hinsichtlich der Pflanzenwelt, welche das Land Brasilien bedekt, bietet seine Oberfläche sehr verschiedene Ansichten dar. Der größte Theil ist mit Waldungen des üppigsten Baumwuchses besezt, in welchen sich die angebauten Stellen wie kleine, kaum sichtbare Punkte ausnehmen. Daneben zeigen sich weit ausgedehnte, mit hohen Gräsern bewachsene Ebenen, Campos genannt, deren Einförmigkeit nur selten durch einzelne Bäume unterbrochen ist. Endlich weist das innere Hochland, das sich durch Mineralreichthum auszeichnet, noch steinige kahle Streken auf. Den brasilianischen Urwald schildert ein Deutscher, Dr. Fr. Ruoff, folgendermaßen:

„Tief, ja unauslöschlich ist der Eindruk, den der Europäer erhält, dem zum erstenmale der großartige Genuß zu Theil wird, die Pracht und Majestät einer tropischen Vegetation zu erblikn; allein weit tiefer ist der Eindruk und weit größer der Genuß, wenn er sich zum erstenmale in die Mitte eines tropischen Urwaldes versezt findet; da wird sein Gemüth von Staunen und Bewunderung erfüllt; denn von allen Seiten tritt ihm das Bild der Erhabenheit, der Größe und einer unerschöpflichen Fülle und Fruchtbarkeit entgegen, wie ihm bisher nie etwas Aehnliches zu Gesicht gekommen! Bald ist es die schwindelnde Höhe der Bäume, bald die Mannichfaltigkeit und sonderbare Form des Laubwerkes oder der ganzer Pflanze, bald die schlanke Gestalt himmelanstrebenden Bäume mit der mannichfaltigsten Blattkrone, bald die zahllosen in mannichfaltiger Verschlingung andere Bäume umgürtenden und zu ungeheurer Höhe emporklimmenden und mit dem übrigen Buschwerk sich zu einem undurchdringlichen Ganzen eng verwebenden Schlingpflanzen, bald die groteske Form oder herrliche Blüthenpracht der auf allen Baumstämmen festgewurzelten Schmarozergewächse, bald die in schönster Farbenpracht prangende Flora, bald das prachtvolle bunte Gefieder der heitern Lustbewohner, bald der glänzende Schimmer umherflatternder Schmetterlinge, bald nie gesehene, sonderbar gestaltete Thierformen, bald auffallende, von unbekannten Thiergattungen ausgestoßene Töne, bald der kühle Schatten oder die höchst üppige Vegetation im Allgemeinen, was seine Aufmerksamkeit fesselt. Die Natur zeigt sich hier in ihrer Jugendkraft, und stellt so zu sagen einen Wettkampf des Lebens dar, wo es sich darum handelt, welches Pflanzenindividuum auf Kosten des andern den Sieg des Lebens davontrage, indem die Erzeugungskraft der Natur zu üppig ist, als daß all die Gewächse, die auf dem beschränkten Raume hervorsprossen, die nöthige Nahrung erhalten könnten, und daher kommt es, daß eines das andere erdrükt. Der Naturfreund findet hier reichlichen Stoff sowohl um Beobachtungen zu machen, als um Sammlungen zu veranstalten. Die Urwälder der Tropengegenden haben das Auszeichnende vor unsern Wäldern voraus, daß sie nicht aus der beschränkten Anzahl einiger wenigen Pflanzenarten bestehen, sondern im Gegentheil eine Vereinigung der mannichfaltigsten Arten in zahlloser Anzahl bilden, die in der Form von einander höchst abweichend sind und den verschiedensten Pflanzenfamilien angehören; daß sich niedere Pflanzengattungen mit mittelhohen Stauden und höchsten Bäumen zu einem Ganzen verweben. Dieselben Pflanzenfamilien, die sich bei uns nicht über den niedern krautartigen Wuchs erheben, gestalten sich hier zu mächtigen Bäumen, so die Farrenkräuter; die Gräser, die bei uns nur einen schwachen von jedem Lüftchen bewegten Halm bilden, erheben sich hier zu einer Höhe von 12—20 Fuß und noch höher. Einen besonders hervorstechenden Zug im Aussehen der tropischen Urwälder Brasiliens bilden die Familien der Palmen, der Kaktus, der Wollbäume, der baumartigen Grasarten, der Ananasstauden, der Aloegewächse, die Schmarozergewächse, die baumartigen Nesselgewächse, die Lianen und endlich die mit gefiedertem Laube versehenen Hülsengewächse, die eine der am häufigsten in Tropenländern vorkommenden Pflanzenfamilien bilden. Einen höchst eigenthümlichen und charakteristischen Zug in dem Bilde der Tropenwälder zeigen neben den Palmen und Parasitgewächsen die Schlingpflanzen oder Lianen (im Portugiesischen Kipo genannt), die hier in ungeheurer Anzahl und in der größten Mannigfaltigkeit auftreten und in verschiedenartigen Windungen sich um andere Baumstämme herumschlingen, an denselben bis in die höchsten Gipfel hinaufklimmen, daselbst ein dichtes Laubgewölbe bilden, nicht selten von einem Baumstamme zum andern benachbarten sich hinüberschlingen und so die prachtvollsten Festons bilden, deren Reiz noch bedeutend erhöht wird, wenn die Lianen sich im Blüthezustand befinden. Sie zeigen einen höchst üppigen Wuchs und umschließen oft die Bäume mit einem so dichten Laubgewölbe, daß von leztern gar nichts mehr zu Gesichte kommt; anderemale lassen sie nur noch die höchsten Gipfel der zur Stüze dienenden Bäume über dem von den Lianen gebildeten Laubwalle hervorsehen; anderemale sind die Aeste der Unterlage mit den Zweigen der Schlingpflanzen in ein unentwirrbares Netz verflochten, daß man nicht ohne genauere Untersuchung das Blatt des stüzenden Baumes von dem der Liane unterscheiden kann. Zuweilen überziehen sie alte, blattlose Baumstämme mit einem Laubwalle und verleihen so halb vermoderten Bäumen das Ansehen eines noch grünenden jugendlichen Baumes. Sie sind von verschiedener Dike, von der eines dikn Schiffstaues bis zu der der feinsten Schnüre, die tauen; die dünnen sind von großer Zartheit und Feinheit und senken von den höchsten Gipfeln ihre zarten Luftwurzeln zum Boden herab, anderemal haben sie diesen noch nicht ganz erreicht, und spielen in den Lüften; häufig steigen die blattlosen Stränge unmittelbar von der höchsten Höhe der Bäume zur Erde herab und wurzeln sich da fest, so daß es das Ansehen gewinnt, als ob die höchsten Aeste an den Boden vermittelst eines Stranges befestigt seien. Zuweilen umgürten die Lianen ihren stüzenden Baum mit solcher Festigkeit, daß der Fluß der Säfte in lezterem stokt und derselbe dadurch ertödtet wird. Häufig habe ich gesehen, daß ein einziger Baumstamm den Stüzpunkt abgibt für mehr denn ein Duzend verschiedener Schlingpflanzen, welche alle sich an ihm hinaufwinden und durch vielfältige Verschlingungen und Verkettungen mit dem übrigen Gebüsch in ein Ganzes verwebt dieses in ein unentwirrbares Gewirre und in eine undurchdringliche Mauer verwandeln, welche nur mit Gewalt (d. h. mit Beil oder Axt) durchbrochen werden kann. Sie bilden zuweilen wahre schlangenförmige Windungen um den Baum, die schon manchmal ein schrekhaftes Gemüth in eilte Furcht und Schreken versezt haben. Diese Pflanzen zeigen häufig in ihren Blüthen die herrlichste Farbenpracht, die sich schon von ferne bemerklich macht; man sieht sie in dem lebhaften Roth, Blau und Gelb glänzen. Ueberhaupt ist es ein großer Vorzug der tropischen Waldbäume, daß sie nicht, gleich den unseren, unansehnliche, kaum vom Blattgrün sich unterscheidende Blüthen zeigen, sondern im Gegentheil mit sehr lebhaften Farben geschmükt sind. Viele dieser Lianen enthalten einen milchigen giftigen Saft. Einen seltsamen Anblik gewähren in den Urwäldern von Südamerika das in langen Büscheln von verschiedenen Baumästen herabhängende graugrünliche Baumoos; die sonderbaren, auf Baumästen befestigten dunkelgrauen schuppenförmigen Ameisen- und Wespennester, sodann die beutelförmigen Nester gewisser Vögelarten, wie des Japu, welche lezterer an einem dünnen Zweige aufhängt, und endlich die zahlreichen 6—10′ hohen und mit einem Lehmüberzug versehenen Termitenwohnungen.

„Es ist jedoch nicht allein die Pflanzenwelt, sondern auch die den Urwald bewohnende und belebende Thierwelt, welche die Aufmerksamkeit des Europäers fesselt und sein Interesse in hohem Grade erregt. Es ist nicht anders zu erwarten, als daß da, wo eine so große Ueppigkeit und Thätigkeit im Leben der Pflanzen angetroffen wird, auch die Lebensfülle in der Thierwelt in reichhaltigstem Grade sich kund gibt, was auch wirklich der Fall ist. Es finden sich hier zwar nicht die Thierkolosse, wie sie die alte Welt aufzuweisen hat, allein dafür eine Menge Amerika eigenthümlicher sonderbarer Thierformen aus der Klasse der vierfüßigen Thiere, eine große Menge in den schönsten Farben prangende Vögel, Schmetterlinge und Käfer, und eine mannichfaltige Reihe von durch Form, Größe und Giftigkeit hervorragenden Reptilien. Aus dem Geschlechte der Kazen finden sich hier die Unze, der Cuguar und Pardel; jene ist das größte vierfüßige Raubthier von Amerika, sie kletert Bäume hinan und hat schon viele Male den Wanderer durch einen kühnen Sprung in Furcht und Lebensgefahr versezt, sie ist den Heerden sehr gefährlich, findet sich aber in den innern unbewohnten Provinzen und sehr selten mehr in den Küstenprovinzen. Der Tapir ist ein Halbding zwischen Schwein und Elephant, ist überhaupt das größte vierfüßige Thier von Amerika und diesem Welttheile eigen, hält sich in den innern weniger bewohnten Gegenden auf und liebt vorzüglich sumpfige und schlammige Gegenden. Von kleinen Thieren ist es besonders das Affengeschlecht, das unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht. Sie kommen in verschiedenen Arten vor, zeichnen sich durch Lebhaftigkeit und Gelehrigkeit aus, schwingen sich mit Behendigkeit von einem Baumaste zum andern, den sie mit ihrem Wikelschwanze umschlingen. Einige Arten stoßen Morgens und Abends ein furchtbares heulendes Geschrei aus und werden daher Heulaffen genannt, sie haben sehr entwikelte Stimmwerkzeuge; darunter zeichnet sich der bärenartige Brüllaffe aus, der in großer Gesellschaft lebt und um den Unterkiefer bis zu den Ohren mit längern Haaren besezt ist, daher er von den Brasilianern der bärtige Affe (Barbado) genannt wird. Durch Zierlichkeit, Lebhaftigkeit und artige Manieren zeichnen sich aus: der rothe Sahui und der Seidenaffe. Einige gehen blos des Nachts auf Raub aus und wohnen in hohlen Baumstämmen (wie der Mirikina), während die bei weitem größere Zahl des Nachts der Ruhe pflegen und kein besonderes Nest haben. Ihnen schließen sich die Eichhörnchen an, die hier auch vorkommen, aber nicht so hübsch sind, als bei uns, indem sie eine gränliche glanzlose Färbung zeigen. Beim Hinaufsehen an einem Baume bemerken wir an einem Aste angeklammert ein ganz sonderbares abschrekendes Thier, das sich uns bei näherer Betrachtung als ein Faulthier zu erkennen gibt; es ist ausgezeichnet durch lange, struppige und Abscheu einflößendes Gesicht, stupides Aussehen, höchst langsame und schwerfällige Bewegungen und die größte Apathie, aus welchem Zustande es selbst bei Lebensgefahr nicht gebracht werden kann. Eine andere Gattung hält sich bloß auf dem Boden auf, es ist dieß der Ameisenfresser, so genannt, weil er blos von Ameisen lebt; er ist mit einer zylinderischen sehr verlängerten Schnauze versehen. Die größere Art derselben nimmt es mit den meisten Thieren im Kampfe auf, sie ist mit starken Krallen versehen; wenn sie angegriffen wird, so legt sie sich auf den Rüken und bedient sich der Krallen als Vertheidigungswaffe. Ihre lange bewegliche Zunge ist ihrer Lebensweise ganz angemessen, sie bringt dieselbe in die vorher mit ihren Klauen aufgescharrten Ameisenhäufen und zieht sie dann, wenn sie bedekt mit Ameisen ist, wieder zurük. In Höhlen wohnt ein durch seinen Gestank ausgezeichnetes Thier, daher Stinkthier genannt; da es unter dem Schwanze einen Beutel hat, der eine furchtbar stinkende Flüssigkeit enthält, welche es als Vertheidigungsmittel benüzt, indem es dieselbe seinem Verfolger entgegen schleudert. Die Beutelthiere zeigen darin einen ganz eigenthümlich von anderen Thieren abweichenden Bau, daß sie am Bauche einen häutigen Sak haben, wo sich die Jungen aufhalten und darin groß gezogen werden. Die in Brasilien gewöhnliche Art heißt daselbst Gamba und wird von den Pflanzern stark verfolgt, da es bei Nacht auf Raub ausgeht und für die Hühnerställe sehr gefährlich ist. Es werden ihm daher häufig von denselben Fallen gelegt. Ihnen nahestehend zeigen sich die Nasenthiere, die in zwei Arten hier vorkommen, im äußern Ansehen dem Fuchse ähneln und durch eine lange bewegliche Nase ausgezeichnet sind; sie sind gleich geschikt zum Klettern wie zum Graben. — Die Klasse der Vögel ist es hauptsächlich, die den Urwald belebt machen, und das Gefühl der Einsamkeit, das den fremden Wanderer hier beschleicht, einigermaßen entfernen; sie nehmen sowohl wegen ihrer großen Farbenpracht, als wegen der verschiedenen Töne, die sie von sich geben, die Aufmerksamkeit des Fremdlings in hohem Grade in Anspruch. Wir finden hier zwar nicht den herrlichen Gesang, der unsere Singvögel auszeichnet, aber dagegen andere sonderbare Töne, die von denen unserer Vögel gänzlich verschieden sind, und daher wegen ihrer Seltsamkeit und Fremdartigkeit unsere Bewunderung erregen. Singvögel gibt es hier überhaupt wenige, und deren Gesang kann in keinem Falle mit den schönen Melodien unserer Singvögel in Parallele gestellt werden, allein statt des Gehörsinnes wird ein anderer Sinn, d. h. der Gesichtssinn, in bedeutendem Grade ergözt. Das prächtigste Farbenspiel, das hier die befiederte Welt entwikelt, hat in unsern kalten Klimaten seines Gleichen nicht. Wir erwähnen hier nur der prachtvollen Schmulvögel, des mit dem schönsten Blau gezierten Honigsaugers, des Procnias mit dem wechselnden Farbenspiel im Lichte, mehrerer Tanagras (wie des eleganten Tanagra mit hochgelbem Kopfe und schwarzgelb gestrichtem Rüken, und des blutrothen brasilianischen Tanagra), mehrerer Pipra-Arten, der Piroten, der im schönsten Blau und Roth schimmernden Aras, mehrerer Papagayarten, der Tukane mit dem kolossalen aufgeblasenen Schnabel, der schön orangenfarbenen Kehle, die mit dem schwarzen Gefieder in auffallendem Kontraste steht, und mehrerer Spechtarten ꝛc. Der niedlichen durch den herrlichen Metallschmelz sich auszeichnenden Kolibris erwähnen wir hier nicht, da sie den Gras- und Gartenfluren angehören. — Aus der Klasse der Reptilien finden wir im tropischen Urwalde viele Arten von giftigen und ungiftigen Schlangen, wovon einige auf Bäume klettern und sich um Aeste schlängeln, so die Riesenschlange, die einige Windungen um Aeste macht, und von da aus sich auf ihre Beute, wohin selbst die größten Raubthiere gehören, stürzt, und denselben vermittelst ihrer Riesenkraft die Knochen zerbricht und sie erdrükt; andere, u. zwar die Mehrzahl, kriechen blos auf dem Boden, oder liegen ruhig unter Felsstüken oder unter niedergefallenen Baumstämmen; unter diesen ist eine Art durch ihre lebhaft rothe Färbung im Wechsel mit schwarzen und weißen Ringen ausgezeichnet die Corallenschlange; eine andere höchst giftige und ziemlich große Art ist dadurch auffallend, daß sie im Schwanzende mehrere kleine Knochen besizt, die gelenkartig aneinander gereiht sind und vermittelst deren dieselbe ein klapperndes Geräusch hervorbringt, und die von den Negern sorgfältig gesammelt werden, da sie denselben eine mystische Kraft zuschreiben; sie heißt deßhalb Klapperschlange. Die meisten giftigen Arten haben eine dunkle Färbung. Von den Fröschen gibt es welche, die sich auf Bäumen aufhalten und von der Höhe herab zwischen Bromeliagesträuchen ihre quakende Stimme erschallen lassen; die meisten leben auf dem Boden und im Wasser. Es gibt mehrere Arten, die sich durch ihre Größe auszeichnen, andere durch ihre

glose Färbung zeigen. Beim Hin
nne bemerken wir an einem Afte
sonderbares abschrekendes Thier,
r Betrachtung als ein Faulthier
ausgezeichnet durch lange, strup-
h ein ganz jämmerliches, Schreken
s Gesicht, stupides Aussehen, höchst
ge Bewegungen und die größte Apa-
e es selbst bei Lebensgefahr nicht ge-
andere Gattung hält sich bloß an
der Ameisenfresser, so genannt, weil
; er ist mit einer zylinderischen
anze versehen. Die größere Art
den meisten Thieren im Kampfe
rallen versehen; wenn sie ange-
h auf den Rüken und bedient sich
gungswaffe. Ihre lange beweg-
bensweise ganz angemessen, sie
er mit ihren Klauen aufgescharr-
eht sie dann, wenn sie bedekt mit
f. In Höhlen wohnt ein durch
hnetes Thier, daher Stinkthier
dem Schwanze einen Beutel hat,
be Flüssigkeit enthält, welche es
benüzt, indem es dieselbe seinem
dert. Die Beutelthiere zeigen
ämlich von anderen Thieren ab-
m Bauche einen häutigen Sak
aufhalten und darin groß ge-
Brasilien gewöhnliche Art heißt
d von den Pflanzern stark ver-
Raub ausgeht und für die Hüh-
. Es werden ihm daher häufig
rgt. Ihnen nahestehend zeigen
n zwei Arten hier vorkommen,
Fuchse ähneln und durch eine
sgezeichnet sind; sie sind gleich
um Graben. — Die Klasse der
h, die den Urwald belebt ma-
r Einsamkeit, das den fremden
, einigermaßen entfernen; sie
r großen Farbenpracht, als we-
, die sie von sich geben, die Auf-
s in hohem Grade in Anspruch.
den herrlichen Gesang, der un-
, aber dagegen andere sonder-
unserer Vögel gänzlich verschie-
ihrer Seltsamkeit und Fremd-
rung erregen. Singvögel gibt
und deren Gesang kann in kei-
Melodien unserer Singvögel in
lein statt des Gehörsinnes wird
Gesichtssinn, in bedeutendem
igste Farbenspiel, das hier die
at in unsern kalten Klimaten
erwähnen hier nur der pracht-
it dem schönsten Blau gezierten
s mit dem wechselnden Farben-
Tanagras (wie des eleganten
Kopfe und schwarzgelb gestri-
lutrothen brasilianischen Ta-
len, der Pirolen, der im schön-
ernden Aras, mehrerer Papa-
dem kolossalen aufgeblasenen
nafarbenen Kehle, die mit dem
allendem Kontraste steht, und
er niedlichen durch den herr-
zeichnenden Kolibris erwähnen
Gras- und Gartenfluren ange-
r *Reptilien* finden wir im
en von giftigen und ungiftigen
f Bäume klettern und sich um
senschlange, die einige Win-
nd von da aus sich auf ihre
en Raubthiere gehören, stürzt,
er Riesenkraft die Knochen zer-
, u. zwar die Mehrzahl, kriechen
liegen ruhig unter Felsstüken
Baumstämmen; unter diesen
t rothe Färbung im Wechsel
Ringen ausgezeichnet die Co-
höchst giftige und ziemlich
nd, daß sie im Schwanzende
t, die gelenkartig aneinander
deren dieselbe ein klapperndes
ole von den Negern sorgfältig
enselben eine mystische Kraft
Klapperschlange. Die mei-
e dunkle Färbung. Von den
sich auf Bäumen aufhalten
wischen Bromeliagesträuchen
llen lassen; die meisten leben
er. Es gibt mehrere Arten,
zeichnen, andere durch ihre

sonderbaren und sehr lauten Töne. Eine Art, die die gehörnte genannt wird, hat auf den Augenliedern hornartige Erhöhungen, sie hält sich auf der Erde unter feuchtem Laube auf; eine andere ist mit einem Panzer bekleidet und wird daher der Panzerfrosch genannt; eine weitere Art von röthlicher Farbe ist ausgezeichnet durch ein dreifaches schwarzes Kreuz, das sie auf dem Rüken hat. — Einen ungeheuren Reichthum zeigt der brasilianische Urwald an *Insekten*. Von Käfern zeichnen sich viele aus durch den glänzenden metallischen Schmelz; sie wohnen theils auf den Bäumen, auf dem Laube oder unter der Rinde im Holze, theils auf oder in der Erde, oder auf den Blättern und Blüthen manchfacher Strauch- und Krautarten. Durch Schönheit ragt besonders der Brillantkäfer hervor; ferner sind wegen ihrer schönen Farben bemerkenswerth viele Arten aus der Gattung der Prachtkäfer und den Familien der Chrysomelinen, Copriden und Carsideen, die auf dem Laube der Gesträuche gleich Edelsteinen hervorschimmern. Die brasilianischen Schmetterlinge sind berühmt sowohl wegen ihrer Größe als besonders wegen der herrlichsten und glänzendsten Farben, mit denen sie geziert sind, und die den Reisenden in Staunen und Entzüken versezen. Mehrere sehr große Arten von schöner himmelblauer Farbe sind um Rio sehr häufig, sowie dergleichen von weißer Farbe, und ihre glänzenden Farben heben sich in dem dunkeln Urwalde sehr schön hervor. Die die Urwälder bewohnenden Thiere erregen nicht blos wegen ihrer Farben und Formen die Aufmerksamkeit des Naturfreundes, sondern auch noch durch ihre Töne, daher wir hier denselben eine kleine Betrachtung widmen wollen. Zur Mittagszeit, wenn die Sonne hoch steht, herrscht im tropischen Urwald eine Todesstille, keine Stimme ertönt, und der Wanderer fühlt sich höchst einsam; allein wenn die Sonne niedriger steht und es dem Abende zugeht, so erschallen da und dort einzelne Stimmen, die uns überraschen; von der Höhe der höchsten Baumstämme erschallen die gellenden Töne der Araponga, die mit den rhythmischen Amboßschlägen eine auffallende Aehnlichkeit zeigen, die Aras geben ihre krächzende Stimme weithin kund, Schaaren von Pirikitos und Papagayen, die über den höchsten Gipfel in pfeilschnellem Fluge dahin eilen, erfüllen die Luft mit ihrem geschwäzigen Geschrei; die gelbbauchige Surucu ruft sehr laut und ist auf große Entfernungen hörbar, verschiedene kleinere Vögel lassen sich in manchfaltigem Gezwitscher und Pfeifen hören, die Tauben girren, und die kleinen Baumhäker und Spechte bringen durch das Piken an die Baumstämme ein stark pochendes Geräusch hervor. Allein dieß sind nur schwache und vereinzelte Töne im Vergleich zu denen, die erschallen, wenn die Sonne sich in ihren purpurnen Mantel kleidet und unter den Horizont herabsinkt, dann vereinigen sich vierfüßige Thiere, Vögel, Insekten und Reptilien, um in Gemeinschaft einen Chorgesang anzustimmen, der den neuen Ankömmling in Erstaunen und Entzüken zugleich versezt, und wovon der, der dieß nie mit angehört hat, keinen Begriff hat. Die Thierwelt stimmt dann ihr heiteres Abendlied an und äußert ihre Lebensfrohheit und Lebensfülle durch die mannigfaltigsten und lautesten Töne. Bei diesem Konzert macht sich vor Allem bemerklich das gewaltige Schwirren und das gellende Schnarren der Grillen und Cikaden, und das starke paukende Geräusch des Ochsenfrosches, worein die andern Frösche und Kröten mit quakenden, brüllenden, schlagenden, trommelnden, ächzenden Tönen mit einstimmen und welchem Affen ihr entsezliches heulendes, pfeifendes und zischendes Geschrei beimengen. Sehr wohl ist mir noch der große Genuß erinnerlich, den mir ein solches Thierkonzert verschaffte, als ich in den ersten Tagen nach meiner Ankunft in Rio Janeiro einen Abend auf einem Landhause, das einem Brasilianer gehörte und an einen Urwald grenzte, in der Nachbarschaft von Rio zubrachte. Tritt wirkliche Finsterniß ein, so wird das Auge durch den glänzenden Schimmer ergözt, den so viele Insekten aus der Gattung der Schnellkäfer und der Leuchtkäfer ausstrahlen, und die bald ein grünliches, bald ein bläuliches Licht von sich geben. Man sieht dann Wald und Fluren in einem beständig wechselnden Feuermeer erglänzen. Wir dürfen jedoch auch nicht die Schattenseiten dieses schönen Gemäldes übersehen. Es finden sich hier nicht blos wilde und grimmige Thiere und eine Unzahl giftiger Schlangen, die das Leben des Menschen bedrohen, sondern auch eine unendliche Menge von Insekten, die den dasigen Bewohner ungeheuer belästigen und quälen, und besonders in neuen Gegenden, sowie in der Nähe von größeren Flüssen höchst belästigend werden. Der Mensch kann sich daher nicht lange dem Genusse im Schauen der großartigen Naturszenen hingeben, denn bald wird er von einer großen Schaar lustiger und stechender Insekten verfolgt, die ihre Stechwuth an ihm auslassen und ihm allen Genuß verbittern. Diese Thiere verfolgen den Menschen bei Tag und bei Nacht, denn einige Arten sind des Tages geschäftig und gehen auf Beute bei Tag aus, andere bei Nacht, und wenn die Verfolgungen einer Art aufhören, fangen die andern an den Menschen zu quälen, so z. B. die Schnaken und die verschiedenen Arten von Stechfliegen. Außer diesen findet man da ein rothbräunliches Insekt, Carapato im Portugiesischen genannt, von verschiedener Größe, bald sehr klein, bald von der Größe einer Linse, welches auf Gesträuchen in großer Zahl sich aufhält, und welches sich an den vorüberstreifenden Wanderer anhängt, sich in die edlen Theile des Körpers einfrißt und daselbst ein heftiges Juken veranlaßt. Das Eingraben geschieht aber so unmerklich, daß ich es nie vorher entdekt habe, als wenn es sich schon mit dem ganzen Kopf in die Haut versenkt hatte. Ein anderes sehr lästiges, und man sagen mikroskopisches Insekt ist der Sandfloh, der sich im Sande vorfindet, und in den Körper, vorzugsweise in die Zehen einnistet, wo er seine Eier legt, die sich fortwährend vermehren, wodurch zulezt große Löcher entstehen. Auch dieses Insekt veranlaßt ein heftiges Juken, besonders bei Nacht; bei der ersten Untersuchung, wenn man sie vernimmt, sobald man das Insekt spürt, sieht man gewöhnlich nichts; aber am nächsten Tage bei erneuerter Untersuchung sieht man einen kleinen mißfarbigen Flek, gewöhnlich auf der Spize der Fußzehen, und beim Aufschneiden kommt eine zähe schleimige Flüssigkeit heraus. Auf dem Grunde findet man einen schwarzen Punkt, der das eigentliche Insekt darstellt; dieses muß mit Sorgfalt entfernt werden, wenn man nicht den nämlichen Prozeß fortgesezt sehen will, der zulezt ganz unerträglich wird und tiefe Geschwüre veranlaßt. Außerdem finden sich in diesen Gegenden giftige Spinnen, Skorpionen und Tausendfüße, die Geschwüre und schwer heilbare Verwundungen veranlassen. Ferner gibt es eine Menge anderer Insekten, die zwar nicht den Menschen selbst peinigen und verlezen, allein in Feldern und im Hause in Folge ihrer Gefräßigkeit und Zerstörungswuth sehr großen Schaden anrichten; so die Termiten und verschiedene Arten Ameisen, die Alles benagen und zerstören, was ihnen in den Weg kommt; manche Ameisen machen großartige unterirdische Höhlungen auf den Feldern, die einen großen Flächenraum einnehmen, und zerstören die da wachsenden Pflanzen gänzlich.“

Dieß ist ein Bild des Urwaldes und seines Thierlebens, wie es sich dem Beschauer innerhalb der Wendekreise darbietet. Auch der südbrasilianische Urwald macht auf den europäischen Ankömmling im Allgemeinen denselben gewaltigen Eindruk, obgleich er sich mehrfach von jenem unterscheidet, manche jenem eigenthümliche Pflanzen- und Thierarten nicht besizt. So kommen z. B. in Südbrasilien wohl Ameisen vor, die genug Schaden anrichten, aber die eigentliche verheerende Termite nicht; von Moskiten sind die südlichen Hochebenen fast ganz verschont; Schlangen und besonders giftige sind in diesen Provinzen nicht häufiger, als in Nordamerika, ja die Klapperschlange lebt nur in den *warmen* Hochländern, nicht außerhalb des Wendekreises, die Riesenschlange bloß in den heißesten Tropenländern u. s. w.

Wir haben in der obigen Schilderung des Urwaldes manche Erzeugnisse des Pflanzen- und Thierreiches kennen gelernt. Wir müssen aber nun noch eine Menge anderer Produkte anführen, wenn wir auch nur ein halbwegs vollständiges Bild des natürlichen Reichthums von Brasilien entwerfen wollen, und dabei erwähnen wir insbesondere diejenigen, aus welchen der Mensch Nuzen zieht, und auch von diesen nur die wichtigern. Die eßbaren, wildwachsenden und kultivirten Früchte sind von großer Mannigfaltigkeit; viele davon sind in Europa nicht einmal dem Namen nach bekannt, während andere, wie die Melonen, Feigen, Mandeln, Apfelsinen, Zitronen und Orangen, auch in den wärmern Ländern unsers Welttheils zu Hause sind; endlich kommen in den südlichsten Provinzen auch unsere einheimischen Obstarten wie unsere Gemüse und Getreidearten ganz gut fort. Die Wurzel- und Schotengewächse sind ebenfalls zahlreich und dienen theils zur Speise, theils zur Stärkebereitung. Andere Pflanzen liefern ihre Blätter, wie der Gonhonhastrauch den Maté oder Paraguaythee, das tägliche Bedürfniß des Volkes, und einige Palmarten den Palmkohl, ein angenehmes Gemüse, andere ihre Blätter zum Dachdeken oder, wenn sie wie Flachs behandelt werden, zur Hanfbereitung. Die verschiedenen Schlingpflanzen dienen als Strike. Mehrere Bäume erzeugen köstliche Harze; im heißen Tieflande gibt es große Wälder von Kautschukbäumen; die Gewinnung ihres Saftes, des Gummielastikums, macht jezt, da die Anwendung dieses Stoffes sich immer mehr erweitert, einen beachtenswerthen Erwerbszweig aus. Von andern Bäumen eignet sich die Rinde als treffliches Gerbemittel; von manchen endlich, besonders Nußbäumen verschiedener Art, wird Oel gewonnen. An Gewürzen und Arzneipflanzen ist ebenfalls Ueberfluß. Ein Hauptertrag des brasilianischen Waldes liegt aber in der ungeheuren Auswahl der verschiedensten Holzarten: der prächtigsten Möbel- und Farbhölzer, der dauerhaftesten Bauhölzer. Die wichtigsten Kulturpflanzen und Ausfuhrartikel sind Kaffee, Zuker und Baumwolle, die am feinsten in der Provinz Pernambuco gedeiht; weniger wird Tabak gepflanzt, obgleich er von vorzüglicher Güte ist; auch Reis, der neben den verschiedenen Knollengewächsen, Bohnen und Mais ein Hauptnahrungsmittel bildet, wird nicht so viel gebaut, als das Land verbraucht. Am meisten wächst die Kultur des Kaffee's, von dem jährlich wohl 300 Millionen Pfund produzirt werden; Zuker wurde im J. 1851 112,000 Tonnen ausgeführt. Der Anbau von Vanille, Cacao und Indigo ist unbedeutend; er wartet, wie der chinesische Thee, nur auf Hände, um eine Quelle des Reichthums für Brasilien zu werden; desgleichen die Seidenkultur, denn der Maulbeerbaum wächst vortrefflich; der Cochenillecactus kommt häufig wild vor, es gibt sich aber niemand mit dem Sammeln der Cochenille ab. Ueberall Mangel an Händen, an fleißigen und betriebsamen Leuten; überall ein vielversprechendes Feld für den Auswanderer.

Nicht minder reichlich sind die Erzeugnisse des *Thierreiches* vertreten. Das Meer und die Flüsse bieten eine Menge eßbarer Fische; Schildkröten sind sogar ein Ausfuhrartikel; zahlreich sind die jagdbaren Thiere des Waldes. Aber alle diese einheimischen Thierarten verschwinden gegen die aus Europa eingeführten. Unsere Hausthiere hat man bis auf das Geflügel herab vollständig in Brasilien. Das Rindvieh, dessen Zucht in dem fruchtbaren und gesunden Lande der Südprovinzen mit ihren ungeheuren Campos fast mühelos ist, liefert zur Ausfuhr nach Europa Häute und Talg, während das getroknete Fleisch in Brasilien und andern südamerikanischen Ländern verzehrt wird; zur Milchnuzung ist hingegen dieses verwilderte Vieh nicht geeignet. Das Pferd, ein dem Brasilianer, der selten zu Fuß geht, unentbehrliches Hausthier, zeichnet sich zwar nicht durch Schönheit aus, wohl aber durch Zahmheit, Genügsamkeit und Ausdauer. Noch mehr Werth sezt man auf die Maulthiere, die in seltener Vollkommenheit gezogen werden. Schafzucht wird wenig betrieben, Schweine hingegen hält man viel, da sie durchaus keiner Pflege bedürfen und überall selbst reichliche Nahrung finden.

Die Produkte des *Mineralreiches* nahmen früher in Brasilien den ersten Rang ein, der ihnen jezt durch die andern Naturreiche streitig gemacht wird. Edelsteine besizt Brasilien im Ueberflusse: Diamanten, früher nur in den Provinzen Minas Geraes, Matto Grosso und San Paulo, werden seit 1844 auch in der Provinz Bahia gewaschen, wo sie im Flußgebiete des Paraguassu auf einer Streke von 20 Stunden Länge und 10 Stunden Breite häufig vorkommen. Den Gesammtertrag an Diamanten vom Beginn der Ausbeutung im J. 1728 bis jezt berechnet man auf etwa 400 Millionen Franken. Andere Edelsteine sind Granaten, Amethyste, Topase, Smaragde, Saphire und Aquamarine. — Gold ist in Brasilien sehr verbreitet; am meisten lieferte bis jezt die Provinz Minas Geraes. Ein neuer sehr reichhaltiger Golddistrikt ist erst vor etwa zwei Jahren zwischen Para und Maranhao entdekt worden. Der Gesammtgewinn an Gold von der Entdekung Brasiliens bis heute wird ungefähr 4500 Millionen Franken gleich geschäzt. Ferner birgt der Schooß der Erde Platina, Silber, Kupfer, Eisen in ungeheurer Menge, Blei, Zinn, Queksilber, Spießglas; Steinkohlen kommen in unermeßlichen Lagern vor; Schwefel, Alaun, Salpeter, Steinsalz, Seesalz harren auf bessere Ausbeutung.

Das *Klima* Brasiliens ist natürlich bei der weiten Ausdehnung des Landes ein sehr verschiedenes. Brasilien genießt im Allgemeinen den Ruf, daß es in gesundheitlicher Beziehung von keinem andern Lande unter gleichen Breitegraden übertroffen werde, wohl aber für den Europäer viel zuträglicher sei, als weitaus die meisten derselben. Ungesund kann mit Recht nur das feuchtheiße Tiefland des Amazonenstromes genannt werden. In den Städten zwischen dem Wendekreis des Steinboks und der Sonnenlinie leben einige tausend Deutsche und Schweizer als Kaufleute und Handwerker und befinden sich wohl; ja es gibt sogar in der Küstenebene dieser heißen Zone ein paar landwirthschaftliche deutsche und schweizerische Ansiedlungen, was wir hier anführen, jedoch ohne die Absicht, dieselben unsern auswandernden Landsleuten zu empfehlen. Denn, wird auch das Klima ertragen, so erschlafft es doch troz der zeitweise wehenden kühlen Seewinde den Körper und macht ihn zu andauernder ländlicher Arbeit untauglich; auch ist diese Küstenstreke den Verheerungen des gelben Fiebers ausgesezt, welche Geißel die deutschen Kolonien Südbrasiliens noch nie erreicht hat. Die Durchschnittstemperatur jener Gegenden ist 19° Reaumur; doch finden sich je nach den Oertlichkeiten bedeutende Abweichungen. In Bahia z. B. steigt das Thermometer nie über 21° Reaumur, während es in dem obgleich 10 Grade südlicher liegenden Rio Janeiro nicht selten auf 27° kommt. Von einem Winter ist in diesen Gegenden keine Rede; doch sind die Monate Juni, Juli, August und September, welche man hier die kalte Jahreszeit nennt, kühler und trokener; die stärkste Hize herrscht vom Oktober bis Januar, im Hornung, März und April der meiste Regen. In Südbrasilien hingegen gibt es Winter mit Reifen und Eis, auf dem Hochlande auch bisweilen mit etwas Schnee, der aber nicht liegen bleibt. Gewöhnlich fällt im Tieflande der südlichen Provinzen das Thermometer nur bis zum Gefrierpunkt und bleibt selten länger als drei Tage darauf stehen. Der niedrigste beobachtete Thermometerstand, ein ganz ungewöhnlicher, war in St. Leopold in der Provinz Rio Grande do Sul im Winter (Juni) 1846; da sank das

Quecksilber bis auf — 8° Reaumur und tödtete nach Dr. Blumenau's Schrift die Kälte die Krone vieler Apfelsinen und selbst Pfirsichbäume, während merkwürdiger Weise die Palmen nicht Noth litten. In demselben Winter war, ebenfalls unerhört, der höchste Thermometerstand 26° Reaumur, während nach zweijährigen Beobachtungen des Dr. Meister in St. Leopold der Thermometer im Sommer nie über 29½° stieg, gewöhnlich nur 20—28° zeigte. Solche auffallende Temperaturschwankungen kommen im benachbarten Tieflande von Santa Catharina nicht vor; da ist der Sommer etwas weniger heiß, der Winter wärmer; ebenso nach Beobachtungen in der Kolonie Superaguhy an der Küste der Provinz Parana. Auf dem Hochlande von San Paulo, wo die Parceriakolonien der Herren Vergueiro liegen, schwanken die äußersten Thermometerpunkte zwischen 0°, also dem Gefrierpunkte und 26°. Man vergleiche mit diesen Thatsachen die so plötzlichen und weitauseinanderstehenden Temperaturwechsel Nordamerika's, und unsere mitteleuropäischen im Vergleich mit den nordamerikanischen immer noch milde zu nennenden jährlichen Thermometerschwankungen. Eine Hauptursache der meisten Krankheiten liegt bekanntlich überall in den unverhältnißmäßigen Veränderungen der Luftwärme. Man darf sich daher auch nicht darüber wundern, daß das Klima Südbrasiliens im Allgemeinen gesunder ist, als dasjenige unserer Heimath, von Nordamerika nicht zu sprechen. Wo fände man einen treffendern Beweis hiefür, als in dem Beispiel der kleinen deutschen Kolonie Bargem Grande im Küstenlande von S. Katharina, die im J. 1837 mit 44 Köpfen gegründet bis zum Juli 1853 neben 67 Geburten nur 4 Todesfälle zählte und in in diesen 16 Jahren deren Bevölkerung fast ohne Zuzug von außen verdreifachte?

Verschiedenes.

Schweiz. Bern. (Santa Fé, Sancta simplicitas) Der zuverläßige Berner, der seine Mitbürger dahin begleiten soll, wo sie sicherlich in's Pech kommen („nach der argentinischen Kolonie Santa Fé in den Besitzungen des Herrn Castellano", sagt der „Bund"), ist in der Person eines Herrn Sommer-Geiser gefunden worden. Derselbe ist nach dem „Bund" beauftragt, über die betreffenden Ansiedlungen (sollte wohl heißen über das Sumpfland, in welchem sie erst gegründet werden sollen) einen umständlichen (und natürlich unpartheiischen, gewissenhaften) Rapport einzureichen und für seine Mission mit der nöthigen Empfehlung von Seite des Bundesrathes sowohl, als der Regierung von Bern versehen.

Dieser Nachricht fügen wir das Urtheil einer geographischen Autorität bei, welches mit dem unsrigen ganz übereinstimmt. Es spricht sich nämlich über dieses Santa Fé-Geschäft der Freiherr Dr. v. Reden im ersten Heft des Jahrgangs 1856 der Petermann'schen Mittheilungen folgendermaßen aus: Dieses Auswanderungsgeschäft ist in mehreren deutschen Staaten konzessionirt, obgleich eine genaue Prüfung des Inhalts der Vertragsformulare ergiebt: 1) daß darin Versicherungen ertheilt sind, welche ohne einen Akt der Gesezgebung des argentinischen Bundes durchaus unwirksam sind; 2) daß über diese und andere Versprechungen nicht einmal eine Gewähr der gesezgebenden Gewalt des Staates Santa Fé vorliegt; 3) daß über die Gränzen der Selbstständigkeit der Einwanderergemeinde, sowie über deren Verhältniß zu den Staatsbehörden alle Bestimmungen mangeln, wogegen 4) die Wahl des Orts der Ansiedelung lediglich der Regierung von Santa Fé zusteht; 5) daß der Vortheil der Vorschüsse bei Weitem überwogen wird durch die den Einwanderern auferlegten Leistungen; 5) daß die fast mit Bestimmtheit vorauszusehende Nichterfüllung dieser Leistungen und der Rükzahlungsbedingungen die Einwanderer zur thatsächlichen Sklaven sowohl der Regierung als des Unternehmers macht. Von allen La-Platastaaten bietet der von Santa Fé verhältnißmäßig am wenigsten Aussichten für Einwanderer, denn er besizt vielen undankbaren Boden und hat im Norden die gefährlichen Ureinwohner des Gran Chaco.

— Graubünden. Der erste Vorsteher von Bonaduz bezeugt, daß die im Herbst 1854 nach den Gütern Vergueiro's in Brasilien ausgewanderten Personen mit ihrer Lage zufrieden seien und die Rükzahlungen vertragsgemäß erfolgen. Der „Todtenvogel" ist in Brasilien zum reinsten Phönix geworden.

— Tessin. (Auswanderungsstatistik.) Nach dem staatsräthlichen Rechenschaftsbericht für 1845 wanderten von 1851 bis September 1854 1910 Tessiner nach Amerika und Australien aus, auf 67 Einwohner je einer. Diese Angabe kann nach unserer Meinung nicht wohl richtig sein, sondern ist wohl zu niedrig.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Der schweizerische Konsul in St. Franzisko, Herr Kellersberger, gibt in seinem Jahresberichte eine sehr interessante Darstellung über die Landeszustände Kaliforniens. Die Goldgräber, welche nicht den Vereinsstaaten angehören, müssen monatlich 6 Dollars Minentaxe bezahlen. Eine erste Frage bei dem neuen Vertrage mit Nordamerika wird nun der Wegfall dieser Taxe für die Schweizer bilden. Die Einwanderung Kaliforniens im lezten Jahre betrug 33,000 Köpfe, worunter nur 5000 Weiber; die Auswanderung 23,000. Die Gesammtbevölkerung des Landes beläuft sich auf etwa 450,000 Seelen. — Die schweizerische Wohlthätigkeitsgesellschaft in St. Franzisko zählt 113 Mitglieder, worunter 11 Berner, 7 Zürcher, 33 Tessiner, 13 Genfer. Ihre Einnahme im vorigen Jahre, zum größten Theile aus freiwilligen Steuern, betrug 2385 Dollars, ihre Ausgabe 2041 Dollars. Der Ertrag einer Lotterie von dortigen Schweizerfrauen stieg auf 100 Dollars. — Die Stadt Franzisko, die jezt etwa 60,000 Seelen zählt, ist gegen ihre alte Feuersgefahr nun durch 17 organisirte Feuerkompagnieen gesichert. Aerzte hat es dort sehr viele, obwohl die Sterblichkeit nur 1 auf 50 beträgt. Die Stadt zählt nicht weniger als 275 Advokaten und 18 Notare, d. i. ½ pCt. der Bevölkerung. Es gibt 30 Kirchen, 31 Schulen, 6 Theater, worunter ein chinesisches. — Der Handel zwischen Kalifornien und der Schweiz betrug 192,000 Dollars, 50,000 weniger als im frühern Jahre. Neue Hypothekarkapitalien aus der Schweiz sind angelangt zirka 80,000 Dollars. Die Einfuhr hat bedeutend abgenommen, weil Kalifornien nun anfängt, namentlich in seinen landwirthschaftlichen Erzeugnissen, sich selbst zu genügen, und es darin bald zur Ausfuhr übergehen wird. Auf seinen mehr als 200 Sägemühlen wurden lezten Jahr 123 Millionen Fuß Bretter zugeschnitten. Die Ausfuhr von Goldstand betrug 46 Millionen Dollars, wovon 38 nach New-York, 7 nach London. In der Zweigmünze von St. Franzisko wurden überdieß 17,598,000 Goldmünzen und 3,500,000 Goldbarren ausgeprägt. Mit Goldgraben sind etwa 120,000 Menschen beschäftigt; die Ausbeute nimmt zu, die Minen sind erst im Anfange der Exploitation begriffen.

Australien. Nach dem „Melbourne Argus" vom 27. November ist seit der Abfahrt des lezten Post-Dampfers das Geschäft lebhafter, das Zutrauen größer geworden. Die Nachfrage aus dem Innern hat sich namhaft gesteigert und es gehen große Quantitäten Waaren fortwährend nach den Diggins ab. — Die Minenberichte lauten befriedigend. An der Alma waren Goldklumpen von 220 und 240 Unzen, am Daisy-Hügel war sogar einer von 730 Unzen Gewicht gefunden worden. Fortwährend hört man von der Entdekung neuer Quarzadern und es fehlt nicht an Anzeichen, daß in diesen Konglomeraten auch Silber und Kupfer auftauchen dürften. Vom 27. Oktober bis 24. November waren per Eskorte allein 263,091 Unzen Gold nach Melbourne geschafft worden. Der Preis ist der alte (3 Pfd. St. 14 Sch. 9 D.).

Anzeigen.

Mittheilung an Auswanderer
nach der
Kolonie Dona Franciska
in Süd-Brasilien.

Die Direktion des Kolonisationsvereins von 1849 zu Hamburg macht hiemit bekannt, daß sie wegen Aufnahme und Beförderung von Kolonisten nach der Kolonie **Dona Franciska** mit den HH. **Chr. Matth. Schröder und Komp.** hieselbst einen festen Kontrakt abgeschlossen hat, und daß wiederum die Commandite des Herrn **N. M. Slomann**, die hiesigen Passagier-Expedienten Herren **Knorr und Holtermann**, mit Ausführung dieser Uebereinkunft beauftragt haben. Die Direktion ersucht daher, in allen bezüglichen Fällen sich an die lezgenannte Firma zu wenden.

Hamburg, im März 1856.

Die Direktion
des Kolonisations-Vereins von 1849.

Wir beziehen uns an vorstehende Anzeige der Direktion des Kolonisations-Vereines und zeigen hiedurch an, daß wir **am 1. Mai** das schöne schnellsegelnde Paketschiff Ernestine, Kapitän Möller, von Hamburg direkt nach der Kolonie Dona Franziska expediren und Passagiere zu dem billigen Preise von 65 Thlr. preuß. (Kinder die Hälfte) annehmen.

Ein Theil des Passagegeldes kann von uns ausnahmsweise vorgeschossen werden und stellen sich dadurch die Kosten fast niedriger, als nach den Vereinigten Staaten.

Auch erlauben wir uns, auf die großen Vortheile aufmerksam zu machen, welche der Kolonisations-Verein deutschen Einwanderern gewährt, indem er freies Logis und Lebensmittel während der ersten 8 Tage nach der Landung gibt, lohnende Arbeit auf sechs Monate nachweist, und sehr gutes fruchtbares Land, den Morgen für 2 preußische Thaler, in der Nähe der Ausschiffung überläßt.

Auf portofreie Anfragen ertheilen wir, so wie unsere auswärtigen Agenten, genaue Auskunft.

Hamburg, im März 1856.

Knorr und Holtermann.

Auswanderung
nach den
Kolonien der HH. Vergueiro in St. Paulo (Brasilien).

Die nächste Abfahrt nach diesen Kolonien wird Ende März oder Anfangs April stattfinden; von da an bis Oktober jedes Mal, wenn sich genug Passagiere zur Besezung eines Schiffes werden gemeldet haben.

Der Bericht der schweizerischen Hülfsgesellschaft in Rio Janeiro macht jede weitere Anpreisung derselben unnöthig (siehe „Neue Zürcher Zeitung" Nro. 356 vom 22. Dezember 1855 und Kolonist Nro. 52).

Für Abschluß von rechtsgültigen Verträgen beliebe man sich an den Unterzeichneten zu wenden.

Gemeinden, welche ihren Angehörigen die Reise nach diesen Kolonien bezahlen, erhalten ihre dafür ausgelegten Gelder in fünf Jahren zurük.

Auch für die Kolonien der Mucury-Gesellschaft und des Herrn Grafen von Montravel ist derselbe bevollmächtigt, Leute anzunehmen.

Hr. A. Suter, Advokat in Lichtensteig und konzessionirter Agent, ist durch mich bevollmächtigt worden, Leute im Kanton St. Gallen zu engagiren.

Zürich, Unterstraß Nro. 132.

E. de Paravicini.

Für Auswanderer.

Wir beehren uns hiemit bekannt zu machen, daß wir nachfolgende Schiffe in Ladung gelegt haben:

Nach New-Orleans.
Segeltag 15. März.
Schiff Julia Howard, Kapitän Lea.

Nach Rio de Janeiro.
Segeltag 30. März.
Schiff Van-Dyk. Kapitän R. B. Kestelsen.

Nach Quebek und Montreal:
Schiff Faedes Minde. Kapitän Müller.
Segeltag 3. April.
Schiff König Pörre. Kapitän Torjünsen.
Segeltag 23/30. April.

Nach New-York.
Schiff Mathilde. Kapitän Lea. Segeltag 5. April.
Schiff Henry Reed. Kapitän Dearborn.
Segeltag 25. April.

Nach Boston:
Schiff Storm Bird. Kapitän Smal.
Segeltag 15. April.

Die Passagierzüge für diese Schiffe, welche sämmtlich erster Klasse und von uns bekannten tüchtigen Kapitäns geführt sind, gehen 5 Tage früher von Basel ab.

Für Einschreibungen wolle man sich gefälligst an unsere nachstehenden Agenten wenden.

Antwerpen, den 1. März 1856.

Steinmann & Komp.,
Schiffsbefrachter.

Sich zu wenden:
in Basel an Steinmann-Drebet,
in St. Gallen an Bion-Glük.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 12. | Freitag den 21. März | **Lichtensteig,** Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | **1856.**

☞ Der Kolonist erscheint der Osterfeiertage wegen schon heute Freitag den 21. dieß.

Bericht des belgischen Konsuls zu Chicago an das Ministerium über die Auswanderung nach dem Nordwesten der Vereinigten Staaten.

(Fortsezung.)

Die Art und Weise, wie der Konsul die Kolonie Leopold, die doch in einer längst angesiedelten Gegend unweit des Ohio liegt, heruntermacht und dagegen die Vorzüge der längs der Illinoiszentraleisenbahn gelegenen Prairieländereien herausstreicht, die Leichtigkeit, womit er über deren Mängel, wie Ungesundheit und Holzarmuth, hinweggeht, erweken, wie gesagt, den Verdacht, daß der zu Chicago, am Endpunkte der Illinoiszentralbahn wohnende belgische Konsul nicht ganz unparteiisch sei.

In der zunächst folgenden Stelle des Berichtes hebt er die rasche Bevölkerungszunahme der Streke zwischen Menteno und Arno zu beiden Seiten der Eisenbahn hervor: 37 Ortschaften dicht an derselben, eine Menge 5 bis 10 Meilen davon entfernt, endlich viele einzelne Farmen, und die Mehrzahl aller dieser Wohnplätze erst seit 4—5 Jahren entstanden. Kankakee, das sich von zwei Jahren herdatirt, hat jezt schon 200 Häuser und 11 Lagerhäuser und Kramladen, Menteno, im Juni 1854 begonnen, zählt 60 Häuser. Die Getreidehändler von Chicago haben hier drei große Fruchtmagazine errichtet, drei Mühlen zum Aushülsen des Mais und halten beständig drei Angestellte zum Ankauf und zur Spedition des Getreides daselbst. Ein hier niedergelassener Krämer hat in weniger als einem Jahre Waaren für 20,000 Dollars abgesezt.

Die Ortschaft Erable (Ahorn), fünf Meilen von der Eisenbahn, besteht seit drei Jahren und zählt mit der Umgegend 250 Familien. Berer, 4 Meilen von da, 4 Jahre alt mit 800 Einwohnern. Die meisten Kolonisten dieser Gegend sind katholische Kanadier und sprechen französisch.

Die Farmer auf der Illinoisprairie können eine unbegrenzte Menge Rindvieh halten, welches das ganze Jahr auf den nicht einzezäunten Ländereien reichliche Weide findet, denn alles Land, was nicht einzefenzt ist, darf als Weide benuzt werden. Ich habe Farmer gesehen, die nur 40—80 Acres Land besizen und die doch 100 bis 300 Stük Rindvieh haben, welches sie vom September bis Ende November gut gemästet auf den Markt von Chicago liefern. Ein Paar drei- bis vierjährige Ochsen gilt nie weniger als 80—120 Dollars, ein Pferd 100—200 und das Schwein selten weniger als 4 Sous per Pfund.

Der Boden kann mehr als hundert Jahre ohne Dünger bepflanzt werden; und nach dieser Zeit erträgt die Hektare doch noch 25—30 Hektoliter Weizen und 30 bis 40 Mais. So sind z. B. zwei Stüke Landes, jedes 120 Acres groß, welche die Irokesenguter genannt werden und Kanadiern gehören, seit undenklicher Zeit unter Kultur und doch nie gedüngt worden. Diese beiden Kanadier haben sich im Jahre 1820 unter den Irokesenindianern angesiedelt und Indianerinnen geheirathet; als dann der Stamm abzog, bekamen ihre Weiber die genannten Grundstüke als Mitgift. Von diesen Kanadiern weiß ich, daß die Aeltesten des Stammes den fraglichen Boden stets unter Kultur gesehen haben und die gegenwärtigen Eigenthümer haben Jahr für Jahr Korn, Mais und Hafer darauf gepflanzt.

Alle Farmer auf der Illinoisprärie werden in kurzer Zeit reich, ihre Liegenschaften steigen jedes Jahr im Preise, sie besizen gut unterhaltene Häuser, zahlreiche Viehheerden und überdieß viele Pferde, die sie leicht zu hohen Preisen in Chicago und andern Plätzen verkaufen.

Der Abbe Cartuywels, Gründer der bekannten (strengkatholischen) Ansiedelung St. Maria in Pennsylvanien, der nun seit 4 Jahren in Illinois wohnt und die katholischen Gemeinden in Manteno, Kleininseln, Kankakee und Ahorn besorgt, hat mir gesagt, daß er diese Gegenden nicht früher gekannt zu haben sehr bedaure; denn er würde sich dann wohl gehütet haben, in den pennsylvanischen Wäldern eine Kolonie zu gründen, auf der der Ansiedler nach 6—7 Jahren schwerer Arbeit noch allerlei Entbehrungen ausgesezt und nicht viel besser daran sei, als unmittelbar nach seiner Ankunft, obgleich er, um nur einige Aker kultivirtes Land zu gewinnen, schaffen mußte, wie ein Neger. — Dieser ehrwürdige Priester, der die nördlichen, südlichen und östlichen Staaten durchreist hat, sagt, daß er nirgends so reichen Boden gefunden habe, der sich zugleich mit so geringer Mühe anbauen lasse und keine Lage, wo der Kolonist in so kurzer Zeit und ohne großes Kapital so schnell reich werden kann, wie auf der Illinoisprärie.

St. Maria in Pennsylvanien ist vor 10 Jahren gegründet worden, zählt aber erst 2000 meist arme Einwanderer, während Ortschaften in der Illinoisprärie, die nicht länger als drei Jahre bestehen, eine ebenso starke Bevölkerung haben, und es schwer ist in diesen Dörfern einen Farmer zu finden, der nicht wohlhabend wäre.

Nach diesen überschwenglichen Lobsprüchen, mit denen der Herr Konsul zu Chicago das Land seiner gegenwärtigen Heimath überschüttet, folgen mehrere höchst unglaubliche Berechnungen über den leicht zu erwerbenden Reichthum, welcher den Landbauer, der sich auf den Ländereien der Illinoiszentraleisenbahngesellschaft ansiedelt, erwartet. Spasseshalber wollen wir eine dieser hier anführen.

(Fortsezung folgt.)

Ein sauberer schweizerischer Generalkonsul.

Man wird sich erinnern, daß der Bundesrath den schweizerischen Generalkonsul Emery in Rio de Janeiro längst abgesezt hat. Daß hiezu nur zu viel Grund vorhanden war, beweist folgende Thatsache.

Unter dem 15. September 1855 zahlten die Herren Bergueiro u. Komp. an Hrn. Emery in seiner Eigenschaft eines schweizerischen Generalkonsuls in Rio Janeiro, zu Handen der Gemeinden Gächlingen, Kantons Schaffhausen, und Alpnach, Kantons Obwalden, die Summe von Franken 7509. 85 Rappen als Betrag der zweiten Rükzahlungsrate, welche diese Gemeinden für die von ihnen spedirten Angehörigen anzusprechen hatten. Hr. Emery stellte dafür einen Empfangschein*) aus und verpflichtete sich, diese Gelder, laut Auftrag, sofort an ihre Bestimmung gelangen zu lassen. Was thut nun dieser Herr? Er behält das Geld, verwendet es für sich, wird Fallit und die Gemeinden haben, da die Herren Bergueiro keine Verpflichtung haben zwei Mal zu zahlen, das Nachsehen; es bleibt ihnen jedoch nach unserer Ansicht ein Rekurs, nämlich an den Bundesrath, denn dieser ist für seine Vertreter verantwortlich, wenn sie in dieser Eigenschaft handeln, und dieses ist ganz besonders in vorliegender Sache der Fall. Die Rükzahlungen wurden laut Vertrag an das schweizerische Generalkonsulat und nicht an das Handelshaus Emery gemacht. Dieser hat auch den Empfang als Generalkonsul auf einem mit dem gedrukten Titel „Schweizerisches Generalkonsulat" versehenen Bogen bescheinigt. Wir rathen daher den betreffenden Gemeinden, bei dem h. Bundesrathe Beschwerde einzulegen und denselben zur Mitleidenschaft beizuziehen. Wäre gegebenen Falles vor Bundesgericht kommen.

Die Behandlung der Einwanderer auf den Antwerpener Schiffen.

(Aus der deutschen Zeitung „der Einwanderer" von Porto Alegre in Rio Grande do Sul vom 9. Januar 1856.)

„Wenn man den Klagen, die über die Behandlung der die deutschen Aus- resp. Einwanderer auf den Antwerpener Schiffen ausgesezt sind, Glauben schenkt — und man muß ihnen leider! Glauben schenken, da sie nicht vereinzelt dastehen, sondern allseitig laut werden — so dürfte es doch für unsere Regierung an der Zeit sein, durch ihre Geschäftsträger am dortigen Plaze entweder eine Aenderung der Mißbräuche zu bewirken, oder aber den Zug der Auswanderung über einen andern Hafenplaz zu machen.**)

*) Derselbe liegt in amtlich ausgestellter Abschrift vor uns.

**) Eine ehrenvolle Ausnahme macht das, wo dem brasilianischen Konsulate spezell empfohlene, Haus Steinmann und Komp.

Anmerk. d. Red.

„Wir haben schon früher Gelegenheit gehabt, uns über die Botschaft des Herrn Präsidenten, mit der er die vorjährige Provinzial-Versammlung eröffnete, über den Passus, worin es heißt, das Problem der freiwilligen Auswanderung nach Brasilien sei nunmehr in Antwerpen gelöst, auszusprechen. Der dortige brasilianische Gesandte mag sich durch die Versprechungen der Antwerpener Beförderungshäuser haben täuschen lassen; für uns aber haben derartige Versprechungen keinen Werth, so lange sie nicht als Thatsachen verwirklicht dastehen; — wenden sie sich aber gar so zum Schlimmen wie es bereits geschehen, so wird es der Regierung zur Pflicht, nicht nur das große Problem als nicht gelöst zu betrachten, sondern auch Maßregeln zu ergreifen, dasselbe so glänzend als möglich zu lösen.

„Von dem Augenblik der Einschiffung an muß der deutsche Auswanderer als das zukünftige, thätige, wirksame Staatsglied betrachtet werden; die Regierung kann nur bei einem Handel gewinnen, in welchem sie ein devolutes Landstük gegen einen bestimmten Kaufschilling abtritt, und da schaffende Arbeitskräfte, die immer höher steigende Industrie, die zunehmende Volkszahl, ein neues förderndes Element, eine zukünftige frische, thatkräftige Generation und im günstigen Falle ein erhöhtes Kapital mit in den Kauf erhält; so sind die Interessen der Auswanderer brasilianische Staatsinteressen geworden, von dem Augenblik an, wo er das Schiff betritt, um den Ozean zu durchschneiden und Brasilien als Heimath anzunehmen. Je mehr der Auswanderer von den Beförderungshäusern und Schiffskapitänen geprellt wird, desto weniger Mittel bringt er dem Lande zu. Dieß ist der erste Nachtheil, welcher der Regierung durch saumseliges Zuschauen bei derartigen Mißbräuchen erwächst; ein größerer aber, und viel gefährlicher sind die Klagen, welche der ausgehungerte Kolonist an seine Verwandten in Deutschland richtet, wenn er sich durch nichtswürdige Behandlung und Prellereien seines letzten Pfennings beraubt sieht. Da heißt es denn, nachdem Brasilienfresser durch's Sonnenmikskrop geschaut haben: die Herren So und So in Antwerpen sind allerdings Betrüger, aber die Regierung steht mit ihnen unter einer Deke ꝛc., wie das hämische Gewäsch der Herren Kerst und Komp. lautet. Dadurch wird dann der leicht zu bethörende Verwandte abgehalten, seinem Vetter oder Bruder nachzureisen, wie er versprochen — und wer hat dabei verloren? der brasilianische Staat zunächst; ferner aber auch derjenige, der abgehalten wird sein dortiges, immer mehr und mehr zunehmendes, Elend mit einer freien Niederlassung und einer ruhigen Zukunft in Brasilien zu vertauschen.

„Worin bestehen aber die Mißbräuche, über welche die über Antwerpen gereisten Auswanderer klagen?

„Wir könnten zahlreiche Spalten mit Erzählung derselben füllen, da die meisten Deutschen, wenn sie kaum das hiesige Ufer betreten, den Weg zu uns finden, um ihren seit Monaten auf der langen Seefahrt gesammelten, gerechten Groll vor uns auszuschütten und uns um's Himmelswillen zu bitten, dem Unwesen doch ein Ende zu machen.

„Was können wir dazu thun? Wenig, blutwenig, denn wir erkennen es, wie weit der Weg bis zu den Ohren der Regierung, wie viel weiter aber noch zum Treffen geeigneter Maßregeln ist. Indessen bleibt es doch unsere und jedes wohlmeinenden Publizisten Pflicht, so lange die Stimme ertönen zu lassen, bis sie einen Wiederhall findet.

„Doch lassen wir folgendes Aktenstük reden:

„Herr Redakteur! Da uns von vielen Seiten versichert wird, wir auch schon theilweise aus Erfahrung wissen, wie gerne Sie sich der Interessen der Deutschen annehmen, so bitten wir Sie, zum Vortheil und zur Warnung aller derer unserer Landsleute, welche noch über Antwerpen hieher zu reisen gedenken, folgende durch Unterschrift verbürgte Thatsachen zur Oeffentlichkeit zu bringen:"

„Im Monat Juni vergangenen Jahres schloß ich mich, mich thöricht auf die glänzenden Versprechungen eines Agenten des Antwerpener Hauses „Streker und Stöl" verlassend, einen Kontrakt für Rio Grande mit letzterem ab.

„Den eigenen Aussagen des Herrn Stöl zufolge, sollte die ganze Reisegesellschaft sich auf 84 Köpfe belaufen, die Kinder unter 12 Jahren, also solche, die nicht für voll bezahlen, mit eingerechnet. Unser Seeproviant war für diese Zahl und auf 84 Tage berechnet.

Der Schooner Herkules, geführt von Kapitän Müllmann, machte die erste Reise mit Auswanderern und war zu diesem Zweke mit Allem, was zur Bequemlichkeit jener dienen konnte, nur mangelhaft versehen und klein genug, um eine solche Anzahl Menschen aufzunehmen. Statt aber der von Herrn Stöl angegebenen 84, fanden sich nicht weniger als 114 auf der Liste verzeichnet, die Kapitän Müllmann uns beim Auslaufen vorlegte. — Dies der erste Betrug, den die ehrenwerthe Firma Streker und Stöl *) sich auf unsere Kosten erlaubte.

*) Dieses Haus hat auch Unteragenten in der Schweiz, deßhalb aufgerafft, ihr Auswanderer, ehe ihr über Antwerpen Verträge schließt. A. d. R.

Der Seeproviant, der, wie schon gesagt, nur für 84 Mann berechnet war, mußte in kleineren Rationen vertheilt werden, als uns dem Akkorde nach zukamen. Ja, um der Schändlichkeit die Krone aufzusezen, hatte man sich nicht gescheut, 15- bis 18jährige junge Leute als unter 12 Jahren einzuzeichnen, um solchen, die für voll bezahlt — nur halbe Rationen zukommen zu lassen.

Mein Agent, sowie die Herren Streker und Stöl hatten mir versichert, dieser Kapitän würde alles thun, um uns zufrieden zu stellen, indem er ein sehr achtungswerther Mann sei, den Ruf der strengsten Moralität und besten seemännischen Kenntniß vor sich habe. Alle diese schönen Eigenschaften gingen ihm gänzlich ab, waren von den Herren Befrachtern erdichtet, um uns durch derartige Versprechungen, so lange wir im Hafen lagen, die Augen zuzuhalten.

Unser Kapitän hat sich uns während der ganzen Reise nur als ein Trünkenbold — als ein Mann ohne alle Kenntnisse seines Fachs gezeigt, ja mehr noch als das, wir haben Beweise, daß Kapitän Müllmann, nebst seinem Steuermann, ein Subjekt, welches ihm in allen saubern Eigenschaften ähnlich war, zu diesen aber noch eine Rohheit hinzufügte, wie ich sie selten noch bei einem Menschen wahrgenommen, unsern, durch die edle Spekulation der achtbaren Firma „Streker und Stöt" schon so unmenschlich geschmälerten Proviant noch mehr verkleinerten, und daß sie denselben für schweres Geld wieder an die Passagiere verschacherten. — Daß die Herren Streker und Stöl des Kapitäns wahrer Karakter nicht gekannt, ist kaum anzunehmen, da aus den Aeußerungen des Steuermanns, der sich gar häufig mit dem Kapitän nach Noten durchpaukte, — deutlich genug hervorging, daß jene Herren absichtlich dieses ignorirten.

Der übrige Theil der Schiffsmannschaft war nicht besser und behandelte unsere Reisegesellschaft so grenzenlos brutal, daß ich es nur der Gutmüthigkeit jener Leute zuschreibe, wenn sie dem Kapitän und Gesindel die nur zu sehr verdiente Züchtigung nicht zukommen ließen ꝛc.

Was kann man nun nach allem dem von der Firma Streker und Stöl, was muß man endlich von allen Antwerpener Befrachtern halten? da eines der angesehensten Häuser daselbst so unrecht zu handeln gewußt!!

Findet man es nun wohl für unpassend, wenn man so betrogen, sich durch eine derartige Veröffentlichung zu entschädigen sucht und zugleich allen seinen Landsleuten zuruft, auf ihrer Hut zu sein und den Marktschreiereien der Agenten Antwerpens, die in Deutschland so zahlreich sind, weniger Glauben beizumessen!!!

Verschiedenes.

☞ Das amerikanische Konsulat in Zürich ist in der Lage, den Erbbetheiligten über den im Jahr 1852 in Amerika erfolgten Tod eines gewissen, etwa 26 Jahre alt gewordenen Samuel Lüthi oder Lüthe, der höchst wahrscheinlich aus dem Kanton Bern stammt, und einiges Vermögen hinterließ, nähere Auskunft zu ertheilen.

Schweiz. Der Bundesrath hat die Errichtung eines Handelskonsulates in Maranhao in Brasilien abgelehnt und ist zu diesem Entschlusse, wie es nach dem „Bund" scheint, in Berüksichtigung des Umstandes gelangt, daß die fast unter dem Aequator gelegene Provinz Maranhao wegen ihres feuchtheißen Klimas doch nicht der Art sei, um schweizerische Einwanderer anzuziehen. Die Goldentdekung an der Gränze dieser Provinz wurde demnach auch nicht gewürdigt. Sonst sind die schweizerischen Konsulate in Brasilien bloße Handelskonsulate; das Motiv des Bundesrathes fällt daher etwas auf.

— Zürich. Diese Woche wird, wie das „Intelligenzblatt" berichtet, wieder ein Duzend Mormonen Zürich verlassen, um sich nach der Salzseestadt zu begeben, wohin vor einem Jahre bereits 15 „Gläubige" vorausgegangen sind. Der dießjährige Transport wird von einem „Sieben-ziger" (Priester) persönlich begleitet, welcher vor drei Tagen von Liverpool eingetroffen ist. Derselbe wird die „Heiligen der letzten Tage" über Paris nach London eskortiren, um sie daselbst auf einem geweihten, keiner Seegefahr unterworfenen Schiffe, das ausschließlich nur von Gläubigen befrachtet wird, ihrem sichern Elend entgegenzuführen.

— Appenzell A. Rh. Der „Freimüthige Appenzeller" will wissen, daß auch die Erwartungen des ehemaligen Dekans Weishaupt, gewesenen Pfarrers in Gais, der nach Nordamerika, so viel wir wissen Tenessee, ausgewandert ist, grostentheils getäuscht worden seien. In Betracht des hohen Alters des Hrn. Pfarrers sehr begreiflich.

Deutschland. Die Bundesversammlung hat einen Ausschuß zur Berathung des von Bayern gestellten Antrages auf Ergreifung gemeinschaftlicher Maßregeln wegen Auswanderung gewählt.

Italien. Nach einem Bericht des schweizerischen Konsuls in Genua schwebt gegenwärtig im Königreich Sardinien eine strafrechtliche Untersuchung wegen an Auswanderern begangenen Betrügereien, für welche auch in der Schweiz die nöthigen Erhebungen gemacht werden.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Eine Ehrenmeldung.) Aus San Franzisko wird der „New-Yorker Staatszeitung" geschrieben: Eine hiesige Zeitung machte die Bemerkung: „Seit der Revolution bis auf die gegenwärtige Zeit waren es immer nur Deutsche, die in jeder Hinsicht die besten Zeichnungen, Karten u. dgl. im Ingenieurfach, der Kriegsbaukunde sowohl, als auch in der Landvermessung und dem Zivildienst überhaupt lieferten, wozu die deutschen Generäle von Steuben und De Kalb in der amerikanischen Revolution den Grundstein legten." Ferner heißt es, daß „der verstorbene deutsche Schweizer Haßler gegen 30 Jahre und bis zu seinem Tode das Haupt und die Seele der amerikanischen Küstenvermessung war; seine vorzüglichsten Gehilfen waren Deutsche, und alle geologischen Zeichnungen und Länderabrisse der amerikanischen Exploring-Expeditionen waren das Produkt deutscher Gelehrten und Künstler." Da füge ich noch hinzu: Wer begleitete Fremont auf seinen Entdekungsreisen nach dem stillen Meere über die amerikanische Wüste (Plains)? Es waren größtentheils Deutsche, die aber leider meistens todt sind. Was wären Fremont's Reisebeschreibungen und Länderabtheilungen ohne einen Preuß, Kern, Kreuzfeld, Biegel und andere Deutsche, die ihn begleiteten? Der Letztere lebt noch und bearbeitet im Küstengebirge dieses Staates ein Kohlenbergwerk, das er selbst entdekte, welches auch von dem wohlbekannten Geologen Professor Julius Fröbel als ein reichhaltiges Kohlenlager befunden und empfohlen wurde.

— (Höflicher Verkehr.) In wie manierlicher Weise die einzelnen Staaten des großen nordamerikanischen Staatenbundes zuweilen mit einander verkehren, davon gibt folgende Historie ein Beispiel. Der Staat Vermont hatte Resolutionen im Anti-Sklavenhalter-Interesse gefaßt und sie auch den südlichen Staaten zugeschikt. Daraufhin wurde im Repräsentantenhause des Staates Georgien unter lautem Beifall folgender Beschluß beantragt: „Der Gouverneur von Georgien sei ermächtigt, die Resolutionen unverweilt zurückzuschiken an den Staat Vermont, diese tiefe, finstere und stinkende Cloake gesellschaftlicher und politischer Niederträchtigkeit, und zu erklären, daß Georgien, auf seinem verfassungsmäßigen Palladium stehend, nicht im Mindesten beachtet die tollhäuslerischen Faseleien von Fanatikern, die in der Hölle geboren sind, daß es sich auch nicht so weit herabläßt, mit meinedigen Verräthern irgend zu verkehren." Im Senate wurde der Antrag gestellt: „Seine Exzellenz den Präsidenten Pierce zu ersuchen, er möge eine Anzahl stämmiger Irländer nach dem Staate Vermont beordern, damit sie einen Graben um denselben ziehen und das ganze Ding in den atlantischen Ozean schwemmen."

— Pennsylvanien. (Amtliche Vielfräße.) Die „Freie Presse" von Philadelphia führt einen Kampf gegen die Inspektoren der dortigen Gefängniß-Verwaltung. Sie schreibt: „Das Besuchs-Komite z. B. hält zwei Mal Sizung die Woche und wie es die trokenen Geschäfte zu würzen weiß, zeigt folgende Rechnung für die drei Mitglieder desselben gelegentlich eines Diners am 31. Oktober:

7	Paar Hühner	7	Doll. —	Cts.
13	Pfund Schweinefleisch à 14 Cts.	2	„ 10	„
20	„ Rindfleisch à 18¾ Cts.	3	„ 75	„
6	„ Butter à 36 Cts.	2	„ 16	„
5	„ Hammelfleisch à 10 Cts.	—	„ 50	„
1	Korb süße Kartoffeln	—	„ 50	„
1	Duzend Eier	—	„ 25	„
700	Austern	4	„ 93	„
		21	Doll. 16	Cts.

Was für hungerige Fresser! Der selige Gargantua könnte eifersüchtig werden! Man denke: auf den Mann 2 Hühnchen, 5 Pfund Schweinefleisch, 6 Pfund Rindfleisch, 1½ Pfund Schöpsenfleisch, 1 Pek süße Kartoffeln und 233 Austern, ungerechnet Kaffee, Brod, Kuchen, Käse ꝛc. Und so ging es seit Jahren schon. Vom Juli bis Ende September 1854 betrug die Rechnung für Soupers und Erfrischungen 655 Dollars 10 Cents, in derselben Zeit 1855 dagegen 1880 Dollars 11 Cents, ein Beweis, daß ein ächt amerikanischer Magen noch mehr fressen kann, als ein demokratischer, und am Ende gar der Kirche noch Konkurrenz macht, die doch „ganze Länder gefressen." Diese Rechnung lautet:

Marktwaaren	354	Dollars 7	Cents.
Eiscreme, ungefähr 480 Quarts	220	„ 40	„
Brandy (7 Doll. per Gallone) über 54 Gallonen	381	„ 52	„
Tabak, à 75 Cents per Pfund, und Cigarren	400	„ 45	„
	1356	Dollars 44	Cents.

Uebertrag	1356	Dollars	44 Cents.
Mandeln, Rosinen und andere Luxusartikel für den Tisch	294	„	34 „
Omnibus-Tikets für die Beförderung der Inspektion von und nach dem Feste	220	„	— „
	1880	Dollars	11 Cents,

ungerechnet Brod, Gebäk, Thee, Kaffee, Zuker rc. Da nun in dieser Periode der Board drei Mal, das Anschluß von West-Florida an den erstgenannten Staat betreffend, sind gefällt worden, und Kommissäre werden ernannt, um dieß fallsige Unterhandlungen mit der Floridaer Legislatur vorzunehmen.

— Kalifornien. San Francisco, 20. Dez. (Ball der Schweizer Wohlthätigkeitsgesellschaft.) Der erste Ball dieses seit fünf Jahren bestehenden Vereines fand vergangenen Sonnabend in Musical Hall statt und war, obschon das Komite die Eintrittskarten lediglich unter Bekannten abgegeben hatte, sehr zahlreich besucht. Für diejenigen, die gegen 10 Uhr, wo der Tanz recht im Gange war, den Saal betraten, war der Anblik feenhaft. Grüne Guirlanden zogen sich der Länge des Saales nach hin und dienten in gleichen Zwischenräumen den Wappen der 22 Kantone zum Rahmen. Der ganze Raum zwischen den beiden Eingangsthüren war durch eine wahre Fahnenburg eingenommen, aus welcher riesengroß das weiße Kreuz, der Tellenhut und zwei verschlungene Hände, die Devise des Vereines, hervorleuchteten. Die deutschen und französischen Farben waren zu Ehren der eingeladenen Präsidenten der deutschen und französischen wohlthätigen und gesellschaftlichen Vereine aufgestellt. Daß die Farben der jüngern und mächtigern Schwesterrepublik ihre wohlverdienten Plätze fanden, versteht sich von selbst, die Schweizer üben und verstehen Gastrecht. Im Hintergrunde vom Gas beleuchtet war ein Gemälde, den Schwur der drei Männer im Grütli vorstellend, ringeherum die Schilder der 22 Kantone, umgeben von Fahnen, Spießen, Morgensternen und andern alten Waffen. In grün bekränzten Rahmen waren rechts die Namen der Freiheitsschwestern, links diejenigen der Helden wie Tell und Winkelried zu lesen. Rechnet man zu der wahrhaft prächtigen Dekoration die geschmakvollen Toiletten, die vielen lieblichen Mädchenaugen, aus denen die Freude unverhehlt herausstrahlte, den fröhlichen Humor, der allgemein herrschte, das reichliche Buffet und die schwer beladene Abendtafel, so kann man sich ein Bild dieses Festes machen, über dessen vollständiges Gelingen nur eine Stimme unter den Theilnehmern herrscht. Die Schweizer haben nicht nur ihren Freunden ein sehr schönes Fest bereitet, sondern auch gleichzeitig für die Vereinskasse einen erklecklichen Zuschuß gewonnen, was bei der liberalen Weise, in der die Gesellschaft ihre wohlthätigen Zwecke verfolgt, nicht unwillkommen sein kann. (D. A. Z.)

— **Mexiko.** Der provisorische Präsident Comonfort hat zwei Hafen dem fremden Handel mit großen Freiheiten eröffnet, Coatzacoalcos am merikanischen Meerbusen und Ventosa am stillen Meere.

Zentralamerika. Aus Nicaragua kommt die unwahrscheinliche Nachricht, daß die provisorische Regierung das Gebiet des Mosquitokönigs ihrem Staate einverleibt habe, was wegen den Beziehungen dieses sein sollenden unabhängigen Reiches zu England ein höchst unkluger Schritt von Walker wäre, und daß lezterer den Abentheurer Ollega Kinney, der bisher mit ihm im Einverständnisse handelte, ausgewiesen habe.

Australien. Aus Sidney hat man über Panama und New-York Handelsberichte vom 15. Dezember 1855 erhalten, — um 19 Tage schneller als auf der direkten Route. Der Kolonialhandel begann in sein natürliches Geleise zurüzufallen und die Quantität des von Neusüdwales exportirten Goldes war in Folge der Münzthätigkeit im Abnehmen; seit Eröffnung der Goldgefilde im Mai 1851 bis 14. Dezember 1855 war nicht mehr als 1,920,589 Unzen Goldes oder wenig mehr als die Jahresausfuhr von Viktoria exportirt worden.

— Man erinnert sich, wie vor einem Jahre ganze Karavanen Tessiner Auswanderer, meist junges kräftiges Volk, über den Gotthard kamen und nach Australien rc. zogen. Es scheint ihnen nicht am besten ergangen zu sein. Am 5. Oktober wurde unter Andern eine ganze Gesellschaft von 176 dieser Passagiere ausgeschifft, die von Hunger und Elend, auf dem Schiffe ausgestanden, so entstellt waren, daß sie von ihren früher dort angekommenen Bekannten nicht mehr erkannt wurdrn. Der betrügerische Kapitän wurde verklagt und in Verhaft gesezt, allein dadurch das Loos der Ausgewanderten um nichts gebessert. Alle Versprechungen waren leerer Wind, und statt in ihrem Handwerke arbeiten und etwas verdienen zu können, müssen sie nothgedrungen zum Spaten greifen, um nur einen erbärmlichen Unterhalt zu finden. So meldet der Brief eines Ausgewanderten, datirt vom 5. Oktober 1855, worin die Tessiner vor weiterer Auswanderung gewarnt werden. (E. Z.)

Feuilleton.

Der Hurricane.*)

(Von Fr. Gerstäker.)

Am Fuß der Ozark-Gebirge, dort wo sich die schroffen, felsigen Klippen weit hineinstreken in die dicht mit Laubholz bewachsenen Niederungen, nicht weit vom Ufer des Mulberry entfernt, der schäumend und brausend gegen die scharfen Eiskanten anlobte, mit denen der ungewöhnlich strenge Winter ihn einzuhemmen gedachte, wanderten zwei weiße Jäger, in ihre wollenen Deken gehüllt, den Fluß entlang und schienen einen Plaz zu suchen, an dem sie auf die andere Seite übersezen konnten.

Zwei kräftig aussehende Gestalten waren's, wie sie so mit den Büchsen auf der Schulter dahin schritten, und die zierlich ausgefransten Leggins, die fest anschließenden und forgsam bestohlten Mokkasins bewiesen, daß sie sich den Sitten der Wälder angepaßt hatten und nicht zu jenen „Landjägern" gehörten, die besonders in damaligen Zeiten schon anfingen, die westlichen Theile des Staates zu durchstöbern, um die bestgelegensten Länderstreken auszufinden und anzukaufen, oder doch wenigstens in Beschlag zu nehmen.

Bill! rief endlich der Eine von ihnen, indem er stehen blieb, unser Suchen hilft weiter Nichts — Du siehst ich hatte Recht; der Fluß dehnt sich hier zu breit, um noch einen Baumstamm darüber hinliegend zu finden, und wollte ich wirklich mit meinem kleinen Tomahawk an die Arbeit gehen und eine dieser am nächsten zum Ufer rand stehenden Platanen fällen, sie würde nicht ausreichen. Obnedem steigt dort hinten ein schweres Unwetter herauf, und ich glaube, es wäre gerade kein Fehlgriff, wenn wir Anstalten träfen diese Nacht besser hinzubringen als die vorige; es wird bitter kalt werden.

Aergerlich bleibt's doch! erwiederte unmuthig Bill dem Bruder, daß wir die Schlucht da drüben heute Abend nicht mehr erreichen sollen, denn erstens finden wir dort in einer der zahlreichen Höhlen ein herrliches Nachtquartier, und dann wollt' ich auch gern nach einem Bären umherspüren; sicher liegen dort einige im Bau. Das Wasser ist nur zu vertenfelt kalt um durchschwimmen zu können, und mit dem Unwetter wird's auch wohl seine Richtigkeit haben, also — an's Werk; hier liegen alte Bäume genug, und ein Rindendach wird leicht gebaut sein.

Es liegen mir hier fast zu viel Bäume, erwiederte Tom, sich dabei überall umschauend, die noch stehenden scheinen überdieß morsch und faul; ich lagere nicht gern in so unheimlicher Nähe. Du weißt, welche Geschichte uns der Vater einmal darüber erzählte.

Thorheit! lachte Bill, können wir einen bessern Lagerplaz finden? Der kleine Bach führt sein schnellfließendes Wasser gerade hier vorüber, Holz liegt im Ueberfluß dicht herum, der junge Baumwuchs wird herrliche Zeltstangen geben, und die Rinde dort ist ausgezeichnet zu einem Dache.

Tom machte weiter keine Einwendungen; die Stelle sah zu einladend aus, und bald waren Beide emsig beschäftigt eine rohe Lagerstatt, für diese Nacht wenigstens, zu errichten, die ihnen gegen das immer mehr und mehr heraufziehende Unwetter Schuz bieten sollte. Unter so geübten Händen ging die Arbeit übrigens leicht von statten, und die nächste halbe Stunde fand Beide neben den an die Gluth gesteckten Fleischscheiben, unter ihrem schnell hergerichteten Dache.

Es ist sonderbar, wie kalt es plözlich wird, brach Tom endlich das Schweigen; sieh nur, das Wasser im Blechbecher ist schon hart gefroren und der Wind hat sich ganz nach Nordost gedreht; bläst auch verwünscht scharf.

Laß ihn blasen! gähnte Bill, sich fest in seine breite Deke einhüllend; ich bin müde und will schlafen, gute Nacht, Tom — leg' noch ein paar Aeste nach, ehe Du Dich ebenfalls einwikelst, und wer morgen früh aufwacht, wekt den Anderen.

Mitternacht war vorüber und das Feuer ziemlich niedergebrannt, die beiden Brüder schliefen aber sanft und fest und der eisige Nordwind, der über die mit Schnee bedekten Bergkuppen in's Thal stürmte, konnte ihren Schlummer nicht stören. Schwere Wolkenmassen hatten sich jedoch jezt, von verschiedenen Seiten heraufschnellend, gesammelt; finster drohend hingen sie über dem ängstlich rauschenden Wald, und leise schwankend schüttelten und neigten die gewaltigen Bäume ihre blattlosen Wipfel, wie in banger Ahnung des nahenden Sturmes. Da leuchtete ein greller Blizstrahl aus dem schwarzen Firmament hernieder und ein schmetternder Schlag folgte fast augenblicklich dem Vernichtungsboten. Eines jener fürchterlichen Wintergewitter war im Anzug, und heulend raste der entfesselte Orkan durch die engen Schluchten der Gebirge daher.

Bill! rief Tom, entsezt emporspringend, Bill steh' auf, wir dürfen nicht liegen bleiben, — sieh, wie die alten Stämme wanken und — hörst Du dort? Da kracht schon einer nieder.

Hallo! entgegnete Bill, schnell munter die Deke abwerfend, — hak's uns erwischt? He, Tom, halte das Dach — verdammt will ich sein, wenn's der verwünschte Nordwester nicht mit fortnimmt!

Seine Besorgniß war nicht ganz ungegründet gewesen, denn in demselben Augenblik jagte ein so jäher Windstoß durch die gegenüberliegende Schlucht daher, daß er das Lager in einem Nu halb abdekte und glühende Kohlen und Funken weit hinein in die dunkle Nacht trieb. Wieder zukte ein Bliz hernieder und der Donner übertäubte den heulenden Sturm. Da schien es plözlich, als ob die Erde aus ihren Angeln wiche, und die Fugen krachten, in denen sie zusammengehalten würde. — Aus weiter Ferne kam es daher, erst undeutlich, mit dumpfem Prasseln, wie tausendfacher Kanonendonner, dann näher und näher tobend, in wildem entsezlichem Schmettern und markerschütternden Schlägen.

Allmächtiger Gott, ein Hurricane! schrie da Tom erschrekt auffahrend, denn in demselben Augenblik raste der Orkan heran. Die Riesenstämme, die Jahrhunderten getrozt, neigten sich wie dünnes Rohr, und in einem, Herz und Seele betäubenden Schlag brach der ganze Wald, von der Hand des Höchsten gemäht, zusammen. Weiter wüthete die Windsbraut, weiter in entsezlicher Schnelle; Meilen breit warf sie die hundertjährigen Eichen wie Binsen zu Boden, Meilen lang bahnte sie sich, verwüstend und zerstörend, ihren ziellosen Pfad, aber Schweigen, grabesähnliche Stille folgte ihrem Zug und herrschte über dem wild durcheinander geworfenen Baumchaos; kein Lüftchen regte sich mehr, und die Todesruhe nach diesem gräßlichen Aufruhr der Elemente durchzukte das arme Menschenherz mit fast noch ängstlicheren Schauern, als es selbst in dem fürchterlichsten Toben der Windsbraut empfunden hatte.

Bill war wie durch ein Wunder, selbst der geringsten Beschädigung entgangen; dicht an einen gewaltigen, schon darniederliegenden Stamm angeschmiegt, diente eine über diesen fortstürzende Eiche nur zu seiner Rettung, indem sie die überall niederschlagenden kleineren Aeste und Bäume von ihm abhielt, jezt aber, sobald die erste, dringendste Gefahr vorüber war, rief er in die Höhe springend, ängstlich und von banger Besorgniß erfüllt, nach dem Bruder.

Tom! lieber Tom! antworte doch — Tom! Großer Gott — hätte Dich denn ein so fürchterliches Schikal ereilt!

Nein — wohl ihm, wenn das sein Loos gewesen wäre — er lebt noch — und seine matte Stimme schallte aus nicht gar weiter Entfernung an das ängstlich lauschende Ohr des Jägers.

Allerbarmer! schrie aber dieser, als er ein paar im Wege liegende Stämme schnell übersprungen hatte und nur, mit einem flammenden Kienbrand in der Rechten, vor dem Gesuchten stand; Allerbarmer! wiederholte er in fast wahnsinnigem Schmerzruf und verhüllte sich sein Gesicht mit der Hand, denn neben ihm, bleich wie eine Leiche, mit beiden Schenkeln unter dem zersplitterten und in die Erde gewühlten Stamm einer ungeheuren Eiche begraben, lag sein Tom, sein Bruder, der Gespiele seiner Jugend, der Liebling seines Herzens.

Es ist recht kalt! flüsterte der Unglükliche und schaute bittend zu dem Jäger in die Höhe, der, scheinbar jeder weiteren Bewegung unfähig, wie aus Stein gehauen neben ihm stand — es ist recht kalt; Bill, kannst Du nicht ein wenig Feuer herbringen?

Diese Worte lösten die erstarrende Rinde, die das Herz des fast Bewußtlosen umspannt hielt. Bruder! schrie er, Bruder! und stürzte jammernd auf den verstümmelten Körper des Geliebten nieder.

Du thust mir weh, Bill! hat dieser, mein Arm schmerzt — und es ist so kalt.

Warte — Du sollst Feuer haben — schnell in wenigen Sekunden! rief Bill jezt, rasch emporspringend, bleib nur noch einen Augenblik liegen, ich hole Kohlen und dann helf' ich Dir auf — nur eine Minute Geduld! und in wilder Hast stieß er zu dem noch lodernden Lagerfeuer zurük. Ach, er sah nicht das matte, schmerzliche Lächeln, das sich über die Züge des Unglüklichen stahl, als er diesen bat, „Geduld zu haben". In wilder Eile raffte er an Kohlen und Bränden Alles auf, was er erfassen konnte;

*) Hurricanes heißen jene Orkane, die auf dem Strich, auf welchem sie dahinbrausen, Alles vernichten und niederschmettern. Sie richten oft fürchterliche Verheerungen an.

Jagdhemd und Hände versengte die Gluth — er achtete es nicht und flog zurük zur Seite des Bruders; dürre Aeste lagen dort im Ueberfluß umher und in wenigen Minuten loderte ein helles, erwärmendes Feuer neben dem Stamme empor, unter dessen Riesenlast der Arme lebendig begraben lag.

Bill übersah jezt mit schauderndem Blik das ganze fürchterliche Elend und in fast wahnsinniger Anstrengung warf er sich an den Baum, den Hunderte von Menschen nicht hätten lüften können und versuchte mit einzelner Kraft das Unmögliche.

Bill! bat Tom da leise, komm hierher — komm, gieb mir Deine Hand — so — das ist Recht — und nun, Bill — hast Du mich recht lieb?

Ein krampfhafter Druk von des Bruders Hand beantwortete diese Frage, — reden konnte er ja nicht, mit Gewalt zurükgepreßte Thränen hatten jeden Laut erstikt.

Willst Du mir dann eine Bitte erfüllen? bat Tom schmeichelnd, den Widerstandslosen leise zu sich herniederziehend.

Eine Bitte? flüsterte Bill, eine Bitte? was könntest Du bitten, das ich Dir nicht erfüllen würde, wenn es in meinen Kräften stände?

Versprichst Du mir, sie zu erfüllen?

Was hast Du? frug ängstlich erstaunt der Jäger.

So nimm Deine Büchse, bat Tom, — und mache meinem Leiden ein Ende!

Tom! schrie Jener, entsezt aufspringend.

Mache meinem Leiden ein Ende! flehte bittend der Unglükliche. Bill! Bruder, wenn Du mich je geliebt hast, so beweise es jezt! — laß mich hier nicht langsam und qualvoll verschmachten.

Ich will Dich retten und kostete es mein eigenes Leben, rief Bill, noch heute Abend kehr' ich mit Hülfe zurük.

Das ist nicht möglich! erwiederte traurig den Kopf schüttelnd der Arme. Die nächste Ansiedelung ist, in gerader Richtung, wenigstens fünfzehn Meilen von hier entfernt; der Weg aber, den Du einschlagen müßtest, um all die Klippen und Abhänge zu umgehen, ist zwanzig — und kämst Du wieder — brächtest Du funfzig Leute mit Dir — was könnten sie mir nüzen? — Meine beiden Schenkel sind zersplittert und der nächste Arzt wohnt in jenem Hunderte von Meilen entfernten Fleken, Little Rok, nach dem wir kaum die Richtung wissen. — Bill! willst Du mich hier lagelang liegen und nachher elendiglich umkommen sehen?

Fordere mein eigenes Leben, Tom, und Du sollst es mit Freuden haben, aber verlange nicht so Schauderhaftes von mir; noch muß Rettung mögich sein — ich habe meinen Tomahawk — ich kann diesen Baum zerhaken — ich kann —

Vermagst Du solche Wunden zu heilen? unterbrach ihn Tom und deutete mit der Hand auf seine Schenkel, — es war ein fürchterlicher Anblik und der Bruder sank zusammenschaudernd auf die Kniee nieder.

Ich kann Dich nicht morden! stöhnte er leise.

Und nennst Du das Mord? O, Bill! fuhr er mit verbissenem Schmerze fort, solltest Du nur die Qualen ahnen, die ich jezt ausstehe, Du würdest Erbarmen haben — würdest mich nicht umsonst bitten lassen.

Ich will Dir die Büchse geben — mache mich nicht zum Brudermörder, stöhnte Bill.

Mein rechter Arm ist ebenfalls gebrochen; ich kann nicht — selbst wenn ich wollte!

Tom! schluchzte der starke Mann, indem er sich neben dem Bruder niederwarf, was verlangst Du von mir?

Was thatest Du neulich mit Nestor, als ihm der Bär die Weichen aufgeschlagen hatte?

Ich erschoß ihn!

Es war Dein Lieblingshund!

Bill antwortete nur durch Schluchzen.

Und hattest Du ihn lieber als mich? frug Tom jezt, fast vorwurfsvoll.

O, warum folgt' ich nicht Deiner Warnung, als wir gestern Abend an diesen unglükseligen Plaz kamen? warum vermied ich nicht die abgestorbenen Bäume, die uns drohend überall umstanden — warum —

Bill! unterbrach ihn der Unglükliche, will Du mich von meiner Qual befreien?

Ich will, weinte der Arme am Halse des Bruders. Lange und innig hielten sich noch die Beiden umschlossen, als aber Tom endlich versuchte ihn leise von sich zu drüken, klammerte sich jener nur noch fester an ihn an. Da dämmerte im Osten der Tag, die Sonne beschien das Chaos der wild übereinander gestürzten Baummassen.

Laß uns scheiden, flüsterte Tom, sei ein Mann!

Freundlich drängte er jezt den Bruder von sich und dieser stand auf.

Wohl denn — es sei! rief er, ich sehe, Du hast Recht — Rettung ist nicht möglich; ich weiß auch, ich hätte in gleichem Falle von Dir dasselbe begehrt — und Du hättest mir es ebenfalls nicht verweigert. — Bete noch einmal zu Gott — und — bete auch für mich — daß er mir den Brudermord vergebe —

Bill schwankte fort um die Büchse zu holen, kehrte aber nach wenigen Minuten mit festem, sicherem Schritte zurük. In der Linken das Gewehr, schwang er sich mit der Rechten über die zerstreut umherliegenden Stämme, und stand gleich darauf neben dem freundlich zu ihm empor Schauenden.

Ich bin bereit, lächelte dieser jezt, zittere nur nicht — und Gott lohne Dir den treuen Dienst — leb' wohl! Er reichte ihm mit abgewandtem Gesicht die linke, gesunde Hand.

Bruder! rief im fürchterlichsten Seelenkampf der Gemarterte und sank noch einmal an seine Brust. Noch einmal hielten sie sich krampfhaft umschlungen, da bat Tom leise: Zögere nicht länger! und mit raschem Sprunge war der Jäger auf den Füßen, riß die Büchse an den Baken und — lag im nächsten Augenblike ohnmächtig neben der Leiche des Erschossenen.

Was bleibt nun noch zu erzählen? Soll ich beschreiben, wie er erwachte und Ast nach Ast auf den Leichnam des Bruders häufte, damit Wolf und Panther nicht den gierigen Zahn an die geliebten Ueberreste legen konnten; wie er fortwankte und Monate lang, von Freunden gepflegt, in wilder Fieberphantasie mit dem Tode rang? Nein, genug des Schmerzlichen. Nicht lange mehr peinigte ihn Nachts in wilden Träumen das blutbedekte Antlig des Bruders, daß er mit lautem Angstschrei vom Lager emporsprang und fliehen wollte — auf einem Streifzug gegen marodirende Jabläner der Creek-Nation machte eine mitleidige Kugel seinem Leben ein Ende und die Freunde begruben ihn dort, wo er fiel. Aber sein Andenken hat sich in jener Gegend noch erhalten, und wenn der Jäger am Abend sein Lager aufschlägt und ängstlich den prüfenden Blik zu den Rinsenstämmen emporwirft, die ihn überall drohend umgeben, dann öffnet ihm wohl, und sei er sonst der Rohste und Wildeste der Schaar, ein stilles Gebet die Lippen, und er flüsterte leise:

„Gott bewahre mich vor dem Schikal des armen Tom."

Anzeigen.

Mittheilung an Auswanderer
nach der
Kolonie Dona Franciska
in Süd-Brasilien.

Die Direktion des Kolonisationsvereins von 1849 zu Hamburg macht hiemit bekannt, daß sie wegen Aufnahme und Beförderung von Kolonisten nach der Kolonie **Dona Franciska** mit den HH. **Chr. Matth. Schröder und Komp.** hieselbst einen festen Kontrakt abgeschlossen hat, und daß wiederum die Commandite des Herrn **N. M. Slomann**, die hiesigen Passagier-Expedienten Herren **Knorr und Holtermann**, mit Ausführung dieser Uebereinkunft beauftragt haben. Die Direktion ersucht daher, in allen bezüglichen Fällen sich an die lezgenannte Firma zu wenden.

Hamburg, im März 1856.

Die Direktion
des Kolonisations-Vereins von 1849.

Wir beziehen uns an vorstehende Anzeige der Direktion des Kolonisations-Vereines und zeigen hiedurch an, daß wir **am 1. Mai** das schöne schnellsegelnde Paketschiff Ernestine, Kapitän Möller, von Hamburg direkt nach der Kolonie Dona Franziska expediren und Passagiere zu dem billigen Preise von 65 Thlr. preuß. (Kinder die Hälfte) annehmen.

Ein Theil des Passagegeldes kann von uns ausnahmsweise vorgeschossen werden und stellen sich dadurch die Kosten fast niedriger, als nach den Vereinigten Staaten.

Auch erlauben wir uns, auf die großen Vortheile aufmerksam zu machen, welche der Kolonisations-Verein deutschen Einwanderern gewährt, indem er freies Logis und Lebensmittel während der ersten 8 Tage nach der Landung gibt, lohnende Arbeit auf sechs Monate nachweist, und sehr gutes fruchtbares Land, den Morgen für 2 preußische Thaler, in der Nähe der Ausschiffung überläßt.

Auf portofreie Anfragen ertheilen wir, so wie unsere auswärtigen Agenten, genaue Auskunft.

Hamburg, im März 1856.

Knorr und Holtermann.

Auswanderung
nach den
Kolonien der HH. Bergueiro in St. Paulo (Brasilien).

Die nächste Abfahrt nach diesen Kolonien wird Ende März oder Anfangs April stattfinden; von da an bis Oktober jedes Mal, wenn sich genug Passagiere zur Besezung eines Schiffes werden gemeldet haben.

Der Bericht der schweizerischen Hülfsgesellschaft in Rio Janeiro macht jede weitere Anpreisung derselben unnöthig (siehe „Neue Zürcher Zeitung" Nro. 356 vom 22. Dezember 1855 und Kolonist Nro. 52).

Für Abschluß von rechtsgültigen Verträgen beliebe man sich an den Unterzeichneten zu wenden.

Gemeinden, welche ihren Angehörigen die Reise nach diesen Kolonien bezahlen, erhalten ihre dafür ausgelegten Gelder in fünf Jahren zurük.

Auch für die Kolonien der Mucury-Gesellschaft und des Herrn Grafen von Montravel ist derselbe bevollmächtigt, Leute anzunehmen.

Hr. A. Suter, Advokat in Lichtensteig und konzessionierter Agent, ist durch mich bevollmächtigt worden, Leute im Kanton St. Gallen zu engagiren.

Zürich, Unterstraß Nro. 132.

E. de Paravicini.

Für Auswanderer.

Wir beehren uns hiemit bekannt zu machen, daß wir nachfolgende Schiffe in Ladung gelegt haben:

Nach New-Orleans.
Segeltag 15. März.
Schiff Julia Howard, Kapitän Lea.

Nach Rio de Janeiro.
Segeltag 30. März.
Schiff Van-Dyk. Kapitän R. B. Kestelsen.

Nach Quebek und Montreal.
Schiff Faedes Minde. Kapitän Müller.
Segeltag 3. April.
Schiff König Pörre. Kapitän Torfünsen.
Segeltag 23/30. April.

Nach New-York.
Schiff Mathilde. Kapitän Lea. Segeltag 5. April.
Schiff Henry Reed. Kapitän Dearborn.
Segeltag 25. April.

Nach Boston:
Schiff Storm Bird. Kapitän Smal.
Segeltag 15. April.

Die Passagierzüge für diese Schiffe, welche sämmtlich erster Klasse und von uns bekannten tüchtigen Kapitäns geführt sind, gehen 5 Tage früher von Basel ab.

Für Einschreibungen wolle man sich gefälligst an unsere nachstehenden Agenten wenden.

Antwerpen, den 1. März 1856.

Steinmann & Komp.,
Schiffsbefrachter.

Sich zu wenden:
in Basel an Steinmann-Drevet,
in St. Gallen an Bion-Glük.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 13. | Samstag den 29. März. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | 1856.

Phantasie.

In der „Zukunft des Volkes", einem seit Neujahr in Basel erscheinenden und von einem Verein von „Volksfreunden" herausgegebenen „schweizerischen Familienblatt" steht unter dem Titel: über Auswanderung, folgende schmerwüthige Geschicht', die Einem fast das Herz abbricht:

„Wir haben auf der Rheinbrüke in Basel sehr häufig Gelegenheit gehabt, die Züge von Auswanderern zu beobachten und die Ueberzeugung zu gewinnen, daß sie ohne gehörige Prüfung den entscheidenden folgenschweren Schritt gethan.

„Da lehnten sie nun schweigend und traurig am Geländer der Brüke und sahen hinab in die dunkelgrünen Wogen des heimathlichen Stromes, den sie nun zum lezten Male sehen sollten, und ihr Auge schweifte das Ufer entlang aufwärts — weiter und weiter, bis es endlich hasten blieb an den wohlbekannten Bergen, die im prächtigsten Abendroth erglänzten und ihre schneeigen Häupter zu schütteln schienen, als wollten sie sagen: Geh nicht fort — für den Schweizer gibt es keine Heimath in der Fremde! Und tiefer senkte sich ihr Blik und tiefer drang er zurük in die Erinnerung. Sie sahen das heimische Dörfchen, und den geliebten Kirchenthurm, den altehrwürdigen, und das Kirchlein, wo sie getauft und konfirmirt worden und die ersten Lehren des Heils empfingen, und neben der Kirche den Friedhof mit den Gräbern ihrer Eltern und Ahnen, und das Häuschen, in dem ihre Wiege stand, und die Tummelpläze ihrer Kinder- und Jugendzeit, die Schauplätze ihrer süßesten Freuden, und darin den alten Schulmeister mit seinem freundlich-strengen Gesicht und dem Sammtkäppchen auf dem schneeweißen Kopfe; sie hörten die Gloken der Rinder von der Matte herab ertönen, und die jodelnden Gesänge der Sennen und Hirten — und siehe, das Alles deuchte sie jezt erst recht lieb und schön, tausend Mal lieber und schöner als früher — weil sie es verlassen sollten; alle Bitterkeit schwand, und sie wußten sich keinen Grund anzugeben,

Wirklichkeit.

Der „Kolonist" hat auch schon oft Auswanderer gesehen und sprechen gehört und glaubt die Gemüthsstimmung der meisten beim Abschied von der Schweiz sogar noch etwas besser zu kennen, als der sentimentale Schreiber des nebenstehenden Herzensergusses. So viele jenseits des Ozeans sich in ihren Erwartungen getäuscht sehen, so selten sind diejenigen, die ihren Schritt schon in Basel bereuen, die sich dort schon wieder nach der kaum verlassenen Heimat sehnen und nicht mit der Hoffnung einer glüklichen Zukunft vorwärts bliken. Sind ja doch die Ursachen, die so viele aus der Schweiz fortreiben, so schwer wirkende! Von wie wenigen unserer Landsleute kann man mit Recht behaupten, daß sie leichtsinnig auswandern!

Der Volkszukünftige erzählt uns, welche Gedanken er den Auswanderern, die zu Basel in den Rhein schauen, zuschreibt. Wir wollen nun sehen, wie sich einer derselben, und zwar Einer von Vielen, darüber wirklich ausspricht.

Herr Pius Reich, ein wohlgenährter Boosler Birger in schwarzem warmem Kleid mit weißer Halsbinde macht zu seiner Verdauung einen Abendspaziergang auf der Rheinbrüke; denn er kommt so eben von einem vierstündigen Festessen her, das zu Ehren eines aus Westindien angelangten Missionärs gegeben wurde. Er denkt darüber nach, wie viel Paar wollene Strümpfe er den bekehrten Negerkindern auf St. Thomas schiken wolle. Da er aber mit sich nicht eins werden kann, so verschiebt er die Erörterung auf morgen und sieht sich nach einer andern Unterhaltung um.

Am Brüstengeländer lehnt ein hagerer Mann in ärmlichem Reisegewande und sieht schweigend in die dunkelgrünen Wogen des Rheines hinunter. Fridolin Dürftig ist sein Name. Zwischen den Bergen an der Linth stand die Wiege seiner Geburt.

Hr. Pius Reich. Warum so traurig, guter Freund?

Fridolin Dürftig. Ei, Herr, mache ich denn ein trübseliges Gesicht? Dann kommt es davon her, daß ich schon lange verlernt habe, ein fröhliches zu machen. Denn Gottlob, jezt habe ich keine Ursache. Jahr und Tag habe ich nicht mehr so gut und viel gegessen und getrunken und in einem so vortrefflichen Bette geschlafen, wie seit gestern im rothen Ochsen in Klein-Basel.

Hr. P. R. Ihr seid gewiß ein Auswanderer und wie mir scheint, aus dem Glarnerlande?

Fr. D. Ja das bin ich. Habt Ihr mir das gleich angesehen? Es gibt doch gescheite Leute in Basel.

Hr. P. R. Fühlt Ihr denn in diesem rbenen Lande da unten kein Heimweh nach Euern Bergen, die sich im Abendroth beim Glokengeläute der weidenden Rinder so schön ausnehmen?

Fr. D. Nein, das Heimweh ist mir wirklich noch nicht eingefallen, am wenigsten nach unsern steilen Bergen; denn die sind uns im Glarnerlande eben gar sehr im Weg; sie machen, daß wir so wenig Pflanzland haben. Und nach den Kühen sehne ich mich auch nicht zurük; denn es hat mir von allen im Lande keine einzige gehört.

Hr. P. R. Aber nach Euerm Dörfchen, dem ehrwürdigen Kirchlein, dem stillen Friedhof, auf dem Eure Eltern ruhen?

Fr. D. Die Kirche habe ich lange nicht mehr besuchen können; ich schämte mich meiner armseligen Kleider; denn ich hatte kein Sonntagsgewand. Meinen Eltern ist's ohne Zweifel im Grabe wohler, als sie noch über dem Boden waren; sie haben immer mit Sorgen zu kämpfen gehabt. Ich selbst aber begehre jezt gar nicht zu sterben, da das Elend hinter mir und eine glükliche Zukunft vor mir ligt.

Hr. P. R. Und habt Ihr auch nicht eine Thräne der Wehmuth geweint, als Ihr die Thüre Eures Häuschens für immer verschloßt?

Fr. D. Ja wohl geflennt haben wir alle; denn es war gar grausam viel weinendes Volk da, das von uns Abschied nahm. Aber, bei meinem Eid, ich weiß nicht warum; —

Hr. P. R. Schwört nicht, Freund; das ist Sünde. Euer Wort sei Ja, ja, und Nein, nein.

Fr. D. — wenigstens nicht wegen des Häuschens; denn die Hütte war ganz baufällig; der Wind blies zu allen Fugen herein. Es fror uns im Winter ganz erbärmlich. Drum freue ich mich auch, in ein Land zu kommen, wo es nie so kalt wird.

Hr. P. R. Am Ende geht Ihr wohl gar nach Brasilien? Bedenket Mann, der Ihr bis jezt in einem Freistaate gelebt habt, das ist ein Kaiserthum; da hört alle Freiheit auf, da macht man Euch zum Sklaven und da müßt Ihr katholisch werden. Oder seid Ihr etwa katholisch?

Fr. D. Nein, ich bin gut reformirt, und werde es auch bleiben. — Man hat Euch da kuriose Dinge weißgemacht. Haltet nur mich nicht für so dumm, solches Zeug zu glauben. Es sind schon viele Verwandte von mir in der Gegend, wo ich hinkomme und die haben über alles geschrieben und gut geschrieben.

Hr. P. R. Auf diese Briefe kann man nicht gehen; die Leute auf der Kolonie dürfen nicht schreiben, wie sie wollen. Man sagt ihnen, was sie nach Hause berichten sollen; schreibt einer etwas anderes, so läßt man seinen Brief nicht abgehen.

warum sie eigentlich das Alles verlassen und in die fremde Welt ziehen wollten, die ihnen schon vom Elsaß und Baden herauf so trübe und düster entgegenstarrte, und gern, gern würden sie wieder zurükkehren, wenn es nicht zu spät wäre, oder die Scham sie nicht weiter triebe. Und nach allen diesen Gedanken und Erinnerungen fielen Thränen, große schwere Thränen, hinab in den Vater Rhein, der klagend aufstöhnte, als schmerzt' es ihn, so viele Thränen der Kinder seines Geburtslandes trinken zu müssen.

„Schweizer! Bevor du deine paar Habseligkeiten von ihren langgewohnten Stellen rüst, um sie zu verpaken zur weiten Reise, frage diese alten Erbstüke deiner Familie, und wenn du ihre Sprache verstehst, so wirst du hören, daß sie dir recht kläglich bittend zurüfen: „Laß uns hier, wir passen nicht in jenes Land, wohin du uns schleppen willst." Und wenn du ihre Stimme nicht verstehst oder nicht beachtest, und über die Schwelle deiner Stube schreitest und die Thüre deines baufälligen Häuschens verschließest für immer, so schaue noch einmal zurük, sieh dir das Häuschen, darin deine und deiner Eltern und Großeltern Wiege stand, so recht an vom Strohdach bis zum Boden — und wenn du dich davon loszureißen vermagst, so gehe auf den Friedhof, wo deine Eltern und deine Lieben im Grabe modern, und wenn es dich auch dann noch nicht bestimmen sollte, den Wanderstab in die Erde zu stoßen — nun — dann nimm eine Hand voll Erde mit von der heiligen Stätte — und gehe mit Gott, und möge es dir gelingen ein netteres Häuschen zu bauen und ein besseres Fortkommen zu finden. Glüklich und zufrieden sein wirst du wohl nie; dein Herz wird sich zurük sehnen nach der Heimat, da seine Fasern wurzeln in der Scholle, die du verlassen. Und so oft du es dann fragen wirst:

Herz mein Herz, warum so traurig
Und was soll dies Ach und Weh?

wird es dir immer antworten:

Möcht' die Berge wieder sehen
Und die grünen Thäler d'rin,
Möcht' zum Vater, möcht' zur Mutter,
Möcht' zur Heimat wieder zieh'n!

Fr. D. Warum nicht gar! Man hat das unsern Leuten, die früher nach Brasilien gegangen sind, auch vorgeschwazt. Da hat ein Vetter mit mir abgeredet, er wolle mir eine getreue streng wahre Schilderung von seinen Verhältnissen schreiben und damit ich ganz sicher auf deren Zuverlässigkeit bauen könne, unter das Siegel Zeichen, daß er nicht nach seinem eigenen Willen habe schreiben dürfen, sondern dabei unter fremdem Einflusse gestanden sei. Der Brief kam richtig mit dem abgeredeten Faden an und darauf hin habe ich meinen Tagwen um Vorschuß für die Reise ersucht, den ich in Brasilien abverdienen werde. Die Bitte ist mir gerne gewährt worden, da meine Familie wegen Krankheit der Gemeinde schon mehrere Male zur Last sein mußte, und auch schon Rükzahlungen von früher Unterstüzten aus Brasilien angelangt sind.

Hr. P. R. Und was hat Euch denn Euer Vetter geschrieben?

Fr. R. Er hat geschrieben, er bereue nichts, als daß er nicht schon ein Paar Jahr früher dorthin gekommen sei und fühle sich in jeder Beziehung glüklich und zufrieden, nachdem er das erste halbe Jahr hinter sich gehabt und nun an das warme, aber ganz gesunde Klima sich gewöhnt habe. Von Sklaverei sei kein Gedanke; er lebe in keiner andern Abhängigkeit, als wie auch in der Schweiz der Pächter zum Gutsherrn, der Schuldner zum Gläubiger stehe. Habe er einmal seine Schulden abbezahlt, und das werde nun in weniger als drei Jahren geschehen sein, so hindere ihn nichts, eigenen Grund und Boden zu kaufen, den besten für wenig Geld; ja er brauche nicht einmal Geld dazu, sondern bekomme genug auf Kredit. Seine Schulden drüken ihn nicht; es zwinge ihn Niemand zum Arbeiten, als sein eigenes Interesse. Es komme ihm nie ein Weibel oder Schuldenbote in's Haus, was im Glarnerlande alle Tage der Fall war. Er könne auch ohne Kosten brasilianischer Bürger werden, sobald er Lust dazu habe und trete dann in alle politischen Rechte eines solchen ein und die brasilianische Verfassung sei trotz des Kaisers so freisinnig, wie eine republikanische. — Eher, als sie, könnten wir Sklaven genannt werden; denn die Armuth mache uns zu Sklaven der Reichen. Unsere Freiheit sei ein leeres Wort. Wenn einer, der vom täglichen Verdienste lebe, an der Gemeinde nicht stimme, wie sein Arbeitgeber, so könne er um sein Brod kommen. Darin muß ich ihm Recht geben; ich habe in bewegten Zeiten solche Beispiele erlebt: freilich, wo es sich um nichts und wieder nichts handelt, da kann einer stimmen, wie er will.

Hr. P. R. Aber was schreibt Euer Vetter von Kirche und Schule? Alles irdische Wohlergehen ist nichts, wenn nicht für Euer und Euer Kinder Seelenheil gesorgt wird.

Fr. D. Gerade um meiner Kinder willen bin ich hauptsächlich ausgewandert. Ach Herr, ich habe die Jahre her, seit die Kartoffeln nicht mehr gerathen sind und mir mein Aekerlein oft kaum wieder die Aussaat ertragen hat, ihnen oft nicht genug zu essen geben können und mit der Bekleidung wär's noch trauriger bestellt gewesen, wenn mir nicht wohlthätige Leute damit ausgeholfen hätten. Für ihre leiblichen Bedürfnisse brauche ich nun doch jedenfalls keinen Kummer mehr zu haben. Aber auch Schulunterricht fehlt ihnen nicht im neuen Lande; denn mein Vetter berichtet, sie haben auf der Kolonie eine ordentliche Schule und einen wakern Lehrer aus Graubünden. Zu Hause konnten meine ältern Kinder die Schule auch nicht so profitiren, wie ich wohl gewünscht hätte, weil sie die meiste Zeit in der Fabrik arbeiten mußten; denn ich brauchte ihren kleinen Verdienst, um die Familie durchzubringen. Und das ist eine böse Beschäftigung für den Leib und das Gemüth. Wie die armen Kleinen blaß und kränklich geworden sind! Aber noch trauriger war, daß ich immer für ihre guten Sitten bange sein mußte, und die Aussicht, daß sie bald dem häufigen Beispiele derer folgen würden, welche, kaum den Kinderschuhen entwachsen, undankbar Vater und Mutter verlassen und auf eigene Faust leichtsinnig von der Hand in den Mund leben und nicht früh genug heirathen zu können glauben, um wieder Haushaltungen aufzustellen, noch ärmer als die, welcher sie angehört haben. Das alles wird in Brasilien besser sein; da können auch meine kleineren Kinder schon verdienen, aber die Arbeit ist leicht und gesund; sie arbeiten mit den Eltern; ich habe nicht den Einfluß böser Gesellschaft zu fürchten. Wir alle vereint haben in 3—4 Jahren unsere Schulden abverdient und dann geht's erst frisch an's Werk; denn dann werde ich Grundeigenthümer und meine Buben später auch. Sind das nicht frohe Aussichten? Sollte ich mit solchen trübselig in den Rhein hinunter oder nach den Bergen zurük sehen?

Hr. P. R. (Ungeduldig.) Aber die Kirche, die Kirche auf Eurer Kolonie! Ihr vergeßt die Hauptsache.

Fr. D. Ja da hapert's nun freilich. Es fehlt ein protestantischer Pfarrer auf der Kolonie. Da muß der Schulmeister, so gut er kann, seine Stelle versehen, und ein oder zwei Mal im Jahr kommt ein Geistlicher von Rio Janeiro, um zu taufen, zu verheirathen und zu kopuliren. Gefahr katholisch werden zu müssen, läuft man nun zwar trotz dieses mangelhaften Verhältnisses nicht; denn auch der reformirte Glaube darf frei bekannt werden; aber doch werde ich die Abwesenheit eines Geistlichen vermissen. Da könnten die Baslerherren aushelfen; sie haben ja auch seiner Zeit den Herrn Pfarrer Streißgut nach Neu-Glarus in Nordamerika geschikt und der brave Herr ist jener Kolonie zum großen Segen geworden.

Hr. P. R. Das ist ein guter Gedanke von Euch. Ich will die Sache am rechten Orte anregen und es soll ein Mann nach dem Herzen des Herrn die verlassene Heerde aufsuchen. Mittlerweile vergeßt nur die Hausandacht nicht. Hier (er zieht ein schwarzgebundenes Buch aus der Tasche) habt Ihr einen Schaz, der Euch dabei leiten wird. Möge er gute Früchte in Euren Herzen bringen.

Fr. D. Ich danke Euch tausend Mal, Herr. Dieses schöne Buch ist eine willkommene Zugabe zu dem Testament und dem alten Gebetbuch meiner Mutter, die ich mitgenommen habe. Ich will es mit Frau und Kindern oft durchlesen und Euer dabei gedenken.

Hr. P. R. Thut das, auch ich will Euch in mein Gebet einschließen. Doch nun lebt wohl! Es zieht so eben ein Trupp fremder Studenten wie mir scheint betrunken auf die Brüke und diesen Kindern des Teufels gehe ich aus dem Wege.

Fr. D. Nun so lebt wohl. Ich danke Euch nochmals. Nichts für ungut.

Hr. P. R. Der Herr sei mit Dir und den Deinen! (Geht nach der großen Stadt zu.)

Fr. D. (Auf dem Wege nach Klein-Basel für sich.) Ein frommer wakerer Herr! Er hat mir gewiß noch einen Füüfränkler zu schenken im Sinne gehabt, es aber in der Eile des Abschieds vergessen!

(Es begegnen ihm die Studenten, welche singen:)

Ueberall bin ich zu Hause,
Ueberall bin ich bekannt;
Macht mein Glük im Norden Pause,
Ist der Süd mein Vaterland!
Ubi bene, ibi patria!

Bericht des belgischen Konsuls zu Chicago an das Ministerium über die Auswanderung nach dem Nordwesten der Vereinigten Staaten.

(Fortsezung.)

Eine von den drei überspannten Rechnungen, mit welchen der belgische Konsul zu Chicago die unübertrefflichen Vortheile einer Ansiedlung an der Illinoiszentraleisenbahn oder in deren Nähe beweisen will, lautet folgendermaßen:

Ankaufspreis der Farm	360	Doll.
Umbrechen von 60 Acres à 2½ Doll.	150	"
Einzäunung der 60 Acres	400	"
40 Acres Getreide angesät à 1½ Doll.	60	"
Eggen à 0,75 per Acre	30	"
Ernte à 1½ Doll. per Acre . . .	60	"
Dreschen und Reinigen von 1100 Bushels Korn à 0,10	110	"
Transport	1170	Doll.
Fuhrlohn 15 Meilen bis zur Eisenbahnstation à 0,06	66	"
Im März 20 Acres Mais angesäet.		
Pflügen der 20 Acres à 0,75 . . .	15	"
Anpflanzen " " " " . . .	15	"
Weitere Arbeiten	25	"
Ernte à 1 Doll. per Acre	20	"
Ausähren und Transport zur Eisenbahn à 0,10 per Buchel	100	"
Summe sämmtlicher Ausgaben mit dem Ankauf .	1411	

Einnahmen:

Für 1000 Buchel Mais à 0,28 . .	280	Doll.
Für 1100 Buchel andern Getreides à 1,15 Doll.	1265	"
	1545	
Demnach reiner Vorschlag	134	

Es bleiben nun noch 20 Acres zum Umbrechen und die Farm wird jezt, den Acre zu 25 Dollars, auf 2000 Dollars geschäzt.

Nach dieser Rechnung hätte also Jemand, der mit etwa 1500 Dollars sich auf der Illinoisprärie 15 Meilen von der Eisenbahn ansiedelt und seine Farm von 60 Acres durch fremde Leute bearbeiten läßt, nach kaum einem Jahre eine Liegenschaft im Werthe von 2000 Dollard und 134 Dollars an baar. Wie reich wäre er erst, wenn er keine fremde Leute nöthig hätte, sondern alles durch seine Familie besorgen könnte! In der That, wenn es sich so verhält (aber wir hegen einige Zweifel), so sollte sich dieses Jahr die ganze Auswanderung nach Illinois wenden.

Nun folgen in dem Berichte die Bedingungen, unter welchen die Illinoiszentraleisenbahngesellschaft ihre Ländereien verkauft. Wer sie kennen lernen will, der möge sie entweder im belgischen Moniteur 1856 Nro. 16 nachlesen oder in dem unverantwortlichen Wegweiser von Gerhardt, den man umsonst haben kann. Dann wieder einige lokende Berechnungen, die wir ebenfalls übergehen, da unsere Leser

mit dem obigen spezifizirten Beispiel zufrieden sein können. Hingegen wollen wir nun wieder genauer dasjenige mittheilen, was der Herr Konsul sagt über den Staat

Jowa.

Zwei Eisenbahnlinien, die einzigen in Ausführung begriffenen, führen von Lyons und Davenport nach Jowa-City, wo sie sich vereinigen und von da weiter bis Council Bluffs (am Missouri) gehen. Die Hauptorte auf dieser Linie sind Muscatine, Jowa City, Montezuma, Marengo, Newton, Grenille und 50 Meilen vom Fort des Moines die wichtige und schöne holländische Kolonie Pera, die gegenwärtig 1500 Einwohner hat, lauter Holländer. Diese Ansiedlung geht einer schönen Zukunft entgegen.

Von Davenport bis Fort des Moines sind es 260 Meilen. Zieht man von Dubuque oder Garnaville aus bei Fort des Moines vorbei nach einem entsprechenden Punkte im Südwesten eine Linie, so begrenzt sie ungefähr alle Ländereien, die der Staat in diesem Theile verkauft hat. Er besitzt nur noch etwa einen Viertheil, die über das ganze Land zerstreut und alle von schlechter oder mittelmäßiger Qualität sind, theils wegen ihrer weiten Entfernung von Ortschaften, Straßen und Eisenbahnen, theils wegen ihrer sumpfigen Beschaffenheit. In diesem Theil von Jowa gilt das Land 5—25 Dollars per Acre, in unmittelbarer Nähe der Städte und Dörfer aber 40—100 Dollars und mehr. Im Nordwesten verkauft der Staat (wie überall) den Acre zu 1¼ Dollars. In dieser Gegend ist noch lange nicht alles Land zum Verkaufe gebracht und es bleibt überhaupt noch im Nordwesten ungefähr der vierte Theil der Oberfläche des ganzen Staates übrig, und weiß man nicht, wenn dieser Rest zum Verkaufe kommt.

Von Davenport bis Fort des Moines ist der Boden Prärie oder von kleinen Wäldern bedekt; meistens finden sich diese leztern nur längs der Bäche und Flüsse und sind oft nicht breiter als eine Viertelsmeile bis höchstens eine Meile. Ferner finden sich da wenige und beschränkte sumpfige Gegenden und einige kleine Seen. Kommt man hundert Meilen von Fort des Moines bei Fort Dadage vorbei in den fernen unverkauften Nordwesten, so findet man zahlreichere und viel ausgedehntere Moräste und Seen.

Die Prärien von Jowa geben denen von Illinois an Tiefe und Reichthum des Bodens nichts nach. Wasser ist überall im Ueberfluß vorhanden und das der Bäche und Flüsse ist trinkbar; es gibt auch mehr Holz, als in Illinois und der Boden ist höher.

Jowa hat eine große, sehr große Zukunft vor sich; die Auswanderung richtet sich in Masse hieher. Ansiedler aus Kanada, Michigan, Ohio, Indiana und aus dem Norden und Nordosten von Illinois verlassen jeden Tag ihre Heimath, um sich in Jowa oder auf den Prärien von Illinois niederzulassen. Aber Jowa wird erst in 10—15 Jahren in wahrer Blüthe stehen, weil dieser Staat noch zu neu ist und die drei großen Eisenbahnen, die ihn von Ost nach West von Dubuque, Davenport und Burlington aus durchschneiden sollen, kaum erst angefangen sind und diejenigen von Prärie du Chien und Lacrosse aus erst Projekte sind, sowie auch die Nord-Südbahn, welche alle miteinander verbinden soll.

Die Ansiedler, welche 100—150 Meilen oberhalb der bezeichneten Punkte wohnen, haben in Ermangelung von Verbindungswegen Mühe, ihre Erzeugnisse zu verwerthen; sie müssen daher ihren Landbau jezt und noch mehrere Jahre lang einschränken und können sich fast nur mit Viehzucht beschäftigen und auch diese ist nicht immer einträglich, denn die Kolonisten können bloß an neue Einwanderer verkaufen, die sich in ihrer Nähe ansiedeln. Und da manche Auswanderer nach jenen Gegenden nicht wissen, daß sie dort Vieh finden, so kaufen sie sich meistens ihren Bedarf in Dubuque, Davenport und selbst in Chicago. So muß auch das Getreide, das dort geerntet wird, wegen Mangel an Wegen zur Ausfuhr, auf dem Plaze verbraucht und kann daher nicht so vieles gepflanzt werden; erst, wenn einmal Eisenbahnen oder Straßen gebaut sind, können die Ansiedler Land anbauen, so viel sie wollen; jezt sind die meisten dieser Kolonisten lange nicht das ganze Jahr beschäftigt und haben kaum ein Viertheil oder die Hälfte ihres Bodens bepflanzt.

Nachdem im Weitern der Herr Konsul gesagt hat, daß die besprochenen Gegenden von Jowa allerdings für solche Ansiedler, welche Zeit und Mittel haben um zuzuwarten, bis durch zunehmende Einwanderung mehr Volk und Verkehr in's Land komme, große Vortheile darbieten, macht er wieder eine Vergleichung mit seinen geliebten Illinoiszentraleisenbahnländereien, welche natürlich zu Gunsten der leztern ausfällt und bemerkt dann über das Klima von Jowa, daß es im Allgemeinen gesund sei; in allen Gegenden, durch die er gekommen sei, habe er nirgends von einer herrschenden Krankheit sprechen gehört; nur im Norden um Fort Dadage herum regieren Fieber. (Es gibt aber außerdem in Jowa noch sehr viele Fiebergegenden, doch immerhin weniger als in Illinois.)

Kolonisten, welche sich in Jowa ansiedeln wollen und mit etwas Kapital und Geduld zum Warten versehen sind, gibt er folgenden Rath: Sie sollen sich in der Nähe der projektirten und im Bau begriffenen Eisenbahnlinien, 100, 150—200 Meilen oberhalb des Mississippi eine Sektion von 640 Akres Kongreßländereien kaufen, für den eigenen Bedarf Getreide pflanzen, Vieh aufziehen zum Verkauf an die neuen Ankömmlinge, das Land einfenzen, und auf die Zukunft hin dann nur so viel Boden umbrechen, als sie mit Nuzen bepflanzen können, also immer mehr, je näher ihnen die Eisenbahn kommt. Nach 5—6 Jahren wird die Farm, die sie den Akre zu 1¼ Dollars angekauft haben, 2—25 Dollars per Akre werth sein, je nachdem sie näher oder weiter von Ortschaften entfernt sind und dann werden sie auch die Frucht ihrer keineswegs harten Arbeiten und ihrer Entbehrung des gesellschaftlichen Lebens genießen. Hier macht der Konsul wieder einen Vergleich mit den Verhältnissen eines Illinoisbauers, dem diese Entbehrungen fremd sind und sagt, Jowa sei gegen Illinois um 15 Jahre zurük, welche Behauptung jedenfalls nur für das Innere des Staates gelten kann.

Den dürftigen Abschnitt über Jowa schließt der belgische Konsul zur Abwechslung mit einem großartigen Panegyrikus auf die Illinoiszentraleisenbahnländereien und die Vortheile, welche dem Ansiedler durch die leichten Kaufbedingungen geboten werden. Dieselben werden zur gleichen Zeit, wenn der Akre in Jowa 10 Dollars gelten werde, 50 Dollars werth sein. Er enthehre auch nicht das gesellschaftliche Leben, sei überall nahe an Ortschaften: man könne nicht 10 Meilen weit reisen, ohne einen Geistlichen, eine Kirche und — einen Arzt anzutreffen. Ob der leztere ein Zeugniß von der Ungesundheit der Gegend oder von ihrer Wohlhabenheit ablegen soll, wissen wir nicht. Wir glauben wirklich, es sei beides der Fall, obgleich wenigstens in Europa sich die Aerzte nicht gerade vorzugsweise da niederlassen und anhäufen, wo es recht viele Kranke gibt, sondern wo sie für ihre Bemühungen am besten bezahlt werden. (Forts. folgt.)

Verschiedenes.

Wie man sich selbst verrathen kann. In Nro. 79 des „Bund" stehen zwei Zufriedenheitszeugnisse von schweizerischen Auswanderern, datirt Havre das eine vom 20. Februar, das andere vom 8. März 1856. Der Styl beider hat eine merkwürdige Aehnlichkeit, noch mehr aber fällt die Redensart, welche auch in beiden vorkommt, auf: „wir können nicht umhin, ohne unserer Agentur, Baumgart in Bern, zu danken." Der Gedanke ist offenbar in beiden Attesten: wir können nicht fort, ohne zu danken; oder -- wir können nicht umhin zu danken. Aber ist es möglich, daß zwei verschiedene Personen durchaus den gleichen, so ungewöhnlichen Sprachfehler schreiben? Der Leser kommt hier auf die Vorstellung, Hr. Baumgart habe einen eigenen Zeugnißschreiber, oder versehe diese Stelle selbst und lasse sich bald das eine, bald das andere, zum voraus angefertigte Formular vor der Abreise von seinen Auswanderern unterzeichnen. Zufriedenheitszeugnisse, welche von gewöhnlichen Auswanderern selbst verfaßt sind, lauten auch gewöhnlich gar nicht so schwunghaft und zierlich wie die fraglichen.

— Bek und Herzog haben mehrern Blättern eine Erwiderung gegen die Bedenken des Freihern v. Reden betreffend Auswanderung nach Santa Fé eingesendet, welche wir im Berner Intelligenzblatt gelesen haben. Der Hauptinhalt derselben ist, daß der bekannte Statistiker und Geograph nichts von Santa Fé kenne und daß B. und H. das alles besser wissen. Sie läugnen daher auch alles Nachtheilige z. B. die gefährliche Nachbarschaft der Indianer, verstehen aber darunter nur die südlichen Pampasindianer und schweigen wohlweislich still von den noch kriegerischern Bewohnern des im Norden an Santa Fé angränzenden Gran Chaco. Die Eidgen. Ztg. stellt den Herren B. und H. für ihre Einsendung sehr höflich die Seite der bezahlten Inserate zur Verfügung.

Schweiz. Bundesstadt. Hr. Heinrich Meier von Zürich in Charlestown ist zum schweizerischen Konsul für die nordamerikanischen Staaten Nord- und Südkarolina, Georgia und Florida ernannt worden.

Deutschland. Drei Häuser von Leer in Ostfriesland sind zur Bildung einer Auswanderer-Beförderungsgesellschaft zusammengetreten, die den Namen „Frisia" führen wird und den Zwek haben soll, Auswanderer und deren Effekten von Leer aus nach überseeischen Häfen zu befördern. Das Unternehmen wird auf Aktien à 100 Dollard begründet und erstrekt sich zunächst auf 25 Jahre. Nicht unbedeutend war schon die Auswandererbeförderung über Leer, als im Jahr 1849 die Mündungen der Elde und Weser durch dänische Kriegsschiffe blokirt wurden und der Strom der Auswanderung sich deswegen von jenen Flüssen der Ems zuwandte. Wegen des Mangels einer leichten Verbindung mit dem Hinterlande hörte dann mit der Aufhebung der Blokade jener Flüsse auch die Auswanderung über die ostfriesischen Hafenstädte wieder auf. Nun ist aber durch die Eröffnung der hannoverschen Westbahn diesem Mangel so weit abgeholfen, daß die neue Unternehmung wirklich Aussicht hat, mit Hamburg und Bremen in erfolgreiche Konkurrenz zu treten.

— (**Viel Geschrei und wenig Wolle.**) Die Bundesversammlung hat bereits einen Ausschuß gewählt, welcher den von Bayern gestellten Antrag „auf gemeinsame Organisation der Auswanderung zu dem Zwekte, daß die Auswanderer nicht dem Zufall und der Spekulation preis gegeben wären, in angemessenen Gegenden Aussicht auf eine sichere Existenz gewönnen, aber auch ihr Deutschthum bewahren und mit ihrem Vaterland in einer beiden Theilen zum Vortheil gereichenden Beziehung verbleiben können," begutachten soll. Das beste Verständniß dieses nicht nur auf die Fürsorge für die deutschen Unterthanen, sondern auch auf die Förderung der deutschen Interessen jenseits des Meeres gerichteten Antrags dürfte ein Rükblik auf das sein, was früher in diesem Betreff von den deutschen Regierungen nicht minder, wie vom deutschen Volke erstrebt ward. Preußen war es zuerst, welches schon 1847 sich's angelegen sein ließ, die Auswanderung zur Sache des deutschen Bundes zu machen. Es wünschte zu diesem Zweke besonders die Anstellung von deutschen Agenten oder Konsuln an den Hauptorten der Abfahrt und Ankunft, oder der Ansiedelung, Uebereinkommnisse mit den Regierungen derjenigen Länder, wohin die Züge in der Regel gehen, überhaupt eine Organisation Behufs besserer Sicherstellung des künftigen Looses der Auswanderer. Die deutsche Nationalversammlung nahm diese Angelegenheit mit Wärme wieder auf und widmete ihr eine von den edelsten patriotischen Empfindungen belebte Berathung. „Es ist," hieß es da Seitens der in der Sizung aufgetretenen Redner, „eine Rechtspflicht des Staates, die Auswanderer unter seinen Schuz zu nehmen; es ist aber auch eine Pflicht der Humanität und der weisen Politik, denn die Auswanderer bilden eine Brüke zwischen dem neuen und dem alten Vaterlande, sie sind Diejenigen, welche die Vermittlung vornehmen zwischen Europa und Amerika." „Der Schuz muß dahin gehen, daß sie (die Auswanderer) durch Fürsorge des Mutterlandes in Länder geführt werden, deren Boden und Klima ihnen angemessen ist; wo sie nicht bloß das irdische Leben fristen, sondern auch ihre geistigen Kräfte entwikeln können; wo sie zusammen wohnen können, wo die deutsche Sprache und der deutsche Geist sich erhält." „Ein solcher Schuz würde wesentlich dazu beitragen, bei den Auswanderern die Liebe zum Vaterlande, welche in jeder Brust lebt, zu erhalten, und somit in denselben Freunde der deutschen Nation und einer für das alte und neue Heimatland gleich günstigen Handelspolitik zu bewahren." Aus dieser Berathung gieng die Bestimmung im Art. 1 §. 5 der Grundrechte hervor: „Die Auswanderungsangelegenheit steht unter dem Schuz und der Fürsorge des Reichs." Nach Auflösung der Nationalversammlung nahm Preußen die Sache wieder in die Hand und trat sogar bei dem Fürstenkollegium der beabsichtigten deutschen Union mit einem deßfallsigen Gesezentwurf, der ein besonderes Kolonisationsamt errichtet haben wollte, hervor. Seit jener Zeit haben mehrfache Privatvereine sich dieser Angelegenheit unterzogen, aber sie konnten bei der Beschränktheit ihrer Mittel nur wenig thun und tödten sich in Folge dessen zum Theil wieder auf, während die sich steigernden Klagen über das Schikal deutscher Auswanderer an die Worte von W. Schulz, in der deutschen Nationalversammlung erinnern: „Es ziehen unsere Brüder und unsere Söhne, nicht wie einst unsere Vorfahren, als Herren der Welt, sondern als ihre Knechte über alle Meere und durch alle Steppen. Die Fremden machen Jagd auf sie, wie auf weiße Sklaven, und verhöhnen sie dann als lästige Eindringlinge." Dank darum der baierischen Regierung, daß sie diese Angelegenheit des Gesammtvaterlandes abermals bei seiner höchsten Stelle in so richtig begränzter Weise zur Sprache gebracht, und hoffentlich — auch zur Erledigung bringen werde. (Allg. Ztg.)

Frankreich. (**Verminderte Auswanderung im lezten Jahre über Havre.**) Nach einer Aufnahme, deren Genauigkeit bis zu 10—20 Personen im Ganzen verbürgt wird, hat die durch Havre gehende Auswanderung im lezten Jahre folgende Abnahme erfahren. 1855 schifften sich in Havre nach New-York ein 21,500 Auswanderer und nach New-Orleans 6500. Im Ganzen also 28,000. 1854 hatten sich nach denselben Bestimmungsplätzen 95,000 eingeschifft, wonach also der Unterschied in nicht ganz einem Jahre 67,000 weniger beträgt. (Südd. Ausw. Bl.)

Nordamerika. **Vereinigte Staaten.** (**Rükwanderung von Armen.**) Eine Mittheilung des Staatsdepartements in Washington, die so eben in den öffentlichen Blättern zirkulirt, lautet: „In diesem Departement ist die Nachricht eingelaufen, daß vor einiger Zeit eine beträchtliche Anzahl von Einwanderern, meistens deutscher Abkunft, von den Vereinigten Staaten über Havre nach Europa zurükkehrten. Der Umstand, daß manche von ihnen ohne irgend welche Mittel ankamen, machte es nothwendig, daß die Konsuln der betreffenden Staaten, denen sie angehörten, oder daß die Wohlthätigkeit von Privaten sie mit Mitteln ausrüstete, um sie in ihre Heimat zurük

kehren zu lassen; oft blieben sie auch der Unterstüzung französischer Gemeinden zur Last. Dieß hat eine offizielle Mittheilung Frankreichs an das hiesige betreffende Departement veranlaßt, daß die französische Regierung sich genöthigt sehen werde, wenn die Anzahl rükkehrender bedürftiger Einwanderer zunehmen sollte, Maßregeln zu ergreifen, um die Landung derselben zu hintertreiben. Dieß wird hiemit veröffentlicht, um amerikanische Schiffskapitäne, die nach Havre konsignirt sind, vor den Schwierigkeiten zu warnen, wenn sie mittellose Emigranten an Bord nehmen, die ihren Transport durch Frankreich nicht bestreiten können." Daß so viele Bedürftige wieder nach Europa zurükkehren, wird den Emigrationskommissären von New-York zugeschrieben, die, anstatt den Leuten Beschäftigung zu verschaffen, ihnen so viel Geld geben, daß ihre Zurükfahrt damit bezahlt werden kann, und dieselben so los werden. Es ist eine wahre Hezjagd der Armuth.

— (Kalter Winter.) Der dießjährige Winter ist überall in den Vereinigten Staaten so andauernd strenge, wie sich dessen die ältesten Leute nicht erinnern. Im mittlern Texas (Breite Egyptens) hatte man wochenlang — 10 Grad R., und in Pembina in Minnesota, dem nördlichsten bewohnten Punkte der Vereinigten Staaten (19° nördl. Breite) — 31½ Gr. R.

— (Die Nichtswisser umgetauft.) Die Konvention der Nichtswisser, die vor einigen Tagen in Philadelphia Sizung hielt und von Delegaten aus allen Staaten der Union repräsentirt wurde, hat in ihrer ersten Sizung den bisherigen Namen der Partei Nichtswisser in den National-Amerikaner verwandelt. Zum Kandidaten für die Präsidentschaft wurde Herr Filmore, für die Vizepräsidentschaft Herr Donelson ernannt.

— (Großartige Schweinezucht in den Vereinigten Staaten.) Der Ertrag der Schweinezucht soll sich dieses Jahr auf 200 Millionen Dollars belaufen. Ein amerikanisches Blatt, der „Working Farmer", berichtet: In Amerika werden jährlich 50,000,000 Schweine gezogen, mehr als in allen europäischen Ländern zusammengenommen. In Großbrittanien werden durchschnittlich 2,000,000, in Oesterreich, die italienischen Besizungen mit inbegriffen, 5,250,000 jährlich gezogen. Man hat berechnet, daß jährlich 96,000,000 Pfund Schmalz in den Vereinigten Staaten gemacht werden, wovon 20,000,000 Pfund allein aus Cincinnati kommen. England und Cuba allein beziehen jährlich 9,000,000 Pfund.

— (Statistik der Einwanderung.) Nach der neuesten Schäzung des Staatsdepartements in Washington landeten im Jahre 1855 in den Vereinigten Staaten nur 192,000 Passagiere von Europa (worunter 73,000 deutsche) gegen 452,000 im Jahre 1854 und 390,000 im Jahre 1853.

— New-York. (Befestigung der Stadt.) Kürzlich hat der Kriegssekretär dem Senat einen Bericht über die Befestigung New-Yorks vorgelegt und die Anlegung von drei Forts, eines auf Sandy Hook, eines am East River, gegenüber vom Fort Schuyler, und drittens den Wiederaufbau vom Fort Tompkins auf Staaten Island, empfohlen. Die Kosten für das Sandy Hook Fort veranschlagt er auf 1,500,000 Dollars.

— (Pennsylvanien.) Ueber die Rappische Kolonie zu Ekonomy bei Pittsburg, Pa., enthält die Cincinnati Gazette folgenden Bericht: „Die von Georg Rapp zu Ekonomy, 20 Meilen von Pittsburg am Ohio River gegründete Kolonie feierte dieser Tage das 50jährige Jubiläum ihrer Stiftung. Die Gemeinde ist jezt weit schwächer als bei ihrem Beginne, da die Mitglieder derselben, mit Ausnahme weniger Führer niemals heirathen und sie vermindern sich daher fortwährend. Die noch Lebenden sind jedoch troz ihres Alters äußerst kräftige Leute. Sie haben noch die ganze und äußerst reiche Domäne vom Beginne ihrer Niederlassung im Besiz und dazu noch bedeutende Reichthümer aufgehäuft, um deren Genuß sie jezt nicht mehr nöthig haben, sich der angestrengten Arbeit und Industrie zu befleißigen, welcher sie früher charakterisirte."

— Jowa. (Schneller Wachsthum von Dubuque.) In Dubuque steigt die Anzahl der Einwohner mit jedem Jahre. Das Ergebniß der lezten Zählung im September v. J. wies aus, daß diese Stadt seit einem Jahre um 5426 Bewohner gewachsen ist, und jezt 12,056 Einwohner zählt. Der Werth des Grundbesizes und des Personal-Eigenthums ist nach Ausweis der Abschäzungs-Listen in demselben Maße gestiegen.

— Wisconsin. Viele glauben, die Goldgruben in Kalifornien seien die ergiebigsten Erzgruben in den Vereinigten Staaten; aber das ist nicht wahr. Die Bleierzgruben bei Mineral-Point in Wisconsin, die von der „Linden Mining Company" betrieben werden, liefern den reichsten Ertrag, da sie sehr silberhaltig sind. Man findet in einer Tonne Erz 1680 Unzen Silber, und kürzlich fand man sogar 1840 Unzen.

— Ohio. Von Cincinnati berichtet man, daß am 24. Februar daselbst durch den Eisgang 9 Dampfer und eine Menge kleinerer Fahrzeuge total zu Grunde gerichtet wurden.

— Tenessee. (Kräftige Sprache.) Ein Tenessee Knownothingblatt enthält folgende höchst ergözliche Apostrophe des Redakteurs, resp. Eigenthümers, an seine geliebten Abonnenten: „Diejenigen unter euch, welche uns das schiken, was sie uns schulden, werden wir in unsern Büchern bezeichnen und ihren Namen beifügen, daß sie Gentlemen und Christen sind! Diejenigen unter euch, welche nicht bezahlen können und welche uns schreiben werden, um ihre Schuld anzuerkennen, werden wir als Leute von Geist notiren. Aber diejenigen unter euch, welche weder das Eine noch das Andere thun, deren Namen werden wir im Frühling in einem Supplement veröffentlichen, als eine Bande unverschämter Schurken, die sich für nichts an der Arbeit eines armen Mannes ergözen und ihn dazu zwingen wollen, Papier, Dinte und Arbeiterlohn umsonst zu verwenden. Kommt nach Knoxville auf eurer Pilgerfahrt, ihr armseligen Lumpen, und seht unsere kleinen Kinder euch mit den Augen drohen, indem sie Brod verlangen. Kommt und seht unsere durchlöcherten Ellenbogen, seht, wie die öffentlichen Beamten uns Schulden halber verfolgen, Schulden, die wir bei Gründung des Blattes gemacht haben, und dann scheert euch darum, ihr Halunken! Und ihr Heuchler, die ihr Mitglieder der verschiedenen Kirchen seid, und die ihr uns für unser Journal Geld schuldet, wie könnt ihr es wagen, an euren Hausaltären Tag und Nacht Gott zu bitten, daß er euch heute seine Schulden bezahle, wie ihr sie andern bezahlt. (Sic!) Gott weiß, daß ihr uns Geld schuldig seid und daß ihr nichts bezahlt, und ehe ihr uns nicht bezahlt, könnt ihr beten, daß euch der Athem ausgeht, ihr werdet nicht erhört! Ja wohl, ihr verdammten Sakramentsschänder, ihr seid uns lange genug Geld schuldig, um uns arm, lahm, lumpig, blind und nakt zu machen und ihr fahrt in Carossen auf unsere Kosten. Und ihr glaubt in den Himmel zu kommen, ohne uns zu bezahlen? Niemals!!!"

— Texas. Die Auswanderungslust der texanischen Deutschen hat eine bestimmte Richtung genommen. Im westlichen Theile Texas bereitet sich eine große Anzahl deutscher Ansiedler zur Auswanderung nach dem mexikanischen Staate Neu-Leon vor, nachdem zwei Deutsche, die Herren Riotte und Frauenstein, unter dem 19. Dezember v. J. mit dem General Santiago Vidaurri, der zugleich Zivilgouverneur jenes Staates ist, einen sehr günstigen Ansiedlungsvertrag abgeschlossen hatten, dessen wesentlichste Bestimmungen folgende sind: Die deutsche Kolonie erhält ein Geschenk von 29 Quadrat-Leguas, wovon 5 Leguas als Stadt ausgelegt werden sollen. Die Ansiedler haben nur die Vermessungsgebühren für ihre Privatgüter zu bezahlen. Religionsfreiheit ist ihnen garantirt, ferner Steuerfreiheit auf drei Jahre und ebenso lange Freiheit von der Militärpflicht, ausgenommen im Falle eines feindlichen Einfalls. In Folge dieses Vertrags soll die Lust zur Auswanderung nach Neu-Leon unter den Deutschen in West-Texas so groß geworden sein, daß z. B. in der Nähe von Friedrichsburg angebautes Land nicht verkauft werden könnte. Ob aber das, was die Mexikaner den guten Deutschen heute versprochen haben, morgen noch gehalten wird, ist bei den zerrütteten Zuständen der Republik Mexiko sehr zu bezweifeln.

— Kalifornien. (Bestand der schweizerischen Hülfsgesellschaft in S. Francisco.) Laut dem Konsularbericht des Herrn Kellersberger vertheilen sich die 113 Mitglieder auf die Kantone folgendermaßen: 7 Zürcher, 11 Berner, 1 Glarner, 2 Freiburger, 3 Solothurner, 5 Basler, 3 Schaffhauser, 5 St. Galler, 5 Graubündner, 5 Aargauer, 33 Tessiner, 11 Waadtländer, 1 Walliser, 8 Neuenburger, 13 Genfer. Die Kantone Uri, Schwiz, Unterwalden, Zug, Luzern, Appenzell und Thurgau sind nicht vertreten.

— Nebraska. Die Regierung dieses Territoriums hat beschlossen, auch den Weibern das politische Stimmrecht einzuräumen. Das wird gesprächige Gemeindsversammlungen absezen.

Mexiko. (Der Bürgerkrieg.) Alle Kommunikationen zwischen der Hauptstadt Mexiko und Veracruz sind abgebrochen. Die starke und berühmte Festung San Juan de Ulloa sprach sich für die Partei von Haro und Ramirez aus und bombardirte die Stadt Veracruz am 13. Februar, da sie sich nicht ergeben wollte. Eine französische Kriegsfregatte bot den Fremden eine sichere Zuflucht an Bord an. Am 19. Februar griff ein mexikanisches Kriegsschiff und das Fort von Santiago die Festung an, die sich hierauf auf Gnade und Ungnade ergab.

Zentralamerika. Der Beschluß der Regierung von Nicaragua betreffend das Mosquitoreich und den Amerikaner Kinney bestätigt sich. Zugleich kommt aber Bericht aus Havanna vom 1. März über die Ankunft von einer unerhört großen Anzahl englischer Kriegsschiffe in dessen Hafen, deren Zielpunkt Nicaragua ist, um die Operationen der mehr und mehr um sich greifenden Freibeuterkompagnieen unter den Pseudogeneralen Walker und Kinney im Schach zu halten. Walker hat die übrigen Staaten von Zentralamerika eingeladen, mit ihm gemeinsame Sache zu machen. Aber, man glaubt, sie werden ihm antworten, er solle ihnen hintendurch kommen.

Südamerika. Brasilien. Parana. Dem Bericht über die Thätigkeit der General-Verwaltung der öffentlichen Ländereien in Rio de Janeiro, welchen das „Journal do Commercio" vom Februar enthält, entnehmen wir die Notiz, daß der Präsident der Provinz Parana autorisirt worden ist, die Summe von 2 Contos de Reis behufs Aufsuchung der zur Erbauung einer fahrbaren Straße, welche die Kolonie Dona Franziska mit gedachter Provinz verbindet, indem sie die Serra do Mar übersteigt, am meisten geeigneten Lokalität zu verwenden. Freue dich Kolonie Dona Franzisca!

Chile. In diesem Staate leben 650 Schweizer.

Peru. (Mehrere zuverlässige Berner werden gesucht.) Nachdem vor einigen Jahren der Peruaner Ijurra und der Nassauer Damian Schüz sich gegen Belohnung der Regierung von Peru verpflichtet hatten, am obern Amazonenstrom 13,000 Deutsche anzusiedeln, aber diese Deutschen nirgends fanden, glaubte man diese Unternehmung ganz aufgegeben. Mittlerweile ist Don Mariano Ijurra voriges Jahr in New-York gestorben und nun bringt uns das peruanische Regierungs-Blatt vom 12. Dezember 1855 einen neuen Kontrakt, den Hr. Damian Schüz mit der peruanischen Regierung eingegangen ist. Schüz verpflichtet sich darin, im Verlauf von 6 Jahren 20,000 deutsche Einwanderer nach Peru, und zwar nach Pozuzu, in dem Stromgebiete des Huallaga beim Zusammenfluß des Rio De.fin und Rio Huancabamba, zu bringen. Als Lohn erhält Damian Schüz laut §. 7 des Kontrakts jährlich, so lange die Einwanderung dauert, 2400 spanische Thaler Sold und 140 Gevierte-Leguas Regierungsland. Herr Damian Schüz soll nun auf der Reise nach Bern begriffen sein, da er vernommen hat, es seien da Auswanderer nach irgend einem anrüchigen Lande zu haben, wenn man auf je 60 Stük einen „zuverläßigen Berner" mitnehme und ihm die Hin- und Rükreise wire.

Britisch Guyana. Jüngst sind bedeutende Ruhestörungen vorgefallen, welche durch einen in England und Amerika unter dem Spiznamen „Engel Gabriel" bekannten Fanatiker, John Orr, veranlaßt worden. Dieser unselige Mensch fachte die Zwistigkeiten, die zwischen der Negerbevölkerung und den portugiesischen Ansiedlern seit längerer Zeit bestanden, zur Flamme an, indem er mit seinen wüthenden Predigten gegen den katholischen Glauben die Gemüther der farbigen Bevölkerung aufstachelte. Der Erfolg war ein sehr trauriger. Die Portugiesen, die zumeist als Arbeiter nach der Kolonie gekommen waren und sich durch Fleiß, Sparsamkeit und Klugheit mit der Zeit eine unabhängige Existenz gegründet hatten, wurden an verschiedenen Orten angegriffen, sie selbst mißhandelt, ihre Wohnungen und Ansiedelungen geplündert. Der Schaden, der auf diese Weise angerichtet wurde, soll ungeheuer sein. Der Urheber dieser Schandthaten ist verhaftet, die Polizei, unterstüzt von den Bürgern, hat endlich die Ruhe wieder hergestellt, aber die Neger sind nun einmal aufgestachelt und ihr Wuthgeschrei gegen die katholischen Portugiesen dürfte sich leicht gegen die Weißen im Allgemeinen wenden, wenn diese nicht sorgfältig auf ihrer Hut sind. Ein französischer Kriegsdampfer, der gerade zur rechten Zeit in den Hafen einlief, bot den Behörden seinen Beistand zur Unterdrükung etwaiger Ausbrüche an.

Abonnementseinladung.

Die Expedition des **„Kolonist"** ladet hiemit zu zahlreichen Abonnements auf das zweite Quartal ein.

Auswanderung

nach den

Kolonien der HH. Vergueiro in St. Paulo (Brasilien).

Die nächste Abfahrt nach diesen Kolonien wird Ende März oder Anfangs April stattfinden; von da an bis Oktober jedes Mal, wenn sich genug Passagiere zur Bezung eines Schiffes werden gemeldet haben.

Der Bericht der schweizerischen Hülfsgesellschaft in Rio Janeiro macht jede weitere Anpreisung derselben unnöthig (Siehe „Neue Zürcher Zeitung" Nro. 356 vom 22. Dezember 1855 und Kolonist Nro. 52).

Für Abschluß von rechtsgültigen Verträgen beliebe man sich an den Unterzeichneten zu wenden.

Gemeinden, welche ihren Angehörigen die Reise nach diesen Kolonien bezahlen, erhalten ihre dafür ausgelegten Gelder in fünf Jahren zurük.

Hr. A. Suter, Advokat in Lichtensteig und konzessionirter Agent, ist durch mich bevollmächtigt worden, Leute im Kanton St. Gallen zu engagiren.

Zürich, Unterstraß Nro. 132.

E. de Paravicini.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig al Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 14. | Samstag den 5. April. | **Lichtensteig,** Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | **1856.**

Abonnementseinladung.

Auf das zweite Quartal des **„Kolonist"** kann noch bis Ende dieses Monats abonnirt werden bei allen Postämtern, so wie auch bei der Expedition.

Ein Gewährsmann der Genfer Setifgesellschaft.

Ein Herr J. Goßweiler, gebürtig aus dem Kanton Zürich, der sich aber meist im Auslande aufgehalten hat, nun Lehrer in Bouhira bei Setif in Algerien, schrieb unter'm 19. Februar d. J. folgenden Brief an Hrn. Christian Blaser in Großhöchstetten, K. Bern:

Werther Freund Blaser!

In Erwiderung Ihrer geehrten Zeilen vom 7. Jan. suche ich Ihre Fragen so kurz und gut als möglich zu beantworten.

Handwerker und Landarbeiter finden, wenn sie fleißig und geschikt sind, auf jeden Fall Beschäftigung. — Wenn Sie in Bouhira noch Loose wollen, so haben Sie jezt Zeit, denn in kurzer Zeit werden keine mehr sein, ausgenommen in Messaoud. Es ist jezt großer Andrang, und die Loose werden sehr begehrt werden. In Zeit von 6—10 Jahren werden dieselben einen drei- bis vierfachen Werth haben. Es kommen Viele aus Frankreich, welche Loose kaufen. Und wirklich mit dem Vieh, namentlich mit Schaafen, ist ein sehr gutes Geschäft zu machen. Z. B. Fr. 2000 Kapital haben sich in 5 oder 6 Jahren bis auf Fr. 20,000 vermehrt. Jedermann will sich Heerden halten, und es ist keine Gefahr, daß zu viele Thiere aufkommen; sie finden immer Absaz, denn das Land ist im Aufblühen.

Was Ihre vier Loose betrifft, so sagte Hr. Baron von Gingins, weil Sie dieselben nicht definitiv bestellt haben, so könne er sie nicht ansäen lassen; und das ist auch ganz natürlich. — Von den Arabern ist durchaus nichts zu befürchten; sie haben einen zu großen Respekt vor den europäischen Bajonetten.*) Wenn Berner-Kolonisten hier wären, so würden dieselben gewiß gute Geschäfte machen. Im Dorfe Messaoud sind jezt noch 10 Loose übrig, aber nicht mehr lange; die Berner sollen sich beeilen. — Drei oder vier Jahre sind schwer, aber dann ist die Zukunft zehnmal sicherer als in der Schweiz. Und auf den Meierhöfen der Gesellschaft findet sich immer Arbeit zu 5 Fr. per Tag.

Seit Ihrer Abreise haben wir unaufhörlich das herrlichste Wetter gehabt, ganz genau wie bei euch im Sommer; die Hize 20 — 25 Grad. — Das Land sieht jezt nicht mehr so öde aus; ein herrliches Grün dekt die Felder, und in den Gärten blühen die Bäume und die Blätter sind schon heraus. — In Bouhira baut man ein sehr schönes, großes Schulhaus mit 3 Schulzimmern und 8 Zimmern zur Wohnung für Lehrer und Lehrerin. — Eine schöne Straße ist bald fertig von Bouhira nach Setif. Die Leute in Bouhira haben sehr gute Hoffnung. Jedermann sagt, daß man hier besser durchkomme als in der Schweiz, und es ist wirklich wahr; Maurer besonders verdienen ungeheuer Geld. Ich selber stehe viel besser als auf einem selbst guten Plaz in der Schweiz.

Im Uebrigen sei Ihre Sache dem Herrn befohlen, ohne dessen Willen ja kein Haar von unserm Haupte fällt. — Doktor Heiß wohnt jezt in Arnat; er läßt Sie freundlich grüßen, ebenso Morel; Alle befinden sich in guter Gesundheit. Ueberhaupt ist in der Kolonie seit einem halben Jahr Niemand krank.

Leben Sie wohl und seien Sie mit den Ihrigen herzlich gegrüßt und dem Segen und der Gnade Gottes, unseres Heilandes, empfohlen von Ihrem

J. Goßweiler, Lehrer.

Die Setifgesellschaft hat Ursache auf diesen in so überzeugendem Tone geschriebenen Brief vom 19. Febr. stolz zu sein. Man höre! Ganz der gleiche Lehrer Goßweiler schreibt zehn Tage später, den 29. Febr. 1856 aus Bouhira an einen schweizerischen Auswanderungsagenten, mit dem er schon im August vorigen Jahres darüber korrespondirte, um Auskunft über eine brasilianische Kolonie, zunächst für zwei Freunde in Algerien, die Lust haben nach Brasilien auszuwandern, dann auch für sich selbst, dem Algerien ebenfalls nicht gefällt. Eine Stelle dieses Briefes lautet: „Die Gründe, warum sie (nämlich seine Freunde) „nicht in Algerien bleiben wollen, sind hauptsächlich die ungeheuren Schwierigkeiten, mit denen man in diesem von „Holz und Wasser gänzlich entblößten Lande bei Gründung einer Zukunft zu kämpfen hat. Große Aufopferungen „bedeutender Geldmittel und unsicheres Gelingen. Auch ist „das Land theuer, das Klima fieberisch, die Lebensmittel „hoch im Preise. 1 Fr. in der Schweiz ist so viel wie „hier 5." Weiter unten heißt es: „Ich habe zwar hier „einen guten Plaz, zwei andere (der eine davon in Algier) „könnte ich auteten. Aber Afrika gefällt mir nicht; Alge„rien ist nicht das Land der deutschen und schweizerischen „Zukunft." Ebenso sagt er in dem Briefe vom 10. August 1855 aus Bouhira: „Hier in Algerien wird die Kolonisation auf dem Fuß, worauf die französische Regierung „baut, nie und nimmer gedeihen; es fehlt an Wasser und „Holz."

Diese Doppelzüngigkeit bedarf keiner erklärenden Anmerkungen. Wir ersuchen nur zum Schluß den „Oberländer Anzeiger" und das „Berner Intelligenzblatt", welche den Brief vom 19. Februar abgedrukt haben, nun auch unsere Auszüge, welche den Ausdruk der wahren Ansichten Goßweilers über Setif und Algerien enthalten, aufzunehmen.

*) So ganz ruhig müssen denn doch die Eingebornen noch immer nicht sein, sonst würde gewiß die französische Regierung nicht gerade jezt wieder 30,000 Mann zu einer neuen Expedition gegen die Kabylen nach Algerien schiken. A. d. Red.

Bericht des belgischen Konsuls zu Chicago an das Ministerium über die Auswanderung nach dem Nordwesten der Vereinigten Staaten.

(Schluß.)

Wiskonsin.

..... Ein belgischer Farmer ½ Meile von Waukesha wohnhaft, kann allen Auswanderern und Ansiedlern als nachahmenswerthes Beispiel aufgestellt werden. Obgleich er zwanzig Jahre lang als Kaufmann in Paris gelebt hatte, so verstand er es doch, sich von allen europäischen Vorstellungen loszumachen und ganz Amerikaner zu werden, sobald er den Boden Amerika's betreten. Mit seinem Sohn, Schwager und einigen Gehülfen hat er gearbeitet, wie ein wahrer amerikanischer Pionier und in den drei Jahren 40 Akres gelichtet; überhaupt sind von den 180 Akres, aus denen die Farm besteht, 160 theils angebaut, theils Prärie und 20 Akres Wald. Musterhaft ist sein Vieh, das hübsche Aussehen und die Größe der Gebäude, seine Scheunen, Stallungen und Remisen. Der Eigenthümer hat nun die Prüfungszeit überstanden und es wäre zu wünschen, daß ihm alle Auswanderer nachahmen würden. (Wird, denken wir, ohne ein schönes Stük Geld nicht wohl möglich sein.)

Es folgt die Aufzählung der belgischen Bevölkerung von Port Washington und Neu-Belgien, ihrer Berufsarten, Besizthümer, Vermögen. Port Washington, 60 Meilen von Milwaukee, hat unter 4000 Einwohnern 50 belgische Familien und das 6 Meilen von Port Washington gelegene Town Belgium oder Neubelgien zählt gar 450 belgische Familien, alles Luxemburger, neben bloß drei irischen und gar keiner amerikanischen Familie. Jeder besizt 80—640 Akres Land. Diese Ansiedler haben in den ersten Jahren viele Entbehrungen, Mühsale und Krankheiten zu erdulden gehabt; leztere besonders wegen der harten Arbeit; der Tod hat reichlich unter ihnen geerntet. Heutzutage hat sich ihre Lage verbessert; die Aussichten für die Zukunft sind günstig; die Lichtungen sind ziemlich vorgerükt; die Ernten recht schön. Aber unglüklicherweise ist alles Urwald, gar keine Prärie. Ueberall sieht man noch Baumstümpfe in den Feldern und sie werden noch lange stehen bleiben. Aber die Bäume sind doch wenigstens nicht so hoch und so dik und stehen nicht so eng beieinander, wie in Indiana und Kentuky und besonders in Leopold; das Holz ist nicht so im Wege, wie in dieser Kolonie, denn die Farmer können es immer leicht und beinahe ohne Unkosten in Port Washington absezen, wo sie es an die zahlreichen, täglich in diesem Hafen einlaufenden Dampfschiffe verkaufen. Mehrere Farmer in Belgium und Fredonia, die seit 10 Jahren dort sind, besizen ein Vermögen von 15,000—40,000 Dollars. Farmen, die zur Hälfte oder ⅓ gelichtet sind, werden heute auf 20—40 Dollars per Akre geschäzt; Kongreßland kann immer noch für 1¼

Dollar gekauft werden; doch sind die guten Lagen bereits besezt. Jeder Farmer hat ziemlich viel Vieh, aber jedenfalls nicht so viel, als er halten könnte, wenn es da natürliche Prärien gäbe, wie in Illinois und Jowa. (Klar wie Wurstbrühe!)

Alle diese Ansiedler sind ihren vaterländischen Sitten treu geblieben, leben aber besser als in Belgien. Um nur Ein Beispiel anzuführen, so wartet man dem Gast beinahe auf allen ordentlichen Farmen mit Wein, Absynth, Bier und Kognak in Hülle und Fülle auf. Alle diese Getränke waren ihnen zu Hause sozusagen unbekannt; hier gehören sie zum Luxus und sind sehr theuer.

Sie wählen aus ihrer Mitte ihren Gemeindevorstand, Friedensrichter und Konstabler und sind nahezu Meister in den Countywahlen.

Die Lage dieser Auswanderer ist hundert Mal besser, als die der Ansiedler in Indiana und Kentuky, aber hätten sie sich auf den Prärien von Illinois niedergelassen, so wären sie noch unendlich viel besser daran. (Natürlich!) Ihre durchgängig bewaldeten Ländereien erfordern zu viel Arbeit, bis sie kultivirt sind, und einmal gelichtet, können sie doch nicht länger als 5—12 Jahre ohne Düngung bepflanzt werden. (Das ist jedenfalls für Amerika ein sehr schlechter Waldboden.) Die vielen stehen gebliebenen Baumstümpfe machen die Arbeit schwieriger und langsamer, sie hindern die Anwendung von Mähmaschinen; die Ernten dauern daher länger und das Getreide kommt theurer zu stehen; denn eine Maschine von der Art, wie sie auf der Illinoisprärie gebräuchlich ist, mäht in 12 Stunden 15—18 Akres Prärie und ein Mann mit zwei Pferden ist vollkommen hinreichend um sie zu regieren. Mit der Getreidemähmaschine verhält es sich ebenso, nur daß dazu ein Mann und 4 Pferde nöthig sind und 6 Leute, um das Getreide in dem Maße, wie es von der Maschine geschnitten wird, sofort zu binden.

Man kann wohl sagen, daß diese Auswanderer in Ermangelung guten Rathes ihren Weg verfehlt haben; denn hätten sie sich in den Illinoisprärien angesiedelt, so besäßen sie jezt vier bis fünf Mal so viel Vermögen, ihr Land wäre doppelt so viel werth, als ihr gegenwärtiges und sie hätten in den ersten Jahren nicht so viele Leute verloren.

Nun wiederholt der Konsul, daß Waldboden so gut er sei, nie länger als 5—12 Jahre ohne Dünger Ertrag gebe, während Prärieland in Illinois und Jowa, wenn es auch 60—80 Jahre unter Kultur gestanden sei, doch noch keinen Dünger bedürfe. (Die gewöhnliche Ansicht lautet gerade umgekehrt: Waldboden ist schwer zu kultiviren aber von nachhaltigerer Fruchtbarkeit; Prärie erfordert geringere Arbeit, ist aber schneller erschöpft.)

Seit 1853 besteht eine belgische Kolonie 15 Meilen von Greenbay in den Counties Brown und Kewaunee, die schon auf 800 Seelen angewachsen ist und eben wieder neuen Zuzug erwartet. Die 29 Sektionen (à 640 Akres) sind noch nicht ganz besezt; die Kolonisten haben davon denjenigen Boden ausgelesen, der ihnen am besten zu sein schien und ½ Dollars für den Akre bezahlt, denselben Preis, der jezt noch gilt.

Die ersten Kolonisten haben gerade die schlechtesten Ländereien gewählt und im ersten Jahre hatten sie viel von Cholera und andern Krankheiten zu leiden. Von einer Bevölkerung von 76 Personen starben 7.

Man sollte unsern Auswanderern abrathen, nach Greenbay zu gehen, dessen Lage schlecht gewählt ist. (Soll wahrscheinlich heißen: die belgische Kolonie bei Greenbay, denn Greenbay hat eine der besten Lagen, die man wünschen kann, an einer besuchten Wasserstraße in der Nähe einer schon stark besiedelten und schnell aufblühenden Gegend. Daß übrigens diese belgische Kolonie bei Greenbay nicht eine so ganz verfehlte sei, wie der Hr. Konsul thut, geht schon aus dem schnellen Wachsthum ihrer Bevölkerung hervor. Aber für den Hrn. Konsul hält eben keine Gegend einen Vergleich mit der Illinoisprärie aus. Der Urwald, in dem die Kolonie ligt, kommt ihm wieder sehr bedenklich vor und doch beschreibt er seine Stärke und Schönheit gerade so, daß davon auf fruchtbares Land geschlossen werden muß. Auch mit der mangelhaften Verbindung ist es nicht so weit her; denn die weitern Kolonisten wohnen 5 Stunden, die nähern 2½—3 Stunden von der Bay entfernt.)

Ein Erwerbszweig dieser Belgier, welchen der Konsul beiläufig erwähnt, ist ihm fast nicht der Rede werth, scheint aber gar nicht unwichtig zu sein, nämlich die Verfertigung von Schindeln aus leicht zu spaltendem, dort im Ueberfluß vorkommendem Tannenholze. Dieser Beschäftigung liegen die Kolonisten an Regentagen ob und während des ganzen Winters, der in dieser Gegend sehr lang und hart ist. Aber der Konsul meint, es wäre besser, sie könnten zu Ermangelung von Tannen keine Schindeln machen, so ständen denn auch die Baumstümpfe nicht so viele Jahre lang umher. Manche Stellen auf der Kolonie sind steinig und werden daher immer Wald bleiben müssen.

Der Konsul wirft nicht mit Unrecht seinen Landsleuten bei Greenbay vor, daß sie nicht wie die Amerikaner anfangs bloß die nöthigsten Stämme fällen, um Plaz zu gewinnen und die übrigen bloß ringeln und stehen lassen, bis sie dürr sind und von selbst umfallen, sondern gleich alles Holz schlagen und damit viel Zeit verlieren; ferner, daß sie sich auf den 29 Sektionen allzusehr zerstreut haben (aber sie wählten eben die besten Ländereien aus), statt sich auf Einem Punkt zu vereinigen und dann gemeinsam eine Straße nach Greenbay zu bauen.

Die Mehrzahl unter ihnen, um nicht zu sagen alle, ernten nicht genug Getreide zum eigenen Gebrauch; sie müssen noch viel kaufen und das wird noch mehrere Jahre der Fall sein. Indessen sind Weizen, Roggen und Kartoffeln von der diesjährigen Ernte sehr schön. Allein die Ernte ist nicht stark; es gibt viele Gegenden in den Vereinigten Staaten, die nach 10—12 Jahren noch mehr ertragen, als die aus Greenbay nach dem ersten oder zweiten Jahr und die Prärien von Illinois und Jowa erzeugen nach 60jähriger Kultur noch mehr als das Doppelte. (Es ist doch gut, daß er das wieder einmal hat sagen können.)

Es gibt auf der Kolonie weder eine Mühle noch eine Säge. Die Kolonisten haben 20 (?) Meilen weit zur Mühle. Es ist keiner so reich, daß er die eine oder andere dieser so nothwendigen Gebäulichkeiten, die sich auch beide so gut rentiren würden, erbauen könnte. Vieh ist wenig vorhanden, weil die Prärien fehlen (und Wiesen von großer Ausdehnung werden die Ansiedler auch nie zu Stande bringen), und in den Wäldern gibt es zu wenig Nahrung für das Vieh. Im lezten Winter und Frühling waren sie genöthigt in Ance, 8 Meilen weit, und in Greenbay Heu zu kaufen und die Tonne (20 Zentner) mit 30—40 Dollars zu bezahlen.

In gesundheitlicher Beziehung haben die Kolonisten auch nicht Ursache zufrieden zu sein; denn Fieber, Ruhr und Cholera haben sie nicht verschont und ärztliche Hülfe macht oft die weite Entfernung von Greenbay unmöglich. Ich zweifle nicht daran, manche dieser Belgier werden diese Gegend wieder verlassen und besonders, wenn einmal andere aus ihrer Heimath sich auf den Illinois- oder Jowaprärien ansiedeln, die tausend Mal vorzuziehen und nicht ungesunder sind. (Damit wird es dem Konsul doch nicht Ernst sein!) Ich mache mich sogar anheischig zu zeigen, daß diese Belgier, wenn sie statt nach Greenbay nach Illinois oder Jowa gegangen wären, weniger gelitten und nicht so viele Leute verloren hätten; denn die schwere bisherige und noch 8—10 Jahre bevorstehende Arbeit ist gewiß die Ursache ihrer Krankheiten und erschöpft sie dermaßen, daß fast alle sehr mager sind, besonders die Leute reifern Alters. Sie haben in zwei Jahren hier mehr gealtert, als zu Hause in 10 Jahren und man darf wohl sagen, daß wenige oder gar keine Familienhäupter im Alter von 50—55 Jahren die Zeit erleben werden, da ihre Ländereien ganz gelichtet sind, es sei denn, daß sie größere Geldopfer aufwenden können oder viele Söhne zu Helfern haben.

Man hat mir auch von einer belgischen Niederlassung am Wolfsfluß im County Waupaca, 70 Meilen von Greenbay gesagt; aber wegen der langen und beschwerlichen (?) Reise und der Unbestimmtheit der Nachrichten habe ich auf deren Besuch verzichtet; aus denselben Gründen habe ich mich auch nicht nach einer andern belgischen Kolonie begeben, die in der County Marquette am Fuchsflusse und See Packawa 100 Meilen von Greenbay und 60 Meilen von Fond du Lac ligt.

Hier folgt eine Aufzählung von mehreren Ortschaften in Wiskonsin und Michigan, die unter ihren Bewohnern einige belgische Familien zählen und dann die Notiz, daß auf 20—40 Meilen um Chicago herum die Gelegenheiten für landbautreibende Ansiedler sehr spärlich seien; denn theils bestehe das Land aus Sümpfen, nassen Prärien und sonst unfruchtbaren Stellen, theils stehen die bessern, höher gelegenen und bewaldeten Ländereien zu hoch im Preise: 20—30 Meilen von der Stadt gilt der Akre nicht weniger als 40—80 Dollars, näher an der Stadt 200—500 Dollars und 5 Meilen von ihrem Mittelpunkt 500—1000 Dollars.

Nun kommt der Konsul wieder auf das alte beliebte Kapitel, daß kein Belgier anderswohin als nach Jowa oder Illinois auswandern solle; dann folgen gute Räthe für die Auswanderer hinsichtlich der Reise (das die Kanadaroute betreffende haben wir schon im Eingange dieses langen Aufsazes erwähnt); dann die Beschreibung einer Ausstellung besonders landwirthschaftlicher Produkte und Geräthe im verflossenen Oktober zu Chicago; und den Schluß, welcher dem ganzen Werke die Krone aufsezt, macht die Uebersezung einer Brochüre, welche die Illinoiszentraleisenbahngesellschaft im Juli 1855 herausgegeben hat und welche, wenn wir nicht irren, durchaus dieselbe ist, die auch in Gerhards Wegweiser steht. Es sieht eben bei einem Haar so aus, wie wenn der belgische Konsul seinen Bericht nur geschrieben hätte, um dieser Gesellschaft, von der er vielleicht selbst stark betheiligtes Mitglied ist, Käufer für ihre Ländereien zu verschaffen!

Endlich ist der Schluß gemacht;
Belgischer Konsul, gute Nacht!

Verschiedenes.

Dieser Tage ging von Antwerpen ein Schiff ab, welches außer Passagieren für Rio Janeiro noch 37 Schweizer für die Mucurytolonie und eine Partie Freiburger, welche nach Neu-Freiburg wollen, mitführte. Es scheint also doch in Neu-Freiburg nicht so betrübt zu stehen, wie man gewöhnlich annimmt, da noch neue, wahrscheinlich von dortigen Bekannten gerufene Kolonisten hingehen.

Schweiz. Bundesstadt. Die schweizerische Hülfsgesellschaft in Rio de Janeiro hat die Intervention des Bundesraths angerufen, um sich auf gewissen schweizerischen Auswanderungsagenten für einige Rechnungen bezahlt zu machen. Diese Rechnungen rühren daher, daß fragliche Agenten oft unter Mißachtung geschlossener Verträge schweizerische Auswanderer in Rio abluden und mittellos ihrem Schikal überließen. Der Hülfsgesellschaft, welche sich der Verlassenen annahm und sie an ihre Bestimmung beförderte, erwuchsen daraus bedeutende Kosten, für welche sie um Entschädigung einkommt, indem sie sich zugleich nach Gebühr über das gewissenlose Benehmen der betreffenden Agenten beklagt und wiederholt vor leichtsinniger*) Auswanderung nach Brasilien warnt. Der Bundesrath hat beschlossen, die Reklamation sammt den Belegestüken den Regierungen von Zürich und Baselstadt mitzutheilen und dieselben um ihre Verwendung zu Gunsten der Reklamanten zu ersuchen. Der Hülfsgesellschaft in Rio soll künftig ein Theil der Subsidien (750 Fr.) zufließen, welche seither die Schwestergesellschaft in New-York (1500 Fr.) erhielt. Endlich wird auch die Denkschrift von Rio im Bundesblatt zur Oeffentlichkeit gelangen.

Deutschland. Die Bevölkerung der Stadt Weinsberg in Württemberg hat im lezten Jahre bedeutend abgenommen, namentlich in Folge der Auswanderung, indem unter Anderem eine Anzahl von etwa 50 Personen nach Neu-Braunschweig geschikt wurde. Günstige Nachrichten, die von dort eingelaufen sind, haben die Lust zum Auswandern von Neuem angeregt.

— Nach einem Berichte aus Oberschlesien nehmen die Auswanderungen von dort, und zwar namentlich aus dem Rosenberger Kreise, in einer auffallenden Weise zu. Sie würden, fügt der Bericht hinzu, noch häufiger vorkommen, wenn die Bauerngutsbesizer für ihre Grundstüke sofort Käufer fänden. Den Anlaß zu der steigenden Auswanderungslust gibt die Gründung einer oberschlesisch-polnischen Kolonie in Texas durch einen katholischen Geistlichen, welcher schon seit einigen Jahren eine Menge Auswanderer an sich gezogen hat. Die günstigen Nachrichten der zuerst Ausgewanderten fördern bei den Zurückgebliebenen die Lust zu folgen.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Die gegenwärtigen politischen Parteien.) Es gibt drei Parteien. Die der gegenwärtigen Bundesadministration ist die demokratische. Ihre Hauptstärke ligt in den Sklavenstaaten und denjenigen großen Staaten des Nordens, deren Handels- und Gewerbsverkehr zum großen Theil auf dem Absaz nach jenen hin beruht. Bezüglich der nationalen Politik geht ihr Programm auf die Erklärung hinaus,

*) Wir müssen wiederholen, was wir schon oft gesagt haben. Leichtsinnig wandert nach Brasilien aus derjenige, der nicht weiß, auf welche Kolonie er gehen will, sondern aufs Gerathewohl hin abreist, der sich nicht zum Voraus einen durch die Erfahrung bewährten Plan für seine Ansiedlung gemacht hat und derjenige, der zwar ein bestimmtes Ziel, aber außer der Provinz Rio de Janeiro hat, dabei jedoch glaubt, er dürfe nur in dieser Hauptstadt landen und es könne ihm nicht an Gelegenheit nach seinem Reiseziele fehlen, liege es wo es wolle. Wenn diese Erwartung sich erfüllt, so ist es Zufall; jedenfalls ist aber die indirekte Reise mit größeren Kosten verbunden. Für den, der genug Geld hat, hat dieß nun am Ende nicht viel zu bedeuten, desto mehr aber für die, welche damit karg versehen sind und an die Barmherzigkeit der Regierung oder von Gesellschaften sich wenden müssen. Die Barmherzigkeit könnte denn doch auch einmal ein Ende nehmen, wenn sich solche Skandale, wie die von der schweizerischen Hülfsgesellschaft gerügten, noch oft wiederholten. Es ist daher auch ganz recht, wenn gewissenlose Agenten, die diese Verhältnisse kennen müssen, mores gelehrt werden. A. d. Red.

ie Illinoiszentralei-
t im Juli 1855 heraus-
sche, wenn wir nicht irren,
auch in Gerhards Wegweiser
nem Haar so aus, wie wenn
Bericht nur geschrieben hätte,
der er vielleicht selbst stark
Käufer für ihre Ländereien zu

er Schluß gemacht;
onsul, gute Nacht!

iedenes.

Antwerpen ein Schiff ab, wel-
Rio Janeiro noch 37 Schweizer
eine Partie Freiburger, welche
mitführte. Es scheint also doch
trübt zu stehen, wie man ge-
neue, wahrscheinlich von dorti-
ponisten hingehen.

adt. Die schweizerische
io de Janeiro hat die In-
angerufen, um sich auf ge-
anderungsagenten für einige
n. Diese Rechnungen rühren
n oft unter Mißachtung ge-
ische Auswanderer in Rio ab-
hilsal überließen. Der Hülfs-
erlossenen annahm und sie an
erwuchsen daraus bedeutende
ntschädigung einkommt, indem
über das gewissenlose Be-
enten beklagt und wiederholt
erung nach Brasilien warnt.
sen, die Reklamation sammt
ungen von Zürich und Basel-
en um ihre Verwendung zu
ersuchen. Der Hülfsgesell-
Theil der Subsidien (750 Fr.)
Schwestergesellschaft in New-
ndlich wird auch die Denk-
it zur Oeffentlichkeit gelangen.

lkerung der Stadt Weinsberg
n Jahre bedeutend abgenom-
r Auswanderung, indem un-
on etwa 50 Personen nach
wurde. Günstige Nachrichten,
, haben die Lust zum Aus-
t.

e aus Oberschlesien neh-
n dort, und zwar namentlich
in einer auffallenden Weise
Bericht hinzu, noch häufiger
ngutsbesizer für ihre Grund-
Den Anlaß zu der steigenden
ründung einer oberschlesisch-
durch einen katholischen Geist-
gen Jahren eine Menge Aus-
Die günstigen Nachrichten
vern bei den Zurükgebliebenen

einigte Staaten. (Die ge-
Parteien.) Es gibt drei
tigen Bundesadministration ist
ptstärke ligt in den Sklaven-
n Staaten des Nordens, de-
rkehr zum großen Theil auf
ruht. Bezüglich der nationa-
n auf die Erklärung hinaus,
daß die Bundeszentralgewalt außer denjenigen Befugnissen, welche ihr die Bundesverfassung mit ausdrüklichen Worten verleiht, keine ausüben, vorzüglich aber sich nicht in die Sonderangelegenheiten (peculiar institutions) der Einzelstaaten mischen dürfe. Unter diesen „Sonderangelegenheiten" wird zur Zeit nur noch die Sklaverei verstanden. Der Wahlspruch, unter welchem die demokratische Partei in den Präsidentschaftswahlkampf geht, ist: „Auf keinem dem Bunde gehörenden Gebiet darf ein Verbot der Sklaverei durch die Bundeszentralgewalt geduldet werden." — Der Nationalkonvent der Partei wird im Junius zu Cincinnati zusammentreten, um einen Kandidaten zu ernennen. Die Hauptbewerber um die Kandidatur sind: der jezige Präsident Pierce; James Buchanan von Pennsylvanien, zur Zeit Gesandter in London; Stephan Douglas von Illinois, Urheber der Nebraskabill, und Henry A. Wise, Gouverneur von Virginien. — In scharfem Gegensaze zur demokratischen steht die neugebildete republikanische Partei. Es ist dieß eine Koalition aller der Ausbreitung der Sklaverei feindlichen Elemente, und ihr Programm beschränkt sich ausdrüklich auf diese eine Frage. Es lautet: „Auf allen dem Bunde als solchem gehörenden Gebieten werde die Sklaverei von Bundeswegen verboten!" Auf einem zu Pittsburg gehaltenen Konvent hat sich diese Partei definitiv organisirt. Ihr Zusammenwirken kann und soll sich nur auf jenen einen Punkt beschränken, da nur in Bezug auf diesen Einhelligkeit unter den Parteimitgliedern verlangt wird. Die republikanische Partei will am 17. Juni zu Philadelphia einen Konvent behufs Ernennung ihres Präsidentschafts-Kandidaten halten. Man denkt an eine Kandidatur des Obersten Fremont, des Erforschers der großen Gebiete zwischen dem Mississippi und dem stillen Meere und Eroberers von Kalifornien. Auf dem Konvent würde wahrscheinlich der von den Antisklaverei-Knownothings begünstigte John Mac Lean, wo nicht gar Nathanael Banks von Massachusetts, zur Zeit Sprecher des Repräsentantenhauses, die Kandidatur erhalten. — Die dritte Partei hätte insofern zuerst genannt werden sollen, als sie zuerst mit ihrem Kandidaten hervorgetreten und die Kampagne eröffnet hat. Es ist dieß die Partei der nationalen Knownothings, oder wie sie sich selbst nennt, die „national-amerikanische." — Vor zwei Jahren ungefähr entstand in den Vereinigten Staaten bekanntlich eine heftige Reaktion gegen den starken Andrang der Einwanderung, und namentlich gegen den politischen Einfluß, welchen die (in ihrer Mehrzahl aus sehr ungebildeten Elementen bestehenden) „naturalisirten Bürger" unter der Leitung schlauer eingeborner Parteiführer ausübten. Der Reiz der Neuheit verschaffte den „Weißnichtsen" großen Zulauf, und als um dieselbe Zeit die Aufhebung des Sklavereiverbotes für Nebraska und Kansas durch einen demokratischen Kongreß erfolgte, veranlaßte in den nördlichen Staaten die Erbitterung gegen die Irländer und Deutschen, die von jeher ohne Ausnahme (?) für die der Sklavereiausbreitung günstige Partei gestimmt hatten, viele Gegner der Sklaverei sich der neuen Partei anzuschließen. Als aber im Juni vorigen Jahres auf einem „amerikanischen National-Concil" zu Philadelphia der Versuch gemacht wurde, ein positives Programm für die Partei zu schaffen, da zeigte sich, daß ihren Elementen gar nichts gemeinsam war, als die Opposition gegen den „fremden Einfluß", und auch die nur in sehr verschiedenen Abstufungen. Sobald man über diesen Punkt hinausging, drängte sich die Sklavereifrage heran, und in Bezug auf diese standen sich die Knownothings des Nordens und Südens schroff gegenüber. Aber die leztern erhielten Zuzug aus den mittlern Staaten, namentlich New-York, erlangten die Majorität, und stellten ein Programm auf, welches die „brennende Tagesfrage" mit der Erklärung erledigte, daß man sich um der Ruhe und Einigkeit willen bei der Nebraskabill beruhigen, also die Ausbreitung der Sklaverei dulden müsse. — Auf Grund dieses Programms ward sodann Hr. Millard Fillmore, der vorige Präsident der Vereinigten Staaten, der den Kompromiß von 1850 sammt dem berüchtigten Sklavenauslieferungsgeseze sanktionirt hat, zum Kandidaten der nationalen Knownothingspartei ernannt. — Es sind im Vorstehenden die drei Parteien in derjenigen Reihenfolge genannt, die ihre muthmaßliche relative Stärke andeutet. — Wenn sich eine frühere Berechnung als richtig bewährt, so würde sich bei der dießjährigen Präsidentenwahl keine absolute Mehrheit ergeben, und die definitive Entscheidung fällt dann dem Repräsentantenhause anheim. In diesem ist die Parteischeidung und Parteistärke durch die Sprecherwahl angedeutet. Den Republikanern fehlen 5 bis 6 Stimmen zur absoluten Majorität, die Demokraten haben nicht ganz ein Drittel der vorhandenen Stimmen, und die nationalen Knownothings den Rest. Da die leztern beiden Parteien in Betreff der Sklavenfrage den Republikanern gleich feindlich gegenüberstehen, so würden sie voraussichtlich ihre Stimmen vereinigen, um den demokratischen Kandidaten zu wählen. — Sollten im Laufe des Jahres, wie es nicht unmöglich ist, die Vereinigten Staaten in einen Krieg mit England gerathen, so wäre das übrigens gar nicht nöthig, denn in diesem Falle ist die demokratische Partei einer Majorität bei der Volkswahl gewiß. (A. A. Z.)

was wir schon oft gesagt haben.
Brasilien aus derjenige, der
lonie er gehen will, sondern
reist, der sich nicht zum Voraus
bewährten Plan für seine Au-
derjenige, der zwar ein bestimm-
Provinz Rio de Janeiro hat,
ürfe nur in dieser Hauptstadt
nicht an Gelegenheit nach seinem
wo es wolle. Wenn diese Er-
t es Zufall; jedenfalls ist aber
eren Kosten verbunden. Für den,
dieß nun am Ende nicht viel
ber für die, welche damit karg
Barmherzigkeit der Regierung
h wenden müssen. Die Barm-
h auch einmal ein Ende neh-
ndale, wie die von der schweize-
rüzten, noch oft wiederholten.
hl, wenn gewissenlose Agenten,
en müssen, mores gelehrt wer-
A. d. Red.

— (Folgen des strengen Winters.) Die Zerstörung einer Anzahl Schiffe auf dem Ohio bei Cincinnati in der lezten Woche des Februar, wodurch ein Schaden von 200,000 Dollars entstand, haben wir berichtet. Aber auch in den Strömen Missouri und Mississippi war das Eis ebenfalls in Bewegung und richtete furchtbare Verheerungen unter den Fahrzeugen an. Bei St. Louis allein wird der Verlust an gesunkenen und beschädigten Dampfbooten auf zirka 250,000 Dollars veranschlagt, doch ließ sich bei Abgang der Berichte die Ausdehnung der Verluste nicht mit Gewißheit feststellen. — Nach den aus allen Theilen des Mississippigebiets eingetroffenen Nachrichten hat sich der Schee in Folge der anhaltenden Kälte in ungeheuern Massen angehäuft und bei den Bewohnern der Flußthäler Befürchtung des Eintritts von Ueberschwemmungen erregt.

— (Barnums Falliment.) Die Gläubiger der Jerome-Uhren-Gesellschaft versammelten sich am 11. Febr. in New-Haven und bestanden auf einer schleunigen Liquidation. Der Ex-Millionär Barnum hat sein Eigenthum zu Gunsten seiner Gläubiger zedirt; zwei Administratoren, der eine in New-Haven, der andere in Bridgeport, sind für ihn ernannt worden. Die Hypotheken auf sein Bridgeport-Eigenthum belaufen sich auf 310,000 Dollars, davon kommen 125,000 Dollars auf seinen Landsiz Iranistan, der ihn 150,000 Dollars kostete. Sein New-Yorker Eigenthum ist zur Summe von 179,000 Dollars verschuldet, außerdem werden dem jezt auch als finanziellen Humbug hingestellten Barnum 100,000 Dollars Ehrenschulden zugeschrieben. Herr Chauncey Jerome, der Gründer der Uhren-Kompagnie, ist ebenfalls zum Falliment gezwungen worden; er ist mit 175,000 Dollars betheiligt. Wie man sagt, hat er eine freiwillige Uebertragung seines Eigenthums gemacht.

— (Wunderbare Elephantengeschichte aus der New-York-Tribüne.) Auf einem nach Charleston S. C. bestimmten Schiffe war ein Elephant auf dem Verdeke, der aber, als das Schiff noch 30 englische Meilen von der Küste entfernt war, in einem schweren Sturm von einer Sturzwelle über Bord gespült wurde. Bei seiner Ankunft in Charleston berichtete der Kapitän den Verlust des Elephanten, war aber nicht wenig erstaunt, als am andern Tag die Nachricht ankam, daß der Elephant wohlbehalten im Hafen von Mount Pleasant an's Land geschwommen sei. Diese Thatsache ist, wie wir glauben, das merkwürdigste Beispiel thierischer Kraft und Ausdauer.

— Illinois. (Praktische Sklavenemanzipation.) Ein Herr Kirk, Sklavenhalter aus Süd-Karolina, brachte im November 18 Sklaven nach Jaksonville, in der Absicht, sie erziehen zu lassen und später frei zu geben. Das Ereigniß erregte ziemliches Aufsehen, und viele Bürger sprachen ihre Unzufriedenheit über die Importation dieser schwarzen Waare aus, indem sie argwöhnten, Herr Kirk wolle seine Sklaven nur auf gute Manier los werden, und diese würden später der Gemeinde zur Last fallen. Herr Kirk hat jedoch diesen Argwohn in einem längeren Briefe widerlegt und versichert, daß er seine Sklaven hinreichend mit Existenzmitteln versehen habe, daß er auch künftig für sie sorgen werde und jederzeit bereit sei, sie wieder aus Jaksonville zu entfernen, wenn sie Veranlassung zu Beschwerden gäben. Herr Kirk sagt u. A.: „Ich bin zu dem Entschlusse gekommen, meine Sklaven auf unbestimmte Zeit frei in Jaksonville leben zu lassen, zu dem Zweke, daß die Kinder meiner alten, treuen Diener die gewöhnliche englische Schulbildung genießen können. Ist dies geschehen, so werden sie aller Wahrscheinlichkeit nach aus freier Wahl in den Süden zurükkehren. Ich habe in den lezten Wochen ungefähr 6000 Dollars in dem Städtchen ausgegeben &c. &c. Ich beabsichtige, meine Sklaven bei meinem Tode freizugeben, denn lieber würde ich selbst Sklave werden und die Ketten der Sklaverei tragen, als daß ich einen meiner alten Diener oder eines ihrer Kinder als Sklaven in die Hände fremder Leute kommen ließe." Herr Kirk glaubt, daß viele Sklavenhalter des Südens sein Beispiel befolgen würden, wenn sie die Mittel hätten, und räth deßhalb den nördlichen „Fanatikern" solche Mittel herbeizuschaffen. Herr Kirk ist ein alter Junggeselle, der nur lachende Erben hinterläßt. Hätte er Kinder, so würde er sonder Zweifel anders verfahren, denn er bemerkt selbst, daß seine Sklaven mehrere Tausend Dollars werth sind, die er seinen Kindern wohl nicht entziehen würde. Uebrigens beklagt er in seinem Briefe höchlich, daß er ein Junggeselle geblieben sei. Es sei der dümmste Streich, den er begangen. Er räth männiglich, so jung als möglich zu heirathen.

— Kalifornien. Ein Erdbeben, von dem San Franzisco am 15. Februar überrascht wurde, war in ganz Kalifornien gespürt worden. Im Ganzen war es das stärkste, das man in Kalifornien seit dessen Besezung durch die Amerikaner noch erlebt hat. — Die Befestigungen von San Franzisko gehen rasch ihrer Vollendung entgegen; sie werden in Verbindung mit den auf andern Küstenpunkten anzulegenden Forts nicht weniger denn 354 Geschüze zählen, von denen die meisten 64- bis 120pfünder sein sollen.

Südamerika. Holländisch-Guyana. (Eine deutsche Niederlassung.) Das Etablissement Albina an der Marowine, welches von Hrn. August Kappler geleitet wird, und auf welchem bereits über 60 Arbeiter, theils Würtemberger, theils Badener (die meisten schon beinahe drei Jahre lang), thätig sind und sich bei der vortrefflichen Lage dieses an der Marowine (dem Grenzstrome gegen Cayenne) gelegenen Ortes der besten Gesundheit erfreuen, zeugt dafür, daß Surinam zu denjenigen Tropenländern gehört, in welchen bei richtiger Wahl des Ortes und guter auf Erfahrung basirter Anleitung der Deutsche gedeihen und bei der unglaublich starken Produktionskraft des Bodens einen sehr lohnenden Ertrag seiner Arbeit gewinnen kann; allein der Anfang solcher Etablissements ist wegen der Fremdartigkeit des Klimas und der Verhältnisse schwer, wenn ihnen nicht Staatsunterstüzungen zu Hülfe kommen.

Afrika. Algerien. Man erwartet, daß der Kaiser nach geschlossenem Frieden Algier in Person besuchen werde. Er habe großartige Kolonisationspläne vor; man spricht von 50,000 einzuführenden Chinesen, welche den Maulbeerbaum und die Baumwollstaude kultiviren sollen.

— Auf der, 10,000 Quadratmeilen großen Insel Madagaskar, die von einem nicht ganz unzivilisirten Mischlingsvolk theils arabischer, theils malayischer, theils negerartiger Abstammung mit gemeinsamer Sprache, etwa 4½ Millionen stark, bewohnt wird, besaßen seit 15—20 Jahren und besizen zum Theil noch die Franzosen fünf Niederlassungen, zwei auf der Küste der Insel, drei auf kleinern Inseln in deren Nähe, behufs des Handels mit dem produktenreichen Lande. Von den vier Hauptabtheilungen der Madegassen ist das Volk der Ovas oder Houvas die mächtigste. Ihr voriger König hatte sich mit einem stehenden Heere, das 30,000 Mann stark und nach europäischer Art bewaffnet und exerzirt war, die größere Hälfte der Insel unterworfen und suchte in seinem Reiche auf alle Weise europäische Kultur zu verbreiten. Auch seine Gemahlin und Nachfolgerin in der Herrschaft war anfangs der Zivilisation geneigt und gestattete die Verkündigung des Christenthums. Aber im J. 1835 verbot sie dieselbe und zeigte sich bis zu ihrem vor zwei Jahren erfolgten Tode als ein Ungeheuer der Grausamkeit. Vor längerer Zeit wurden die Kolonisten einer französischen Niederlassung von den Ovas niedergemezelt oder in die Sklaverei geführt und die Königin ordnete beim Empfang dieser Blutnachricht ein Freudenmahl an. Der „Moniteur" schwieg über diesen Vorfall zum allgemeinen Erstaunen. Doch dieses Schweigen des amtlichen Organs war, wenn das mehr und mehr umlaufende Gerücht sich bestätigen wird, die Stille, welche dem Sturm vorangeht. Eine große Expedition, sagt man, wird nach dem Friedensschluß dorthin abgehen und Madagaskar zu einer französischen Kolonie machen (was den Franzosen ungefähr so leicht gelingen wird, als den Russen die Eroberung des Kaukasus). Man versichert, England werde sich dieser Expedition nicht widersezen. Als 1849 ein französisches Geschwader eine Festung der Insel angriff, waren es englische Artilleristen, welche die Geschüze des Forts bedienten. Wie weit die bisherige Freundschaft zwischen England und Frankreich reicht, wird sich zeigen. Ganz gleichgültig werden die Engländer schwerlich zusehen, wie die Franzosen bald in Ozeanien, bald in Afrika Inseln und Stüke Festlandes in Besiz nehmen und ihnen offenbar nach und nach die Weltherrschaft streitig zu machen suchen.

Auswanderung

nach den

Kolonien der HH. Vergueiro in St. Paulo (Brasilien).

Die nächste Abfahrt nach diesen Kolonien wird Anfangs April stattfinden; von da an bis Oktober jedes Mal, wenn sich genug Passagiere zur Besezung eines Schiffes werden gemeldet haben.

Der Bericht der schweizerischen Hülfsgesellschaft in Rio Janeiro macht jede weitere Anpreisung derselben unnöthig (siehe „Neue Zürcher Zeitung" Nro. 356 vom 22. Dezember 1855 und Kolonist Nro. 52).

Für Abschluß von rechtsgültigen Verträgen beliebe man sich an den Unterzeichneten zu wenden.

Gemeinden, welche ihren Angehörigen die Reise nach diesen Kolonien bezahlen, erhalten ihre dafür ausgelegten Gelder in fünf Jahren zurük.

Hr. A. Suter, Advokat in Lichtensteig und konzessionirter Agent, ist durch mich bevollmächtigt worden, Leute im Kanton St. Gallen zu engagiren.

Zürich, Unterstraß Nro. 132.

C. de Paravicini.

Feuilleton.

Die Hochzeit in New-Hampshire.

(Wahre Begebenheit. Aus „Vaderlandsche Letteroefeningen" übertragen von Gottfried Overmann.)

I.

Maria Grant, ein elternloses Mädchen, wohnte zu Dover in New-Hampshire. Robert Wilson, ein junger Landmann von Salem, liebte sie und sah seine Neigung durch Gegenliebe erwidert. Um in Mariens Nähe zu sein, beschloß er, sich in der Nachbarschaft von Dover niederzulassen. Die Meierei, welche er hier bezog, würde vielleicht nicht vollkommen im Geschmak aller unserer Leser und Leserinnen gewesen sein. Sie lag ganz in der Wildniß der Natur; hohe Bäume erhoben stolz ihre Wipfel und schüttelten diese im Winde, als wollten sie den Menschen bedrohen, der es wagen möchte, ihnen die Herrschaft streitig zu machen, welche sie dort viele Jahrhunderte hindurch ungestört besessen. In den Verstelen dieser dunkeln Wälder lauerten oft listige Wilde, schrecklicher und blutdürstiger als Löwe und Tiger.

Doch Robert trogte den Bäumen und dachte furchtlos an die Indianer. Er besaß ein fröhliches Herz, einen starken Arm, eine scharfe Axt und eine gute Flinte. Die Beschwerden und Gefahren auf seinem Lebenspfade beunruhigten ihn ebenso wenig, als die hinderlichen Disteln auf dem Wege ihn verlegen machten, wenn er zur Kirche ritt.

Ein Jahr nach seiner Niederlassung an diesem Orte begann sein Land bereits das Ansehen eines urbar gemachten und wohlbebauten Bodens zu gewinnen. Die Bäume waren verschwunden und ein Feld von ziemlichem Umfange, welches deren Stelle ersezte und die Baumstümpfe bedekte, prangte schon mit einer reichen Ernte. Waizen und Roggen wuchsen recht üppig. Gurken lagen mit langen Ranken über den Boden verbreitet und reiften in der Hize des Erntemonats.

Inmitten dieses angebauten Landes stand ein niedliches Häuschen. Wohl möchte ich es lieber eine Hütte nennen, weil dieser Name romantisch ist und vielleicht größeres Interesse bei mehreren Leserinnen erweken könnte; allein Wahrheitsliebe dringt mir die Erklärung ab, daß diese Wohnung, obgleich weit niedlicher und auch besser als manche wirkliche Hütte, dennoch nicht in jeder Hinsicht einer solchen Hütte glich, die, als Werk der Phantasie, blos in den Büchern so schön ist.

Das Gebäude, zwanzig Fuß breit und vierundzwanzig Fuß lang, war aus wohlbehauenen Bäumen zusammengesezt, hatte ein Dach und empfing sein Licht durch drei kleine, mit Glasscheiben versehene Fenster. Zu beiden Seiten dieser Wohnung erhob sich eine breite Allee mit hohen Bäumen, und vor derselben wuchsen einige kleinere, die man zur Zierde dort hatte stehen lassen. Wilde Rosen und andere blumentragende Stauden waren von Robert verschont geblieben oder verpflanzt worden, um seinen ländlichen Aufenthalt zu verschönern. Dichte, dunkle Wälder begrenzten an beiden Seiten die Aussicht; doch vor dem Hause waren sämmtliche Bäume bis an den Cochecho weggeräumt, dessen klare Wellen in den Sonnenstrahlen zu tanzen schienen. Darauf konnte das Auge mit Vergnügen ruhen, nachdem es eine Zeit lang im Dunkel der umringenden Gehölze umhergeschweift.

Für Jemanden, der an die Aufenthaltsorte des Ueberflusses und der Ueppigkeit gewohnt ist, würde dieser kaum urbar gemachte Flek ohne Zweifel so traurig wie ein Gefängniß erschienen sein; für Robert aber, der diesen Boden großentheils als eine Schöpfung seiner eigenen Hand betrachten konnte, war er ein kleines Paradies. Seinem Glüke fehlte jedoch noch etwas — der Besiz seiner geliebten Maria. Mit ihr konnte er hier so vergnügt leben als in irgend einem prachtvollen Palaste, in welchem er, nach der Mittheilung seiner Mutter, wegen seiner Herkunft einst zu wohnen bestimmt gewesen war.

II.

Der Tag, wo seine Heirath vollzogen werden sollte, brach endlich an. Mit sehnsüchtigem Verlangen hatte Robert ihm entgegengesehen; er versprach sich dauerhafte und ungestörte Freuden; Maria hingegen empfand mehrmals gewisse düstere Eindrüke, als ob ein Vorgefühl irgend eines Unglükes sie ergriffe. Sie gerieth in eine höchst ernste Stimmung, so oft von ihrer bevorstehenden Hochzeit die Rede war. Sie konnte sich selbst den Grund dieser Schwermuth nicht erklären. Ihre Niedergeschlagenheit entstand keineswegs aus einer Abneigung gegen die beschlossene Verbindung; im Gegentheil, sie liebte Robert von ganzem Herzen. Auch fürchtete sie sich nicht, in einer Wildniß zu wohnen, denn seit langer Zeit hatten die Indianer die neuen Pflanzungen nicht beunruhigt.

Woher rührt es doch, daß zuweilen der Geist zur Traurigkeit gestimmt ist und sich niedergedrükt fühlt, während keine Vernunftschlüsse etwas dagegen vermögen?

Man hatte große Vorbereitungen für die Hochzeit getroffen. Um drei Uhr Nachmittags sollte die Trauungsfeier stattfinden. Dann folgte ein Fest. Ferner sollten alle Gäste, die Pferde besaßen, mitreiten und das junge Paar nach seiner Wohnung begleiten.

Der ehrwürdige John Reyner verrichtete die Einsegnung. Darauf nahm die ganze Gesellschaft an einer langen Tafel Platz, welche mit einem ungemein großen indianischen Pudding prangte, — nicht gemacht von Indianern, wie ein gewisser Engländer, ein erklärter Vertheidiger des Sklavenhandels, dieses Wort einst auffaßte, sondern aus indianischem Mehl. Dieses Riesenwerk stand auf einer zinnernen Schüssel, welche wie Silber glänzte. Die Teller waren vom nämlichen Metall, alle gleich schön und blank gescheuert. Außerdem schmaußte man gebratenes Rind- und Hammelfleisch, auch Wildbraten nebst vielen schmakhaften Gerichten, die um so angenehmer waren, als sie in der Gegend nur selten vorkamen. Wein und Branntwein hatte man nicht und — was heutzutage sonderbar erscheinen würde — die Neuvermählten verdroß es nicht, daß sie diese Getränke nicht anbieten konnten und ebenso wenig fanden die Gäste eine Entbehrung darin, daß sie nicht zu trinken bekamen, was sonst zu einem solchen Feste zu gehören scheint.

Roberts Haus stand anderthalb Meilen entfernt von der Wohnung des Kapitäns Waldron, welcher wie ein Vater für Marias Erziehung gesorgt hatte. Die nächste menschliche Wohnung lag achtzig Ruthen weiter. Die Entfernung war nicht groß, allein man befand sich inmitten einer Wildniß. Es war kein anderer Weg vorhanden, als der, welchen man vermittelst Axthauen der Bäume und Gebüsche durch den Wald gebahnt hatte. Nur die am meisten hinderlichen Bäume waren gefällt und auf die Seite gewälzt. Ueber solchen Boden konnte freilich noch kein Wagen rollen; doch hierüber kümmerte sich Niemand, weil man zu Dover nie irgend ein anderes Fuhrwerk auf Rädern gesehen hatte, als große Fuhrmannskarren.

Die Reitter bestiegen die muthigen Rosse; jeder Liebhaber nahm sein Mädchen hinter sich und sie ritten, der Bräutigam und die Braut an der Spize des Zuges in großem Pomp ab, unter den freudigen Segenswünschen Derer, welche, aus Mangel an Pferden, sich dem Zuge nicht anschließen konnten. Heiteren Gemüths entfernten sie sich in schnellem Trabe, bis sie den sich schlängelnden Waldweg erreichten, wo man genöthigt war, langsamer zu reiten; doch Roberts Pferd, mit seinem Pfade vertraut, trabte weiter und war bald der Gesellschaft um einige Ruthen voraus.

Ein wenig zuvor, ehe man aus dem Walde in's offene Feld gelangt, näherte sich der Weg bis auf eine sehr kurze Entfernung dem Flusse. Diese Krümmung war angelegt, um einen breiten Felsen zu vermeiden, der steil sich an der nördlichen Seite sich erhob und kaum hinreichenden Raum für einen Durchzug frei ließ.

Gerade als Robert um diesen Felsen ritt, stieß Maria einen Schrei aus, sank hintenüber und fiel aus dem Sattel. In demselben Augenblik sprang das Pferd vorwärts und während Robert, seine Gattin beim Namen rufend, es zum Stillstehen zu bringen suchte, ward ein Flintenschuß von einem Indianer, hinter dem Felsen her, abgefeuert. Die Kugel traf das Pferd, während es, in Folge des Klemmens seines Zaumes, sich hoch bäumte, in die Brust, und es fiel hintenüber auf seinen Reiter.

Dem Schusse folgte ein lautes Geschrei der Hochzeitsgäste. Man vermuthete jedoch keineswegs den Grund des Schießens, noch die unglüklichen Folgen, glaubte vielmehr, Robert habe seine Wohnung erreicht und zum Zeichen der Freude sein Gewehr abgeschossen. Das Jauchzen der fröhlichen Leutchen erschrekte die Wilden, die schnell mit ihrer Gefangenen entflohen, ohne ihr Zeit zu lassen, mit ihrem unglüklichen Gatten zu sprechen.

Die Gesellschaft ritt fröhlich weiter: doch wie groß war der Schreken und die Bestürzung Aller, als sie Robert anscheinend leblos zu Boden gestrekt fanden! Er war bedekt mit dem Blute seines Pferdes, das sie für sein eigenes hielten. Maria sah man hier nirgends!

Unfälle drüken dann am schwersten, wenn sie plözlich, inmitten unserer Freude und vollkommener Sorglosigkeit uns überraschen. Die Gesellschaft, vor Kurzem noch so heiter, ließ jezt nichts Anderes vernehmen, als mitleidiges Bedauern der beiden Unglüklichen oder Verwünschungen gegen die Urheber dieses Leidens. Die Männer waren sämmtlich unbewaffnet und konnten daher die Indianer nicht verfolgen, um Maria aus der Gewalt dieser Feinde zu befreien. Sobald sie spürten, daß Robert noch lebe, führten sie ihn in die Wohnung des Kapitäns zurük, wohin er kurz zuvor mit allem Stolz der Jugend sich begeben hatte.

III.

In dieser Nacht schlief zu Dover Niemand. Die Bewohner waren von plözlichem Schreken befangen. Sie begaben sich nach den befestigten Häusern. Die Mütter drükten ihre Kinder fester an ihren Busen und wagten kaum Athem zu schöpfen, indeß sie ängstlich horchten und zuweilen das schrekenerregende Geschrei der Wilden zu vernehmen glaubten. Allein diese Furcht war unnöthig. Die Nacht ging ohne irgend einen Angriff vorüber und bald verscheuchte die heitere Morgensonne die übertriebene Sorge.

Roberts Sturz hatte keine so schlimmen Folgen, als zuerst der Fall zu sein schien. Die körperliche Unpäßlichkeit hatte wenig zu bedeuten; aber sein bleiches Aeußere, sein dunkles, stieres Auge gaben zu erkennen, daß sein Geist desto mehr leide.

Robert hatte fest beschlossen, seine Frau aufzusuchen, und einige Jünglinge, welche vernahmen, daß er von seinem Vorhaben nicht abzubringen sei, verbanden sich aus eigener Bewegung, ihn zu begleiten.

Zunächst begaben sie sich nach den verhängnißvollen Felsen. Von dort aus folgten sie den Indianern fast eine Meile weit in den Wald; doch währte es lange, ehe sie eine ferne Spur finden konnten. Nachdem sie einige Stunden gesucht, stießen sie auf einen sogenannten „betenden Indianer" (ein Indianer, der das Evangelium bekannt hatte). Mendowit — hieß er — hatte die englische Sprache erlernt und den christlichen Glauben angenommen, nachdem die Pflanzungen zu Salem gegründet waren. Er hatte von dem alten Wilson, Roberts Vater, manche Gunst empfangen und Robert von dessen Kindheit an geliebt. Später war er nach Dover gegangen, wo er seine Zeit mit Jagen und Fischen in der Nähe von Roberts Wohnung zubrachte.

Mendowit ermittelte bald die Spur der Indianer. Sie waren nach ihrer Entfernung von der Hochzeitsparthie auf ihren Schritten zurükgekehrt und hatten einen schmalen Pfad eingeschlagen, bis sie eine lichtere Stelle erreichten, und hatten sich sodann tiefer in die Wildniß begeben.

Nachdem man drei Meilen vorgeschritten, entdekte man, wo die Räuber ihren Lagerplaz hatten. Mendowit erspähte Alles sehr genau

„Wie viel sind ihrer?" fragte Robert.

„Zwei, nebst der Gefangenen", sagte Mendowit.

Robert war todtenbleich, indem er sich bükte, um von einem Strauche ein aus Flor und Spizen verfertigtes Kleidungsstük aufzuheben, von dem er wußte, daß es zu Marias Brautstaat gehört hatte. Der junge Mann stekte es in seinen Busen und fragte Mendowit, von welchem Stamme er meine, daß die feindlichen Indianer seien. „Sie sind vom Stamme der Mohawks", lautete die Antwort; ich bemerke es aus ihren Fußstapfen. Sie wollen am großen Flusse oder am See sich wieder zu den Ihrigen verfügen."

„Das sollen sie nicht!" rief Robert, wüthend den Boden stampfend; „ich will sie verfolgen, ich will meine Gattin wieder haben oder mit ihr sterben! — Mendowit, Du kennst die Pfade durch die Wälder, — willst Du mit mir gehen?" Bei diesen Worten zählte er verschiedene Gegenstände her, die er ihm geben wolle, als eine Flinte, Pulver und dergleichen.

Der Indianer aber sprach in bedenklichem Tone: „Sie werden durch den gefährlichen Landstrich von Agiocochook ziehen."

„Wir können Sie wohl einholen, ehe sie die weißen Berge erreichen", sagte Robert eifrig; Du sollst die beste Flinte haben, die ich in Boston bekommen kann, Mendowit, und mein volles Pulverhorn und ein neues Messer."

Dieß war freilich eine schwere Versuchung für den Indianer; doch noch mehr wirkte bei ihm das Gefühl der Dankbarkeit, vorzüglich aber ein alter, unversöhnlicher Haß, den er gegen die Mohawks hegte. Rachsucht ist eine fast unüberwindliche Neigung bei diesen rothfarbigen Leuten. Mendowit war Christ, in so weit er es sein konnte, d. h. er hatte noch nicht ganz aufgehört Indianer zu sein. Die neue von ihm bekannte Lehre hatte noch nicht den Einfluß auf seinen Verstand und auf sein Herz geübt, daß er über frühere Vorurtheile sich gänzlich zu erheben und ungebührliche Leidenschaften zu unterdrüken wußte. Nun hatten die Mohawks einen Christenfreund, Bruder, beleidigt, deßhalb schien, seinem Urtheile zufolge, die Nachahmung der Rachsucht desselben eine christliche Pflicht zu sein. Allein es gab Etwas, was ernstliche Bedenken gegen Roberts Begleitung in ihm rege machte: Mendowit glaubte, die Indianer würden einen gewissen Bergpaß durchziehen und vor diesem hatte er eine abergläubische Furcht. Aber Robert versicherte so bestimmt, sie würden die Mohawks einholen, ehe diese Agiocochook erreichten und er unterstüzte sein Begehren mit so kräftigen Gründen, daß der Mann endlich einwilligte.

(Fortsezung folgt.)

Abonnementspreis.
per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrückungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 15. | Samstag den 12. April, | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | **1856.**

Abonnementseinladung.

Auf das zweite Quartal des **„Kolonist"** kann noch bis Ende dieses Monats abonnirt werden bei allen Postämtern, so wie auch bei der Expedition.

Kurze Beschreibung der brasilianischen Provinzen.

Der politischen Eintheilung nach zerfällt Brasilien in zwanzig Provinzen. Die Unterabtheilung der Provinz heißt Comarca, Gemarkschaft, und diese theilt sich wieder in Gemeindebezirke, Municipios. Letztere sind bei der dünnen Bevölkerung oft sehr weitläufig; es gibt welche so groß wie ein kleines deutsches Königreich.

Bevor wir die Provinzen Brasiliens mit ihren merkwürdigsten Gegenden und Städten durchgehen, bemerken wir noch, daß die hiebei vorkommenden Zahlenangaben über die Größe der Provinzen und die Bevölkerung, ihrer Mehrheit nach nicht ganz genau, sondern nur das Ergebniß von Wahrscheinlichkeitsberechnungen sind; — und ferner, daß wir uns für die hier nur der Vollständigkeit wegen mit aufgeführten Provinzen von Südbrasilien eine einläßlichere Darstellung vorbehalten, weil diese vorzugsweise und mit vollster Berechtigung die Masse der deutschen und schweizerischen Einwanderung in sich aufnehmen.

1) Die Provinz **Amazonas**, sonst Rio Negro, die nordwestlichste und größte von Brasilien, mit gegen 30,000 Quadratmeilen, aber nur etwa 200,000 Einwohnern, von denen weitaus die Mehrzahl Indianer sind. Sie besteht aus unermeßlichen Ebenen und Niederungen, die zur Zeit der tropischen Regen von den vielen und großen Flüssen überschwemmt werden. Der äußerst fruchtbare Boden ist meistens mit ungeheuern Wäldern bedekt und sehr wenig angebaut. Die Hauptflüsse, welche der Provinz auch ihre beiden Namen gegeben haben, sind der Amazonenstrom und der Rio Negro. Andere wichtige Flüsse sind der Yapura, der in Ecuador entspringt, und der Rio Branco, d.r aus dem englischen Guyana kommt und in den Rio Negro fällt. Auf der rechten Seite münden in den Marannon der Javary, Grenzfluß gegen Peru, Jutay, Juruna, Tefe, Purus und sein größter Zufluß, der Madeira, welcher die Grenze gegen Para bildet. Von den insgemein sehr unbedeutenden Ortschaften erwähnen wir bloß die Hauptstadt Barra do Rio Negro, jetzt Manoas genannt, am Rio Negro unweit von dessen Mündung in den Marannon, ein ziemlicher Handelsplaz mit 1000 Einwohnern. Die eine der beiden im Jahr 1852 neu errichteten Dampfschifffahrtslinien erstrekt sich von Para bis hieher, die andere geht von hier bis zum Hafen Nauta in Peru.

2) Die Provinz **Para** mit denselben Bodenverhältnissen wie die vorhergehende, über 20,000 Quadratmeilen und ungefähr 300,000 Einwohnern, unter denen ebenfalls die Weißen neben einer großen Anzahl verschiedener Indianerstämme und vielen Negern weitaus die Minderheit bilden. Die Hauptstadt und Siz eines Bischofs ist Para oder Belem. Sie hat eine ungesunde Lage am Para, der sich 13½ Meilen weiter unten in's Meer ergießt. Ihre 31,000 Einwohner treiben beträchtlichen Handel, da die größten Schiffe auf dem Para einlaufen können. Die Stadt hat ansehnliche Straßen, schöne massive Häuser und prächtige Kirchen. — Cameta, Hafenplaz am Tocantins mit 10,000 Einwohnern. — Santarem, ein kleines Städchen am Topayoso, nahe bei seiner Mündung in den Marannon, wichtig für die Flußschifffahrt, treibt bedeutenden Handel mit den am Topayoso gelegenen Ortschaften. — Obydos am Marannon mit 2200 Einwohnern pflanzt trefflichen Cacao. — Macapa, Stadt und Fort am Marannon, nicht weit vom Meere. — In den Mündungen des Para und Amazonenstromes liegen viele Inseln; die größte, welche von diesen Strömen gebildet ist, heißt S. Joannes oder Marajo, ist 30 Meilen lang und ebenso breit und sehr fruchtbar. Außer den bereits genannten Strömen haben wir noch den Xingu, der von Süden herkommt und zwischen dem Tapajez und Tocantins in den Amazonas fällt.

3) Die Provinz **Maranhao**, östlich von Para, ein wellenförmig ebenes, nur im Südwesten an der Grenze von Goyaz etwas gebirgiges Land von 4500 Quadratmeilen, mit gegen 300,000 Einwohnern. Auf der plantagenreichen Insel Maranhao, nur durch einen engen Kanal, den sogenannten Maranhamfluß, vom Festlande getrennt, liegt die Hauptstadt und der Bischofssiz San Luis de Maranhao mit einem von drei Forts geschüzten sichern Hafen und 33,000 Einwohnern, worunter viele Fremde, besonders Engländer und Nordamerikaner. Der Handel ist sehr beträchtlich. Gegenüber auf dem Festlande liegt die Hafenstadt Alcantara mit Fort und Salzwerken. In den Maranham ergießen sich die beiden beträchtlichen Flüsse Mearim und Itapicuru. — Guimaraens, Hafenstadt an einer Meeresbay. — In der Landschaft Tury, welche früher zu Para gehörte, seit 1852 aber mit dieser Provinz vereinigt wurde, ist im Spätjahr 1853 zwischen den Flüssen Gurupi und Turiassu ein neuer reicher Golddistrikt entdekt worden, der nun ausgebeutet wird.

4) Oestlich von Maranhao, jenseits des 150 Meilen langen Parnahybaflusses, liegt die Provinz Piauhy, die etwa 4000 Quadratmeilen groß ist und hinsichtlich der Gestalt ihrer Bodenoberfläche sich ganz wie Maranhao verhält. Sie hat ihren Namen von dem Fluß Piauhy, der in den Parnahyba fällt und zählt gegen 170,000 Einwohner. — Die Hauptstadt Oeiras mit nicht völlig 4000 Einwohnern liegt im Innern in einem von niedrigen Bergen umgebenen Bergkessel. — Das Städchen Paranagoa am gleichnamigen See ist nur 12 Meilen von der Südgrenze entfernt. — Der wichtigste Ort der Provinz ist aber die Hafenstadt Parnahyba mit 5000 Einwohnern am östlichen Mündungsarme des gleichnamigen Flusses, drei Meilen vom Meere.

5) **Ceara** hat etwa 1400 (1371) Quadratmeilen und 330,000 Einwohner. Das Land ist an der Küste flach, erhebt sich aber allmälig nach dem Innern zu Gebirgen, unter welchen die Serra Hybiapaba die Grenze gegen Piauhy macht. Unter den Flüssen ist der Jaguaribe der größte, der Ceara fließt mitten durch die Provinz. In großer Menge wächst hier der Serango- oder Kautschukbaum und es verdankt die Hauptstadt Ceara, auch Cidade de Fortaleza genannt, ihre Wichtigkeit dem Handel mit Kautschukgummi. Sie liegt am Meere unweit der Mündung des Ceara, hat einen Hafen und ein Fort und zählt 20,000 Einwohner. — Aracaty, Hafenstadt und Handelsplaz am Jaguaribe, zwei Meilen von seiner Mündung, mit 5000 Einwohnern.

6) Die Provinz **Rio Grande do Norte**, so benannt nach dem Flusse gleichen Namens, bildet die nordöstliche Ekе Brasiliens. Das Vorgebirge, von welchem aus die bis hieher in südöstlicher Richtung verlaufende Küste sich südwärts wendet, heißt Cap St. Roque. Das Land ist außer einem schmalen flachen Küstenstreif gebirgig und wird nur von kleinern Küstenflüssen bewässert. Der Flächeninhalt beträgt 1500 Quadratmeilen, die Bevölkerung 100,000 Seelen. Die Hauptstadt Natal am Rio Grande do Norte hat 18,000 Einwohner und einen Hafen an der Mündung des Flusses.

7) Die Provinz **Parahyba**, 932 Quadratmeilen groß mit 320,000 Einwohnern, südlich von der vorigen, hat ihren Namen von dem Hauptfluß, ist an der Küste flach, im Innern Gebirgsland. Die Hauptstadt Parahyba do Norte am gleichnamigen Flusse, 2¼ Meile von dessen Mündung, wo die Stadt ihren von zwei Forts beschüzten Hafen hat, zählt 15,000 Einwohner und treibt Küstenhandel. Die untere Stadt liegt an einem See, der durch die Vereinigung von drei Flüssen gebildet wird, welche von da in einem breiten Strome dem Meere zufließen.

8) Die Provinz **Pernambuco**, ein langgezogener 6480 Quadratmeilen großer Landstrich, der sich vom Meere in südwestlicher Richtung bis an die Grenzen von Minas Geraes und Goyaz erstrekt. Der Rio San Francisco bildet fast drei Viertheile der Südgrenze dieser Provinz, während sie im Norden Gebirge von Parahyba, Ceara und Piauhy, im Westen von Goyaz scheiden. Eines dieser Gebirge im Hochlande heißt die Serra Vorborema. Die Baumwolle von Pernambuco gilt für die beste Brasiliens. Die Hauptstadt Pernambuco oder Fernambuco am Capibaribe besteht eigentlich aus drei Städten, nämlich Recifé, auf einer Landzunge, Santo Antonio, auf einer Insel, und Boa Vista, auf dem Festlande, zusammen mit etwa 65,000 Einwohnern. Auf einem Berge der Landzunge von Recifé, eine kleine Meile von der Stadt, liegt Olinda,

Sitz eines Bischofs. Diese Stadt hat 7000 Einwohner, ein Seminar, eine Akademie für die Rechtskunde und einen botanischen Garten. Pernambuco ist ein sehr wichtiger Handelsplaz und hat einen stark besuchten, durch mehrere Forts beschüzten Hafen. Zuker und Baumwolle sind Hauptausfuhrartikel; von jenem werden jährlich für 2¼ Millionen und von dieser für nahe an 2 Millionen Thaler ausgeführt. Die Gesammtausfuhr schlägt man auf 6 Millionen Thaler (22½ Million Franken) und die Einfuhr auf 7 Millionen Thaler (26¼ Million Franken) an. Unter den zahlreichen Handelsleuten dieser Stadt gibt es auch viele deutsche und schweizerische Häuser. Im Jahr 1847 bildete sich in Pernambuco ein deutscher und schweizerischer Hülfsverein. Auch viels vermögliche Handwerker deutscher Zunge zählt Pernambuco, von denen manche Land in der Umgebung der Stadt besizen und bepflanzen. Im Ganzen leben über 100 deutsche und schweizerische Familien in und um Pernambuco. Sechs Stunden von der Stadt befindet sich seit dem Jahr 1826 eine kleine deutsche Kolonie, Catacon, deren Bewohner durch Kohlenbrennen wohlhabend geworden sind. — Die unweit der Küste gelegene, kleine, gutangebaute Insel Itamarica mit Salinen, zwei Ortschaften und 2000 Einwohnern wird wegen ihres Klimas und der Vorzüge und Fülle ihrer Früchte der Garten von Pernambuco genannt. — Goyenna, Stadt mit 4000 Einwohnern. — Zu dieser Provinz gehören auch die Inseln Fernando do Noronha, mit einer Verbrecherkolonie, 500 freien Bewohnern und einer Besazung von 100 Mann, 45 Meilen nordöstlich vom Kap St. Roque und Trinidad, ein bloßes Felseneiland mit einer Besazung, 150 Meilen von Espiritu Santo.

(Schluß folgt.)

Ein Brief des schweizerischen Konsuls in Rio de Janeiro.

Vor uns liegt eine Zuschrift des Herrn H. David, Präsident der schweizerischen Hülfsgesellschaft in Rio de Janeiro und seit jüngster Zeit auch schweizerischer General-Konsul, d. d. 10. Februar 1856, worin derselbe, veranlaßt durch die Aufnahme des im Dezember v. J. von der N. Z. Z. veröffentlichten Berichtes genannter Gesellschaft, in die Nro. 52 des Kolonist, sich im Interesse unserer Auswanderer zu einigen Berichtigungen und näheren Erörterungen veranlaßt sieht, die wir hiemit unsern Lesern ebenfalls zur Kenntniß bringen und namentlich allen denen zur Beachtung empfehlen, die gewillt sind, sich jenseits der Meere eine neue Heimat zu suchen.

Hr. David sagt in Bezug auf die beiden brasilianischen Kolonisations-Unternehmungen der Herren Vergueiro in der Provinz San Paulo, und der Gesellschaft der Mucury (Provinzen Espiritu Santo und Minas Geraes), an deren Spize Herr Ottoni steht, Folgendes: „Ohne andern, neu entstehenden oder mir unbekannten Leuten und Unternehmungen zu nahe treten zu wollen, kann ich Ihnen mittheilen, daß diese beiden Gesellschaften von den mir bekannten diejenigen sind, welche das meiste Vertrauen verdienen. — Die Gesellschaft der Mucury hat gewiß eine sehr schöne Zukunft, und bedeutende und ehrenhafte Männer leiten und unterstüzen sie; doch ist diese Sache noch zu neu und jedenfalls müssen noch manche Schwierigkeiten überwunden werden. — Was Hr. Ottoni, den ich persönlich kenne, verspricht, das wird er erfüllen, und es hat daher die für die Mucury-Gesellschaft wirkende Agentur darauf zu sehen, daß für ihre Auswanderer möglichst vortheilhafte Bedingungen festgestellt werden, und daß nur fleißige und rechtschaffene Leute kommen, und sie soll sich hüten zu Viele und ohne feste Bedingungen zu engagiren."

Ferner sagt Hr. David über die Halbpartkolonien in San Paulo:

„Das Unternehmen Vergueiro hat durch Thatsachen und günstige Erfolge seine Tüchtigkeit bewiesen. Vorzüglich ist das System der Theilhaberschaft für arme Leute passend, die in Europa, wie so viele unserer Landsleute gegen Hunger, Kälte, Noth aller Art ankämpfen müssen. Bei Vergueiro ist solche Noth nicht zu finden und daher gewinnen arme Leute unbedingt beim Tausche. Da aber bei diesen genannten Herren keine Aussicht ist das bebaute und bearbeitete Land nach und nach als eigenen Besiz zu erwerben, so sind Leute, welchen ein kleineres oder größeres eigenes Vermögen zu Gebote steht, und die daher vor Allem den Ehrgeiz haben, eigenen Grundbesiz zu erwerben, weniger am Plaze. Eine sehr wichtige Frage ist auch die, daß in den Halbpacht-Kontrakten den Herren Vergueiro die Wohl offen steht, die Auswanderer, welche sie selber nicht auf ihren eigenen Kolonien beschäftigen können, an andere Pflanzer zu überlassen. Beim Theilhaber-System hängt vom Eigenthümer das Wohl und Wehe seiner Kolonisten zum größten Theil ab. Ist er eine edle, rechtliche Persönlichkeit, dann sind die Kolonisten geborgen, ist er das Gegentheil, dann steht es freilich schlimmer um die Kolonisten. — In unserer, in den Schweizerzeitungen veröffentlichten Zuschrift, ist dieses ausdrüklich hervorgehoben, und ich empfehle diese wichtige Sache Ihrer besten Beachtung. — Die Herren Vergueiro werden sich als Ehrenmänner jedenfalls möglichst angelegen sein lassen, die hauptsächlich dem guten Namen Vergueiro vertrauenden Auswanderer nicht übergroßer Willkühr auszusezen, doch ist es ihnen unmöglich in fremden Pflanzungen Oberaufsicht zu führen und Schuz angedeihen zu lassen, und so sehr in Ibicaba und andern den Herren Vergueiro gehörenden Kolonien die Leute zufrieden sind, so oft kommen Klagen von einigen andern Orten, und Klagen, die uns für nicht ungegründet erscheinen. — Das System der Theilhaberschaft legt große Macht in die Hand des Unternehmers. Nur wo wir den Unternehmer selbst persönlich als Ehrenmann kennen, dürfen wir unsern Landsleuten anrathen in dieser Weise auszuwandern; mir ist vorderhand nur Hr. Vergueiro selbst bekannt, und nur für seine eigenen Kolonien kann ich die Verantwortlichkeit des Anrathens übernehmen."

Anmerkung der Redaktion. Wir finden in dem Briefe des Hrn. David, wo er vermöglichern Auswanderern von der Ansiedlung bei Vergueiro abräth, eine Lüke. Es ist nämlich sehr begreiflich, daß die Gesellschaft Vergueiro keine Ländereien verkauft, da sie dieselben selbst braucht und immer mehr davon unter Kultur bringt. Das soll aber keinen bemittelten Auswanderer abhalten, sich den Herren Vergueiro anzuschließen und vorerst eine kurze Zeit als Pächter einzutreten. Auf diese Weise lernen sie das Land und dessen Bearbeitung kennen, akklimatisiren sich und können dann nach dieser Zeit Land kaufen, denn es gibt in San Paulo genug vorzüglichen und wohlfeilen Boden, der nicht den Herren Vergueiro gehört. Es ist diese Methode viel rathsamer, als gleich am Anfang auf's Gerathewohl sich anzukaufen und die Lehrzeit auf eigene Kosten, man kann sagen zum eigenen Schaden zu machen.

Hier noch ein Wort aus dem Briefe des Hrn. Konsuls David, das sich auf die jezt schwebende Forderungsklage der schweizerischen Hülfsgesellschaft in Rio Janeiro gegen einige schweizerische Agenten bezieht. Ueber die schon seit Jahren beinahe ausschließlich für Brasilien wirkende bekannte Hauptagentur des Hrn. E. de Paravizini in Zürich kommt darin wörtlich folgende Stelle vor: „Ich gebe dem Herrn E. de Paravizini in Zürich mit Freuden das Zeugniß, daß von den manchen Auswanderern, die sich in jüngster Zeit mit der Bitte um Unterstüzung an unsere Gesellschaft gewandt haben, keiner mit einer Klage gegen ihn aufgetreten ist" — woraus klar hervorgeht, daß genannte Agentur jedenfalls unter den obenerwähnten nicht gemeint ist.

Bei dieser Gelegenheit können wir auch nicht umhin zu fragen, wie wohl solche Agenten zu qualifiziren sind, die eine Frau mit ihren Kindern, welche zu ihrem vorausgegangenen Manne nach der brasilianischen Provinz San Paulo auswandern wollte, unter einer fälschlichen Vorgabe nach Santa Fé in der argentinischen Republik engagirten und abführten, indem sie der bethörten Frau vorspiegelten, sie komme dennoch zu ihrem Manne und das Schiff werde in jener Gegend, wo er sei, anlegen, woran natürlich kein wahres Wort ist, und die ferner einer andern Familie, die zu ihrem nach San Paulo ausgewanderten Sohne wollte, anriethen nach Santa Katharina zu gehen, von wo sie leicht zu ihrem Sohne kommen könne. — Wäre für solche Fälle nicht ein Einschreiten der Behörden am Plaze? Und wofür haften denn eigentlich die Kautionen der Agenten?

Amtlicher Bericht aus Chile.

(Aus dem schweizerischen Bundesblatt.)

Der schweizerische Konsul in Valparaiso, Hr. Rüdig, macht dem Bundesrathe in seinem, vom 31. Oktober v. J. datirten Jahresberichte, unter Anderm folgende Mittheilungen:

„Die Regierung des Freistaates Chile hat seit dem vorigen Jahre viel an Zutrauen bei der Bevölkerung gewonnen; sie hat sich angelegen sein lassen, den alten Mängeln durch nüzliche Einrichtungen und Verbesserungen abzuhelfen; sie ist zur Einsicht gekommen, daß, um das Land auf eine gewisse Stufe europäischer Zivilisation und Kultur zu bringen, viele zwekmäßige Institutionen und Verordnungen gemacht werden müßten. Sie hat daher die verschiedenen Provinzen durch die Intendanten und Gouverneure inspiziren lassen, um die verjährten Fehler und Mängel in den administrativen Zweigen kennen zu lernen. Sie hat die Straßen und Wege verbessern, neue anlegen, die Polizei verstärken und neu organisiren lassen; ferner hat sie den Munizipalitäten der Städte und des Landes bedeutende Fonds zur Disposition gestellt, um Schulen für die Jugend und Strafhäuser für Verbrecher zu errichten, und viele Unternehmungen unterstüzt und befördert, wie z. B. Straßenbeleuchtung mit Gas, Erbauung von Brüken ꝛc. Das Postwesen erhielt eine neue Einrichtung nach europäischem Muster, wodurch das Porto bedeutend ermäßigt wurde. Sie hat die Telegraphenlinie zwischen Valparaiso und Santiago, welche eine geraume Zeit wegen beständiger Unterbrechung durch das unwissende Landvolk in Abandon*) lag, und daher bei öffentlicher Versteigerung für 3800 Dollars zugeschlagen wurde, deren Errichtung den Unternehmern 42,000 Dollars kostete, unter ihre Protektion gestellt und durch einige von Deutschland gekommene Sachverständige wieder herstellen lassen. Die Materialien ließ sie von England kommen, um jene Linie von Santiago nach dem 80 Meilen nach Süden gelegenen Landstädtchen Talca zu verlängern; kurz, die Regierung hat alles Mögliche gethan, um sich so populär als möglich zu machen.

„Die vor zwei Jahren unternommene Eisenbahn zwischen Valparaiso und Santiago ist eine Strekе von zehn englischen Meilen weit fertig und am verflossenen 16. September feierlich eingeweiht worden; auch hat sich eine Gesellschaft von Kapitalisten gebildet, diese Bahn von der Hauptstadt aus bis nach dem oben erwähnten Talca zu verlängern. Mit dem lebhaftesten Interesse hat die Regierung diese Unternehmung aufgenommen, da dieselbe einen großen Theil der schönsten und bevölkertesten Gegenden durchschneiden und zur Hebung des Landbaues und des Handels sehr viel beitragen wird.

„Die von der Regierung gethanen Schritte, eine Dampfschifffahrtslinie durch die Magellansstraße in's Leben zu rufen, um die östlichen Länder Südamerika's mit Chile in nähere und schnellere Verbindung zu bringen, haben noch keine Resultate geliefert; sie hofft aber auf deren Zustandekommen unter annehmbaren Grundlagen, sobald die Regierungen jener Staaten ihre Mitwirkung zusagen werden.

„Um die Mitte des verflossenen April wurde Herr Peres Rosales, ein Chilener, nach Deutschland gesendet, um die Einwanderung nach der Provinz Valdivia und der Kolonie Magelhaens zu befördern. Außer den durch die Gesezе zugestandenen Vergünstigungen ist derselbe ermächtiget, für Rechnung der Regierung einen Theil der Ueberfahrtskosten derjenigen Einwanderer zu vergüten, die sich für die Kolonie Magelhaens bestimmen. Dieses Terrain, gelegen an der Sandy-Bay, unterm 54. Grad südlicher Breite, ist der vormalige Verbannungsort für Sträflinge von Chile. Das Klima ist unfreundlich und rauh, der Boden sandig. Die Nähe der wilden Patagonier macht diesen Distrikt äußerst gefährlich; dazu ligt jenseits der Straße das Feuerland, dessen Bewohner nicht die freundlichsten Nachbarn sind. Zudem ist dieser Kolonisationsdistrikt sehr isolirt und weit entfernt vom Schuze, den Chile demselben gewähren sollte; nur Dampf- und Kriegsschiffe fremder Nationen, höchst selten Kauffahrteifahrzeuge, wählen die Magellansstraße zur Durchfahrt, theils um den langen und stürmischen Weg um's Kap Horn zu vermeiden, theils um Erfrischungen und Holz einzunehmen.

„Die Administrationszweige der Justiz, des Kultus und des öffentlichen Unterrichts haben manche gute Reformen erhalten, die theils schon in's Leben getreten, theils vor die Deputirtenkammer zur Genehmigung gebracht sind. Das Handels- und das Strafgesez werden gegenwärtig revidirt; das Protomedikat hat dem Kongresse ein Projekt vorgelegt, wornach die Fakultisten einem strengen Examen und der Verantwortlichkeit in der Praxis unterworfen werden sollen, um den so oft vorkommenden Mißgriffen und Charlatanerien vorzubeugen. Die Korrektionshäuser haben eine neue und verbesserte Organisation erhalten. Es sind einsame Zellen für schwere Verbrecher erbaut und strengere Zucht ist unter den Delinquenten eingeführt worden.

„Das Projekt zur Dotation der Geistlichkeit aus dem öffentlichen Schaze ligt zur Genehmigung vor der Deputirtenkammer, da das Bedürfniß davon sich von Jahr zu Jahr dringender herausstellte, indem das Einkommen der Geistlichen bisher größtentheils auf der ärmsten Einwohnerklasse ruhte.

„Die Missionen im Arauco und den südöstlich gelegenen Ländern zur Bekehrung und Zivilisation des wilden Geistes der dort wohnenden indianischen Horden haben auf manche Hindernisse gestoßen, die theils dem unbändigen Charakter des Indianers, theils den Missionären wegen Nichterfüllung ihrer Berufspflicht zugeschrieben werden. Die oberste Kultusbehörde hat demnach zu diesem schweren und gefährlichen Amte italienische Mönche verwendet, da die chilenischen Religiosen, zu sehr an Bequemlichkeit gewöhnt, weder genug Geisteskraft, noch hinlängliches Predigertalent besizen, um eine so schwierige Aufgabe zu lösen.

„Laut dem im vergangenen Jahre aufgenommenen Zensus ergibt die Bevölkerung Chile's folgendes Resultat:

712,932 Seelen männlichen Geschlechts.
726,188 „ weiblichen „

Total: 1,439,120 Seelen.

*) ?? Soll wohl heißen „aufgegeben war" „nicht mehr gebraucht wurde." Der Bericht schreint aus dem Französischen übersezt zu sein und der bundesräthliche (!) Uebersezer das Wort abandon, Verlassenheit, Vernachlässigung, für ein spanisches Dorf gehalten zu haben.
Anm. d. Red. des Kol.

Telegraphenlinie zwischen Val-
lche eine geraume Zeit wegen
urch das unwissende Landvolk
aher bei öffentlicher Versteige-
gschlagen wurde, deren Errich-
,000 Dollars kostete, unter ihre
h einige von Deutschland ge-
wieder herstellen lassen. Die
ngland kommen, um jene Linie
Meilen nach Süden gelegenen
längern; kurz, die Regierung
um sich so populär als möglich

unternommene Eisenbahn zwi-
iago ist eine Streke von zehn
rtig und am verflossenen 16.
ht worden; auch hat sich eine
gebildet, diese Bahn von der
m oben erwähnten Talca zu
astesten Interesse hat die Re-
aufgenommen, da dieselbe einen
und bevölkertesten Gegenden
ng des Landbaues und des Han-
d.
rung gethanen Schritte, eine
die Magellandstraße in's Leben
änder Südamerika's mit Chile
erbindung zu bringen, haben
; sie hofft aber auf deren Zu-
baren Grundlagen, sobald die
n ihre Mitwirkung zusagen

erflossenen April wurde Herr
r, nach Deutschland gesendet,
der Provinz Valdivia und der
rdern. Außer den durch die
nstigungen ist derselbe ermäch-
ierung einen Theil der Ueber-
anderer zu vergüten, die sich
bestimmen. Dieses Terrain,
, unterm 54. Grad südlicher
erbannungsort für Sträflinge
unfreundlich und rauh, der
der wilden Patagonier macht
rlich; dazu ligt jenseits der
n Bewohner nicht die freund-
dem ist dieser Kolonisations-
entfernt vom Schuze, den Chile
nur Dampf- und Kriegsschiffe
ten Kauffahrteifahrzeuge, wäh-
Durchfahrt, theils um den
um's Kap Horn zu vermei-
n und Holz einzunehmen.
eige der Justiz, des Kultus
his haben manche gute Refor-
n in's Leben getreten, theils
ur Genehmigung gebracht sind.
trafgesez werden gegenwärtig
hat dem Kongresse ein Projekt
tisten einem strengen Examen
n der Praxis unterworfen wer-
vorkommenden Mißgriffen und
Die Korrektionshäuser haben
rganisation erhalten. Es sind
erbrecher erbaut und strengere
enten eingeführt worden.
ation der Geistlichkeit aus dem
Genehmigung vor der Depu-
sniß davon sich von Jahr zu
e, indem das Einkommen der
eils auf der ärmsten Einwoh-

anco und den südöstlich gele-
ng und Zivilisation des wilden
indianischen Horden haben auf
, die theils dem unbändigen
theils den Missionären wegen
epflicht zugeschrieben werden.
at demnach zu diesem schweren
nische Mönche verwendet, da
zu sehr an Bequemlichkeit ge-
kraft, noch hinlängliches Pre-
so schwierige Aufgabe zu lösen.
gegenen Jahre aufgenommenen
ung Chile's folgendes Resultat:
männlichen Geschlechts.
eiblichen "

anfgegeben war" „nicht mehr ge-
ericht scheint aus dem Französischen
r bundesräthliche (!) Uebersezer
rlassenheit, Vernachläßigung, für
gehalten zu haben.
Anm. d. Red. des Kol.

Dabei hat man gefunden, daß von 743 Bewohnern nur einer lesen und von 939 nur einer schreiben kann. Um dieser Unwissenheit abzuhelfen, hat die Regierung in den lezten zwei Jahren sechszig Schulen in den sämmtlichen Provinzen errichten lassen, wovon ein Drittheil für das weibliche Geschlecht bestimmt ist. Der Schulunterricht für Kinder von vermöglichen Eltern in größern Städten ist in Händen ausländischer Professoren und Lehrer, die den dazu bestimmten Instituten vorstehen. Ebenso werden Astronomie und Malerei unter der Leitung fremder Professoren und Künstler gelehrt.

„Die Staatseinnahme belief sich in diesem Jahre auf 5,946,216 Dollars 92 Cents und ergab einen Mehrbetrag von 393,732 Dollars 32 Cents gegenüber dem vorigen Jahre.

„An diese Einnahme lieferte:

	Doll.	Cts.	Mehrbetrag. Doll.	Cts.	Minderertrag. Doll.	Cts.
der Zoll	3,713,315	33	354,755	33		
das Spielkarten- u. Tabakmonopol	869,016	48	95,221	97		
der Zehnten	604,475	83	23,460	37		
die Grundsteuer	98,983	89	—	—	2511	—
Die Fiskusgebühren und	217,058	05	21,039	29		
die Steuerauflagen	10,576	05				
die Patent- und Auktionssteuern	66,731	—	3518	79		
das Stempelpapier	80,827	88	8113	74		
die Münze	81,340	06	—	—	98,936	81
das Postwesen	58,490	67	—	—	14,972	31
das Weggeld	76,241	58	1758	56		
Verschiedenes	69,160	10	2264	39		
	5,946,216	92	510,132	44	116,420	12
			116,420	12		
	Dollar:		393,712	32.		

„Das in diesem Jahre eingeführte Dezimalsystem in der Landesmünze hat der Regierung viele Mühe, Arbeit und Geduld gekostet, und sie war genöthigt, den Termin zur Einziehung des alten Geldes drei Mal weiter hinaus zu sezen.

„Die neuen Zollgebäude sind größtentheils fertig, und es werden seit einiger Zeit die importirten fremden Waaren darin aufgenommen. In früheren Jahren war der Fiskus wegen Mangel an Räumlichkeit genöthigt, Lagerhäuser in der Stadt zu miethen, wobei die Güter den oft vorkommenden Feuersbrünsten sehr ausgesezt waren; jezt aber, da dieselben ganz abgesondert erbaut sind, so gewähren sie nicht nur durch diese Isolirung, sondern auch deßwegen, weil sie unmittelbar am Strande der Bay liegen, eine besondere Sicherheit gegen Feuersgefahr.

„Die Staatsschuld in England belief sich im vorigen Jahre auf 6,911,500 Dollars und reduzirte sich in diesem Jahre, nach stattgefundener Amortisation von 208,000 Dollars, auf 6,703,500 Dollars. Diese Schuld besteht in:

6833 Bons à 6% Zinsen per Jahr } à 100 per Bon.
6574 „ à 3% „ „ „

„Ungeachtet des gedrükten Zustandes einiger Küstenpläze des Kontinents und des für den Handel Chile's ungünstigen Einflusses des Krieges, welcher die Aufmerksamkeit der Hauptstaaten von Europa in Anspruch nimmt, so wie auch des Mangels an Schiffen und folglich der Theure des Transportes und der doppelt zu bezahlenden Versicherungskosten gegen See- und Kriegsgefahr, sind die kommerziellen Handelsverhältnisse in Chile befriedigend.

„Der Werth der von fremden Ländern und Häfen eingeführten Waaren übersteigt den des Jahres 1854 um 5,874,600 Dollars, die Ausfuhr der Landesprodukte um 2,047,500 Dollars und der naturalisirten Waaren um 441,000 Dollars. Daraus geht hervor, daß der Totalwerth des Handels mit den fremden Ländern, sowohl durch Importation als Exportation die Ziffer von 32,000,000 Dollars erreichte und sich um 8,000,000 Dollars vermehrt hat.

„Von 26 Nationen, mit denen Chile in Handelsverbindung steht, haben 19 mit 9½ Millionen Thaler zur Vermehrung des Handels beigetragen, während die andern 7 ihren Beitrag um 1,086,000 Dollars verminderten. Die Zahl der zum Handel verwendeten Schiffe bestand aus 4987 mit 1½ Millionen Tonnengehalt; somit 183 Fahrzeuge mehr als im vorigen Jahre.

„Das jezt in Kraft bestehende Reglement für das Waarenlager in den Zollhäusern sezt zwei Jahre zu dem Entrepôt fest. Dieselben bezahlen vierteljährlich ¼ % im ersten Jahre, nach dem im Tarif dafür angesezten Werthe, und ⅛ % eben so im zweiten Jahre; diejenigen Waaren aber, welche im ersten Jahre wieder ausgeführt werden, sind von der Lagermiethe frei.

„Die Agrikultur hat sich seit einigen Jahren beinahe verdoppelt, indem die chilenischen Produkte seit mehreren Jahren in Kalifornien und im vorigen, so wie in diesem Jahre in Australien einen vortheilhaften Markt gefunden hatten.

„Die Ausfuhr von Mehl, Weizen und anderen Cerealien nach leztgenanntem Welttheile wurde im verflossenen Mai mit solcher Spekulationswuth betrieben, daß der Sak Mehl von 200 Pfund hier am Plaze auf 20 Dollars stieg, während der gangbare Preis dafür 6½—7 Dollars ist, und in diesem Maßstabe stiegen alle Preise der übrigen Erzeugnisse.

„Der Bergbau zeigt sich fortwährend als eine ergiebige Quelle des öffentlichen Reichthums, obwohl seit einiger Zeit die Minenbesizer wegen der in diesem Industriezweige vorkommenden Abwechslungen weniger glüklich waren.

„Die ausgeführten Mineralien haben folgenden Ertrag geliefert, als:

			Dollars.
Bearbeitetes Kupfer	Zentn.	33⅓	3107
Kupfer in Barren	„	171,989	2,772,364
„ ein Mal geschmolzenes	„	144,216	662,269
Kupfererz	„	445,042	881,983
Silbererz	„	157,617	1,428,462
Gold in pasta	Unz.	165	2640
Silber in Barren und Plata pina	Marcos	301,577	2,714,193
		Dollars	8,465,018.

„Die Kohlenminen in der Provinz Talcahuano ergeben sowohl ihrer Qualität als auch Quantität wegen ein erfreuliches Resultat. Der Preis derselben varirt zwischen 5 und 6 Dollars per Tonne zum Verschiffen.

„Die chilenische Marine hat im lezten Jahre an der felsigen und klippenreichen Küste durch nördliche Stürme und das Anschwellen der Flüsse 25 Schiffe verloren, darunter zwei Dampfer, die theils beladen, theils in Ballast waren, und wovon die wenigsten versichert gewesen sind.

„Laut der lezten Volkszählung halten sich im Ganzen 19,669 Ausländer, darunter, so viel bekannt ist, zirka 50 Schweizer in der Republik Chile auf. In Valparaiso wohnen deren 22, die mehr oder minder gut placirt sind. Seit dem Beginn dieses Jahres haben sie einen Wohlthätigkeitsverein in's Leben gerufen, um in vorkommenden Fällen den Bedürfnissen zur Unterstüzung unserer Landsleute abhelfen zu können, was sich schon öfters ereignet hat. Jedes Mitglied zahlt vierteljährlich 3 Dollars."

Verschiedenes.

Frankreich. Es scheint, daß an der erwähnten Expedition nach Madagaskar zwei Marine-Infanterieregimenter, drei Transportschiffe, einige leichte Fahrzeuge und Kanonenboote Theil nehmen werden, die in Toulon zum Abgang nach dem indischen Meer bereit liegen. Es ist klar, daß man mit einer so unbedeutenden Macht wohl einige Küstendörfer zerstören und einige hundert Menschen umbringen, nicht aber Madagaskar erobern kann.

Italien. Die Turiner Zeitungen besprechen und befürworten eifrig die deutsche Kolonisation auf der Insel Sardinien. Sie reden in den Wind, wie die Romantiker, welche eine neue Schweiz im Orient oder gar einen schweizerischen Seestaat in Polynesien gründen wollen.

Rußland. (Auswanderung aus der Krim.) Nicht weniger als 30,000 Tataren gedenken aus Furcht vor dem russischen Strafgericht ihr Vaterland, die Krim, zu verlassen. Sie haben sich deßhalb an die türkische Regierung gewendet und diese soll bereits Anordnungen treffen, um sie nach Anatolien, Kleinasien, überzusiedeln.

— **Nordamerika.** Vereinigte Staaten. (Si vis pacem, para bellum.) Daß man sich in den Vereinigten Staaten für alle Fälle auf einen Krieg mit England vorsieht, beweisen die verschiedenen Rüstungen. So hat die Gesezgebung von Pennsylvanien den einstimmigen Beschluß gefaßt, die Stadt Philadelphia zu befestigen, ein schwer und nur mit ungeheuern Kosten auszuführendes Riesenwerk, da die große Stadt in einer Ebene liegt.

— Man glaubt eine Spur von dem vermißten Dampfer „Pacific" zu haben. Der am 13. Februar von St. Johns in Neufundland ausgelaufene Dampfer „Shipwith", der in einer Entfernung von 200 Meilen vom Lande auf Eis gestoßen war, hatte die Lichter eines im Eise befindlichen Dampfers gesehen. Das Schiff säße demnach im Eise fest.

— **Süd-Karolina.** In Kolumbia machte eine Studentenrevolution das bewaffnete Einschreiten mehrerer Milizkompagnien nothwendig.

Westindien. (Die Impfung gegen das gelbe Fieber.) Voriges Jahr ist in den Zeitungen viel Lärm von dem angeblichen Mittel gegen das gelbe Fieber, von einem Dr. Humboldt auf der Insel Cuba erfunden und praktizirt, gemacht worden, von dem wir nichts berichtet haben, weil wir das Ganze für Charlatanerie hielten. Da die Bestätigung der Wirksamkeit einer Impfung gegen das gelbe Fieber auch für die französischen Antillen von höchster Wirksamkeit sein würde, so hat die französische Regierung eine Kommission von drei Mitgliedern ernannt, vor welcher Dr. v. Humboldt seine Impfungen mit dem Präservativ, dessen Aussehen wie Tusch und dessen Geruch der des faulen Fleisches ist, in dem Militärkrankenhause von Havana vornahm. Ueber die Hauptfrage, ob die Impfung wirklich gegen den Anfall des gelben Fiebers schüze, hat natürlich aus eigener Erfahrung die Kommission ein Urtheil sich nicht bilden können. Dagegen ist sie über folgende wichtige Punkte einig: 1) daß die Erscheinungen nach der Impfung nicht die des gelben Fiebers, sondern ganz einfach solche sind, welche nach der Einbringung faulender Stoffe in den Blutkreislauf beobachtet werden; 2) daß diese Impfung, ohne die mindeste Garantie einer schüzenden Wirkung, wirkliche Gefahr mit sich führt, und 3) daß deßhalb Niemand dazu genöthigt, sondern ihre Vornahme dem freien Ermessen jedes Einzelnen anheimgestellt werden solle.

Zentralamerika. Mit Walkers Freischaarenherrschaft in Nicaragua scheint's doch endlich Feierabend werden zu wollen. Seine Truppen leiden unter Krankheiten; täglich starben in der lezten Zeit 6—7 Mann am gelben Fieber und die aus den Vereinigten Staaten (besonders San Francisco in Kalifornien und New-Orleans) neu eintreffenden Rekruten reichen eben hin, um die Lüken auszufüllen. Die Soldaten sind unzufrieden, weil ihnen der Sold nicht bezahlt wird; seit Eröffnung des Feldzugs sollen sie keinen Pfenning erhalten haben. Die benachbarten Staaten sezen sich in Bereitschaft gegen Walker zu marschiren: Guatemala hat 3000 Mann auf die Beine gebracht, San Salvador stellt 2000, Costa Rica 1500 Mann; Nicaragua selbst macht Miene gegen ihn aufzustehen. Dieser Macht hat Walker 12—1500 Mann entgegenzustellen. Die englische und französische Flotte im mexikanischen Meerbusen wird die Küste von dieser Seite blokiren, ihm den Zuzug von Osten her abschneiden und vielleicht auch Truppen in's Innere marschiren lassen. Auch die amerikanische Regierung kann nicht länger gleichgültig und unthätig zusehen seit seinem Gewaltstreich gegen die Nicaraguatransitgesellschaft, deren Freibrief er vernichtet hat. Die Wirkung des tollen Streiches auf die New-Yorker Börse war eine solche, daß die Papiere dieser Gesellschaft, die Nicaragua-Stoks, von 13 auf 12 heruntergingen. Die Entwerthung mag einen Verlust von 250,000 bis 500,000 Pfund Sterling betragen, so daß die Inhaber dieser Papiere von der Regierung der Vereinigten Staaten verlangten, sie solle ihnen zu ihrem Recht verhelfen. Aber auch England ist bei der Sache sehr betheiligt, und wir finden daher bereits die Hoffnung ausgesprochen, es möchte dieser Vorgang zu einer gemeinsamen Handlung der gegenwärtig im Konflikt befindlichen Staaten führen. Walker motivirt seinen Gewaltakt damit, die Gesellschaft sei ihren Verbindlichkeiten nicht nachgekommen, sie sei in den Händen von Leuten, welche absichtlich die Greytowner Route zu ruiniren trachteten, um die Aktien der mit ihr konkurrirenden Panama-Eisenbahn steigen zu machen und solche dann mit Gewinn verkaufen zu können. In New-York behauptet man aber geradezu, Walker steke mit der Panamagesellschaft unter Einer Deke. Er sei von dieser bestochen worden, die konkurrirende Nicaraguaroute zu ruiniren, damit jene hinfort das ausschließliche Monopol des zentralamerikanischen Transits besize.

— Ein chilenischer Kriegsdampfer, Namens Cazador, scheiterte unlängst in der Nähe von Panama. Unter den 358 Personen, die er an Bord hatte, befanden sich 148 Frauen. Von diesen ertranken alle bis auf eine, denn unter den 43 Geretteten war nur eine Frau. Der miserable Kapitän, der feiger Weise unter den Ersten war, die das Schiff verließen, ist verhaftet. Die Pflicht jedes Schiffskapitäns schreibt ihm vor, in solchen Fällen bis zulezt auszuharren, vor Allem aber Weiber und Kinder zu retten.

Afrika. Algerien. Die neuesten amtlichen Veröffentlichungen über Algerien, welche 1855 in zwei Bänden in der kaiserlichen Drukerei zu Paris erschienen sind, enthalten folgende Angaben über den gegenwärtigen Stand und die Bewegung der europäischen Bevölkerung dieses Landes, welche die reiflichste Erwägung der Auswanderungslustigen verdienen und namentlich auch wieder bestätigen, was wir schon oft über die Tödtlichkeit des Klima's gesagt haben. Es zählte am 31. Dezember 1854 die europäische Bevölkerung 151,691 Köpfe, davon 79,577 Franzosen, 39,339 Spanier, 8138 Italiener, 6279 Malteser, 5887 Deutsche, 1916 Schweizer, dagegen war die einheimische Bevölkerung über zwei Millionen stark. In den drei Jahren 1852—54 hatte die europäische Bevölkerung 17,687 Geburten auf 19,004 Todesfälle. In Frankreich zählte man in mittleren Jahren 23—24 Todesfälle auf tausend Lebende, im Cholerajahr 1849: 27—28; in Algerien war dieses Verhältniß 1851: über 50, 1852: über 51, 1853: über 41; in der Provinz Konstantine 1853: über 62, 1852: über 66 auf 1000 Bewohner. Dabei ist noch zu bemerken, daß die algerisch-europäische Bevölkerung verhältnißmäßig weniger Greise zählt, als die französische. Scheidet man die nichtfranzösische Bevölkerung aus, unter welcher die Südländer: Spanier, Italiener, Malteser rc., so bedeutend vorherrschen, so ergibt sich eine beträchtlich geringere Sterblichkeit, als bei den Franzosen, und daraus die Verderblichkeit des Klimas für Nordländer.

Feuilleton.

Die Hochzeit in New-Hampshire.

(Wahre Begebenheit. Aus „Vaderlandsche Letteroefeningen" übertragen von Gottfried Overmann.)

(Fortsezung.)

XV.

Die Sonne ging gerade unter, als dieser Beschluß gefaßt ward. Es wäre unvorsichtig gewesen, die Indianer während der Nacht zu verfolgen, und jezt, wo die Möglichkeit vorhanden schien, Maria wieder zu erlangen, zeigte sich Robert verständig genug, auf seiner Freunde Rath zu hören und bis zum folgenden Morgen zu warten.

Die Nacht ward großentheils zugebracht mit Vorbereitungen zu dem Unternehmen und mit Erwägungen, wie man die Indianer am besten würde angreifen können. Einige suchten dem jungen Mann jeden Versuch, seine Frau mit Gewalt wieder zu nehmen, abzurathen, weil, wie sie versicherten, die Indianer ihre Gefangenen gewöhnlich ermordeten, wenn man sie angreife. Sie meinten, es sei besser, einen Boten nach den Mohawk's zu senden, welche ohne Zweifel läugnen würden, daß sie von der Gewaltthat etwas wüßten. Diese würden dann, meinte man, vielleicht vorwenden, jene Gewaltthat sei wahrscheinlich von gewissen ihrem Stamm entlaufenen Personen verübt worden und darauf würde dann wohl seine Unterhandlung über das Lösegeld für die Gefangene folgen.

Roberts Blut erstarrte in den Adern, als er daran dachte, Uebereilung könne den Tod seiner Gattin zur Folge haben; aber auf der andern Seite sei eine Unterhandlung über ihr Lösegeld eine ungewisse Sache und dann könne ihre Befreiung noch lange ausgesezt werden. Auch glaubte er, daß sie in dem Zustande ihrer Gefangenschaft nicht lange mehr werde leben können und er hoffte, die Räuber unvermuthet zu überfallen, Maria zu erlösen, sie an sein Herz zu drüken und von ihrer lieblichen Stimme seinen Namen, als den ihres Befreiers, aussprechen zu hören.

Da seine Phantasie ihm alles dieß so lebhaft vorstellte, so sprang er auf und lief vor das Haus, um zu sehen, ob das Morgenlicht sich bereits zu zeigen beginne. Bald brach der Tag an. Vollständig ausgerüstet, der Indianer mit seinem Schießgewehr und seiner Axt, Robert mit einer doppelläufigen Flinte, Pulver und Blei und einem Schwerte, ferner Jeder von ihnen ein Päkchen tragend, worin Lebensmittel und einige Erfrischungen für Maria, gingen sie auf einen gewagten Zug aus, der ohne Zweifel gefährlicher war, als die Abenteuer manches stolzen Ritters, dessen Thaten in fabelhaften Berichten ausgeschmükt werden und auf den Wappenschildern ihrer Nachkommen prunken. Ein ruhmreicher Name hängt mehr von zufälligen Umständen, als von großen Thaten ab. Hätte Robert Wilson in den Ritterzeiten gelebt, so wären sein Muth und seine Standhaftigkeit von Dichtern und Sängern verewigt worden; jezt gibt es von seinem Namen und seiner Existenz keine andere Erinnerung, als diese einfache Erzählung!

Nachdem Roberts Freunde ihn unerschütterlich in seinem Entschlusse gefunden hatten, sagten sie ihm auf sein eigenes Andringen am Rand des Waldes Lebewohl.

So drangen denn nun jene Beiden tief in's Dikicht ein und der Spur der zurükziehenden Indianer folgend, eilten sie ihnen Anfangs mit möglichster Schnelligkeit nach; doch bald begann Mendowit langsamer zu schreiten und suchte Robert zu bedeuten, daß die beiden Mohawk's vielleicht Spione einer großen Bande seien und daß man Vorsicht anwenden müsse, um nicht unvermuthet in einen Hinterhalt zu gerathen.

Robert würde in seiner Ungeduld sich diesem Zwange nicht unterworfen haben, wenn es ihm möglich gewesen wäre, anders zu handeln; allein er vermochte Mendowits Schritte nicht zu beschleunigen und sah sich daher genöthigt, eben so langsam zu gehen.

Mit einer gewissen Aengstlichkeit zogen sie dann weiter durch alte Wälder, wohin nie ein gebildeter Mensch sich gewagt hatte. Allenthalben herrschte tiefe Stille, außer wenn dann und wann das Geschrei eines einsam lebenden Vogels mit widrigem Ton ihr Ohr traf, oder zuweilen ein Raschelu zwischen den dürren Zweigen die Reisenden veranlaßte den Athem anzuhalten und horchend stille zu stehen, bis ein Hirsch, quer an ihrem Pfade vorübereilend, auf der andern Seite tief in den Wald drang, während sie nicht auf das Thier zu schießen wagten aus Furcht, der Knall könnte ihre Feinde, die vielleicht in ihrer Nähe auf der Lauer lagen, in Bewegung bringen. Den ganzen Tag hindurch erfüllte eine ängstliche Besorgniß, eine unbeschreibliche Unruhe des armen Roberts Herz. Er würde weniger gelitten haben, wäre er gewiß gewesen, daß Maria nicht mehr lebe. Die Mißhandlungen, welche sie vielleicht erfahren konnte, schilderte seine lebhafte Phantasie ihm, als wirklich an Maria verübt, so daß jedes Geräusch ihn aufzufordern schien, zu ihrer Befreiung herbeizueilen; der Aufschub und die fortwährend sich zeigenden Hindernisse machten sein Blut kochen, so daß er vor Wuth sich kaum zu bezwingen vermochte.

Ueber Roberts Ungeduld war Mendowit höchlich verwundert, der, mit philosophischer Ruhe sich gehörig Zeit nehmen wollte, die Spur ihrer flehenden Feinde zu untersuchen und zu berechnen, wie weit diese noch voraus seien und wann sie die Indianer wahrscheinlich einholen würden. Dieß wäre wohl recht bald geschehen, wenn die Mohawk's immer vorwärts gezogen wären; doch diese, als ob sie die Verfolgung vorhergesehen, hatten es beständig darauf angelegt, leztere zu vereiteln. Mehrmals waren sie auf ihren Fußstapfen zurükgekehrt, wie die Füchse es thun. Dem Laufe des Flusses folgend, hatten sie sich zuweilen in's Wasser begeben und waren hin und her gekreuzt an Stellen, wohin nur die Verschlagenheit eines Indianers ihnen nachzuspüren im Stande war. Aus diesen Vorsichtsmaßregeln schloß Mendowit, daß die Wilden nicht in großer Anzahl beisammen seien und am Morgen des vierten Tages gab er Robert die Versicherung, daß sie Maria, falls sie noch lebe, bald wiedersehen würden.

V.

Sie näherten sich nun den Bergen und Mendowit schien sehr zu wünschen, daß sie die Mohawks einholen möchten, bevor diese den gefürchteten Bergpaß erreichten. An den Fußstapfen bemerkten sie, daß Maria nicht ging — vielleicht war sie dazu nicht im Stande! — Robert zitterte und preßte sein Gewehr mit krampfhafter Spannung in die Hände, während bei jeder Fußspur seine Augen in allen möglichen Richtungen umherforschten und er in ängstlicher Erwartung schwebte, daß seine Furcht vor dem Schlimmsten nur allzu wahr sich erweisen möchte. Ja hätte er Mariens zerrissenen Leichnam gesehen, so hätte die Beklommenheit seines Herzens kaum stärker sein können.

Das Wetter, welches seitdem er Dover verlassen und auch einige Zeit vorher, ungemein troken und warm gewesen war, veränderte sich nun plözlich; sie schienen in einem andern Himmelsstriche zu sein. Dichte, dunkle Wolkenmassen umgaben die Berge und bedekten bald den ganzen Horizont. Nächtliche Finsterniß war auf Einmal herabgestiegen. Der Wind erhob sich und wehte zuweilen mit der Heftigkeit eines Sturmes. Mehr bedurfte es nicht, um auf eine bereits erschütterte Phantasie zu wirken und eine ängstliche Spannung zu vermehren, als ob die Urwälder vor Furcht seufzten bei der Annäherung eines fürchterlichen Unheils. Die Stämme der dikksten Bäume wurden erschüttert und senkten die hohen Wipfel fast bis zur Erde herab, indeß die Bergwinde in den schauriglten Tönen durch die Felsenklüfte heulten.

„Wir müssen zurükkehren", sagte Mendowit, stehen bleibend; wir können sie nicht einholen: der geheime Pfad von Agiocochook soll von Mendowit nicht betreten werden!"

„Du mußt", entgegnete Robert mit gewaltiger Stimme, da er den Grund des Zögerns seines Begleiters nicht begriff; „Du mußt! aber Du brauchst nicht zu kämpfen. Zeige mir die Mohawks, und wenn ihrer zweihundert wären, dennoch will ich Maria aus ihren Klauen erretten!"

Ein plözlicher Schrek unterbrach seine Worte, indem ein so blendend heller Blizstrahl aus den Wolken herabschoß, daß für einen Augenblik die Berge in ihrem ganzen Umfange deutlich gesehen wurden — nicht nur ihre hohen Gipfel, sondern auch die klaffenden Höhlen und steilen Tiefen — die ungeheuern Felsen, einige fest wie die Grundpfeiler der Erde, andere scheinbar in der Luft hängend und die unter ihnen Befindlichen bedrohend, auf ihre Häupter herniederzustürzen — die dunkeln Waldbäume, mit ihren Wurzeln und Fasern zwischen Abgründe geschlungen, über welche sie sich, gleichsam zu ihrer Sicherheit, festklammerten, um den Wanderer verrätherischer Weise in die schauerliche Tiefe zu loken. Es folgte ein fürchterlicher Donnerschlag — dann strömte der Regen gleich einer Sturzfluth hernieder.

Es wäre fruchtlos gewesen, den Versuch zu wagen, weiter zu gelangen, während Wind und Regen so wüthend anhielten. Robert fragte den treuen Indianer, wo sie Schuz vor dem Wetter suchen könnten. Mendowit sprach kein Wort, machte jedoch eine Bewegung nach der Westseite des Berges, an dessen Fuß sie standen und begann eilends aufwärts zu klettern. Schweigend folgte ihm Robert. Der Pfad war gefährlich und erheischte große Vorsicht; aber der Indianer war anscheinend mit den Schwierigkeiten bekannt und beseigte sie leicht. Sie erreichten Beide eine Art Grotte zur Seite einer steilen Anhöhe und gelangten glüklich hinein.

So waren sie nun zwar vor der Wuth des Wetters geschüzt, doch hörten und sahen sie immer noch den angsterregenden Aufruhr in der Natur, es schien, als seien Luft, Feuer und Wasser losgelassen, um nach Wohlgefallen mit der zukenden und lebenden Erde zu verfahren. Der unaufhörlich in blendendem Schimmer sich schlängelnde Blig — das fürchterliche Rollen des Donners, der die Berge in ihren Grundfesten erzittern und erdröhnen machte — der Regen, der nicht tropfenweise fiel, sondern in breiten Strömen aus den schwarzen Wolken niederstürzte — das Heulen des durch die hohen Bergklüfte tobenden Windes — das häufige und laute Krachen umfallender Bäume — dieß Alles zusammen bildete eine furchtbar erhabene Naturscene, die die Seele zwar fühlen, aber keine Feder zu beschreiben vermag.

Mitten in diesem Kampfe der Elemente fürchtete Robert keine eigene Gefahr: er dachte nur an sein junges Weib. Bei jeder neuen Zunahme des Gewitters rief er: „Ach! wo ist wohl meine Marie nun?" — bis seine Knie zusammenstießen und große Schweißtropfen seiner bleichen Stirn entrollten. Bald begab er sich nach dem engen Eingange der Grotte, um zu sehen, ob das Wetter ruhiger werde; dann wieder suchte er die dichteste Finsterniß der Höhle, wo er verzweifelnd sich auf den feuchten Felsen niederwarf und die Augen schloß, als versuche er, alle Gedanken aus seiner Seele zu verbannen.

VI.

Bis nach Mitternacht hielt der Sturm an, da wurden sonderbare Laute vernehmbar, während der Wind sich etwas legte. Sie glichen keinem Laute irgend einer menschlichen Stimme, noch dem Gebrüll oder Geschrei eines wilden Thieres, sondern dem hohlen, schaurigen Rufe eines überirdischen Wesens, wie eine warnende Stimme in des Zuhörers Ohr.

Von Schreken erfüllt, sprang Robert empor. Beim hellen Lichte eines Blizstrahls gewahrte er, daß auch Mendowit sich erhoben hatte. Dieser ließ rathlos die Hände niederhängen und sein Gesicht drükte eine innere Angst und eine Verlegenheit aus, wie man sie bei Leuten solcher Farbe selten bemerkt.

„Es ist die Stimme Abamocho's!" sprach der Indianer leise und in bebendem Tone; „ich habe sie früher schon einmal gehört. Er verlangt ein Opfer!"

„Wo ist er?" fragte Robert, sein Schwert ziehend.

„Er ist der Geist des finstern Landes", sagte Mendowit, sich niederbükend; als ob er vor einem furchtbaren Gegenstande Schuz suchen wollte; er herrscht über diese Berge; er kommt im Sturm und Keiner, den er zum Verderben ausersehen, vermag ihm zu entrinnen."

Roberts Seele war so ganz erfüllt von Maria und deren Befreiung, daß kaum ein anderer Gedanke oder Kummer um etwas Anderes in ihm aufgestiegen war, seit er Dover verlassen hatte. Der gräßliche Laut, den er soeben vernommen und Mendowits sonderbare Reden erregten jedoch seine Neugier, um zu untersuchen, was diesen Indianer so sehr entsezt hatte, während er an Agiocochook dachte.

Ein tiefer Seufzer entfuhr dem armen Mendowit; dann fuhr er fort: „Diese Berge gehören Abamocho, dem bösen Geiste. Er begünstigt stets die Mohawk's, und um ihnen einen Weg zu bahnen, als sie vor den Pfeilen Tookenchosen's, des Helden von Massachusetts, flohen, riß er den Berg auseinander. Der böse Geist saß auf einem sehr großen Felsen, oben auf dem Gipfel des Gebirges, und er winkte den Mohawks, hindurch zu ziehen, während er seine Hand auf die Brust legte. Sie gehorchten und kamen in Sicherheit; doch als Tookenchosen ihnen folgen wollte, breitete der Geist seine Arme aus, und große Steine und Bäume wurden auf die Krieger herabgeworfen, bis Alle, mit Ausnahme des Häuptlings, umkamen. Dies geschah viele, viele Monate früher, als die weißen Männer erschienen; doch keiner unserer Tapfern durfte nach Agiocochook sich wagen, die Gebeine der Erschlagenen zu sammeln. Endlich ward mein Vater Oberhaupt von Massachusetts. Er war ein großer Held. Sein Stamm war zahlreicher als im Sommer die Blätter im Walde. Tausend Krieger folgten seinen Schritten und er sagte, er wolle die Gebeine seiner Väter aufsuchen und zurükbringen. Er rief seine junge Mannschaft zusammen und nahm mich mit, auf daß ich die Pfade möchte kennen lernen. Damals war ich noch ein Kind; ich konnte den Bogen noch nicht spannen — aber sie zogen nicht aus, um zu kämpfen."

Hier hielt Mendowit ein und Robert bemerkte am Tone seiner Stimme, daß die Erinnerung an frühere Jahre schwer auf seinem Herzen lastete.

Nach einigen Augenbliken traurigen Schweigens hob Mendowit wieder an: „Wir kamen bei Agiocochook an. Der Sturm heulte fürchterlich, so wie Du ihn jezt hörst. In dieser nämlichen Grotte brachten mein Vater und ich die Nacht zu. Wir vernahmen Abamocho's Stimme. Morgens sahen wir ihn auf seinem Felsen sizen. Er winkte mit der Hand daß wir gehen sollten; ich sah es und bebte, aber mein Vater wollte sich nicht eher entfernen, bis er alle geheimen Stellen durchforscht habe. Doch die Gebeine unserer Vorfahren waren verloren. Wir kehrten zu unserem Stamme zurük, aber der böse Geist sandte einen Fluchüber uns. Seuchen rafften unsere Männer und Jünglinge dahin; die Mohawks tödteten die Greise und Kinder; mein Vater fiel von ihren Pfeilen. Seinen Tod habe ich gerächt; doch die Vertilgung meines Volkes vermochte ich nicht abzuwenden. Dreimal reiste ich nach Agiocochook, um Abamocho zu versöhnen. Wir baten dort wie hier: es war vergeblich!"

(Schluß folgt.)

Abonnementspreis.
per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrückungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 16. | Samstag den 19. April. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | 1856.

Abonnementseinladung.

Auf das zweite Quartal des „Kolonist" kann noch bis Ende dieses Monats abonnirt werden bei allen Postämtern, so wie auch bei der Expedition.

Kurze Beschreibung der brasilianischen Provinzen.

(Schluß.)

9) Die Provinz dos Alagoas, 910 Quadratmeilen mit 300,000 Einwohnern, zwischen Pernambuco und Sergipe, von welch lezterer Provinz sie durch den unteren Theil des San Franciscoflusses geschieden wird, erstrekt sich nicht weit in's Innere. Villa do Forte dos Alagoas, Hauptstadt an der Südseite eines großen Sees, hat 6000 Einwohner und lebhaften Handel. — Maceio, Stadt, ¼ Meile vom Meer, mit 5000 Einwohnern. Das belebte Städtchen Jaragua ist ihr Hafenplaz. — Porto Calvo am Manguaba, 4 Meilen vom Meere, hat einen Hafen mit Schiffswerften, wo auch Kriegsschiffe gebaut werden, und 6000 Einwohner, die starken Rothholz- und Blauholzhandel nach Pernambuco treiben. — Penedo de Sao Francisco, Hafenort am San Francisco, 5 Meilen von dessen Mündung mit 4000 Einwohnern.

10) Die Provinz Sergipe, 856 Quadratmeilen groß, mit 250,000 Einwohnern, fast ganz eine Ebene, auf der sich blos landeinwärts einige Berge erheben, hat außer dem schon erwähnten Sao Francisco nur geringe Küstenflüsse. Die Hauptstadt Sergipe oder Cidade de Sao Christovao liegt 4 Meilen vom Meere, hat einen Hafen, Zukersiedereien, eine Tabaksfabrik, Gerbereien und 20,000 Einwohner, welche Verkehr mit den westlich liegenden Bergwerksdistrikten und bedeutenden Küstenhandel treiben. — Villa nova, Städtchen am San Francisco, Penedo gegenüber.

11) Die Provinz Bahia hat ihren Namen von der herrlichen Bai, Bahia de todos os Santos (Allerheiligenbai), an welcher die Hauptstadt ligt. Die Größe der Provinz wird zu 4500 Quadratmeilen, die Einwohnerzahl zu 880,000 angegeben. Das Küstenland ist niedrig, aber zwischen ihm und dem San Franciscofluß liegt ein Gebirgsland, das von der Serra de Mantiqueira durchzogen wird. In einem Nebenaste dieser Gebirgskette, der Serra Cincora, befinden sich die 1844 entdekten reichen Diamantengruben. Bahia, die mit ihrem vollen Namen Sao Salvador da Bahia de todos os Santos, durch viele Forts und Festungswerke vertheidigte Hauptstadt, Siz eines Erzbischofs, nächst Rio Janeiro die größte und reichste Handelsstadt Brasiliens, ligt theils an einer steilen Höhe, theils am Fuße derselben auf der Spize einer Landzunge in der Allerheiligenbai, welche sich von Norden gegen Süden fünf Meilen und von Osten nach Westen über sechs Meilen ausbreitet, so geräumig ist, daß sie die Seeschiffe der ganzen Erde, vor jedem Winde geschüzt, aufnehmen könnte und den durch mehrere Forts vertheidigten Hafen der Stadt bildet. Sie besteht aus der obern und untern Stadt, wozu noch drei Vorstädte kommen, und hat eine Citadelle, mehrere Forts, 36 Kirchen, worunter die Jesuitenkirche, endlich das größte und prächtigste Gebäude der Stadt, das ganz aus europäischem Marmor aufgeführt und im Innern sehr kostbar verziert ist und jezt zur Kathedrale dient, viele Klöster, worunter das der Franziskaner sich auszeichnet, eine neue Börse, ein Seezeughaus, eine Schiffswerfte, eine Münze, ein Seminar, ein Gymnasium, eine medezinische und eine chirurgische Schule, eine öffentliche Bibliothek, bedeutende Zukersiedereien und Rumbrennereien, Tabaks- und Zigarrenfabriken, Baumwollenwebereien. Die am Bergesabhang gebaute Stadt mit ihren vielen Klöstern und Kirchen, eingeschlossen von dem schönsten Grün von Cocospalmen und Bananen, gewährt vom Meere aus einen entzükenden Anblik. Aber nicht so günstig ist der Eindruk, den sie im Innern macht; denn die meisten Straßen der eigentlichen Stadt sind eng und schmuzig. Sie zählt 200,000 Einwohner, die wichtige Waaren- und Geldgeschäfte machen, auch ziemlichen Wallfischfang treiben. Schon im Jahr 1851 betrug die Einfuhr etwa 38 Millionen und die Ausfuhr 29 Millionen Franken. Die eingeführten Fabrik- und Luxuswaaren gehen zum Theil durch den Küstenhandel nach den südlich liegenden brasilianischen Häfen, zum Theil in's Innere. Die vornehmsten Ausfuhrartikel sind Zuker, Tabak, Kaffee, Baumwolle, Rum, Häute, Färbeholz ꝛc. Die Plantagen in der Umgegend erzeugen den trefflichsten Tabak, Reis, Zuker, Kaffee und Baumwolle. Bahia mit Umgebung ist derjenige Theil Brasiliens, wo die größte Volksmenge zusammengedrängt ist. Unter seinen Bewohnern sind auch Deutschland und die Schweiz durch viele Kaufleute und Handwerker vertreten. Auch eine landwirthschaftliche Kolonie befindet sich in der Provinz, nämlich in der Nähe der Hafenstadt Ilheos. Sie wurde in der Mitte der Zwanzigerjahre mit mehreren hundert Deutschen, Franzosen und Schweizern gegründet. Allein das Klima erwies sich als ungünstig; manche unterlagen den dort herrschenden Fiebern, viele zogen weg und so schmolz die Kolonie zusammen. Aber was zurükgeblieben ist, erfreut sich eines schönen Wohlstandes; die Hauptprodukte der Kolonie sind Kaffee und Cacao. — Ilha Taparica, eine fruchtbare, von 16,000 Menschen bewohnte Insel in der Allerheiligenbai, welche den Eingang derselben in zwei Straßen theilt. — Caroeira, ansehnliche Stadt am schiffbaren Paraguassu, treibt lebhaften Handel und zeichnet sich durch ihre guten Cigarren von selbstgepflanztem vortrefflichem Tabak aus. — Paraguassu und Lancoes, zwei Dörfer mit 20,000 Einwohnern, in der Gegend der 1844 entdekten Diamantengruben. Besonders das erstere ist der Mittelpunkt des Diamantenhandels. — Jacobina am Itapicuru und Villa de Contos am Rio Brumado sind zwei Städte im Innern.

12) Die Provinz Espiritu Santo, 1788 Quadratmeilen groß mit 170,000 Einwohnern, ist größtentheils gebirgig und wird von vielen Küstenflüssen bewässert. Die bedeutendsten sind der Rio Grande de Belmonte, der Doce und Espiritu Santo. Außer diesen führen wir noch an den Mucury, der ungefähr in der Mitte der Provinz von der Grenze von Minas im Westen nach Osten in's Meer fließt und wichtig ist wegen der auf ihm neu erstellten Dampfschifffahrt zur Verbindung der binnenländischen reichen Provinz Minas Geraes mit den Seehäfen. In den Gebirgen von Espiritu Santo befinden sich auch noch freie Indianer, nämlich Puris und Botocudos. Die Hauptstadt Vittoria ligt auf einer Insel in einer Bai, hat einen befestigten Hafen, Küstenschifffahrt und 12,000 Einwohner. — Porto Seguro, Hafenstadt an der Mündung des gleichnamigen Flusses, verschikt viel Holz und Fische nach Bahia. — Espiritu Santo, Hafenort mit Küstenfahrt. — Caravellas, regelmäßig angelegte Stadt von 4000 Einwohnern mit einem Hafen an der Mündung des gleichnamigen Flusses. Unweit davon ligt die Kolonie Leopoldina mit beträchtlichen Kaffeepflanzungen, zu gleicher Zeit wie die oben erwähnte Ansiedlung bei Ilheos von Deutschen, Franzosen und Schweizern gegründet; auf sie paßt auch alles das, was wir über jene gesagt haben. — Einer gesunderen Lage scheint sich die Kolonie Santa Isabel drei Stunden von der Hauptstadt zu erfreuen. Ihre Entstehung datirt sich vom Jahre 1848. Von Antwerpen war ein Trupp deutscher Auswanderer unberufen nach Rio de Janeiro gekommen. Die hochherzige Regierung nahm sich der Rathlosen an, sandte einen Theil nach Rio Grande do Sul und 163 nach Vittoria, wo ihnen nach einiger Zeit die jezige Kolonie nebst reichlichen Unterstüzungen angewiesen wurde. Anfangs hatten die Kolonisten mit vielen Krankheiten zu kämpfen; jezt aber sind sie auf mehr als 200 Köpfe angewachsen, unter denen wenige Brasilianer. Sie besizen Pferde, Kühe und Schweine und leben im Ueberflusse. Kaffee und Mandioka werden schon zu Markte gebracht; außerdem pflanzen sie Bohnen, Mais, Bataten, Bananen und Gemüse. Der Boden ist fruchtbar und gut bewässert, und die Kolonie hat eine Verbindung zu Wasser mit der Stadt, aber ein guter Landweg dahin mangelt ihr.

13) Die Provinz Goyaz, ein Binnen- und Hochland, das sich im Süden am meisten erhebt und reich an Gold und andern Mineralien ist, grenzt an die Provinzen Para, Maranhao, Piauhy, Pernambuco, Minas Geraes, San Paulo und Matto Grosso und hat ungefähr 14,000 Quadratmeilen und 200,000 Einwohner, worunter sehr viele Indianer. Ausgedehnte Campos, die sich trefflich zu Viehweiden eignen, bedeken

einen großen Theil des Hochlandes. Das höchste Gebirge sind die Montes Pyreneos, von denen die Montes Claros eine südliche Fortsezung sind. Die wichtigsten Flüsse haben wir schon bei der allgemeinen Betrachtung der brasilianischen Alpen aufgeführt. Die Hauptstadt Villa Boa oder Cidade de Goyaz ligt am Flusse Vermelho, unweit seiner Quelle und hat 7000 Einwohner.

14) Die Provinz **Matto Grosso**, von ihren großen Wäldern so genannt, westlich von Goyaz, südlich von Para, 20,000 Quadratmeilen groß und mit den in den Wäldern lebenden Indianern (man zählt deren 66 Stämme, darunter die wohlberittenen Guayeurus) von 85,000 Menschen bewohnt, ist, den südlichen Theil ausgenommen, noch wenig bekannt. Berge, Campos, ungeheure Wälder und sumpfige Niederungen wechseln auf ihrer Oberfläche ab. Die großen Flüsse der nördlichen Hälfte sind dieselben, die wir als das südliche Para durchziehend schon erwähnt haben. Auch die südwärts fließenden haben wir bereits genannt. Der Paraguay bildet hier durch seine Ueberschwemmungen die Sumpfseeen de los Xarayes und wird durch die Flüsse Rio de Sao Lourengo (mit dem Cuyaba) und Taquary verstärkt. Auch in Goyaz findet man viel Gold und Diamanten. Die Hauptstadt Cuyaba, in der Nähe des gleichnamigen Flusses, treibt Produktenhandel und hat 10,000 Einwohner. — Villa bella, oder Cidade de Matto Grosso, am Guapore, mit 6000 Einwohnern, war bis 1835 Hauptstadt der Provinz. — Villa Maria, Städtchen am Paraguay, nur bemerkenswerth durch seinen Handel mit Ipecacuanha (Brechwurzel).

Es bleiben uns nun noch übrig:

15) Die Provinz **Minas Geraes** mit 11,961 Quadratmeilen und 750,000 Einwohnern. Sie wird eigentlich nicht mehr zu Südbrasilien gerechnet, aber wegen ihrer Wichtigkeit für die deutsche Auswanderung und Kolonisation von uns doch mit den nachbenannten Provinzen später genauer abgehandelt werden.

16) Die Provinz **Rio de Janeiro** mit 800 Quadratmeilen und 982,000 Einwohnern.

17) Die Provinz **San Paulo** mit 5600 Quadratmeilen und 320,000 Einwohnern.

18) Die Provinz **Parana** mit 2700 Quadratmeilen und 65,000 Einwohnern.

19) Die Provinz **Santa Catharina** mit 720 (?) Quadratmeilen und 90,000 Einwohnern.

20) Die Provinz **San Pedro do Rio grande do Sul**, abgekürzt Rio Grande do Sul mit 2836 Quadratmeilen und 250,000 Einwohnern.

Verschiedenes.

Das Bundesblatt vom 12. April 1856 bringt in einem Briefe der schweizerischen Hülfsgesellschaft in Rio de Janeiro die ausführliche Begründung der Forderung dieser Gesellschaft an die Auswanderungsagenten Ph. J. Grewe in Zürich (1267 Franken) und Steinmann-Drevet in Basel (120 Franken) für Verpflegung und Reisgeldauslagen solcher Auswanderer, die nicht an das akkordirte Reiseziel, sondern bloß nach Rio de Janeiro gebracht worden waren. Die angeführten Thatsachen sind der Art, daß die Forderung der schweizerischen Hülfsgesellschaft als durchaus gerechtfertigt erscheint. Außerdem beklagt sich die Gesellschaft auch noch über den Agenten Weidmann zur Wiege in Zürich, der eine Familie, welche nach San Paulo wollte, auf einem nach Rio Grande do Sul (!) bestimmten Fahrzeuge einschiffte. Das Schiff litt Schiffbruch, die Familie kam nach Rio de Janeiro und die Schweizergesellschaft schikte sie nach Santos. Die Fahrt von Rio Grande do Sul nach Santos hätte wohl eben so viel gekostet, wie eine Reise von Europa nach Santos, sagt die Gesellschaft. Weidmann hat es dem gütigen Senator Vergueiro zu verdanken, daß er ungeschlagen davonkommt; denn lezterer hat der Schweizergesellschaft einen Theil der Kosten bezahlt und die übrigen wollen sie ihm schenken. Mit Recht rügt der Brief auch die unverantwortliche Spedition von arbeitsunfähigen Leuten nach Brasilien. Sie erzählt von Lahmen, Bukligen und Blinden, die angekommen seien, und von einem Freiburger mit sechs Fingern an jeder Hand und sechs Zehen an jedem Fuße. Der wäre auch besser in Europa geblieben und hätte sich als Mißgeburt um's Geld sehen lassen.

Die schweizerische Hülfsgesellschaft anerkennt die großen Vortheile, die Brasilien den Auswanderern bietet, spricht sich aber entschieden gegen die Auswanderung auf's Gerathewohl hin aus; sondern verlangt, wie wir dieß schon oft auseinandergesezt haben, daß jeder Auswanderer eine bestimmte Kolonie im Auge habe und zu Hause sich bei den für dieselbe aufgestellten Agenten verakkordire. Sie empfiehlt besonders die Gesellschaft Vergueiro und Ottoni.

— Die so lange besprochene Dampfschifffahrts-Verbindung zwischen New-York und Triest ist endlich in's Leben getreten, jedoch nicht unter den Auspizien der österreichischen Regierung, sondern als Privatunternehmen eines New-Yorker Rhederß.

(Ein Vorschlag.) Wie haben wir Schweizer Deutschland zu beneiden, wenn es sich erwahrt, daß die deutsche Legion in englischen Diensten nach dem Kaplande bestimmt ist! Sie soll daselbst als Militärkolonie nach dem ungefähren Muster der österreichischen Grenzer bleiben. Der Soldat erhält 100 (wenig in einem Lande, wo fast nur Viehzucht getrieben wird), die Offiziere 600 bis über 1000 Akres Land; Alles bleibt im vollen Bezug seiner Gehalte und hat dafür die Pflicht, das englische Territorium vor Einfällen zu wahren, es wohl mit der Zeit zu vergrößern und die Kolonie zu bevölkern. Deßhalb wird auch Braut, Frau oder Familie jedes Soldaten unentgeldlich von der Heimath bis zur Kolonie befördert. Und die Schweizer Legion soll aufgelöst und alle die entbehrlichen, zum Theil auch lästigen Leute wieder heimgeschikt werden? O möchte doch der Bundesrath an die englische Regierung das freundschaftliche Gesuch richten, die Alpensöhne auch nach Südafrika zu schiken. Sie verstehen sich so gut auf die Viehzucht und eignen sich auch zur Racenverbesserung unter den Kaffern, und ist denn noch mehrere Bevölkerung wünschbar, so haben wir auch Jungfern gratis zu liefern, sogar solche mit Kindern, die also nicht erst gezeugt werden müssen. — Das wäre eine praktische Lösung der Frage über die zu gründende Schweizer Kolonie unter englischer Oberhoheit (vergl. schweiz. Handelskourier), wäre Millionen werth und würde uns doch keinen Kreuzer kosten.

— (Schiffsnachrichten.) Vom „Pacific" hat man noch immer nicht die geringste Spur. Allmälig schwindet die Hoffnung auf seine Rettung, nachdem der „Arctic" unverrichteter Sache heimgekehrt ist. — Ein anderes Schiff, der „John Rutledge", ist auf der Ueberfahrt von New-York nach Liverpool auf eine traurige Weise zu Grunde gegangen. Ein Zusammenstoß mit einem Eisberge brachte es zum Sinken, und was sich retten konnte, flüchtete auf die Boote. Von den 139 Reisenden, die sich an Bord befanden, hat sich bis jezt nur ein einziger gerettet; er wurde nach unsäglichen langen Leiden von der Germania aufgefischt; seine Kameraden im Boot waren auf der tagelangen Irrfahrt dem Hunger und der Kälte erlegen, und es ist kaum zu hoffen, daß das Schiksal den übrigen Booten gnädiger war. — Der Delawarestrom, zwischen Philadelphia und Camden, war am 15. März gleich nach Sonnenuntergang der Schauplaz eines schreklichen Trauerspiels. Der Ueberfahrtsdampfer „New-Jersey" verließ Philadelphia mit ungefähr 80—100 Passagieren, um dieselben nach Camden zu bringen. In der Mitte des Stromes, der ungefähr zwei englische Meilen breit ist, brach in der Nähe des Dampfkessels Feuer aus, welches so schnell um sich griff, daß bei der allgemein werdenden Bestürzung über 50 Menschen das Leben verloren haben. Die meisten der Verunglükten gehören der ärmeren Klasse an, die in Philadelphia in Arbeit standen und in Camden wohnten.

Schweiz. Graubünden. (Eine schmähliche Geschichte.) Dieser Tage gingen zwei bedeutende Auswandererzüge nach Nordamerika ab. Darunter befanden sich auch mehrere arme Leute, welche auf Gemeindekosten fortspedirt wurden. Der Auswanderungsagent Buzerin, welcher das Geschäft besorgte, hatte in Bezug auf leztere mit den Gemeindevorstehern akkordirt, ohne sie vorher gesehen zu haben. Als er seine Leute in Zürich ein wenig musterte, fand er darunter eine halb blödsinnige, fast taubstumme junge Weibsperson, die nur in einigen unartikulirten Lauten sich ausdrüken konnte! Was hätte wohl ein solches a-mes Geschöpf in Amerika anfangen sollen! Die Gemeinde derselben liegt im Oberlande. Der Agent nahm die Unglükliche nach Chur zurük und wird sich die Warnung hinter's Ohr schreiben. Es muß jeder Agent die amerikanischen Geseze betreffend Einwanderung von Armen, Schwachen, Krüppeln ic. kennen, also muß er auch vor dem Akkordabschluß gewiß sein, daß die von ihm zu spedirenden Auswanderer nicht unter jene Klassen gehören.

Deutschland. (Der Prophet gilt in seinem Vaterlande wenig.) Das „Frankfurter Journal" bringt folgenden Bericht aus dem Herzogthum Nassau, der engern Heimath des Herrn D. v. Schüz: „Der schon seit längerer Zeit sich in Amerika aufhaltende Cuno Daman v. Schüz hat mit der Regierung von Peru einen für ihn vortheilhaften Vertrag abgeschlossen, um eine größere Anzahl deutscher Auswanderer zur Niederlassung in Peru anzuwerben. Da der zu bevölkernde Distrikt als ein sehr ungesunder geschildert wird und Anzeigen dafür vorliegen, daß ein Theil dieser Unterthanen auch in dem Herzogthum Nassau angeworben werden soll, so hat die Landesregierung Veranlassung genommen, die sämmtlichen Beamten des Landes sowohl auf die bestehenden gesezlichen Strafverbote, gegen die Verleitung zur Auswanderung überhaupt, als insbesondere auf dieses Unternehmen aufmerksam zu machen und zu verordnen, daß jeder Anwerbung zu obigem Zweke entgegengearbeitet und keinem nassauischen Unterthanen die Entlassung aus dem Unterthanenverbande zum Behuf der Auswanderung gegeben werden soll, sobald Gründe zu der Annahme vorliegen, daß dieselbe mit dem besagten Projekte in Verbindung steht.

Frankreich. (Warnung vor der Auswanderung nach Paraguay.) Der „Moniteur" vom 8. April enthält folgende Note: „In Folge der ungünstigen Berichte aus Paraguay (anstoßend an die Laplatastaaten) bezüglich der Behandlung, welche Auswanderern dort zu Theil wird, hat die französische Regierung die Ertheilung von Reisepässen nach diesem Lande bis auf weitere Anordnung suspendirt. Kolonisten, welche nach Paraguay gehen wollen, werden daher ermahnt, zu warten, bis die Lage der Fremden dort unter bessere Anordnungen gestellt ist.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Die Frage, ob das Gebiet Kansas als freier oder als Sklavenstaat in die Union treten soll, macht wieder, wie seit zwei Jahren jedesmal, im Frühling großen Lärm in den Staaten. Aus New-York wird hierüber einem englischen Blatte geschrieben: „Die Sklaverei kann in Kansas nie und nimmer aufkommen. In allen freien Staaten im Norden finden jezt täglich und allnächtlich öffentliche Versammlungen statt. Die Geistlichen aller Sekten (die katholischen ausgenommen) predigen einen Kreuzzug gegen diesen neuen und schmachvollen Uebergriff der Sklavenmacht. Sharpe'sche Büchsen und Säbel werden zu Tausenden durch Subskription angekauft. Ex-Gouverneurs, Richter, Mayors und angesehene Bürger, Geistliche, Lehrer, Advokaten, Aerzte, Bauern und Handwerker — alle produzirenden und aufklärenden Elemente der Gesellschaft treten unter das Panier der Freistaaten-Männer. Ehe der Hochsommer da ist, werden Tausende dieser Männer in den fruchtbaren Ebenen von Kansas hausen. In der That, diese Bewegung, welche die Nation tief erregt hat, wird in den künftigen Annalen der Menschheit als der zweite Kreuzzug Amerika's figuriren. Der erste war für die Freiheit der Angelsachsen und der zweite für die Erlösung der Afrikaner."

— Missouri. Die Stadt St. Louis zählt jezt 122,029 Köpfe, darunter nur 1539 Sklaven, was hauptsächlich eine Folge der starken deutschen Einwohnerschaft ist, die sich durchaus nicht mit Sklavenhalten abgibt. Freie Farbige wohnen dort 1540.

— Massachusetts. In Boston wurde am 1. März Beethoven's Bildsäule, welche von dem amerikanischen Bildhauer Crawford ausgeführt und im vorigen Jahre in München gegossen wurde, feierlich enthüllt. Wenn man in Betracht zieht, daß Boston die Metropolis des Puritanismus und Knownothingismus ist, so muß die, deutschem Genie so liberal zuerkannte Huldigung jedem Freunde des Fortschrittes und der Wissenschaft ein freudiges Zeichen einer allgemeineren Anerkennung geistiger Ueberlegenheit sein.

— (Schulen und Schulbesuch in Massachusetts.) Laut dem neunzehnten Jahresberichte des Erziehungsboards ist die Zahl der Freischulen in Massachusetts 4215, welche von 189,997 Kindern im Sommer und von 202,709 im Winter vorigen Jahres besucht wurden. Von diesen waren 213,934 im Alter von fünf bis fünfzehn Jahren, 15,601 unter fünf und 21,877 über fünfzehn Jahren. Der Lehrerinnen waren 5325 mit einem monatlichen Salair von 17—29 Dollars nebst freier Kost und Logis. Der Lehrer 1809 mit einem durchschnittlichen Gehalt von 41—45 Dollars per Monat. Die vom Staate für Unterhaltung der Schulen ausgegebene Summe ist 1,266,436 — 42 Dollars. Die Zahl der inkorporirten Akademien ist 71 mit 4716 Schülern. Es gibt 646 Privatschulen und Akademien mit 17,571 Schülern. Die Gesammtsumme, welche im Staat für Schulzweke verwendet wird, ist 1,620,222 Doll.

— (Statistisches von Boston.) Im Jahr 1855 wurden in Boston 5816 Personen geboren, was 128 mehr als im Jahr vorher, aber im Ganzen von der Zahl der Gebornen der lezten sechs vor 1854 hergehenden Jahre wenig differirte. Auf 2798 kam durchschnittlich ein neugeborener Weltbürger oder Weltbürgerin. Es wurden 29 farbige Kinder geboren, oder eines auf je 76,55 von dieser Klasse der Bevölkerung Bostons. Von den Irländern kommt auffallender Weise nur eines auf 50,31 und von den Amerikanern eines auf 24. Es kamen 50 Zwillingsgeburten vor; in 21 Fällen waren die Kinder männlichen, in 11 weiblichen Geschlechts. — Die Zahl der Heirathen war 2855, eine Abnahme von 213 in einem Jahr. 35 farbige Paare wurden zusammengefesselt: in 9 Fällen waren die Bräutigame schwarz und die Bräute weiß. Das älteste Paar bestand aus einem Manne von 91 und einer Frau von 71 Jahren, die beide verwittwet waren. Die

en, die sämmtlichen Beamten
bestehenden gesezlichen Straf-
tung zur Auswanderung über-
f dieses Unternehmen aufmerk-
rdnen, daß jeder Anwerbung
arbeitet und keinem nassauischen
aus dem Unterthanenverbande
ng gegeben werden soll, sobald
rliegen, daß dieselbe mit dem
bung steht.

ng vor der Auswande-
Der „Moniteur" vom 8.
„In Folge der ungünstigen
stoßend an die Laplatastaaten)
welche Auswanderern dort zu
sche Regierung die Ertheilung
Lande bis auf weitere Anord-
. welche nach Paraguay gehen
nt, zu warten, bis die Lage
ssere Anordnungen gestellt ist.

reinigte Staaten. Die Frage,
s freier oder als Sklavenstaat
t wieder, wie seit zwei Jahren
ßen Lärm in den Staaten.
r einem englischen Blatte ge-
an in Kansas nie und nimmer
n Staaten im Norden finden
ffentliche Versammlungen statt.
(die katholischen ausgenommen)
en diesen neuen und schmach-
umacht. Sharpe'sche Büchsen
nden durch Subskription an-
Richter, Mayors und angese-
er, Advokaten, Aerzte, Bauern
oduzirenden und aufklärenden
reten unter das Panier der
r Hochsommer da ist, werden
den fruchtbaren Ebenen von
at, diese Bewegung, welche
ird in den künftigen Annalen
ite Kreuzzug Amerika's figu-
die Freiheit der Angelsachsen
ung der Afrikaner."

e Stadt St. Louis zählt jezt
nur 1539 Sklaven, was
starken deutschen Einwohner-
icht mit Sklavenhalten abgibt.
1540.

6. In Boston wurde am 1.
welche von dem amerikanischen
hrt und im vorigen Jahre in
erlich enthüllt. Wenn man in
ie Metropolis des Puritanis-
ist, so muß die, deutschem
Huldigung jedem Freunde des
nschaft ein freudiges Zeichen
nung geistiger Ueberlegenheit

Schulbesuch in Massa-
unzehnten Jahresberichte des
hl der Freischulen in Massa-
39,997 Kindern im Sommer
vorigen Jahres besucht wur-
,934 im Alter von fünf bis
unter fünf und 21,877 über
erinnen waren 5325 mit einem
-29 Dollars nebst freier Kost
0 mit einem durchschnittlichen
per Monat. Die vom Staate
len ausgegebene Summe ist
Die Zahl der inkorporirten
Schülern. Es gibt 646 Pri-
t 17,571 Schülern. Die Ge-
at für Schulzweke verwendet

von Boston.) Im Jahr
6 Personen geboren, was 128
ber im Ganzen von der Zahl
s vor 1854 hergehenden Jahre
kam durchschnittlich ein neuge-
eltbürgerin. Es wurden 29
r eines auf je 76,55 von die-
Bostons. Von den Irländern
ur eines auf 50,31 und von
24. Es kamen 50 Zwillings-
waren die Kinder männlichen,
. — Die Zahl der Heirathen
on 213 in einem Jahr. 35
mengefesselt: in 9 Fällen wa-
und die Bräute weiß. Das
em Manne von 91 und einer
beide verwittwet waren. Die

jüngste Verheirathung war die eines Knaben von 18 mit einem Mädchen von 16 Jahren. — Die Zahl der Todesfälle war 4080. Das Durchschnittsalter war 19,88 Jahre. 2084 waren männlichen und 1996 weiblichen Geschlechts. Von Farbigen starben 30 männlichen und 33 weiblichen Geschlechts. Es starben demnach doppelt so viele als ihrer geboren wurden, wonach zu rechnen die Farbigen dort bald aussterben würden, wenn sie nicht von außen Zufuhr bekämen. An Lungenbeschwerden starben 228, an der Schwindsucht 735, an den Blattern 182, an Altersschwäche 81 und 182 verunglükten. Im Monat Januar dieses Jahres starben in Boston drei Personen weniger als in demselben Monat vorigen Jahres, obgleich der diesjährige Winter einer der kältesten ist, deren die ältesten Bewohner sich erinnern.

— Texas. (Handelsbericht aus Galveston.) Das verflossene Jahr (1855) war für Texas im Allgemeinen und namentlich für die Seehäfen keineswegs ein günstiges. Der befriedigende Gesundheitszustand des Sommers war noch nicht genügend, völliges Vertrauen zu schaffen und die beiden unglüklichen Saisons vergessen zu machen, außerdem litt mehr oder weniger der ganze Staat durch ein fast beispielloses gänzliches Ausbleiben der schiffbaren Flüsse, was einestheils nachtheilige Folgen für den Handelsstand, sowie bedeutende Schmälerung im Werthe der Produkte für den Pflanzer nach sich zog; es erklärt sich dadurch auch der Ausfall in den Ausfuhren unsers Hauptprodukts, Baumwolle, welche mit dem kommerziellen Jahresschluß per Sept. 1855

nur 59,609 Ballen betrugen
gegen 82,140 „ im Vorjahre;

während mit Rüksicht auf die weniger günstige Ernte, durch den natürlichen Zuwachs der Kultivationen, eine Vermehrung von 20 Prozent zu erwarten war.

Unter den sonstigen Hauptprodukten des Exports sind hervorzuheben:

	18^{54}/$_{55}$.	18^{53}/$_{54}$.
Zuker	5,500 Fässer.	5,700.
Schlachtvieh (Ochsen)	5,900 Stük.	3,600.
Häute	15,000 „	13,000.
Pecanüsse	16,000 Busch.	13,000.

Der Zustand des Staates im Ganzen ist sehr befriedigend und die Verbesserung von Jahr zu Jahr bedeutend; die Emigration von den ältern Staaten, bei Land sowohl wie über See, vergrößert sich jährlich, weil die Leute durch den fruchtbaren Boden und milderes Klima entsprechendere Belohnung für ihre Arbeit finden. Während die neuen Ansiedler der älteren Staaten vorzugsweise den Osten von Texas und die reichen Küstengegenden aufsuchen, wenden sich Europäer (mit Ausnahme einer französischen Kolonie am obern Trinity) meistens nach dem schönen Westen, d. i. jenseits der Guadelupe oder in die älteren Ansiedelungen zwischen dem Brazos und Coloradoflusse. — Wie der Süden mit seiner Importation mehr oder weniger vom Norden abhängt, so ist hier noch in großem Maße der Gebrauch vorherrschend, alle Bedürfnisse an Fabrikaten und theilweise auch Lebensmitteln vom Norden zu beziehen. Dennoch vermehren sich europäische Importationen jährlich, unter diesen sind besonders Eisen von England und Schweden, Salz von England, dann deutsche Manufakturen, worunter insbesondere sächsische Strumpfwaaren und dahin gehörende Waaren bemerkbar. Es wird der Importation ein neuer Impuls gegeben werden, sobald unsere Kommunikation mit dem Inlande Erleichterung hat, was nur durch Eisenbahnen erzielt werden kann; diese zu kompletiren, bietet der Staat nicht nur ansehnliche Hülfe durch Landschenkungen aus seinen großen Domainen, sondern die jezige Legislatur wird auch solchen Gesellschaften, welche Charters halten und guten Ernst zu deren Vollführung zeigen, noch Geldanlehen gewähren. Unter den projektirten und theilweise in Arbeit begriffenen Eisenbahnen sind

1) die von Galveston nach dem red river, wofür zirka 25 Miles Erdarbeit gethan und das Eisen dafür da ist;
2) die von Galveston-Bay nach dem Brazos-River, wovon 25 Miles fertig sind, um von da nach dem Westen zu gehen.

Diese leztere road, wenn nur bis zum Colorado kompletirt, wird eine wesentliche Erleichterung im Transport von Emigranten nach dem Westen bieten, indem dadurch die Umschiffung nach der Matagorda-Bay überflüssig wird. — Gutes Land in wünschenswerthen Ansiedlungen bedingt gern von 5—10 Dollars per Acre, während große Streken zu 1—5 Dollars zu haben sind. — Der Export von Baumwolle nach Europa ist im Zunehmen und betrug lezte Saison 16,160 Ballen, während von lezter Ernte schon jezt Schiffe in Ladung sind für zirka 14,600 B. (Hdls.-K.)

— Kalifornien. (Erdbeben.) San Franziskos friedliche Einwohner wurden in der Nacht des 15. Februar durch ein ziemlich heftiges Erdbeben aus dem Schlafe aufgeschrekt und auf die Straßen getrieben. Glüklicher Weise blieb es bei dem Schreken, denn außer einigen Rissen in alte Mauern und dem Abfallen von Mörtel und Stukkatur wird kein bedeutender Schaden berichtet.

Brittische Besizungen. (Proletarierauswanderung auf Gemeindekosten.) Wie wir seiner Zeit berichteten, überreichte im Mai vorigen Jahres Sir Alex. Malet dem deutschen Bunde eine Note des Inhalts: Im Oktober 1854 seien 442 auf Gemeindekosten beförderte deutsche Auswanderer, darunter 90 Weiber und 208 Kinder, welche nur zum Theil arbeitsfähig waren, die Erwachsenen mit 10 fl., in Quebec an's Land gesezt worden. Die Provinzialregierung werde bei Wiederholung solcher Landungen in so später Jahreszeit, gleich den Vereinigten Staaten, ein Kopfgeld auf die Einwanderer legen, um nicht mit dem Abhub des Proletariats fremder Länder überschwemmt zu werden. Am 3. Januar 1856 überreichte Sir Alex. Malet eine Note vom 29. Dezember, wonach 90 deutsche Auswanderer in St. Johns in Neubraunschweig in so armseligem Zustande angekommen seien, daß 57 derselben einstweilen in dem dortigen Armenhause hätten untergebracht werden müssen. In Folge davon werde die englische Regierung Maßregeln ergreifen, um der Einwanderung gänzlich mittelloser Deutschen vorzubeugen. (Schw. M.)

— Neu-Braunschweig. (Ansicht von Ihrer Majestät Unterthanen.) Ende Januars wurde in Frederikton unter dem Vorsize des Bürgermeisters eine Versammlung von mindestens 1500 Einwohnern gehalten und darin das kürzlich von der Königin sanktionirte Temperenzgesez besprochen. Sowohl von den Gegnern als von den Freunden des Gesezes wurden Reden darüber gehalten und schließlich erklärte sich die Versammlung mit 5 Sechstel aller Stimmenden gegen das Gesez. Die Verhandlungen gingen in der größten Ruhe und Ordnung vor sich und schlossen mit dem obligaten Lebehoch auf die Königin.

Zentralamerika. Die Regierung von Costa Rica hat den amerikanischen Freibeutern den Krieg erklärt. General Walker hat sich mit 500 Mann über den See von Nicaragua nach Virgin Bai begeben.

— Ueber die Moskitoküste, welche eine so wichtige Rolle in den Zerwürfnissen zwischen England und Nordamerika spielt, ist seit 8 bis 10 Jahren, als die verunglükte deutsche Auswanderung dorthin im Gang war, in deutschen Blättern kaum ausführlich die Rede gewesen. In dem so eben erschienenen 1. Heft des 6. Bandes von Gumprechts Zeitschrift für allgemeine Erdkunde (Berlin, D. Reimer), hat K. Andree die neuesten Nachrichten über dieß Gebiet zusammengestellt. Wir entnehmen daraus Folgendes: die sogenannten Moskito-Indianer, Zambos, sind ein Mischlingsstamm von Indianern, Schwarzen und einiger weißer Zuthat, nämlich den Kindern, welche von Kaufleuten, Schiffskapitänen und Matrosen aus Jamaika mit eingebornen Weibern gezeugt wurden. Das Negerelement kam in's Land, als vor etwa 200 Jahren ein Sklavenschiff am Kap Grazias a Dios scheiterte: sodann suchten manche Sklaven, welche aus den spanischen Niederlassungen entflohen, bei den Moskitos eine Zuflucht, und als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts England mit dem Plane umgieng, die ganze Küste in Besiz zu nehmen, und einige Niederlassungen gründete, brachten Pflanzer aus Westindien ihre Negersklaven mit. Aus solchem Gemisch entstanden die Zambos, deren Gesammtzahl, mit Einschluß der Wuiwas, Cookras, Tonglas 2c., gewiß 3000 nicht übersteigt. Die genannten Indianerstämme erkennen nicht etwa die Oberherrschaft der Moskitos an, sondern leben mit ihnen in erblicher Feindschaft. Wohnpläze haben die eigentlichen Moskitos zu Bluefields, Pearl Cai, Prinzapulka, Rio Grande, Sandy Bai und Kap Grazias. Sie leben roh, wild und barbarisch, kennen keine Ehe, und viele leiden an einem ähnlichen Aussaz wie die Sandwich-Insulaner, daher die Stämme des Innern jeden Verkehr mit ihnen meiden. Roberts, der 1827 sie besuchte, bemerkte, daß jährlich ein Geistlicher aus Jamaika nach der Moskitoküste geschikt wurde, um die Kinder zu taufen, daß aber bei den meisten die Mütter nicht den Vater anzugeben wußten, und Macgregor bestätigt 1849 diese polygamischen Zustände in vollster Weise. Der vielbesprochene Moskitokönig ist ein Mondscheinpotentat, denn er hat keine Unterthanen. Die sogenannten Moskito-Indianer haben überhaupt keine eigentliche Regierungsform, sie übertragen einzelnen Männern eine Art von Gewalt, diese Häuptlinge legen sich dann europäische Titel bei, als General, Admiral, Statthalter 2c. Als die Engländer für zwekmäßig hielten, einen König der Moskitoküste zu fabriziren, berief der Statthalter von Balize einige dieser Häuptlinge, ließ tapfer Rum einschenken und dann von diesen Notabeln des Volks Kreuze unter eine Urkunde sezen, in der sie dem von den Engländern zum König auserkorenen Zambo die „Huldigung" leisteten. Natürlich kümmerten sie sich gar nichts weiter um diese Posse, und das war auch den Engländern vollkommen gleichgültig; sie bedurften lediglich einer Fiktion, um als Protektoren eines von ihnen in's Leben gerufenen „Königs" politische Ansprüche in Mittelamerika geltend zu machen. Dieser erste König, Robert Karl Friedrich, ist in Folge übermäßigen Rumgenusses bereits 1847 gestorben und sein Sohn ihm in der Regierung nachgefolgt.

Australien. (Die Deutschen in Süd-Australien.) Ueber die deutsche Einwanderung in Australien wird der „Vossischen Zeitung" vom November 1855 aus Adelaide von einem Deutschen geschrieben: „Wir haben keine offizielle Angabe über die Zahl der deutschen Kolonisten seit 1851. Am 1. Januar 1851 fand eine allgemeine Zählung der Bevölkerung statt, welche die Summe von 63,700 Seelen ergab. Unter diesen sollten nach der Angabe der Regierung 7000 Deutsche sein. Am 31. März 1855 wurde eine neue Zählung veranstaltet, nach welcher die Seelenzahl auf 85,500 gestiegen war. Die Formulare, die in allen Häusern ausgefüllt werden mußten, enthielten zwar eine Spalte, in welcher das Vaterland bemerkt werden sollte; aber in den von der Regierung veröffentlichten Tabellen ist diese Unterscheidung nicht aufgeführt. Das Verhältniß der deutschen Kolonisten zu der Summe der ganzen Bevölkerung wird indeß ungefähr dasselbe geblieben sein, wie es im Jahre 1851 war, d. h. die Deutschen werden etwa den neunten Theil der Einwohner bilden. Im laufenden Jahre hat die Einwanderung von Deutschland, die für einige Zeit sehr gering gewesen war, bedeutend zugenommen; es sind seit dem 1. Januar 1853 nicht weniger als 1309 Deutsche eingewandert. Von der deutschen Bevölkerung beschäftigen sich drei Viertheile mit Akerbau und leben meist in einigen Distrikten ganz unter sich. Den Stamm derselben bilden die Altlutheraner aus Schlesien. Diese, so wie überhaupt die deutschen Farmer, befinden sich jezt fast ohne Ausnahme in sehr guten Umständen. Wenn man bedenkt, daß die ersten deutschen Einwanderer Ende 1838 ohne Geld, ja sogar meist für ihre Passage verschuldet hier ankamen, und daß ihnen auch ihre Unkenntniß der Sprache und der englischen Gebräuche im Wege stand, so ist es wirklich zu bewundern, wie sie sich in so kurzer Zeit zu einer so allgemeinen Wohlhabenheit emporgearbeitet haben. Der beste Beweis für ihre günstigen Verhältnisse ist, daß im Jahre 1853 die Regierung an Deutsche für 45,000 Pfd. Sterl. Land verkaufte, und außerdem kauften sie vielleicht eben so viel aus zweiter Hand. Die Passage für den größeren Theil der in den lezten beiden Jahren eingewanderten Deutschen ist von ihren Landsleuten in der Kolonie bezahlt. Fast alle sind Eigenthümer des Landes, welches sie bebauen, während die Engländer, die von ihrem Vaterlande her an Pachtungen gewohnt sind, sich auch hier damit begnügen. Vom Weinbau, für den sich das Klima und der Boden unserer Kolonie so vorzüglich eignen, verstehen die Engländer gar nichts, und deßhalb würden deutsche Weinbauer hier sehr gern aufgenommen und gut bezahlt werden."

Afrika. Algerien. (Eine neue Zukerpflanze.) Der Moniteur bringt einen ausführlichen Artikel vom Direktor des kaiserlichen Zentralpflanzengartens von Algier über den holcus saccharatus, eine zukerhaltende Pflanze, die aus China nach Frankreich gebracht worden und nach in Algier angestellten Versuchen allem Anscheine nach berufen sei, keinen geringen Einfluß auf die heimische Zukerfabrikation auszuüben.

Auswanderung

nach den

Kolonien der HH. Vergueiro in St. Paulo (Brasilien).

Die zweite dießjährige Expedition nach diesen Kolonien geht den 15. Mai von Basel ab; von da an bis Oktober jedes Mal, wenn sich genug Passagiere zur Besezung eines Schiffes werden gemeldet haben.

Der Bericht der schweizerischen Hülfsgesellschaft in Rio Janeiro macht jede weitere Anpreisung derselben unnöthig (siehe „Neue Zürcher Zeitung" Nro. 356 vom 22. Dezember 1855 und Kolonist Nro. 52).

Für Abschluß von rechtsgültigen Verträgen beliebe man sich an den Unterzeichneten zu wenden.

Gemeinden, welche ihren Angehörigen die Reise nach diesen Kolonien bezahlen, erhalten ihre dafür ausgelegten Gelder in fünf Jahren zurük.

Auch für die Kolonien der Mucury-Gesellschaft und des Herrn Grafen von Montravel ist derselbe bevollmächtigt, Leute anzunehmen.

Hr. A. Suter, Advokat in Lichtensteig und konzessionirter Agent, ist durch mich bevollmächtigt worden Leute im Kanton St. Gallen zu engagiren.

Zürich, Unterstraß Nro. 132.

E. de Paravicini.

Feuilleton.

Die Hochzeit in New-Hampshire.

(Wahre Begebenheit. Aus „Vaderlandsche Letteroefeningen" übertragen von Gottfried Overmann.)

(Schluß.)

Hier schwieg der Mann wieder, tief gerührt. Robert, der mit steigendem Interesse seiner Erzählung zugehört hatte, fragte ihn, wo die Ueberbleibsel seines Stammes sich aufhielten.

„Junger Mensch!" sagte Mendowit, mit düsterer, doch stolzer Miene sich erhebend, während das Licht des Blizes seine schlanke Gestalt und die grauen Loken schauen ließ, die seine ehrwürdige Stirn umwallten, „junger Mensch! einst führte ich ein Heer an, zahlreicher als die Bäume jenes Waldes. Ich war Häuptling eines mächtigen Volksstammes — jezt irrt Mendowit allein umher. Ich bin der Lezte meines Stammes!" Nach diesen Worten sank er nieder und bedekte sein Angesicht mit beiden Händen.

Robert hatte ein thätiges, doch glükliches Leben geführt. Er war heiteren Gemüthes und daher nicht geneigt, das menschliche Leben von der dunkelsten Seite zu betrachten. Er glaubte — wie denn Jugend und Gesundheit so gerne glauben — die Erde sei blos zum Glüke des Menschen erschaffen und das Leben hienieden werde kein Ende nehmen. Doch wenige Stunden hatten ihn die Eitelkeit und Wandelbarkeit alles Erschaffenen auf eine schreckliche Weise kennen gelehrt. Dort draußen und rings um ihn der vernichtende Sturm, der die Werke der Natur in Staub zermalmte — hier in der Grotte, Mendowit sowohl wie er selbst, Beide redende Beweise der Hinfälligkeit des menschlichen Glükes.

Innig betrübt sezte Robert sich nieder und während das Bild von der Ungewißheit der menschlichen Schikksale so lebhaft und traurig seinem Geiste sich darstellte und die düsteren Gedanken an seine eigene, herzzerreißende Täuschung hinzutraten, weinte er wie ein Kind. Die Thränen, welche er vergoß, galten nicht blos seinem eigenen Leide: er beweinte die Mißgeschike, denen der Mensch ausgesezt ist und begann über die Ursachen all' dieser Uebel nachzudenken. Nie hatte er ein so demüthiges Gebet verrichtet, als jezt aus dem Innersten seiner Seele emporstieg, indem er sich tief erniedrigte vor dem Allmächtigen, der allein zu dem Trauernden sprechen kann: „Friede sei mit Dir!" und der dem Sturme gebietet: „sei stille!" Sanfte Ruhe senkte sich allmählig in Roberts zerschlagenes Herz — die Ruhe des Vertrauens: daß Alles sich am Ende auf's Beste geordnet und regiert herausstellen werde; und so gerieth er in einen tiefen Slaf, aus dem er nicht eher erwachte, bis Mendowit ihn wekte.

VII.

Es war schon spät am Morgen. Der Sturm hatte ausgetobt. Sie verließen die Grotte, um zu schauen, wie es draußen beschaffen sei. Eine dem Rauch ähnliche Ausdünstung entstieg den tröpfelnden Bäumen und dem feuchten Boden unter ihnen und um sie her, so daß die meisten Verheerungen des Sturmes ihren Augen noch verborgen blieben. Die Dünste bewegten sich langsam längs den Seiten des Gebirges, bis sie dessen Gipfel ganz bedekten; doch waren sie keinesweges so drohend als in der verflossenen Nacht. Die Wolken hatten sich entladen; vom Lichte beschienen zeigten sie sich von weißer Farbe und begannen allmählig vor der Morgensonne zu verschwinden, obgleich deren Strahlen die dichten Dünste noch nicht durchdrangen. Der Wind war ganz ruhig und kein Laut außer dem eintönigen Geräusch eines Wasserfalls in einiger Entfernung, unterbrach die feierliche Stille.

Während Robert die jezt in der Natur herrschende Ruhe mit dem wilden Aufruhr der Elemente verglich, von welchem er vor wenigen Stunden Zeuge gewesen, klopfte Mendowit ihm auf die Schulter. Er schaute sich um und erblikte die verzerrten und verunstalteten Gesichtszüge des Indianers. Der Mann stierte einen hohen Berg an, der in geraumer Entfernung von ihm sich erhob. Oben auf der Kuppe des Berges ruhte eine dunkle Wolke und diese erschrekte Mendowit so sehr.

„Es ist Abamocho!" flüsterte er mit leiser Stimme; und in der That, wenn man der Phantasie etwas Raum ließ, glich diese Wolke sehr viel einer menschlichen Gestalt von riesiger Größe. Ihr dunkles Antlig, einer Wolke von hellerer Farbe zugekehrt, schien, von der Seite aus gesehen, in der That lebendig zu werden; ein hervorragender Theil, der für einen Arm gelten konnte, strekte sich bis auf eine bedeutende Entfernung drohend aus — und dann hing das Uebrige, das in den Augen des Indianers einem weiten Oberkleide gleichen konnte, wallend aufgehäuft darnieder und dekte den umringenden Abgrund.

„Dein böser Geist", sagte Robert halblachend, als er bald seinen Begleiter, bald wieder die Wolke anschaute, „Dein böser Geist hat, dünkt mich, eine ungeheuer große und schiefe Nase."

„„Stille!"" sagte Mendowit ihm in die Rede fallend.

Jezt begann der Theil der Wolke, welche den Arm des Geistes darstellte, sich langsam nach dem aus der Wolke gebildeten Körper hin zu bewegen, und zwar auf eine so sehr ähnliche Weise, daß der Indianer dies leicht für das Legen von Abamocho's Hand auf die Brust halten konnte.

Mendowit hielt während der Bewegung der Wolke seinen Athem ein und sprach darauf mit Gefühl: „Abamocho ist versöhnt; wir dürfen jezt in Sicherheit weiter ziehen!" Und nun schöpfte er tief Athem, gleichwie ein in's Wasser gefallener Mann thut, wenn er wieder in die Höhe auftaucht.

Nachdem sie sich erfrischt hatten, verließen sie ihren Zufluchtsort und begannen ihre Reise fortzusezen. Das Ungewitter hatte alle Fußstapfen der Mohawks verwischt; allein es gab nur einen einzigen Pfad durch den Bergpaß: wer sich daher Einmal hier genähert hatte, der mußte vorwärts gehen oder zurükkehren. Jezt betrachtete Robert erst recht die Verwüstungen des Sturms. Ihr Weg war fast ungangbar wegen umgestürzter Bäume, Felsenstüke, tiefer Klüfte und schäumender Wasserfälle, welche aus den Seiten des Gebirgs entsprangen und ein Anschwellen des „Saco" verursachten, so daß dieser ungestüme Fluß fast das ganze Thal überströmte.

Länger als eine Stunde waren sie schweigend und behutsam weiter gegangen, als Mendowit plözlich stehen blieb und Robert in's Ohr flüsterte: „Ich rieche Rauch von Feuer!" Dann kroch er auf Händen und Füßen vorwärts, so still wie eine Kaze, die ihrer Beute nachstellt. Einige Ruthen weiter lag ein hoher, vom lezten Sturm entwurzelter Baum; hinter diesem versteki, richtete Mendowit sich halb auf und lauerte zwischen den Wurzeln durch, um zu untersuchen was vor ihm sei. Bald gab er Robert einen Wink, näher zu kommen, dieser, dem Beispiel seines Begleiters folgend, kroch ebenfalls vorwärts und erblikte in kleiner Entfernung vor ihm .... Maria!

Sie saß mit zwei Mohawk's unter einem überhängenden Felsen, der ihnen zum Schuz gegen den Sturm gedient hatte. Unter diesem hervorragenden Steinklumpen konnten sie nicht blos aufrecht stehen, sondern die Indianer hatten darunter auch ein Feuer angezündet und waren eben beschäftigt, ihr rohes Mahl zu theilen. Sie saßen, den Rüken Robert zugekehrt, und hatten ihre Gefangene vor sich, die, in eine Deke von Fellen gehüllt, gegen den Felsen lehnte.

Gerade, als Robert hinblikte, hielt einer der Mohawks Marien Etwas zu essen vor. Sie entblößte den Kopf und gab durch Geberden zu erkennen, daß sie sich weigere, es zu genießen. Ihre Gesichtsfarbe war so bleich und ihr Antlig so eingefallen, daß Robert jeden Augenblik glaubte, sie erliegen zu sehen. Sein Herz und sein Gehirn waren von Feuer entzündet; seine Augen blikten wild rings umher, ob er irgendwo eine vortheilhaftere Stellung einnehmen könne, um den Feind anzugreifen.

In demselben Augenblik sprangen die Mohawk's auf, erhoben ein fürchterliches Geschrei und liefen auf Robert zu. Er ergriff seine Flinte; doch Mendowit faßte ihn bei der Schulter, zog ihn zurük und rief: „Der Berg! der Berg!"

Robert blikte nach oben. Ungeheure Erd- und Felsenmassen in der Höhe von mehr denn zweitausend Fuß hingen drohend über ihm. In der Nähe des Gipfels, gerade da, wo Abamocho gesessen, hatte die Erde durch die gewaltigen Regengüsse sich gelöst und war weggeschwemmt. Vielleicht hatte irgend eine geringe Ursache, etwa das plözliche Entspringen einer Quelle aus dem Gebirge, die Masse in Bewegung gesezt, die nun vorwärts mit schob, und durch den Fortgang selbst an Kräften zunahm, alte Bäume entwurzelte, Felsenblöke mitschleppte und mit einer Gewalt und Schnelligkeit herniederrollte, daß kein menschliches Vermögen im Stande war, irgendwie Widerstand zu bieten.

VIII.

Mit einem einzigen Blik gewahrte Robert den ganzen Umfang der Gefahr und sah, daß Maria umkommen müsse — daß er sie nicht zu retten vermöge. Erschroken rief er aus: „Ich will mit ihr sterben!" Er riß sich los von Mendowit und mit den Worten: „Maria! meine Maria!" flog er zu ihr hin.

Sie entblößte ihr Haupt, versuchte aufzustehen und rief: „„Mein Robert!"" während er sie umfaßte und an seinen Busen drükte.

„O, Maria! müssen wir denn sterben?" rief er.

„„Ja, wir müssen sterben!"" sprach sie tief ergriffen und in banger Erwartung den niederrollenden Berg anstarrend. „„Doch, wie kamst Du hierher?""

Er antwortete nicht, sondern drükte gegen den Felsen gelehnt, sie fester an sein Herz. Maria, ihre Hände ihm um den Hals schlingend, brach in eine Fluth von Thränen aus, ließ ihr Haupt auf seiner Brust ruhen und weinte wie ein Kind. Er beugte sich hernieder, preßte seine Lippen auf ihre kalten Wangen und rief laut seine Dankbarkeit gegen den Himmel aus — denn in den Herzen der beiden Liebenden erhob sich ein Gefühl wilder Freude, bei dem Gedanken, daß sie nun nicht wieder getrennt werden sollten.

Jezt stürzte die ungeheure Masse herab, Alles, was sie auf ihrem Wege fand, mitreißend, zerschmetternd, vernichtend. Der ganze Berg bewegte sich, der Boden ward erschüttert und dröhnte wie bei einem Erdbeben. Die Luft wurde verfinstert durch das Herabstürzen von Wasser, Steinen und Baumzweigen, die, durcheinander gemischt, gleichsam zu Staub zermalmt wurden; dabei wehte ein fürchterlicher Wirbelwind und man vernahm ein Brausen und Toben, stärker als der schwerste Donner.

Vielleicht verliefen zwanzig oder ungefähr so viel Minuten — denn keines der Liebenden hatte die Länge der Zeit bemerkt — während sie ganz wie betäubt in so traurigem Zustande sich befanden, nun folgte Todtenstille auf jenes furchtbare Krachen und Toben — Robert schaute um sich her und gewahrte, daß die entsezliche Naturerscheinung vorüber war. Sie war vorüber und hatte das Thal, so weit das Auge ruhte, mit einem verwirrten Haufen von allerlei Gegenständen bedekt: Granitblöke, losgerissene Bäume, Sand und Erde vom Berge lagen an manchen Stellen in bedeutender Höhe, füllten das Bett des Saco und boten einen traurigen Anblik der durch jenen Bergsturz verursachten Verwüstungen dar.

Ein kleiner Flek war vor dem Verderben bewahrt geblieben, und dort, sicher wie in einem Zufluchtorte des höchsten Wesens, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, befanden sich Robert und Maria, Eins in des Andern Armen gedrükt. Ihnen zur Seite stand Mendowit; er hielt seine Flinte fest in den Händen und schaute verwildert um sich wie ein Irrsinniger. Unwillkührlich war er Robert nachgeeilt, vielleicht ohne es zu wissen, angetrieben von einem gewissen augenblicklichen Gefühle, das dem Menschen einen Schauder einflößt bei dem Gedanken, einer Gefahr allein die Spize zu bieten. So war auch Mendowit entkommen. Die beiden Mohawks hatten ohne Zweifel das Leben dabei eingebüßt; wenigstens entdekte man nirgend eine Spur von ihnen.

Die beiden Männer bereiteten nun eine Art Tragbahre für Maria, darauf trugen sie sie und in der Nacht ruhte sie am Busen ihres geliebten Gatten, bis sie Dover erreichten.

Robert und Maria lebten lange und glüklich in ihrer Wohnung an den Ufern des Cochechu. Bei allen folgenden Angriffen der Wilden auf Dover blieben sie verschont; ihre herzliche Liebe und Zuneigung, welche unvermindert bis in's höchste Alter fortdauerte, ward nachmals den Gefahren zugeschrieben, die sie bestanden hatten und denen sie zusammen entgangen waren.

Mendowit hielt sich für reichlich entschädigt durch den Antheil, den er an der Unternehmung gehabt. Er besaß außer einer neuen Jagdflinte, Pulver und einem Messer, auch die beiden Gewehre der Mohawks, welche er mit nach Dover bringen wollte als Siegeszeichen und Beweise, daß die Aufspürung des Weges dieser räuberischen Indianer ihm vollkommen nach Wunsch gelungen sei. Aber, was mehr ist, er genoß bis zu seinem Todestage Roberts und Marias Freundschaft und Schuz, und als er endlich dem tiefen Schlaf anheim fiel, der früher oder später die Augen Aller, die auf Erden wohnen, schließt, da ließen sie auf ehrende Weise ihn zu Grabe bringen und benezten dieses Grab mit Thränen der Dankbarkeit bei der Erinnerung an seine Tugenden und die ihnen erzeigten treuen Dienste.

Anekdote. „Was soll das bedeuten?" rief ein Reisender in einer kleinen amerikanischen Stadt einem Mohren zu, der die Stelle eines Aufwärters in dem Wirthshause versah, wo der Erstere eingekehrt war. „Zum Henker! was machst Du?" fuhr er zornig fort, „schon zwei Mal hast Du mich im Schlafe gestört, um mir zu sagen, das Frühstük sei bereit; jezt ziehst Du mir ja das Laken unter dem Leibe fort."

„Lieber Herr! das läßt sich nicht ändern," versezte der Neger: „es soll als Tischtuch gebraucht werden."

Abonnementspreis.
per Post fränko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrückungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig als Samstags.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 17. | Samstag den 26. April. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | 1856.

Der Untergang des „John Rutledge."

Die amerikanischen Blätter enthalten ausführliche Berichte über den in lezter Nro. gemeldeten Untergang des New-Yorker Schiffes „John Rutledge". Der „John Rutledge" hatte Liverpool am 16. Januar mit 120 Passagieren und einer 16 Personen starken Schiffsmannschaft verlassen. Am 18. Februar gerieth er nicht weit von New-Foundland in's Eis und ward am folgenden Tage durch den Zusammenstoß mit einem Eisberge zum Wrak gemacht. Die an Bord befindlichen Menschen suchten sich auf 5 Booten zu retten. Das lezte derselben hatte erst 13 Menschen aufgenommen, als es durch eine gewaltige Welle von dem Schiffe, auf welchem noch ungefähr 35 Personen zurükgeblieben waren, getrennt wurde und nun ohne Kompaß zwischen den Eisschollen dahin trieb. Die Zurükgebliebenen versanken wahrscheinlich sehr bald nachher mit dem Schiffe. Was die Dreizehn im Boote betrifft, so ward nur ein Einziger unter ihnen, ein 19 Jahre alter Matrose, Namens Nye, der seine seemännische Laufbahn erst vor Kurzem angetreten hatte, 9 Tage später von dem Schiffe „Germania" lebend aufgefischt. Alle seine Gefährten und Gefährtinnen (die Zahl der lezteren betrug 9) waren der Kälte, dem Hunger und Durste erlegen. Das Boot hatte kaum das Wrak verlassen, als die Nacht hereinbrach, und welche trostlose Nacht! Die Lebensmittel, über welche die Unzüklichen zu verfügen hatten, beschränkten sich auf eine Gallone Wasser und 6 bis 8 Pfund Brod. Das Bewußtsein der furchtbaren Gefahr trat sofort in widerwärtigen Aeußerungen der Selbstsucht hervor. Die Frau des Bootsmannes, ein großes und starkes Weib, ergriff Besiz von dem das Wasser enthaltenden Trinkgefäße und theilte den Inhalt desselben fast ausschließlich mit einem einzigen ihrer Genossen. Nye konnte blos zwei bis drei Schluk erobern. Die Matrosen waren warm gekleidet, die Passagiere jedoch nur leicht, und sie litten deshalb sehr von der Kälte. Die erste Nacht verging in düsterem Schweigen; dann tagte ein Morgen nach dem andern und weke einen trügerischen Hoffnungsschimmer, der mit einbrechender Finsterniß einer dumpfen Verzweiflung Plaz machte. Am dritten Tage erlag einer der Dulder, dessen dünne Bekleidung ihm keinen hinreichenden Schuz gegen die rauhe Witterung gewährte, den vereinigten Wirkungen der Kälte und des Hungers. Seine Leiche ward von den Ueberlebenden den Fluthen übergeben. Ihm folgte bald darauf eine Frau, die in den Armen ihres Gemahls und ihres Töchterchens starb. Der vierte Tag kam heran und mit ihm dieselbe wilde See, derselbe bleifarbene Himmel; kein Hoffnungsstrahl ringsum zu erspähen! Die Kälte war grimmig, kein Tropfen Wasser war vorhanden, und von Brod blieb nur noch ein geringer Rest übrig. Die menschliche Natur schien der Wuth der Elemente und dem Mangel kaum länger Troz bieten zu können. Da leuchtete plözlich mitten in die Nacht der Verzweiflung das weiße Segel einer Brigg herein. Sie war nicht sehr weit entfernt; mit allen Kräften ruderte man auf sie los und suchte sich, so gut es ging, durch Signale bemerklich zu machen. Einige Zeit lang glaubte man auch wirklich, daß es gelingen werde, sie zu erreichen; allein sie bemerkte das Boot nicht, und da sich plözlich ein frischer Wind erhob, so entschwand das rettende Segel bald den Blikken der Leidenden.

Nun war alle Hoffnung dahin! Ein brennender Durst befiel Alle und die Warnungen des jungen Nye nicht beachtend, begannen sie Seewasser zu trinken. Dies erhöhte nur ihren Durst, und gierig schlürften sie einmal über das andere Mal die tödtliche Flüssigkeit. Die gewöhnlichen Folgen traten ein: Raserei und Tod. Bald hat der vom Delirium Befallene seine Leidensgenossen, ihn zu tödten; dann wieder schien es, als träume ihm, er size an einer reich bedekten Tafel; er sprach von den köstlichsten Speisen, nach denen er doch vergebens verlangte, von den herrlichsten Getränken, mit denen er doch seinen ausgedörrten Gaumen nicht laben konnte. Zulezt brach der Körper unter der Wucht der physischen und geistigen Leiden zusammen; der Irrsinn äußerte sich in stillerer Weise: immer unbeweglicher und starrer wurden die eingefallenen Züge, der verstörte Blik ward gläsern, die welke Gestalt schrumpfte mehr und mehr zusammen, verlor mehr und mehr jeden Halt, und plözlich, wenn das Boot sich durch eine starke Welle hob, sah man eine Leiche zu Boden sinken. Das war das traurige Schauspiel, welches sich dem jungen Nye Tag für Tag darbot. So lange es seine Kräfte erlaubten, warf er die Todten in's Wasser; zulezt konnte er es nicht mehr. Die Qualen des Durstes, welche er erlitt, waren seiner Aussage nach furchtbar; er rieth seinen Gefährten nicht nur ab, Seewasser zu trinken, sondern zeigte ihnen auch, wie sich der Durst einigermaßen durch bloßes Ausspülen mit Seewasser stillen lasse. Außerdem erlabte er sich ein paarmal an den kleinen Stükchen Eis, die sich am Rande des Bootes ansezten. Den Bootsmann überkam nach dem Genusse des Seewassers eine wahre Tobsucht; er versuchte, die Ruder über Bord zu werfen, und warf die zum Ausschöpfen des Wassers bestimmte Mulde in's Meer. Nye bemühte sich nach Kräften, ihn zu beruhigen und ihn vom Trinken abzuhalten; doch vergebens. Er erhielt von dem Wüthenden einen heftigen Schlag auf's Kinn, der ihm eine nicht unerhebliche Wunde beibrachte. Als die vier lezten Leichen im Boote lagen, ward Nye von einer furchtbaren Müdigkeit ergriffen, behielt jedoch noch Besinnung und Selbstüberwindung genug, um ein wollenes Hemd und ein rothes Taschentuch an einem aufgerichteten Ruder als Signal zu befestigen; dann kauerte er ruhig in einer Ese des Bootes nieder und ließ so die Stunden, eine nach der andern, in halb bewußtlosem Zustande an sich vorübergleiten. Von Zeit zu Zeit rüttelte Nye sich mit Gewalt auf, schöpfte das Wasser aus dem Boote und legte sich dann wieder hin. Er schlief nicht eigentlich, sondern befand sich in einer Art von wachender Verzükung. Manchmal kam es ihm vor, als befinde er sich zu Hause in New-Bedford bei den Seinigen. Da er fürchtete, daß auch ihn zulezt der Wahnsinn bewältigen werde, so kämpfte er mit allen Kräften gegen die auf ihn eindringenden düsteren Gedanken an. Anfangs versezte ihn der Anblik seiner schaurigen Gefährten (der neben ihm liegenden Leichen) in eine niedergeschlagene Stimmung. Doch suchte er sich der trüben Gefühle zu erwehren und hielt bis zulezt an der Hoffnung fest, da er entschlossen war, wenn ihm der Tod beschieden sein sollte, mit vollem Bewußtsein und nicht im Zustande der Raserei in das Jenseits hinüberzugehen. Auch hielt er tapfer bis zu Ende aus. Am 28. Februar ward ein Schiff des Bootes ansichtig, in welchem sich der arme Junge befand. Es war das auf der Fahrt von Havre nach New-York begriffene Paketschiff „Germania". Nye war gerettet; allein seine Rettung verdankte er nur der äußerst liebevollen Pflege, die ihm an Bord der „Germania" von Seiten des Kapitäns Wood und dessen Gemahlin zu Theil wurde. Sonst hätte ihn wohl doch noch der Tod ereilt, so furchtbar hatten ihn Kälte, Hunger und Durst zugerichtet. Auch die geistige Aufregung hatte ihm stark zugesezt, und noch lange nachher war er wie halb wirre, wenn die Erinnerung an jene Schrekniße recht lebhaft in seiner Seele auftauchten.

Was aus den übrigen vier Booten des „John Rutledge" geworden ist, weiß man nicht. Wahrscheinlich sind sie aber nicht besser gefahren, als das, welches den jungen Nye trug, der vielleicht allein unter allen an Bord des verunglükten Schiffes befindlichen Menschen mit dem Leben davongekommen ist.

Der „John Rutledge" war ein Schiff von 1008 Tonnen Tragfähigkeit und für 64,000 Dollars versichert. Der Werth seiner zum größten Theil in New-York versicherten Ladung wird auf 75,000 bis 100,000 Dollars geschäzt.

Verschiedenes.

(Verantwortung des Hrn. Steinmann in Basel betreffend die Forderungsklage der schweizerischen Hülfsgesellschaft zu Rio de Janeiro.) „Obschon ich bei der zuständigen Behörde (in Basel) meine Rechtfertigung bereits abgegeben habe und der Gegenstand als erledigt betrachtet werden kann, so bin ich es, da derselbe in öffentlichen Blättern besprochen worden, meiner Stellung schuldig, den eigentlichen Sachverhalt zur Kenntniß des Publikums zu bringen.

„In ihrem Bericht an den Bundesrath sagt die schweizerische Hülfsgesellschaft, daß die durch zwei meiner Unterageuten akkordirten fünf Personen von mir gegen

Kontrakt nach Rio, statt nach Santos und Dona Franziska, befördert worden seien. Sie nimmt an, der Bestimmungsort des Schiffes sei nur Rio gewesen, und will damit die Absicht kontraktwidriger Handlung begründen. Dagegen habe ich einzuwenden: daß diese Passagiere von mir nach Santos angenommen wurden und auch die ursprünglich nach Dona Franziska bestimmt gewesene Familie sich später für Verschiffung nach Santos entschieden; daß das Schiff „Nyverheed", auf welchem dieselben sich einschiffen, laut Charte-Parthie nach Rio und Santos befrachtet war; daß wenn das Schiff nicht unglücklicher Weise gescheitert wäre, die Reisenden ohne anders übereinkunftsgemäß in Santos gelandet hätten.

„Die Annahme, als sei das Schiff nur nach Rio bestimmt gewesen und die Leute von mir absichtlich dahin, statt nach Santos, befördert worden, ist daher eine irrige und mithin auch die darauf gestützte Folgerung des Kontraktbruches. Wahr ist hingegen, daß infolge des Schiffbruches die Leute in Rio gelandet werden mußten und die Weiterbeförderung nach Santos ab Rio für mich momentan durch höhere Gewalt verhindert wurde; und ich kann der schweizerischen Hülfsgesellschaft nur Dank wissen, daß sie sich der Schiffbrüchigen annahm.

„In dergleichen Fällen hat der Agent laut Gesez und Kontrakt die Pflicht, für Weiterbeförderung an den Bestimmungsort durch ein anderes Schiff zu sorgen, und ist er verhindert, solches von sich aus thun zu können und es wendet sich der Auswanderer an das zunächst liegende Konsulat oder an eine Behörde nach seiner Wahl, so haben solche laut dem Kontrakt das Recht, diese Weiterbeförderung sofort ohne anders für Rechnung des Agenten zu thun. Die kontraktliche Garantie ist namentlich für dergleichen außerordentliche Fälle von der Regierung verlangt und von den konzessionirten Agenten geleistet worden.

„Hätte die schweizerische Hülfsgesellschaft oder das schweizerische Konsulat es über sich genommen, sofort die verunglükten Passagiere für meine Rechnung an deren Bestimmungsort zu befördern und mir die Kosten aufzugeben, ich hätte gemäß dem Wortlaute meiner Kontrakte nicht anders können, als solche dankbarst zu honoriren; und würde ich mich geweigert haben, solches zu thun, dann erst hätte sie mit Recht über kontraktwidrige Handlung sich beklagen können. Statt diesen Weg einzuschlagen, hat die Hülfsgesellschaft vorgezogen, ihre einseitige Auslegung meiner Handlungsweise, vereint mit gewichtigeren Klagen gegen andere nicht konzessionirte Agenten, unserer Bundesbehörde einzureichen.

„Auf die Entgegnung, als könne ihr nicht zugemuthet werden, Kredite einzuräumen (deren Betrag in diesem Falle Fr. 120 betragen hätte), erwiedere ich: Wenn sie sich verpflichtet hielt, meine kontraktlichen Verbindlichkeiten zu prüfen, so war sie auch verpflichtet, die von mir kontraktlich gebotene Garantie zu prüfen und meine Stellung als konzessionirter Agent zu respektiren. In meinen Verträgen sind solche genau spezifizirt und die Totalsumme der von mir an verschiedene schweizerische Regierungen geleisteten Kautionen beträgt Fr. 70,000. Andere schweizerische Konsulate Amerika's, die mehr Erfahrung in Auswanderungsangelegenheiten haben, achten in der gegebenen Garantie den guten Willen des konzessionirten Agenten und nehmen keinen Anstand, solche in dergleichen Fällen direkt in Kenntniß zu sezen, und keiner derselben wird behaupten können, daß ich gerechte Reklamationen anders als mit Anerkennung entgegengenommen und erledigt habe, ohne daß solche nöthig hatten, an die Behörden zu rekuriren.

„Um diesen dergleichen zu ersparen und um dem konzessionirten Agenten, dessen Stellung — gegenüber den beispiellos starken Kautionen; der weittragenden Verantwortlichkeit, die ihm Gesez und Verordnungen der Regierungen auferlegen; der im Allgemeinen sehr beschränkten Kenntniß der Expeditionsverhältnisse und der daraus hervorgehenden Vorurtheile Vieler gegen das Geschäft; den hundert Zufällen, welchen, durch die Natur desselben bedingt, eine Expedition ausgesezt ist — ohnedem keine beneidenswerthe ist, nicht unnöthiger Weise ein ehrverletzendes Verfahren entgegenstellen zu müssen, sowie im eigenen Interesse der Auswanderer wäre es wünschenswerth: „daß unsere Bundesbehörde den schweizerischen Konsulaten und Hülfsgesellschaften derjenigen „Hafenstädte, in denen Auswanderer landen, ein Verzeichniß der schweizerischen konzessionirten Hauptagenturen zustellen ließe, mit der Weisung, in Fällen von „Reklamationen auf Schadenersaz solche direkt zu erledigen und nur in den Fällen an die Bundesbehörde zu „gelangen, in welchen die Reklamation fruchtlos bleibt „oder solche einen nicht konzessionirten Agenten betrifft."

Die Hülfsgesellschaft in Rio anerkennt in dem eingeklagten Fall, daß das Haus in Antwerpen, welches das Schiff „Nyverheed" befrachtete, seine Verpflichtungen richtig erfüllt habe. Hr. Steinmann bemerkt hiebei, daß das kein anderes als sein Haus sei, und legt der Reklamation zwei Zeugnisse des brasilianischen Vizekonsuls Krämy und des schweizerischen Konsuls Diezinger in Antwerpen bei, rüksichtlich welcher wir uns glauben auf die Bemerkung beschränken zu können, daß sie für das genannte Haus außerordentlich günstig lauten.

(Bund.)

— (Balken und Splitter.) Der „Bund" nennt die Franzosen hohnweise Mustergeographen; die Herren Franzosen können ihm dieses Kompliment mit vollem Recht zurükgeben; denn es gibt keine deutsche Schweizerzeitung, die so viele und dike geographische Böke schießt, wie der „Bund."

Schweiz. (Unentgeldliche Paßvisa für Auswanderer.) Die französische Gesandtschaft hat den Bundesrath aufmerksam gemacht, daß häufig schweizerische Auswanderer auf das Benefiz einer Gratisvisirung ihrer Pässe Anspruch machen, ohne daß sie sich bei der Gesandtschaft als solche gehörig legitimiren. Der Bundesrath bringt daher in einem Kreisschreiben den Kantonen zur Kenntniß, daß die zur unentgeltlichen Visirung eingesandten Pässe von einem offiziellen Atteste der Lokalbehörden begleitet sein müssen, des Inhalts, daß der Träger des Passes durch Frankreich reise, um sich im Auswanderungshafen einzuschiffen. Außer dem französischen Gesandten in Bern hat auch der französische Konsul in Genf die Vollmacht, Auswandererpässe umsonst zu visiren.

— Bern. (Hat der auch eine Auswanderungsagenturkonzession?) In der „Schweizerischen Dorfzeitung" steht folgendes Inserat: „Durch das Geschäftsbüreau Bichsel in Bern fänden zirka 50 bis 100 tüchtige Bauernknechte auf einer neu zu gründenden Schweizerkolonie in Griechenland vortheilhafte Anstellung, Lohn 2 bis 300 Fr. per Jahr, Kost, Wohnung und freie Reise. Ferner einen dreier Sprachen mächtigen Kellner und einen Zukerbäker nach St. Petersburg. Gute Melker und Käser nach Rußland und Frankreich; zirka 100 Kleidermacher und 20 bis 40 Musikanten nach Frankreich; eine der Landwirthschaft kundige Haushälterin nach Blidah in Afrika." Man wäre begierig etwas mehr von der Schweizerkolonie in Griechenland zu hören. Das ist auch eine schöne Gegend zum Kolonie gründen.

Deutschland. Laut einem Stuttgarter Privatschreiben hat sich in Bietigheim in Württemberg eine Gesellschaft gebildet, ungefähr 300 Köpfe stark, die nach Odessa auszuwandern beabsichtigt.

— Württemberg. Aus einer amtlichen Zusammenstellung über die Aus- und Einwanderung im Jahr 1855 ergibt sich, daß im vorigen Jahr 4922 Personen mit einem Vermögen von 1,421,972 fl. aus Württemberg auszewandert und 636 Personen mit einem Vermögen von 941,985 fl. in Württemberg eingewandert sind.

— Wie andere kleine und Mittelstaaten Deutschlands hat auch das Großherzogthum Hessen-Darmstadt seit den lezten drei Jahren eine bedeutende Verminderung der Bevölkerung erfahren in Folge der Auswanderung, welche ihren Höhenpunkt in 1854 erreichte. Der Unterschied zwischen den Zollvereinszählungen von 1852 und 1855 beträgt beinahe 18,000 Seelen zum Nachtheil der lezteren. In abgerundeten Summen vertheilt sich diese Zahl mit 10,000 Menschen auf Oberhessen, 7000 auf Starkenburg und 1000 auf Rheinhessen.

Holland. Im Jahre 1855 sind als Auswanderer aus dem holländischen Reich über See gezogen 2077 Personen, worunter 677 Familienhäupter und für sich allein stehende Leute, ferner 327 Frauen, 1060 Kinder und 13 Dienstboten.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Der Palast des Präsidenten.) Das „Wochenblatt von Philadelphia" enthält folgende wizige Anzeige: „Haus zu verleihen. Am 4. März 1857 wird das sogenannte weiße Haus in Washington leer. Der Miether jenes Hauses hat nicht allein das Vorrecht, kostenfrei darin zu wohnen, sondern erhält außerdem 25,000 Dollars, um standesgemäß zu leben, und hat alljährlich beiläufig 60 Millionen Dollars unter seine Freunde zu vertheilen. Der Miether muß in Amerika geboren sein, lesen, rechnen und schreiben können, wo möglich die Rechte studirt haben oder General gewesen sein, sowie andere Eigenschaften an sich haben, welche in einem Buche näher beschrieben sind, das den Titel führt: Verfassung der Vereinigten Staaten. Bewerber wollen sich beim amerikanischen Volke vor dem ersten Dienstag im November 1856 melden, an welchem Tage abgestimmt wird, wer das Haus für die nächsten 4 Jahre bewohnen wird." Zu Folge dieser Anzeige haben sich schon eine Menge Bewerber von den verschiedensten Glaubensbekenntnissen eingestellt, als Buchanan, Dallas, Pierce, Marcy, Fillmore, Seward, Caß u. s. w. Wer's Glük hat, führt die Braut heim.

— (Auch schon passirte Wahlist.) Folgende Wahlanekdote wird von einem amerikanischen Blatt erzählt: Ein Volksredner aus dem Westen war bei einer der lezten Wahlversammlungen im besten Zuge, durch eine glänzende Rede das Schikal des Tages zu Gunsten des Knownothingskandidaten zu entscheiden, als ein Hause hinter der Tribüne stehender Irländer es für gerathen fand, dem Strom dieser gefährlichen Beredtsamkeit einen Damm zu sezen. „Der Bursche", sprach einer derselben halblaut, doch so, um vom Redner gehört zu werden, „würde nicht so viel Wesens machen, wenn er wüßte, daß sein Beinkleid rükwärts zerrissen ist." Die Umstehenden begannen zu kichern und von diesem Augenblik an hatte der Politiker keinen andern Gedanken, als den, sein Mißgeschik so gut als möglich zu verbergen. Er verlor darüber den Ideengang, wurde immer verwirrter und sah sich endlich gezwungen, das Feld zu räumen. Sein erstes Geschäft war nun, den gerügten Defekt zu untersuchen. Zu seinem Erstaunen fand er alles in normalem Zustande und erkannte zu spät, daß er das Opfer einer wohlberechneten List geworden. Er stürzte aufs Neue auf die Rednerbühne; allein seine Bemühungen waren vergebens, die Gegner hatten den Sieg bereits errungen.

— (Indianerkrieg.) Nach einer Korrespondenz der Presse aus New-York vom 29. März ist der Aufstand der Indianer im Südwesten sehr ernster Natur. Es handelt sich um nichts Geringeres als eine allgemeine Schilderhebung. Im Norden von Kalifornien sind ganze amerikanische Kompagnien aufgerieben; die Besazungen der Forts Henriette und Vancouver sind von überlegenen Streitkräften belagert; in Florida werden die Kolonisten grausam gehezt und in Texas den Ansiedlern ihre Häuser und Ernten in Brand gesteckt.

— Die Regierung der Vereinigten Staaten läßt jezt stark rekrutiren. Die Regierung liefert Kost, Wohnung, Heizung, Kleider, Licht, ärztliche Hülfe und bezahlt von 11 bis 22 Dollars monatlich. Jeder Rekrut muß etwas von der englischen Sprache verstehen. Wahrscheinlich werden diese Soldaten gegen die Indianer geschikt, die im Südwesten der Union schrekliche Mordthaten ausführen. Vielleicht gelten aber diese Werbungen nicht weniger den Streitigkeiten mit England.

— (Schiffsunglüksfälle.) Durch das Verbrennen des Dampfschiffes auf dem Delaware-Strome kamen 28 Menschen um's Leben, darunter ein Deutscher, Namens Karl Petermann aus Bensheim am Rhein. An dem nämlichen Tag, 15. Mai, Morgens 4 Uhr, fand auf dem Ohiofluß in der Nähe von Louisville, eine ebenso gräßliche Szene statt, indem das Dampfschiff Henry Louis mit dem Dampfer E. Howard zusammenstieß. Ersteres sank in drei Minuten 20 Fuß, wobei 24 Menschen ihr Leben verloren. Unter den Passagieren, welche gerettet wurden, befand sich eine Negersklavin, deren Kind ertrank, und die, während sich Jedermann dem Schmerz überließ, sich über den Tod ihres Kindes freute. Als man sie darüber zu Rede stellte, sagte sie: „Welchem Elend und Jammer wäre ich entzogen worden, wenn ich, wie dieser Engel, als Kind abgerufen worden wäre; laßt denjenigen trauern, der mich kürzlich kaufte, um mich weit von den Meinen zu führen; ihm gehört ja auch dieses Kind." — Der Kessel des von Pittsburg nach New-Orleans bestimmten Dampfers Metropolis sprang am 27. März in der Nähe von West-Columbia in Ohio, wobei 8 Personen, worunter der Kapitän, getödtet wurden, viele andere wurden verbrüht und sonst beschädigt.

— (Vom Wetter.) In Amerika ist heuer gerade das umgekehrte Wetter wie bei uns: ein sehr strenger Winter mit vielen Stürmen, viel Schnee, großer Kälte und ein unfreundlicher später Frühling. Aus einer der südlichsten Gegenden, Neu-Braunfels in Texas, wird vom 16. März geschrieben: Wir haben hier noch immer so hart andauerndes Regenwetter, daß die heiteren, bis jezt mit Northers verbundenen Tage erst nur wenigen Gärten und Aekern zu gute kamen. Die Hoffnung, die Arbeiten in Garten und Feld bald allgemein beginnen zu können, wurde getäuscht.

— New-York. Die in Albany tagende Gesezgebung hat endlich Vernünftiges zu Tage gefördert. Das „Maine Liquor Law" ist für unkonstitutionell erklärt worden, und somit den wiederholten Umtrieben der Wasserfreunde ein Ziel gesezt. Man ist allgemein mit diesem Schritte zufrieden. Eine andere, nicht minder wichtige, der Gesezgebung dieses Staates vorliegende Frage ist ein Gesezesvorschlag zur bessern Regulirung des Milchhandels in New-York. Es wird beabsichtigt, eine Milchinspektion zu errichten, welche den jezt fast mit unverschämter Oeffentlichkeit betriebenen Verfälschungen ein Ziel sezen soll.

— (Werth des Grund- und persönlichen Eigenthums.) Nach den lezten durch die Assessoren vorgenommenen Schäzungen ist das Eigenthum im Staate New-York veranschlagt:

Grund-Eigenthum . .	1,107,272,715 Dollars.
Persönliches Eigenthum .	294,012,564 "
Zusammen	1,402,285,279 Dollars.

Davon wurden folgende Steuern erhoben:

Staats-Steuer 1¾ Tausendstel .	1,753,571 Dollars.
County-Steuern	7,737,503 "
Stadt-Taxen	1,976,951 "
Zusammen	11,678,015 Dollars.

Dies macht 8⅓ Tausendstel auf jeden Dollar.

— Ohio. Um unsern Lesern einen Begriff von dem Umfang der Schweineschlächterei in Cincinnati zu geben, haben wir uns aus zuverlässiger Quelle nachstehende Tabelle verschafft. Es wurden geschlachtet im Jahr

1833	85,000	1845	196,000
1834	133,000	1846	305,000
1835	162,000	1847	250,000
1836	123,000	1848	475,000
1837	103,000	1849	410,000
1838	182,000	1850	393,000
1839	190,000	1851	334,000
1840	95,000	1852	352,000
1841	160,000	1853	361,000
1842	220,000	1854	431,000
1843	250,000	1855	355,000
1844	240,000	1856	425,000

Der Werth sämmtlicher jährlich in den Vereinigten Staaten geschlachteten Schweine kann mit Sicherheit auf nicht unter 200 Millionen veranschlagt werden.

— Pennsylvanien. (Uebertreter des Temperenzgesezes.) In dem Philadelphier Bezirksgefängniß sind jezt 14 Wirthe eingesperrt, weil sie am Sonntag geistige Getränke verkauft haben. Sie werden täglich von Hunderten ihrer Mitbürger und Kunden besucht, die sie als Märtyrer der Sache der Freiheit betrachten, und wird die Gesezgebung, welche jezt in Sizung ist, dieses unpopuläre Gesez nicht aufheben, so wird man mit Gewalt die Leute befreien. Schon am Sonntag hat man an vielen Kirchen große Anschlagzeddel gefunden, die Drohungen gegen die Temperanzmänner und vorzüglich gegen die Priester enthielten, welche sich zu sehr in die weltlichen Angelegenheiten mischen.

— Illinois. Aus der Kommunistenkolonie Icarien werden Streitigkeiten zwischen dem Gründer Herrn Cabet und den Kolonisten berichtet, die so drohend waren, daß man die Auflösung dieser Kolonie erwartete. Cabet habe sich nämlich zum Diktator erklären wollen, aber jezt den Plan aufgegeben und sei dann mit großer Mehrheit zum Präsidenten erwählt worden. Der Zuwachs dieser Kolonie ist sehr gering, und man will behaupten, daß bei dem geringsten Streit, der sich wieder erheben würde, sich die Gesellschaft auflösen werde, was ohne Zweifel geschieht, wenn Cabet durch den Tod abgerufen wird.

— Connecticut. (Eine praktische Predigt.) Vor einigen Sonntagen, schreibt das „New Haven Register", las ein sehr populärer und talentvoller Prediger der Methodistenkirche seiner Gemeinde das 2. Kapitel der Epistel Pauli an die Epheser vor, dessen 19. Vers lautet wie folgt: „Und darum seid ihr nicht mehr Fremde und Ausländer, sondern Mitbürger der Heiligen und des Haushaltes Gottes." — Nachdem er diesen Vers gelesen hatte, richtete er seine Augen fest auf die Gemeinde und bemerkte: „Meine theuren Zuhörer — der heilige Paulus war kein Know-Nothing!" — Ohne ein Wort weiter hinzufügen, fuhr er mit dem Lesen des Kapitels fort.

— Texas. (Kämpfe mit Indianern.) Hr. C. F. Stuken in Friedrichsburg berichtet Folgendes: Drei meiner Wagen, welche ich nach San Marco geschikt hatte, wurden von Indianern angegriffen. Ungefähr um 8 Uhr verließen zwei der Fuhrleute das Camp, um die Ochsen zu suchen; der Dritte blieb zurük, sein Name ist Jakob Guhrberger. Kurz darauf erschienen 8 Indianer, von denen G. den einen mit seinem Rifle (Büchse) verwundete. Während diesen Einige zum nahen Bache führten, sezten die Uebrigen den Kampf fort. G. vertheidigte sich, bis ihm ein Pfeil in den linken Arm und ein anderer in den Rüken gedrungen war; dann ergriff er die Flucht und erreichte eine Farm in der Nähe. Als man von Friedrichsburg aus nach den Wagen ging, fand man sie aller werthvollen Gegenstände beraubt und die Wagentücher zerschnitten. In der Nähe der Wagen fand man 76 Pfeile und alte Deken und Kleidungsstüke, mit welchen lezteren die Wagen beladen waren. Hr. Weed, welcher Pächter der großen Schäferei des Hrn. Candie, des Miteigenthümers und Hauptredakteurs des „New-Orleans Picayune" ist, brachte die erste Nachricht mit hierher. Die Gebrüder Schuchardt, welche mit noch drei anderen Deutschen auf ihrem unter Vorkaufsrecht besiedelten Lande, etwa 3 Meilen von hier, ihr Camp aufgeschlagen hatten, bemerkten troz der Dunkelheit, daß einige Indianer sich ihnen näherten und in nicht weiter Ferne ein Campfeuer anzündeten. Die Deutschen schlichen sich nahe an das Camp hinan, zielten und feuerten, und drei von jenen blieben todt auf dem Plaze liegen, der vierte fiel bald darauf todt nieder.

(A. A. Z.)

— Virginien. (Eine merkwürdige Entdekung.) Am 20. Februar begab sich eine Anzahl Arbeiter an der Zentral-Eisenbahn in Alleghany County, in eine Höhle, deren Eingang ungefähr 3000 Fuß vom Jakonflusse entfernt liegt. Einige von ihnen drangen weiter in's Innere, passirten unter dem Flusse her und kamen auf der andern Seite desselben wieder an's Tageslicht. In der Mitte derselben fanden sie die Leiche eines Jägers in vollständiger Jagdausrüstung. In seiner Tasche befanden sich an 6000 Dollars in Bonds vom Jahre 1823, zahlbar an Mrs. A. Cross. Die Bonds sind von vielen der ältesten Bürger von Alleghany und Bath County unterzeichnet.

— Kalifornien. Das von Julius Fröbel redigirte „San Franzisko Steamerjournal" enthält unter der Aufschrift: „Einladung zur Auswanderung" folgenden humoristischen Normalbrief eines kalifornischen Ansiedlers an einen auswanderungslustigen Freund in Europa, der für die Zustände Kaliforniens charakteristisch ist: „Es freut mich ungemein, aus deinem Lezten zu sehen, daß du gesund bist und dich entsezlich ennuyirst. Dieß sind gerade die Eigenschaften, welche dich zu einer Ortsveränderung qualifiziren und dich zu einer Reise nach Kalifornien bewegen sollten. Du bist doch sonst nicht vom guten Geist verlassen, aber wie ist es möglich, daß du dich noch immer nicht zu einer Uebersiedlung in diese gesegneten Auen entschlossen hast? New-York, Philadelphia, Hamburg, Bremen, London sind eine schöne Gegend, aber sie können keine Vergleichung mit San Franzisko aushalten. Hast du dich etwa durch Zeitungsnachrichten über unsere Zustände zurükschreken lassen? Es ist wahr, es kann dir gleich bei deiner Ankunft passiren, daß du mit sammt dem Wagen, der dich und dein Gepäk nach dem nächsten Hotel bringen soll, durch die Planken der Straße brichst und dich plözlich mit deinen Koffern in den kühlen Wellen der Bai befindest; aber an deinem Gepäk wird nicht viel verloren sein, und wenn du schwimmen kannst, so kannst du dich ja bis an den nächsten Pfahl retten und dich dort festhalten, bis man dir Hilfe bringt. Den andern Tag hast du die Genugthuung, diesen Fall in 26 Zeitungen verschiedener Sprachen erzählt und von scherzhaften Bemerkungen begleitet zu finden. Theilnehmende Leute werden dir außerdem tröstend versichern, daß der Paktträger dir vermuthlich zirka 20—20 Shilling zu viel abgefordert und dir auf Zahlungsverweigerung ein Loch in den Kopf geschlagen haben würde, wäre die Fahrt nicht so glüklich unterbrochen worden. Es ist wahr, du kannst hier 6 Monate umherlaufen, ehe du Beschäftigung findest, aber niemand hindert dich, während dieser Zeit ökonomisch zu leben, du kannst Bretterhäuschen hinter unsern Sandhügeln beziehen, wo dich niemand stört, und in der Stadt kümmert sich niemand, ob du wohlgenährt und gut gekleidet oder ausgehungert, abgeschabt und zerrissen erscheinst. Doch die Umstände können sich ändern und du kannst zu Geld kommen. Es ist wahr, es kann dir begegnen, daß, wenn du dein Geld um 9 Uhr auf die Bank trägst, diese Bank um 9¼ geschlossen und nie wieder geöffnet wird und du so arm bist wie zuvor; aber du brauchst ja dein Geld nicht auf die Bank zu tragen; du kannst es verspielen oder vertrinken, oder wenn das deinem Geschmak nicht zusagt, so wirst du Freunde genug finden, die dein Geld gerne in Verwahrsam nehmen und in irgend einem soliden Geschäfte anlegen. Sind sie unglüklich, so kannst du sie nicht tadeln; sind sie glüklich, so hast du bald die Genugthuung, dein Geld in Honolulu, Kallao, Sidney oder andern interessanten Himmelsstrichen zu wissen, was dich mit einem gewissen Gefühle des Stolzes zu erfüllen nicht ermangeln wird. Es ist wahr, es kann sich ereignen, daß dir jemand des Abends auf der Straße im Halbdunkel den Hut vom Kopfe schießt und, wenn er dein Gesicht sieht, sich entschuldigt, daß er sich in der Person geirrt habe; daß es der Hut und nicht der Kopf selbst war, und wirst die Einladung, mit deinem unbekannten Freund einen Trunk zu nehmen, nicht ausschlagen. Dafür hast du die Genugthuung, unter Umständen eine solche Höflichkeit, ohne lästige Dazwischenkunft Dritter, mit einer ähnlichen Höflichkeit erwiedern zu können. Der Einzelne wird hier so wenig als möglich in seiner persönlichen Freiheit beschränkt, und du wirst wissen, daß das Prinzip der Nichtintervention einer der leitenden Gedanken des Jahrhunderts ist. Doch was soll ich weitläufig sein? Du wirst sehen, daß sich gegen jeden Vorwurf ein Vorzug unseres hiesigen Lebens sezen läßt. Du wirst deshalb meinen Vorschlag nicht länger verwerfen und ohne Verzug Vorbereitungen treffen, herbeizukommen, um einer so aufgeklärten Gemeinschaft, wie die San Franzisko's, anzugehören."

Zentralamerika. Es strömen Walker in Nicaragua, der gegen Costa Rica marschirt, noch immer viele Leute aus den Vereinigten Staaten zu, und besonders schließen die Deutschen sich ihm an, so daß er schon beinahe zwei Regimenter hat, die er kürzlich in deutscher Sprache anredete, was große Freude verursachte. Walkers Großvater war in Deutschland geboren.

Südamerika. Uruguay. Gabriel Pereira, der neue Präsident der Republik Uruguay, ist am 1. März in der allgemeinen Nationalversammlung, gebildet aus dem Senat und dem Repräsentantenhaus (analog mit der aus Stände- und Nationalrath gebildeten Bundesversammlung), mit 24 von 33 Stimmen für vier Jahre gewählt worden. Er wird als ein durch Rechtschaffenheit und Einsicht achtungswerther Mann und einer der reichsten Gutsbesizer von Montevideo geschildert, der sich in die bisherigen politischen Parteikämpfe nur wenig gemischt hat und um so eher allen Parteien genehm ist. Möge seine Präsidentschaft lang halten.

Laplatastaaten. (Neue Kolonisationspläne.) Buenos-Ayres. Einer Korrespondenz des „N.-Y.-Expreß" aus der Stadt Buenos-Ayres vom 21. Dezember datirt, entlehnen wir über die Colonisationspläne und deren Ausführung in den Laplatastaaten folgende Angaben: „Die bedeutendste Fortschrittsbewegung ist die kürzliche Organisation von Gesellschaften für die Kolonisation der Grenzen. Kol. Olivieri, ein sehr beliebter Offizier der italienischen Legion, welcher die Stadt im Jahre 1852—53 gegen Urquiza mit großem Muthe vertheidigte, war der Urheber der Bewegung und verschaffte sich einen bedeutenden Landstrich von der Regierung bei Bahia Blanca an der patagonischen Grenze. Dahin begiebt er sich mit 600 italienischen Auswanderern, welche zu einer landwirthschaftlichen Militär-Legion organisirt sind und deren militärischer Führer der tapfere Obrist ist. Doch haben die Kolonisten auch eine Zivil-Konstitution angenommen und ihre bürgerlichen Offiziere erwählt, ehe sie die Stadt Buenos-Ayres verlassen. Sie werden in wenigen Tagen abreisen, mit allen Erfordernissen für die Gründung einer landwirthschaftlichen Militär-Kolonie versehen. Sie nehmen die mannigfaltigsten Sämereien mit und einen großen Vorrath amerikanischer Pflüge und Revolvers — ein bedeutender Vortheil über die krummen Stöke und Messer oder arma blanca, welche hier so allgemein gebraucht werden. — Eine englische Gesellschaft, an deren Spize das Haus Hughes und Brüder steht, hat ebenfalls einen Grant von 100 Quadrat-Leguas an der Rio Negro Grenze erhalten, unter dem Versprechen, 1000 ieische Familien, im Durchschnitt von je 5 Köpfen, alsbald dahin zu bringen und daselbst anzusiedeln. Diese Kompagnie hat, wie es heißt, bedeutende Hülfsquellen nebst zwei Dampfern und wird die Ansiedelung sofort zur Ausführung bringen. — Eine dritte Niederlassung soll zwischen den Flüssen Dulce und Salada gegründet werden, in der Gegend, welche kürzlich von der Ver. Staaten Erforschungs-Expedition unter Lieutenant Page, in dem Dampfer „La Yerba" vermessen wurde. An der Spize der lezteren Bewegung steht ein Amerikaner, dem auch Dampfboote zur Verfügung stehen, und der bedeutende Landstriche von der Regierung erlangt hat, um seine Pläne zu unterstüzen. Er rechnet vornehmlich irische und deutsche Protestanten zu Kolonisten zu bekommen. Die einzige Hoffnung für diese Länder besteht darin, die eingeborene Bevölkerung sobald als möglich durch Abkömmlinge des germanischen und celtischen Volksstammes zu ersezen. So lange die Gewalt in den Händen der Spanisch-Amerikaner liegt, so lange werden Bürgerzwiste fortdauern, und obwohl die Regierung ihren eigenen Stamms-Verwandten den Todesstoß versezt, indem sie ausländischen Einwanderern diese Erleichterungen darbietet, so kann doch nicht bezweifelt werden, daß sie die weiseste Politik zum Wohle des Landes verfolgt. — Sobald einmal der romanische Volksstamm hierselbst sein Uebergewicht verloren hat, wird das Laplata-Thal ein großes Land werden und nicht eher.

Afrika. Algerien. Die „Debats" geben kurz den Inhalt einer Broschüre über die beste Form der Kolonisation von Algerien. Bis jezt wurde der Boden von Seite der Regierung gegen die Verpflichtung der Kolonisation verschenkt. Dieses Prinzip ist dahin verändert, daß gegenwärtig die Ländereien verkauft werden gegen einen Preis von 20 Fr. pro Hektare. Das anbaufähige Regierungsland beläuft sich auf 6 Millionen Hektaren, und im Besz der 2½ Millionen Eingebornen sind Ländereien, welche die zwanzigfache Zahl ernähren könnten.

Feuilleton.

Eine Fahrt auf der Panamaeisenbahn.

Bekanntlich ist im Laufe des vorigen Jahres die Bahn zwischen Aspinwall am atlantischen und Panama am stillen Meere eröffnet worden. Ein amerikanischer Doktor, welcher der Eröffnung beiwohnte, erzählt in Harpers Magazin seine Fahrt in folgender Weise: „Ungefähr hundert Häuser sind die einzigen Gebäude in Aspinwall. Alle sind von Holz, mit Ausnahme des mit Stukaturarbeit versehenen Eisenbahnbüreaus, eines Eisenhauses und eines Backsteinhauses, das so eben im Bau begriffen, und zwar unter den langsamen Händen eines schwarzen Maurers aus Jamaica; die besseren der hölzernen Häuser wurden von Maine und Georgien gleich fertig hingesandt. Unter den Einwohnern von Aspinwall, ungefähr 800 Seelen, finden wir alle Varietäten der Racen und Farben, selbst beturbante Hindostaner, die unglücklichen verbannten Kulies vom Ganges. Trotz der von seinem Wirth ausgeübten verschwenderischen Gastfreundschaft, was die Darreichung von Champagner-Cocktail und ausgesuchten Havannazigarren anbelangte, konnte der Doktor es doch nicht von Herzen bedauern, als die Nachricht kam, daß die große Expedition über den Isthmus angetreten werden sollte. Außer dem gewöhnlichen Fieber geriethe Aspinwall auch noch in das Fieber der Aufregung über das bevorstehende Ereigniß. Endlich kam die festgesezte Stunde, und der Bahnzug verließ das Depot unter allgemeinem Schwenken des Sternenbanners und der Miniatur-Sternbannerchen von den Hotels und Trinksalons, während vom Balkon des „einsamen Sterns" ein einsames weißes Frauenzimmer mit einem weißen Taschentuch ihren Abschied zuwehte. Besonders die Neger waren entzükt. Eine Anzahl derselben hatte sich in den Besiz eines alten rostigen Böllers gesezt, den sie fortwährend mit aufrührerischem Freudengeschrei losfeuerten. Nur die armen Kulies starrten mit orientalischer Kaltblütigkeit auf die Szene. Sieben Meilen lang geht die Bahn durch ein tiefes Sumpfland, in welches die Ingenieure bei der ersten Vermessung einzudringen hatten, brusthoch im Schlamme, Tag um Tag. Diese sieben Meilen sind jezt nun so fest wie ein Steinpflaster; Pfähle auf Pfähle wurden tief in den schwammigen Boden eingerammt, und die Grundlage dik mit fester Erde bedekt, welche von Monsey-Hill (Affenhügel), der die Bahn zwei Meilen von Aspinwall überragt, herbeigebracht werden mußte. Vorwärts geht es trokenen Fußes über den Morast, durch den Wald, der mit seinen grünen Laubwänden auf beiden Seiten die glühenden Strahlen der Sonne auffängt und die Bahn fortwährend in tiefen Schatten hüllt. Der Reichthum der Vegetation geht weit über die Möglichkeit der Beschreibung. Jezt passirten wir ein undurchdringliches Dikicht von Mangroven, das sich aus tiefem Sumpf erhebt; Schößlinge senken sich von jedem Ast zum Boden und erheben sich von jeder Wurzel hoch in die Luft; sie sind in ein grünes Gewebe verwachsen, in welchem der Beobachter vergebens die geheimnißvolle Verwirklung von Stamm, Wurzel, Zweig und Blatt zu entwirren versucht. Dann kommen wir zu riesenhaften Espaven und Coralos von 30 Fuß Umfang und 140 Fuß Höhe, von denen ein Stamm den Eingebornen zu Anfertigung eines Fahrzeuges von 12 Tonnen Last, ohne Bretter und Fugen, hinreicht. Darauf kreuzen wir wieder einen Fluß, dessen Wellen sich zwischen Ufern mit grünenden Gewächsen kräuseln, wo der zierliche Bambus über dem Gewässer seine befiederten Wipfel schwingt, und wo Haine der Eisenbeinpalme, gemischt mit wilden Feigenbäumen, ihren Schatten ausbreiten und sanft im Windhauch säuselnd ein leises Gemurmel der Einsamkeit und träumerischen Ruhe dem Ohre zuraunen. Nachdem Bujio Soldado, wo ein pittoreskes Landhaus, die frühere Residenz des vielbetrauerten John Stephens während seines Aufenthaltes auf dem Isthmus, die Aufmerksamkeit fesselte, passirt war, kam der Zug nach Baracoas, wo die Bahn den Fluß Chagres auf einer 600 Fuß hohen Brüke überschreitet. Diese Brüke ist von Fichtenholz aus dem Staat Georgia gebaut. Das massive Holzwerk scheint einer sehr langen Dauer fähig, aber das hiesige Klima hat einen so zerstörenden Einfluß, daß die Brüke in Zeit von 12 Monaten wieder erneuert werden muß. Im Westen wird die Sierra-Gigante sichtbar, der höchste Punkt auf dem Isthmus, von wo aus Balboa mit einem Blik auf die spiegelnden Gewässer zweier Oceane sah. Eine andere kurze Station brachte den Zug auf einen Plaz, welcher zu einem Monument für Stephens, Aspinwall und Chauncey bestimmt ist. Der Zug hielt an, zwei handfeste Neger, die den Grundstein zum projektirten Denkmal zu schleppen hatten, keuchten damit die ziemlich anständige Höhe hinauf, und unser granadischer Gesandter hielt eine Volksrede. Bald erreichte der Zug Panama, wo er an der äußersten Grenze des Paisc anhält. Das Ueberschreiten von Ozean zu Ozean hatte gerade 4½ Stunden gedauert, inkl. der Zeit, welche beim Zuhören der Reden verloren worden war. Die Nachkommen der kastilianischen Eroberer sind in Panama, so wie überall, eine verbrauchte und abgestumpfte Race, Volk und Stadt sind beide in Verfall gerathen. Das Gouvernement ist zu schwach, um auch nur die gewöhnlichen polizeilichen Pflichten auszuüben, und hat sich genöthigt gesehen, die Sorge für Aufrechthaltung der Ordnung auf dem Isthmus den Händen Fremder zu übergeben. Das Recht der Bestrafung, selbst auf Leben und Tod sogar ohne Appellation, ist der Eisenbahngesellschaft zugestanden worden. Vor zwei Jahrhunderten war Panama der Mittelpunkt des Handelsverkehrs zwischen Europa und Westamerika, seine Kaufleute waren Fürsten. Aber die Entdekung der Passage um das Kap Horn trieb den Handel in ein.n neuen Kanal. Mit dem Verschwinden der spanischen Macht verschwand jeder Schimmer des Wohlstandes, und seit der Isthmus sich in schwache Staaten theilte, ist der Verfall nur mit um so beschleunigterer Eile vor sich gegangen. Mit dem Handel zwischen Kalifornien und dem Osten als Preis sollte es auf den ersten Blik scheinen, als wäre es nichts Außerordentliches, eine Bahnstreke von nicht einmal 50 (engl.) Meilen Länge zu bauen, wo noch dazu keine breiten Flüsse zu überkreuzen, noch felsige Bergketten auszugraben, noch tiefe Thäler zu füllen sind. Aber die Panamabahn bot Hindernisse dar, die viel fürchterlicher waren, als diese sichtbaren und greifbaren. Das Material für Bau und Ausrüstung der Bahn mußte gänzlich aus der Ferne gebracht werden. Obgleich das Land überflüssig viel Waldungen hat, mußte sogar das Holz in den Vereinigten Staaten aufgesucht werden. Dike Dschungeln mußten durchdrungen werden, und diese füllten sich fast eben so rasch wieder, als sie niedergeschnitten waren. Wenn man den einmal gelichteten Weg sich selbst überlassen würde, so würde derselbe in einem Jahre wieder überwachsen sein. Die Zerstörung des todten Materials ist eben so reißend, als der Zuwachs des lebenden. Ein Monat thut das Werk eines Jahres. Das solideste Bauholz verdirbt unter dem Einfluß des Klimas und der Insekten innerhalb 12 Monaten. Brüken, Stationen, Wasserbehälter und Häuser müssen von Stein und Eisen gebaut werden, um dauerhaft zu sein. Aber schlimmer als das Alles ist das pestilenzialische Klima, mit welchem keine Menschenrace noch Stärke der Konstitution sich vertragen, und gegen welches keine Vorsichtsmaßregel noch ein Akklimatisirungsprozeß helfen kann. Kein Mensch kann hoffen, dem schrellichen Panamafieber länger als wenige Wochen, oder höchstens wenige Monate zu entgehen. Unser Autor, als Arzt sprechend, sagt: „Ich fand nicht Eine gesund aussehende Person unter allen den an der Eisenbahn Engagirten. Es war kein Einziger da, dessen Gesundheit nicht untergraben gewesen wäre." Die Arbeiter auf der Bahn wurden aus jedem Lande aufgesucht. Die Afrikaner widerstanden am längsten; zunächst kamen die Kulies, dann die europäischen Racen; zulezt von allen die armen Chinesen, die sofort unterlagen. Eine Schiffsladung von 800 dieser armen Eingebornen des „himmlischen Reiches" landete in Panama. Von diesen wurden zwei Drittel fast im Augenblike der Landung niedergeworfen, in vier bis fünf Tagen lagen ungefähr 80 mehr an ihrer Seite. Sie gaben sich selbst in der Verzweiflung auf und suchten den Tod lieber selbst. Einige sezten sich bei der Ebbe an den Strand und warteten mürrisch mit angezündeten Pfeifen, bis sie die steigende Fluth verschlang. Einige strangulirten sich mit ihren eigenen geliebten Zöpfen in Ermangelung eines besseren Mittels. In unglaublich kurzer Zeit waren von den 800 Chinesen 600 todt. Kaum weniger schrekllich war das Geschik einer Schiffsladung irischer Arbeiter, die frisch von ihrer grünen Insel kamen. Die Natur schien entschlossen, die Oeffnung des Thores der Meere zu verhindern. Dennoch, trotz der hineingeworfenen Hindernisse und selbst trotz der unerwarteten Kosten des Werkes ging das Unternehmen ruhig vorwärts, bis in fünf Jahren von dem Datum des ersten Spatenstiches an die erste Lokomotive den ganzen Raum von Ozean zu Ozean überschritt. Ob das Unternehmen Erfolg haben wird oder nicht, ist noch die Frage. Wall-Street (die Hauptstraße New-Yorks für Geldgeschäfte) zählt die Millionen, welche schon beim Bau der Bahn verbraucht sind, und die andern Millionen, welche noch nothwendig sind, um sie im Gang zu erhalten, und schüttelt das Haupt und fragt zweifelhaft: „wird es sich rentiren?"

Anzeigen.

Zur Notiz.

Die

„Schweizerische Armen-Zeitung"

beginnt ihre Laufbahn mit der unerwartet schönen Abonnentenzahl von einigen über

1500.

Wohl der sicherste Beweis, daß das Unternehmen zeitgemäß ist und einem wirklichen Bedürfniß entgegenkommt. Sie findet, laut häufigen Zuschriften, in sämmtlichen Kantonen der Schweiz freundigen Anklang und wird daher ihren Zwek:

„Mittheilung und Verständigung in Armensachen",

auch um so sicherer und vollständiger erreichen können. Die „Schweizerische Armen-Zeitung" sollte in keiner Gemeinde fehlen!

Die „Schweizerische Armen-Zeitung" erscheint in wöchentlichen Nummern von je 1 Bogen oder 16 Spalten hoch Quart, zum Preise von jährlich 6 Fr., halbjährlich 3 Fr. und vierteljährlich 1 Fr. 50 Rp. ohne die Gebühr von je 20 Rp. bei Bestellungen per Post.

Bis Ende dieses Monats nimmt jedes löbl. Postamt Bestellungen an. Quartalweise (mit farbigem Umschlag) wird die Armen-Zeitung geliefert durch die Buchhandlung Huber und Komp. **(Körber)** in Bern. **Jederzeit** aber kann abonnirt werden bei der

Expedition der „Schweiz. Armen-Zeitung"
in **Diesbach** bei Thun, Kantons Bern.

Auswanderung

nach den

Kolonien der HH. Vergueiro in St. Paulo (Brasilien).

Die zweite dießjährige Expedition nach diesen Kolonien geht den 15. Mai von Basel ab; von da an bis Oktober jedes Mal, wenn sich genug Passagiere zur Besezung eines Schiffes werden gemeldet haben.

Der Bericht der schweizerischen Hülfsgesellschaft in Rio Janeiro macht jede weitere Anpreisung derselben unnöthig (siehe „Neue Zürcher Zeitung" Nro. 356 vom 22 Dezember 1855 und Kolonist Nro. 52).

Für Abschluß von rechtsgültigen Verträgen beliebe man sich an den Unterzeichneten zu wenden.

Gemeinden, welche ihren Angehörigen die Reise nach diesen Kolonien bezahlen, erhalten ihre dafür ausgelegten Gelder in fünf Jahren zurük.

Auch für die Kolonien der Mucury-Gesellschaft und des Herrn Grafen von Montravel ist derselbe bevollmächtigt, Leute anzunehmen.

Hr. A. Suter, Advokat in Lichtensteig und konzessionirter Agent, ist durch mich bevollmächtigt worden Leute im Kanton St. Gallen zu engagiren.

Zürich, Unterstraß Nro. 132.

E. de Paravicini.

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Poststreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrükungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 18. | Samstag den 3. Mai. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | 1856.

Ueber die bekannte Forderungsklage der schweizerischen Hülfsgesellschaft in Rio de Janeiro

erhalten wir nachträglich noch eine Einsendung, aus welcher wir, schon Bekanntes weglassend, folgende Punkte mittheilen:

„Hr. Steinmann-Drevet hat sich, wie von ihm nicht anders zu erwarten stand, ebenso verständig als nobel herausgebissen. Er hat dem Bundesrath die von der Gesellschaft verlangten 120 Franken sofort geschikt und dabei bemerkt, er hätte dieß auch gethan, wenn sie sich nur privatim an ihn gewandt hätte; es sei gar nicht nöthig gewesen, einen solchen Lärm in die Welt hinaus zu machen. — Was Herrn Grewe betrifft, so scheint er mit dem Geld nicht so schnell bereit zu sein. Sollte er sich weigern wollen? Wahrlich, er hat keine Ursache dazu. Denn so sehr Hr. Steinmann an dem durch höhere Gewalt (Schiffbruch) veranlaßten widerwärtigen Schikal der von ihm Spedirten unschuldig ist, ebenso schuldig ist Hr. Grewe an der Kalamität seiner Auswanderer. Man höre. Hr. Grewe hat, bevor er die in der Reklamation der Hülfsgesellschaft bezeichneten Leute mit dem Versprechen nach Rio Janeiro expedirte, daß sie von dort aus auf Kosten der brasilianischen Regierung nach Rio Grande gebracht würden, — gewußt, daß das von ihm herausgegebene Büchlein, betreffend die Kolonisation in Rio Grande, falsche Angaben enthält und daß das darin erwähnte Gesez (Erleichterungen für Einwanderer ꝛc.) gar nicht in Kraft war. Grewe schrieb dießfalls einen eigenhändigen Brief, den er aber von seinem Schwager M. unterzeichnen ließ, als ob dieser als einfacher Auswanderer die Auskunft verlange, an das brasilianische Konsulat in Hamburg, worin er um schleunigen Bescheid unter der Adresse des Hrn. M. poste restante Zürich bat. — Hr. Dr. Schmidt wurde vom Konsulat beauftragt, dem vermeintlichen M. zu antworten und ihn zu verwarnen, daß er fraglichem Gesez, das wahrscheinlich nie in Kraft treten werde, nicht trauen solle. Ueberdieß verwies Hr. Dr. Schmidt den Fragsteller für weitere Auskunft an seinen Bevollmächtigten in Zürich, Hrn. E. de P. Es mangelte also Hrn. Grewe durchaus nicht an Belehrung; er mußte wissen, daß er mit den Versprechungen seines Büchleins an Auswanderer nach Rio Grande nichts sei und es ist auch nicht wohl möglich, daß es Hrn. Grewe unbekannt war, daß Leute, die nach Rio Grande wollen, aber nur nach Rio Janeiro spedirt werden, deßwegen in große Unkosten und Verlegenheiten kommen. Allein Hr. Grewe achtete weder auf die Warnungen, die der Brief von Hrn. Dr. Schmidt enthielt, noch machte ihm das Schikal seiner Rio Grande-Auswanderer, die er nur nach Rio de Janeiro schikte, Kummer, sondern er warb unter den gleichen falschen Vorspiegelungen zu und führte eben seine Leute nach Rio de Janeiro in's Pech. — Unglüklicher Weise für Grewe (denn dadurch kam sein hinterlistiges Benehmen gegen Hrn. Dr. Schmidt an den Tag) war bald nach Ankunft seines Briefes in Hamburg ein Zürcher Herr dort anwesend, dem die Epistel gezeigt wurde und welcher Hrn. Grewe und den unterschriebenen Hrn. M., ihr gegenseitiges Verhältniß und beider Handschriften, kannte. „Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch an die Sonnen", heißt das alte deutsche Sprüchwort.

Es nimmt mich Wunder, ob die Schweizer Gesellschaft in Rio de Janeiro nicht auch mit dem famösen Hrn. W. Hühn in Hamburg, der bekanntlich in der Schweiz mehrere Agenten hat, ähnliche verdrießliche Geschäfte gehabt hat, wie mit Hrn. Grewe. Hühn wurde schon ein Mal durch das Gericht in Hamburg dazu verurtheilt, daß er, von ihm unter gleichen Vorspiegelungen wie die Grewes statt direkte nach Rio Grande, nach Rio Janeiro spedirte Leute auf seine Kosten von lezterem Orte nach Rio Grande zu befördern habe, und dennoch gibt er sein Verfahren nicht auf. — Da er eben vorzugsweise in der Schweiz seine Nez auswirft (denn „der Prophet gilt in seinem Vaterlande wenig"), so ist es gar nicht überflüssig, in einem Schweizerblatt diese Thatsache zu veröffentlichen."

Die Ankunft des Dampfers „Barcellona" in New-York.

(Aus dem Französischen des „Courier des Etats-Unis" vom 15. März übersezt.)

Der Dampfer Barcellona, Kapitän Morin, kam nach drei Uhr Nachmittags in New-York an. Bekanntermaßen beginnt dieses Schiff den Dienst der monatlichen überseeischen Linie, welche die Herren Gebrüder Gauthier und Komp. errichtet haben.

Der „Barcellona" ist am 23. Februar von Havre abgegangen, hat demnach zur Ueberfahrt 20 Tage gebraucht. Zieht man das schlechte Wetter in Betracht, das während dieser Zeit beinahe ununterbrochen auf dem Meer geherrscht hat, und die Behutsamkeit, welche der Kapitän auf einer ersten Reise, einer noch neuen Route und mit einem ihm noch nicht bekannten Schiffe beobachten mußte, so verspricht dieser Erfolg für die Zukunft eine befriedigende Schnelligkeit. Ueberdieß geht aus dem Schiffsbericht hervor, daß sich der „Barcellona" schon am zehnten Tag seiner Reise auf der Höhe der Bänke von New-Foundland befand. Hier wurde er von einer Reihe Gegenwinde betroffen; die Verzögerung, die er dadurch erlitt, wurde um so bedeutender, als das Schiff überhaupt nur wenig belastet und durch den schon ziemlich beträchtlichen Kohlenverbrauch noch mehr erleichtert, deßwegen mit größerer Mühe gegen Wind und Wogen ankämpfte. Nichts desto weniger hat es sich angesichts dieser schwierigen Umstände wundervoll gehalten und ist unversehrt im Hafen angekommen. Bei Beurtheilung der Schwierigkeiten, welche dieser ersten Fahrt der neuen französischen Linie allseits entgegenstanden, kommt noch der Umstand in Betracht, daß der „Barcellona" erst am 19. Februar von Liverpool her in Havre einlief und schon am 23. wieder abging, so daß also dem Kapitän zur Einnahme der Kohle und Fracht und zur Ordnung des Schiffsdienstes nur vier Tage blieben.

Der „Barcellona" liegt an der Werfte Nro. 44, Nordfluß, am Fuße der Springstreet. Er hatte neun Passagiere in der ersten Kajüte, vier in der zweiten und 160 Tonnen Waaren an Bord. Er wird unverweilt seine Rükladung einnehmen und nächsten Samstag den 22. März wieder nach Havre abgehen.

Der „Barcellona" ist ein prachtvoller eiserner Schraubendampfer mit starker Bemastung, der überhaupt, so viel wir bei einem ersten kurzen Besuch beurtheilen konnten, nichts zu wünschen übrig läßt. Nachfolgende von den Passagieren vor der Ausschiffung abgegebene Erklärung zeigt außerdem, wie viel Lob Schiff und Kapitän verdienen:

„Die unterzeichneten Passagiere des Schraubendampfers „Barcellona", von Havre nach New-York, rechnen es sich nicht bloß zum Vergnügen, sondern auch zur Pflicht, dem Kapitän Morin und seinen Offizieren diesen öffentlichen Ausdruk ihrer Dankbarkeit zu widmen, die sie eben so sehr durch ihr würdiges Benehmen gegen die ihrer Obhut anvertrauten Passagiere verdienen, als durch ihr seemännisches Talent, welches sie während der ganzen Reise an den Tag gelegt haben.

„Wir haben Havre am 23. Februar verlassen und befanden uns am 1. März unter dem 43. Breite- und 44. Längegrad mit der Aussicht die Ueberfahrt in 14 Tagen zu machen, als wir von heftigen Weststürmen überfallen wurden, die neun Tage lang mit wachsender Stärke wehten und gegen welche zu kämpfen unmöglich war. Unser junge Kapitän, der die Kaltblütigkeit und die Erfahrung eines alten Seemannes besizt, hat den Stürmen getrozt und uns in 19 Tagen nach New-York gebracht.

„Allen denjenigen, deren Wünsche dahin geben, gut behandelt zu werden und sich sichern Händen anzuvertrauen, empfehlen wir lebhaft den Kapitän Morin und seine Offiziere.

J. B. Mantel; D. B. Fremons; L. D. Pomareden; J. M. Mantel; P. Guignè; E. C. La Beaume; Al. de Poignard."

Das Klima der Vereinigten Staaten.

Im Jahre 1848 ward unter dem Kriegsministerium Calhouns ein System von Wetterbeobachtungen auf den verschiedenen Militärposten eingeführt, deren Wichtigkeit sich erst durch die Zusammenstellung und Bearbeitung der gewonnenen Resultate zeigt. Eine solche Bearbeitung ist bis jezt erst theilweise erfolgt. Von dem nach den vor-

liegenden Beobachtungen vom Unterstabsarzt Cooledge aufgestellten „Meteorological-Register" gibt die „N. Y. Tribune" das folgende Resume:

An den Temperaturverhältnissen der Vereinigten Staaten springt vor allen Dingen der große Abstand zwischen den an ein und demselben Orte vorkommenden Extremen in's Auge, der sich überall, außer an der Küste des stillen Meeres zeigt, die ein fast europäisches Klima hat. Im Sommer ist die Wärme zum Theil beinahe eine tropische. Pflanzen, die in den tropischen Gegenden reifen und nur eines Sommers zu ihrem vollen Wachsthum bedürfen, gedeihen trefflich in den südlichen Staaten und in dem Mississippi-Becken und bilden unsere Haupt-Ausfuhrprodukte. Die Isotherme von 80 Grad Fahrenheit im Sommer (d. h. die nördliche Grenzlinie derjenigen Landstriche, in welcher 80 Grad im Sommer die mittlere Temperatur bildet) umfaßt alle Staaten am merikanischen Meerbusen, während sie Europa gar nicht oder höchstens einen kleinen Theil von Sizilien berührt und nur eben an der Mittelmeerküste von Afrika hinstreift. Die Isotherme von 75 G. F. (18½ G. R.) berührt Baltimore, Louisville und St. Louis und reicht auf den großen Steppen noch bei weitem nördlicher hinauf; dann geht sie über die Salzseestadt quer durch das Sakramento- und San Joaquin-Becken in Kalifornien. In Europa streift diese Wärmegrenze nur eben an der Nordküste des Mittelmeeres hin und zwar ungefähr unter der gleichen Breite wie in Nordamerika. Demnach haben im Sommer Nordamerika und Europa unter den gleichen Breitegraden die gleiche Temperatur und so weit die Vereinigten Staaten in niedrigerer Breite liegen, sind sie positiv heißer als irgend ein Punkt in Europa. Hiervon gibt es indessen zwei Ausnahmen: die Hochebene des Felsengebirges und den Küstenstreifen am stillen Meere. Die erstere ist eine so große Erhöhung, daß die durchschnittliche Temperatur dort, z. B. im nördlichen Theile von Neu-Mexiko der des Sommers in England (60 Gr. F.) gleichkommt und die Küste am stillen Meere wird durch außergewöhnliche Ursachen bis zu einer mittleren Sommerwärme von 57 Grad abgekühlt, was kaum so hoch ist, als die Frühjahrs- und Herbst-Temperatur ebendaselbst. Die große Erhebung der Hochebene im Innern erklärt ihre geringe Temperatur ausreichend und es ist nur zu erstaunen, daß sie noch kulturfähig ist, da doch einzelne Streken davon so hoch liegen, wie die Schneelinie der Alpen. Die Wärme ist soviel größer, als die auf gleichen Höhen in Europa, daß sich keine der sonst zur Reduzirung der beobachtenden Temperatur (auf die entsprechende in gleicher Höhe mit dem Meeresspiegel) benuzten Regeln darauf anwenden ließ. In Fort Laramie, 4500 Fuß über der Meeresfläche, ist die mittlere Temperatur aller Jahreszeiten, gleich der unter demselben Breitengrade an der atlantischen Küste.

Die Grenzlinie der mittleren Sommerwärme, 65 Grad F., welche zugleich die Grenze für das Welschkorn ist, biegt sich nordwärts an den Quellen des Mississippi und am Red-River des Nordens bis fast nach Saskatchewan in Britisch-Nordamerika; von da wendet sie sich am östlichen Fuße des Felsengebirges nach Fort Massachusetts in Neu-Mexiko, läuft dann wieder an der westlichen Abdachung des Gebirges nach den Steppen am Kolumbiafluß hinauf, dann wieder südlich innerhalb der Seealpen bis beinahe nach San Diego in Kalifornien. Die Gegenden am stillen Meere eignen sich nur sehr theilweise zum Anbau des Welschkorns, und die eigentlichen Küstenstriche gar nicht.

Die Westgrenze der großen Steppen ist trotz ihrer großen Erhebung wärmer als die östliche. Auch nach Norden hin senken sich die Hochebenen und sind am Missouri um 1—2000 Fuß niedriger als am Platte- und Arkansasfluß, während die Quellen des Missouri näher am stillen Meere sind, als die der beiden lezgenannten Flüsse und die mildernden Einflüsse des Klima's vom stillen Meere in Verbindung mit andern Ursachen, bewirken somit westlich vom Missouri eine sehr starke Biegung der Isothermen (der Linien, unterhalb welcher die mittlere Temperatur dieselbe ist) nach Norden hinauf.

Westlich vom Felsengebirge treten neue wichtige Erscheinungen auf. Die Temperatur der Küste ist merkwürdig gleichförmig und Jahr aus Jahr ein gerechnet, beträgt die Verringerung der Temperatur von San Francisko (38 Gr. nördl. Br.) bis zur Nordgrenze der Vereinigten Staaten (59 Gr. Br.) nur 5 Grad, während sie auf derselben Entfernung an der atlantischen Küste 25 Grad (20 im Sommer und 30 im Winter) beträgt. Die Küste am stillen Meere hat fast das Klima des westlichen Englands, Schottlands und Norwegens, und lägen nicht die schroffen Seealpen (Coast Range, Cascade Mountains ꝛc.) dazwischen, so würde dieses Klima wahrscheinlich wie im westlichen Europa weit in's Innere hineinreichen. So aber ist die Temperatur in den inneren Landesstrichen in der Nähe des Felsengebirges sehr veränderlich und, wenn auch im Winter etwas gemildert, doch großen Extremen ausgesezt. Der Sommer ist heiß aber veränderlich und im Allgemeinen entspricht das Klima mehr dem des Inneren von Asien, als dem irgend eines Theiles von Europa.

Der Winter in den Vereinigten Staaten kehrt die Krümmungen der Wärmegrenzen des Sommers um; das Innere und der Osten sind außerordentlich kalt, während die Küste am stillen Meere beinahe so warm ist wie im Sommer. Die Ebenen in der Nähe des Mississippi sind die kältesten von den nicht gebirgigen Gegenden und an der Mündung des Red-River in den Winipegsee (50 Gr. nördl. Br.) bis wohin im Sommer von 65 Grad reicht und Welschkorn gebaut wird, ist die mittlere Temperatur im Winter 0 Gr. Fahrenheit oder sonst minus 14 Gr. R. Dagegen hat Pudgets Sund im Washington Territorium (nur 2½ Breitegrad südlicher) eine mittlere Wintertemperatur von 40 Grad F. oder plus 4 Gr. R., d. h. dieselbe wie das südwestliche England, Süd-Frankreich und Italien. Die mittlere Wintertemperatur von New-York ist 32 Gr. F. (0 G. R.) und die entsprechende Isotherme reicht gar nicht an die Küste des stillen Meeres; sie kommt vom großen Salzsee über Santa Fe, St. Louis und Cincinnatti, geht über das atlantische Meer nach Island und der Küste von Norwegen, von da wendet sie sich wieder südlich durch Mitteleuropa über Berlin nach der untern Donau und der Krim.

Die Gegensäze zwischen der Temperatur im tropischen Florida und dem Norden oder dem Innern der Vereinigten Staaten sind namentlich im Winter sehr auffallend. Auch die Veränderungen in verschiedenen Jahren sind sehr groß. In den mittleren Staaten von Norfolk bis Fort Snelling ist der Unterschied in der mittlern Temperatur verschiedener Jahre innerhalb eines Zeitraums von 22 Jahren 10 Grad, d. h. im kältesten Jahre ist die mittlere Temperatur 5 Grad unter und im wärmsten Jahre 5 Grad über dem Durchschnitt. Dieser Unterschied ist geringer als in den Landstrichen an den großen Binnenseen, in den Neu-England-Staaten und im Süden; auch noch nicht ein Drittel so groß als in den Ländern am stillen Meer während der 6 Jahre, seitdem dort Beobachtungen angestellt sind.

Die durchschnittlich kältesten Jahre seit dem Beginne der systematischen Beobachtungen waren (1812, und 1816), 1820, 1834 und 1837. In den Jahren 1831, 1843 und 1852 war die Winterkälte in einigen Theilen der Vereinigten Staaten ungewöhnlich. Die wärmsten Jahre seit 1818 waren: 1824 bis 1828, 30, 46—48, 53 und 54. Irgend eine Regelmäßigkeit in der Abwechslung kalter und warmer Jahre ist nicht zu bemerken. In einer größeren Reihe von Jahren liegen zuweilen diejenigen, die den größten Temperaturunterschied haben, ganz nahe bei einander und zuweilen bilden sie die Endpunkte der ganzen Reihe. Dieselbe Unregelmäßigkeit zeigt sich auch bei allen Temperaturwechseln in unserm Klima, gleichviel von welchem Grade und zu welcher Zeit. In dieser Beziehung unterscheidet sich Mitteleuropa nicht sehr vom Osten der Vereinigten Staaten und West-Europa ist wie die Vereinigten Staaten am stillen Meere.

Die Beobachtungen, welche über den Gesammtbetrag des Niederschlags (Regens) in den Vereinigten Staaten angestellt worden sind, erstreken sich nur über einen Zeitraum von 20 Jahren, dagegen sind an einzelnen Punkten während längerer Zeiträume die erforderlichen Daten gesammelt und da sie gleichwohl keine erhebliche Abweichung enthalten, so darf man das bis jezt zu ziehende Gesammtresultat als ziemlich zuverlässig ansehen, ausgenommen in Bezug auf die Gegenden am stillen Meere, über die noch nicht genug Data vorliegen.

Im Allgemeinen ist, wenn man eine Vergleichung mit Europa und Asien anstellt, die Regenmenge in den Vereinigten Staaten sehr groß. Oestlich von den dürren Steppen im Innern ist sie fast doppelt so groß als durchschnittlich in Europa und an der Küste des stillen Meeres, nördlich von Kalifornien, größer als im westlichen Schottland und Norwegen. Das Innere des nordamerikanischen Festlandes, westlich vom 100. Längengrade, so wie das südliche Kalifornien sind außerordentlich dürr und erinnern in dieser Beziehung an Nord-Afrika und Arabien. In noch höherem Grade zeigt sich diese Dürre an den Küsten des Kalifornischen Meerbusens. Dagegen verschwindet sie größtentheils auf der nördlichen Hochebene von Mexiko, die im Sommer die ihrem Klima entsprechende Regenzeit hat.

Am regenreichsten ist das untere Mississippibeken. Dort beträgt durchschnittlich im Jahre der Niederschlag 69 Zoll, d. h. wenn der sämmtliche im Jahre fallende Regen stehen bliebe, so würde er einen fünf Fuß tiefen See über die ganze Ausdehnung dieses Gebietes bilden. Es ist möglich, daß sich bei genaueren Beobachtungen in Florida und an der Küste von Oregon dort ein eben solches Resultat ergeben wird. — Der mittlere und größte Theil des Mississippibekens, bis ungefähr in die Mitte von Jowa hinauf und ostwärts bis Louisville in Kentuky hat jährlich im Durchschnitt 50 Zoll Niederschlag. Die Abdachung nach dem atlantischen Meere in einiger Entfernung von der Küste weist eine ebenso große Quantität nur bis zum 36. Breitengrade auf. Sonach ersieht man, daß in den Vereinigten Staaten die Regenmasse im Innern am größten ist, während in Europa gerade das umgekehrte Verhältniß stattfindet. Man begreift hiernach, in welchem ungeheuren Maßstabe die Entwässerung jener Landstriche stattfinden muß und daß die bisherigen Wall- und Dammbauten, die nach der Annahme angelegt waren, daß der jährliche Niederschlag im Ohio-Mississippithal nur 36 Zoll betrage, sich so oft als ungenügend erwiesen.

Von Cincinnati und dem mittleren Jowa an nordwärts vermindert sich indessen der Gesammtbetrag des Regenniederschlags erstaunlich rasch. An den großen Binnenseen ist er nur 30 Zoll, bei Fort Snelling und auf den hohen Steppen bis zum 100. Längengrade 25 Zoll. — Auch in den Gebirgen von Pennsylvanien und Virginien nimmt die jährliche Regenmenge bedeutend ab. Sie beträgt 35—37 Zoll, während sie östlich davon, an der atlantischen Küste und westlich im Ohiobeken 42—47 Zoll ist. Dies ist wieder gerade das umgekehrte Verhältniß von dem in Europa beobachteten. Alle Rinnsale im südlichen Theile des Alleghany-Gebirges stehen hinsichtlich ihrer Wassermenge oder wenigstens hinsichtlich der Dauer ihres Wasserabflusses im Vergleich zu den nördlicheren und östlicheren zurük.

In dieser lezteren Richtung in den hochgelegenen Bezirken von New-York, so wie im ganzen östlichen Theile dieses Staates und New-England (das Beken des Champlainsees ausgenommen) ist die Regenmenge bedeutend, von 40—45 Zoll im Jahre. Die Verschiedenheiten der Erhöhungen über dem Meeresspiegel machen hierbei sehr wenig Unterschied. Die Nähe des atlantischen Meeres erklärt die größere Menge im Vergleich zu den auf gleicher Breite gelegenen Strichen an den Binnenseen. In diesen dürfte die geringere Regenmenge durch den abkühlenden Einfluß der Seen auf die Atmosphäre im Sommer und Frühling zu erklären sein, der die größere Sättigung mit Feuchtigkeit verhindert. In unmittelbarer Nähe der Küste des atlantischen Meeres und des mexikanischen Golfes macht sich derselbe Einfluß bemerkbar, so daß z. B. in Nantuket (Massachusetts) dadurch der jährliche Niederschlag um 5, bei Savannah um 8—10 und weiter südlich um noch mehr hinter dem Durchschnittsbetrage zurükbleibt.

Das große dürre Gebiet im Innern erstrekt sich vom 98. bis zum 123. Längengrade und umfaßt die Steppen, das westliche Texas, die Hochplateaus des Felsengebirges und das große Beken (am Salzsee) nebst dem größten Theile Kaliforniens. Zwischen den Felsengebirgen einerseits und der Sierra Nevada und den Seealpen (coast range) andererseits ist das ganze Land gleichartig und wenn auch der Colorado und Columbia ihren Weg nach dem Meere finden, so erhalten sie doch, nachdem sie die Gebirge verlassen, fast gar keinen Zufluß zu ihrer Wassermasse. In den großen Ebenen, durch die sie fließen, ist die jährliche Regenmenge gleich der des großen Bekens. Der einzige Punkt, über den hier genaue Beobachtungen vorliegen, ist Fort Yuma, wo während der lezten 4 Jahre durchschnittlich nur 4 Zoll Regen gefallen ist. In dem ganzen Landstriche kann der Jahresbetrag nirgends mehr als 10 Zoll sein.

Die Gegenden in den Felsengebirgen sind nur sehr theilweise bekannt. Aber die Thatsache, daß große Wüsten überall auf den höchsten Plateaus des nördlichen Theils liegen (an der Jefferson Fork des Missouri, an den Quellen des Snake, des Platte, des Colorado und des Rio Grande), läßt die Annahme, daß dort der jährliche Niederschlag höchstens 25—30 Zoll betrage, nicht als zu gering erscheinen: in Fort Laramie und auf andern Militärposten beträgt er nur 10—20 Zoll. Die ganze Gebirgsgegend ist ungemein dürr im Vergleich zu New-York und New-England und hat vermuthlich kaum halb so viel Regen als diese.

Im Süden von New-Mexiko stoßen wir schon auf die regelmäßige Sommerregenzeit, aber es geht dort im Frühjahr und Winter mehr an Feuchtigkeit verloren, als der Sommer zubringt, und es ist eben deßhalb, weil der Niederschlag nicht gleichmäßig durch das Jahr vertheilt ist, die Dürre um so größer.

Bemerkenswerthe Erscheinungen bietet die Küste am stillen Meere, welche die Eigenthümlichkeiten von Italien und Norwegen vereinigt. Wie auf dem südlichen Abhange der europäischen Alpen und auf andern Punkten in der Nähe des mittelländischen Meeres eine Herbstregenzeit oder eine Winterregenzeit ist, die in zwei durch die verhältnißmäßig trokenen Monate Januar und Februar getrennten Abtheilungen auftritt, so auch an der kalifornischen Küste. Nördlich von San Franzisko stellen sich in allmäligen Uebergängen die gewaltigen, ununterbrochenen Winterregen Norwegens ein, die so-

dann an der ganzen Küste von Oregon und Vancouvers-Island herrschen. In Astoria z. B. beträgt der jährliche Niederschlag nicht weniger als 60 Zoll und östlich von der großen Seealpenkette in Fort Vancouver und Olympia noch 50 Zoll. In Kalifornien, das viele der Eigenthümlichkeiten Italiens aufzuweisen hat, wechselt die jährliche Regenmenge von 10 Zoll in San Diego bis zu 22 Zoll in San Franzisko.

Am abweichendsten von der Regenvertheilung im Innern anderer Kontinente ist jedenfalls die im Mississippibecken. Der große Niederschlag desselben im Frühjahr und Sommer (wo er am nöthigsten ist) und die halb tropische Temperatur in dieser Zeit machen das Klima dieses Bekens zu einem solchen, das die unerschöpflichste Ertragsfähigkeit des Bodens bedingt.

(Cin. Rep.)

Verschiedenes.

Schweiz. Bundesstadt. An die Stelle des Hrn. Dieziger, der seine Entlassung eingegeben hat, ist vom Bundesrath Hr. Tschander aus Graubünden zum schweizerischen Konsul in Antwerpen ernannt worden.

— Bern. (Mormonismus.) Das „Thunerblatt" sagt: Auch unsere Schweiz und unsern Kanton Bern haben Apostel der Mormonen sich zu einem Werkplatz ausersehen, und, wie man hört, nicht ohne Erfolg. Wir können namentlich als zuverläßig versichern, daß im Amtsbezirk Thun manche Individuen und ganze Familien zum Mormonismus übergetreten sind und daß allbereits mehrere derselben sich zur Abreise nach dem Salzsee anschicken. — Das Nämliche bestätigt auch das „Geschäftsblatt" von Thun, indem es sagt: Es ist eine Art öffentlichen Geheimnisses, daß in der nächsten Umgebung das Mormonenwesen ziemlich eifrig gepflegt wird. Wie man hört, bereiten sich einige hiesige Angehörige dieser Sekte zur Auswanderung in ihr gelobtes Land am Salzsee. Wie uns berichtet wird, spielt bei dem Mormonenwesen in dieser Gegend die bald in Vergessenheit gerathene Sommandüle eine Hauptrolle. Sie wird hier eine aufmerksame Zuhörerschaft für ihr hirnverbranntes Zeug gefunden haben. Bereits ist der Skandal so weit gediehen, daß ernstliche Störungen von Familienverhältnissen stattgefunden haben. Nachgerade will es einen bedünken (bemerkt das Geschäftsblatt), es wäre da ein Einschreiten der Polizei am Plaze.

Italien. Zur Bestätigung unserer Warnung vor allfälligen Auswandererwerbungen für die Insel Sardinien dient folgende Korrespondenz des „Schwäbischen Merkurs" aus Turin vom 18. April. „In der Abgeordnetenkammer ist endlich der Gesezesentwurf in Betreff der Kolonisation der Insel Sardinien zur Sprache gekommen. Bekanntlich hat die Regierung, vorbehaltlich der Genehmigung der Kammer, einer Gesellschaft ein 60,000 Morgen umfassendes Stük Land aus den Domänengütern zur Kolonisation überlassen. Dieser bedeutende Ländereikomplex soll in drei Abtheilungen, je zu 20,000 Morgen, überwiesen werden. Innerhalb 10 Jahren hat die Gesellschaft zehn Dörfer oder Flecken zu erbauen. Um diese Bedingung einhalten zu können, ist es nöthig, daß man aus auswärtigen Ländern Kolonisten herbeizieht, und man scheint in dieser Beziehung nicht wenig auf Deutschland und deutsche Leichtgläubigkeit zu rechnen. Wenn Schweizer Blätter richtig berichten, so scheinen bereits in der Schweiz und in Deutschland, noch ehe die Gesellschaft definitiv in den Besiz des Landes gelangt ist, Agenten derselben ihr Wesen zu treiben (?) und mit den gewohnten Lobsprüchen das neue Eldorado anzupreisen. Es wird daher nicht am unrechten Ort sein, wenn über den Stand dieser Sache einige Aufklärung gegeben wird. Vorerst ist, wie oben bemerkt, das Unternehmen noch Plan, und da in der Kammer noch viele und gewichtige Stimmen sich dagegen erheben, so könnte wohl sein, daß dasselbe, wie in früheren Jahren schon, noch einmal in der Kindheit zu Grunde ginge. Für den Fall aber, daß dasselbe in's Leben tritt, so ist zu bemerken, daß bis jezt die Gesellschaft über das von ihr einzuhaltende Kolonisationssystem ein vollständiges Schweigen beobachtet und so der Kolonist durchaus keinen Haltpunkt hat. Diese zwei Punkte sind schon allein genügend, bis jezt Jeden von übereilten Schritten abzuhalten. Auch weitere Bedenken möchten wir dem auswanderungslustigen deutschen Landmanne zu überlegen geben. So unendlich fruchtbar auch der Boden der Insel ist, so wenig sicher ist das Eigenthum des Feldes und Waldes. Der Begriff von Mein und Dein ist unter den Sarden mehr als vag und die Versündigung gegen das Eigenthum durchaus nicht ehrlos. Dann ist der Haß der Sarden gegen alle Fremden, sogar gegen ihre Landsleute, die Genuesen und Piemontesen, sprüchwörtlich; der Haß des Sarden ist aber stets mit Gewaltthat verbunden. Gegen diese zwei Mißstände wäre bei größeren abgeschlossenen Kolonistendörfern schon aufzukommen; allein ein Drittes darf nicht außer Acht gelassen werden, es sind die für Nordländer ungünstigen klimatischen und Temperatur-Verhältnisse. Im Innern ist wohl das Klima gesund (?) und die Luft rein, allein dort ist man auch, wie bei den Hinterwäldlern Amerika's, von allen Verbindungsmitteln, von Handel und Wandel, von Gesittung und Bildung völlig abgeschnitten. In den Küstengegenden dagegen, wo die Bevölkerung zahlreich und die Verkehrs- und Absazmittel genügend sind, herrschen des Sommers immer Fieber, die, wenn auch nicht so schlimm, wie das gelbe Fieber, dennoch bösartig genug sind, um Kräfte, Wohlsein und Lebensheiterkeit dauernd zu stören. Wiederholen wir die Worte eines sardinischen Abgeordneten selbst: „Unzuträglichkeit des Klimas für den Ausländer, Unduldsamkeit des Inländers und Unsicherheit des Besizes, dieses sind meines Erachtens die Hauptursachen, an welchen bisher die Kolonisation dieses herrlichen Inselandes scheiterte." — Das Kolonisationsdekret ist von der Deputirtenkammer mit 69 gegen 54 Stimmen wirklich genehmigt worden.

Frankreich. (Prellerei.) Ein Gasthalter für Auswanderer in Havre, Rue de Straßbourg Nro. 11, Namens Reinhard, rechnete einem armen welt- und sprachunkundigen deutschen Auswanderer für den Aufenthalt von 24 Stunden 66 Fr. auf; er wurde dafür zu einer Buße von 150 Fr. verurtheilt.

— Die Regierung bereitet eine Expedition nach dem Laplatastrome vor; es sollen 15,000 Mann eingeschifft werden. Den einen Nachrichten zufolge ist dieselbe gegen die argentinische Republik bestimmt, nach den andern gegen Paraguay.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Mundus vult decipi, ergo decipiatur.) Zur Geschichte des amerikanischen Humbugs und der Art und Weise, wie den Dummen und Leichtgläubigen das Geld aus der Tasche gespielt wird, gibt folgende Bemerkung der „New-Yorker Staatszeitung" einen treffenden Beleg: „Dr. Belpleau und sein Liebespulver. J. O. Merville, alias Dr. Belpleau, der Liebespulverhändler, der schon vor ungefähr sechs Wochen wegen Schwindels arretirt und entlassen war, wurde neuerdings wiederum festgenommen. Er hatte in den Blättern des Westens angezeigt, daß er ein Liebespulver besize, welches jede spröde Jungfrau mit glühender Liebe gegen Denjenigen erfülle, der es ihr beibringe. Wer dieses Wunderpulver wünsche, möge ihm schreiben und gleich zwei Dollars beilegen. Darauf hin empfing der Doktor täglich an 40 bis 50 Briefe, von denen viele Geld enthielten, so daß sein Geschäft höchlich emporblühte."

— (Günstige Folge des Auswanderergesezes.) In dem Akt, welchen der vorige Kongreß in Bezug auf die Regulation der Passage im Zwischendek von Europa nach den Vereinigten Staaten erließ, kam unter Anderem die Bestimmung vor, daß die Eigenthümer oder Consigner eines Emigrantenschiffes für jeden Zwischendek-Passagier über 8 Jahre alt, der während der Reise auf dem Meere sterben werde, an das Revenue-Departement zehn Dollars bezahlen solle. Diese Summe ist an die Staaten zu vertheilen, welche Boards von Einwanderungsbehörden haben. Das Gesez trat im vorigen Mai in Kraft, und es gingen seitdem 1600 Dollars durch derartige Zahlungen im Staatsschaz von New-York ein: eine Einzahlung für 160 Todesfälle von Emigranten auf der See. Dieß ist keine große Anzahl, und man glaubt, daß abgesehen von der geringen Masse der Einwanderer überhaupt, jenes Gesez sehr wohlthätig gewirkt habe, indem es Schiffsführer für das Wohlbefinden ihrer Passagiere besorgter machen mußte, als früher. Immerhin mag hie und da ein armer Auswanderer in's Meer versenkt worden sein, ohne daß die zehn Dollars für ihn bezahlt wurden.

— (Erdbeerenkonsum in den Städten.) Nach der Angabe eines Herrn Parden, welcher ein Buch über Erdbeeren geschrieben hat, wurden in New-York im vorigen Jahre über 50,000 Buschel von dieser Frucht verkauft; an manchen Tagen kamen über 3000 Buschel zu Markte. Ein einziges County in New-Jersey sandte an einem Tage 200,000 Körbe voll per Dampfschiff nach New-York, und die Erie-Eisenbahn brachte an einem Tage über 800 Buschel. Der Konsum von Erdbeeren in Philadelphia wird auf 14,000 Buschel, der in Cincinnati auf 14,000 und der von Boston auf 10,000 Buschel angeschlagen.

— (Das Telegraphenwesen in Amerika.) In den Vereinigten Staaten ist der elektrische Telegraph weder Eigenthum des Staats, wie in Frankreich und in den deutschen Staaten, noch gehört er einer einzigen Gesellschaft als Monopol; wie in England. Die Beförderung der Depeschen durch die Elektrizität ist eine Privatindustrie, welche von vielen Gesellschaften betrieben wird, die in Bezug auf ihre Administration weder von der Zentralregierung noch von denen der einzelnen Staaten abhangen und sich in vielen Theilen der amerikanischen Union ohne Genehmigung der öffentlichen Behörde bilden können. Nirgends, mit Ausnahme der Schweiz, pflegt das Publikum des elektrischen Telegraphen in so ausgedehntem Maße sich zu bedienen als in den Vereinigten Staaten, wozu der schwunghafte Handel, der große Umfang des Landes, die weiten Entfernungen der Zentren der Bevölkerung von einander und das Bedürfniß einer schnellen Arbeit sehr viel beitragen. Alle bedeutenden Städte sind heut zu Tage durch einen elektrischen Telegraphen mit einander verbunden; ja man findet sogar zwischen zwei Städten oft mehrere telegraphische Linien, welche an Schnelligkeit oder vielmehr Pünktlichkeit mit einander konkurriren. Allein die elektrischen Telegraphen sind in Amerika bei weitem nicht mit dem großen Fleiße, wie in Frankreich und andern Ländern Europa's, errichtet. Bei denselben sieht man, wie bei den Eisenbahnen, eher auf schnelle Vollendung als gute Arbeit. Die Pfähle zum Halten der elektrischen Drähte bestehen nicht, wie bei den europäischen Linien, aus guten, soliden, ganz trokenen und, wenigstens bis lange dauern, mit Salz besprizten Tannenpfosten, sondern ganz einfach aus jungen aus dem Gröbsten zugehauenen Bäumen. In den Städten sind diese Pfosten sehr hoch und stark und fest am Rande der Trottoirs eingesezt, denn sie müssen oft 12—15 Drähte halten. Außerhalb der Städte ist der Telegraph längs den Eisenbahnen und Straßen, am Ufer der Kanäle und Flüsse angebracht. Keine Schwierigkeit, kein Hinderniß hält den Amerikaner in der Anlegung desselben auf. Wenn er auf große Urwälder stößt, die noch kein Menschenfuß betreten hat, so läßt er sich dadurch nicht abschreken. Der Telegraphenaufseher ist vielleicht das einzige menschliche Geschöpf, welches diese Wälder begeht. Man schlägt in den Stamm der Bäume lange Nägel mit umgebogenem Kopfe und hängt eine Glasröhre daran, wodurch der Draht läuft. Durch dieses gar zu einfache Aufhäng- oder Isolirungssystem des elektrischen Drahts entstehen freilich häufige Unterbrechungen in dem Verkehr. Das Umfallen der Bäume, Gewitter, Stürme, das Eintreten des Saftes in den Baum, der eine Leitbarkeit gegen den Boden herbeiführt, treten oft als Hemmnisse in den Weg, wodurch das Telegraphiren in Stillstand geräth. Ueberall sind Wachtposten zur Aufsicht über den Draht und die Pfosten aufgestellt. Diese Wächter gehen beständig mit Werkzeugen, die sie zur Reparatur nöthig haben, versehen, an der Linie hin und her. In Gegenden, welche ziemlich bevölkert sind, sind sie 50, 100 und sogar manchmal 150 Kilometer von einander entfernt; dagegen findet sich auf Linien, die durch dichte Wälder gehen, jedes Mal in einer Entfernung von 30—40 Kilometern ein Wachtposten.

— Jowa. (Was „Farmen" heißt, wenn's wahr ist.) Daß die dießjährige Ernte eine äußerst ergiebige war, und daß unsere Farmer von allen andern das beste „Geschäft" gemacht haben, wußten wir zwar; aber wie reich ihr Gewinn ist und mit welchem Erfolge sich „Farmen" in diesem Jahre wenigstens lohnte, erfuhren wir dieser Tage gesprächsweise von einem Freunde, einem Farmer in der nächsten Nähe von Davenport. Von 120 mit Korn, Weizen und Gerste bestellten Akern war der Bruttoertrag „70 Dollars per Aker", d. h. also 8400 Dollars. Und dieß ist kein einzeln vorkommender Fall, wo mit der dießjährigen Ernte der Kaufpreis einer ganzen Farm gewonnen wurde. Unser Freund versicherte uns, daß der Aker jenes Landes, welches den obigen Ertrag abwarf, nicht über 40 Dollars werth sei; das dürfte nach Abzug aller Kosten einen reinen Gewinn von mehr als 100 % geben.

(W. B.)

— Missouri. (Negerauswanderung nach Liberia.) Vorigen Dezember beschloß die Missouri-Gesezgebung, jährlich 3000 Dollars zehn Jahre lang zu verwilligen, um freie Farbige in Missouri zu unterstüzen, welche nach Liberia in Afrika auswandern wollen. Der Agent der Missouri-Kolonisation-Society macht nun bekannt, daß er bereit sei, 60 bis 70 freie farbige Personen von St. Louis nach Liberia zu führen und ihre Reisekosten zu bezahlen, wo ihnen von der Gesellschaft Provisionen und Wohnungen auf 6 Monate gegeben werden.

— Massachusetts. (Guß einer kolossalen Bronzestatue Washingtons.) Vorige Woche wurde in Chicopee ein Theil der kolossalen Reiterstatue Washingtons nach dem Modell von H. K. Brown gegossen. Ueber 100 Personen hatten sich aus der Nachbarschaft eingefunden, um dem interessanten Schauspiel beizuwohnen. Kaum

hatte man das glühende Metall in die Form einfließen lassen, als plözlich aus allen Oeffnungen derselben ein Feuerregen herausprizte und die Kleider und Gesichter der Umstehenden in Brand sezte. Der Gießmeister verlor bei diesem unerwarteten Ereigniß die Geistesgegenwart und befahl den Guß zu unterbrechen, allein der Vormann mit einigen Arbeitern hielt troz des Feuerregens so lange aus, bis die Form vollständig gefüllt war, und als man leztere später zerschlug, war der Guß gelungen. Nach dem „Springfield Republikan", dem wir diese Nachricht entnehmen, war dieß der größte Bronzeguß, der jemals in diesem Lande oder sonst, ausgenommen in der königlichen Erzgießerei von München, vorgenommen worden ist, und seine glükliche Ausführung macht dem Unternehmer alle Ehre.

— Kalifornien. (Theaterszene.) Ein kalifornisches Blatt erzählt folgende Auftritte, die neulich im Theater von Orville vorfielen: Ein Herr Davis, der am Eingange des Theaters zurükgetrieben wurde, weil er ohne Zahlung eindringen wollte, schoß mitten in die Versammlung hinein und verwundete einen am Theater angestellten Neger. Bald darauf entstand Streit unter zwei Zuschauern, es kam zu Faustschlägen, worauf beide Feuer gaben. Ein Herr Hunter wurde so schwer verwundet, daß an seiner Genesung gezweifelt wird. Zugleich waren zwei Zuschauer auf der Galerie durch Kugeln verwundet worden. Jezt entstand ein allgemeines Handgemenge, so daß die „Damen" Reißaus nahmen. Nachdem die Ordnung langsam hergestellt worden, begann die Vorstellung, welche unter allgemeinem Wohlgefallen erfolgte und unter Jubel schloß.

— Kanada. Von Hamilton schreibt man: „Vor nicht mehr als zwanzig Jahren traf man auf dem Grund und Boden dieser Stadt kaum einige elende Farmen an, welche hauptsächlich Deutschen zugehörten, und jezt zählt sie über 20,000 Einwohner, welche ein Mitglied zum Parlament stellen. Die Einwohnerzahl nimmt in lezter Zeit jährlich durchschnittlich um 3000 Seelen zu. Wie viel Deutsche hier sind, kann Niemand bestimmt angeben. Die Zölle, welche im Jahr 1854 in unserm Hafen kollektirt wurden, betrugen den siebenten Theil aller Zölle, welche in den Häfen Westkanadas erhoben wurden. Das steuerbare Eigenthum der Stadt ist auf zwanzig Millionen Dollars abgeschäzt worden."

Mexiko. Die lezten Nachrichten aus Mexiko melden, daß die Revolutionärs in Puebla sich den Regierungstruppen ergeben haben.

Südamerika. Venezuela. Ungefähr vor einem Jahre wurden, wie wir seiner Zeit berichtet haben, etwa 200 holländische Kolonisten in Coro geplündert und vertrieben. Um für diese völkerrechtswidrige That Genugthuung und Schadenersaz zu verlangen, befand sich nach Berichten aus Venezuala vom 20. März eine holländische Flotte vor Laguayra. Der Kommodore der Flotte hatte bestimmten Befehl, die Häfen von Venezuela zu blokiren und den Krieg zu erklären, wenn den Reklamationen nicht Genüge gethan werde. Nach neuern Berichten hat Venezuela bereits nachgegeben.

Australien. Briefe aus Melbourne melden ein Sinken des Wohlstandes. Die Miethen sind seit 1853 um ungefähr 200 Prozent gefallen, und Löhne aller Art sind gleichfalls bedeutend gesunken. Vor zwei Jahren zahlte ich einem Arbeiter 2—3 Pfd. Sterling wöchentlich nebst Kost, jezt sind deren genug für ¾ bis 1 Pfd. zu haben. Lebensmittel bleiben jedoch noch immer unverhältnißmäßig hoch. Mehl ist z. B. noch nicht unter 30 Pfd. (150 Dollars) per Tonne gekommen, mehrmals schon auf 55 Pfd. gestiegen. Bankerotte unter den Geschäftsleuten der Stadt sind noch immer häufig, die Aussichten für die nächste Zukunft sind schlecht. Es wird viel Zeit erfordern, den alten Wohlstand wieder zu erreichen. Wie anders würde es sein, wenn Australien eine von go ahead Yankees bewohnte und belebte Kolonie geworden. Welche Anzahl von Eisenbahnen, Wegen, Docks u. s. w. würden wir besizen, während wir so nur die unglaubliche Streke von 2½ engl. Meilen Eisenbahn haben, die völlig mit Schienen belegt ist. Wege sind allerdings in den lezten Jahren gemacht worden, gewöhnlich weiß man es aber so einzurichten, daß die von Natur guten Stellen künstlich verbessert, der Bau der im Winter fast unfahrbaren Streken auf „bessere Zeiten" verschoben wird.

Anzeigen.

Die Unterzeichneten sind auf ihrer Reise nach Brasilien durch Hrn. E. de Paravicini in Zürich bis Hamburg spedirt worden und erklären hier öffentlich, daß ihnen auf diesem Wege nicht der geringste Grund zu irgend welcher Klage geboten worden, weder in Bezug auf Nahrung and Logis, noch in Bezug auf die Behandlung überhaupt. Die Unterzeichneten können im Gegentheil dem Hrn. Paravicini nicht genug dankbar sein für sein liebevolles Benehmen, das er ihnen während der ganzen Fahrt von Basel bis Hamburg hat zukommen lassen, so wie für die wahrhaft väterliche Sorge, jedem Einzelnen mit Hülfe in Rath und That beizustehen. Indem wir dieses hier öffentlich erklären, wollen wir einerseits gegenüber Hrn. Paravicini eine unserer ersten und schönsten Pflichten, die der Dankbarkeit erfüllen, anderseits unsere vielen Landsleute, die früher oder später sich ebenfalls expatriren wollen, aufmerksam machen auf einen Mann, der in jeder Beziehung zu den bravsten Ehrenmännern unseres Landes gehört und dem sie sich mit voller Ueberzeugung, ohne irgend welchen Risiko, anvertrauen dürfen.

Hamburg, den 24. April 1856.

Dr. V. Meier aus Solothurn. Abr. Grob von Wattwil, St. Gallen. Jakob Grob von Wattwil. Joseph Marquis d'Albenve (Fribourg). Johannes Grob von Wattwil. Johann Wey, alt Ammann von Lupfig. Joh. Kihler von Gebenstorf. Jakob Hunziker von Kirchleerau. Rudolf Knecht von Mülligen. Samuel Märki von Mandach. Joh. Konrad Bärstecher von Bohndorf. Johannes Knecht von Mülligen. Samuel von Loo von Rued. Wilhelm Keller aus Neuwiler, Württemberg. Christ. Lorenz Calluori von Bonaduz, Graubünden. Geschwister Huber von Unterkulm, Kanton Aargau. Hans Rudolf Steiner von Gontenschwil. Maria Hunziker von Oberkulm. Kaspar Feldmann, Schmied von Schwanden, Glarus, mit Familie. Bonorand, Johann, von Süß, Graubünden.*)

*) Das Schiff, auf dem sich diese Auswanderer befinden, segelte am 26. April von Hamburg ab.

Zur Notiz.

Die

„Schweizerische Armen-Zeitung"

beginnt ihre Laufbahn mit der unerwartet schönen Abonnentenzahl von einigen über

1500.

Wohl der sicherste Beweis, daß das Unternehmen zeitgemäß ist und einem wirklichen Bedürfniß entgegenkommt. Sie findet, laut häufigen Zuschriften, in sämmtlichen Kantonen der Schweiz freundigen Anklang und wird daher ihren Zwek:

„Mittheilung und Verständigung in Armensachen",

auch um so sicherer und vollständiger erreichen können. Die „Schweizerische Armen-Zeitung" sollte in keiner Gemeinde fehlen!

Die „Schweizerische Armen-Zeitung" erscheint in wöchentlichen Nummern von je 1 Bogen oder 16 Spalten hoch Quart, zum Preise von jährlich 6 Fr., halbjährlich 3 Fr. und vierteljährlich 1 Fr. 50 Rp. ohne die Gebühr von je 20 Rp. bei Bestellungen per Post.

Bis Ende dieses Monats nimmt jedes löbl. Postamt Bestellungen an. Quartalweise (mit farbigem Umschlag) wird die Armen-Zeitung geliefert durch die Buchhandlung Huber und Komp. **(Körber)** in Bern. **Jederzeit** aber kann abonnirt werden bei der

Expedition der „Schweiz. Armen-Zeitung"
in Diesbach bei Thun, Kantons Bern.

Erklärung.

Bezugnehmend auf eine kürzlich in mehrern Blättern erschienene Anzeige des Auswanderungsagenten, Hrn. J. Wirth-Herzog in Aarau, bevollmächtigten des Hauses Bek und Herzog in Basel, in welcher derselbe sagt, daß genanntes Haus nunmehr **allein** für die Schweiz ermächtiget sei, Verträge mit Auswanderern für die Kolonien der Herren Vergueiro u. Komp. abzuschließen, sehe ich mich veranlaßt zu erklären, daß diese Behauptung des Hrn. Wirth, die wahrscheinlich ohne Vorwissen der Herren Bek u. Herzog geschah, auf völliger Unwahrheit beruht; denn wenn auch genannte Herren jezt ebenfalls für Vergueiro bevollmächtiget sind, werde ich dennoch wie bisher auch in Zukunft im Namen und Auftrage der Herren Vergueiro u. Komp. die von mir in's Leben gerufenen und stets zur vollsten Zufriedenheit ausgeführten Expeditionen nach den Halbpachtkolonien in St. Paulo fortsezen, d. h. wenigstens so lange, als diese Unternehmung alle nöthigen Garantien bietet und ich aus vollster Ueberzeugung diese Ansiedlung meinen Landsleuten empfehlen kann.

Hr. Wirth, der erst vor wenigen Wochen die Kolonien der Herren Vergueiro u. Komp. und den Unterzeichneten, als deren Vertreter, öffentlich nicht genug verdächtigen und beschimpfen konnte, ist einfach in seiner Herzensfreude darüber, daß er nun auch für diese, früher von ihm so verlästerten Kolonien Leute engagiren darf, zu weit gegangen, weßhalb er wohl von selbst sich veranlaßt fühlen wird, seinen Fehler wieder gut zu machen.

Im Uebrigen verweise ich in Betreff meiner nächsten Schiffsgelegenheiten auf meine unten stehende Anzeige.

Zürich (Unterstraß Nro. 132) im Mai 1856.

E. de Paravicini.

Auswanderung

nach den

Kolonien der HH. Vergueiro in St. Paulo (Brasilien).

Die **zweite** dießjährige Expedition des Unterzeichneten nach diesen bekannten Kolonien geht den 18. Mai von Basel ab. Da indessen für dieses Schiff bereits alle Plätze besezt sind, so wird hiemit allen Auswanderungslustigen und vorab denen, die gegenwärtig mit mir in Unterhandlung stehen, angezeigt, daß im Juni das **dritte Schiff** durch den Unterzeichneten expedirt wird, und zwar unter den gleichen vortheilhaften Bedingungen, zu denen alle frühern Expeditionen stattfanden.

Auch für die Kolonien der **Mucury-Gesellschaft** und des Herrn Grafen von **Montravel** ist derselbe bevollmächtigt, Leute anzunehmen.

Für Abschluß von rechtsgültigen Verträgen beliebe man sich an den Unterzeichneten oder dessen bevollmächtigte Kantonalagenten zu wenden.

Zürich, Unterstraß Nro. 132.

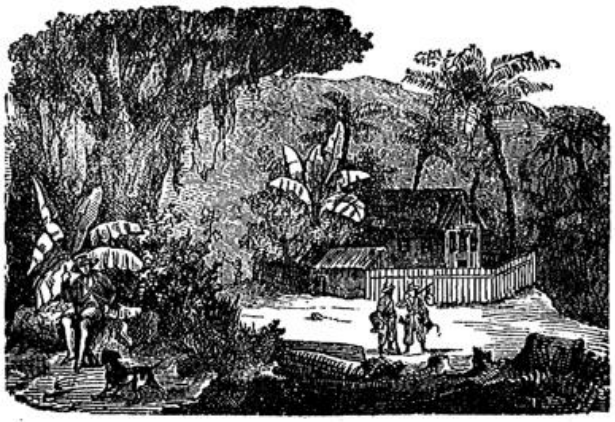
E. de Paravicini.

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrükungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 19. | Freitag den 9. Mai. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | 1856.

Costa-Rica.

Europa und Amerika sehen gegenwärtig mit gleichem Interesse auf die Entwiklung der Ereignisse in Mittelamerika, wo der Freibeuterhäuptling Walker, nachdem er sich durch List und Gewalt zum Herrscher von Nicaragua aufgeworfen, gegen die Nachbarrepublik Costa-Rica zu Felde gezogen ist. Die bisherigen Nachrichten melden die Besezung der costarikanischen Stadt Zapoya durch Walkers Truppen. Walker habe sich der Maulthiere der Vanderbiltschen Transitkompagnie bemächtigt und dadurch den Transport seiner Armeebedürfnisse bewerkstelligt. Ob und in welcher Ausdehnung die Kunde einer spätern Niederlage, ja Vernichtung des Walkerschen Vortrabs unter Oberst Schlesinger durch die Milizen von Costa-Rica wahr sei, werden genauere Berichte bald darstellen. Die amerikanischen Blätter schweigen darüber. Aber eine Korrespondenz der „Patrie" aus San Jose vom 26. März sagt: „die Costaricenser waren vom General More, dem Bruder des Präsidenten, befehligt und angeblich voll Begeisterung. Das Treffen fand den 20. März in Hazienda de Santa Rosa auf Costa-Rica-Gebiet statt. Ein einziger Bajonettangriff reichte hin, um 400 Flibustiers unter Oberst Schelhing, angeblich die besten Soldaten Walkers, niederzuwerfen. Die Aktion dauerte bloß 15 Minuten. Die nicht todt fielen, werden unfehlbar in Gefangenschaft fallen. Die Truppen sind durch diesen ersten Erfolg über die gefürchteten Eindringlinge ganz begeistert. Der Präsident hat bereits eine pompöse Proklamation an sie erlassen. Sein Spruch ist: Hilf dir selbst und Europa wird dir helfen! Guatemala hat Hülfe versprochen und Honduras und San Salvador werden folgen. Der Korrespondent schreibt über Panama und Colon, da die Flibustiers der Mündung des Sarapiqui sich bemächtigt haben. Er hofft, daß der Hafen von Puntarenas (am stillen Meer) vor einem Einfall sicher sei." Walker soll den Oberst Schlesinger vor ein Kriegsgericht gestellt haben. — Wer endlich als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen wird, das ligt noch im Schooße der Zukunft; wir wollen hoffen, die Republik Costa-Rica, die ihre Freiheit und Unabhängigkeit gegen den frechen Eindringling vertheidigt, und, allerdings ein Unterfangen von mehr als zweifelhaftem Erfolg, der unersättlichen Ländergier der Yankees einen Damm entgegenzustellen sucht. Mit Gewißheit läßt sich nur sagen, daß der Kampf erst begonnen hat und daß noch Jahre vergehen werden, bevor das schöne Land Costa-Rica, schon mehrmals der Zielpunkt deutscher Kolonisationsprojekte, dem Auswanderer gewissenhaft empfohlen werden kann. Das hindert uns indessen nicht, unsern Lesern einige interessante Nachrichten über Costa-Rica und die politischen Verhältnisse von Zentralamerika mitzutheilen, welche Menzels Literaturblatt nach dem Werke der beiden deutschen Naturforscher Moriz Wagner und Karl Scherzer enthält.

„Costa-Rica ligt zwischen dem See von Nicaragua und der Landenge von Panama und nimmt nur ein sehr bescheidenes Fleckchen auf der Landkarte ein. Es ist einer von den kleinsten Fezen, in welche der stolze Königsmantel Spaniens, so weit er sich über die neue Welt erstrekte, zerrissen worden ist, eine Dutzdezrepublik, von höchstens 150,000 Seelen. Das Völkchen ist reiner spanisch, als irgend ein anderes auf dem neuen Kontinent, und daher auch verhältnißmäßig nobler als die mehr mit farbigen Elementen durchdrungenen Nachbarn. Es hat sich nur auf der Nordwestseite der Cordilleren im Urwald, in einem gesunden Klima angesiedelt. Die ganze Südostseite ist noch Urwald, von unbekannten Indianern bewohnt. Der kleine Staat ligt so verborgen, daß man von der Küste nur mit Lebensgefahr durch den Urwald hinaufsteigt. Wege fehlen fast ganz. Die Hauptstadt ist San Jose von 15—16,000 Einwohnern. Sie ligt sehr gesund, es ist vielleicht das wohnlichste Klima auf dem Erdenrunde. Auf dieser Andeshöhe athmet man nicht die drükend heiße Luft des feuchten Ozeanstrandes und der Tiefthäler. Man ist nicht mehr von bösartigen Fiebern bedroht, wird nicht schlaff und abgemattet von der heißen Temperatur, wie sie in San Juan und in den meisten Städten Nicaraguas vorherrscht. Auch von den Mosquitos und Sandfliegen ist man hier, wie auf allen höhern Terrassen und Plateaus der Cordilleras verschont. Der ewige Frühling, wir wiederholen es, den man mit so vielem Mißbrauch des Wortes in Ländern rühmt, die ihn nicht besizen, herrscht hier wirklich. Die Temperaturverhältnisse sind im Tafelland Costa-Ricas günstiger und gleichförmiger selbst als auf der durch die anhaltende Milde ihrer Luft vielberühmten Insel Madeira. In San Jose ist es fast beispiellos, daß die mittlere Tagestemperatur, selbst im Dezember und Januar, den kühlsten Monaten des Jahres, im Mittel unter + 14° R. sinkt, oder über + 20° R. (77 F.) steigt. Der mittlere Stand von + 16° R. (68 F.) ist im Durchschnitt der regelmäßigste. Schwül ist die Luft in der trokenen Jahreszeit nie, in der Regenzeit nur kurz vor dem Ausbruch des Gewitters, gewöhnlich gegen 1 Uhr Nachmittags. Auch dann erhebt sich die Quekſilbersäule des Thermometers nur selten, und immer nur während wenziger Minuten auf + 22° R. (82° F.). Es war der höchste Stand, den wir im Monat August beobachtet haben. Gleich bei Beginn des Regens fällt der Thermometer gewöhnlich wieder auf + 18° R., sein normaler Stand in den Stunden, wo die Sonne nahe dem Zenith steht. In den Frühstunden fühlt man bei + 12—13° R. (59—61° F.), dem gewöhnlichen Thermometerstand von 6—8 Uhr Morgens, eine gewisse Kühle, die aber nur für verwöhnte oder schwächliche Personen empfindlich ist, während sie uns fast immer angenehm lieblich vorkam und uns nie veranlaßte, Thüren und Fenster zu schließen. Wenn im Monat Dezember oder Januar der höchste Gipfel des Vulkans Jvazu, welcher am nördlichen Hintergrund des großen Hochthales in der prachtvollen Majestät seiner schöngeschwungenen Contouren und des reichen Wälderkranzes sich erhebt, zuweilen mit Schnee bedekt ist, und der Nordwind von dort heftig herunter in das Thal bläst, gibt es wohl Tagesstunden, wo delikate Personen über Frost klagen. Doch geht auch dieses Frostgefühl nur so weit, daß man sich allenfalls einen warmen diken Rok, nicht aber die Kohlenpfanne wünscht, welche in Palermo und Sevilla, ja selbst in Kairo, New-Orleans und Rio Janeiro dem an Comfort und künstliche Wärme gewöhnten Europäer oft unentbehrlich scheint. Das Volk hat, wie bemerkt, viele edle Eigenschaften bewahrt, und wie es strebt, mag man daraus erkennen, daß sich in San Jose sogar eine kleine Universität befindet, die freilich nur eine Bibliothek von 800 Bänden besizt und nur die für das Land erforderlichen Priester und Advokaten erzieht. Der Handel hat einige Fremde hingeführt. Die zahlreichsten Fremden aber sind Deutsche, die sich leider wenig Achtung zu erwerben verstanden haben. Obwohl bis jezt noch keines von den verschiedenen Auswanderungsprojekten im Großen nach Costa-Rica gelungen ist, und ein Theil der Emigranten, denen es einzeln oder in kleinen Gesellschaften nach vielen Mühen und Trübsalen glükte, dieses herrliche ausgedehnte Hochthal der Cordilleras zu erreichen, sich wieder zerstreut hat, so bilden die Deutschen dennoch den zahlreichsten Theil der Fremden in Costa-Rica. Anfangs waren sie auch die Angesehensten und Geachtetsten unter den hier lebenden Ausländern, haben sich aber meist durch eigene Schuld um diese Achtung gebracht und die Vorliebe der einheimischen Bevölkerung verscherzt. Gretler und widerlicher als hier ist uns die alte deutsche Erbsünde der Zwietracht und die Befehdung des eigenen Blutes in keinem andern Theil der Welt, wo Deutsche wohnen, und die wir durch persönliche Anschauung oder durch fremde Schilderung kennen gelernt, aufgefallen. Eine wahre Elite der unverträglichsten, unfriedsamsten, streitsüchtigsten Charaktere scheinen sich in dieser Republik Rendezvous gegeben zu haben, um durch Klatschereien, Stänkereien, Verleumdungen und Intriguen den Neuspaniern ein Pröbchen deutscher Eintracht und Bruderliebe zu geben, oder durch ihr sonstiges Betragen den deutschen Namen verächtlich zu machen. Es sind jedoch einige wenige löbliche Ausnahmen darunter. Herrn v. Bülow, dem Agenten der Berliner Kolonisationsgesellschaft, wird zum Vorwurf gemacht, er habe seinen Niederlassungsort (Angostura) übel gewählt, dieser Fehler sei jedoch noch zu rechter Zeit wieder gut zu machen. Das Leben ist theuer in Costa Rica, könnte jedoch mit der Zeit wohlfeiler werden, wenn erst der Anbau und Verkehr mehr geregelt sein wird. Das Land ist reich an den köstlichsten Naturprodukten und überhaupt mit einer Fülle von Naturschönheiten gesegnet. In besondern Abhandlungen schilderu die Verfasser Natur, Volk, Verfassung, Handel und Gewerbe, die wilden Indianer ꝛc. und werfen auch einen Rükblik auf die Geschichte des Landes. „Alle politischen Erschütterungen, welche Costa Rica seit der Unabhängigkeit der spanischen Kolonien vom Mut-

terlande heimgesucht, waren ganz unbedeutend im Vergleich mit denen, welche die anderen Staaten, besonders Nicaragua und San Salvador, betrafen. Seit dem Jahre 1849 hörten auch die kleinen Kasernenemeuten auf, welche früher einzelnen Ehrgeizigen zur Förderung ihrer Plane dienten. Die Zukungen, welche im Norden Zentralamerika's fortdaueriten, berührten Costa Rica in keiner Weise mehr. Der Handel hatte schon vom Jahr 1848 an durch die Ausfuhr des Brasilholzes zum Austausch gegen europäische Waaren einen kleinen Aufschwung erhalten. Das Beispiel war gegeben. Die Bewohner fanden Geschmak an europäischen Luxusartikeln. Es fehlten nur die Mittel, sie zu bezahlen. Da kam man auf den glücklichen Gedanken, die Kultur des Kaffeebaumes zu versuchen, der einen überaus günstigen Boden fand, und der fast allein den ganzen Fortschritt des Landes in Kultur, Handel und Wohlstand hervorrief." Aber dieser Frieden und Wohlstand ist eine gleichsam insularische Erscheinung, beschränkt auf die kleine Bergrepublik. In den übrigen spanischen Republiken ist nur zu viel Verwilderung und Anarchie eingerissen. Das Hauptübel scheint, daß die amerikanischen Spanier sich so wenig wie wir Deutschen zu einer einheitlichen Masse zusammenzuschaaren verstehen. Im Besiz der reichsten Länder der Erde, und zahlreich, kriegerisch von jeher, in vieler Hinsicht edler und sittlicher als die Yankees, haben sie sich doch so sehr unter sich entzweit und getheilt, so furchtbar gegen einander selbst gewüthet, daß es den Yankees unfehlbar gelingen wird, sie alle zu unterjochen und zu verdrängen. Nicht nur Merito hat bereits die furchtbaren Schläge der Yankees empfunden und ist seiner Gränzprovinzen beraubt worden, auch Zentralamerika wird schon von ihrem Einfluß berührt. In San Salvador hat, nachdem das Land der fortdauernden Anarchie müde geworden, gleichfalls die sogenannte konservative Partei gesiegt. Der Name des Föderalismus wurde gleichbedeutend mit dem Radikalismus. Duenas, der gegenwärtige Präsident von San Salvador, ist den Föderalisten, deren Zahl selbst dort immer mehr schwindet, sogar noch verhaßter, als der eiserne Carrera. In San Salvador, wie in Nicaragua, hatte die lange Dauer der Anarchie den Volkscharakter völlig verdorben und die Masse, welche in den politischen Parteikämpfen ein Subsistenzmittel suchte, der Arbeit entwöhnt. In Nicaragua besteht bereits eine ziemlich starke Partei, welche dem Anschluß an die Vereinigten Staaten günstig ist. In Honduras führt Morazans Waffengefährte, der alte General Cabanas, gegenwärtig den Kommandostab. Der lezte Krieg zwischen Honduras und Guatemala zeugte auch in ersterem Staat von einer immer größeren Ermattung des föderalistischen Prinzips. Auch in Honduras gibt es viele Flüchtlinge und Föderalisten, welche, ihre Sache verloren gebend, aus Desperation einem Bündniß mit Nordamerika geneigt sind. Herr Squier, ein bekannter Schriftsteller und thätiger politischer Agitator für die Annexion, soll auf seiner lezten Reise in Honduras eine freundliche Aufnahme gefunden haben. Seitdem Unterkalifornien sich von Merito loszumachen versucht hat und die Ansiedlerkolonien in Texas immer mehr nach dem Süden dringen, durch die Verbindung zwischen beiden Ozeanen auf dem Isthmus von Nicaragua das Volk des leztern Staats an die Erscheinung und den Umgang mit den Yankees und ihren Dollars gewöhnt ist, bereiten sich hier zusehends große Umwandlungen vor. Costa Rica ist den Yankees noch wenig bekannt. Aber auch hier wird die Erscheinung einzelner Amerikaner, welche sich nach den Ressourcen dieses schönen Landes umsehen, immer häufiger und die Furcht der Regierenden vor ihrem Kommen und Bleiben immer sichtbarer." Den Vereinigten Staaten gegenüber bestehen im Süden des Welttheils nun eine Menge schwacher, in ewiger Fehde wider einander selbst oder in Anarchie begriffener Republiken, und der Föderalismus, die lezte Möglichkeit der Vereinigung, gilt bei den Spaniern in Amerika jezt als etwas Verwerfliches, als Staatsverbrechen. So wahnsinnig sind diese Staatenlenker, daß sie das einzige Rettungsmittel, das sie gegen die Yankees schüzen könnte, zum Hochverrath stempeln. „Alle Völker von vorwiegend hispano-amerikanischem Stamme müßten sich zur Errichtung eines starken Gesandbundes gegen die nordische Union vereinigen. Ein solcher Bund hätte an Merito seinen natürlichsten Führer, an welchen sich nicht nur das eigentliche Zentralamerika von Guatemala bis Costa Rica, sondern auch die südliche Hälfte des neuen Kontineuts anschließen könnten. Zur Erreichung eines solchen Zweckes aber bedürfte es nicht nur eines ähnlichen Nervengeistes der Volksrace, sondern auch jenes Associationssinnes, welcher die nordische Republik groß und stark gemacht. Unter den einzelnen Staaten aber müßten jene kleinlichen Rivalitäten, der Partikularismus und die Isolirungsgelüste einzelner Provinzen und Hauptstädte, besonders aber die Selbstsucht und der Ehrgeiz der Parteihäupter aufhören. Alle Privatleidenschaften müßten sich dem größeren nationalen Zweke unterordnen und mit dem Feldruf sich zusammenschaaren: Selbstständigkeit der spanisch-amerikanischen Nationalität, inniges Bündniß aller Völker von spanischer Sprache und kein Staatenbund mit einem fremden Völkerstamme! Von all dem ist das Gegentheil geschehen. Die Gebiete der spanischen Vizekönigreiche und Generalkatthalterschaften lösten sich in immer kleinere Republiken auf. Jede etwas fern liegende Provinz trachtete, sich dem politischen Einfluß der Hauptstadt zu entziehen. Statt gegen den fremden Stamm sich zu verbinden, wüthete der innere Kampf von Staat gegen Staat und von einer Provinz gegen die andere. Jener altspanische Provinzialgeist, welchen der Despotismus der königlichen Statthalter in Amerika gewaltsam niedergehalten, erhob nach der Befreiung wieder mächtig sein vielköpfiges Haupt. Alle selbstsüchtigen Leidenschaften machten sich geltend. Niemand wollte sich freiwillig unterordnen um des Interesses des großen Ganzen willen. Niemand achtete der Warnungsrufe, welche Eintracht und politische Einigung predigten, gegen die größere Gefahr der Invasion einer fremden, stärkern Nationalität. Ja die Gewalthaber der Republik Honduras boten den Nordamerikanern sogar den Verkauf von einem Theil ihres Territoriums und ein politisches Bündniß an, nicht aus politischer Sympathie für die Yankees, sondern aus Haß, Eifersucht und Rachedurst gegen die Nachbarrepublik Guatemala.

Es führen viele Wege nach Rom.

Das Rom, das wir hier meinen, heißt Verbesserung der materiellen Lage des Volkes und zwar namentlich der unteren Klassen desselben, die theils unter vielen Entbehrungen in wirklicher Armuth leben, theils nur mit Mühe ein kümmerliches Dasein von heute auf morgen fristen, deren Noth aber auch auf die begünstigten Stände ihre Rükwirkungen äußert, indem diese einerseits für ihre Unterstüzung in Anspruch genommen werden, anderseits vor dem Gefolge der Armuth, der sittlichen Verwilderung und dem Verbrechen, sich zu schüzen haben. Nicht daß wir hierin das höchste Ziel gemeinnüziger Bestrebungen sehen und über der Verbesserung der materiellen Lage einer leider so großen Zahl unserer Mitbürger die Hebung ihrer Sittlichkeit und geistigen Bildung vergessen; wir glauben, daß zwar der Volksfreund zu gleicher Zeit auf das eine, wie auf das andere hinarbeiten muß; denn nicht nur gebiert die Armuth die Sünde, sondern auch die Sünde Armuth; da aber jenes häufiger der Fall ist, so muß der erste Angriff der Armuth gelten. Der oft gehörte Ausdruk „essen und trinken und die Seele selig machen", so prosan er klingt, hat im Munde des Armen viel Wahres, wenn man ihn folgendermaßen versteht: „Gebet mir zuerst zu essen und zu trinken, Kleidung und Obdach, und verschaffet mir lohnende Arbeit, damit ich nicht zu betteln oder zu stehlen brauche; dann will ich mich aufraffen und meinen Bürger- und Christenpflichten nachkommen."

Der Leser findet unter den Anzeigen des heutigen „Kolonist" die Namen zweier noch nicht lange erscheinender Schweizer Zeitungen, von denen jede in ihrer Art als ein Wegweiser nach unserem Rom zu betrachten ist. Der „Kolonist" vertritt in anderer Richtung das gleiche Amt.

Wir sagen: die Schweiz ist übervölkert und die überhandnehmende Armuth die natürliche Folge davon. In jenen Gegenden, wo der Landbau der Haupterwerb der Bewohner ist, sind die Bodenpreise zu hoch, für den Unbemittelten die Arbeitslöhne zu niedrig; in andern Theilen unseres Vaterlandes ernähren zwar industrielle Beschäftigungen meist die Bevölkerung; aber dieser Verdienst ist zu schwankend, bald im Ueberfluß vorhanden, bald nicht einmal für die Nothdurft; hier wie dort eine sehr bedeutende Anzahl ganz besizloser Leute, die nur von der Hand in den Mund lebt oder ganz den Gemeinden zur Last fällt. Wir betrachten es als eine Nothwendigkeit, daß Jahr für Jahr eine bestimmte Zahl unserer Mitbürger auswandert, den Zurükbleibenden Plaz macht, den Boden nicht noch mehr vertheuert, die Löhne nicht noch mehr schmälert und es muß ihre Menge zum wenigsten so groß sein, als jährlich mehr Kinder geboren werden, als überhaupt Menschen sterben; wir halten es für eine Wohlthat, wenn Staaten und Gemeinden, an deren Wohlstand die Armenlast wie ein fressender Wurm nagt, Gelegenheit finden, ihre Armen jenseits des Meeres besser und wohlfeiler zu versorgen, als bei Hause. Diese Armenauswanderung muß systematisch durchgeführt werden, wenn sie nicht ein Hülfsmittel von nur vorübergehender Wirkung gegen den Pauperismus bleiben soll; von Zeit zu Zeit, so wie in der dadurch erleichterten Gemeinde die Armen wieder nachwachsen, muß dieselbe Maßregel abermals ergriffen werden. Um aber diesen Nachwuchs möglichst zu beschränken, müssen noch manche Ursachen des Pauperismus bekämpft werden, welche die Auswanderung allein nicht entfernt, und ebenso hat man noch für diejenigen Armen zu sorgen, welche zur Uebersiedelung in fremde Länder nicht taugen, oder keine Lust dazu haben; denn zwingen soll man keinen oder sollte man wenigstens Niemanden zwingen dürfen.

Hier liegt die edle schöne Aufgabe, zu deren Lösung neben andern gemeinnüzigen Blättern „die schweizerische Armenzeitung" und „die allgemeine Schweizer Zeitung für Industrie, Handel und Gewerbe, Haus- und Landwirthschaft" das Ihrige beitragen. Es thut nichts zur Sache, daß die lezgenannte Zeitung nicht ausdrüklich diesen Zwek ihres Erscheinens hervorhebt. Die Wirkung bleibt sich gleich. Wenn sie durch Verbreitung neuer Kenntnisse in allen Gewerben dem Bauer, Professionisten und Kaufmann Gelegenheit zur Vervollkommnung in seinem Berufe und dadurch zu höherem Verdienste eröffnet, wenn sie auf Hülfsquellen aufmerksam macht, die bisher wenig oder gar nicht benuzt wurden, so wird sich ihr Nuzen durch alle Schichten der Bevölkerung bis in die untersten erstreken. Und daß sie erfüllt, was sie in dieser Beziehung verspricht, dafür ligt der Beweis in den ersten 32 reichhaltigen Nummern dieses Blattes vor uns.

Mögen die Bemühungen der „Allgemeinen Schweizer Zeitung für Industrie, Handel und Gewerbe, Haus- und Landwirthschaft" und zweckverwandter Blätter mit Erfolg gekrönt werden; mögen ihre Belehrungen namentlich den Handwerker- und Bauernstand, aus welchen das Armenkontingent so manchen Rekruten erhält, zum Aufraffen aus altem Schlendrian anspornen. In diesem Sinne arbeitet sie auch der „schweizerischen Armenzeitung" in die Hände, die es, wenigstens zunächst und für einmal, hauptsächlich mit der Pflege, Besserung, Erziehung des gegenwärtigen Armenbestandes zu thun hat.*)

Auswanderung nach Chile.

Unter allen den sogenannten spanischen Republiken Südamerikas ist Chile die einzige, deren Staatswesen und politische Zustände so fest geordnet sind, daß sie sich für Deutsche und Schweizer zur Einwanderung eignet. Die einzige Schwierigkeit, welche Schuld daran ist, daß eine solche nicht schon lange in großem Maßstabe vor sich ging, besteht in der weiten und daher beschwerlichen und theuern Reise nach diesem Lande. Indessen gewähren die mannigfachen Begünstigungen und Unterstüzungen, die dem Auswanderer dort zu gute kommen, reichlichen Ersaz für diesen unangenehmen Umstand. Da die Einladungen der chilenischen Regierung in neuester Zeit namentlich auch an die schweizerischen Auswanderer gerichtet sind, so geben wir nachstehend einen gedrängten Ueberblik dessen, was für diese vorzüglich zu wissen nothwendig ist und machen zugleich auf den auch von uns aus dem Bundesblatt abgedrukten amtlichen Bericht des eidgenössischen Konsuls Rüdig in Valparaiso aufmerksam.

Die Republik Chile verdient in jeder Beziehung das Lob, welches alle Diejenigen, die sich in derselben aufhalten, ihr gespendet haben. Dieses Land zeichnet sich namentlich aus: 1) durch seine geographische Lage, 2) durch sein gemäßigtes Klima, 3) dadurch, daß es mit keinen gefährlichen epidemischen Krankheiten behaftet ist, 4) durch die außerordentliche Fruchtbarkeit seines Bodens, 5) durch die mineralischen Reichthümer, welche es besizt, 6) dadurch, daß es die einzige Republik Südamerikas ist, deren fest begründete und liberale Regierung Garantieen für die Zukunft gibt, 7) durch die Gastfreundschaft, mit welcher die Eingebornen die Fremden aufnehmen.

Die Republik leistet der Menschheit sowohl wie auch der Industrie einen wesentlichen Dienst, indem sie allen Auswanderern, die sich auf ihrem Gebiete niederlassen, einen edelmüthigen Schuz gewährt. Die Regierung gewährt ihre Begünstigungen im Verhältniß zu den Schwierigkeiten, welche die Auswanderer zu überwinden haben; sie fordert keine Zinsen für die Vorschüsse, welche sie leistet, noch zwingt sie irgend Jemanden, durch Verbindlichkeiten seine Freiheit zu opfern, um dadurch seine Schuld abzutragen.

Die Auswanderer, welche nach Chile übersiedeln, werden in zwei Klassen eingetheilt: 1) Kolonisten, welche sich in den Kolonien Valdivia und Llanquihue nieder-

*) Herrn Vogt, Herausgeber der schweizerischen Armenzeitung, bringen wir hier anläßlich zur Kenntniß, daß wir von seinem Blatt nur die drei ersten Nummern erhalten haben und ersuchen ihn um Zusendung der uns fehlenden, sowie der künftigen.

Die Redaktion des Kolonist.

lassen; 2) Auswanderer, welche sich freiwillig im Lande vertheilen und sich da ansiedeln, wo es ihnen am besten gefällt.

Chile besitzt gegenwärtig zwei von der Regierung begünstigte Kolonien, welche Deutschen und Schweizern zur Auswanderung besonders zu empfehlen sind, und in welchen zusammen bereits 1400 Deutsche ihren Wohnsitz haben, nämlich: **Valdivia** und **Llanquihue.**

Die Kolonie Valdivia, im Süden des Staates gelegen, gränzt an den bevölkertsten Theil Chiles. Man findet daselbst schon alle Hülfsquellen für den Lebensunterhalt. Der Boden ist fruchtbar und billig, der Arbeitslohn dagegen, sowie die Erzeugnisse des Landes sind sehr theuer. Es befinden sich schon in Valdivia 1000 Deutsche verschiedener Klassen und Professionen, die sich daselbst niedergelassen haben und mit ihrem Schicksale sehr zufrieden sind. Das Klima ist milde, man kennt dort weder Frost noch Schnee. Waizen wächst sehr üppig, Roggen, Hafer, Mais, Kartoffeln, Flachs, Hanf und Obst gedeihen ebenfalls vorzüglich und ganze Wälder von Apfelbäumen liefern Cider (Apfelwein, Most) im Ueberfluß. Die Kolonie besitzt einen der schönsten Häfen Chiles und einen schiffbaren Fluß. — Der Einwanderer findet, sobald er den Hafen von Coral erreicht hat, von dem Tage seiner Ankunft an ein 14tägiges unentgeldliches Unterkommen, Lebensmittel auf acht Tage und einen deutschen Agenten der Regierung, welcher von letzterer beauftragt ist ihm mit Rath und That kostenfrei beizustehen. Er kann vom Staate Ländereien zu 1 Dollar pr. Cuadra kaufen, und zwar kann er für sich 12, für seine Frau 6, und für jedes Kind über 1 Jahr alt 6 Cuadras erwerben. Auch steht es ihm natürlich frei, von dortigen Ansäßigen noch mehr Land zu kaufen, welches er aber theurer bezahlen muß. Sobald der Einwanderer seine Ländereien besitzt, schießt die Regierung ihm 1000 Pfund Kartoffeln und 1000 Pfund Waizen vor, außerdem versieht sie ihn mit Akerwerkzeugen. — Eine Cuadra Land ist gleich zirka 4 Akres nordamerikanisches Maaß und 1 Dollar gleich zirka 1 Thlr. 10 Sgr. preuß. Crt. oder fünf Franken Schweizergeld. Von dem Betrage der Ländereien, der Naturalien und Akergeräthschaften bezahlt der Kolonist den fünften Theil am Ende des zweiten Jahres seiner Ankunft in Valdivia, jedoch hat er nicht nöthig, in baarer Münze zu bezahlen, wenn er es nicht will, sondern er kann seine Schuld mit Kartoffeln, Waizen oder anderen Erzeugnissen des von ihm bebauten Bodens zu den Markt-Preisen abtragen. Also erhält eine aus einem Manne, einer Frau und fünf Kindern bestehende Familie: 48 Cuadras Land à 1 Thlr. 10 Sgr. — 64, 1000 Pfund Waizen 24, 1000 Pfund Kartoffeln 17, Akergeräthe 20 Thlr. Preuß. Crt. Zusammen 125 Thlr. Preuß. Crt., — 468 Fr. 75 Rp., wovon sie am letzten Tage des zweiten Jahres ihres Aufenthalts in der Kolonie 25 Thlr. zu bezahlen hat, am letzten Tage des dritten Jahres wiederum 25 Thlr., am letzten Tage des vierten Jahres ebenfalls 25 Thlr., und so fort bis die Schuld getilgt ist. Wie es schon erwähnt wurde, berechnet die Regierung keine Zinsen. — Sollte der Kolonist durch irgend einen unglücklichen Umstand verhindert sein, zur rechten Zeit zu zahlen, so genügt ein Beweis, daß nicht Mangel an Fleiß oder schlechte Aufführung Schuld daran ist, um ihm die Zahlungsfrist um ein oder zwei Jahre zu verlängern. Die Kolonie Valdivia bietet also dem Kolonisten folgende Vortheile: 1. billige Ländereien, 2. Aussaat von Waizen und Kartoffeln (1, 2, 3 pr. Fünftel in sechs Jahren abzubezahlen), 3. Akergeräthschaften, 4. eine Wohnung bei seiner Ankunft, 5. Lebensmittel für acht Tage, 6. einen deutschen Agenten zur Unterweisung, 7. Gelegenheit zur Erziehung und Ausbildung seiner Kinder, 8. ärztliche Hülfe und Arzneien (4, 5, 6, 7, 8 kostenfrei), 9. das chilenische Bürgerrecht, 10. Befreiung für fünfzehn Jahre, von 1855 an gerechnet, von der Entrichtung der Einkommenssteuer, der Ein- und Umschreibungsgebühren für gekaufte oder zu verkaufende Immobilien und der Abgaben für die Patente, 11. Befreiung vom Militärdienst, 12. zollfreie Einfuhr aller Effekten, Maschinen u. s. w., welche er für seinen eignen Gebrauch oder für die Einrichtungen seiner Ansiedlung nöthig hat. — Um obige von der Chilenischen Regierung den Einwanderern gebotenen Vortheile genießen zu können, bedarf es 1. daß es verheurathete Leute sind, 2. daß sie einen guten Leumund haben, 3. erhalten es nur Akerleute, Handwerker oder sonstige Handarbeiter. — Die für die Kolonie Valdivia wünschenswerthesten Leute sind: Akerbauern und Landarbeiter im Allgemeinen, Gärtner, Ziegelsteinbrenner, Maurer, Zimmerleute, Tischler, Stellmacher und Wagenbauer, Schmiede, Schiffszimmerleute, Töpfer, Schuhmacher ꝛc., ferner Leute, welche in dem Flachs- und Hanfbau oder in der Kultur ölreicher Pflanzen erfahren sind, die die Zubereitung des Apfelweines, besonders nach nordamerikanischer Methode, verstehen, oder auch die Milchwirthschaft kennen.

Die Kolonie Llanquihue ligt zwischen der Provinz Valdivia und Chiloe. Ihre Hauptstadt, Puerto Montt, im Norden des Meerbusens von Reloncavi, hat einen der schönsten Häfen der Republik und ist der Stapelplatz und der Zentralpunkt des Holzhandels im Stillen Ozean. In Puerto Montt, einem schönen Orte, dessen Einwohner größtentheils Deutsche sind, findet der Einwanderer fünfzehntägige freie Wohnung und Nahrungsmittel und sobald er in Besiz seiner Ländereien gelangt, befördert die Regierung ihn mit Familie und Gepäk unentgeldlich dahin. — Der Kolonist von Llanquihue wird mehr begünstigt als der von Baldivia: 1) erleichtert die Regierung ihm hier die Passage nach Puerto Montt, indem sie den Rhedern einen Theil derselben vergütet, so daß der Auswanderer nur den im beifolgenden Programme der dahin bestehenden Paket- und Passagierfahrt festgestellten sehr billigen Passagepreis zu bezahlen hat; 2) ist das Land dort besser und fruchtbarer, aber dennoch erhält er es zu demselben Preise wie in Valdivia, nämlich 1 Dollar per Cuadra und kann er in der Kolonie Llanquihue auch mehr als dort erhalten: 25 Cuadras der Mann, 12 Cuadras die Frau und 12 Cuadras jedes Kind über ein Jahr alt; 3) schießt man ihm zu den laufenden Preisen folgende Gegenstände vor: a) Bretter und Nägel zum Aufbau seines Hauses, b) zwei Ochsen zur Bestellung seines Landes, c) eine Kuh mit ihrem Kalbe, d) Arbeitsgeräthschaften, e) Aussaat, wie in Valdivia, f) Nahrungsmittel für ein ganzes Jahr. — Den Werth der Ländereien und die Vorschüsse, welche der Kolonist von der Regierung erhält, bezahlt er unter denselben Bedingungen wie in Valdivia. Die Nahrungsmittel, welche er falls erforderlich und gewünscht für ein ganzes Jahr erhält, bestehen aus Fleisch, Mehl, Kartoffeln, Reis, Schmalz, Kaffee, Zuker und Salz. 4) Findet er einen deutschen Arzt, Arzneien, eine deutsche Hebamme und deutschen Schulunterricht für seine Kinder, unentgeldlich. 5) Ist er von dem Augenblike seiner Ankunft daselbst Bürger von Chile und frei vom Militärdienste. 6) Ist er ebenfalls für fünfzehn Jahre, vom Jahre 1855 an, von der Entrichtung der Einkommenssteuer, der Ein- und Umschreibungsgebühren für gekaufte oder zu verkaufende Immobilien und der Abgaben für die Patente befreit. 7) Findet er in dem See von Llanquihue drei Boote zu seinem täglichen Gebrauche und ein der Regierung zugehörendes Postschiff, welches wöchentlich die Reise von der einen Seite des See's zur andern macht, und den Kolonisten auf allen seinen Reisen unentgeldlich mitnimmt.

Das aus den Wäldern von Llanquihue gewonnene Holz ist besser zu verwerthen als dasjenige Baldivia's, da Puerto Montt die ganze Küste mit Holz versorgt. Das Klima in Llanquihue ist dasselbe wie in Valdivia: es ist gemäßigt und gesund; Schnee und Eis sind daselbst unbekannt, auch herrschen dort keine ansteckenden Krankheiten irgend einer Art. Weizen, Roggen und alle Feldfrüchte, welche Baldivia hervorbringt, gedeihen vorzüglich gut, und die Kartoffeln gerathen in Llanquihue besser als in irgend einem andern Theile der Welt, da sie hier wild wachsen, und gerade von diesem Lande aus wurden sie durch die Europäer über die ganze Erde zuerst verbreitet. — Der größte Theil der öffentlichen Beamten der Kolonie Llanquihue sind Europäer, z. B. der Regierungssekretär, die Aufseher, die Friedensrichter, die Ingenieure, die Aerzte, die Schullehrer, die Hebammen, sind Deutsche. In Llanquihue werden alle Streitsachen durch Vermittlung oder durch eine gegenseitige Uebereinkunft beigelegt. — Der besondere Schuz, den die chilenische Regierung Llanquihue als Musterkolonie gewährt, macht es unumgänglich und durchaus erforderlich, daß ein Jeder, der sich dort ansiedeln will, folgende Eigenschaften besizt: er muß 1) verheirathet sein, 2) einen durchaus guten Leumund haben und dies durch Dokumente, Zeugnisse oder auf anderweitige Weise glaubhaft und genügend nachweisen können, 3) muß er Akerbauer, Handwerker oder sonstiger Handarbeiter sein, der sich brav, rechtschaffen, fleißig, nüchtern und friedfertig aufführen und sich den Gesezen und der bestehenden Ordnung fügen will. — Diejenigen, welche allen obigen Eigenschaften nicht entsprechen, erhalten weder die erwähnten Vergünstigungen seitens der Regierung, noch werden sie zum allgemeinen Wohle der Kolonie, überhaupt aufgenommen. — Die für die Kolonie Llanquihue wünschenswerthesten Leute und die dort sehr leicht ihr gutes Fortkommen finden, sind: Akerbauer und Landarbeiter im Allgemeinen, Holzarbeiter, Schiffszimmerleute, Leute, die Flachs- und Hanfbau verstehen, welche Artikel roh gekauft werden; Fischer und auch solche, welche Häringe, Sardellen und Muschelthiere zu behandeln verstehen, da diese Fische und Thiere sehr zahlreich vorhanden sind und in Valparaiso sowohl wie an der ganzen Küste Südamerikas mit großem Nuzen leicht verkäuflich sind. — Ferner: Zimmerleute, Schmiede, Böttcher, Schlachter, Töpfer, Ziegelsteinbrenner, Seiler; Bierbrauer, Schuhmacher, Schneider, Klempner ꝛc., so wie auch Leute, die die Milchwirthschaft kennen. — Auch für solche verheirathete oder unverheirathete Personen, welche sich für ihre eigene Rechnung irgendwo in Chile niederlassen wollen ohne gerade eine besondere Kolonie im Auge zu haben, hat die Regierung Privilegien und Begünstigungen festgestellt. Dergleichen Auswanderer zertheilen sich in zwei Klassen, nämlich: 1) in Industrietreibende; 2) in Taglöhner und Dienstboten. Den ersteren erlaubt die Regierung, ihre Werkzeuge und Maschinen zollfrei einzuführen, und sollte ihr Industriezweig im Lande noch gänzlich unbekannt sein, so ertheilt sie ihnen auch das Privilegium, Rohstoffe, welche sie zur Fabrikation nöthig haben, noch zwei Jahre nach ihrer Ankunft daselbst zollfrei kommen zu lassen. — Dem Taglöhner giebt sie gleich nach seiner Ankunft Arbeit bei den Eisenbahnbauten und zahlt ihm zirka 12 Sgr. preuß. (1 Fr. 50 Rp.) pr. Tag; außerdem erhält er Frühstük, Mittag- und Abendessen. — Die Hospitäler und Schulen sind auch für diese Klasse von Auswanderern, falls sie es bedürfen, geöffnet. Tagelöhner, welche nach Copiapo gehen, verdienen dort zirka 20 Thlr. preuß. Crt. (75 Fr.) monatlich, gute Bergleute sogar 30 Thlr. (112 Fr. 50 Rp.) und erhalten außerdem Lebensmittel. — Bonnen (Kindermädchen), Wäscherinnen, Köchinnen und andere weibliche Dienstboten, Gärtner und Handwerker im Allgemeinen sind sehr gesucht, ebenso auch Kutscher, die in Valparaiso oder Santiago (die Hauptstadt Chile's) 200 bis 300 Thlr. preuß. Crt. (750—1125 Fr.) jährlich, nebst Wohnung, Essen und freier Livree, verdienen können. — Leute, die außerdem in Chile besonders gute Geschäfte machen würden, sind: Zimmerleute, Schneider, Schuhmacher für Herren und Damen, besonders aber für lezztere, Wagenbauer, Bierbrauer, Weinbauer, Arbeiter für die Zentral-Tuchfabrik, Eisengießer, Klempner, Verfertiger landwirthschaftlicher Geräthschaften, Töpfer, Ziegelsteinbrenner, Gipsarbeiter, Zukersieder, Drahtarbeiter, Tapezierer, wie überhaupt alle Arten Handwerker. — Bis jezt ist der Seidenbau in Chile noch gar nicht betrieben worden, und doch gibt es dort vortreffliche Seidenraupen sowohl wie bedeutende Anpflanzungen von Maulbeerbäumen; es fehlen nur Leute, die die Seidenzucht verstehen.

Verschiedenes.

Schweiz. Bundesstadt. Hr. v. Guimaraens, k. brasilianischer Generalkonsul bei der Eidgenossenschaft, hat von seiner Regierung eine gleiche Mission für die süddeutschen Staaten erhalten und wird für einige Zeit nach Frankfurt übersiedeln.

— (Paßvisa und Passiva.) Ein Auswanderer nach Amerika ließ unlängst durch einen baselländschaftlichen Dorfgelehrten einen Brief an den französischen Gesandten schreiben und ihn um die Ertheilung eines Paßvisa ersuchen, was auf folgende Art geschah:

Löbl. Herr Gesandter von Frankreich in Bern.

Im hohen Auftrage von E. E. Mitbürger möchtet ihr so güttig sein, und ihm seine Passiva vor der baldigen Abreise in Ordnung bringen, und schreiben, was es kostet, daß er es euch nachher bezahlen könnte.

Mit meiner vorzüglichen Hochachtung verharrt

N. N.

— Zug. Kaum ist der Unwille, der sich über die vorjährige Spedition der zu mehrjährigem Kettenschluß verurtheilten, kränkelnden Maria Zürcher knud gab, verschwunden, so sendet Menzingen neuerdings einen Verbrecher nach Amerika. Unterm 10. März 1856 wurde der kaum 18 Jahre alte Martin Gunlacher von Menzingen wegen verschiedenen bis auf den Betrag von 275 Fr. steigenden Diebereien kriminell abgeurtheilt und vom Kriminalgericht unter Anderm beschlossen: Gunlacher sei auf unbestimmte Zeit unter die strengste Aufsicht des Gemeinderathes gestellt und lezterer ermächtigt, den Inkulpaten „4 Jahre lang an eine Kette zu schließen" oder während dieser Zeit ihn auf andere Weise in „sichern Gewahr" bringen zu lassen u. s. w. Ehe nun vier Wochen verflossen, ward mit dem Auswanderungsagenten Roth (!?) in Zürich um 300 Fr. ein Vertrag zur Spedition des Gunlacher abgeschlossen und dieser wirklich, nachdem er in Begleit einer Amtsperson nach Zürich gebracht worden, fortspedirt. Heißt das nun allerdings der Gerechtigkeit eine Nase gedreht, so liegt doch das Verabscheuungswürdigere dieser Handlungsweise in der schmachvollen Gewissenlosigkeit, mit der man ein gefährliches Subjekt einem fremden Staate aufhalst. Möchte doch diesen Menzingern ihre Deputationslust durch Heimsendung ihres unwerthen Mitbürgers vertrieben werden.

— St. Gallen. Die Auswanderung hat bei uns wie überall im Jahr 1855 gegenüber derjenigen

von 1854 bedeutend abgenommen. Im Jahr 1854 betrug die Gesammtzahl 413, 1853: 325, 1855 nur 271. Im Ganzen ergibt sich nach der St. Galler-Ztg. fortwährend, daß aus den agrikolen Bezirken die Auswanderung viel stärker ist als aus den industriellen.

Italien. (Unfreiwillige Auswanderung.) Eine fatale Ueberraschung ist in Genua einer Anzahl Personen zu Theil geworden. Ein Schiff rüstete sich zur Abreise nach Buenos-Ayres mit 17 Auswanderern. Da bei der kurze Zeit vorher vorgenommenen Rekrutenaushebung gerade 17 junge Leute unsichtbar geworden waren, so fand sich die Behörde veranlaßt, auf jedem Schiff eine Visite anzuordnen. Die 17 Passagiere, die allerdings für Auswanderer gar nicht abenteuerlich aussahen, waren die Gesuchten nicht und Alles schien in Ordnung. Nichtsdestoweniger behielt ein Regierungsdampfer das Schiff im Auge und hatte selbst die Gefälligkeit, dasselbe, als es den folgenden Morgen unter Segel gieng, ein Stük weit zu begleiten. So kam es denn, daß eine Barke, welche die 17 Ausreißer auf die hohe See bringen und dort gegen ihre bis zur Abfahrt als Figuranten bestellten Verwandten und Freunde wieder austauschen sollte, unverrichteter Dinge umkehren mußte. Der Schiffskapitän, dessen Gewissen nicht ganz rein war, hatte alle Segel aufgehißt, um einer nähern Berührung mit dem dortigen Dampfer zu entgehen und nahm eben die 17 Leute mit, die an nichts weniger auf der Welt gedacht, als an eine Reise nach Buenos-Ayres.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Pennsylvanien. Philadelphia ist von einem furchtbaren Orkan heimgesucht worden. Zwei Kirchen, drei Fabriken und 150 Gebäude sind theilweise verwüstet; das große Gebäude der Dampfmaschinen der Franklin-Eisenwerke, das eine Länge von 160 Fuß einnahm, ist gänzlich zerstört. Zum Glük ist kein Verlust an Menschenleben zu beklagen.

Mexiko. Die Uebergabe von Puebla an die mexikanischen Regierungstruppen bestätigt sich. Der Anstifter des Aufstandes, Haro, und General Castillo, der mit den zur Bekämpfung der lezten ausgesandten Regierungstruppen zu ihm übergegangen war, hatten sich in Zeiten flüchtig gemacht. Sechshundert Offiziere wurden gefangen, degradirt und als gemeine Soldaten zur Südarmee geschikt.

Zentralamerika. Neu-Granada. (Folgen der Negeremanzipation.) Die „N. Z. St. Z." enthält in einem Brief aus Mombas in Neu-Granada folgende Stelle: Die Gegend von Arsonas bis Santa Cruz ist den besten Zukergegenden auf Cuba ähnlich und es befanden sich früher hier viele große Zukerplantagen. Aber der lange Revolutionskampf und die spätere Abschaffung der Sklaverei hat die einst so blühenden Felder wieder in dichte Wälder verwandelt. Unter der tropischen Sonne dehnt der Wald bald seine Herrschaft aus, sobald des Menschen Hand aufhört, die Erde zu kultiviren, und man kann jezt nicht einmal mehr die Grenzen erkennen, welche einst die kultivirten Ländereien von den Waldgegenden schieden. Wir hielten in der Mittagszeit zu Santa Cruz an, um uns auszuruhen. Die Ortschaft besteht aus nur einigen Negerhütten. Da ich einen alten Neger in einer offenen Hütte auf der Erde sizen und mit den Händen aus einem irdenen Gefässe essen sah, ging ich zu ihm und sezte mich neben ihn. Als ich mich in's Gespräch mit ihm einließ, sagte er mir, er sei ein Lecume (ein afrikanischer Stamm, von dem viele auf Cuba sind); er wisse nicht, wie alt er sei, aber er sei in diesem Lande, seit die Engländer Spanien (er meint: Trafalgar) verbrannt hätten; er sei von einem englischen Kapitän, dessen Namen King gewesen, von Afrika gebracht und an Senor Caspadas verkauft worden. Sein Herr habe hier früher eine Zukerplantage gehabt, wo jezt der Wald sei; die alte Zukermühle und die Kessel lägen noch drüben im Dikicht und seien jezt zu nichts nuz. Als ich weiter mich erkundigte, sagte er, sein Herr sei ein guter Herr gewesen, aber er sei todt und seine Wittwe sei jezt sehr arm und wohne in Karthagena, wo ihr Niemand helfe, „denn ganz Amerika sei nun frei." Er wünschte, sein alter Herr käme zurük, denn er sei jezt alt und habe Niemanden, der ihm Medizin gebe. Einige Kinder spielten um ihn herum, welche seine Enkel waren. Ich fragte ihn, warum seine Kinder keinen Mais pflanzten und verkauften, um dafür Medizin für ihn zu kaufen. Er antwortete: „Warum sollen wir jezt Mais bauen; ganz Amerika ist ja frei." In der Geschichte dieses armen Negers haben wir einen kurzen Inbegriff der Politik Englands gegen das tropische Amerika. Die Zerstörung der spanischen Flotte, der Sklavenhandel mit den englischen Schiffen und dann später die Aufhebung der Sklaverei in den Kolonien. Die Weißen sterben in Armuth und die Kinder der Neger bauen sich Hütten in die Wälder. Der einst glükliche Sklave sinkt mit dem Seufzer auf den Lippen in's Grab: „Ganz Amerika ist nun frei."

Südamerika. Uruguay und Buenos Ayres standen jüngst wieder unter den Waffen, da Schaaren aus dem ersterwähnten Staat einen Einfall in den leztern gemacht hatten. Die Angreifer wurden jedoch mit Verlust fast aller ihrer Offiziere zurükgeschlagen.

Anzeigen.

Seit dem 1. Januar 1856 erscheint in Solothurn:

Allgemeine Schweizer-Zeitung

für Industrie, Handel und Gewerbe, Haus- und Landwirthschaft,

in Verbindung mit einer

Adreß- und Musterzeitung nebst Allgemeinem Anzeiger.

Redigirt von **O. Möllinger**, Prof. in Solothurn.

Preis eines Bandes von 52 Nummern mit 12 lithographirten Tafeln 2 Fr. 30 Rp.

Den Abonnenten dieses Blattes ist die Gratisaufnahme ihrer Einrükungen auf unbestimmte Zeit zugesagt; später wird die Zeile mit 5 Cts. berechnet, so daß selbst große Anzeigen nur sehr geringe Auslagen verursachen. Für Nicht-Abonnenten betragen die Inserationskosten per Petitzeile 10 Cts.

Man abonnirt entweder bei einer Buchhandlung und bezieht das Blatt durch diese, oder hat den Betrag von 2 Fr. 30 Cts. an die unterzeichnete Expedition einzusenden, wogegen dem Abonnenten die Zeitung franko per Post zugesandt wird.

Das Nähere über Tendenz und den Inhalt der bisher erschienenen Nummern des Blattes besagt der Prospektus, der von jeder Buchhandlung bezogen werden kann.

Die Expedition
der Allg. Schweizer-Zeitung für Industrie ꝛc.

Zur Notiz.

Die

„Schweizerische Armen-Zeitung"

beginnt ihre Laufbahn mit der unerwartet schönen Abonnentenzahl von einigen über

1500.

Wohl der sicherste Beweis, daß das Unternehmen zeitgemäß ist und einem wirklichen Bedürfniß entgegenkommt. Sie findet, laut häufigen Zuschriften, in sämmtlichen Kantonen der Schweiz freundigen Anklang und wird daher ihren Zwek:

„Mittheilung und Verständigung in Armensachen",

auch um so sicherer und vollständiger erreichen können. Die „Schweizerische Armen-Zeitung" sollte in keiner Gemeinde fehlen!

Die „Schweizerische Armen-Zeitung" erscheint in wöchentlichen Nummern von je 1 Bogen oder 16 Spalten hoch Quart, zum Preise von jährlich 6 Fr., halbjährlich 3 Fr. und vierteljährlich 1 Fr. 50 Rp. ohne die Gebühr von je 20 Rp. bei Bestellungen per Post.

Bis Ende dieses Monats nimmt jedes löbl. Postamt Bestellungen an. Quartalweise (mit farbigem Umschlag) wird die Armen-Zeitung geliefert durch die Buchhandlung Huber und Komp. **(Körber)** in Bern. **Jederzeit** aber kann abonnirt werden bei der

Expedition der „Schweiz. Armen-Zeitung"
in **Diesbach** bei Thun, Kantons Bern.

Erklärung.

Bezugnehmend auf eine kürzlich in mehrern Blättern erschienene Anzeige des Auswanderungsagenten, Hrn. J. Wirth-Herzog in Aarau, Bevollmächtigten des Hauses Bek und Herzog in Basel, in welcher derselbe sagt, daß genanntes Haus nunmehr allein für die Schweiz ermächtiget sei, Verträge mit Auswanderern für die Kolonien der Herren Vergueiro u. Komp. abzuschließen, sehe ich mich veranlaßt zu erklären, daß diese Behauptung des Hrn. Wirth, die wahrscheinlich ohne Vorwissen der Herren Bek u. Herzog geschah, auf völliger Unwahrheit beruht; denn wenn auch genannte Herren jezt ebenfalls für Vergueiro bevollmächtiget sind, werde ich dennoch wie bisher auch in Zukunft im Namen und Auftrage der Herren Vergueiro u. Komp. die von mir in's Leben gerufenen und stets zur vollsten Zufriedenheit ausgeführten Expeditionen nach den Halbpachtkolonien in St. Paulo fortsezen, d. h. wenigstens so lange, als diese Unternehmung alle nöthigen Garantien bietet und ich aus vollster Ueberzeugung diese Ansiedlung meinen Landsleuten empfehlen kann.

Hr. Wirth, der erst vor wenigen Wochen die Kolonien der Herren Vergueiro u. Komp. und den Unterzeichneten, als deren Vertreter, öffentlich nicht genug verdächtigen und beschimpfen konnte, ist einfach in seiner Herzensfreude darüber, daß er nun auch für diese, früher von ihm so verläßterten Kolonien Leute engagiren darf, zu weit gegangen, weßhalb er wohl von selbst sich veranlaßt fühlen wird, seinen Fehler wieder gut zu machen.

Im Uebrigen verweise ich in Betreff meiner nächsten Schiffsgelegenheiten auf meine unten stehende Anzeige.

Zürich (Unterstraß Nro. 132) im Mai 1856.

E. de Paravicini.

Auswanderung

nach den

Kolonien der HH. Vergueiro in St. Paulo (Brasilien).

Die zweite diesjährige Expedition des Unterzeichneten nach diesen bekannten Kolonien geht den 18. Mai von Basel ab. Da indessen für dieses Schiff bereits alle Plätze besezt sind, so wird hiemit allen Auswanderungslustigen und vorab denen, die gegenwärtig mit mir in Unterhandlung stehen, angezeigt, daß im Juni das dritte Schiff durch den Unterzeichneten expedirt wird, und zwar unter den gleichen vortheilhaften Bedingungen, zu denen alle frühern Expeditionen stattfanden.

Auch für die Kolonien der Mucury-Gesellschaft und des Herrn Grafen von Montravel ist derselbe bevollmächtigt, Leute anzunehmen.

Für Abschluß von rechtsgültigen Verträgen beliebe man sich an den Unterzeichneten oder dessen bevollmächtigte Kantonalagenten zu wenden.

Zürich, Unterstraß Nro. 132.

E. de Paravicini.

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrükungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 20. | Samstag den 17. Mai. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | 1856.

Kurze Geschichte Brasiliens.

Daß schon mehr als 500 Jahre vor der Entdekung Amerikas durch Columbus die Normannen von Grönland aus Reisen nach den nördamerikanischen Küsten unternahmen und dort in Neu-England, das von ihnen Weinland genannt wurde, Niederlassungen gründeten, ist eine geschichtliche Thatsache. Sie scheinen aber noch viel weiter südlich gekommen zu sein und auch Brasilien entdekt zu haben. Man fand im Jahre 1753 in der Provinz Bahia die Mauern einer alten Stadt mit runischen Inschriften, die von einer normännischen Ortschaft, wahrscheinlich zum Betrieb eines Bergbaues angelegt, herrühren sollen. Nach in der Bibliothek von San Paulo aufgefundenen Handschriften soll es ferner schon acht Jahre vor Columbus erster Fahrt nach Amerika in Brasilien einzelne portugiesische Niederlassungen, vielleicht von verschlagenen Schiffer, gegeben haben.

Im Jahre 1499 landete der Spanier Pinçon, einer von Columbus Gefährten, beim Cap St. Agostinho in der Provinz Pernambuco und hiemit beginnt die eigentliche Geschichte Brasiliens. Pinçon gründete zwar keine Niederlassung, nahm aber das Land für den König von Spanien in Besiz und brachte Spezereien, Edelsteine und Brasilienholz mit sich nach Europa zurük. Am Charfreitag des nächsten Jahres (1500) landete auch der portugiesische Admiral Cabral an der brasilianischen Küste, nachdem er auf der Fahrt nach Ostindien durch Stürme nach Westen getrieben worden war. Auf dem Gestade der Bucht von Porto Seguro errichtete er ein steinernes Kreuz, nannte davon das Land Terra da vera Cruz, nahm es für den König von Portugal in Besiz und schikte, als er dann die Reise nach Indien fortsezte, nur ein kleines Schiff mit der Kunde von seiner Entdekung nach Lissabon. Mit großem Jubel wurde sie dort aufgenommen. König Emanuel sandte den Amerigo Vespucci mit drei Schiffen ab, um den neuen Besiz genauer zu untersuchen. Seine erste Reise mißglükte, aber auf der zweiten erreichte er die Bay, an der jezt Bahia steht und weihte sie allen Heiligen. Er untersuchte das anliegende Land, erbaute ein Fort, ließ eine Besazung von 12 Mann darin zurük und fuhr nach fünfmonatlichem Aufenthalt, seine Schiffe mit Affen, Papagayen und Brasilienholz beladen, wieder nach Lissabon. Seine Nachrichten befriedigten die Erwartungen des Hofes nicht; man war durch die Schäze Afrikas und Indiens verwöhnt. Lange Zeit bildete Farbholz den Hauptgewinn, den Portugal von der neuen Besizung izog und dieses war auch die Veranlassung des Namens, den Brasilien noch heute trägt. (Das rothe Färbeholz heißt Pao do Brazil, Holz der glühenden Kohle.) Außerdem benuzte man das Land als Verbannungsort für Verbrecher. Erst unter Johann III., dem Brasilien (um 1549) von dem Papst zugesprochen wurde, begann die wirkliche Kolonisation nach einem bestimmten Plane. Die Küste wurde in neun Erbhauptmannschaften, Capitanias, von ungefähr 50 Legoas Länge eingetheilt, deren Grenze nach dem Innern unbestimmt war, und die der König an begünstigte Personen, welche eine Niederlassung begründen wollten, mit unbeschränkter Rechtsgewalt verlieh. Die erste derartige Kolonie war St. Vincente an der Küste von San Paulo. Sie wurde von Martin Alfonso da Souza im Jahre 1531 gegründet. Auf der Reise dahin entdekte er zuerst die Gegend von Rio de Janeiro, von ihm so genannt, weil dieß am 1. Januar des genannten Jahres geschah. Auf seiner Kolonie wurde Akerbau und Viehzucht getrieben und Souza verpflanze das Zukerrohr von Madeira hieher. Andere Capitanias entstanden nun rasch nach einander, zunächst bei San Vincente San Amaro, von Verdez Lopez da Souza, dem Bruder Martin Alfonsos gegründet, dem auch die erste Kolonie zwischen Parahyba und Pernambuco ihre Entstehung verdankt. Von San Amaro nach Norden war die nächste Ansiedelung Espiritu Santo, von Vasco Fernandez Coutinho angelegt und nach Besiegung der Eingebornen bald zu hoher Blüthe gebracht. Porto Seguro erhob sich durch Pedro de Campo Tourinho und führte bald große Ladungen Rohzuker nach dem Mutterlande aus. — Eine eigene romantische Geschichte hatte die Capitania zwischen dem San Francisco-Fluß und der Bahiabay. Als der Lehnsherr Franz Pereira Coutinho das Land untersuchte, fand er da, wo jezt Velha steht, eine vornehme Portugiesin, die früher an der Küste Schiffbruch gelitten hatte, dann durch die Macht ihres Geistes und der geretteten Schießgewehre unter dem Stamme der Tupinambasindianer zu großem Einfluß gelangt war und als Mutter Caramaru eine förmliche Herrschaft über sie ausübte. Durch ihre Vermittlung gestaltete sich ein freundliches Verhältniß zwischen den Indianern und den Portugiesen; aber gegen die Tyrannei Coutinhos empört, zwangen jene bald die Fremden die Gegend zu verlassen. Erst später kehrten mit der Mutter Caramaru einige portugiesische Ansiedler zurük und gründeten eine bleibende Niederlassung. — In Pernambuco hatte schon vor der Zeit der Capitanias eine portugiesische Faktorei bestanden, ward aber von einem Marseiller Schiff weggenommen und mit einer französischen Besazung von 70 Mann versehen. Als der Generalkapitän Pereiro das ihm verliehene Gebiet in Besiz nehmen wollte, mußte er es den Franzosen und den mit ihnen verbündeten Judianern Schritt vor Schritt abkämpfen und gelangte erst zu ungetheilter Herrschaft, nachdem er seinerseits ebenfalls sich mit einem andern Indianerstamme verbunden hatte.

So wurde vom Jahr 1531 bis 1548 ein großer Strich der brasilianischen Küste mit einer Reihe von Kolonien besezt. Der nördliche und südliche Theil und in der Mitte die Streke von S. Amaro bis Espiritu Santo erhielt erst von dem lezgenannten Zeitpunkte an und noch später Niederlassungen. Mit dem Jahr 1548 kam ein neuer Zuzug zu der bisher hauptsächlich aus Edelleuten und Verbrechern bestehenden weißen Bevölkerung, nämlich Juden, die gewaltsam aus Portugal nach Brasilien geführt wurden. Die Ansiedelungen waren aber insgesammt noch sehr schwach und sowohl den Wilden als einem Angriff von der See her um so weniger gewachsen, als die einzelnen Lehnsherren, jeder auf die Macht der andern eifersüchtig, nur den eigenen selbstsüchtigen Vortheil verfolgten. Das Volk der neuen Welt litt, wie das der alten, unter dem Druk einer unbeschränkten Feudalherrschaft. Um diesen Uebelständen abzuhelfen und aus seinen Kolonien Nuzen zu ziehen, erkannte es der König von Portugal als nothwendig, die Gewalt der Lehensherren zu beschränken und einen Generalgouverneur hinzusenden, in dessen Hand die Macht in Krieg und Frieden vereinigt wurde. Unter ihm als dem obersten Befehlshaber standen die Kolonisten, die als Landesvertheidiger in Ordonnanzas, die nur innerhalb ihrer Provinz und in Milicias, die auch außerhalb der Provinz Kriegsdienste zu thun hatten. Dem Gouverneur war ein Ouvidor für die Besorgung des Gerichts- und Finanzwesens und ein Generaleinnehmer, der für die Erhebung der Kronabgaben sorgte, beigegeben.

Der erste Gouverneur, Thomas von Souza, landete im April 1549 mit sechs Schiffen und tausend Personen, darunter sechs Jesuiten, in der Allerheiligenbay und baute San Salvador (Bahia) neu auf. Die Mutter Caramaru wußte die Eingebornen für ihre Landsleute zu gewinnen und die Jesuiten begannen das Werk der Bekehrung der Wilden. Da von dieser Seite keine Hinderuisse kamen, so blühte die neue Hauptstadt rasch auf. Schon nach einem Jahre dehnten sich außer ihrer Mauer große Zukerpflanzungen aus, zu deren Bebauung man eine Ladung Negersklaven aus Afrika einführte. Im Jahr 1552 erhielt Brasilien seinen ersten Bischof und 1553 kam mit Huarte da Costa, der an Souzas Stelle Gouverneur wurde, ein frischer Trupp Jesuiten, darunter Nobrega, das Haupt der Missien und Stifter der ersten höhern Schule, die troz der Mißgunst des Gouverneurs doch Bestand, hatte und von dem Nachfolger des lezten, de Sa (1558) sich desto größerer Unterstüzung zu erfreuen hatte. Ueberhaupt wirkte de Sa während seiner ganzen Regierung Hand in Hand mit der Priesterschaft kräftig zum Wohl der Kolonien. — In demselben Jahre, als de Sa in Brasilien ankam, landete da, wo die jezige Haupt- und Residenzstadt steht, eine bedeutende Schaar französischer Kolonisten. Es waren Hugenotten unter der Anführung des kühnen Seefahrers Nicolas Durand de Villegagnon, der angeblich im Auftrage des Admirals de Coligny handelnd den verfolgten französischen Protestanten eine sichere Wohnstätte versprochen hatte. Kaum glaubte sich aber Villegagnon in Sicherheit, so drangsalirte er die Hugenotten auf jede Weise. Viele kehrten, um seiner Tyrannei zu entfliehen, nach Frankreich zurük und Tausende ihrer Glaubensgenossen, die schon bereit waren, ihnen nach Brasilien zu folgen, änderten den Entschluß. Da dieser Zuwachs ausblieb, war die Kolonie zu schwach,

um sich gegen die Portugiesen zu halten. Rio de Janeiro wurde portugiesisch und von da an die zweite Hauptstadt des Landes. — Unter dem Statthalter de Sa und seinem Nachfolger Diego Lourenço da Viega ging Brasilien zusehends einer blühenden Entwiklung entgegen und gewann an innerer Kraft. Nun aber trat ein Zeitraum der Störung ein, die sein Gedeihen auf lange hemmte.

Im Jahr 1580 war Portugal an Spanien gekommen. Diesen Umstand benuzten Spaniens Feinde, die schon lange mit neidischen und gierigen Augen nach den blühenden Kolonien Portugals geschaut hatten. Engländer, Franzosen und Holländer fielen nach einander über das hülflose Brasilien her. Die Engländer plünderten 1586 Bahia, verbrannten 1591 St. Vincent und sezten sich 1595 in Olinda fest. Die Franzosen behaupteten sich von 1612 bis 1618 auf Marajo. Die holländisch-westindische Gesellschaft bemächtigte sich 1624 der Stadt Bahia, befestigte sie und zog durch eine Proklamation des Gouverneurs, in welcher Allen Freiheit, Schuz und Duldung zugesichert wurde, eine Menge Indianer, Neger und Juden auf ihre Seite. Portugiesen und Spanier vermochten zwar durch vereinte Anstrengung im folgenden Jahre die Holländer zu vertreiben, aber schon 1630 kehrten sie zurük und eroberten Olinda. Der Graf Johann Moriz von Nassau-Oranien, ein Mann von großem Geist und Thatkraft, der von 1637—40 Statthalter war, breitete bald die holländische Herrschaft über bald Brasilien aus und ergriff die rechten Mittel, um dieselbe zu befestigen. Nicht nur einen großen Theil der Landeseinkünfte, sondern auch seines eigenen Vermögens verwandte er auf die Befestigung der Strommündungen und Städte, auf deren Verschönerung und Erstellung von Straßen und Brüken zur Verbindung mit dem Innern. Durch allgemeine Duldung in Religionssachen und durch das Vertrauen, das er den Portugiesen schenkte, suchte er die mannigfach gemischte Bevölkerung für sich zu gewinnen. Graf Moriz hätte in Brasilien ein mächtiges holländisches Reich gegründet, aber die westindische Gesellschaft, besorgt und unzufrieden über die Verwendung der Reichthümer, die nicht ausschließlich in ihre Tasche flossen, sondern theilweise dem dauernden Wohl des fremden Landes zu gute kamen, berief ihn zurük und sezte ihm Nachfolger, deren Selbstständigkeit sie nicht zu fürchten hatte, die aber auch den Gegnern nicht gewachsen waren. Unter diesen erlitt die innere Politik eine Aenderung und der Druk, den sie auf Eingeborne und Portugiesen ausübten, veranlaßte eine Empörung der Plantagenbesizer, die 1645 mit der gänzlichen Vertreibung der Holländer endigte. Cavalcante, ein kühner Abenteurer, nöthigte sie am 28. Januar 1654 zur Kapitulation und 1661 wurde das ganze holländische Brasilien um die Summe von acht Millionen Cruzaden (350,000 Pfund Sterling) an Portugal abgetreten.

Immer wichtiger wurde nun Brasilien für Portugal, immer mehr öffneten sich seine Schäze. Die Goldgruben wurden 1696 bekannt, 1727 die Diamanten entdekt, oder vielmehr deren wahrer Werth; denn schon früher wurden sie von den bei der Goldwäscherei beschäftigten Negern gelegentlich gefunden; da man sie aber für werthlose Bergkrystalle hielt, so ließ man sie ihnen zum Schmuk. Endlich wurde die politische Macht der Portugiesen durch die Vertreibung der Jesuiten (1759) unbeschränkt. Aber Portugals Streben ging nur dahin, Brasilien möglichst auszubeuten, den Gewinn für sich selbst zu erhöhen und zu sichern. Zur Heranbildung des Volkes geschah nichts, im Gegentheil wurde es durch unwürdige Bedrükungen und Einschränkungen darniedergehalten; hohe Zölle und Abgaben wurden angeordnet, der Handelsverkehr nur in wenigen Küstenplazen erlaubt, Fremden der Eintritt erschwert, die Erzeugung und Gewinnung einzelner Produkte, welche das Mutterland lieferte, wie Oel, Wein, Salz, verboten; Fabriken durften nicht angelegt werden, da die Portugiesen die von Fremden erhandelten Manufakturwaaren zu hohen Preisen einführten. Die Rechte und Freiheiten der Kolonisten wurden beschränkt und nur geborenen Portugiesen die wichtigsten Staats- und Kirchenstellen übertragen. Dieses unnatürliche Verhältniß blieb sich bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts gleich und die natürliche Folge davon war ein allgemeiner steigender Heß gegen die portugiesische Regierung.

Ein großes Ereigniß und mittelbar die Ursache seiner Unabhängigkeit war für Brasilien die Flucht der königlichen Familie Braganza aus Portugal vor Napoleons Schaaren. Im Januar 1808 kam Johann VI. nach Brasilien und wählte im März Rio de Janeiro zu seiner Residenz. Ein neues Leben zog mit dem portugiesischen Hofe ein. Fabriken und gemeinnüzige Anstalten (auch Buchdrukereien) entstanden, die Bank von Brasilien wurde errichtet, die Häfen allen Nationen eröffnet, mit Ausnahme der Franzosen, welche dieser Begünstigung erst nach der Rükkehr der Bourbonen mittheilhaftig wurden; die Einfuhr fremder Waaren war fortan gegen einen Eingangszoll von 24 Prozent erlaubt; man zog Fremde zur Betreibung des Ackerbaues in's Land und am 17. Dezember 1815 erhob Johann VI. die bisherige Kolonie zu einem Königreich. Auch die Vermählung des damaligen Kronprinzen Dom Pedro mit der Erzherzogin Leopoldine von Oesterreich, die leider schon 1826 starb, war ein Glük für Brasilien. Damit wurde das bis jezt jedem Forscher verschlossene Brasilien auch den Gelehrten und Künstlern geöffnet, die nicht ermangelten, der Welt von seinen Schäzen und Wundern zu erzählen, und es entstanden viele bedeutende Niederlassungen von Deutschen und Schweizern, wie St. Leopold, Neu-Freiburg, Sao Pedro d'Alcantara u. s. w. Aber die Neugeburt des Staates sollte nicht eine ganz friedliche Umwälzung sein; die neugewährten Freiheiten erwekten in den Brasilianern die Sehnsucht nach mehrerem, nach voller Selbstständigkeit; das Beispiel der spanischen Republiken Amerikas fand Bewunderer und Nachahmer. Freimaurer erhoben im Jahr 1817 die Fahne des Aufruhrs zu Pernambuco, wurden jedoch bald besiegt. Als aber im August des Jahres 1820 eine Revolution zu Oporto in Portugal ausbrach, welche den König in's Mutterland zurükrief, da fürchteten die Brasilianer durch die Abreise desselben ihre Freiheiten wieder zu verlieren und in das alte Abhängigkeits-Verhältniß zurük zu fallen. Diese Besorgniß war allgemein; man wollte daher den König nicht ohne vorherige Sicherung der brasilianischen Freiheit ziehen lassen und es entzündete sich den 26. Februar 1821 ein heftiger Aufstand in Rio de Janeiro, in Folge dessen Johann VI. den Brasilianern eine Verfassung versprach und ihnen den Kronprinzen Pedro (geb. 1798) bei der Abreise nach Portugal am 26. April als Stellvertreter zurükließ. Neue Stürme erhoben sich, als man in Lissabon versuchte, Brasilien zur vormaligen Abhängigkeit zurükzuführen. Die portugiesischen Truppen mußten Brasilien räumen; Dom Pedro schloß sich selbst dem Volke an und berief auf den Rath des berühmten Jose Bonifacio d'Andrada im Mai 1822 eine konstituirende Versammlung. Dieser Verfassungsrath sprach die völlige Trennung Brasiliens von Portugal aus (1. August) und Dom Pedro wurde am 12. Oktober konstitutioneller Kaiser von Brasilien.

Dom Pedro schien wenig Werth auf diese hohe Ehre zu sezen und entfremdete sich die Brasilianer vollends durch auffallende Begünstigung der im Lande ansäßigen Portugiesen, deren Mißfallen er sich durch seine ersten freisinnigen Schritte zugezogen hatte. In Aenderung seiner Politik entließ er das populäre Ministerium d'Andrada und löste sogar die konstituirende Versammlung auf. Diese Maßregeln brachten im ganzen Lande einen ungeheuren Eindruk hervor und Dom Pedro sah sich durch die öffentliche Meinung gezwungen, dem Reiche eine Verfassung zu geben, die mit einigen Abänderungen noch heutzutage besteht. Sie wurde von einem großen Theile der Bevölkerung (Januar bis März 1824) beschworen, aber mehrere Provinzen des Nordens verweigerten unter Führung des Präsidenten von Fernambuco die Anerkennung und erklärten sich sogar als unabhängigen Freistaat unter dem Namen Union des Aequators. Er war von kurzer Dauer, wurde schon im Herbst 1824 mit Hülfe Englands unterworfen und die Häupter des Widerstandes in Rio de Janeiro hingerichtet. Englischer Vermittlung hat Brasilien auch die Anerkennung seiner Unabhängigkeit durch das Mutterland Portugal zu verdanken, welche am 29. August 1825 erfolgte.

Die schöne Aufgabe, die sich nun dem Kaiser bot, durch Versöhnung der entzweiten Gemüther die Ruhe im Innern zu befestigen und sein Reich der Segnungen des Friedens theilhaftig zu machen, behagte ihm nicht. Er wollte die Macht Brasiliens dem Ausland gegenüber beweisen. Schon im 17. Jahrhundert hatten die Portugiesen eine Kolonie Sau Sagramento am Laplata, die sie aber 1679 an Spanien verloren. Streitigkeiten zwischen Portugal und Spanien im Jahr 1812 hatten zur Folge, daß die Portugiesen einen Einfall in die Banda oriental machten, um Montevideo zu erobern. Aber England intervenirte und die brasilianische Armee mußte das Land wieder räumen. Ein zweiter Versuch im Jahr 1816 gelang besser und König Johann breitete seine Herrschaft über ganz Uruguay aus, das auch nach der brasilianischen Unabhängigkeitserklärung als cisplatinische Provinz ein Theil des Kaiserthums blieb. Allein die Staaten des ehemaligen spanischen Vizekönigreichs am Laplata, behaupteten ebensoviel Recht auf den Besiz der Banda oriental zu haben und forderten sie mehrmals von Brasilien zurük. Als dieß 1825 wieder geschah, antwortete der Kaiser am 10. Dezember mit einer Kriegserklärung gegen Buenos-Ayres, das Haupt des Laplatabundes. Dieser Staat fand kräftige Unterstüzung an der republikanischen Parthei, die, nicht nur in Uruguay, sondern auch in Rio Grande do Sul mächtig, besonders über die kaiserliche Politik erbittert war, welche überhaupt die Portugiesen begünstigte, zumal aber die Regierung der Südprovinzen ganz Männern dieser Partei übertrug. Hiezu kam der angestammte Nationalhaß der größtentheils spanischen Bevölkerung der Banda oriental gegen ihre Beherrscher. Dem Kaiser wurden die zur Führung des Krieges nothwendigen Gelder von der im Jahre 1826 einberufenen Deputirtenkammer nach einigem Widerspruche bewilligt, aber der Krieg selbst, zu Wasser und zu Lande, war kein ruhmvoller und endigte im August 1828 mit der Räumung der Banda oriental und ihrer Anerkennung als selbstständige Republik. Auch die Deutschen, die in diesem Kriege mitkämpften, ernteten geringe Lorbeeren: die regelmäßigen Truppen, weil sie vorzugsweise aus allerlei Gesindel in Europa zusammengeworben worden waren; eine Anzahl deutscher Kolonisten aber, die man wider Vertrag und Recht unter das Militär gestekt hatte, konnte schon wegen dieser an ihnen begangenen Ungerechtigkeit nicht zu guten Soldaten werden. — Der zweifelhafte Ruhm, der für den Kaiser aus diesem Kriege hervorging und die Vermehrung der Staatsschulden, die er zur Folge hatte, trugen nicht wenig dazu bei die Unbeliebtheit Dom Pedros zu erhöhen. Er wußte das und suchte seine Herrschaft anfangs dadurch zu befestigen, daß er sich immer mehr auf die portugiesische Partei stüzte, welche darauf ausging, aus der Verfassung die freisinnigsten Bestimmungen zu entfernen. Aber die Opposition, welche die öffentliche Meinung, die Zeitungspresse, die Jugend des Landes für sich hatte, wurde immer mächtiger. Nun schwankte der Kaiser und suchte sich wohl auch hie und da der brasilianischen Partei zu nähern, wurde aber von seiner Umgebung beständig daran gehindert, sich ihr in die Arme zu werfen und damit das Volk zu versöhnen. Der Entschluß Dom Pedros, die Rechte seiner Tochter Donna Maria da Gloria gegen ihren abtrünnigen Gemahl Dom Miguel in Portugal, wo König Johann VI. gestorben war, mit den Waffen zu behaupten, die Auflösung der gesezgebenden Versammlung, deren Untersuchung der Staatsfinanzen dem Kaiser mißbeliebig war, am 3. Sept. 1829, seine zweite Vermählung mit der Prinzessin von Leuchtenberg, waren neue Gründe der allgemeinen Unzufriedenheit. Endlich brach am 6. April 1831 zu Rio de Janeiro die offene Empörung aus, der Kaiser, von allen Seiten hart bedrängt, dankte am folgenden Tage zu Gunsten seines fünfjährigen Sohnes Dom Pedro II. ab, ernannte zum Vormund und Erzieher desselben seinen ehemaligen Minister und nachherigen Gegner im Parlament, José Bonifacio d'Andrada, und schiffte sich nach Europa ein.

Während der Minderjährigkeit Dom Pedros II. lag anfangs die Regierung in den Händen einer Regentschaft aus drei angesehenen Männern, der das Ministerium zur Seite stand. Die bis anhin vom Kaiser im Zaume gehaltene gesezgebende Versammlung hatte nun freien Spielraum. Es bleibt ihr das Verdienst, durch weise Sparsamkeit die Einnahmen und Ausgaben des Reiches in's Gleichgewicht und dadurch die zerrütteten Finanzen in diejenige Ordnung gebracht zu haben, der Brasilien seine Blüthe verdankt. Aber nicht zum Besten des Landes waren ihre Bestrebungen, die Befugnisse der vollziehenden Gewalt zu beschränken, wodurch der Regentschaft ein kräftiges Einschreiten gegen die folgenden Parteikämpfe und Empörungen erschwert, ja in manchen Fällen unmöglich gemacht ward. Die Periode der Minderjährigkeit des Kaisers Dom Pedro II. war eine unruhige Zeit, bezeichnet durch erbitterte Kämpfe zwischen einer extremen republikanischen Partei, einer gemäßigten liberalen, welche die Stüze der konstitutionellen Verfassung war, und der Rükschrittspartei, welche an der Wiedereinsezung Dom Pedros I. arbeitete. Die erste und die lezte erhoben abwechselnd in verschiedenen Provinzen die Fahne des Aufruhrs, wobei es an gräßlichen Auftritten nicht fehlte; doch gelang es dem thatkräftigern Justizminister Pater Fejo mit Hülfe der neuerrichteten Bürgergarde in den meisten Provinzen die Unzufriedenen zu bemeistern; nur in der Provinz Rio Grande do Sul dauerte der republikanische Aufstand bis zum Jahr 1844 fort. Nachdem die Regentschaft und die Minister mehrmals gewechselt hatten, änderten die Vertreter der Nation im Jahr 1834 die Verfassung insofern, als sie Brasilien zu einer föderalistischen Monarchie erklärten und den einzelnen Provinzen größere Befugnisse als früher einräumten. Dem Volke wurde, wie dem nordamerikanischen, die volle Souveränität und dem Monarchen ungefähr dieselbe erbliche Stellung angewiesen, welche der Präsident der Vereinigten Staaten nur auf vier Jahre besizt. Durch die gleiche Kammer wurde zur Verwaltung des Reiches während der Minderjährigkeit des Kaisers ein einziger auf vier Jahr zu wählender Regent aufgestellt und mit dieser Stelle in Erinnerung seiner Verdienste als Justizminister im Oktober 1835 Diego Fejo bekleidet. — Unmittelbar auf das Verfassungswerk folgte ein Zeitraum voll großer Leiden. Der gegenseitige Haß der Parteien reizte in mehrern Städten den plünderungslustigen Pöbel und die Sklaven zum Aufstande. Der Schauplaz der größten Gräuel wurde Para. Im Jahr 1835 plünderten und mordeten zuerst der weiße und schwarze Pöbel und kaum war dieser Aufruhr un-

stammte Nationalhaß de-
rung der Banda oriental
Kaiser wurden die zu
igen Gelder von der im
rientkammer nach einigem
r Krieg selbst, zu Wasser
ler und endigte im August
anda oriental und ihrer
Republik. Auch die Dent-
mpften, ernteten geringe
uppen, weil sie vorzugs-
ropa zusammengeworben
eutscher Kolonisten aber,
echt unter das Militär
n dieser an ihnen began-
guten Soldaten werden.
ür den Kaiser aus diesem
mehrung der Staatsschul-
trugen nicht wenig dazu
s zu erhöhen. Er wußte
anfangs dadurch zu be-
hr auf die portugiesische
zing, aus der Verfassung
zu entfernen. Aber die
Meinung, die Zeitungs-
r sich hatte, wurde immer
aiser und suchte sich wohl
ischen Partei zu nähern,
ung beständig daran ge-
n werfen und damit das
chluß Dom Pedros, die
Maria da Gloria gegen
m Miguel in Portugal,
n war, mit den Waffen
gesetzgebenden Versamm-
taatsfinanzen dem Kaiser
1829, seine zweite Ver-
Leuchtenberg, waren neue
iedenheit. Endlich brach
Janeiro die offene Em-
len Seiten hart bedrängt,
unsten seines fünfjährigen
annte zum Vormund und
ligen Minister und nach-
, José Bonifacio d'An-
ropa ein.

keit Dom Pedros II. lag
händen einer Regentschaft
der das Ministerium zur
m Kaiser im Zaume ge-
g hatte nun freien Spiel-
ienst, durch weise Spar-
sgaben des Reiches in's
zerrütteten Finanzen in
haben, der Brasilien seine
Westen des Landes waren
der vollziehenden Gewalt
nschaft ein kräftiges Ein-
eikämpfe und Empörungen
unmöglich gemacht ward.
gkeit des Kaisers Dom
, bezeichnet durch erbitterte
republikanischen Partei,
lche die Stütze der konsti-
nd der Rückschrittspartei,
Dom Pedros I. arbeitete.
abwechselnd in verschie-
Aufruhrs, wobei es an
doch gelang es dem that-
Fejo mit Hülfe der neu-
meisten Provinzen die
nur in der Provinz Rio
republikanische Aufstand
achdem die Regentschaft
wechselt hatten, änderten
ahr 1834 die Verfassung
einer föderalistischen Mo-
zelnen Provinzen größere
ten. Dem Volke wurde,
e volle Souveränität und
lbe erbliche Stellung an-
der Vereinigten Staaten
die gleiche Kammer wurde
ährend der Minderjährig-
f vier Jahr zu wählender
ser Stelle in Erinnerung
nister im Oktober 1835
ittelbar auf das Verfas-
voll großer Leiden. Der
reizte in mehrern Städten
und die Sklaven zum Auf-
ßten Gräuel wurde Para.
mordeten zuerst der weiße
war dieser Aufruhr un-

terdrükt, so zogen im August die Indianer aus den Wäldern daher, überfielen und verwüsteten die unglückliche Stadt und rotteten die weiße Bevölkerung aus. Erst im Januar 1836, nachdem die belagerten Indianer so lange den Anstrengungen einer vereinten englischen, französischen, portugiesischen und brasilianischen Flotte Widerstand geleistet hatten, wurde Para wieder erobert. — In Bahia empörten sich im Juli 1835 die Neger; eine viel gefährlichere Revolution brach aber daselbst im November 1837 aus. Sie wurde von dem Mulatten Sabino, einem in Paris studirten Arzte, geleitet und hatte ebenfalls die Freiheit der Sklaven zum Hauptzwek. Die neue Republik Bahia dauerte aber nicht lange; denn schon Mitte März 1838 wurde die Stadt von den Regierungstruppen durch Sturm erobert. — Der Regent Fejo hatte sich unter diesen schwierigen Umständen nicht als den Mann gezeigt, der er früher als Justizminister gewesen war. Als die Empörung zu Bahia begann, reichte er seine Entlassung ein und überließ die Regierung dem Minister des Innern, Araujo Lima, unter dessen Regentschaft zwar Bahia beruhigt, dagegen aber der Krieg in Rio Grande do Sul noch erbitterter und für die Republikaner siegreich geführt wurde. Die durch Limas Erhebung bei Seite geschobenen Liberalen stürzten ihn im Jahr 1841, indem sie die Volljährigkeit Dom Pedros II. beschleunigten und den noch nicht sechszehnjährigen Jüngling auf den Thron erhoben. Es vergingen nun zwar noch mehrere Jahre, bevor Brasilien vollständig zur Ruhe kam; Ministerwechsel, Parteigezänke und unduldsame Parteiherrschaft dauerten noch fort; allmälig aber machten sich die Anstrengungen einiger ausgezeichneten Männer, welche das Wohl des Reiches über Parteiinteressen stellten, geltend; solche waren der kenntnißreiche Finanzmann und Rechtsgelehrte Alves Branco, der durch seinen unbestechlichen Charakter wie durch seine wissenschaftliche Bildung bekannte Paulo Souza und der thätige Finanzminister Rodriguez Torrez, dem Brasilien einen großen Theil der Verbesserungen in seinem Staatshaushalt verdankt. Die Bürgerkriege nahmen ein Ende; die Gewalt der Regierung befestigte sich immer mehr; Handel und Gewerbe kamen zur Blüthe; die Kolonisation des Landes wurde ernstlich zur Hand genommen und die Einwanderung aufgemuntert; dieß besonders seit 1850. Dasselbe Jahr ist auch denkwürdig durch ein von den Kammern erlassenes kräftiges Gesez gegen den Sklavenhandel. Ein großer Antheil am Verdienste, diesen Zustand des Fortschrittes herbeigeführt und zur Dauer gebracht zu haben, gebührt der hochherzigen Politik des Kaisers. Dom Pedro II. ist ein ebenso talentvoller als hochgebildeter Mann, dem nicht nur seine persönliche Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit, sondern auch seine weise Regierung die allgemeine Liebe und Anerkennung seines Volkes verschafft hat. Und sein segenreiches Wirken hat sich nicht auf Brasilien beschränkt, sondern ist auch den unruhigen Nachbarstaaten am Silberstrome zu gute gekommen, indem durch sein bewaffnetes Einschreiten vor zwei Jahren der Diktator Rosas besiegt und vertrieben und der Bürgerkrieg in den Laplatastaaten wenigstens bis jezt beendigt wurde.

Wie die Herren Bek und Herzog ihre Schäflein scheeren.

(Eingesandt.)

Ende des vorigen Monats reiste ein Trupp schweizerischer Auswanderer, die nach Dona Francisca bestimmt waren, nach Hamburg. Der größere Theil desselben hatte den Akkord mit Bek und Herzog in Basel, der kleinere mit E. de Paravicini in Zürich abgeschlossen. Die erstere Firma hat die Gewohnheit, den von ihr engagirten Leuten auf der Landreise zum Essen je einen Schoppen Wein reichen zu lassen; die leztere thut dieß nicht, aus dem einfachen Grunde, weil die Auswanderer doch die Mehrausgabe vergüten müßten, also die Accordsumme größer ausfallen würde; sondern überläßt es den Leuten, ob sie auf eigene Rechnung Wein trinken wollen oder nicht, was offenbar im Interesse der meistens nicht bemittelten Auswanderer ist. — Die zwar nicht hinsichtlich des Essens, wohl aber des dazu gelieferten Getränkes ungleiche Bewirthung gab demjenigen Theil der Reisegesellschaft, der das Glük (?) gehabt hatte mit B. und H. zu accordiren, wiederholt Veranlassung zu höhnischen Sticheleien gegen die andere. Allein endlich wendete sich das Blatt und die erst noch schadenfrohen Gesichter der Bek und Herzog'schen Leute wurden eben so lang vor Verblüfftheit, als sie vorher ein triumphirendes Grinsen in die Breite gezogen hatte.

In Hamburg that sich nämlich ein gewisser Großenbacher aus dem Kanton Bern, dessen Familie aus sechs Erwachsenen und sieben Kindern besteht, nicht wenig auf seine Klugheit zu gut. „Man muß den Agenten nicht immer gleich bezahlen, was sie fordern", sagte er; „sie lassen markten, wenn man sie gescheit in die Hand nimmt, wie ich. Ich habe den Herren Bek und Herzog von der zuerst verlangten Accordsumme nicht weniger als fünfundzwanzig Franken auf den Kopf abgemarktet!" Jemand der wußte, daß der Kolonisationsverein seine Preise sehr billig stelle, um auch weniger bemittelten Leuten die Auswanderung nach Dona Franciska zu ermöglichen, der aber auf der andern Seite die Herren Bek und Herzog noch nie als besonders großmüthig verherrlichen gehört hatte, wurde neugierig, wie hoch sich überhaupt die Akkordsumme des Großenbacher belaufe und ersuchte ihn um Einsicht in seinen Reisevertrag. Wie erstaunte er, als er daraus sah, daß Großenbacher troz seiner abgemarkteten 25 Fr. per Kopf an Bek und Herzog doch noch dreißig Franken für jeden erwachsenen Passagier und zwanzig Franken für jedes Kind mehr bezahlt hatte, als E. de Paravicini von den Leuten, die mit ihm ganz die gleiche Reise akkordirt, verlangt und erhalten hatte! Also haben Bek und Herzog für seden Erwachsenen 55 Fr. und für jedes Kind 45 Fr. mehr gefordert, als E. de Paravicini und 30 Fr., respektive 20 Fr., haben sie wirklich mehr genommen. Ist das nicht förmliche Prellerei? Großenbacher bezahlte für seine Familie an B. und H. 320 Fr. mehr als wenn er mit E. de P. akkordirt hätte. Wahrlich die paar Schoppen Wein waren theuer bezahlt und den vielgeärgerten Paravicini'schen Passagieren das Lachen wohl nicht zu verdenken, so wenig als dem Großenbacher sein nunmehriges fürchterliches Schimpfen über Bek und Herzog. Den wuthschnaubenden Brief, den der nach Hause geschrieben hat, möchte ich lesen!

Verschiedenes.

Schweiz. Die vierzehn jungen Männer, die jüngst nach Norwegen reisten, um dort Sennereien und Käsereien zu errichten, sind nach dem „Staufacher" nicht Schwyzer, sondern stammen von Hirzel, Hütten, Schönenberg und Wädenschwilerberg im Kanton Zürich. Es wäre auch für Katholiken nicht rathsam, nach dem bigott lutherischen Norwegen auszuwandern.

— Zug. (Berichtigung.) In unserer lezten Nummer steht unter „Zug" ein sinnwidriger Druffehler. Es muß statt Deputationslust heißen Deportationslust. Deputationslustig sind die Zuger gar nicht, sonst hätte ihr Großer Rath nicht ernstlich darüber berathen können, ob sie sich nicht ersparnißhalber mit einem einzigen Abgeordneten zum Ständerath begnügen wollen, statt mit zweien.

— Basel. Der Kleine Rath hat der schweizerischen Hülfsgesellschaft in New-York, die ihre Rechnung vom Jahr 1855 übersandte, wiederum einen Staatsbeitrag von 100 Franken, wie im vorigen Jahre, bewilligt.

Griechenland. (Kolonisation.) Nach der „Triester Ztg." ist das Ministerium neuerdings mit einem Kolonisationsplan beschäftigt. Aus einer tabellarischen Uebersicht geht hervor, daß bis jezt 24 Kolonisationen in Griechenland bestehen — alle mit Ausnahme einer einzigen, der deutschen Kolonie in Heraklea bei Athen, aus griechischen Kolonisten bestehend. Es sind die Kretenser, die Samier, die Ipsarioten, die Macedonier, die Thettalo-Magnesier, die Hydrioten und die Epiro-Sulioten, Ueberbleibsel aus dem Freiheitskampfe, unter welche Ländereien ausgetheilt wurden und die sich noch immer aus jenen Gegenden durch den Zuzug von Landsleuten rekrutiren. Das Hauptübel, welches den raschen Aufschwung dieser Kolonien hindert, besteht darin, daß die Männer nicht Landbauer sind, sondern alte Soldaten.

Rußland. Die Tartaren in und um Eupatoria in der Krim wollen nach der Dobrudscha in der europäischen Türkei auswandern, wo sie ein ihrer Lebensart entsprechendes Land und Glaubens- sowohl als Stammesgenossen finden.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Werbungen für Walker.) Die Zufuhr von Rekruten für Walkers Armee wird jezt in den Vereinigten Staaten durch Walkers Freunde in großartigem Styl betrieben, besonders da das Generalgouvernement nicht mit voller Energie den Freibeutern in den Weg tritt.

— (Der Indianerkrieg im Westen.) Die Indianer-Unruhen gewinnen täglich an Bedeutung und immer wieder hört man von gräßlichen Mezeleien in Oregon und Washington. Man berechnet, daß seit dem Ausbrechen der Feindseligkeiten bis jezt 128 Weiße den Indianern zum Opfer gefallen sind; tausende Stük Vieh sind von ihnen fortgetrieben oder getödtet und über 80 Häuser den Flammen übergeben worden.

— Der Untergang des Dampfers „Pacifie" scheint durch folgende Nachricht außer allen Zweifel gestellt: An der Küste von Massachussetts fing man eine Flasche auf, welche ein Billet, unterzeichnet „Asa Eldridge" (der Kapitän des Dampfers), und des Inhalts enthielt: „Im Angesichte großer Sandbänke (wo?) auf dem Dampfer „Pacifie". Die Masten sind fortgerissen. Die Maschine zerstört. Sendet sogleich Hülfe. (Wohin?) Darf bezweifelt werden.

— (Niederlagen der Nichtswisser.) Die demokratische Partei in der Stadt Hoboken bei New-York hat einen glänzenden Sieg über die Nichtswisser errungen und alle ihre Kandidaten für die verschiedenen Aemter erwählt, wobei das Erfreulichste ist, daß das Schazamt, sowie mehrere andere Aemter durch Deutsche besezt worden sind. Auch in der Stadt Reading (Pennsylvanien) hat man den Fremdenfressern den Garaus gemacht und Herrn J. Warner, einen Deutschen, zum Bürgermeister erwählt. So scheinen die Nichtswisser ihre Rolle bald ausgespielt zu haben, die wie ein Fluch auf der Union von Nordamerika lastete.

— (Eisenbahnbrüke über den Mississippi.) Der Vater der Ströme ist Anfangs April zum erstenmal von der Lokomotive überschritten worden und zwar auf der Eisenbahnbrüke zwischen Rock-Island in Illinois und Davenport in Jowa. Vor 25 Jahren war diese Gegend noch in den Händen der Indianer. Der kühne Geist „des schwarzen Falken" (Black-Hawk) beherrschte hier die Stämme des Sacs und Foxes, die in blutigem Kampfe den unersättlichen Amerikanern das von den Vätern eroberte Land streitig machten. Unweit der neuen Eisenbahnbrüke stehen noch die Blokhäuser, die im Black-Hawk-Kriege von 1832 von den amerikanischen Truppen als Kasernen benuzt wurden (Fort Armstrong). Wie schnell lebt sich's in Amerika!

— New-York. Die schweizerische Wohlthätigkeitsgesellschaft in New-York hat laut ihrer bis zum 15. November 1855 reichenden Jahresrechnung auch im verwichenen Jahr vielem Elend vorgebeugt und ungeachtet der Handelskrisis in nicht viel geringerem Maße durch die Freigebigkeit ihrer Mitglieder Beiträge erhalten. In den lezten Monaten ist durch das bei unerhörter Strenge des Winters vergrößerte Elend vieler angesiedelten armen Schweizerfamilien die Hülfskasse stark in Anspruch genommen worden; dieselbe wird auch im Falle sein, in der nächsten Zeit mit bedeutenden Spenden schweizerischen Auswanderern zu Hülfe zu kommen; denn die meisten Schiffe, bemerkt der Bericht vom 14. März, sind bereits 70 bis 80 Tage in See, anstatt 25 bis 40 Tage, und werden die Leute in einem traurigen Zustande an die Ufer bringen. Die Einnahmen im Rechnungsjahr betrugen 6127 Dollars 1 Cent, darunter 366 Dollars 35 Cents von den schweizerischen Kantonalregierungen, 287 Dollars 8 Cents von dem schweizerischen Bundesrath, 1984 Dollars von 154 Mitgliedern der Gesellschaft, und 2959 Dollars 29 Cents Baarsaldo vom Jahr 1854. Die Ausgaben beliefen sich auf 2596 Dollars 40 Cents, so daß der Reservefond aus 3530 Dollars 61 Cents bestund.

— Pennsylvanien. (Verdientes Glük.) Kürzlich starb in Philadelphia Hr. Tobias Bühler aus Vaihingen an der Enz (Württemberg) und hinterließ ein Vermögen von beinahe einer halben Million Dollars. Derselbe ging im Jahr 1807 als ein achtzehnjähriger junger Bauernbursche nach Amerika, wo er nicht allein wegen seines Vermögens, sondern auch wegen seiner Talente und seines außerordentlichen Fleißes in hoher Achtung stand.

— In Philadelphia sind durch einen Brand, der kurz vor dem von uns gemeldeten Orkan ausbrach und einen Schaden von ½ Million Dollars anrichtete, über 400 Personen brodlos geworden, da in den Gebäulichkeiten mehrere Buchbinder, Lithographen ꝛc. ihre Werkstätten hatten, in denen eine Masse Menschen beiderlei Geschlechts beschäftigt waren. Die Lithographie des Hrn. Duval hatte 40 Dampfpressen.

— Ohio. (Ein Schweizer Mitglied der Legislatur.) Die Deutschen in Cincinnati haben in der vorigen Wahl einen Schweizer, Namens Joseph E. Egli, in die Gesezgebung von Ohio gewählt, woer den gehegten Erwartungen entspricht. Schon bei verschiedenen Anlässen ist er dem Treiben der Know-Nothings und Republikaner energisch entgegen getreten. Ueber den Antrag zur Abänderung der Naturalisationsgeseze hielt er neulich eine lange vortreffliche Rede, die einen solchen Beifall fand, daß sie in englischer und deutscher Sprache gedrukt und verbreitet wurde.

— Maine. (Das Temperenzgesez†.) Das unter dem Namen Maine Law bekannte Enthaltsamkeitsgesez, das den Verkauf aller gegohrenen und geistigen Getränke verbietet, und bekanntlich in mehreren der Vereinigten Staaten nach kurzem Bestehen wieder aufgehoben werden mußte, ist jezt auch in seinem Ursprungsstaat, dem es den Namen verdankt, im Staate Maine, durch Stimmenmehrheit abgeschafft worden.

— Texas. (Indianerkrieg.) Im We-

sten plündern und morden die Indianer immerfort. Dafür werden sie gejagt, wie die wilden Thiere und niedergeschossen, wo man sie findet. Unlängst wurde von den Soldaten 60 Meilen oberhalb Friedrichsburg ein Indianerlager von 20—22 Mann überfallen, drei getödtet und 6 schwer verwundet und große Beute gemacht; unter anderm befand sich darunter ein Taschenbuch mit einem Wechsel von 1000 Dollars, mehrere Schießgewehre, ein Brief mit zwei goldenen Ringen, indianisch Waffen, Pferde, Maulthiere ꝛc.

Zentralamerika. Schlesingers Niederlage, die von einigen seiner Freunde als ein geschickter Rückzug dargestellt werden wollte, sowie dessen Einstekung durch Walker bestätigt sich. Er habe 90 von seinen Leuten verloren. Mittlerweile soll bei Arcapaca zwischen 200 Costa-Ricanern und einem Häuflein von Walkers Leuten ein für erstere unglückliches Treffen vorgefallen, und soll Walker mit 700 Mann gegen das feindliche Hauptheer im Anmarsch begriffen sein, aber nach neuern Berichten ein zweite Schlappe erlitten haben.

Südamerika. Brasilien. Die Cholera ist nach neuen Berichten in der Provinz Rio Grande do Sul bis auf vereinzelte Fälle, in der Provinz San Paulo ganz verschwunden. Aus lezterer Provinz vernehmen wir ein Beispiel großer Sterblichkeit, die wohl auch besonders der Cholera zuzuschreiben sein wird. In der Kolonie Ubatuba, in dem freilich weniger als die Hochebene gesunden Küstenlande gelegen, deren Ansiedler zum Theil auch Schweizer sind, starben von den mit einem einzigen Schiffe angekommenen Leute innerhalb zwei Monaten 11 %. Am heftigsten trat die Brechruhr Ende März immer noch in der Hauptstadt Rio de Janeiro und einigen Ortschaften der gleichnamigen Provinz auf. In der Stadt starben im Durchschnitt täglich 14 Personen und zwar der Mehrzahl nach Sklaven.

(Ein Verschuß.) Es fällt sehr auf, daß die „Allgem. Ausw. Ztg." vom 28. April eine Korrespondenz aus Antwerpen, welche Neu-Freiburg in der Provinz Rio de Janeiro nach Minas Geraes verlegt, ohne berichtigende Bemerkung von der Redaktion aufgenommenhat.

Australien. (Ungünstige Berichte über schweizerische Auswanderer.) Nach dem „Bund" hat der schweizerische Konsul in Sidney dem Bundesrath wenig erbauliche Mittheilungen gemacht über die Lage, in welcher eine Anzahl schweizerischer Auswanderer auf dortigem Plaz angelangt sind. Er mahnt die Auswanderer dringend, doch ja nicht ohne gehörige Subsistenzmittel nach Australien zu kommen. — Ausführlicher bespricht die gleiche Angelegenheit ein Privatschreiben aus Sidney vom 3. Febr. in Nro. 125 der Eidg. Ztg., das wir schon vor acht Tagen gebracht hätten, wenn wir nicht eine Verantwortung oder Berichtigung des dadurch beschuldigten Basler Agenten hätten abwarten wollen. Wir haben uns vergeblich nach einer solchen in den Blättern umgesehn. Die betreffende Stelle des Briefes lautet folgendermaßen:

„Ich habe nun noch eine Angelegenheit zu besprechen, welche, obschon ich nicht persönlich dabei interessirt bin, doch manchem Andern von Nuzen sein kann. — Ich weiß nicht, ob die Aufmerksamkeit der eidgenössischen Behörden durch die unverzeihlich unmenschliche Behandlung von Seite gewisser Häuser, die mit schweizerischen Auswanderern Kontrakte abschließen, diese nach Australien zu bringen, angezogen worden ist. Es sind gewisse Agenten, vorzüglich wurde mir ein Basler genannt, dessen Name ich leider vergessen, welcher mit Leuten, die nach Australien auswandern wollen, Kontrakte abschließt, um sie von ihrem Heimathsorte bis an ihre Bestimmung ohne weitere Kosten zu transportiren. — Wie gleichgültig und unmenschlich solche Kontrakte von diesen Agenten vollzogen werden, haben wir vor wenigen Monaten in Sidney ein schauderhaftes Beispiel gehabt.

„Ein holländisches Schiff kam in Sidney an mit einigen hunderten Auswanderern, unter diesen eine gute Anzahl Italiener und Tessiner, welche dem gesagten Basler Agenten ihre sämmtlichen Kasten bezahlt hatten, von ihm nach Antwerpen spedirt und dort an Bord gebracht wurden mit der Versicherung, daß sie ihre gehörigen Provisionen erhalten würden. Während der ganzen Ueberfahrt wurden diese Leute buchstäblich ausgehungert, das wenige Geld, das sie in ihren Taschen hatten, mußten sie ausgeben, um extra Provisionen zu kaufen, welche ihnen zu übermäßigen Preisen verkauft wurden, und als sie in Sidney landeten, hatten sie alle ihre kleinen Mittel verzehrt und fanden sich im elendesten Zustande in einem Lande, wo sie weder Sprache, noch Sitten und Gebräuche kannten. Ich habe mehrere dieser Leute gesprochen und ihre Lage kann nicht mit Worten geschildert werden. Wenn die eidgenössischen Behörden Auswanderer befördern wollen, so sollten sie dafür sorgen, daß sie einen zuverlässigen Agenten am Einschiffungsplaze hätten, um die Provisionen und den Raum, der den Auswanderern angewiesen wird, zu examiniren, denn sonst werden alle diese armen Leute einer Bande von Juden und Spizbuben zur freien Beute überlassen. — Die Klagen dieser Leute sind, glaube ich, nach Bern befördert worden und es mag dazu dienen, andere Agenten auf ihre Hut zu stellen.

„Wir müßten hier in Sidney auch einen Konsul haben, denn wenn wir einen solchen hätten, bei welchem die Auswanderer ihre Klagen vorbringen könnten, so würden solche Basler Agenten und Komp. sich wohl in Acht nehmen, wie sie mit Menschenfleisch handeln. Darüber sind die englischen Geseze sehr streng und Auswanderer, die sich zu beklagen hier berechtigt fühlen, können und werden zu jeder Zeit hier angehört und ihre Klagen untersucht. — Du kannst davon Gebrauch machen; denn es ist eines Jeden Pflicht, dergleichen Sachen zu Tage zu bringen und mancher arme Kerl, der seinen lezten Sou dazu verwendet nach diesem Goldlande zu kommen, wird auf seiner Hut sein, um nicht höchst elend hier anzulangen.

„Ein anderer Irrthum, aus welchem Viele, die hieher kommen, leider zu spät erwachen, ist die Erwartung, sehr hohe Taglöhne zu erhalten. — Ein Maurer, ein Tessiner, glaubte zwei Pfund Sterling des Tages zu erhalten, mußte aber ungemein wohl zufrieden sein, seine 12 Shillinge zu bekommen. Die Preise der Arbeiter sind 200 % wohlfeiler als am Anfange des Goldfiebers; Hausmiethe und Lebensunterhalt in den Städten dagegen ist ungefähr dasselbe geblieben, so daß ein Arbeiter in Sidney sehr sparen muß, wenn er 10 Shillinge in der Woche bei Seite legen will."

Es fehlt nun bloß noch der Name dieses Basler Leuteschinders. Man hat uns mit großer Bestimmtheit das Haus Bek und Herzog als diejenige Agentur bezeichnet, über welche die Eidg. Ztg. so bittere Vorwürfe veröffentlicht.

— (Auch schlechte Berichte über England.) Die australischen Kolonien weigern sich vorläufig mehr irische (vermuthlich nur arme) Einwanderer anzunehmen. Einige hundert irische Arbeiter waren nach den lezten Nachrichten in Südaustralien ohne Arbeit. Demzufolge wird die Auswanderung nach Australien auf Kosten der englischen Regierung bedeutend abnehmen.

Asien. Mandschurei. In Nro. 25 des „Kolonist" 1855 haben wir auf die Wichtigkeit der friedlichen Eroberung und Kolonisation eines Theiles der Mandschurei durch die Russen aufmerksam gemacht. Es ist wirklich auffallend, daß in dem Friedensvertrage zwischen den Alliirten und Rußland von dieser Ausdehnung der russischen Macht, die wenigstens den Engländern nicht gleichgültig sein kann, keine Rede ist. In der A. A. Z. steht über die russische Kolonie am Amur Folgendes: Sie scheint der reichste, bestbigste und vielverheißendste Flek im ganzen russischen Länderkomplex zu sein. Die Hoffnungen, die sie dem einst zu eröffnenden Handel mit China, Japan, Kalifornien und Indien gewährt, sind groß und unbegrenzt. Der Boden soll sehr ergiebig sein. Das Land ist mit Wiesen und Wäldern von besten Holzarten, unter andern herrlichen Eichen zum Flottenbau bedekt. Der Hafen ist tief und weit und durch die große, vor der Zeit der Ansiedelung am Amur in Besiz genommene Insel Saghalien vor fast allen Winden und Stürmen geschüzt.

Afrika. Nachdem der Oranjestaat in Südafrika von England als Republik anerkannt, ist nun auch als Antwort auf das Schreiben des Präsidenten Hoffmann an den König von Holland die Anerkennung dieser Unabhängigkeitserklärung von Seite Hollands zu Bloemfontein in Oranjeland durch einen königlichen Bevollmächtigten erfolgt, und zwar unter huldreicher Einhändigung einer Zeichnung eines Wappenschildes und einer Nationalflagge für den Oranjestaat, zum Zeichen der Wohlgewogenheit des Abkömmlings des Hauses Oranien. (Allg. Z.)

Korrespondenz an Herrn Fröbel in Rudolstadt, Verleger der Allgemeinen Auswanderungs-Zeitung.

Wenn ich nicht erhaltene Nummern Ihrer Zeitung reklamire, so antwortet das Postbüreau Heidelberg, dieselben seien versendet worden und weigert sich weitere Schritte zu thun. Ich weiß nicht, ob dieß nur eine Bequemlichkeitsausrede ist, oder ob das Postfelleisen zwischen Heidelberg und Lichtensteig bisweilen ein Loch bekommt, aus dem Zeitungen herausfallen können, oder ob sie unterwegs ein Liebhaber von Auswanderungs-Blättern zu väterlichen Handen nimmt. Ich ersuche Sie, mir Nro. 23 der Allgemeinen Auswanderungs-Zeitung und Nro. 12 des Pilot, die ich nie erhalten habe, zu schiken, aber diesmal gratis, da ich nicht gern für die gleiche Sache zwei Mal bezahle.

Die Redaktion des „Kolonist."

Anzeigen.

Seit dem 1. Januar 1856 erscheint in Solothurn:

Allgemeine Schweizer-Zeitung

für Industrie, Handel und Gewerbe, Haus- und Landwirthschaft,

in Verbindung mit einer

Adreß- und Musterzeitung nebst Allgemeinem Anzeiger.

Redigirt von **O. Möllinger,** Prof. in Solothurn.

Preis eines Bandes von 52 Nummern mit 12 lithographirten Tafeln 2 Fr. 30 Rp.

Den Abonnenten dieses Blattes ist die Gratisaufnahme ihrer Einrükungen auf unbestimmte Zeit zugesagt; später wird die Zeile mit 5 Cts. berechnet, so daß selbst große Anzeigen nur sehr geringe Auslagen verursachen. Für Nicht-Abonnenten betragen die Inserationskosten per Petitzeile 10 Cts.

Man abonnirt entweder bei einer Buchhandlung und bezieht das Blatt durch diese, oder hat den Betrag von 2 Fr. 30 Cts. an die unterzeichnete Expedition einzusenden, wogegen dem Abonnenten die Zeitung franko per Post zugesandt wird.

Das Nähere über Tendenz und den Inhalt der bisher erschienenen Nummern des Blattes besagt der Prospektus, der von jeder Buchhandlung bezogen werden kann.

Die Expedition
der Allg. Schweizer-Zeitung für Industrie ꝛc.

Auswanderung

nach den

Kolonien der HH. Vergueiro in St. Paulo (Brasilien).

Die zweite dießjährige Expedition des Unterzeichneten nach diesen bekannten Kolonien geht den 18. Mai von Basel ab. Da indessen für dieses Schiff bereits alle Plaze besezt sind, so wird hiemit allen Auswanderungslustigen und vorab denen, die gegenwärtig mit mir in Unterhandlung stehen, angezeigt, daß im Juni das dritte Schiff durch den Unterzeichneten expedirt wird, und zwar unter den gleichen vortheilhaften Bedingungen, zu denen alle frühern Expeditionen stattfanden.

Auch für die Kolonien der Mucury-Gesellschaft und des Herrn Grafen von Montravel ist derselbe bevollmächtigt, Leute anzunehmen.

Für Abschluß von rechtsgültigen Verträgen beliebe man sich an den Unterzeichneten oder dessen bevollmächtigte Kantonalagenten zu wenden.

Zürich, Unterstraß Nro. 132.

E. de Paravicini.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrückungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 21. | Samstag den 21. Mai. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | 1836.

Gerettete Proletarier.

Der nachfolgende Brief beweist wieder, welch großer Segen in einer richtig geleiteten Auswanderung liegt; wie mancher arme Mensch, der zu Hause auf Gemeindekosten erhalten werden muß, jenseits des Meeres zu einem nützlichen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft wird, wenn man ihn nur an den rechten Plaz stellt; wie der hier als Gemeindelast nüzlos dem Drucke der öffentlichen Meinung leidende Arme drüben glüklich und zufrieden lebt; wie der junge Proletarier, dem hier von Gesezeswegen das Heirathen verboten werden kann, weil er nicht einmal sich allein durchbringt, drüben, wo seine geringen Kräfte und Fähigkeiten mehr werth sind, sogar ein häuslicher Familienvater wird u. s. w. Der Schreiber dieses Briefes, Küfer J. M., ist ein katholischer Bürger von Lichtensteig, der, ein starker und für seine Profession zu vollblütiger Jüngling, schon bevor er zwanzig Jahre alt war, wiederholte Schlagflüsse erlitt, von denen die dadurch gelähmte Körperseite sich nicht mehr ganz erholte; er behielt einen etwas schwächern Arm und ein etwas hinkendes Bein; das leztere machte ihm das Buttentragen, einen wesentlichen Theil der hieländischen Küferei, zur Unmöglichkeit und alle seine Bemühungen, wieder als Geselle Arbeit in seiner Profession zu erhalten, waren vergeblich; nicht einmal um das bloße Essen wollten ihn die Meister haben; er arbeitete dann kurze Zeit an der Eisenbahn, wurde aber als zu unbehülflich und langsam wieder entlassen; aus demselben Grunde war auch seine Verwendung als Taglöhner bei Hause eine sehr seltene und beschränkte, so daß er beinahe ganz aus dem Armenfonde erhalten werden mußte. Dem, seine einseitige Schwäche abgerechnet, sonst ganz gesunden und starken jungen Mann, dem es auch nicht an Arbeitsamkeit, gutem Willen und Ehrgefühl mangelte, war dieses Verhältniß zuwider und er kam bei den bürgerlichen Behörden zu Lichtensteig um Unterstüzung zur Auswanderung nach Brasilien ein. Die in dem Briefe miterwähnte Margaretha St. war eine liederliche Dirne, welche die Gemeinde mit zwei unehelichen Kindern bescheerte (ein in L. seit Menschengedenken unerhörter Frevel!), sich gewöhnlich im Lande herumtrieb, von Zeit zu Zeit aber zerlumpt und krank wieder heimkam und die Gemeinde mit ihrem Kinde (das eine war gestorben) viel Geld kostete. Die allgemeine Verachtung, der sie überall begegnete, ließ sie den ihr gemachten Vorschlag, den M. auf der Reise nach Brasilien mit ihrem Sohne zu begleiten, gerne annehmen und beide schieden voll der besten Vorsäze und Pläne für die Zukunft. Die Kosten wurden zum größern Theil von den beiden konfessionellen bürgerlichen Gemeinschaften getragen, zum kleinern vom Armenfonde und Privatwohlthätigkeit ergänzte die Ausstattung. Beide Partien der kleinen Gesellschaft waren durch keinen Pariakontrakt gebunden; man stellte ihnen durchaus frei, von Santos aus hinzugehen, wo sie wollten; die Rükzahlung der vorgeschossenen Reisekosten wurde ihrem Glük und Ehrgefühl anheimgestellt. Nach dieser Einleitung lassen wir nun den Brief selbst folgen, indem wir nichts daran ändern, als die oft schauderhafte Orthographie, wenige Wiederholungen weglassen und einige erklärende Anmerkungen beifügen.

Ibicaba, den 14. März 1836.

Hochgeehrter Herr Präsident!

Ich bin Ihnen schuldig einmal zu berichten wie es mir in Brasilien geht. Die Seereise dauerte 63 Tage und ist ohne Sturm abgelaufen; ich war während derselben immer gesund und wohl und hatte die Seekrankheit gar nie bekommen. Es sind 30 Kinder gestorben, erwachsene Personen starben keine. Wir hatten auf unserer Reise Musik und Gesang genug. St. Galler waren keine auf dem Schiffe als ich und die St., wohl aber Glarner, Zürcher, Obwaldner und Freiburger. Die Personen sind ziemlich vertheilt worden; Margaretha St. und ihr Sohn sind in Santos bei einem deutschen Herrn geblieben. So lange ich auf dem Schiffe war, habe ich kein einziges Wort mit M. St. gesprochen, sie konnte mich auch nicht leiden. Als Frau Gnipper*) leztes Jahr hieher kam, war sie mit ihr herauf nach San Lorenzo, 7 Stunden von mir entfernt, gekommen. Sie **) war nicht lange auf der Kolonie, so verheirathete sie sich mit einem Aargauer aus dem Bezirk Kulm, Namens Jakob Karrer, und wohnt jezt hier auf Ibicaba. Ich bin hier noch 11 Wochen ledig gewesen und habe mich dann mit einer Christina Saz, nahe bei Rensburg in Schleswig-Holstein zu Hause, verheirathet. Ich habe die Person vorher nie gesehen; sie hat in Campinas bei einem welschen Doktor, der ein Schweizer ist, gedient. Ich bin bei einem Graubündner Tischler an der Kost gewesen, dessen Frau die Person als ein geschiktes Weibsbild und ihren Bruder, welcher auf der Kolonie wohnte, gut kannte und mit welchem der Tischler von der Sache redete und der sich damit zufrieden gab, auch sie wurde durch Holsteiner davon in Kenntniß gesezt und kam deßhalb einmal auf Besuch. Als der Tischler ihren Besuch vernommen hatte, ging er zu ihr und ihrem Bruder und brachte die Sache in's Reine, auch ich ging hin und wurde gleich mit ihr einig und machte 14 Tage darauf Hochzeit. Sie hatte ein Kind von 1½ Jahr, ein Knabe, und nun noch ein Mädchen von mir; meine Haushaltung besteht demnach aus vier Personen. Das erste halbe Jahr war ich immer gesund und wohl, dann bessel mich auch eine Krankheit. Sieben Wochen lang konnte ich das Bett in Folge einer Geschwulst am linken Hinterbaken nicht verlassen; vier Wochen mußte ich mich mit zwei Steken behelfen, um nur die Nothdurft verrichten zu können. Der Doktor hat die Krankheit nicht gekannt. Ich mußte schmieren und einnehmen und hatte einen furchtbaren Brand im Leibe. Der Barbier Ritter, ein Aargauer, hat mir den Arschbaken aufgeschnitten, aus dem dann tüchtig Materie herauslief. Am andern Abend, als ich auf der Kunst saß, machte mir meine Frau das Bett zurechte und wollte wieder schmieren, als die Wunde wieder aufbrach und mehr als acht (?) Maß Materie herauslief; alle Leute, die dabei waren, mußten sich verwundern, daß es möglich war, daß sich in einem Menschen so viel Unrath sammeln konnte. Auf der Brust war ich immer gesund wie ein Vogel in der Luft. Ich mußte viele Schmerzen ausstehen, und fühle es heute noch. Ich kann von einem Glük sagen, daß ich eine gute Frau habe, denn ohne diese wäre es mir schlecht ergangen. In Brasilien ist es nicht gut ledig zu sein, denn Kostleute gibt es nicht viele; die Kost ist theuer und erst nicht gut. Versorgt bin ich jezt gut, denn ich habe eine schöne, gute, geschikte und fleißige Frau; sie spricht die portugiesische Sprache gut, welche ich noch nicht verstehe und daher für mich sehr nothwendig ist, indem ich meistens den Brasilianern arbeite. Ich habe immer mehr Arbeit, als ich im Stande bin zu liefern, und habe noch dazu über anderthalbhundert Kaffeebäume zu besorgen.*) Das Eisen und das Werkgeschirr ist sehr theuer und ich muß es in Campinas holen lassen. Um Eisen zu kaufen, bin ich noch immer zu arm; auf der Facenda Geld zu fassen, lauft gleich in die große Schuld. Ich brauche noch immer viel Geld für meine Haushaltung, und mein Haus kostet auch noch viel, bis ich es ein wenig in Ordnung und den Hof eingezäunt habe. Ich habe ein Ekhaus, welches mehr Arbeit erfordert, als ein anderes. Dieses Alles selbst machen kann ich nicht, und muß daher für zwei Taglöhner viel Geld ausgeben. Verdienen thue ich Tag für Tag, wenn ich bei meiner Arbeit bleiben kann, 2 Milreis, ein Milreis sind 3 Patak, ein Patak ist nach eurem Geld ein Franken. Um eine Gelte zu machen, brauche ich keinen ganzen Tag, und nehme dafür 5 Patak ein. Ich würde gerne einen Arbeiter auf meiner Profession anstellen, wenn ich nur einen solchen bekommen könnte. Schon oft habe ich gewünscht, ich wäre schon längst hier gewesen. Ich könnte auf meiner Profession viel verdienen, wenn ich nur mein Fruchtland in Ordnung hätte. Es wäre mir sehr lieb, wenn die Schwester Lust hätte, auch zu kommen; wenn sie auch nicht gerade bei mir wäre, so würde sie hier doch mehr verdienen als zu Haus; eine deutsche Magd verdient 6 bis 8, und wenn sie die Sprache versteht, 12 Mil-

*) Die Familie Gnipper vereiste im Herbst 1851, Jakob N. und Marg. St. im Frühling desselben Jahres. A. d. R.

**) Nämlich die Marg. St. A. d. R.

*) Aus dieser Stelle zu schließen hat M., der mit Handwerkszeichen und etwas Geld soweit ausgerüstet war, daß er sich zur Betreibung seiner Profession, wo es ihm beliebte, z. B. in der Hauptstadt San Paulo, niederlassen konnte, es doch vorgezogen zu, auf der Kolonie Ibicaba sich anzusiedeln und nachträglich ein Hauptcapital einzugehen, wozu er keineswegs genöthigt war. Die Unfreiheit dieser Dienstbarkeit muß sich also an Ort und Stelle keineswegs so drükend angenehmen, wie man in Europa bisweilen fabelt.

reis monatlich. Krank werden mehr oder weniger alle,*) welche hier in's Land kommen, und es ist daher das erste Jahr, bis man sich an das Klima gewöhnt hat, eine sehr harte Zeit. Leute, welche nicht gerne arbeiten, sollen nicht kommen, denn solche werden nicht geliebt. Die Armen haben es hier viel besser als bei euch, denn zu essen bekommen sie, wenn sie auch kein Geld haben; auch kommt kein Weibel und holt Geld oder kündet auf; es ist jeder Mensch gleich viel, ob er Schulden habe oder keine. Personen, welche keine Schulden haben, hat der Herr nicht so gerne, wie diejenigen, die viel haben.**) Wer sich zu Hause verheirathet, thut besser, denn hier nimmt eine Person, die keine Schulden hat, keine mit Schulden. Die Weibsleute trachten besonders auf Professionisten. Wenn der Bruder kommt, so soll er so gut sein, und mir einen Windelbohrer, eine Sichel und eine Sense, wenn solche auch alt sind, bringen. Sicheln werden hier gut bezahlt, so wie auch Tabakspfeifen. Das allernothwendigste ist mir eine Tyrolersäge, die ich nicht bekommen kann; könnte mir der Bruder eine solche bringen, ich würde sie ihm sogleich bezahlen. Jeder, der nach Brasilien geht, soll mitnehmen was er kann, besonders Bettzeug, denn solches ist hier sehr theuer. Meine Frau hat für 2 Betten und Federn gesorgt. Obwohl es hier warm ist, so friert man auch wie bei euch. Auch alles Werkgeschirr soll Jeder mitnehmen, sei es alt oder neu, denn die Reiskosten dafür sind nicht so groß, als wenn er solches hier anschaffen muß. Kleider braucht man hier mehr als bei euch, und soll daher mitnehmen so viel wie immer möglich. Hühner und Enten gibt es hier genug, aber Gänse hat es zu wenig, um die Federn von ihnen zu sammeln. Ich habe 10 Stük Enten, 6 Stük Hühner, 5 Geißen, die genug Milch für meinen Hausgebrauch liefern, und 2 Schweine zu füttern. Eine Kuh zu füttern macht mir zu viel Arbeit und diese sind ziemlich wild. Wenn mein Bruder und die Schwester zu mir nach Ibicaba kommen wollen, so müssen sie es dem Herrn Vergueiro zu wissen thun, denn dieser schreibt alle Kolonisten, die hier sind, auf. In der Erwartung, daß eines von meinen Geschwistern zu mir kommen wird, grüßt Sie und die Herren Bürger von Lichtensteig viel tausend Mal. Lebt wohl und gesund wie ich.

Joh. Jakob Roos.

*) Die Akklimatisationskrankheit ergreift nicht alle Einwanderer, wie z. B. R. selbst ja sagt, daß er das erste halbe Jahr ganz gesund geblieben sei, und bei Vielen äußert sie sich nur als ein unbedeutender Hautausschlag. A. d. Red.

**) Es ist begreiflich, daß die Gutsbesitzer diejenigen Familien, welche als ihre Schuldner die Pflanzungen nicht verlassen dürfen, denen vorziehen, welche ihnen nichts nachzufragen haben. In dem durch die Schulden bedingten Abhängigkeitsverhältnisse haben die Gutsherren das Mittel, sich ihrer Arbeiter zu versichern und darum streben sie auch gerne und zwar bis auf hohe Beträge vor. A. d. Red.

Nachrichten aus Brasilien.

Aus Rio Grande do Sul. (Korrespondenz der „Hansa" aus Porto Alegre vom 10. Februar 1856.)

„.... Die deutschen Kolonien sind, soweit mir bekannt, gänzlich von der Cholera verschont worden, nur in dem Städtchen St. Leopold sind mehrere Fälle vorgekommen. Die Ernte fällt bei dem diesjährigen allzu trokenen Sommer nicht zum Besten aus, indessen werden die Kolonisten doch wieder ein sehr gutes Geschäft machen, da die Preise aller Produkte zu einer noch nie dagewesenen Höhe angestiegen sind.

„Das Montravel'sche Unternehmen scheint jezt auch einen etwas rascheren Fortgang nehmen zu sollen, derselbe muß nämlich mit seinem Vorhaben, sich in Europa Geldmittel zu verschaffen, gescheitert sein und hat sich nun hier mit zwei oder drei einflußreichen und wohlhabenden Leuten geeinigt, die gewissermaßen eine Assoziation mit ihm eingegangen sind, wodurch sie sich verpflichten, die nöthigen Kapitalien vorzustreken und dagegen den halben Antheil am Gewinn genießen, die andere Hälfte bleibt dem Grafen Montravel und wird demselben noch eine Quadrat-Legoa Land als Privat-Eigenthum abgetreten, so wie er auch einen Jahrgehalt als Dirigent des ganzen Unternehmens genießt; es ist dies noch insofern für Montravel ein sehr vortheilhaftes Arrangement, da es nunmehr in dem eigenen Interesse seiner Associes ligt, das Unternehmen mit ihrem ganzen bedeutenden Einfluß zu fördern und etwa eintretende Differenzen mit der Regierung auszufechten. Die Vermessung des ersten Territoriums von vier Quadrat-Legoas soll fast beendet sein und wird Montravel nun beginnen, solches in Kolonien von hunderttausend Quadrat-Braças zu vertheilen, wozu er bereits schon seit einiger Zeit einen Feldmesser engagirt hat. Die Lage seiner Ländereien ist zwar nicht ganz so günstig, als er anfangs erwartete, es hat sich nämlich, als die Ingenieure ihre Arbeiten am Cahy-Flusse beginnen wollten, herausgestellt, daß dort gar keine Staats-Ländereien mehr existirten, sondern darüber längst Besitztitel vorhanden waren, mit denen die Eigenthümer sich alsdann einstellten und wurde auf diese Weise Montravel immer mehr zurükgedrängt, so daß nun sein Land mit dem äußersten Theile der Kolonie St. Leopoldo, der sogenannten Picada Feliz zusammenstoßen wird. Es wird nun nichts anderes übrig bleiben als einen Weg nach dem Cahy-Fluß anzulegen, denn die Kommunikationen der Picada Feliz mit dem Städtchen St. Leopoldo sind sehr schlecht, auch konvenirt die Straße über den Cahy besser, da dieser ein bequemeres Fahrwasser bietet als der von St. Leopoldo herführende Rio dos Sinos; ich glaube übrigens nicht, daß bisher hierüber etwas beschlossen ist und beschäftigt sich Montravel einstweilen noch mit der Anlegung von Sägemühlen u. s. w.; was ihm große Vortheile bietet, da er einen großen Holzreichthum auf seinem Lande hat, jedenfalls gewinnen hiedurch die dem Cahy näher gelegenen Ländereien bedeutend an Werth und höre ich, daß bereits einige Eigenthümer mit dem Plane umgehen, ebenfalls Kolonien zu verkaufen, was allerdings vorläufig eine schlimme Konkurrenz für Montravel, aber zum Wohle der Provinz doch sehr zu wünschen wäre. Bisher sind erst einige dreißig Leute für Montravel von Antwerpen eingetroffen, dies sind aber keine eigentliche Kolonisten, sondern er hat sie als Arbeiter in Europa engagiren lassen, wird ihnen aber später wohl Kolonien überweisen; Montravel klagt sehr über den bösen Willen dieser Leute, die sämmtlich aus der katholischen Schweiz sind und scheint dies seinen Enthusiasmus für den Katholizismus bedeutend gedämpft zu haben; er hat den Dr. F. Schmidt in Hamburg als Agenten angenommen und soll dieser bereits thätig für ihn sein.

„Seit meinem Letzten sind wieder einige kleine Transporte von Kolonisten über Hamburg, Bremen und Antwerpen eingetroffen, die sich entweder nach St. Leopoldo, wo sie Verwandte hatten oder nach Santa Cruz begeben haben. Die Ende Oktober mit der Bark „Helene" von dorten eingetroffenen Leute haben sich außerordentlich befriedigend über die ihnen zu Theil gewordene Behandlung geäußert und hat dies einen um so günstigeren Eindruk gemacht, als sämmtliche andere, besonders aber die von Antwerpen Gekommenen die bittersten Klagen geführt haben; von hieraus wird deßhalb auch fortwährend angerathen, sich von Hamburg aus einzuschiffen und haben jezt wiederum einige Kolonisten in St. Leopoldo den Herrn Dr. F. Schmidt in Hamburg beauftragt, auf ihre Kosten ihre Verwandten und Familien hierher zu dirigiren, was in Zukunft sich noch häufig wiederholen wird, denn die Leute in St. Leopoldo stehen das, was sie erwerben, gleich in Ländereien, weil sie sehr wohl wissen, daß solche von Tage zu Tage an Werth gewinnen, und da es ihnen hier nur an Armen fehlt, um das Land selbst zu bebauen, so zahlen sie recht gerne die Passage für ihre Verwandten oder Freunde und sezen dieselben bei ihrer Ankunft auf ihr Land; somit erweisen sie ihren Angehörigen nicht allein eine Wohlthat, sondern handeln auch zu ihrem eigenen Vortheil, denn nach einigen Jahren tüchtiger Arbeit, müssen die Neu-Angekommenen im Stande sein, nicht allein ihre Schuld abzutragen, sondern können auch das von ihnen bebaute Land als Eigenthum erwerben."

Zur theilweisen Berichtigung des in diesem Briefe über die Kolonie Santa Maria da Soledade gesagten, haben wir beizufügen, daß, wenn auch Graf Montravel mit den Freiburgern nicht ganz zufrieden ist, er doch darauf beharrt, nur katholische Ansiedler aufzunehmen. — Hr. E. de Paravicini in Zürich ist nicht nur sein Agent für die Schweiz, sondern auch für einen Theil von Süddeutschland.

Die Kolonie Santa Cruz in Rio Grande do Sul. (Aus einem Briefe, vorgelesen in der Sizung des Breslauer Auswanderungsvereins vom 19. März.) „Sowohl im Interesse der deutschen Auswanderung nach Süd-Brasilien, als auch im Interesse meines neuen schönen Vaterlandes will ich hier eine kleine Darstellung der Oeffentlichkeit übergeben, die in voller Wahrheit kurz und bündig das berühren soll, was besonders diejenigen angeht, welche hierher übersiedeln wollen. Santa Cruz ist 1849 gegründet. Die ersten angesezten Kolonisten sind Schlesier aus dem Glogauer Kreise. Jezt sind 1200 Einwohner darin. Die Kolonie, d. h. ihre Besizung, liegt 4 deutsche Meilen nördlich der Stadt Rio Pardo, und diese Stadt 24 Meilen westlich von Porto Alegre, der Hafenstadt. Rio Grande do Sul heißt die 16,000 Quadratmeilen umfassende Provinz, welche nur eine halbe Million Einwohner hat. Santa Cruz liegt in einer Urwaldsfläche, welche etwa die Form eines länglichen Viereks bildet. In der Länge hin liegen die Kolonien rechts und links an den Wegen (Picaden). Vor Santa Cruz, da wo die drei Picaden in einen Hauptweg münden, ist dieses Jahr eine neue Stadt (Villa Santa Cruz) begründet worden. Es sind schon viele Bauplätze vergeben. Es wird nur der Besiztitel bezahlt; das sind etwa 6 Thaler Preußisch. Die Plätze werden nicht bezahlt. Der Bau einer Kirche für die Stadt, wozu die Regierung 16,000 Thaler Pr. überwiesen hat, beginnt eben jezt. Vier Kaufleute, 3 Deutsche und 1 Brasilianer, haben bereits ihre Geschäfte eröffnet. Santa Cruz liegt unter dem 29. Grad südlicher Breite. Das Klima läßt für Deutsche nichts zu wünschen übrig. Es ist sehr gesund und man akklimatisirt sich leicht bei mäßiger Lebensweise. Trinker sollen demselben unterliegen. Die Hize ist nicht erschlaffend, weil hier fast immer kühle Luft und Winde wehen. Das Frühjahr, September, Oktober, November, ist ein warmer Sommer in Mittel-Deutschland. Der Sommer, Dezember, Januar, Februar, troken, äußerst selten Gewitter. Der Herbst, März, April, Mai, bis in den Juni, ist der lieblichsten Mai- und Junizeit in Mittel-Deutschland gleich. Juni, Juli und August Winterzeit, aber ewiges Grün. Die Apfelsinen reifen, alle deutschen Gemüse gerathen im Winter vortrefflich. Der Boden im Urwalde ist im Allgemeinen vortrefflich. Er darf der schönsten Gartenerde Deutschlands gleich geschäzt werden. Er trägt ohne Dünger Früchte 20 und mehrere Jahre, wie das die Kolonie San Leopoldo beweist. An gutem Trinkwasser ist nirgends Mangel. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist unvergleichlich. Möge meine eigene Erfahrung hier sprechend Platz finden für meine Behauptung. Im Januar d. J. übernahm ich zwei Kolonien im Urwalde, zunächst der Villa Santa Cruz. Die sofort geschlagenen Brassen brannten sehr schlecht, weil unerwartet oft Regen fiel. Erst im März konnte ich brennen, und im April erst Garten-Gemüsesamen in die Erde bringen. Die Pflanzen wuchsen freudig, nicht geil empor. Im Mai pflanzte ich Kohlrüben, Kohlrabi, Weiß- und Rothkohl, Wirsig- und Blumenkohl; ich säete Zwiebeln, Mohrrüben und alle Garten-Kräuter; nur keine Bohnen, denn diese können hier nur im August, September und Oktober gelegt werden. Alles gedieh vortrefflich. Zwischen Kohlrüben legte ich über 2000 Pfirsichkörner; heute habe ich eine 2 Fuß hohe Pfirsichplantage, die bis zum August k. J. 5 — 6 Fuß hoch und versezbar ist. Schon Mitte August konnte ich Kohlrüben von ungewöhnlicher Größe nach der Stadt zum Verkauf senden. Ebenso Kohl und dergleichen. Ich habe bis Ende September über 1200 Kohlrüben nach Rio Pardo geschafft, woselbst das Stük durchschnittlich mit 1 Sgr. preußisch bezahlt wurde. Seit acht Tagen essen wir gelbe Wachsbohnen, welche auf dem Lande, wo Ende August die Kohlrüben geerntet wurden, gewachsen sind. In 14 Tagen lege ich Milho (türkischen Weizen) nach den Bohnen; dieser ist im Februar reif, und dasselbe Land wird sofort mit Kartoffeln belegt, die im Mai und Juni ihre völlige Reife haben. Hieraus folgt, daß unfehlbar binnen 12 Monaten vier Ernten gemacht werden können. Die Hausthiere gedeihen alle und vermehren sich ungemein. Hühner aller Art, Tauben und Enten legen ungewöhnlich viel Eier und brüten zu allen Zeiten. Alles Geflügel ist fetter und schmakhafter als in Deutschland; es findet hier mehr Insekten zur Nahrung. Die Pferde sind gut und enorm billig. Ein gutes Pferd kostet 15 bis 20 Thaler Pr. Kühe sind theuer, 24 bis 30 Thaler das Stük; ein großer Ochse dagegen kostet nur dasselbe. Das Rindvieh ist fast immer schlachtbar. Die Regierung der Provinz Rio Grande do Sul begünstigt die deutsche Einwanderung. Geschenkt wird zwar dem Einwanderer kein Land mehr, aber es kostet der Morgen nur 25 Sgr. Pr. (30) Sgr. = 1 Thaler = 3 Fr. 75 Rp.

Die Zustände und Schiksale der Kolonie Dona Francisca im vorigen Jahre bezeichnet eine Korrespondenz aus Joinville in der Hamb. Ztg. für deutsche Ausw.- und Kolonisations-Angelegenheiten folgendermaßen: Bis zum 31. Dezember v. J. sind in die Kolonie eingewandert 112 Personen männlichen und 93 Personen weiblichen Geschlechts, zusammen also 205 Kolonisten, zu denen das im Januar im Hafen von San Francisco eingelaufene „Santos Packet" noch 77 weitere Kolonisten brachte. Abgereist aus der Kolonie sind im Laufe des verflossenen Jahres zirka 250 Personen, von denen ein Theil nach einiger Zeit zurükkehren wird. Geburten fanden 42 statt und zwar wurden 16 Kinder männlichen und 20 weiblichen Geschlechts geboren. Es starben 21 Personen männlichen und 19 Personen weiblichen Geschlechts, zusammen 40 Todesfälle. Die Bevölkerung der Kolonie beträgt 901 Seelen, darunter 487 Personen männlichen und 414 weiblichen Geschlechts. In der Stadt Joinville befinden sich außer den Gebäuden des Kolonisationsvereins 61 Häuser, darunter 11 im Bau begriffene, und im Landgebiete 137 Häuser oder Niederlassungen, von denen 13 im Bau begriffen. Die Stadt enthält 358, das Land 543 Bewohner. Bei allen diesen Angaben ist die Kolonie des Prinzen von Joinville nicht mit inbegriffen. Der Gesundheitszustand der Kolonie ist in Folge des regnerischen Wetters nur mittelmäßig gewesen, doch ist die Kolonie bis jezt glüklich von der Cholera verschont geblieben. Der reichliche Segen ist für die Kulturen nicht günstig gewesen, namentlich da viel Zeit mit dem Abwarten des zum Brennen günstigen Augenbliks verloren

on viele Baupläze vergeben.
ahlt; das sind etwa 6 Tha-
en nicht bezahlt. Der Bau
wozu die Regierung 16,000
ginnt eben jezt. Vier Kauf-
silianer, haben bereits ihre
z liegt unter dem 29. Grad
läßt für Deutsche nichts zu
esund und man akklimatisirt
weise. Trinker sollen dem-
ist nicht erschlaffend, weil
Winde wehen. Das Früh-
vember, ist ein warmer Söm-
Der Sommer, Dezember,
ßerst selten Gewitter. Der
s in den Juni, ist der lieb-
Mittel-Deutschland gleich.
erzeit, aber ewiges Grün.
utschen Gemüse gerathen im
en im Urwalde ist im Allge-
f der schönsten Gartenerde
rden. Er trägt ohne Dün-
Jahre, wie das die Kolonie
tem Trinkwasser ist nirgends
s Bodens ist unvergleichlich.
hier sprechend Plaz finden
Januar d. J. übernahm ich
ächst der Villa Santa Cruz.
ssen brannten sehr schlecht,
iel. Erst im März konnte
erst Garten-Gemüsesamen
anzen wuchsen freudig, nicht
e ich Kohlrüben, Kohlrabi,
und Blumenkohl; ich säete
Garten-Kräuter; nur keine
er nur im August, Septem-
n. Alles gedieh vortrefflich.
r 2000 Pfirsichkörner; heute
firsichplantage, die bis zum
h und versezbar ist. Schon
lrüben von ungewöhnlicher
rkauf senden. Ebenso Kohl
Ende September über 1200
schafft, woselbst das Stük
eußisch bezahlt wurde. Seit
achsbohnen, welche auf dem
Kohlrüben geerntet wurden,
n lege ich Milho (türkischen
eser ist im Februar reif, und
Kartoffeln belegt, die im Mai
aben. Hieraus folgt, daß
vier Ernten gemacht werden
ihen alle und vermehren sich
auben und Enten legen un-
iten zu allen Zeiten. Alles
lhafter als in Deutschland;
zur Nahrung. Die Pferde
in gutes Pferd kostet 15 bis
euer, 24 bis 30 Thaler das
en kostet nur dasselbe. Das
chtbar. Die Regierung der
begünstigt die deutsche Ein-
zwar dem Einwanderer kein
r Morgen nur 25 Sgr. Pr.
3 Fr. 75 Rp.
le der Kolonie Dona Fran-
chnet eine Korrespondenz aus
ir deutsche Ausw.- und Kolo-
endermaßen: Bis zum 31.
Kolonie eingewandert 112
ersonen weiblichen Geschlechts,
, zu denen das im Januar
eingelaufene „Santos Packet“
brachte. Abgereist aus der
erflossenen Jahres zirka 250
nach einiger Zeit zurükkehren
statt und zwar wurden 16
eiblichen Geschlechts geboren.
lichen und 19 Personen weib-
40 Todesfälle. Die Bevöl-
1 Seelen, darunter 487 Per-
eiblichen Geschlechts. In der
außer den Gebäuden des Ko-
, darunter 11 im Bau be-
137 Häuser oder Niederlas-
u begriffen. Die Stadt ent-
wohner. Bei allen diesen An-
inzen von Joinville nicht mit
szustand der Kolonie ist in
rs nur mittelmäßig gewesen,
glüklich von der Cholera ver-
e Segen ist für die Kulturen
ntlich da viel Zeit mit dem
günstigen Augenbliks verloren

wurde. Wir haben hier eine Schule, welche von der kaiserlichen Regierung und eine, welche bis jezt noch von dem Kolonisationsverein unterhalten wird. Die von der kaiserlichen Regierung für Brüken- und Wegeanlagen bewilligte Summe ist aufgewendet, zugleich haben sich die Kolonisten zu diesem Behufe eine Steuer aufgelegt und der Kolonisationsverein hat ebenfalls eine Unterstüzung zu diesem Zweke bewilligt, abgesehen von jener Steuer, welche er wie die übrigen Kolonisten für die Ländereien, die an die bewohnten Straßen stoßen, bezahlt.

Bericht des Kommissärs der Indianer-Angelegenheiten.

Von den Jahresberichten der verschiedenen Abtheilungen, welche zusammen das Ministerium des Innern (unter McClelland) bilden, ist der des Indianer-Büreaus der bei weitem interessanteste. Es erhebt sich dieser über das Niveau der dürren Zifferangaben und Rechnungsabschlüsse zur Besprechung einer Angelegenheit, die sonst von amerikanischen Demokraten mit geringschäzigem Achselzuken oder dummstolzer Hinweisung auf die „manifest destiny“ abgethan zu werden pflegt — nämlich die Zivilisationsfähigkeit der Indianer.

„Thatsachen“, sagt Herr McClelland, „beweisen, daß die Indianer der Kultur und sogar der gesellschaftlichen Verfeinerung zugänglich sind. Die fortgesezte und konsequente Anwendung einer humanen Behandlungsweise würde dazu beitragen, die Indianer auf gleiche Stufe mit den Weißen zu erheben.“

Bisher aber meint McClelland, ist gerade das Gegentheil geschehen. Es haben die Weißen eine Ruchlosigkeit nach der andern an den unglüklichen Indianern verübt und, wenn diese sich dafür rächten, ein lautes Verdammungsgeschrei angestimmt. Weit entfernt, daß die Indianer sich als Wilde und Barbaren betrügen, sei vielmehr nur das wunderbar, daß sie nicht viel häufiger sich an den Weißen vergreifen. Denn sie werden von diesen auf das Empörendste betrogen, bestohlen, beraubt, gemißhandelt und verhöhnt und dennoch lassen sie sich fast nie ein Vergehen zu Schulden kommen, außer wenn wirkliche Noth sie dazu treibt. Sie zu zivilisiren sei daher nicht schwer, wenn nur die richtigen Mittel angewendet würden; aber daß gleich die erste Generation sofort ohne irgend einen vermittelnden Uebergang das Jägerleben mit dem des Landbauers vertauschen werde, sei Blödsinn zu erwarten. Auf die Jugend müsse eingewirkt, ihr müßten die Lebensanschauungen der herrschenden Race eingeflößt werden, dann lasse sich leicht zum Ziele gelangen.

Um erst eine Grundlage zu gewinnen, hält Herr McClelland es für unbedingt erforderlich, daß den Indianern ihre Jahrgelder nicht mehr in baarem Gelde, sondern in solchen Waaren, deren sie bedürfen, zum Engros-Preise ausgezahlt werden. Das baare Geld, was sie in die Hände bekämen, sei ihr Verderben, denn es ziehe die spizbübischen „Handelsleute“ heran, von deren vergiftenden Einflüssen alle Keime einer höheren Gesittung vernichtet würden.

Wir lassen einige Stellen aus dem Berichte hier folgen:

„Sehr viel Uebel hat die Leichtigkeit erzeugt, mit welcher viele von den Häuptlingen den Versuchungen, denen sie unterworfen, erliegen und so verleitet werden, wichtige Papiere zu unterzeichnen, ohne deren Sinn oder Tragweite zu verstehen. Die Indianer spielen und trinken gerne, und viele Händler und schlimme Leute leisten diesen Leidenschaften Vorschub. Die Wurzel aller hieraus entspringenden Uebelstände ist die Auszahlung ihrer Jahrgelder in Baargeld. Würde statt dessen ein ganz anderes System eingeführt, wonach sie alle Lebensbedürfnisse und was sonst zu ihrer Bequemlichkeit erforderlich, zum Einkaufspreise erhielten und würde zugleich den Handelsleuten ihre Konzessionen entzogen, so könnte man eine stärkere Hoffnung für ihre Zivilisation hegen. Auch müßte ein einfacher Zivil- und Kriminal-Koder für sie entworfen und die Mitwirkung der Staaten und Territorien, in welchen sie wohnen, angerufen werden. Der geringste Konflikt wegen Jurisdiction oder Politik führt zu den verderblichsten Folgen und kann nicht sorgsam genug vermieden werden.

Für einige Stämme wurden dauernde Wohnsize hergerichtet, und viele Indianer haben sich Fleiß, Nüchternheit und Sparsamkeit angewöhnt. Die Wirkung davon ist im Ganzen sehr bemerkbar und ermuthigend. Diese seßhaft gewordenen Indianer vermehren sich rascher als die andern, ihr Benehmen verbessert sich und sie schreiten rasch einem Zustande entgegen, wo ihnen ohne Gefahr die Ausübung aller bürgerlichen Rechte anvertraut werden kann.

Während des lezten Jahres hatten viele Stämme westlich des Mississippi mit den unglüklichsten Verhältnissen zu kämpfen, und dennoch haben sie unter dem schwersten Unglüke einen Grad von Festigkeit und Geduld gezeigt, daß sie vielen von jenen Weißen, die sich so sehr mit ihrer höheren Bildung und Gesittung brüsten, als nachahmungswerthes Muster hätten dienen können. Wenige von uns würden ohne Widerstand gestattet haben, daß man sie ohne Umstände aus ihren Häusern jagt und ihrer Wohnung beraubt. Beständig werden sie von den Weißen gedrükt, welche unter dem Vorwande der Nothwendigkeit ihren überlegenen Scharfsinn nur dazu anwenden, die Rechte der Indianer zu beeinträchtigen und sie ihres zu Eigenthums berauben.“

Nicht ohne Bitterkeit erinnert Herr McClelland daran, daß, als man die Indianer nach ihren jezigen Wohnsizen, westlich von Missouri, schaffte, ihnen feierlichst zugesagt wurde, daß sie dort nicht wieder gestört und belästigt werden sollten. Es sei kaum ein Vierteljahrhundert her, daß ein Präsident dem Lande dazu Glük wünschte, daß durch jene Uebersiedelung nunmehr alle Zerwürfnisse mit den Indianern auf immer beseitigt seien und schon zeige sich das Uebel in noch größerem Umfange. Wieder säßen jezt die Weißen den Indianern auf dem Nüken, aber nicht wie damals könne man diese weiter und weiter nach Westen drängen; jezt müsse man sich entscheiden, ob man sie mit brutaler Gewaltthat vernichten, oder für die Zivilisation und Kultur gewinnen wolle. Das leztere sei möglich, wenn nur die nöthigen Mittel angewendet würden; daran habe es aber bis jezt leider gefehlt. Wer die Geschichte der Indianer in Verbindung mit dem Benehmen unseres Volkes studirt, wird über die meisten der von ihnen verübten Unbilden nicht erstaunen. Sie sind eben „Wilde“ und man kann von ihnen nicht erwarten, daß, wenn ihnen Unrecht geschieht, sie genau die Individuen unterscheiden sollten, von denen es ausgeht. Sie sehen sich in solchem Falle nicht von Hinz oder Kunz, sondern von den Weißen im Allgemeinen gekränkt. Nur zu oft lassen sich die Indianer-Unruhen auf Unbilden und Gewaltthaten von Weißen zurükführen. Ungeachtet der Mississippi zu einer Grenze ihres Landes gemacht wurde, hat unser Volk ihn doch überschritten, die schönsten Ländereien in Besiz genommen und umzingelt die Eingebornen in die engsten Grenzen.

Wir schließen rasch von dem atlantischen wie von dem stillen Ozeane her die Jägerstämme ein, und bald wird der Büffel und das andere Wild verschwunden und beinahe jeder Fuß kulturbaren Bodens von dem weißen Manne besezt sein; früher noch nie sind die Indianer so schweren Leiden ausgesezt gewesen. Viele von ihnen kennen ihre bedauernswürdige Lage und sprechen mit dem tiefsten Kummer davon. Doch troz dieser jammervollen Lage sind die Verbrechen, welche die Indianer begehen, selten bedeutend, und lassen sich in den meisten Fällen durch Noth und Mangel ausreichend entschuldigen.

„Man sollte ihnen liebreich die Hand bieten und alle Mittel zur Hebung ihrer Wohlfahrt und Veredelung zugänglich machen. Moralische und religiöse Grundsäze sowohl, wie auch die Künste des zivilisirten Lebens sollten ihnen gelehrt werden. Es ist zwar schwer, den Erwachsenen noch umzubilden, denn von Jugend auf an ein fortwährendes Umherschweifen gewöhnt und mit den Gefühlen von Verachtung gegen Handarbeit, die er als entwürdigend für einen Mann ansieht, großgewachsen, fühlt er das Verlangen gar nicht, sich eine praktische Kenntniß des Akerbaues oder eines andern nüzlichen Gewerbes anzueignen, noch kann seine Aufmerksamkeit darauf gelenkt werden. Freiwillig wird er weder der Jagd, noch den wilden Zerstreuungen, die selbst dem Verfeinertsten verführerisch sind, entsagen; aber wenn man mit der Jugend anfangen und ihrem noch bildsamen Geiste richtige Grundsäze und die unter zivilisirten Nationen von den Eltern ihren Kindern gelehrten moralischen und religiösen Vorschriften einprägen würde, so würde man den Grund zu einer durchgreifenden und vollständigen Umbildung des ganzen Stammes legen. Dieses Verfahren ist leider nur zu wenig eingehalten worden, wo es aber geschehen ist, da haben sich die segensreichsten Resultate herausgestellt.“ (D. A.)

Erfreuliche Berichtigung.

Als wir in Nro. 19 die jüngste Zuger Sträflingsdeportation nach Amerika besprachen, erwähnten wir auch, daß der Speditionsvertrag mit Hrn. Dr. Roth in Zürich abgeschlossen worden sei, was von mehreren Zeitungen, denen wir die Nachricht entnahmen, mit Bestimmtheit und bis jezt unwidersprochen gesagt worden war. Wir fügten dem Namen Roth als Ausdruk unseres Zweifels und befremdlichen Erstaunens ein (!?) bei, das ungefähr hieß: „Auch Du, Brutus! Wenn so was am grünen Holze geschieht, was läßt sich erst vom dürren erwarten!“ Mit dem untenstehenden Briefe überzeugt uns nun zu unserm Vergnügen Hr. Dr. Roth von der Unrichtigkeit des seiner Ehre als Auswanderungsagent so nachtheiligen Gerüchtes.

An die löbl. Redaktion des Kolonisten.

Verehrtester Herr Redaktor!

Von einer längern Reise nach Hause zurükgekehrt, finde ich in Nro. 19, Pag. 75 Ihrer Zeitschrift, unter Zug, die Nachricht, daß ich für die Gemeinde Menzingen Kantons Zug, einen verurtheilten Verbrecher, Namens Martin Guntlacher, nach Amerika spedirt habe, welcher behufs dessen von einer Amtsperson zu mir gebracht worden sei.

Ich erlaube mir nun, bezüglich dessen Ihnen mitzutheilen, daß weder ich noch während meiner Abwesenheit mein Büreau einen Mann dieses Namens, oder überhaupt einen Zuger, nach Amerika spedirten, und daß die ganze Geschichte mir erst durch Ihre Zeitschrift bekannt wurde.

Ich ersuche Sie, diese meine Mittheilung in Ihre Zeitschrift aufzunehmen und erwarte das Nämliche von andern Redaktionen solcher Blätter, welche des Vorfalles unter Beifügung meines Namens erwähnten.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner aufrichtigen Hochachtung und Ergebenheit.

Hottingen bei Zürich, den 19. Mai 1856.

Dr. Roth.

Es wäre nun an dem Gemeinderath von Menzingen oder wäre vielmehr schon lange an ihm gewesen, öffentlich bekannt zu machen, wer der bei dieser wüsten Geschichte thätige Agent war. Das Stillschweigen, womit diese Behörde ruhig den Makel auf Dr. Roths Namen sizen ließ, zeichnet dieselbe nicht viel schöner als die ganze übrige schmähliche Angelegenheit.

Verschiedenes.

Schweiz. (Legalisation von Auswanderungsverträgen nach Brasilien.) Hierüber schreibt die schweizerische Bundeskanzlei im Bundesblatt „zur Beachtung für Auswanderer nach Brasilien“: „Wie man aus zuverlässiger Quelle vernimmt, werden die für Brasilien abgeschlossenen Auswanderungsverträge von den Agenten häufig nach einer Seestadt, gewöhnlich Antwerpen, versendet, um die Legalisation eines brasilianischen Konsulates einzuholen. Hiedurch werden den Auswanderern Verzögerungen und Kosten verursacht, die um so mehr vermieden werden können, als seit längerer Zeit in Bern ein k. brasilianisches Generalkonsulat besteht, das solche Legalisationen unentgeltlich ertheilt.“ Diese Mahnung der Bundeskanzlei, ist uns nicht in allen Punkten klar. Sie hat ihre Geltung für Auswanderer von Bern oder welche auf ihrer Reise in Bern durchkommen, für andere nicht, denn da der brasilianische Generalkonsul bekannter Weise nur solche Unterschriften legalisirt, welche er hat schreiben sehen, so würden eingeschikte Verträge nicht legalisirt werden und die Auswanderer müßten aus allen Eken der Schweiz eine lange kostspielige Reise nach Bern unternehmen, um dieselben legalisiren zu lassen, was sie im Seehafen, wo sie doch hin müssen, ohne Bemühung bewerkstelligen können. Uebrigens hat, so viel wir wissen, von den mehreren tausend Auswanderern, die seit einigen Jahren über Hamburg nach Brasilien gingen, noch keiner weder ein Vertrags- noch Paßvisum selbst bezahlt. — Ferner siedelt ja, wie wir in Nro. 19 gemeldet haben, Hr. v. Guimaraens von Bern nach Frankfurt über und damit hört dann auch, denken wir, die Diskussion über die Frage, ob man besser thue, Auswanderungsverträge nach Brasilien in Bern oder in einem Seehafen (über Antwerpen gehen verhältnißmäßig sehr wenig Auswanderer nach Brasilien; darüber scheint die Bundeskanzlei auch nicht den ganz richtigen Begriff zu haben) legalisiren zu lassen, von selbst auf.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Versuch zur Zivilisirung der Indianer.) Wie man aus einer Anzeige des Dr. Hübschmann, Superintendenten für Indianerangelegenheiten, ersehen wird, sucht derselbe einen Musiklehrer für die Menomonee-Indianer. Diese Indianer haben im Allgemeinen viel Anlage zur Musik und der Superintendent glaubt daher, dieß lasse sich mit Erfolg als Mittel zur Zivilisirung derselben benuzen. Sollte einer unserer Landsleute in den Vereinigten Staaten gewillt sein, eine solche Stelle anzunehmen, so ist zu bemerken, daß in Folge der in neuester Zeit getroffenen Einrichtungen und Anstellung von Beamten unter jenem Indianerstamme sich bereits ein respektabler Kreis von gebildeten weißen Familien zusammengefunden hat, so daß der Musiklehrer keineswegs zu fürchten braucht, blos unter Wilden leben und alle Annehmlichkeiten der zivilisirten Gesellschaft entbehren zu müssen. Die Zwekmäßigkeit der Maßregeln, die von der jezigen Administration zur Zivilisirung der Indianer eingeschlagen werden, wird selbst von der Opposition anerkannt und das Benehmen des jezigen Indianerdepartements bildet einen erfreulichen Kontrast zu dem desselben Departements unter der vorigen Administration, welche die Indianer den Händlern und „Claimanten“ als Beute überließ, von denen sie natürlich schonungslos gerupft wurden und wobei wohl auch mancher fette Bissen für Regierungsbeamte abfiel. Hr. Hübschmann steht im Begriff, seine Office nach St. Paul zu verlegen, da die Minnesota-Superintendentur,

die seither vom Gouverneur des Territoriums verwaltet wurde, vom Präsidenten der Vereinigten Staaten der Northern Superintendency einverleibt worden ist. — Die oben erwähnte Anzeige lautet: Ein Musiklehrer wird gesucht für die Menomonee-Indianer. Ein Mann wird vorgezogen, der eine gründliche Schullehrerbildung genossen hat und nicht allein im Gesang und auf mehreren Instrumenten Unterricht ertheilen kann, sondern auch der englischen Sprache hinlänglich mächtig ist, um eine gewöhnliche Volksschule zu leiten. Reflektirende mögen sich wenden an Francis Hübschmann, Superintendent of Indians Affairs, St. Paul, Minn. Ter.

— Im Abgeordnetenhause zu Washington drang Quitmann Angesichts der Zustände Mexikos und Mittelamerikas auf Aufhebung der Neutralitätsgesetze.

— (Steigender Handelsverkehr im Stillen Meer.) Von Kalifornien aus wird schon ziemlicher Handel mit den russischen Besitzungen in Nordamerika und Nordostasien getrieben. Letztes Jahr gingen einige Schiffsladungen Waaren in die russischen Niederlassungen an der Mündung des Amur und erwartet man, daß dieser Verkehr regelmäßig steigen werde, da dort mehrere tausend Mann stationirt werden sollen. — Von Kanton in China ist die erste direkte Einfuhr chinesischer Güter, 43 Kisten Seidenwaaren, über die Landenge von Panama in New-York angekommen.

— (Das Weißzeug im Westen.) Je weiter der Reisende in Amerika von dem Meere sich entfernt, um so verdächtiger wird das Bettzeug, bis es sich in dem „fernen Westen" in einem solchen Zustande findet, daß der Wirth schon die Erwähnung desselben für eine persönliche Beleidigung hält. „Kapitän, können Sie mir nicht ein reines Handtuch geben?" fragte kürzlich ein Reisender auf einem Dampfschiffe auf dem Mississippi. — „Hol' Sie der Teufel, Fremder! Fünfzig wenigstens haben das Handtuch da schon gebraucht und Sie sind der Erste, der darüber klagt!" So würde man im Westen den Fremden, welcher mit der Bettwäsche nicht zufrieden wäre, augenblicklich aus dem Hause weisen und ihn auffordern, irgendwo anders ein Unterkommen zu suchen.

— Die jährliche Fabrikation von Ahornzuker in den Vereinigten Staaten erreicht fast die unglaubliche Quantität von 34,236,657 Pfund; zu 12 Cents per Pfund berechnet, ergibt den Werth der Ernte als 4,108,388 Dollars; diese Summe wird noch um 100,000 bis 200,000 Dollars durch den Werth des gewonnenen Ahornsyrups vermehrt. Der Staat New-York allein produzirt 10,351,484 Pfund Zuker; Vermont 6,349,367 Pfd., Ohio 4,588,109, Indiana 1,921,642, Pennsylvania 2,325,525, Michigan 2,439,794, New-Hampshire 1,294,863, Virginia 1,227,665 Pfd. Alle andern südlichen Staaten produziren zusammen so viel als Virginia; South Carolina 200 Pfund, während Rhode Island nur 28 Pfund jährlich hervorbringt. Die gegenwärtige Saison verspricht eine sehr lohnende zu werden.

— Illinois. (Mineralreichthum.) Kürzlich wurde in dem Boden eines Stük Landes, ungefähr zwei Meilen von dem aufblühenden Städtchen Moline, in Rok-Island-County, ein reichhaltiges Lager von Eisenerz aufgefunden. Dasselbe soll sich auf eine Streke von 75 Akres ausdehnen. Die Erzadern beginnen zwei oder drei Fuß unter der Erdoberfläche und sind acht bis zehn Zoll dik. Diese Entdekung eröffnet jedenfalls der Industrie und dem Handel des Staates eine neue und wichtige Fundgrube.

— Indiana. (Gemeine Spekulation.) Manche schlechte Kerle treiben in Amerika ein förmliches Geschäft mit dem Heirathen, nicht etwa um Herzen zu brechen, wie weiland Don Juan that, sondern um Geld zu machen. Der größte Uebelthäter dieser Art ist ein gewisser Nathan Brown, welcher kürzlich auf Klage seiner siebenten Frau in Jeffersonville, Indiana, verhaftet wurde. Er soll neun lebende Weiber haben. Er pflegte mit jeder ungefähr drei Monate zu leben, sich in den Besiz ihres Eigenthums zu sezen und dann zu verschwinden. Der alte Sünder ist 53 Jahre alt und hat in den lezten zwei Jahren drei Mal geheirathet.

— Aus Oregon wird über einen kühnen Handstreich der Indianer berichtet, die 800 Mann stark in die Stadt der Cascaden eingedrungen sind, die regulären Truppen verjagt, die Stadt selbst und einen Regierungsdampfer verbrannt, einen großen Theil der Einwohner niedergemacht haben. Es herrscht große Bestürzung.

— Kalifornien. Wie voriges Jahr dem Kapitän Suter die durch die auf seinem Boden angesiedelten Amerikaner ihm streitig gemachten Besizungen von den Gerichten zugesprochen wurden, so ist nun ein gleichartiger Prozeß wieder so entschieden worden. Vor zehn Jahren kaufte der berühmte Reisende Kapitän Fremont, ein armer Offizier in der Armee der Vereinigten Staaten, von einem mexikanischen Gouverneur einen Strich Landes von ungefähr 70 englischen Quadratmeilen für die Summe von 3000 Dollars. Die Einwohner Kaliforniens, wo das Land gelegen war, belustigten sich nicht wenig über Käufer und Kaufpreis. Zwei Jahre darauf ward das ganze Gebiet von Mexiko an die Vereinigten Staaten abgetreten, und mit der ersten Entdekung der reichen Goldlager in dem neu erworbenen Lande wurde man auch des ungeahnten Werthes jenes großen Besizes gewahr. Es ward bald unter dem Namen Mariposas bekannt und das Tagesgespräch der Goldgräber und Goldwäscher. Der Landstrich enthält ein rings von hohen Bergen umgebenes Thal, das in allen Theilen von Adern von goldreichem Gestein durchzogen ist. Nach der Besiznahme des Landes erhoben sich aller Orten Streitigkeiten über die Rechtsgültigkeit der Kaufbriefe, und nicht allein von Privatpersonen, sondern selbst von Richtern und Gerichtshöfen ward entsetzlicher Unfug getrieben. Auch Fremont blieb nicht unangefochten, und um die jährliche Grundsteuer bezahlen und die bald zu enormen Summen anschwellenden Gerichtskosten bestreiten zu können, sah er sich genöthigt, die Hälfte des Landstrichs an ein Bankierhaus in San Francisco zu veräußern, das sich dafür anheischig machte, alle Unkosten zu tragen. Während vier langer Jahre zog sich der großartige Prozeß durch alle Perioden und von Instanz zu Instanz, bis er endlich zu lezter Entscheidung vor den obersten Gerichtshof zu Washington gebracht wurde. Dem Generalstaatsanwalt der Union, welcher persönlich plaidirte, standen vier der ausgezeichnetsten Advokaten des Landes entgegen. Vor Kurzem nun ward das Urtheil gefällt und das Eigenthum ohne alle Beschränkung dem seitdem aus der Armee ausgeschiedenen Oberstlieutenant Fremont zugesprochen, auch das betreffende Patent vom Präsidenten selbst gezeichnet und dem lezteren ausgehändigt. Sachverständige halten ihn, kraft dieses Besizes, für den reichsten Mann der Welt.

— (Flüchtige Sklaven.) Man hat jezt ausgerechnet, daß gegenwärtig in Kanada wenigstens 30,000 flüchtige Neger und Negerinnen, gesunde und stark gebaute Männer und Weiber, sich befinden. Ihr Werth wird auf 24,000,000 Dollars (für die Sklavenhalter) angeschlagen. In den nördlichen Vereinigten Staaten sollen außerdem noch 6000 Sklaven leben, die von Sklavenhaltern zu weitern 6,000,000 Dollars veranschlagt werden.

Mexiko. Die mexikanische Regierung hat einen Theil der Kirchengüter zu Handen des Staates genommen. Dieselben waren bisher steuerfrei und beliefen sich auf 400 Millionen Dollars.

Zentralamerika. (Die Honduras Interocean-Eisenbahn.) Schon seit Jahren ist ein Projekt zur Herstellung dieser neuen Straße über den Isthmus im Ganze. Die Entdekung und Eröffnung dieser Route verdanken wir der Energie eines Amerikaners, des Herrn Squier, dessen zahlreiche gediegene Werke über Topographie, Geschichte und die Hülfsquellen von Zentralamerika allgemeine Anerkennung errungen. Als Squier von seinem Gesandtschaftsposten in Nicaragua 1850 zurükkehrte, hatte er die Ueberzeugung gewonnen, daß das alte, seit den Tagen von Cortez und Alvarado gehegte Projekt eines Kanals via Nicaragua-See unausführbar sei, mit den gegenwärtig unserer Mechanik zu Gebote stehenden Mitteln. Dagegen brachte er die Resultate seiner Untersuchung im westlichen Honduras hervor, wo eine Bahn ausführbar ist, näher als jede andere Linie, selbst die von Tehuantepec, mit vortrefflichen Häfen an beiden Endpunkten. Die vorgeschlagene Linie geht durch das schöne Thal von Comayagua, welches durch den ganzen Staat von Honduras geht und die Cordilleren durchschneidet. Die Entfernung ist 128 Meilen von Ozean zu Ozean, die höchste Steigung nur 86 Fuß per Meile. Der höchste Punkt ist etwa gerade in der Mitte zwischen beiden Ozeanen, 1642 Fuß über der Meeresfläche. Die Bahn folgt dem Lauf der Chamelican und Guascoran Flüsse. Ersterer fließt in das caraibische Meer, lezterer in die Bay von Fonseca am Pacific, 158 Meilen nördlich von San Juan del Sur. Der größte Theil der Bahn nach den Küsten zu läuft durch eine gesunde Gegend; Baumaterial findet sich überall im Ueberfluß. Brüken sind beinahe keine zu bauen, keine Sümpfe auszufüllen, und die abgehärteten Mahagonybäume-Fäller geben eine hinreichende Anzahl billiger Arbeiter. Das Land ist friedlich, die Regierung freundlich, und selbst die wenigen Felsen, die zu durchbrechen sind, bestehen aus weichem Kalk- oder Sandstein. Die Bai von Fonseca bildet einen der besten Häfen in der Welt, oder vielmehr eine Reihe von Häfen. Ebenso sicher und tief ist der Hafen von Puerto Cabello an der atlantischen Seite, der mehrere hundert Schiffe bequem fassen kann. Dieser Mangel an Häfen vereitelte das frühere Tehuantepec-Unternehmen. Die Honduras Route würde über 1000 Meilen näher als die Panama-, und mehrere hundert Meilen näher, als die Nicaragua-Route sein. Herr Squier legte alles dieses einer Gesellschaft New-Yorker Kapitalisten vor, und ward zum zweiten Male abgefertigt um von der Regierung den exklusiven Grant zur Herstellung einer Bahn durch das Thal von Comayagua zu erlangen. Diesen Zwek hat er erreicht, und gleichzeitig in Begleitung eines Vereinigten Staaten Marine-Offiziers im Verlauf von 5 Monaten die nöthigen Vermessungen gemacht. Die Kompagnie verpflichtet sich, vor acht Jahren von dem Datum des Grants (1853) die Arbeiten zu beginnen. Dieselbe hat sich bereits mit einem Kapitalstok von 10 Millionen Dollars organisirt. Squier ist so eben von London nach New-York zurükgekehrt, mit den Repräsentanten einer Anzahl Londoner Kapitalisten, die sich an dem Unternehmen betheiligen. Zwei Schiffe werden in New-York ausgerüstet, um nach Puerto Cabello zu gehen, mit Arbeitern und Ingenieuren, um sogleich zu beginnen. Die Bahn soll noch, ehe 8 Jahre verflossen sind, vollendet sein. (D. A. Z.)

— Walker behauptet bei Rivas gesiegt zu haben, zog sich aber nach bedeutendem Verlust auf Granada zurük. Die Truppen von Costa-Rica haben Virgin-Bay und San Juan del Sur auf dem Gebiete von Nicaragua besezt. Die Amerikaner werfen denselben vor, in Virgin-Bay wehrlose Angestellte im Dienste der amerikanischen Transitkompagnie, unter dem Vorgeben, es seien Freischärler, getödtet zu haben. Der amerikanische Gesandte in Nicaragua, Hr. Wheeler, drohte deßhalb dem Präsidenten Mora mit einer Untersuchung von Seite der Regierung der Vereinigten Staaten, und im Fall nicht Genugthuung geleistet werde, würde dieselbe gegen Costa-Rica andere Maßregeln ergreifen. — Die englische Regierung hat sich bereit erklärt, Costa-Rica durch Lieferung von Schießgewehren zu unterstüzen, was bei den Amerikanern böses Blut macht. — Wie man sieht, verbittern und verwikeln sich die Verhältnisse immer mehr, und dieser Flek Land scheint bestimmt dazu zu sein, die lang genährte Eifersucht zwischen den Vereinigten Staaten und England zum offenen Ausbruch kommen zu lassen. Walkers Freischaaren hofften denn auch in Folge dieser Vorfälle eine förmliche Intervention von Seite der Regierung — ein für sie sehr wünschenswerthes Ereigniß, denn der Stand ihrer Angelegenheit ist offenbar ein sehr ungünstiger.

— Zu Panama kam es in Folge eines Streites zwischen einem trunkenen Reisenden aus New-Orleans und einem Obsthändler zu einem Angriff des eingebornen Pöbels und der meist aus Schwarzen bestehenden Polizei auf eine Schaar von 1600 Auswanderern. Auf jeder Seite soll es 40 Todte gegeben haben.

Südamerika. Uruguay. In Montevideo geht es noch immer tumultuös und blutig her und sind noch keine friedlichen Aussichten vorhanden.

Australien. Zu Melbourne hat sich Lola Montez mit dem Zeitungsschreiber Seekamp geprügelt und ihn dann auf Pistolen gefordert. Sie wurde dafür im Schauspielhaus mit Begeisterung empfangen.

Auswanderung

nach den

Kolonien der HH. Bergueiro in St. Paulo (Brasilien).

Die zweite dießjährige Expedition des Unterzeichneten nach diesen bekannten Kolonien geht den 18. Mai von Basel ab. Da indessen für dieses Schiff bereits alle Plätze besezt sind, so wird hiemit allen Auswanderungslustigen und vorab denen, die gegenwärtig mit mir in Unterhandlung stehen, angezeigt, daß im Juni das dritte Schiff durch den Unterzeichneten expedirt wird, und zwar unter den gleichen vortheilhaften Bedingungen, zu denen alle frühern Expeditionen stattfanden.

Auch für die Kolonien der Mucury-Gesellschaft und des Herrn Grafen von Montravel ist derselbe bevollmächtigt, Leute anzunehmen.

Für Abschluß von rechtsgültigen Verträgen beliebe man sich an den Unterzeichneten oder dessen bevollmächtigte Kantonalagenten zu wenden.

Zürich, Unterstraß Nro. 132.

E. de Paravicini.

Stelle-Antrag.

Eine seit längeren Jahren in Rio Janeiro ansässige Schweizerfamilie wünscht eine geschikte Wäscherin und Büglerin zu sehr günstigen Bedingungen in Dienst zu nehmen; diese muß aber eine Schweizerin und zwischen 22 und 30 Jahren alt sein. Gewünschten Falles würde der größte Theil der Reisekosten vorgeschossen. Sich zu melden bei **E. de Paravicini,** Unterstraß Nro. 132, in Zürich.

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrükungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 22. | Samstag den 31. Mai. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | 1856.

Das schweizerische Konsulat in Havre.

(Eingesandt.)

Schon wiederholt sind uns Klagen schweizerischer Auswanderer und schweizerischer Agenten über die exzeptionelle Stellung, welche dieses Konsulat in Auswanderungssachen einnimmt, zu Ohren gekommen, und können wir nicht umhin, gestüzt auf daherige mehrfache Berichte, solches ammit der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Die Auswanderer beklagen sich im Allgemeinen und mit Recht über das weder durch die Police maritime verlangte, noch überhaupt nothwendige Visum und die daherigen Gebühren, welche Herr Wanner mit besonderem Eifer zu erheben bemüht ist.

Wir fragen, warum diese unnöthige Abgabe für schweizerische Auswanderer, während die französischen Behörden von durch Vermittlung schweizerischer Agenten reisenden Auswanderern kein Visa verlangen; während die deutschen Konsulate gratis visiren?

Bedarf es einer Visa-Gebühr, um eine Kontrole zu führen? und einen anderen Grund kann diese doch nicht haben.

Sind die Kontroleu deutscher Konsulate weniger vollständig, weil solche keine Gebühren beziehen? oder der Bericht weniger gründlich?

Ist der Auswanderer nicht belästigt genug durch seine Auswanderung an und für sich schon; soll der Staat ihn auch noch zwekos belästigen?

Ist das Konsulat in Havre nicht ohnedem, und namentlich gegenüber der sehr im Abnehmen begriffenen Auswanderung, durch die Bundesbehörde anständig und reichlich genug honorirt, als daß solches von Emigranten noch besondere Gebühren zu beziehen nöthig hätte?

Ist es überhaupt gut, Konsulaten durch die Auswanderung Einnahmsquellen zu schaffen; ist dieß der rechte Weg, uneigennüzige Berichterstattungen u. dgl. zu erzielen?

Wir gestehen offen, diese exzeptionelle Stellung des schweizerischen Konsulats in Emigrationssachen hat uns nie gefallen, und eben so wenig der übergroße Eifer, welche unser Konsulat in Beziehung seiner Sporteln an den Tag legt, betreff welcher wir Mehreres zu berichten im Falle wären; wir beschränken uns für heute darauf, aufmerksam zu machen, daß es endlich an der Zeit wäre, diesen Uebelstand eingehen zu lassen.

Bei diesem Anlaß wollen wir nicht unterlassen, einer weitern exzeptionellen Stellung des schweizerischen Konsulates in Havre zu gedenken.

Es ereignet sich, daß Gemeinden und Privaten vor Vertragsabschluß das Konsulat anfragen, welcher konzessionirte Agent den Vorzug verdient.

Nach unserer Ansicht wäre es in der Pflicht des Konsulates, die Antwort ohne Privat- oder andere Rüksicht dahin zu geben, daß er diejenigen Agenten bezeichnet, welche die Repräsentanten der als die ersten allgemein anerkannten Schiffer-Häuser sind und sich durch regelmäßige Verschiffung und genaues Einhalten ihrer Kontrakte auszeichnen. Das thut aber unser Konsulat nicht.

Es empfiehlt konvenirenderweise und vorab seine Freunde HH. Marzion u. Komp. in Havre oder deren Agenten Bek und Herzog in der Schweiz, und negirt Andere, welche eben so viel Recht auf Empfehlung hätten, geradezu.

Ist dies der Stellung eines Konsulats würdig?

Wir anerkennen das Gute, welches Herr Wanner namentlich in Bekämpfung der Havrer Plaz-Mißbräuche seiner Zeit geschaffen; aber wir bedauern auf der andern Seite sein schroffes Benehmen in seiner exzeptionellen Stellung und die wenig parteilose und uneigennüzige Handlungsweise im Allgemeinen.

Zur Charakterisirung gewisser Auswanderungs-Agenten.

(Eingesandt.)

In keinem Geschäfte sind so sehr wie in der Auswanderer-Expedition Empfehlungen nüzlich und nothwendig; die erfolgreichsten sind immer diejenigen beförderter Personen aus Amerika.

Daß der Agent dabei das Möglichste von sich aus dazu beitrage, resp. sich selbst empfehle, ist natürlich, und wird ihm Niemand zum Vorwurf machen, vorausgesezt, daß er bei der Wahrheit bleibe, weicht er hievon ab und geht darauf aus, durch absichtliche Unwahrheiten auf Kosten Anderer sich das Vertrauen der Auswanderer zu erschleichen, so ligt es im Interesse der Auswanderer, daß solche Handlungsweise öffentlich gerügt werde; denn wahrlich, wie soll der Auswanderer Gutes von einem Agenten erwarten dürfen, der von dem Grundsaz ausgehend: „der Zwek heiligt das Mittel", mit der frechsten Lüge ihm in's Haus fällt.

So schreibt z. B. Hr. Delporte, Agent des Hauses Bek und Herzog, in Bern, am 8. Mai an eine Auswanderer-Familie Folgendes:

„Ich hörte, daß Sie Hrn. Steinmann-Drevet zu „gethan seien, weil er Ihre Eltern zur Zufriedenheit „spedierte, was ich sehr gerne glaube, allein die Aus„wanderungs-Verhältnisse haben Hrn. Steinmann seit„her genöthigt, eine Verbindung in Antwerpen anzu„knüpfen, zufolge welcher er alle seine Auswan„derer über Antwerpen befördert, was größern „Familien, wie die Ihrige, des vielen Ein- und Aus„steigens und der sehr langen Seefahrt wegen, gar nicht „zu empfehlen ist" u. s. w.

Hr. Delporte wohl einsehend, daß das wohlverdiente Vertrauen, welches Hr. Steinmann-Drevet hier genoß, durch seine gewöhnlichen Schimpfereien nicht zu untergraben war, nimmt daher zu der elenden Lüge seine Zuflucht, „Hr. Steinmann-Drevet sei genöthiget, alle Auswanderer über Antwerpen zu expediren", während Delporte sehr wohl weiß, daß Hr. Steinmann-Drevet als Agent der HH. Barbe und Merisse in Havre so regelmäßig und selbst regelmäßiger in Havre verschifft, als die Patrone des Hrn. Delporte.

Die Auswanderer mögen hieraus ermessen, was sie von der Wahrheitsliebe dieses saubern Subjekts zu halten haben.

Das Territorium Minnesota.

(Aus der deutschen Auswanderer-Zeitung.)

Dieses erst im März 1849 organisirte Gebiet hatte nach der Kongreßzählung eine weiße Bevölkerung von 6139 Seelen; gegenwärtig hat es nach einer am Ende des Jahres 1855 vorgenommenen speziellen Schäzung nahe an 60,000 weiße und gegen 40,000 indianische Bewohner. Die weißen Einwohner wohnen fast ausschließlich in der südöstlichen Eke des Territoriums, die kaum den achten Theil des ganzen Gebiets einnimmt. Die einzige Ausnahme davon bildet der Ort Pembina und dessen Umgegend an der nördlichen Grenze, wo eine Kompagnie von Halbblut-Indianern wohnt, welche für Weiße gezählt werden und gegen 2000 Köpfe stark sind. Die Hauptstämme der Indianer, welche hier noch Land inne haben, sind die Chippeways, die Winnebagos und die Sioux oder Dacotas. Die ersteren haben den weiten Landstrich zwischen dem Superior-See und dem Red-River des Nordens (an dem auch Pembina ligt) inne. Sie besizen mithin auch das Quellgebiet des Mississippi mit dem Itaska-, Cass- und Leech-See, sowie den oberen Stromlauf dieses Flusses bis an den Sandy-Lake. Dieser Landstrich ist zum Theil fruchtbar, vorzüglich aber zeichnet er sich durch seine herrlichen Nadelholz-Waldungen aus. Die Coeltanne und sogenannte Sprostanne, die weiße und rothe Fichte und der Tamarak (eine Spezies des Lärchenbaumes) wachsen hier in ungeheuren Massen und in großer Vollkommenheit. Sie liefern das schönste Bauholz, welches leicht auf dem Mississippi und seinen vielen Nebengewässern herabgeflößt, von den Sägemühlen, deren immer mehrere an den Flüssen mit starken Gefällen angelegt werden, zu Brettern verarbeitet und dann sehr vortheilhaft nach dem Süden hin abgesezt werden kann. Dies Chippeway-Land hat die benachbarten Kolonisten schon lange angezogen und sie brachten es schon im Jahre 1851 dahin, daß ihnen der kleinere Theil, etwa 7 Millionen Aker, von der Generalregierung abgekauft wurde. Ende vorigen Jahres ist ihnen nun auch der größere Theil ihres noch übrigen Landes, bestehend aus 12 Millionen Aker, abgekauft worden, und die Rothhäute müssen dieses schöne Land ihrer Väter, um welches sie so viele blutige Kämpfe mit den Dacotastämmen gefahrt haben,

den Weißen überantworten, sobald die Räumung von ihnen verlangt wird.

Nicht viel besser ist es den Winnebagos ergangen. Diese wurden erst im Jahre 1848 gegen eine Entschädigung von 190,000 Dollars hierher versetzt und richteten sich in einem schönen fruchtbaren Lande, am westlichen Ufer des Mississippi, nicht ohne anfängliche harte Anstrengung und Arbeit, bequem ein. Der beste Theil ihres Landes heißt „Long Prärie", welchen Theil sie schon so weit kultivirt haben, daß sie 80,000 Bushel Getreide in den letzten Jahren bauten. Sie sind der Zivilisation sehr zugänglich, zur Arbeit geneigt und empfänglich für den Luxus der Weißen, ohne dem Trunke und Ausschweifungen ergeben zu sein. Sie würden ihre Ländereien wahrscheinlich in weit größerem Umfange bebaut haben, wenn nicht die Einfälle der Chippeways ihnen mehrfach ihre Ernten zerstört hätten. Die Winnebagos gehören im weiteren Sinne auch zu der Dokanation und deßhalb sind ihnen die Chippeways feindlich, die schon mit diesem ganzen Hauptstamme in Krieg lebten, als die ersten französischen Missionäre bis an den Superior-See vordrangen. Und seitdem haben sie nie Frieden, sondern stets nur Waffenstillstand von kurzer Dauer miteinander geschlossen. Indessen ist der Neid der Weißen den Winnebagos noch weit verderblicher, als alle Kriegsüberzüge der Chippeways. Im vorigen Jahr sind sie auch überredet worden, all ihr Land in Long-Prärie, fast 900,000 Aker groß, an Onkel Sam zu verkaufen. Der Kaufpreis ist folgendermaßen bestimmt: 230,000 Aker anderen Landes am Mankato oder Blue-Earth-River, wohin sie auszuwandern haben, ferner 70,000 Dollar baar Geld, die aber für ihren Umzug und für ihre neue Einrichtung verwandt werden sollen, und endlich den Erlös aus ihren Verbesserungen (d. h. Gebäuden, Fencen u. s. w.) in Long Prärie, die zu ihrem Besten verkauft werden sollen. Es ist klar, daß die Bedingungen 2 und 3 ihre Lage, wie sie jezt ist, keinesfalls verbessern, da sie sie ja selbst blos für einen Ersaz ihrer durch den Umzug entstehenden Verluste ausgeben. Die Sache ist also in der That die, daß die armen Indianer für ihre 900,000 Aker anerkannt ausgezeichneten Landes, welches schon theilweise bebaut ist, 230,000 Aker höchst wahrscheinlich viel schlechteren Landes, welches noch ganz roh und unkultivirt ist, wieder erhalten. Wäre aber das Land auch ebensogut, so hätten sie doch 670,000 Aker eingebüßt, und gälte hier das römische Recht, so könnten sie gegen Private wegen Verletzung über die Hälfte klagen. Jezt sind sie blos, was man im Privatverkehr „beschwindelt" nennt, ohne daß an irgend ein Rechtsmittel dagegen zu denken ist. Sollten sie nun meinen, daß sie jezt wenigstens am Mankato ruhig wohnen könnten, so werden sie sich sehr irren, wenigstens wenn das Land, was sie erhalten, so gut ist, daß sich genug darauf bauen läßt, um davon leben zu können. Denn, wie lange wird es dauern, so kommen andere Weiße und wünschen sich dieses Land am Mankato? Sie reichen dann eine Petition an die Generalregierung ein, beschreiben die Vorzüglichkeit des Landes, berechnen wie viel Weiße darauf leben könnten, wie viel Rothe wirklich nur darauf leben, weisen einen Plaz weiter westlich nach, der für die Winnebagos viel vortheilhafter läge, und wo sie viel besser gedeihen würden; beschwören, daß dies Alles so sei, lassen den Judianeragenten, der gewonnen ist, es bezeugen, und erhalten leicht, was sie wünschen. Dies wird um so eher eintreten, als der Distrikt am Mankato der zivilisirten Welt noch weit näher liegt, als die Long Prärie lag, nämlich fast an die Nordgrenze von Jowa angrenzend. Und bei diesem Treiben von Ort zu Ort thut man, als wäre es einem daran gelegen, die Indianer zu einer seßhaften, akerbautreibenden Nation zu machen! Akerbau auf steter Wanderung! — Auch ihr Umzug ist indessen noch nicht bewerkstelligt. Sobald er aber geschehen sein wird, wird der Long-Prärie-Distrikt sofort stark von weißen Einwanderern besiedelt werden. Das Land hat einen gar zu weit verbreiteten Ruf als ausgezeichnet fruchtbar und ist zugleich bequem gelegen, nahe am Mississippi und zugleich nahe an einer Landstraße nach St. Paul.

(Fortsezung folgt.)

Verschiedenes.

Berichtigung. Die in Nro. 20 enthaltenen, der „Eidg. Ztg." nachgedrukten Klagen von schweizerischen Auswanderern in Australien betreffen nicht Bek und Herzog, wie man uns berichtet. Wen gehen sie aber an?

Schweiz. (Weibrauch über die Setiflolonie.) Der doppelzüngige Lehrer Großweiler, der die Gewohnheit hat, die Schweizerkolonien bei Setif öffentlich zu rühmen, in Privatbriefen aber darüber anders spricht (s. Kolonist Nro. 14 hat wieder ein Blatt „Mittheilungen aus den Kolonien von Setif" herausgegeben. Wie „gewissenhaft und wahrheitgetreu" sein Bericht ist (so nennt er ihn nämlich selbst), geht schon aus dem von ihm aufgestellten Saz hervor: das Klima ist gesund, der der Erfahrung schnurstraks zuwider ist, übrigens auch von ihm selbst nicht geglaubt wird.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Statistisches.) Einem vom Staatssekretär dem Hause vorgelegten Bericht entnehmen wir folgende Notizen: In den Vereinigten Staaten kamen im J. 1855 über 230,000 Passagiere an. Von diesen trafen mehr als 160,000 in New-York ein. 66,000 waren Deutsche, 49,000 Irländer und 39,000 Engländer. Die Totalzahl der seit 1843 in den Vereinigten Staaten angekommenen Passagiere ist 3,400,000.

— Die Kameele und Dromedare, welche im Auftrage der Vereinigten Staaten-Regierung geholt werden sollen, um sie zur Transportirung der Posten über die Ebenen zu benuzen, befinden sich bereits nach den Vereinigten Staaten unterwegs und werden gegen Ende April in Indianola, in Texas, erwartet. Es sind im Ganzen 33 Thiere. Mehrere davon sind der Regierung von dem Vizekönig von Egypten zum Geschenk gemacht worden.

— (Schafzucht.) Die ersten Schafe, die nach Amerika gebracht wurden, kamen nach Jamestown, Va., im Jahr 1625. Sie wurden durch Niederländer eingeführt. Am besten gediehen sie auf der Insel Nantukkt, wo sie 1660 eingeführt wurden. Merinoschafe kamen zuerst im Jahre 1763 von Kadiz — ihr Werth wurde so wenig gewürdigt, daß man sie anfangs in Newengland abschlachtete und verzehrte. Im Jahre 1850 hatten die Ver. Staaten 21,713,220 Schafe, die über ein Jahr alt waren. Jezt schäzt man ihre Zahl über 23 Millionen (Werth 46 Millionen Dollars).

— New-York. (Warnung vor dem Minnesotaagenten.) Ein Korrespondent der „Allg. Ausw.-Ztg." schreibt: „Wie ich sehe, hat sich der Emigrationskommissär für Minnesota, Hr. E. Burnand, auch in dieser Zeitung unter den Anzeigen den Einwanderern, die nach Minnesota zu gehen beabsichtigen, empfohlen und sie eingeladen, ihn zu besuchen. Beweise, die ich gegen diesen Mann in Händen habe, veranlassen mich, die Warnung auszusprechen, daß man mit diesem geborenen Schweizer auf der Hut sein möge. Er sucht Auswanderer, die sich an ihn wenden, demnächst insofern auszubeuten, als er ihnen für Anweisungen auf Passage nach St. Paul mehr abnimmt, wie sie zu zahlen haben würden, wenn sie sich direkt an die besten Beförderungs-Etablissements, z. B. Pennsilvania-Eisenbahn, wendeten und geht umher, aus den Einwanderern hier auf jede Weise so viel Geld als möglich zu „machen", sie auf Runnerweise an Bestbietende zu verschachern. Dafür stehen mir, wie gesagt, Belege zu Gebote, und einem solchen Manne ist auch im Uebrigen nicht zu trauen. Die Leute oben in Minnesota scheinen den Mißbrauch nicht zu beabsichtigen; denn sie haben, wie ich aus guter Quelle weiß, den Gehalt des Mannes erhöht. Damit ist nun freilich noch nicht gesagt, daß man hinreichende Mittel zum beabsichtigten Zwek anwende, aber immerhin muß das Verfahren des Hrn. Burnand geladelt werden.

— Die Einwanderungskommission in New-York hielt am 17. April ihre regelmäßige Sizung, ohne Geschäfte von Wichtigkeit vorzunehmen. Laut dem Bericht des Sekretärs kamen in der mit dem 16. April geendeten Woche 200 Einwanderer hier an; im Ganzen sind in diesem Jahre bis jezt 10,823 Einwanderer hier gelandet — gegen 18,966 während desselben Zeitraumes im vorigen Jahre. Im Marinehospital befanden sich am Schlusse der Woche 157 und auf Wards Island 1642 Menschen. Die Mehrausgaben der Kommission belaufen sich auf 92,922 Dollars 50 Cents. — Am 3. Mai war wieder regelmäßige Sizung und berichtete der Sekretär Folgendes: Laut dem Wochenausweis kamen während der mit dem 30. April geendeten Woche 3643 Einwanderer hier an. Im Ganzen sind in diesem Jahre bis jezt 17,232 Einwanderer hier eingetroffen — gegen 26,516 während desselben Zeitraumes im vorigen Jahre. In den unter der Pflege und Aufsicht der Kommissäre stehenden öffentlichen Anstalten befanden sich am Schlusse der Woche 1676 Menschen, nämlich 172 im Marinehospital und 1504 auf Ward's Island. Die Mehrausgaben der Kommission belaufen sich am 1. Mai auf 92,386 Dollars 51 Cent.

— Pennsylvanien. (Schon wieder ein großer Brand in Philadelphia.) Am 1. Mai des Nachts um 12 Uhr brach in einem Papierwaarenlager in der Nordstraße ein Feuer aus, welches durch einen heftigen Nordwestwind angefacht, in kurzer Zeit mehr als 40 der größten Waarenlager in der 6. und Marktstraße in Brand sezte, ohne der Wohnhäuser zu erwähnen. Nur die größten Anstrengungen der Feuerwehr konnten dem wüthenden Element nach sechsstündiger Arbeit Einhalt thun. Der Schaden beträgt über 2 Millionen Dollars.

— Massachusetts. (Industrie.) Bekanntlich ist Massachusetts der bedeutendste Fabrikstaat der Union, und man schäzt den Werth der jährlichen Produktion jezt auf 300,000,000 Dollars. Die Fabrikation der Baumwollwaaren, 12 Millionen in 1845, hat sich auf 26 Millionen Dollars gehoben, Wollenwaaren von 8 auf 12 Millionen. Der Werth der fabrizirten Schuhe, 14 Millionen im J. 1845, beträgt jezt 38 Millionen Dollars jährlich.

— Illinois. Heker besizt eine ausgezeichnete Farm von etwas mehr als 600 Anlagen von Obst-, Gemüs- und Weingärten. Man versichert, daß sein liegenschaftliches Vermögen sich in seinem Werth schon verfachfacht habe, obgleich seine Wohnung eine offene Herberge für kostspielige Besuche aus allen Zonen und sogar adeliger Touristen ist, und jeden Sonntag sich mit 30 — 40 Personen anfüllt. Drei junge amerikanische Städte in Illinois, Missouri und Jowa haben ihm zu Ehren sich den Namen Heker beigelegt.

— Minnesota. Aus Henderson schreibt man dem Westboten: Mit den Indianern leben wir im besten Verkehr. Vor zwei Wochen kamen zwei Stämme hier in Henderson an und schlugen ihr Lager eine Meile von der Stadt auf. Die Stores machen gute Geschäfte mit diesen Leuten. Sie haben in diesem Winter auf dem tiefen Schnee reiche Jagdbeute gemacht. Neulich brachten die Sioux-Indianer auf einmal über 100 Hirsche auf den Markt. Es ist sonderbar, wie diese Leute auf den Whisky versessen sind; sie sollen zuweilen 5 Dollars für eine Pint geben. Es ist indeß bei 50 Dollars verboten, ihnen Whisky zu verabreichen. Im trunkenen Zustand sind sie leicht reizbar und gefährlich.

— Oregon. (Abentheuer.) „Der Rochester Demokrat" veröffentlicht ein Schreiben an eine daselbst wohnende Dame von einem Freunde in Oregon, worin folgende Abentheuer des Krieges mit den Indianern berichtet sind: Der junge F., der seiner Vorliebe für den großen Poeten wegen gewöhnlich „Shakespeare" genannt wird, ist der Sohn einer angesehenen Familie in Baltimore und kam mit General Hamilton und Gouverneur Golnes hierher, als diese mit ihren Familien um das Kap Horn zu und reisten. Er war Midshipman gewesen, seiner schlechten Aufführung wegen jedoch entlassen worden, und als der Krieg mit den Indianern ausbrach, ging er mit einem Herrn Ives nach dem Dalles und Beide wurden mit einigem Rindvieh abgeschikt, um es dem Major Haller zuzuführen, der von den Indianern eingeschlossen war und an Proviantmangel litt. Sie kamen bis auf zwei Meilen von des Majors Lager, als sie von einer Abtheilung Wilder angegriffen wurden und Herr Ives von seinem Pferde sprang und davon eilte, während F. von den Indianern zusammen geschossen wurde. Da die Indianer ihn für todt hielten, machten sie sich auf die Verfolgung von Ives. F. hatte sich mittlerweile wieder erholt, und als ein einzelner Indianer, wahrscheinlich um ihn zu skalpiren und auszuplündern, zurükkam, schoß er denselben nieder, ließ sich einen Abhang hinunterrollen, zog seine schweren Stiefeln aus, watete durch ein Wasser, kroch in den Gebüschen weiter und hielt sich des Tages über verborgen, während er des Nachts umherirrte. So erreichte er nach 12 Tagen das Lager von Major Haller und man war dort auf's Höchste überrascht, ihn kommen zu sehen, da man ihn für todt gehalten hatte. Der Arme konnte nicht mehr stehen, denn er hatte in der lezten Zeit keine andere Nahrung als die Saamenkapseln der wilden Rosen gehabt. Man erzählt sich, daß Dr. Hammond fünf Indianer mit Kugeln niederschoß, die er erst eben so vielen verwundeten Soldaten aus den Wunden geschnitten hatte. (Ein ziemlich diker!) Eine Mrs. Harris zu Puget Sund tödtete drei Indianer, ehe es den Wilden gelang, sich ihrer zu bemächtigen. Eine andere Frau am Rogue River, deren Haus umzingelt und ihr Mann zum Tode verwundet war, welcher ihr aber noch sagen konnte, wie sie eine Flinte zu laden habe, vertheidigte ihr Haus und ihre Kinder gegen die Wilden bis zum Abend, wo sie sich nach einem Dikicht flüchtete, während sich die Indianer für einige Zeit zurükgezogen hatten. Als diese zurükkamen und sie vermißten, suchten sie nach ihr und fanden sie. Es gelang aber dem muthigen Weibe, sich die Indianer fern zu halten bis zum nächsten Tage, wo sie von einer Abtheilung Freiwilliger befreit wurde.

— Kentuky. (Gesezliche Schamhaftigkeit.) Die Frauenzimmer in den Vereinigten Staaten sind der Mehrzahl nach solche, die man mit dem Namen Damenbretter bezeichnet. Die das nicht sind, bilden sich natürlich etwas darauf ein. In Kentuky scheinen diese etwas über die Schnur gehauen und ihre Reize ungebührlich geoffenbart zu haben. Wenigstens wurde ein Gesez erlassen, das den Damen den Schnitt ihrer Röke vorschreibt. Jede Dame, die durch allzu große Offenherzigkeit einen jungen Mann verführt, muß schwere Buße bezahlen, und es genügt die einfache Erklärung des jungen Mannes, daß ihn der Anzug der Dame hätte verführen können. Die Bußen fallen dem Findelhause zu.

— Texas. Einer Korrespondenz entnehmen wir nachstehenden interessanten Bericht über die Vermessungs-Expedition, welche von der Galveston-, Houston- und Henderson-Eisenbahngesellschaft abgeschikt wurde um die der Kompagnie vom Staate geschenkten Ländereien in Besiz zu nehmen und abzustechen. Die Expedition zählt nicht weniger als 50 Theilnehmer, darunter Ingenieure, Geometer, Kettenträger ꝛc. Ein deutscher Botaniker und

nen im J. 1845, beträgt jezt

besizt eine ausgezeichnete Anlagen von Obst-, Ge- versichert, daß sein liegen- nem Werth schon versechs- nung eine offene Herberge len Zonen und sogar abe- Sonntag sich mit 30 — 40 amerikanische Städte in aben ihm zu Ehren sich den

s Henderson schreibt man ianern leben wir im besten men zwei Stämme hier in Lager eine Meile von der n gute Geschäfte mit diesen Winter auf dem tiefen cht. Neulich brachten die ber 100 Hirsche auf den diese Leute auf den Whisky en 5 Dollars für eine Pint Dollars verboten, ihnen trunkenen Zustand sind sie

theuer.) „Der Rochester Schreiben an eine daselbst reunde in Oregon, worin es mit den Indianern be- er seiner Vorliebe für den ch „Shakespeare" genannt esehenen Familie in Balti- Hamilton und Gouverneur hren Familien um das Kap Midshipman gewesen, seiner och entlassen worden, und ausbrach, ging er mit einem d Beide wurden mit einigem Major Haller zuzuführen, lossen war und an Provi- bis auf zwei Meilen von n einer Abtheilung Wilder Jves von seinem Pferde d F. von den Indianern zu- die Indianer ihn für todt Verfolgung von Jves. F. holt, und als ein einzelner zu skalpiren und auszuplün- lben nieder, ließ sich einen eine schweren Stiefeln aus, in den Gebüschen weiter und gen, während er des Nachts h 12 Tagen das Lager von ort auf's Höchste überrascht, ihn für todt gehalten hatte. en, denn er hatte in der lez- als die Saamenkapseln der ählt sich, daß Dr. Hammond schoß, die er erst eben so us den Wunden geschnitten Eine Mrs. Harris zu Pu- ianer, ehe es den Wilden en. Eine andere Frau am ingelt und ihr Mann zum ihr aber noch sagen konnte, habe, vertheidigte ihr Haus ilden bis zum Abend, wo htete, während sich die In- ogen hatten. Als diese zu- suchten sie nach ihr und dem muthigen Weibe, sich bis zum nächsten Tage, wo williger befreit wurde.

ezliche Schamhaftig- n den Vereinigten Staaten , die man mit dem Namen e das nicht sind, bilden sich In Kentuky scheinen diese n und ihre Reize ungebühr- Wenigstens wurde ein Gesez en Schnitt ihrer Röke vor- urch allzu große Offenherzig- hrt, muß schwere Buße be- fache Erklärung des jungen der Dame hätte verführen em Findelhause zu.

orrespondenz entnehmen wir ericht über die Vermessungs- alveston-, Houston- und sellschaft abgeschikt wurde Staate geschenkten Ländereien stehen. Die Expedition zählt ehmer, darunter Ingenieure, Ein deutscher Botaniker und ein rühmlichst bekannter Geologe sind engagirt worden. Der lange Zug der mit Provisionen und Zelten beladenen Wägen, unter Begleitung der Gesellschaft, bewaffnet mit Büchsen und Flinten, um die in den zu explorirenden Gegenden sehr häufig vorkommenden Hirsch- und andern Wildarten zu erlegen, muß ein sehr interessantes Schauspiel geboten haben. Die Arbeiten werden volle 6 Monate in Anspruch nehmen. Der Weg der Expedition liegt über Waco durch die reichen Gründe des Brazos nach Kimballs Bend, wo sie sich einige Tage aufhalten wird, dann weiter an den verschiedenen Nebenflüssen des Brazos entlang bis zum Wichita-Strome, an dessen Ufern, wie bekannt, so herrliche Ländereien wie irgendwo in der Welt liegen. Die Gesellschaft beabsichtigt, sich des Besizes dieser Ländereien zu vergewissern und da sie die ersten am Plaze sind, werden sie auch ihren Zwek ohne Zweifel erreichen. Die Expedition steht unter der Leitung des Hrn. J. de Cordova (Geometer en chef), der bekanntlich der Autor der einzig zuverlässigen Karte von Texas ist. Der Name dieses Herrn ist hinreichend Bürge für die gründliche Ausführung des von ihm begonnenen Unternehmens, er wird jedenfalls die besten Gegenden aufnehmen und für richtige, ausführliche und schöne Zeichnungen und Karten Sorge tragen. Wir sehen der Zurükkunft dieser Expedition mit Spannung entgegen und sind überzeugt, daß die Berichte derselben uns manches Interessante und Neue über den Staat Texas mittheilen werden, welches bei der jezt in Deutschland reger gewordenen Theilnahme für Texas auch dort sehr erwünscht kommen wird. Das Unternehmen der Galveston-, Houston- und Henderson-Eisenbahngesellschaft schreitet in jeder Hinsicht rüstig vorwärts. (Südd. Ausw.-Bl.)

— Kalifornien. (Fischreichthum.) Daß Kalifornien ein gesegnetes Land ist, gehört zu den alten Geschichten. Die Schäze der Erde sind in Gestein und Metall vorhanden zum Ueberfluß, und die gefiederten Bewohner der Luft laden mit den Thieren des Waldes zur Jagd ein; doch damit ist es nicht genug, auch die schmakhaften Geschöpfe des Wassers bieten sich uns in Menge dar. Die Elemente wetteifern, uns ihren Reichthum darzubieten und fordern nur Menschen, die sie annehmen wollen, um in ihrem Ueberflusse glüklich zu sein. Es liegt doch eine eigene, herzliche Freude darin, in einem Lande zu leben, was wie ein Mährchen aus „Tausend und Eine Nacht", uns jeden Tag neue Wunder erschließt. Im Süden Wallfische, im Norden Holz, im Osten Marmor, im Westen Gold und zu dem allem ein herrliches Klima. — Doch wir wollten von den Fischen sprechen; der „Monterey Sentinel" schreibt: „Vielleicht ist in der ganzen Welt keine Küste, die so überfüllt ist mit Fischen, als die unseres Staates. Sardinen, Makrelen, Codfische und Salmen wetteifern. Im Sommer und im Herbste finden sie sich in solchen Zügen in unserer Bay ein, daß sie einen Fremden in Staunen versezen würden. Ein alter Seekapitän hatte nie etwas Aehnliches gesehen und war ganz erstaunt über die Fischzüge an den Küsten von Oregon und Washington, die sich übrigens bis Sitka ausdehnen und an jeder beliebigen Stelle in gleicher Anzahl gefunden werden können. Dabei stellt sich der Fischerei nirgends große Schwierigkeit entgegen, und die Fische selbst sollen an Fleisch und Geschmak ihre westlichen Brüder bei weitem übertreffen. Die Bay von Monterey wurde im September vorigen Jahres von einer Anzahl Fischzügen besucht, die so dicht gedrängt ihren Wanderzug vollendeten, daß Knaben und Männer sie ohne alle Anstrengung mit den Händen aus dem Wasser zogen. Die Sardinen wurden in ganzen Ladungen an das Ufer gespült. Doch nicht diese Fischart allein war vertreten, das ganze Fischreich hatte seine Repräsentanten geliefert: Baracoutas, Haifische, Hundsfische, Butte, Codfische, Sonnfische, Seebarsche 2c. erschienen in langen Zügen und überließen dem verwunderten Zuschauer die Auswahl. Die Freude der „Down-east-Männer", die hier ihre Heimat so lebendig wieder sahen, läßt bald auf mehr denn auf ein stilles Zusehen hoffen, und bald werden diese Schäze auf unsern Handelsregistern ihre Rubriken finden und vielleicht als Kalifornia-Fische einen vorzüglichen Ruf erlangen. Doch diese Entdekung ist nichts Neues, das Vorhandensein dieser schwimmenden Schäze wird schon von einer spanischen Expedition unter Kapitän Perez Martinez und Bodega de la Guadia berichtet. Noch Andere schließen sich diesen Berichten an, doch heute ist die Welt eine andere. Berichte, wo es etwas zu fischen gibt, bleiben nicht lange unberüksichtigt, und die schönen Tage des ungestörten Besizes dieser Küsten werden den Meerbewohnern wohl bald gezählt sein. (D. Ausw.-Ztg.)

Südamerika. Chile, das Italien Amerikas, zeichnet sich durch sein herrliches Klima und seine gesunde Luft aus, weßhalb die meisten der dortigen Einwohner ein hohes Alter erreichen. Der „Mercurio", ein chilenisches Blatt, führt 9 Beispiele von Leuten an, welche sämmtlich in dem Alter zwischen 118 und 133 Jahren stehen. Darunter befindet sich ein Juan Antonio Coledon, welcher 121 Jahre alt ist und sich erst vor Kurzem mit einer Jungfrau von 98 Jahren verheirathet hat. Eine Maria de la Cruz-Sandoval, 129 Jahre alt, hat sich ebenfalls wieder verheirathet. Ein Junggesell von 118 Jahren ist noch zu haben!

— Die Regierung hat die Kolonisation von Magelhaens vorläufig aufgehoben.

— Die zwischen Paraguay und Brasilien schwebenden Angelegenheiten nähern sich der Erledigung. Der Bevollmächtigte der genannten Republik hat einen Schifffahrts- und Handelsvertrag mit dem Kaiserthum unterzeichnet. Dadurch wird die Schifffahrt auf dem Paraguaystrom bis zur reichen brasilianischen Provinz Matto Grosso erschlossen. Sie wird ein neues Emporium für die Kolonisation und den Handel bilden, dessen Entwiklung bis jezt durch den Mangel an geeigneten Vorkehrungen fast ganz verhindert worden war.

Stelle-Antrag.

Eine seit längern Jahren in Rio Janeiro ansäßige Schweizerfamilie wünscht eine geschikte Köchin und eine gelernte Wäscherin und Büglerin in Dienst zu nehmen. Diese müssen aber Schweizerinnen und zwischen 22 und 30 Jahre alt sein, müssen auch französisch sprechen können. Der Gehalt ist nebst freier Kost, Logis und Wäsche Franken 500 jährlich. Gewünschten Falls würde ihnen der größte Theil der Reisekosten vorgeschossen. Sich zu melden bei Hrn. **C. de Paravicini**, Unterstraße Nro. 132, in **Zürich**.

Feuilleton.

Der Osage.

(Von F. Gerstäker.)

Weit, weit im fernen Westen von Missouri, an der Grenze des Osagen-Gebietes, wo nur erst wenige der kühnen Pionniere, die den zurükweichenden oder vielmehr zurükgetriebenen Indianern auf dem Fuße folgen, ihre Blokhütten aufgeschlagen hatten und jagten und fischten, und sich dabei ein klein wenig Mais zogen — gerade so viel als sie unumgänglich haben mußten, um nicht ohne Brod zu sein; da, wo sogar jezt noch der Elk oder Riesenhirsch seine Fährten dem fetten Boden der Flußthäler eindrükt, oder die weite, endlose Prärie durchstreift, zog eines Morgens ein weißer Jäger, die Büchse auf der Schulter, das Messer an der Seite, in der gewöhnlichen Tracht der „Hinterwäldler", nur mit Schuhen anstatt Moccasins an den Füßen und mit einer grauen, runden Filzmüze auf dem Kopfe, leise und vorsichtig durch den dichten Wald, der sich hier und da in kleinen offenen Stellen lichtete und die Aussicht auf schmale, mit hohem Gras bewachsene Prärien oder Steppen gewährte.

Es war ein wunderlieblicher Maimorgen, wohl noch etwas frisch, die Sonne aber, die schon über die Baumwipfel herüberschaute, meinte es gut, sandte ihre warmen Strahlen durch das dichte Laubwerk der Bäume und troknete den Thau, der in schweren, großen Tropfen an den Grashalmen hing.

Der Jäger war schon den ganzen Morgen umhergestrichen; aber obgleich er mehrere Hirsche in dem thauigen Gras gespürt und ihren Fährten eine Zeitlang gefolgt war, obgleich er selbst ein Paar prächtige Böke*) mit schon recht stattlichen Ansäzen von Geweihen, gesehen hatte, war ihm doch noch keiner zum Schuß gekommen und vergebens strengte er seine Augen an, vergebens schaute er forschend umher, ja kroch er selbst mehr als er ging über das feuchte Laub hinweg, es wollte Nichts seinen Pfad kreuzen, und unmuthig ließ er sich endlich auf einem umgefallenen Baumstamm nieder, um auszuruhen und seine Jagd dann, in der Richtung nach Hause zu, fortzusezen, als er in weiter Entfernung einen Schuß hörte.

Er lauschte lange und aufmerksam, konnte aber Nichts weiter wahrnehmen und lehnte sich nachlässig an einen Ast des Stammes, auf dem er saß, hinausschauend auf einen langen schmalen Steppenstreifen, der sich weit hinein in die dunkle Waldung dehnte und von weißblumigen „Dogwood"-Bäumen und schlanken, hoch über dieselben hinausragenden Eichen eingefaßt war.

Kaum aber zehn Minuten mochte er so gelegen und die liebliche Landschaft betrachtet haben, als da, wo sich der Wald zu vereinigen schien und die Prärie umschloß, ein Hirsch aus dem Dikicht brach und vollen Laufes gerade auf ihn zu kam.

Schnell sprang er empor, und machte sich fertig seine Beute in Empfang zu nehmen, die, wie es schien, sorglos angesezt kam; als sich aber der Bok, denn ein solcher war es, näherte, erkannte das geübte Auge des Jägers bald, daß er nicht mehr ganz gesund, sondern angeschossen sei, und das Langsame seiner Bewegung nicht von einem Gefühle der Sicherheit, sondern von Schwäche und Mattigkeit herrühre.

*) Die amerikanischen Hirsche, die mehr zum Damm- als Rothwild gehören, werden Böke und Doen genannt.

Nichtsdestoweniger blieb er im Anschlag liegen, und als sich ihm das verwundete Thier auf etwa sechzig Schritte genähert hatte, pfiff er es an.

Es stuzte — hielt — und brach im nächsten Augenblik, von der sichern Kugel getroffen, zusammen.

Ruhig blieb er auf seinem Standpunkt stehen, lud wieder und trat dann zu dem Gefallenen, um ihn abzustreifen, als er durch die Prärie einen Indianer, mit einem andern geschossenen jungen Hirsch auf den Schultern, in vollem Laufe der Fährte des verwundeten Thieres folgend, ankommen sah. In einem kurzen Trab, kaum wie es schien die Last achtend, die er trug, näherte er sich, warf, als er den Erlegten erblikte, schnell seine Beute von den Schultern und begann, ohne auch nur im Geringsten den weißen Jäger zu beachten, den Hirsch von seiner Haut zu befreien.

Aber lieber Freund, sagte der Abkömmling der Europäer, es scheint Euch sehr gleichgiltig zu sein, wer den Hirsch geschossen hat, so Ihr nur die Haut bekommt, nicht so? Ich sollte doch denken, daß ich auch einiges Recht dazu hätte, denn ohne mein Stük Blei möchten Eure Finger wohl schwerlich von seinem Blute roth geworden sein!

Hierher guken! sagte der rothe Sohn der Wälder, auf die Keule zeigend, in der vier kleine Wunden, von Rehposten herrührend, sichtbar waren, und ohne sich im Mindesten in seiner Arbeit stören zu lassen. — Mir! fuhr er dann in seinem gebrochenen Englisch fort, indem er sich mit dem Stiel seines Skalpiermessers auf die Brust klopfte — mir erst geschossen, nachher weißes Gesicht — mir Haut — weißes Gesicht Fleisch; und mit bewunderungswürdiger Schnelle beendete er sein Geschäft des Abstreifens, während der Weiße dabei stand und nicht übel Lust zu haben schien, dem wilden Gesellen mit Büchsenkolben oder Messer bessere Sitten zu lehren. Dieser jedoch behielt ihn von der Seite immer scharf im Auge und beobachtete, wohl solchen Vorsaz vermuthend, jede seiner Bewegungen. Er war kräftig und stark gebaut und die Farben, mit denen er bemalt, der Schmuk, mit dem er behangen war, kündigte den Krieger an, den manche ehrenvolle Narbe über Brust und Schultern, als ihm die wollene Deke bei der Arbeit herunterrutschte, gerade als keinen Feigling bezeichnete.

Endlich war er fertig, zog seine Deke wieder über die Achseln, hing das eben abgestreifte Fell um, hob sich auf dasselbe noch den erstgeschossenen Hirsch, ergriff dann sein Schrotgewehr, und dem Weißen ein flüchtiges „Good bye" zurufend, schritt er schnell und, wie es schien, nicht im Mindesten durch seine Bürde belästigt, dem Dikicht zu, in dem er wenige Minuten darauf verschwand.

Halb lachend, halb ärgerlich sah ihm der Weiße noch eine Zeit lang nach, dann aber war es, als ob der Zorn für einen Augenblik die Oberhand gewinnen wollte; er stampfte heftig mit dem Fuß auf den Boden und machte eine Bewegung, dem Indianer in vielleicht keiner ganz freundlichen Absicht zu folgen, doch mochte er sich wohl eines Besseren besinnen, blieb stehen, sah eine kurze Zeit vor sich nieder auf den abgestreiften Hirsch, und brach dann in ein helles Gelächter aus.

Hol' ihn der Böse, rief er endlich, als er sein Messer aus dem Gürtel nahm und neben dem Wildpret niederkniete — größere Unverschämtheit ist mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen — kühles Blut — ächt indianisch! Aber laß ihn zum Henker gehen, er hat mir doch das Wildpret gelassen; ist übrigens sehr ungewiß, ob ich selbst das hier hätte, wenn ihm das andere nicht schon Mühe genug machte.

Während er die lezten Worte so vor sich hin in den Bart murmelte, trennte er die Keulen und den Rüken vom Vordertheil, stand dann auf und ging zu einem jungen Hikory, von dem er einen Streifen Rinde abschälte, sich das Fleisch damit umzuhängen.

So, fuhr er dann in seinem Selbstgespräche fort, als er die Büchse schulterte und dieselbe Richtung einschlug, die der Indianer genommen hatte — so, da habe ich doch wenigstens ein Stük Fleisch und komme nicht leer nach Hause; der Onkel wird aber schön lachen, wenn ich die Haut nicht mitbringe. — Verdamm' den Burschen! ich wollte doch, ich hätte ihn nicht so bereitwillig fortgelassen! — Nun, er läuft mir wieder ein Mal über den Weg, dann soll er mir für die Haut nachzahlen müssen; und noch lange vor sich hin brummend zog er endlich dem Hause seines Onkels zu.

Dieser, ein alter freundlicher Yankee*), der vor etwa fünf Jahren von Connecticut nach St. Louis gekommen war und sich erst seit etwa zehn Monaten so weit im fernen Westen niedergelassen, hatte dies natürlich aus keiner andern Ursache gethan, als um mit den Indianern Handel zu treiben und ihnen ihre Felle so billig wie möglich abzunehmen, hingegen seine Waaren, die sie von ihm, aus Mangel eines anderen Händlers in der Nähe, kaufen mußten, so hoch als möglich anzuschlagen. Dennoch hatte er, trozdem daß er bei dem Handel schon viel Geld verdient

*) Eingeborene Amerikaner der Vereinigten Staaten, aus dem Nord-Osten.

und die armen, unwissenden Indianer oft, ja fast bei jedem Geschäft übervortheilte, diese durch sein immer freundliches, gemüthliches Wesen (er war, ganz unähnlich den Yankee's, ein kleiner, diker Mann, und alle kleinen diken Männer sind gemüthlich) so für sich eingenommen, daß sie gern und willig mit ihm verkehrten und sich nie, selbst nicht bei ihren heftigsten Streitigkeiten, die keineswegs selten vorfielen, feindlich gegen ihn benahmen.

Er trieb, wie alle diese Kaufleute oder besser Krämer, an den indianischen Grenzen, ja selbst in den westlichen Ansiedelungen, fast nur Tauschhandel und gab für Felle und geräuchertes, oft auch frisches Fleisch, für Pelze und gegerbte Häute, für Bärenöl und Honig, wieder solche Waaren, deren die Indianer bedurften, als: Pulver und Blei, Deken, Eisenwaaren (wie Tomahawks und Messer), Büchsen, Zinnober, Glaskorallen ꝛc. ꝛc.; sein Haupthandel bestand aber in dem verbotenen Whiskey, *) den er um so theurer an die Indianer ablieg, da diese wußten, daß es ihm durch das Gesez von seinem großen Häuptling verboten war, ihnen das „fließende Feuer" weder zu schenken noch zu verkaufen. Er hielt auch aus dem Grunde die Fässer unter dem Hause vergraben, obgleich er in diesem abgelegenen Theile des Staates wenig Nachsuchung zu fürchten hatte.

Der Alte saß vor der Thür seines kleinen Waarenlagers und schaute behaglich rauchend einem Volk großer schwarzer Truthühner (aus Eiern der wilden auferzogen) zu, die um ihn herum die zerstreuten Körner und Saamen aufspikten, als den kleinen Fußpfad entlang, der aus dem Walde gerade auf sein Haus zuführte, unser schon vorher eingeführter Indianer schnellen Schrittes daher kam, und tief Athem holend seine Last zu den Füßen des Yankee's abwarf.

Hallo Tom, rief dieser, dem Wilden die Hand entgegenstrekend, hast waker getragen! Nun was bringst Du? zwei Felle und ein Stük roh Fleisch? — bah! ist das die ganze Jagd?

Gut — seze den Fall, Ihr geht — nehmt Flinte — kriecht durch Büsche — kriecht durch die Prärien auf Bauch — weit — weit — schleicht an Hirsch — seze den Fall, Ihr schießt nichts! erwiederte Tom.

Wohl möglich! lachte der Alte, ich müßte mich auch gut ausnehmen, wenn ich im nassen Grase auf dem Bauche herumkriechen wollte — nein — nein; ich bin übrigens nie ein Jäger gewesen und das einzige Große, was ich je geschossen habe, war bei St. Louis eine von meines Schwagers Kühen, als wir ein Mal Nachts mit der Fakel eine Feuerjagd machen wollten.

Der Indianer verzog den Mund zu einem breiten Lachen.

Euer Schwager wird recht Freude gehabt haben, fuhr er nach einer kleinen Pause wieder ganz ernstlich fort.

Ja! Er schwur, ich dürfe nie wieder eine Büchse anrühren, so lange ich mich in der Nähe seiner Kühe und Schweine befände — nun ich war damit zufrieden — aber Tom, was führt Dich zu mir? was willst Du für Deine Felle haben? soll ich denn das Fleisch auch behalten?

Guter fetter Bok, sagte Tom, den Hirsch herumdrehend, daß der Alte den breiten Rüken sehen konnte, — nicht so breit wie Ihr! fuhr er grinsend fort, aber viel breit, sehr viel breit.

Nun gut, komm! trag es hier in den Laden, da kann ich Dir gleich, was Du dafür haben willst, geben, erwiederte Jener und schritt ihm voran in das kleine Gebäude, während der Indianer seine Schrotflinte auswendig daran lehnte und ihm mit seiner Beute folgte.

Drinnen angelangt, legte er Alles auf den Ladentisch und begann dann zwischen den Waaren, die überall zur Schau aushingen, umherzublikken, als ob er sich Etwas aussuchen wollte.

Nun Tom, was willst Du heute Morgen haben? fragte ihn endlich der Alte; heraus mit der Sprache.

Wenig Pulver, wenig Blei, wenig Messer, wenig Tabak und viel Whiskey! sagte Tom.

Whiskey? pfui Tom, verwies ihn jener, Du weißt, ich darf keinen Whiskey verkaufen und möchte nicht, um alle rothen Felle, die in Missouri herumlaufen, Unannehmlichkeiten, solch verbotenen Handels wegen, haben. Tom, Du willst mich nur auf die Probe stellen!

Ich ein guter Indianer! betheuerte Tom, die Hand auf die Brust legend, ich ein sehr guter Indianer — habe weißen Mann lieb, thue Alles für weißen Mann, gehe in die Kirche; ich ein ganz guter Indianer!

Aber weißt Du wohl, widerlegte ihn der Händler, daß kein guter Indianer Whiskey anrührt? daß die guten Indianer ihn alle verschmähen, und daß nur die Bösen, Nichtsnuzigen das Feuerwasser trinken?

Ich kein guter Indianer — ich ein verdammter Schurke! entgegnete Tom höchst ernsthaft.

Ja, wenn das ist, lachte der Alte laut auf, da muß ich wohl herrüken, und schmunzelnd schenkte er dem Indianer ein volles Glas ein, das dieser mit einer gar freundlichen Miene leerte.

Kaum war Tom mit seinem erlegten Wilde in das Haus getreten, als der Neffe des Yankee's, eben derselbe Jäger, dem Tom an diesem Morgen so ohne Weiteres den Hirsch abstreifte, am Hause erschien. Er hatte den Indianer erkannt und warf fluchend sein Hirschfleisch von der Schulter, als er dessen Flinte am Hause lehnen sah.

Warte Schurke, murmelte er für sich hin, Du sollst doch wenigstens Deinen nächsten Schuß fehlen, dafür will ich sorgen, und wenn ich kein Fell habe, magst Du, auf diese Ladung Pulver wenigstens, auch keins mit heim bringen.

Damit schlich er sich leise an die Flinte hinan, zog mit seinem Krezer schnell den obersten Pfropfen heraus und ließ sich die Schrote in die Hand laufen; damit aber noch nicht zufrieden, nahm er den andern Pfropfen ebenfalls und seze einen neuen auf, daß sich ja kein Schrot in jenem hätte verhalten und doch vielleicht noch tödten können, lehnte dann die Flinte wieder an ihre alte Stelle und trat, als ob er eben käme, zu den Männern in den Laden.

Tom hatte seine Einkäufe besorgt, stekte, was er für seine Jagdbeute erhalten, in die Kugeltasche, die an seiner rechten Seite hing, seze nochmals das Glas an, das er schon zum zweiten Male leer getrunken, und sog die lezten Tropfen heraus, trat dann vor die Thür, ergriff seine Flinte und war im Begriff, nach kurzem Gruß den Weg zu seinem Dorfe einzuschlagen, als die Truthühner seine Aufmerksamkeit erregten, die eben, durch einige ihnen vorgeworfene Maiskörner herbeigelokt, die Köpfe Alle zusammen auf einem Punkt hielten und dadurch ein herrliches Ziel boten.

Tom bemerkte es lächelnd und auf sie anschlagend, rief er zum alten Kaufmann zurük: Ich sehr froh — solchen Schuß draußen im Wald!

Und ich wette einen Dollar, Du trifft keinen! rief der junge Mann, der die Gelegenheit schnell ergriff sich an dem Indianer zu rächen.

Ich keinen Dollar haben, antwortete Tom ganz ruhig; — alte Mann aber hat Otterfell von mir — groß Otterfell — werth ein Dollar und ein halb Dollar — Ihr wettet ein Dollar und ein halb Dollar dagegen — ich treffen viel — viel von denen da!

Topp! rief jener, hier sind meine anderthalb Dollar — und verliert Du, so zahlt mir Onkel das Otterfell!

Gut, sagte der Indianer und zog den Hahn seiner Flinte auf, um nach dem Pulver zu sehen.

Der Alte wollte Einwendungen dagegen machen, denn er hielt es gar nicht für möglich, daß der Indianer fehlen könne, und fürchtete, sein Neffe werde das Geld wirklich bezahlen müssen, doch gab ihm dieser schnell einen Wink und leicht beruhigte er sich, als er den wahren Stand der Sache ahnte. — Den Indianer anzuführen, hielt er für nicht mehr als recht.

Tom hatte sich unterdessen überzeugt daß das Pulver in der Pfanne troken und in gutem Zustande sei, legte also an, zielte und — drükte ab. Bei dem so nahen Schuß (kaum 30 Schritte von ihnen entfernt) flatterten die Truthühner erschrekt empor und zerstreuten sich; keines von allen aber fiel oder gab nur das mindeste Zeichen, daß es verwundet sei.

Tom stand wie versteinert und schaute bald seine Flinte, bald die Hühner, bald die beiden Männer an; der Jüngere aber sprang und jubelte und lachte und geberdete sich wie toll; endlich, als er wieder zu Worte kommen konnte, rief er, immer noch mit vor Lachen halb erstikter Stimme:

Guter Tom, guter Tom, wo ist Dein ein Dollar und ein halber Dollar für das Otterfell? o, guter Tom! und wieder begann er zu tanzen und zu springen; Tom aber war sehr kleinmüthig und meinte, seine Deke fest um sich herumziehend:

Tom zu viel Whisky — nicht gut! macht Kopf schwer und Hand zittern — Tom keinen Whisky mehr trinken! und damit trollte er in seinem schwebenden Gang dem Walde zu, in dem er bald darauf verschwand.

Vierzehn Tage mochten nach diesem Vorfall etwa vergangen sein, als eines Nachmittags, wo die beiden Weißen, Onkel und Neffe, gerade wieder zusammen vor der Thür des Waarenhauses saßen, Tom denselben Weg daher geschlendert kam; er trug dies Mal einen ganzen Pak zusammengebundener gekneteter Felle, sowohl von Hirschen als Ottern und sah ordentlich und ehrbar aus, doch verfinsterte sich sein Gesicht ein wenig als er den jungen Mann erblikte; er mochte wohl an den Schuß denken. Die beiden Weißen begrüßten ihn aber herzlich, er lehnte, wie das vorige Mal, seine Flinte auswendig an's Haus, und ging nach kurzem Gespräch mit dem Alten in den Laden, dort den neuen Handel abzuschließen.

Er schien die Truthühner, die ebenfalls wieder auf dem Platze umherliefen, gar nicht zu bemerken; kaum aber waren die Beiden durch die Ladenthür verschwunden, als der Zurückgebliebene von seinem Size aufsprang, und in wenigen Sekunden mit dem Krezer aus dem dicht daneben stehenden Wohnhaus zurükkam.

Leise schlich er wie damals an die Flinte, zog schnell die Ladung Schrot heraus, verbarg den Krezer und setzte sich dann wieder ruhig auf seinen Stuhl, das Ende des Handels und das Erscheinen des Indianers zu erwarten.

Dieser ließ auch nicht lange auf sich warten; er hatte heute wenig Waaren gebraucht und fast Alles in baarem Gelde bezahlt genommen, schien übrigens wenig Lust zu haben ein Gespräch mit den Beiden anzuknüpfen, sondern ergriff seine Flinte und sagte ihnen ein kurzes Lebewohl.

Holla, Tom! rief ihm der junge Mann nach, will Du denn heute Dein Glük nicht wieder mit einem Schuß versuchen?

Tom hat nicht so viele Dollar! entgegnete kopfschüttelnd der Wilde, indem er stehen blieb und nach Jenen zurük sah; die weißen Männer versprechen Feuerwasser, fuhr er ernsthaft fort, da schießt Indianer Alles was vorkommt — Großes und Kleines, Männchen und Weibchen; Indianer liebt Feuerwasser. Vor fünf Schneen waren Ottern viel da — sehr viel — große Ottern und fett — jezt rothe Mann kann fünf Fallen stellen und fängt einen — Ottern gehen, wo weiße Gesicht kommt — Indianer auch — Indianer auch! Indianer ist arm!

Bah, bah! rief der Jüngere lachend, Du hast wohl selbst heute Morgen wieder einen tüchtigen Schluk Whisky genommen, und fürchtest zu fehlen.

Nein, sagte Tom, die Hand auf die Brust legend, nicht angerührt — nicht miß Fuß!

Du schwankst aber doch so? fuhr Jener, um ihn zu reizen, lachend fort.

Ich schwanken? sagte Tom entrüstet, gut, ich will schießen, will weißem Gesicht zeigen, ich nicht schwanken?

Gut! hier ist mein Dollar, sagte der Weiße, das Geld auf einen umgehauenen Baumstamm legend.

Und hier ist meiner, sagte Tom, nicht viel Geld ein Dollar, — mir gleichgültig.

Oho, wenn Du so mit Geld prahlst, hier sind fünf Dollar, anstatt einer; sezest Du dagegen?

Daß ich den Truthahn treffe? frug vorsichtig der Indianer.

Gewiß, war die Antwort, trifft Du Einen oder mehrere, so habe ich verloren.

Gut! entgegnete Tom und langte, ohne weiter ein Wort zu verlieren, noch vier andere Dollar, die er eben für seine Felle erhalten hatte, aus der Kugeltasche und legte sie zu den anderen, nahm dann eine Handvoll Mais aus einem dicht dabei stehenden Futtertrog und warf es den Truthühnern hin, trat etwa zwanzig Schritt zurük, zog den Hahn auf, zielte und beim Schuß — flatterten vier, zum Tode getroffen, am Boden und lagen nach wenigen Sekunden still und leblos.

Mit weit geöffnetem Munde starrten die beiden Weißen auf das Verderben hin, das Tom's Flinte nicht allein an ihren Truthühnern, sondern auch in ihrer Börse angerichtet hatte. Der Alte erholte sich aber zuerst wieder und fing an in allem Ernst gegen den Erfolg des Schusses zu protestiren.

Wenn irgend eine Rothhaut — wie er sich in vollem Zorn hineinarbeitend rief — über seine Truthühner oder sein sonstiges Eigenthum weiten wollte, so konnte sie das in Gottes Namen thun, wer ihm aber sein Geflügel auf dem eigenen Hofe, und gewissermaßen unter der eigenen Nase fortschoß, der mußte auch für die Folgen stehen und den Schaden, den er angerichtet hatte, mit baarem Gelde ersezen. —

Er schien dabei nicht übel Lust zu haben, dem Indianer den eben gewonnenen Saz wirklich streitig machen zu wollen; der aber, der indessen, und ohne weiter auf den Zorn des kleinen Mannes zu achten, seine Flinte nun ruhig wieder geladen hatte, schritt langsam auf den alten Baumstamm zu, und erst als der Kleine in der That Miene machte ihm den Weg zu vertreten, wandte er den Kopf nach ihm um. Aber in dem einen Blik, der gar ernst auf den Weißen fiel, lag, ganz dem bisher gezeigten Charakter des Wilden entgegen, ein solcher Lavastrom voll Zorn, Haß und Rache, daß der Händler erschrekt einen Schritt zurüktrat, und den Osagen ruhig gewähren ließ.

Im nächsten Moment leuchtete wieder das alte gemüthliche Lächeln aus den Augen des Wilden — ohne weiter eine Miene zu verziehen, ging er zum Baumstamm, schob leise zählend die zehn Dollars, einen nach dem andern in seine Kugeltasche, und warf dann seine Flinte wieder über die Schulter. Als er sich aber zum Fortgehen rüstete, wandte er sich noch einmal zu den Männern und sagte freundlich:

Seze den Fall, Ihr wolltet schießen noch ein Mal — heut in acht Tagen ich wieder hier — aber, fuhr er vertraulich fort, als er sich dem jungen Manne etwas mehr näherte — wenn ich komme zu weiß Gesicht, ich immer zwei Schuß Schrot in der Flinte — seze den Fall, weiß Mann zieht einen heraus — gut — noch genug drinn vor andern Schuß! Good bie!

*) Malsbranntwein.

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrückungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 23. | Samstag den 7. Juni. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | 1856.

Die weiße Bevölkerung von Brasilien.

Ein buntes Bild bieten die menschlichen Bewohner Brasiliens dar. Zieht man auch die einzelnen Malayen, welche auf Handelsschiffen die Hafenplätze Brasiliens besuchen und die wenigen Chinesen, die sich zeitweise in diesen Städten aufhalten oder um des Theebaues willen eingeführt worden sind, in Betracht, so kann man sagen, daß alle fünf Racen, in die man die Menschheit gewöhnlich eintheilt, auf dem brasilianischen Boden vertreten sind. Zahlreich und im Lande wirklich angesessen sind die übrigen Racen, die weiße oder kaukasische, die schwarze oder afrikanische und die rothe oder amerikanische und die mannigfaltigen Mischlinge, welche aus der Vereinigung derselben hervorgegangen sind und durch deren Vermittlung eine Stufenleiter aller auf dem ganzen Erdenrund vorkommenden menschlichen Farben vom hellsten Weiß bis zum dunkelsten Schwarz hergestellt wird. So verschieden die Einwohner Brasiliens nach ihrer Hautfarbe und ihrer Abstammung sind, ebenso ungleich sind ihre Sitten und Gebräuche, ihre Bildungsstufe, Lebenslage, gesellschaftliche und politische Stellung.

Obenan stehen in jeder dieser Beziehungen die Weißen. Die Herren des Landes sind Nachkommen der Portugiesen, jenes einst mächtigen Volkes, das im Glanzpunkte seiner Geschichte die Rolle der heutigen Engländer spielte und in jener Zeit seiner Größe und seines Ruhmes Brasilien in Besiz nahm und zu kolonisiren begann. Die Abkömmlinge der romanischen Völker Amerikas heißen gemeiniglich Creolen; aber die Beherrscher Brasiliens wollen nichts von diesem Namen wissen; sie nennen sich mit Stolz Brasileiros, Brasilianer. Sie fühlen sich namentlich ihren ehemaligen Bedrükern, den Portugiesen gegenüber als ein unabhängiges selbstständiges Volk, ein ähnliches Verhältniß, wie es zwischen den Bürgern der Vereinigten Staaten Nordamerikas und den Engländern besteht. Trozdem, daß sich die Unabhängigkeit Brasiliens erst vom Jahr 1822 herschreibt, hat der Brasilianer in Charakter, Sitten und Gewohnheiten und in seinem öffentlichen Leben Vieles, was ihn von frühern Stammesgenossen unterscheidet. Manche dieser Eigenthümlichkeiten kommen auf Rechnung der selbstständigen politischen Entwiklung und der freiern Verfassung, des immer mehr sich äufnenden Reichthums, andere freilich haben sich schon im Laufe früherer Zeiten ausgebildet; mancher nicht portugiesische Tropfen Blutes fließt in den Adern des Brasilianers und überhaupt verändert sich ja jedes Volk, das unter einem von seinem ursprünglichen verschiedenen Himmel wohnt. So ist z. B. dem Brasilianer der Geiz und die Habsucht des Portugiesen fremd; er theilt gerne mit und übt die Gastfreundschaft in ausgedehntem Maßstabe. Zur Vergeltung des Wohlwollens und der Gefälligkeiten, die er dem Fremden erweist, verlangt er nur, daß ihm dieser auch mit derselben Treuherzigkeit und Offenheit entgegenkomme, welche den Brasilianer auszeichnet, daß er seine Mildthätigkeit nicht mißbrauche oder gar mit Undank und Feindseligkeit belohne. Bildet er sich auch, und in sehr vielen Beziehungen mit Recht, nicht wenig auf die Vorzüge seines Vaterlandes und auf seine eigenen Eigenschaften ein, so achtet und schäzt er doch den einsichtsvollen, fleißigen und rechtlichen Fremden und vertraut ihm oft mehr als den eigenen Landsleuten. Stößt ihn aber dieser durch ein rüksichtsloses Benehmen, durch Hochmuth oder Rohheit, die dem überaus höflichen Brasilianer ganz besonders zuwider ist, von sich ab, beeinträchtigt er ihn in seinem Eigenthum oder überhaupt in seinen Rechten, so hat die Gutmüthigkeit des Brasilianers ein Ende; er ist leidenschaftlich und reizbar wie die Bewohner aller warmen Länder. Man redet ihm auch nach, daß er gerne, mit Schlauheit und Geschik betrüge und in der That gehört Ehrlichkeit nicht zu seinen Tugenden, sondern ist im Gegentheil deren Mangel von seinen Stammvätern, den Portugiesen, auf ihn vererbt worden. Uebrigens scheint sich die Redlichkeit im Handel und Wandel im Allgemeinen nicht Amerika zum Wohnsiz auserkoren zu haben; denn der nordamerikanische Yankee und der spanische Creole stehen hinsichtlich dieser Eigenschaft im gleichen Geruch, wie der Brasilianer. In geistiger Beziehung besizt das Herrschervolk des südamerikanischen Kaiserthums viel Talent, schnelle Fassungsgabe, klare Denkkraft; diese Lichtseite wird aber verdunkelt durch die ihm innwohnende Trägheit, einen Charakterzug, der nun freilich dem fleißigen und geschikten Einwanderer zum Nuzen gereicht, weil deßwegen der Spielraum seiner Thätigkeit erweitert wird. Endlich wirft man dem Brasilianer große Sinnlichkeit vor, nicht in den Genüssen der Kehle und des Magens; denn meistens ist er hierin mäßig, genügsam, nüchtern; sondern geschlechtliche Ausschweifungen. Faulheit und Sinnlichkeit zeigen sich mehr in den heißen, nördlichen Provinzen mit ihrer überwiegenden Sklavenbevölkerung und treten weniger grell auf in den gemäßigten südlichen, wo das umgekehrte Zahlenverhältniß von Freien und und Sklaven besteht. Das Bild, das wir hier vom Charakter, Gemüth und Verstand des Brasilianers entworfen haben, gilt von der großen Masse des Volkes. Abweichungen finden natürlich wie überall statt. So zeichnen sich die höhern Stände durch größere Bildung aus; sie haben vieles von den Sitten der englischen und französischen Gesellschaft angenommen. Junge vornehme Brasilianer bringen häufig ihre Jünglingsjahre auf Reisen in Europa zu, oder besuchen die Schulen Frankreichs, Englands und Deutschlands. Auch der Bürgerstand in den Städten hat die Einwirkung der zahlreich niedergelassenen Europäer erfahren. Der Volksunterricht steht zwar noch auf einer niedrigen Stufe; allein es darf doch nicht verkannt werden, daß auch er schon löbliche Fortschritte gemacht hat und weitere Verbesserung in der Absicht der aufgeklärten Regierung liegt. Die Geistlichkeit, deren Pflicht die Hebung des Schulwesens zunächst wäre, hat dazu weder den Willen, noch die Einsicht der Nothwendigkeit, noch die Kraft; denn ihre Bildung ist im Allgemeinen selbst sehr dürftig. Die vom Geiste des Freisinns durchdrungene Regierung ist auch dieser sehr zahlreichen Klasse ihrer Mitbürger nicht besonders hold und der Einfluß der leztern auf das Volk ist lange nicht so gewaltig, wie sonst in ganz katholischen Ländern. Darum werden alle christlichen Bekenntnisse geduldet und der Ausübung des Gottesdienstes nichtkatholischer Christen kein Hinderniß in den Weg gelegt. Der Brasilianer ist in Religionssachen eher gleichgültig, als bigott und fanatisch.

Ueber den Umgang mit den Brasilianern und deren Charakter möge zur Bestätigung des eben Gesagten folgende Stelle aus dem Briefe eines deutschen Kolonisten in Blumenau dienen, welchen die Hamburger Auswanderungszeitung vom 23. Mai 1855 mittheilt: „Wenn wir Deutschen, heißt es daselbst, „so im gewöhnlichen Leben mit Brasilianern verkehren, sind dieselben, mit nur höchst seltenen Ausnahmen, sehr artig, freundlich, gefällig und zuvorkommend gegen uns, und ist man als Gast in ihrem Hause, so sezen sie oftmals der Gastfreundschaft keine Schranken, zumal wenn man sich mit ihnen in ihrer Sprache zu unterhalten weiß, welches sie sehr lieben, da sie sehr gesprächig sind und sehr eingebildet auf ihre Sprache, als sei diese die schönste der Erde. Fast immer beobachtet der Brasilianer gegen den Ausländer einen ritterlichen Anstand, so arm, so ungebildet und unwissend er auch sein möge, und bietet dieses manchmal einen lächerlichen Kontrast, wenn man das äußere Erscheinen mit den ritterlichen Manieren vergleicht. Das lange schwarze Haar hängt verworren und ungekämmt um den Kopf herum, die Kleidung besteht aus einem blendend weißen baumwollenen Hemde und ein Paar baumwollenen, gewöhnlich einfach gestreiften Hosen. Der Kopf ist gewöhnlich mit einem feinen Filz oder Strohhut bedekt. In demselben Habit erscheint er auch zu Pferde, nur daß da mitunter das Lächerliche dazu kommt, daß an einem der bloßen Füße ein Sporn angeschnallt ist. Der Brasilianer ist Gentleman durch und durch, und es läßt sich ganz gut mit ihm leben, wenn man ihn nicht grob und brutal behandelt. Aber leider, leider ist eine gewisse Tappigkeit und Brutalität den Deutschen wie angeboren. Die neu ankommenden Deutschen betrachten den Brasilianer als untergeordnetes Wesen, und sich als Heilande der neuen Welt, an deren Ankunft es hier nur gefehlt, um der Sache einen stärkern Impuls, einen höhern Aufschwung zu verleihen, und voll übermüthigen Stolzes und Hochmuthes blikten sie nicht nur mitleidig auf die Brasilianer herab, sondern auch auf die Deutschen, die schon vor ihnen hier waren und ihnen den Weg gebahnt haben; das geht so lange, bis sie sich ihre langen Hörner abgestoßen und die Kämpenzähne, wie man hier scherz- und spottweise die Vatermörder zu nennen beliebt, bei Seite gelegt haben. Was nun das Uebelste dabei ist, so versteht der neu ankommende Deutsche weder Portugiesisch, noch der Bra-

silianer Deutsch, und dieser empfindet recht gut das anmaßende Wesen der neuen Deutschen, fühlt sich in seinem Innern verlezt und zieht sich von denselben zurük, oder sucht einen Deutschen dafür wo möglich auch einmal derb über's Ohr zu hauen."

Unter den Ausländern erwähnen wir zuerst die Portugiesen, die mit den Brasilianern die gleiche Sprache reden. Sie sind durchaus nicht beliebt, im Gegentheil allgemein verhaßt und verachtet. Die Brasilianer sagen, sie haben von jeher nur ihr Land auf jede Weise ausgesogen und kommen auch heutzutage immer nur her, um durch Wucher und Betrug, durch heimlichen Sklavenhandel und andere schlechte Mittel Geld zusammenzuscharren und damit nach Portugal zurükzugehen. Sie sind die Schacherjuden Brasiliens. Ehrenwerthe Ausnahmen gibt es auch unter den Portugiesen. Hin und wieder werden landwirthschaftliche Kolonien mit Arbeitern aus Portugal besezt, namentlich in den heißern Provinzen, deren Klima sie, weil selbst aus einem warmen Lande kommend, besser ertragen, als Auswanderer aus Mittel- und Nordeuropa. — Die spanischen Creolen aus den Nachbarländern werden ebenfalls gründlich gehaßt und gefürchtet, namentlich die Argentiner. Auch die Nordamerikaner, die bei Ausführung ihres Grundsazes, Geld zu machen, sich nicht immer der redlichsten Handlungsweise befleissen, sieht man nicht gerne und die Franzosen gelten als unzuverlässig. Geachtet ist der Engländer, schon wegen der Macht seines Vaterlandes, aber auch wegen seines rechtlichen Charakters, seiner Thatkraft und Einsicht und seines Reichthums, durch den er viel zur Hebung des Handels und der Industrie Brasiliens beiträgt. Deutsche und Schweizer, deren Zahl sich wohl auf 60,000 beläuft, stehen im besten Rufe und haben durch Sittlichkeit, Fleiß und Unternehmungsgeist sich eine angesehene Stellung erworben. Die übrigen europäischen Nationen sind in zu geringer Anzahl vertreten, als daß sie in Betracht kämen. Belgier und Italiener haben einige Kolonien gegründet, die aber größtentheils nicht aufgekommen sind.

Ein Besuch bei den Wilden in Minas Geraes.

Hr. Robert Schlobach aus Leipzig, der von Philadelphia in der Provinz Minas Geraes aus einige Mal mit den Wilden in Berührung kam, erzählt über diese Begegnisse Folgendes:

„Es ist Dir gewiß nicht uninteressant, wenn ich Dir ein kürzlich erlebtes Abenteuer im Urwald mittheile. — Schon oft mußt Du gehört oder gelesen haben von einem Indianerstamme, Chiperokes genannt, dem schlimmsten und mächtigsten Stamme in den hiesigen Wäldern; sie fressen noch das Fleisch ihrer Feinde, leben von der Jagd und Fischfang und führen fortwährend Krieg mit dem Stamme der Nachimuks. Leztere sind ein gutmüthiges Volk und verkehren sehr viel mit uns; ich kenne alle Dörfer (Aldeas) dieses Stammes auf einen Umkreis von 20 Meilen und viele dieser Leute sind mir beim Aufsuchen der Wegelinien sehr nüzlich gewesen und versprachen mir oft, wenn ich den Distrikt der Chiperoken zu passiren habe, mich zu begleiten. Meine lezte Reise kam aber sehr unverhofft und rasch, so daß meine Freunde mich nicht begleiten konnten; von der Regierung ist jedoch Militär hierhergeschikt, wovon ein Unteroffizier, ein Gefreiter und 30 Mann immer zu meiner Disposition stehen. Die Regierung betreibt nämlich das Unternehmen hier am Mucury mit der Kompagnie gemeinschaftlich. Den 1. Oktober 1854 trat ich meine Reise in Begleitung von einem Unteroffizier und 24 Mann Soldaten und vielen Negern zur Picade- (Waldpfad) Arbeit in den Urwald an; es war nothwendig, daß ich die große Serra Map, Map Kraf, 6 Meilen unterhalb Philadelphia, untersuchte und schon einige Tage hatten wir Spuren von Indianern angetroffen, weßhalb ich den Soldaten die strengste Wachsamkeit empfahl. Eines Tages entdekte ich einen kleinen hübschen Fluß mit kristallhellem Wasser, der seinen Quell in der großen Serra hat und in den Todos os Santos mündet, und da uns schon ein paar Tage Wasser fehlte, taufte ich diesen Bach Riberao Sanda, er diente mir zum Führer durch die Serra, wo die Felsen himmelhoch und unübersteigbar sind. Die Serra bildet eine kolossale Zitadelle, zu welcher nur zwei Zugänge existiren und möglich sind; von einem Felsenvorsprung hatte ich eine Uebersicht über die Serra und war überrascht über die wildromantische Partie, wo hohe Wasserfälle bisweilen wie in den Gebirgen der Schweiz himmelhoch herunterstürzten. Ich ließ am Eingange der Serra die Zelte aufschlagen, und der Unteroffizier Peixoto theilte meine Ansicht, daß vielleicht die Herren Chiperoken sich diesen festen Plaz gewählt hätten und gewiß hier einige wohnten. Am andern Morgen ertheilte ich meine Befehle, schikte einen Theil der Leute den Fluß hinauf und wollte selbst mit einer andern Patrouille die Ostseite der Serra untersuchen, als im nämlichen Augenblike, wo wir fertig zum Aufbruche waren, auf der Spize des vor uns liegenden glatten Felsens ein Indianer mit Pfeil und Bogen (Freches und Arco) erschien und zu uns herab schrie: „Jai Jemenuk — Jai Jemenuk", d. h. er frug an, ob wir Krieg wollten oder friedlich gesinnt seien und was wir in ihrem Lande suchten. Als ihm mein Dolmetscher erklärte, daß wir hier nur passiren wollten und sein Volk zu Freunden wünschten, war er zufrieden, nahm die Einladung, zu uns herabzukommen, an, umarmte uns nach der Reihe, hob dabei jeden von uns hoch in die Luft und schrie „Machekom, Machekom", d. h. ich bin ein tapferer Mann, ich komme allein und fürchte nichts. Ich muß gestehen, daß ich überrascht war, einen einzelnen Mann so furchtlos zu sehen, da er zuerst nicht wissen konnte, ob wir friedlich gesinnt seien. Er frühstükte mit uns und nachdem er für drei Mann gegessen hatte, ging er weg, um einige seiner Leute zu holen; es vergingen auch kaum 20 Minuten, als im Dikicht des Waldes sich ein ungeheures Geschrei erhob, woraus mein Dolmetscher entnahm, daß sie anfrugen, ob sie zu uns herankommen dürften, und als wir bejahten, kamen einige 40 Männer und Frauen wie Pfeile angeschossen und umarmten uns nach der Reihe, was aber gerade nicht sehr zärtlich geschah. Die Männer waren kurze untersezte Gestalten, die Frauen sehr groß und dik, aber proportionirt gebaut, alle ganz nakend, den Körper hatten sie mit einer Frucht Uruin bemalt. Mein Diener verschloß eilig meine Kisten, da sie, jedoch wahrscheinlich nur aus Neugierde, jeden Gegenstand in die Hand nahmen, indem er glaubte, daß sie uns bestehlen wollten, was ich jedoch nicht fürchtete, da ich von einem andern Stamme schon daran gewöhnt war. Sie befühlten unsere Kleider und versicherten unserm Dolmetscher, daß sie noch nie Menschen mit Kleidern gesehen, und nur einer ihrer Gefährten war schon ein Mal in die Nähe einer Ansiedelung herangekommen. Als ich ihnen einige kleine Präsente machte und Waffen und sonstige Geräthschaften gegen Tabak u. s. w. eintauschte, waren sie sehr erfreut, und als ich ihnen in einem kleinen Spiegel, den ich in meinem Necessair hatte, ihr Bild zeigte, küßten sie den Spiegel in der Meinung, daß ein anderes Wesen dahinter verborgen sei.

„Später kam ich auf meinen Streifzügen in die Nähe ihres Dorfes, fand aber nicht einen einzigen unserer neuen Freunde, die ihr Dorf verlassen hatten, und entweder in den Krieg mit einem andern Stamme oder auf einen Jagdzug ausgegangen waren. Dieses Dorf heißt Aldea Inkena, d. h. das Dorf der Frauen; Du findest auf der Karte den Riberao Uruin; hier ist ein großes Dorf der Chiperoken, und obgleich wir dieses Dorf schon zwei Mal passirt sind, fanden wir immer ihre Hütten leer; dieses Dorf soll schlimme Bewohner haben, die keinen Verkehr mit Weißen wollen. Mir war zwar ein kleiner Krieg mit diesem Stamme ganz interessant, aber ich habe ausdrüklichen Befehl, Feindseligkeiten zu vermeiden und jedem Zusammenstoße mit ihnen so lange als möglich auszuweichen, vielmehr auf jede mögliche Weise diese Nationen zu Freunden zu machen."

Das Territorium Minnesota.

(Fortsezung.)

Die Sioux oder Dacotas haben schon durch einen Traktat von 1851 all ihr Land westlich vom Red River des Nordens und vom Tschankasndata- oder Sioux-River für die nominelle Summe von 3,708,000 Dollars abgetreten, von dieser Summe bleiben aber 2,184,000 Dollars im Vereinigten Staaten Schaz und werden nur 50 Jahre lang mit 5 pCt. verzinst; dann erlischt die Schuld. Die jährlichen Zinszahlungen werden nach Köpfen unter die verschiedenen „Banden" der Sioux, deren jede ihren besonderen Häuptling hat, vertheilt.

So ist jezt das Recht auf die Indianerländereien in der ganzen östlichen Hälfte des Territoriums Minnesota von der Generalregierung erworben und die Einwanderung in dies ganze ungeheure Gebiet ist eröffnet und sobald das Land vermessen ist, wird es zum Verkauf gestellt werden. Dies ganze Gebiet wird wohl nahe an 50 Millionen Aker enthalten und kann leicht dereinst 8 bis 10 Millionen Menschen ernähren.

Der Plaz, auf welchem jezt die Hauptstadt des Territoriums, St. Paul, steht, hieß bei den Dacotas Imeslacka, d. h. der weiße Fels, ein Name, der von dem weißen Sandstein der schroffen Bluffs hergenommen ist. 1840 wurde hier das erste Haus gebaut; nach und nach zogen einige kanadische Franzosen, Halbblutindianer und Angestellte der St. Louiser Pelzkompagnie hierher, die fast sämmtlich Katholiken waren. Dies veranlaßte, daß hier ein Blokhaus zu einer katholischen Kapelle eingerichtet wurde, die den Namen St. Pauls Kapelle erhielt. Hiernach hat die jezige Stadt ihren jezigen freilich weniger wohlklingenden Namen erhalten, als der alte indianische war. Erst 1848 fing St. Paul an, mehr zu werden als ein erbärmliches Dorf; 1850 hatte es 1294 Einwohner, 1853 etwa 4500, gegenwärtig wird seine Einwohnerzahl auf wenigstens 6000 geschäzt. Der gesammte Handelsumsaz dieser noch so neuen Stadt betrug im vorigen Jahre bereits 2,300,000 Dollars, außer dem Umsaz der sieben Bankiers, welcher allein 3,000,000 Dollars betrug. Dieser große Geldumsaz erklärt sich aus den erwähnten Transaktionen mit den Indianern, aus dem Pelzhandelsgeschäft und aus dem sehr bedeutenden Besuch von Fremden den die Stadt den ganzen Sommer und Herbst über hat. Im vorigen Jahre kamen in St. Paul 560 Dampfschiffe an und die ganze Anzahl ihrer Passagiere betrug 80,000. Viele reiche Familien aus dem Süden, besonders aus New-Orleans, halten sich die heißen Sommermonate über in dem kühlen St. Paul oder St. Anthony auf, wo schon die besten Einrichtungen zum Empfang und zur Bewirthung von Fremden getroffen sind. Es gibt in St. Paul zwölf große Hotels, von welchen einige den besten Hotels in den großen Städten des Ostens nicht viel nachgeben. In Bezug auf die Manufaktur ist nur das Holzschneidegeschäft von Erheblichkeit. Es sind hier 6 bis 7 große Dampf-Sägemühlen und eine Dampf-Thüren- und Fensterrahmen-Fabrik nebst Hobelmaschine, die wöchentlich 5000 bis 6000 Fuß Bretter hobelt. — Unter den 7 Kirchen der Stadt ist eine deutsche methodistische und eine skandinavische lutherische. Deutsche ziehen sich immer mehrere dorthin, so daß vor Kurzem auch eine deutsche Zeitung hat gegründet werden können. Eine Anzahl Skandinavier ist schon über fünf Jahre dort gewesen; es herrschten unter ihnen die Norweger vor, dann folgen die Schweden; Dänen sollen nur 2 bis 3 dort sein. Da St. Paul Regierungssiz des Territoriums und Hauptstadt von Ramsey-County ist, so fehlt es auch nicht an gebildeten Männern. Unverhältnißmäßig groß ist die Zahl der Advokaten; es gibt deren nämlich in St. Paul ihrer 40, die sämmtlich wirklich praktiziren. Die Zahl der Aerzte ist 18. An Zeitungen erscheinen 4 tägliche in englischer und 1 wöchentliche in deutscher Sprache.

Der nächstgrößte Ort in Minnesota ist St. Anthony, im Februar 1855 zur City erhoben. Sie hat eine interessante Lage, unmittelbar unter den St. Anthony-Fällen, die wenn auch nicht so großartig wie der Niagara-Fall immer einen erhabenen Anblik gewähren. Das Interesse des kleinen Orts ist kürzlich noch dadurch erhöht, daß hier die erste Brüke über den Mississippi gebaut ist. Es ist dies eine Hängebrüke von 630 Fuß Länge mit einem 17 Fuß breiten Fahrwege. Sie führt vom westlichen Ufer über über den Hauptarm des Mississippi nach der Nikollet-Insel, welche mit dem östlichen Ufer auf andere Weise verbunden ist. Nur einige hundert Yards oberhalb des Falles gelegen ist keine Schiffahrt hier im Flusse möglich und die Brüke ligt deshalb auch nicht so sehr hoch über dem Wasser. Die Kompagnie, welche dieselbe gebaut hat, erhebt einen Brükenzoll und wird wahrscheinlich mit der Zeit sehr gute Geschäfte machen; sie kann die schwerbeladensten Wagen tragen. Die Stadt St. Anthony hat etwa 2500 Einwohner, deren Hauptgewerbe im Holzhandel und in der Bearbeitung des Holzes besteht, welches vom obern Mississippi und dessen Nebenflüssen hierher geflößt wird. Es kommt jährlich wenigstens für eine halbe Million Holz in Stämmen nach St. Anthony, die nach anderen Orten weiter geführt und in St. Anthony selbst werden 10 bis 12 Millionen Fuß Bretter gesägt und diese zum Theil ferner verarbeitet. Auch der Fremdenverkehr macht im Sommer den Ort lebhaft, der sich unfehlbar noch sehr heben wird. Die Dampfschifffahrt beginnt hier wieder oberhalb der Fälle und geht noch fast 100 höher den Mississippi hinauf bis Sauk-Rapids oder Benton City, wo die Fahrt wieder durch bedeutendere Stromschnellen unterbrochen ist. St. Anthony ist auch der Ort, wo die wohl mit Land dotirte Universität für Minnesota ihren Siz hat. Es versteht sich, daß sie bis jezt eine bloße Schule ist, aber es liegt im Plane sie sehr vollständig auszurüsten, auch, was selten bei den amerikanischen Universitäten der Fall ist, ihr sowohl eine juristische, als eine medizinische Fakultät einzuverleiben.

Außerdem ist noch als Stadt inkorporirt: Stillwater am St. Croix-Fluß. Es hat eine Vereinigten Staaten Landoffice und ist das Hauptdepot für die Walddistrikte des St. Croix und seiner Nebenflüsse. Das jährliche Produkt dieser Distrikte wird auf nicht weniger als 80 Millionen Fuß Baumstämme und Balken angegeben. Unter den Bauholz-Manufakturisten mit großen Dampf-Sägemühlen u. s. w. ist ein Deutscher, Herr Schulenburg, welcher auch in St. Louis großen Grundbesiz hat, der bedeutendste. Sein jährlicher Geschäftsbetrieb zu Stillwater, wird auf wenigstens 100,000 Dollars veranschlagt.

Sauk-Rapids und unmittelbar daran Benton City sind noch unbedeutend, haben aber Aussicht, noch zu einiger

chen Kapelle eingerichtet wurde,
Kapelle erhielt. Hiernach hat
n freilich weniger wohlklingen-
der alte indianische war. Erst
ehr zu werden als ein erbärm-
1294 Einwohner, 1853 etwa
eine Einwohnerzahl auf wenig-
gesammte Handelsumsaz dieser
ug im vorigen Jahre bereits
dem Umsaz der sieben Ban-
,000 Dollars betrug. Dieser
aus den erwähnten Transak-
aus dem Pelzhandelsgeschäft
nden Besuch von Fremden den
ner und Herbst über hat. Im
t. Paul 560 Dampfschiffe an
er Passagiere betrug 80,000.
m Süden, besonders aus New-
eißen Sommermonate über in
St. Anthony auf, wo schon die
Empfang und zur Bewirthung
. Es gibt in St. Paul zwölf
inige den besten Hotels in den
nicht viel nachgeben. In Be-
nur das Holzschneidegeschäft
hier 6 bis 7 große Dampf-
of-Thüren- und Fensterrahmen-
die wöchentlich 5000 bis 6000
ter den 7 Kirchen der Stadt
und eine skandinavische luthe-
immer mehrere dorthin, so
deutsche Zeitung hat gegründet
hl Skandinavier ist schon über
es herrschten unter ihnen die
die Schweden; Dänen sollen
a St. Paul Regierungssiz des
t von Ramsey-County ist, so
eten Männern. Unverhältniß-
er Advokaten; es gibt deren
0, die sämmtlich wirklich prak-
ge ist 18. An Zeitungen er-
er und 1 wöchentliche in deut-

in Minnesota ist St. Anthony,
rhoben. Sie hat eine interes-
r den St. Anthony-Fällen, die
g wie der Niagara-Fall immer
hren. Das Interesse des klei-
dadurch erhöht, daß hier die
ssippi gebaut ist. Es ist dies
Fuß Länge mit einem 17 Fuß
hrt vom westlichen Ufer über
issippi nach der Nikollet-Insel,
r auf andere Weise verbunden
rds oberhalb des Falles ge-
ier im Flusse möglich und die
t so sehr hoch über dem Wasser,
elbe gebaut hat, erhebt einen
einlich mit der Zeit sehr gute
die schwerbeladensten Wagen
thony hat etwa 2500 Einwoh-
Holzhandel und in der Bear-
welches vom obern Mississippi
rher geflößt wird. Es kommt
albe Million Holz in Stämmen
anderen Orten weiter geführt
werden 10 bis 12 Millionen
e zum Theil ferner verarbeitet.
acht im Sommer den Ort leb-
sehr heben wird. Die Dampf-
r oberhalb der Fälle und geht
ississippi hinauf bis Sauk-Ra-
die Fahrt wieder durch beden-
rbrochen ist. St. Anthony ist
mit Land dotirte Universität
at. Es versteht sich, daß sie
st, aber es liegt im Plane sie
auch, was selten bei den ame-
Fall ist, ihr sowohl eine juri-
Fakultät einzuverleiben.

Stadt inkorporirt: Stillwater
hat eine Vereinigten Staaten
tdepot für die Walddistrikte des
flüsse. Das jährliche Produkt
icht weniger als 80 Millionen
n angegeben. Unter den Bau-
roßen Dampf-Sägemühlen u.
r Schulenburg, welcher auch in
z hat, der bedeutendste. Sein
Stillwater, wird auf wenig-
nschlagt.

ittelbar daran Benton City sind
ber Aussicht, noch zu einiger

Bedeutung zu gelangen, da sie am Endpunkt der Dampfschiffahrt auf dem Mississippi liegen.

Die Gegend um Stillwater, das untere St. Croix-Thal, ist eine der am frühesten und besten besiedelten Landschaften von Minnesota. Schon 1837 begannen hier die Ansiedelungen und im Juli 1838 befuhr das erste Dampfboot den St. Croix, um die Maschinerien für mehrere Schneidemühlen 30 bis 40 Meilen weit den Fluß hinaufzuschaffen. An der Mündung des St. Croix, auf der Landspize zwischen diesem Fluß und dem Mississippi liegt das Town Point Douglas, im Jahr 1849 angelegt. Das Land steigt hier vom Mississippi allmälig zu 100 und mehr Fuß hohen Bluffs hinan, von wo aus man nach Norden den schönen St. Croix-See, der eine Erweiterung des Flusses gleiches Namens ist, nach Osten zu das schöne Land von Wiskonsin mit dem Point Douglas gegenüberliegenden Ort Point Preskott und nach Süden und Westen den Ausfluß des Vermillon-Rivers und in der Ferne die zwei einsamen Castle-Hill-Hügel sieht. Höchst anziehend ist der Vermillon mit seinen Wasserfällen. Der Fluß schlängelt sich langsam durch eine anmuthige ebene Prairie, bis er plözlich einen schroffen Abhang erreicht, von dem er in wilder Verwirrung über aufeinander gethürmte und zakige Felsen etwa 100 Fuß tief hinabstürzt, um sich dann bald, eine Meile oberhalb Point Douglas, mit dem „Vater der Gewässer" zu vermählen. Der Fall, sowie auch der Fluß oberhalb desselben, wird häufig von Fremden besucht, lezterer auch vorzüglich des Angelns wegen, da hier besonders schöne Forellen gefangen werden sollen. Des Fischens wegen wird ferner der Rush-River in Wiskonsin von hier aus häufig besucht, der nur einige Meilen entfernt in einer mit Wald und Prairie wechselnden Landschaft liegt. Von Point Douglas an gehen zwei Hauptstraßen, die der Kongreß bauen läßt, die eine über St. Paul nach Fort Ripley, die bis hier vollendet ist und wahrscheinlich bis zum Sandy-Lake den Mississippi weiter hinauf geführt werden wird, und die andere den St. Croix-Fluß hinauf nach Fond du Lac am Superior-See, die etwa 50 Meilen bis zum Sunrise-Fluß vollendet ist. — Nicht fern von dieser Route, etwa 25 Meilen von Stillwater stößt man auf zwei Settlements, die ausschließlich von Schweden bewohnt sind, eins am Marine-Lake und eines zwischen Chisago-Lake und Taylor's Falls, dem ersten Wasserfall des St. Croix-Flusses. Das erste besteht aus 24 Familien, das zweite aus mehr als hundert; beide zusammen haben eine Bevölkerung von mehr als 800 Seelen.

Bis gegen die Fälle hin besteht das St. Croix-Thal aus fruchtbarer Prairie und sogenannten Oak-Openings, d. h. weitläufig mit Eichen bestandenem Hügellande ohne alles Unterholz. Hier findet man die schönsten Farmen, die 25 bis 30 Bushel Weizen auf dem Aker produziren. In dieser Gegend liegt auch der berühmte Carnelian-Lake, ein krystallhelles Wasserbassin, dessen Ufer, so zu sagen, mit Agaten gepflastert ist, vom schönsten rothen Karneol in allen Schattirungen bis zum milchweißen, bunten und dunkelbraunen Agat. Gesammelt und benuzt werden diese schönen Steine noch so gut wie gar nicht. — In der Gegend der Fälle nimmt die Gegend plözlich einen anderen Charakter an, die Prairien und die Laubholz-Openings verschwinden und an ihre Stelle tritt ein großer Wald von Fichten und Tannen, welcher ohne Unterbrechung 18 Meilen Länge und 6 bis 10 Meilen Breite hat. Hier wird eine ungeheure Menge Holz gefällt, welches theils an Ort und Stelle zu Brettern verarbeitet, theils in Stämmen den St. Croix-Fluß hinabgeflößt und von den Sägemühlen in Stillwater geschnitten oder auch unverarbeitet den Mississippi bis St. Louis und noch weiter hinab in ungeheuern Flößen versandt wird. Nirgends in Minnesota ist das Holzgeschäft von so großer Bedeutung, als am St. Croix; es ist eine Hauptquelle des Wohlstandes des Territoriums.

Das Thal des St. Peters- oder Minnesota-Flusses wurde erst 1851 durch den Traktat, welcher den Dacotahs diesen Landstrich abkaufte, der Ansiedelung eröffnet. Und doch ist schon das ganze Thal mit Ansiedelungen, Dörfern und kleinen Towns übersäet. Am Ausfluß des St. Peters, dem Fort Snelling gegenüber liegt der kleine Ort Mendota, 20 Meilen höher aufwärts Shakopee, der Countysiz von Skott-County. Dieser Ort hat sich außerordentlich rasch gehoben. Als das Land noch den Dacotahs gehörte, ließ sich hier ein Indianerhändler Holmes nieder, weniger um Handel zu treiben, als um diesen Plaz im Besiz zu haben, dessen überaus günstige Lage er erkannte, und sich denselben sogleich zueignen zu können, wenn das Land der Ansiedelung eröffnet würde. Dies geschah 1852; im Juli 1853 bestand das Town erst aus zwei Häusern. Da fing man an ein großes Hotel zu bauen und im Herbst 1853 standen schon zehn Häuser. Während des Jahres 1854 bildete sich in der That eine kleine Stadt, denn im Januar 1855 waren über hundert Häuser und gegen 500 Einwohner da. Gegenwärtig, Anfangs 1856, also etwa 3½ Jahr nachdem die Besiedelung erlaubt wurde, sind hier ungefähr 140 Häuser und 700 Einwohner. Es sind da zwei Hotels, neun Kaufläden, eine Kommissions- und Engros-Handlung, ein Pferdeleihstall, Maurer, Zimmerleute, Rademacher, ein Büchsenschmied, ein Uhrmacher, ja sogar ein musikalischer Instrumentenmacher. Landmesser sind vier, Advokaten vier, Aerzte drei und Geistliche drei vorhanden — und Alles das in einem Lande, welches vor vier Jahren nur noch von einigen herumstreifenden Indianern bewohnt war! Eine Sägemühle und eine Mahlmühle sind natürlich auch schon vorhanden, sowie auch eine Ziegelbrennerei. Nach 4 bis 5 Jahren wird der Ort wahrscheinlich ebenso viele Tausend Einwohner haben, als es jezt Hunderte hat. Sechs Meilen oberhalb Shakopee sind die ersten Stromschnellen des Minnesota, welche Dampfschiffe nur bei sehr hohem Wasserstande überschreiten können. Nach Shakopee ist dagegen die Dampfschifffahrt stets zulässig, obgleich sie von St. Paul aus, wie es scheint, noch nicht sehr regelmäßig dahingeht. Wenig oberhalb Shakopee, auf der entgegengesezten (nördlichen) Seite des Flusses, liegt auch ein fast ganz deutscher Ort, Namens Yorkville, der bestimmt war vorzüglich als eine Niederlage für den Handel mit der Gegend des Minnetonka-Sees zu dienen. Aber der Ort scheint nicht gut gewählt zu sein, denn die Umgegend ist sumpfig und wird deshalb vermieden. Ließe sich diesem Uebelstande abhelfen, was durch Ableitungen und Auffüllungen vielleicht möglich ist, so würde der Plaz ein großes Geschäftsgebiet des inneren Landes beherrschen. — Die ganze Gegend bis zu den erwähnten Stromschnellen ist theils mit dichtem Laubwald (hier Bois Franc genannt), theils mit sogenanntem Openings bewachsen, oder es ist auch offene, schon vielfach durch Kultur unterbrochene Prairie. Der Fluß ist nur 200 bis 250 Fuß breit und sehr geschlängelt, was der Landschaft neben dem schönen Laubholz eine nicht großartige, aber liebliche und wechselnde Scenerie verleiht. Das Land sieht aus als wäre es schon Jahrhunderte kultivirt gewesen, obgleich in der That doch bis jezt noch wenig in dieser Beziehung gethan ist. Eine Ausnahme von diesem Aussehen machen nur die Bois Francs, die von Norden nach Süden in einer Länge von 100 Meilen, bei einer Breite von 15 — 40 Meilen, streichen und durch den Fluß sich hindurchschlängern.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Schweiz. Abermals sind nach einer Mittheilung des Herrn E. de Paravicini in Zürich 41 Briefe von Schweizern aus San Paulo angelangt, darunter mehrere als Ausdruk der Dankbarkeit der Briefschreiber an Herrn E. de Paravicini.

Italien. Das große Geschrei, welches man gelegentlich der Kolonisationsplane der Insel Sardinien angeschlagen hatte, ist verstummt und von all dem Lärm ist nichts geblieben, als finanzieller Gestank, den man so gut als möglich zu bedeken sucht. Die beiden rivalisirenden Gesellschaften, Bolmida die einheimische und Bonnard die französische Gesellschaft sind vom Schauplaz verschwunden; die erstere, durch Verwerfung seitens der Kammern, die zweite, durch eine freiwillige aber etwas fabelhafte Flucht. Die Kompagnie Bonnard oder Compagnie du Comtoir Zentral de Paris hatte durch ihren Direktor Bonnard am Vorabend, als des Morgens darauf die Bolmida'schen Offerte im Senat ihre lezte Sanktion erhalten sollten, ein anderes Kolonisationsprojekt eingereicht, welches eine bei weitem größere Tragweite hatte und der Insel und dem Staatsärar ungleich größere Vortheile bot, als das Bolmida'sche; denn Herr Bonnard versprach nicht nur die Insel zu kolonisiren, sondern er gelobte auch Eisenbahnen, Landstraßen, Kanäle, Seehäfen, Aquädukte und weiß Gott, was in's Leben zu rufen und beklagte nur, daß nicht mehr Land überlassen werden könne, als lumpige 60,000 Hektaren. Kein Wunder, wenn man den Pariser Wunderthäter vorzog, zumal er einen baaren Gesellschaftsfond von 11 Millionen Franken nachwies und bereits 200,000 Franken Garantie bei Rothschild niedergelegt hatte. Aber als eben der Minister dieses neue Projekt dem Senate wieder zur Genehmigung vorlegen wollte, kam noch eine halbe Stunde vor Thorschluß der unstäte Finanzmann und zog seine Offerte dem erstaunten Minister vor der Nase zurük. Der gebrauchte Vorwand ist absurd und das Ministerium, das Land und die Insel sind von national-ökonomischen Schwindlern lediglich für Narren gehalten worden. Der Minister hat versprochen, sein Möglichstes zu thun, der Insel einen neuen Erlöser ausfindig zu machen. (Schw. M.)

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Die Regierung Walkers, von dessen Thaten seit seinem Rükzug von Rivas wenig verlautet hat, ist von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten anerkannt worden. Diesen Schritt, eine völlige Frontveränderung der bisherigen Politik, habe Pierce, welcher wieder gerne Präsident würde, der Sklavenpartei zu liebe gethan. Wir wollen gerne sehen, ob England hiezu bloß die Faust im Sak macht. — Ebenfalls im Interesse der Sklavenhalter schikt Pierce Soldaten nach Kansas gegen die dort angesiedelten Freistaatmänner. — In einem der Treffen zwischen Walkers Truppen und denen von Costa-Rica soll auch ein Sohn unseres Landmanns, des Kapitän Suter in Kalifornien, getödtet worden sein.

— (Auswanderung von Sklavenbesizern nach Kansas.) Die Auswanderung nach dem neuen Territorium aus den südlichen Staaten ist in diesem Frühjahr außerordentlich stark. Täglich kommen Emigranten aus den Staaten Carolina, Georgia, Tenessee, Alabama und Kentuky hier an und zwar in bedeutender Anzahl. Wir meldeten bereits, daß die Ankunft einer Gesellschaft von 500 Emigranten aus den Südstaaten hier erwartet wurde und sind dieselben wirklich gestern eingetroffen. Major Buford steht an der Spize der Gesellschaft, die Mobile am 12. verließ, woselbst sie 5000 Dollars als Unterstüzung erhielten, welche die Bürger des lezteren Ortes zusammengelegt hatten. In Montgomery, Alabama, erhielt jedes Mitglied der Gesellschaft, die aus jungen kräftigen Leuten besteht, eine Bibel, ein Geschenk, das bei Weitem nicht so annehmbar ist, als das der Bürger von Mobile. Aus Georgia sind bereits zwei große Gesellschaften ausgewandert und wird gegenwärtig eine dritte organisirt. In Abbeyville, Süd-Carolina, wurden 2400 Dollars von den dortigen Bürgern zusammengebracht, um eine Gesellschaft Kansas-Emigranten damit auszustatten, und brachten fünf Bürger weitere 500 Dollars auf, um gleichzeitig eine zweite Gesellschaft auf die Füße zu bringen. (D. A. Z.)

— (Thee.) In den Vereinigten Staaten werden jezt Versuche zur Akklimatisirung des Theestrauches gemacht. Der Aker, der mit 200 Theesträuchern bepflanzt wurde, welche etwa 50 Jahre Dauer haben, gibt in China im dritten Jahre 187 Pfund Thee, im fünften Jahre das Doppelte, im sechsten wo er in voller Kraft, 760 Pfund Thee, den Strauch zu 9 Unzen Ertrag gerechnet. Aber man darf — abgesehen vom Klima — nicht übersehen, daß der Thee viel Arbeit erfordert und daß diese in dem übervölkerten Reiche der Mitte ungleich wohlfeiler ist, als in dem an Arbeitskräften nichts weniger als überreichen Nordamerika.

— New-York. (Das Fest der alten Häuser.) Es giebt im menschlichen Leben Stunden, welche vor den übrigen entschieden bevorzugt sind. Eine solche Stunde erzeugte die Marseillaise, eine solche gebar auch im Geiste irgend eines Ehrenmannes, dessen Namen wir leider der Nachwelt nicht überliefern können, die Idee eines Studenten-Kommerses auf amerikanischem Boden. Das deutsche Studentenleben hat auf Erden seines gleichen nicht, und wer möchte sich nicht auf einige Minuten in dasselbe zurükversezen? Am Sonnabend, 23. April, versammelten sich daher die alten Häuser, welche seit dem lezten Kommers, dem sie beigewohnt, zehn, zwanzig, vielleicht dreißig Jahre älter geworden, im Lokal des Herrn Winkens in der 59sten Straße, um noch einmal zum Schläger zu schwören und noch einmal brave Bursche zu sein. Der große Saal über der Brauerei war überaus geschmakvoll mit Tannenreisern decorirt, zwischen denen die Wappenschilder der verschiedenen Universitäten Deutschlands nebst anderen sinnvollen Emblemen prangten. Es waren wohl an zweihundert Musensöhne zugegen. Die medizinische Fakultät hatte ein besonders zahlreiches Kontingent gestellt. Der Präsidentensiz wurde von Herrn **Dr. Reich** eingenommen, welcher die Eröffnungsrede hielt und sich dieser Aufgabe mit geziemender Würde entledigte. Mit großer Feierlichkeit wurde darauf unter Musikbegleitung nach Absingung dreier anderer Studentenweisen der Landesvater vorgenommen und die Zeremonie des Hutdurchbohrens vollzogen. Es machte dies einen wirklich erhebenden Eindruk, wie überhaupt wohl kein Deutscher die prachtvolle Melodie dieses herrlichen Rundgesanges hören kann ohne sich wehmüthig ergriffen zu fühlen. Damit die Feierlichkeit sich nicht gar lange ausdehne, war das Arrangement getroffen worden, daß zwölf Präsidenten dabei mitwirkten, und also immer zwölf Bursche zu gleicher Zeit eingeschworen und zu Rittern geschlagen wurden. Nachdem Alle die Weihe erhalten, hatte die Organisation ein Ende und es trat die gemüthlichste aller Anarchien an deren Stelle. Muntere Gespräche, sprühende Wize, fröhlicher Becherklang durchtönten den Saal, und als die alten Häuser sich zu später Stunde trennten, nahmen sie das Bewußtsein eines wohlthuenden, nachhaltigen Eindruks mit sich. Es grüne und blühe das deutsche Burschenleben und veredle die Gemüther, hüben, wie drüben! (N. Y. C.-Z.)

— (Tod eines Einsiedlers.) Wir lesen in der „Buffalo Republik": Egeride van Kehr, ein geborener Franzose, Soldat unter Napoleon dem Ersten, wurde nach dessen Sturz verbannt (?) und kam nach den Vereinigten Staaten. Vor beinahe dreißig Jahren kam er nach Buffalo, mied die menschliche Gesellschaft und trieb sich in den Wäldern unweit der Stadt herum, wo er in hohlen Bäumen oder Höhlen sein Nachtlager aufschlug. Er bettelte die Speisen, welche er zu seinem Lebensunterhalt bedurfte. Zu diesem Zweke kam er täglich in die

Stadt und hielt seine magere Mahlzeit auf der Straße. Er sprach nie Englisch, obgleich er die Sprache verstand, da er, wie er sagte, die Sprache derer nicht reden wolle, welche das Schiksal seines Kaisers verschuldet. Er hatte Napoleon mit der großen Armee nach Rußland begleitet und war nach dem Brande von Moskau mit den Trümmern derselben nach Frankreich zurükgekehrt. Er starb den 16. April, im Armenhause von Erie County. Im lezten Winter schlief er in einer Scheune, zwei Meilen von der Stadt entfernt, wohin er einen großen Haufen Heu geschleppt hatte, mit dem er sich bedekte und gegen die grimmige Kälte schüzte. Dort, auf diesem Heu, wurde er gefunden, in den lezten Stadien des Typhusfiebers. Er wurde in's Armenhaus gebracht, wo man ihm alle Aufmerksamkeiten erzeigte, aber er starb am Abend desselben Tages. Man pflegte ihn „Johannes, der Einsiedler" zu nennen. In den ersten Jahren seines Aufenthalts in der Stadt Buffalo waren seine Mahlzeiten oft spärlich und er zankte sich wohl mit den Hunden um die Knochen auf der Straße, später aber bekam er aus den Küchen verschiedener Hotels in der Stadt oft mehr, als er bedurfte. Alle Versuche, die Geschichte seines Lebens von ihm zu erfahren waren vergebens. Er stand allein da, ohne Heimath, ohne Haus, ohne Freund und ohne Kind. So durchwanderte er sechzig lange Jahre, starb als Pauper und wurde als Pauper begraben. Er sah den Onkel auf der Höhe und im Fall, von dem Neffen sah er nichts.

— Pennsylvanien. Wir lesen im „Republikaner": In Pittsburg werden jährlich mehr Dampfboote gebaut, als in allen am Ohio liegenden Städten zusammen. 1855 wurden hier 63 gebaut, mit über 13,000 Tonnengehalt. Seit dem 25. März, als die Flüsse aufbrachen, kamen hier 230 Dampfboote an, 40 von Brownsville, 24 von St. Louis, 23 von Wheeling, 21 von Elisabeth, 21 von Wellsville, 16 von New-Orleans, 15 von Cincinnati, 18 von West-Newton, 12 von Louisville, 6 von Nashville u. s. w. An Fracht über 50,000 Tonnen zusammen, was für 23 Tage Verkehr gewiß hinreichender Umsaz ist. Pittsburg ist also ein Fabrikplaz ersten Ranges und kann sich als Handelsstadt mit den größten Städten in gleiche Reihe stellen.

— Minnesota. Die Stadt Stillwater wurde vor zwei Jahren von der Gesezgebung des Territoriums Minnesota als City incorporirt, zählte damals 6 bis 700 Einwohner, welche Zahl sich in den beiden lezten Jahren auf über 2000, zum großen Theil Deutsche, vermehrt hat, ohne die in beträchtlicher Anzahl in der Umgegend wohnenden Akerbautreibenden einzurechnen. Dieses Jahr wird die Stadt einen ganz ungewöhnlichen Zuwachs erhalten und eine Menge neuer Gebäude sind in Konstruktion begriffen zur Aufnahme von Settlers, welche vielleicht in keinem Orte der Vereinigten Staaten so willkommen geheißen sind, wie hier. Die Stadt liegt 18 Meilen von St. Paul, der Hauptstadt des Territoriums, 25 Meilen östlich von den berühmten Wasserfällen von St. Anthony, 150 Meilen von Traverse des Sioux am Minnesotaflusse und 30 Meilen von Sauk Rapids, dem Endpunkte der Schifffahrt auf dem Mississippi. Stillwater ist der Hauptort von Washington County, hier befindet sich das Courthaus, so wie die Strafanstalt des Territoriums. Für Kirchen jeder Konfession und was mehr ist, für ausgezeichnete Schulen ist hinlänglich gesorgt. Hotels mit sehr gutem Komfort mangeln ebenfalls nicht, zumal zur Sommerzeit von Boston, New-York, St. Louis und New-Orleans u. s. w. eine nicht unbeträchtliche Anzahl Fremde ihre Sommerresidenz hier aufschlagen. Mit ausgezeichnetem Quellwasser ist Stillwater und seine Umgebungen im Ueberfluß versehen und in vielen Privathäusern sind bereits laufende Brunnen eingeführt. Die Stadt liegt anderthalb Meilen dem Seeufer entlang, auf einer mäßig ansteigenden Ebene, an einer Stelle, wo die den See und Fluß umgebenden Hügel sich halbmondförmig zurükgezogen haben, einige Fuß über dem höchsten Wasserstande, gerade genugsam ansteigend für die Annehmlichkeit, Reinlichkeit und Schönheit des Ortes, jedoch bei weitem nicht so steil gegen die etwa 100 Fuß hohen Gipfel des Abhanges hin, wie Quincy in Illinois oder Natchez in Mississippi. Diese Höhen gehen in fruchtbare Ebenen über, die theilweise schon kultivirt sind und gute Produkte liefern. (D. A. Z.)

— Ohio. (Praktische Frauen-Emanzipation.) Auf dem Miami-Kanal fährt zwischen St. Mary's und Cincinnati ein Boot, welches in der Person einer Mad. Leonhard einen weiblichen Kapitän besizt, der „sich gewaschen hat". Sie ist eine Deutsche, von angenehmem Aeußern, schreibt eine zarte Damenhand und füllt ihren Posten nicht etwa nur dem Namen nach, sondern steht allen Pflichten ihrer Stellung mit einer Würde und einem Takt vor, den sich manche ihrer Kollegen vom andern Geschlechte als Beispiel dienen lassen können. Sie schließt Frachtkontrakte ab, fertigt Ladscheine und andere Papiere aus, bezahlt die Zölle in Person und beaufsichtigt das Aus- und Einladen. Ihr Mann befindet sich in Kalifornien, und sie hat beschlossen, daß keine Lüke in den geschäftlichen Beziehungen seine Abwesenheit verrathen soll. (Cin. N.)

Südamerika. Brasilien. (Bericht des Lehrers Herrn Auler über die Schulverhältnisse der Kolonie Dona Franziska bis Ende 1855.) „Als ich am 1. November 1853 dahier ankam, wurde ich von vielen Seiten aufgefordert, eine Schule zu errichten und der hiesigen Jugend den bis dahin gänzlich entbehrten Unterricht zu ertheilen. — Als Kinderfreund konnte ich diese Aufforderung nicht unbeachtet lassen, und trozdem jedes Hülfsmittel für eine Schule fehlte, und noch viele Schwierigkeiten und Hindernisse zu überwinden und zu beseitigen waren, so entschloß ich mich doch, einen Versuch zu machen und dem so allgemeinen und dringenden Bedürfnisse, so viel in meinen Kräften stände, abzuhelfen. Der Erfolg war ein über alle Erwartung günstiger, was aus dem Nachfolgenden zu ersehen ist. Am 4. November 1853 begann ich mit dem Unterrichte in Joinville mit 13 Kindern, welche Zahl sich aber Ende November bis auf 20, Ende Dezember auf 30 und Ende Januar auf 40 steigerte. Die durchschnittliche Zahl der in einem Monat die Schule besuchenden Kinder stellte sich während der ganzen Schulzeit, bis August 1854, auf 35. Ende November 1853 eröffnete ich gleichfalls eine Schule in der Weststraße — 3 Stunden von Joinville — wo ich an den drei lezten Tagen der Woche Schule hielt. An beiden Orten Vor- und Nachmittags. — Die Zahl der Schüler in der Weststraße stieg gleichfalls auf 40; reduzirte sich aber bald auf 32 und die durchschnittliche Zahl der in einem Monat die Schule besuchenden Kinder stellte sich für die ganze Dauer, bis Februar 1853, auf 28. Die Durchschnittszahl meiner Schüler für beide Schulen war also 63, welche ziemlich regelmäßig den Unterricht besuchten. In Bezug auf die Geschlechter waren es in Joinville 21 Knaben, 19 Mädchen und in der Weststraße 17 Knaben und 23 Mädchen. Als inzwischen in Joinville die Nationalschule eröffnet worden war, stellte ich meinen Unterricht daselbst ein und sezte von Ende Juli 1854 denselben nur in der Weststraße fort, bis im Januar d. J. das von der Direktion der Kolonie neuerbaute Schulhaus in Mitte der Kolonie — eine Stunde von Joinville — fertig war, in welchem ich den Unterricht am 26. genannten Monats beginnen konnte. Anfangs Februar hörte ich mit dem Unterrichte in der Weststraße auf. Der Besuch des neuen Schulhauses im Mittelwege ist bisher noch ein verhältnißmäßig geringer gewesen, theils weil die Einwohner der Weststrasse eine eigene Schule beanspruchen, theils weil der Weg für die Kinder ein ziemlich langer und oft schlecht zu passirender ist. Die Zahl der Schüler beträgt jezt 32, nämlich 18 Knaben und 24 Mädchen und die durchschnittliche Zahl der vom Januar d. J. bis jezt in einem Monate die Schule Besuchenden war 16. Oftmaligen Aufforderungen, in Joinville wieder eine Schule einzurichten, habe ich endlich nachgeben zu müssen geglaubt. Ich begann also mit dem Unterrichte in Joinville von Neuem am 19. September 1854 mit 18 Kindern und zwar drei Mal in der Woche, Montag, Mittwoch und Freitag von 9 bis 12 oder 1 Uhr. Die andern Tage, Dienstag, Donnerstag und Samstag, unterrichtete ich im Schulhause, im Mittelweg. Die Schülerzahl stieg bis Anfang November auf 53, und ist gegenwärtig 62, 32 Knaben und 30 Mädchen, von welchen 40 die Schule regelmäßig und die übrigen unregelmäßig besuchen. In Bezug auf den Unterricht selbst habe ich Folgendes zu erwähnen, ich lehre: 1) in deutscher Sprache den gewöhnlichen Elementar-Unterricht, welcher sich hauptsächlich auf Lesen, Schreiben und Rechnen beschränkt; Geographie, Naturgeschichte 2c. werden theilweise mit dem Lesen, theilweise mit dem Schreiben verflochten; 2) die Landessprache insoweit ich selbst derselben mächtig bin; 3) in Bezug auf Religion lehre ich nur die allen Konfessionen gemeinschaftliche Moral. — Es ist mein eifrigstes Bestreben, die Landessprache so nach und nach mir zum Hauptlehrgegenstand zu machen, natürlich in dem Maße, als ich selbst in derselben fortschreite."

Feuilleton.

Zwei Briefe eines deutschen Kommunisten aus Amerika.

Erster Brief.

Nujork nich sondern Kendukki wo ich jezd bin.

Lüber Ludewig!

Ich bin gliklich hir eingedroffen in Ameriga Dunnerwetter das is en Land 17 Dage in eine ford gereißt un noch keine Grenze un kein Schandarm un kein Bas verlangd un kein Schlachbaum gesen und kein Bolizeidiener worum ich Dich eigendlich bitten wollde weil mir das bei den Bolizeidienern die ich nich gesen habe einfeld so geh doch einmal zu Lowizki hin Du weist schon — und sage ihm hir soll er herkommen hir is des Land vor ihm. Wo so aber Du glaubsd daff ich nich de Wahrheid rede die Kühe un Ferde laufen hir frei im Walde rum un es kann se jeder nehmen wer will un ich bin iberall die Nachd in die schensden Beken geschlafen und ob sie mich eine 20 Daler Nothe wereln kennten wenn ich se morgends fragde sagden se jedesmal nein was mir sehr leid tat Hurrjeh komm nach Ameriga un 3mal Fleisch un Spek un Kafeh und Milg un Zuker un saure Gurken un Herr nennen sie Misther wo sie mich immer Misther Bomeier nennen. Hür glaub ich aug von wegen Komunismuff is das regde Blaz glaub ich un ich un ein guter Freind wir haben uns den Mormonen angemachd wie ich sagen wollde wir haben Briderschafd mit sie gemagd und allens sollen mir teilen haben sie ferschprochen mir teilen un sie teilen un die anderen teilen un da kommen mir gans gut weg dabei aber wir missen sie schon mannigmal kleine Freindschafden duhn un Welschkorn holen in andere Felder un aus Fersehn eine Sau schlagden un kein Schandarm hat einen nichts zu sagen un is keiner zu sehn. Un vile Aeppel in die Obstgerten un viele Firsich das eine Bein tut mich noch sähr we von ein große Hund — gottvertamte Krete der Hund Aber ich muff nu schlüßen o Ludewig wenn Du wistest was se hir vor Gefengnisse haben lauter Holz un kein Boden drin ob se wol unser einem nu Du verstehest mir wol Aber ich muff nu schlüßen un die Bauern die nich teilen wollen haben ihre Kornkrib als wo so ein Welschkornscheune heißt im Freien un keine Hunde dabei wie die vertamte Krete. Aber ich muff nu schlüßen un wenn Du hirherkomst un ich wone in das Bortinghaus von Samöel Schmit un Du kansd hir aug wohnen 1 un 3 4tel Dollar die Woche. Aber ich muff nu schlüßen un Du kansd lange gut leben denn Du komsd bald hürher von die Schorken die Dich schünden und kujjeniren wo es immer geschiht das winscht Dein getreier Bruder
Eregott Bomaier.

Wenn Du meine Frau siest sage ihr sie solle jo nich hirher kommen es were hir gar nigts vor die Frauen.

Zweiter Brief.

Lüber Ludewig!

Sondern nach Teksas haben se mich jezt kujenirt un nich mehr in Kendukki Hurrjeh is das vor ein Land das Ameriga wenn ich nur erscht wieder raus were gesund Die Leite hengen se hür wie gar nix un se bigen man blos einen Baum krum und hengen se dran wie bei uns de Maulwirfe. Vor das eine Ferd konnt ich gar nix un wenn ich mir aus Fersehn drauf sezte un fortritt so war es nur Unglik das ich den Eigendimer gleich in die Straße begegnen musste un die Haue, hurrjeh wenn man einmal fort is soll man aug fort sein die vertammten Intianer suchen einem Menschen seine Fußtappen nach wer weis wie weit un alles wegen lausige 20 Dollars und ein baar Stiebeln. Un mit die Mormonen na die sollen mich wider kommen na aber hür kommen se nich her — was kansd Du denn daver wenn se dir sagen das is mein Land hol mich einmal 1 Arm voll Korn un mach 1 Schwein dot? Un denn vor en 1faches Fersehen will mann Einen nich gleich ufhengen wie en Maulwurf un wie ich here soll es bei eich in Deitschland jezt regd hibsch sein o wenn ich doch Geld hette und hiniber kennte hir selts keinen ein das teilen un doch sagen se alle Menschen weren gleich die sin aug grade so wie bei uns de Aristogradden hole si alle der Deibel. Was ich habe das gehert aug mein Nagbar daff is mein Grundsaz un danag handel ich aber hir kasse se kein Menschen seine Grundseze ungeschoren, wenn alles was ich habe mein Nagbar gehert so gehert alles was mein Nagbar gehert aug mein daff is doch klar aber gottbewahre aufbaken bünden und vor Gericht schleppen is hür eins und in Anfang wollte se kurtsen Brozeff mit mür machen un alle faffden mit an. Was hülft mich denn daff das keine Bolizeidiner un Schandarmen nich da sin wenn jeder en Bolizeidiner spilen will es war ein Glik daff se mich noch den Scherif hir lißen — denn Scherif nennen se di Oberschandarmen wo ich nur erst geglaubt habe es weren keine da weil se nich 3ekige Hite aufhaben wi bei uns; nimand hatte mich nich gesehn un da lißen se mich schweren hurrjeh war das en Glik un aug freie Pasasche haben se mich auf en Damfbot gegeben nach Teksas — so, mich kriegen se nich wider nach Kendukki. Lüber Ludewig wenn Du in Deitschland wo es jezt regd hibsch sein soll was eribrigdsd un wenn ihr ans teilen kommd so thu mich doch den Gefallen und schike mein teil heriber das ich auch nach Deitschland kann wo es jezt so hibsch sein soll un meine Frau sage sie megde mir doch 5 Daler schiken oder noch mer wenn sie kennte denn es ginge mir hir söhr schlegd un ich hette sie söhr lieb must Du ihr sagen aber ich muff nu schlüßen. so lebe regd wol un gesund un besser wie ich denn ich habe das Füber un das schitteld mich söhr un dieses winscht dein getreier Bruder
Eregott Bomeier.

vergis ja nich mir mein teil zu schiken womit Du mir ein großen gefallen duhn wirst es soll dein schaden nich sein wenn ich nach Deitschland wider komme un meine Frau die 5 Daler.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei wehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermässigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 24. | Samstag den 14. Juni. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | 1856.

Die schwarze Bevölkerung von Brasilien.

Neger und Mischlinge, in denen das afrikanische Blut vorherrscht, gibt es in Brasilien zwischen drei und vier Millionen. Die Mehrheit sind Sklaven, aber im Lande selbst geboren und verhältnißmäßig nur gering ist die Anzahl derjenigen, die wie die Vorfahren jener noch selbst aus Afrika eingeführt wurden. Denn durch das Machtwort Englands ist der Sklavenhandel verboten und wenn auch durch seine Kriegsschiffe nicht ganz unmöglich gemacht, so doch erschwert worden. Im Jahre 1831 trat die brasilianische Regierung dem Vertrage zur Unterdrükung des Handels mit Menschenfleisch bei und zeigt je länger je mehr, daß es ihr mit der Bekämpfung des heimlichen Sklavenhandels Ernst sei. Es ist durch amtlich aufgenommene Zählungen und durch die Erfahrung bewiesen, daß die Sklavenbevölkerung sich aus sich selbst nicht vermehrt, sondern im Gegentheil vermindert, wenn sie nicht durch frische Zufuhr von Außen vollzählig erhalten wird. Und eine solche Verminderung ist wenigstens in den südlichen Provinzen bemerkbar, wo zum Segen des Landes der schwarze Sklave dem freien weißen Einwanderer allmälig Plaz macht. — Die brasilianischen Neger stammen aus sehr verschiedenen Gegenden Afrikas her, doch meistens aus dem ungeheuren Gebiete im Westen und Osten der südlichen Hälfte dieses Welttheils, das jezt noch Eigenthum der Portugiesen ist; sie unterscheiden sich daher auch durch ihr körperliches Aussehen, ihre größern oder geringern geistigen Fähigkeiten, ihre Sitten und Gebräuche von einander; sie behalten bisweilen ihre heimathlichen Mundarten bei, nehmen aber gewöhnlich bald die Sprache ihrer Herren an. Häufig sieht man bei ihnen die besondern Abzeichen des Stammes, dem sie angehörten, in die Haut eingegraben und der Haß, den feindliche Stämme im Vaterlande gegen einander hegen, pflanzt sich oft auch in die neue Heimath hinüber. Die Neger sind ein fröhliches Volk; sie lieben Musik und Tanz. Das Loos des brasilianischen Sklaven ist keineswegs ein so trauriges, wie man sich wohl bei uns, wo Jedermann vom Bewußtsein der Menschenrechte durchdrungen ist, gemeiniglich vorstellt; denn der bloße Gedanke Sklave zu sein drükt sie um so weniger, als auch ihre und ihrer Vorfahren Stellung in Afrika meist keine bessere war. Der gemüthliche Brasilianer ist insgemein seinem Sklaven ein milderer Herr, als der Nordamerikaner; er verlangt von ihm nicht so viele und strenge Arbeit, wie dieser. Die Rechte der Eigenthümer über die Sklaven sind durchaus nicht unbeschränkt, Gesezе bestimmen z. B. die Strafen, die ihm auferlegt werden dürfen. Ferner liegt es schon im Interesse des Herrn, daß er seinem Sklaven, der ihn viel Geld gekostet hat, schont. Der Neger hat seine Arbeitsstunden; nach dem Feierabend, an Sonntagen und oft halbe Tage in der Woche darf er für sich selbst arbeiten; der Herr gibt Land, auf dem er zum eigenen Gebrauch oder zum Verkauf pflanzen kann. Daneben erhält er Wohnung, Kleidung, Nahrung, Pflege in Krankheiten und im Alter, er ist im Allgemeinen besser daran, als der arme Mann im freien Europa. Da er keine geistigen Bedürfnisse hat und für sein leibliches Wohlbefinden gesorgt ist, so fehlt ihm eigentlich nichts. Manche genießen auch einen gewissen Grad von Freiheit. Sklaven, die ein Handwerk verstehen, haben oft ihre ganze Zeit zur eigenen Verfügung und bezahlen dem Herrn dafür täglich, wöchentlich, monatlich eine gewisse Summe. Was sie darüber hinaus verdienen, gehört ihnen. Dadurch gelingt es manchem, sich frei zu kaufen. Will der Neger seine Freiheit um einen gunehmbaren Preis erstehen, so kann sich sein Herr diesem Verlangen nicht widersezen, ohne die Ungunst der öffentlichen Meinung auf sich zu ziehen. Es ereignet sich wohl auch, daß ein Sklave, dem man die Rükzahlung zutraut, Geld zum Loskauf geliehen bekommt. Am meisten aber geschieht die Freilassung des Sklaven durch ein Testament. Die Zahl der freien Schwarzen und Farbigen vermehrt sich nur langsam; sie mag etwa den zehnten Theil der ganzen afrikanischen Bevölkerung ausmachen. Daß sie nicht größer ist, muß eben nicht für ein Unglük angesehen werden; denn diese Leute gereichen keinem Lande zum Segen. Wenn es auch unter denen, die durch Verstand, Fleiß und gute Aufführung, überhaupt durch eignes Verdienst sich frei gemacht haben, solche gibt, welche eine ihrer nunmehrigen höhern Stellung in der Gesellschaft würdige Lebensweise fortführen, so sind dieß im Ganzen seltene Ausnahmen; den meisten fehlt der sittliche Antrieb und die Charakterstärke hiezu; sie verstehen unter Freiheit nichts anderes als Ungebundenheit; entwöhnen sich der Arbeit, sobald der Zwang aufhört und ergeben sich dem Müssiggang und damit allen Lastern.

Die amerikanischen Ureinwohner oder Indianer sind theils noch freie, wilde, heidnische, theils unterworfene und zum Christenthum bekehrte, in höherm oder niederm Grade zivilisirte Stämme. Jene nennt man Indios bravos, auch Tupayos, Gentios oder Bugres, diese Indios mansos oder Capocios. Die Indianer sind meistens nicht groß gewachsen, aber gedrungen und muskelkräftig gebaut. Ihre Farbe wechselt vom dunkeln Roth bis zum bräunlichen Weiß. Sie haben schwarze, dünne, schlichte Haare, kleine schwarze Augen, ein rundes Gesicht mit stark entwikelten Backenknochen, eine niedere zurükweichende Stirn, eine plumpe, oft eingedrükte Nase, dike Lippen, einen kurzen Hals, kleine wohlgebildete Hände und Füße. Ihre sehr verschiedenen Sprachen sind arm an Worten und von einfachem Bau. Es gibt mehr als hundert unabhängige Stämme; die meisten wohnen in den Provinzen Amazonas, Para und Matto Grosso. In Südbrasilien kommen nur wenige vor, im Norden von San Paulo, in den Urwäldern von Minas Geraes, in den Einöden des Gebirges, welches die Provinz Santa Katharina von der Hochebene scheidet. Auch diese sind verschiedene Völkerschaften, man nimmt sie aber oft unter dem Namen Botocudos zusammen, den sie von ihrer Gewohnheit, einen Holzpflok (botoque) in der durchbohrten Unterlippe, bisweilen auch in den Ohrläppchen, zu tragen erhalten haben. Diese Indianer sind nicht zu fürchten; denn sie sind feige und ziehen sich vor den Weißen beständig in die Tiefe der Urwälder zurük. Ihre Bewaffnung besteht aus Bogen und Pfeilen, bisweilen auch Keulen und Speeren. Die Pfeile sind bei den südlichen Indianern nicht vergiftet; nur einige Stämme im Gebiete des Amazonenstromes bedienen sich dieses Mittels, das sie im Kampfe gefährlicher macht. Die Furcht vor den Weißen und die Feindschaft gegen dieselben sind die natürliche Folge der Verfolgungen und Ungerechtigkeiten aller Art, die sie seit Jahrhunderten von jenen zu erdulden hatten; noch jezt werden sie bisweilen wie Thiere gejagt; doch beginnt auch gegen sie ein milderer und gerechterer Geist die Oberhand zu gewinnen. Daß gar viele dieser Stämme eines gesitteten Lebens fähig sind, beweisen die großen Erfolge, welche die Jesuiten früher in dieser Beziehung erzielten.

Mit den nordamerikanischen Indianern haben die brasilianischen Wilden den Gebrauch gemein, sich den Körper mit grellen Farben zu bemalen. Bei den meisten gehen beide Geschlechter ganz nakt oder beschränkt sich die Kleidung auf eine kleine Schürze um die Lenden. Allein bei dieser Nakтheit haben sie doch große Liebe zum Putz und schmüken sich mit Schnüren von Beeren, Thierzähnen, bunten Vogelfedern und allerlei anderem Tand. Die geistigen Kräfte der brasilianischen Urvölker werden von der rohesten Sinnlichkeit beherrscht; allein sie sind nichts weniger als schwach; ihre Urtheile sind verständig, sie begreifen leicht und erwerben sich vermöge eines starken Nachahmungsvermögens bald manche Handfertigkeiten, sobald sie mit Weißen in Berührung kommen. Sie sind hinterlistig, reizbar, rachsüchtig; aber eben so gutherzig, treu und dankbar, wenn sie offen und wohlwollend behandelt werden. Alle diese Völker sind träge, besonders die Männer, die sich außer um Jagd und Krieg um nichts bekümmern. Das Weib ist die Sklavin des Mannes; der Bau der Hütte, das Aufsuchen der Nahrung ist ihr Geschäft. Das leztere erheischt freilich in dem reichen Lande, wo die Natur so vieles aus dem Pflanzen- und Thierreich dem Menschen beut, keine große Mühe. Die wilden Indianer sind auch in ihrer Nahrung gar nicht wählerisch; sie essen nicht nur Affen, Faulthiere, Ameisenfresser, Wildschweine und Tapire, sondern auch Nazen, einige Schlangen, Eidechsen, Käferlarven, Ameisen; das Füllen des Bauches ist ihnen die Hauptsache; denn sie sind insgesammt starke Esser. Man behauptet, manche Stämme seien noch Menschenfresser, nicht aus besonderem Appetit nach Menschenfleisch, soudern aus wüthender Rachgier. Von andern Seiten wird aber diese scheußliche Gewohnheit überhaupt in Abrede gestellt, so wie auch die noch unwahrscheinlichere Sage, daß die Fermtes ihre Anverwandten tödten und verzehren, wenn sie durch Alter oder Krankheit unvermögend seien, sich selbst zu ernähren. — Die eben geschilderten unabhängigen Indianer stehen auf der niedrigsten Kulturstufe, sind herumschweifende Jägervölker. Aber es

gibt andere Stämme, welche schon die zweite Stufe erreicht haben, wie die Guaycurus am obern Paraguay, treffliche Reiter, die im Besize großer Viehheerden sind; bei noch andern bemerkt man sogar die rohen Anfänge des Akerbaues und seßhaften Lebens. Das Christenthum hat bei den wenigsten erst leichte Wurzeln gefaßt. Auch bei den sogenannten christlichen Indianern beschränkt es sich so ziemlich auf die Beobachtung der äußerlichen Formen des Katholizismus. Wenn man von einer Religion der im wilden finstersten Heidenthum befangenen Indianer reden kann, so besteht sie in dem Glauben an böse und gute Geister, gegen welche leztere Zauberer ihre Künste machen; auch eine dunkle Vorstellung von einem künftigen Dasein muß roh in ihrer Brust wohnen, denn sie versehen ihre Todten zur Reise dahin mit Wildpret.

Die christlichen in festen Wohnpläzen angesiedelten Indianer waren früher zahlreicher als jezt. Zwei Jahrhunderte lang, von der Mitte des sechszehnten bis zur Mitte des achtzehnten, waren die Jesuiten mit der Bekehrung der wilden Brasilianer beschäftigt; über das ganze weite Reich waren ihre Missionen zerstreut. Was dieser Orden auch sonst in der Welt verschuldet haben mag, er war der Wohlthäter der südamerikanischen Ureinwohner. Der Feuereifer der Jesuiten überwand alle Schwierigkeiten. Sie suchten die Wilden in den Einöden auf, lehrten sie den Boden urbar machen und anbauen; tauften, vereinigten sie in Dörfern und hielten sie mit kräftiger Faust in Zucht und Ordnung; sie vertheidigten die Rechte der Eingebornen gegen ihre weißen Bedrüker, welche sie als ihre Sklaven behandelten. In San Paulo allein hatten sie 60,000 Indianer angesiedelt; die große Guaranination am Paraguay, Uruguay und Parana war unter ihrer Botmäßigkeit; vom Laplata bis zum Orinoco breiteten sich ihre Missionen aus, Maranham und Bahia waren damit bedekt. Sie verfügten über Tausende indianischer Krieger und fochten an ihrer Spize tapfer für die portugiesische Regierung gegen die Holländer. Aber die Macht des von den Jesuiten beherrschten Indianerreiches erregte endlich die Eifersucht und Furcht der Regierung. Ein von den Jesuiten angestifteter Aufstand der Guaranis, die sich der Theilung ihres Landes zwischen Spanien und Portugal widersezen wollten, gab den Anlaß zur Vertreibung der Jesuiten aus allen ihren Besizungen (1759). Es war zugleich der Tod ihrer Schöpfung; der Indianer-Staat zerfiel sowie die Lenker fehlten; in San Paulo findet man nur noch Spuren davon und in den meisten andern Provinzen hie und da kleine Gemeinden; manche fielen wieder in Barbarei zurük, viele unter die Knechtschaft der Weißen und diese, mit den Blattern und dem Branntwein, denselben Geschenken der Europäer, die auch den nordamerikanischen Indianern so verderblich waren, räumten stark unter ihnen auf. Heutzutage gibt man die Gesammtzahl der christlichen Indianer Brasiliens auf 300,000 an, jedenfalls viel zu hoch; denn die neueste amtliche Zählung der in Pfarrdörfern (aldeas) vereinigten Indianer, welche zwölf Provinzen umfaßt, ergibt nur 19,354 solche seßhafte Christen. Die Guaranis sind immer noch das bemerkenswertheste Volk unter ihnen. In den Gegenden am Uruguay und Parana leben sie neben der dünngesäeten weißen Bevölkerung, meist als Viehhirten im Dienste derselben und wie diese nur wenig Akerbau treibend.

Was die Mischlinge aus den reinen Racen betrifft, so ist man in Brasilien mit deren Unterscheidung nicht so genau wie im übrigen Amerika, wo sie je nach der nähern oder entferntern Verwandtschaft mit der einen oder andern Race eingetheilt und nicht nur die ersten Grade, die direkten Racenmischlinge, sondern auch die weitern aus der Verbindung der leztern hervorgegangenen Nachkommen verschieden benannt werden und besonders die Abstammung von Weißen sehr ängstlich ausgerechnet wird. Bei amtlichen Volkszählungen in Brasilien sind nur drei Klassen der Bevölkerung angegeben: Brancos, Weiße, Pretos, Schwarze und Pardos, Braune oder Farbige. Wenn man hin und wieder noch die Abkömmlinge von Weißen und Schwarzen Mulatten nennen hört, so sind hingegen die Namen Mestizen (von Indianern und Weißen) und Zambos (von Negern und Indianern) gar nicht gebräuchlich. In den mittlern Provinzen z. B. in San Paulo heißen die Abkömmlinge eines Weißen und einer Indianerin Mamelucos, die unmittelbaren Nachkommen von einem Neger und einer Indianerin Cafusos.

Cabets Icarien.

Viktor Duret publizirt in der „Revue suisse" einen höchst interessanten Bericht über die vielbesprochene kommunistische Kolonie Cabets in Amerika. Der Bericht basirt auf den Mittheilungen eines Schweizers, der selbst Mitglied jener Kolonie gewesen ist. Gern hätten wir den Bericht wörtlich wiedergegeben, aber der Raum hindert uns daran. Wir müssen uns also auf einen Auszug beschränken.

Nauvoo, der Mittelpunkt von Cabets kommunistischer Kolonie, liegt auf dem linken Ufer des Mississippi in Illinois. 1844 versuchten die Mormonen, nachdem sie aus Ohio und Missouri vertrieben worden waren, dort eine Stadt zu gründen. Wirklich erbauten sie auch einen prachtvollen Tempel. Bereits zählte die Mormonenstadt 7000 Einwohner, als der Krieg zwischen Amerikanern und Mormonen wieder begann. Troz der Tapferkeit der „Legion von Nauvoo" wurden die Mormonen geschlagen und mußten den Boden von Illinois räumen. Das war im Frühling 1846.

Die Mormonen gingen nach Norden (soll heißen Westen), ausgenommen eine kleine Anzahl Dissidenten, die in Nauvoo blieben. Außerdem gibt es in Nauvoo noch Katholiken, Baptisten, Methodisten, Lutheraner und Reformirte; auch eine Maurerloge ist am Orte. Der ganze Ort hat jezt etwa noch 800 Einwohner.

Nach den Ereignissen des Jahres 1848 reiste Cabet, der bekanntlich durch seinen „Populaire" und durch persönliche Agitation schon Jahrelang, und zwar mit Glük, Propaganda für den Kommunismus gemacht hatte, aus Europa nach Amerika ab, um dort die Realisation seiner Plane zu versuchen. Angekommen in dem neuen Lande sandte Cabet eine Avantgarde nach Texas, um dort die ersten Anfänge „Icariens" zu begründen. Die Expedition glükte nicht, sie kehrte nach New-Orleans zurük. In Folge dieser mißglükten Expedition fielen schon in New-Orleans eine Anzahl der Anhänger Cabets von ihm ab. Mit den Treugebliebenen ging er auf den Mississippidampfern nach Nauvoo. Dort kaufte er für 15,000 Franken die Ruine des Mormonentempels (derselbe war Anno 1846 von den Yankees verbrannt worden). Besagten Tempel wollte er herstellen und zu Wohnungen einrichten. Aber die Ruine stürzte in Folge eines Orkans vollständig ein. Neben der Ruine besaß Cabet noch 4—5 Akres Land. Um die Kolonie unterzubringen, schloß Cabet für 10,000 Franken Miethskontrakte in Nauvoo ab, wo es begreiflich nicht an Wohnungen fehlte. Auch kaufte er ein anderes großes Haus an, das er ausbaute, um etwa 40 Haushaltungen aufnehmen zu können, wenn man da überhaupt von Haushaltungen sprechen kann. Jedes von den gemietheten Häusern nahm etwa 5 — 10 Personen auf. In dem großen, angekauften Hause befand sich ein geräumiger Saal, der zum Refektorium und Zusammenkunftsorte ausersehen wurde. Später wurde auf den Ruinen des mehrerwähnten Tempels (der Tempel scheint in Cabets Kopf eine ganz besondere Rolle zu spielen) ein Gebäude errichtet, das als Ort der Vereinigung für die kommunistische Kolonie diente. Die Küche liegt in der Nähe. Außerdem besizt die Kolonie am Flusse eine Dampfmühle, eine Drukerei zwei Stunden von Nauvoo, und drei bis vier Farmen in den Umgebungen der Stadt, welche Umgebungen durch die Mormonen ziemlich entholzt sind. Weiterhin beginnt die Prärie.

Sehen wir uns nun das Leben der kommunistischen Kolonisten etwas näher an.

Sie sizen zu je zehn an einer Tafel. Zum Frühstük gibt es kalten oder warmen Spek mit Erdäpfeln; dazu Kaffee, der aber von höchst miserabler Qualität ist. Zu Mittag Rindfleisch oder Spek. Zum Abendessen Spek. Immer Spek. Anstatt des Kaffees erscheint am Abend Thee mit Sassafras, als welcher Thee mehr als außerordentlich viel zu wünschen übrig läßt. Zu den Mahlzeiten ruft eine Gloke. Niemand darf den Saal betreten oder verlassen, bevor das Zeichen mit der Gloke gegeben ist.

Im Prinzip existirt in Cabets Kolonie die Familie, nur Eigenthum und Erbrecht haben aufgehört. Die Kindererziehung ist jedoch Sache der Gemeinschaft. Sobald das Kind laufen und sprechen kann, kommt es in die Schule der Gemeinschaft, welche es nur Sonntags von ein Uhr bis zum Abendessen verlassen darf, um seine Eltern zu besuchen. Lehrer sind in Cabets Kolonie Schuster, einige Schneider, einige Graveurs. Lehrerinnen sind ehemalige Pariser Puzmacherinnen. Ein fähiger Mensch ist für Englisch, Mathematik, Zeichnen und Astronomie angestellt.

Was nun die Organisation der Arbeit in der kommunistischen Kolonie anbetrifft, so bilden Schneider, Schuster, Tischler, Wagner, Schmiede rc. rc. eben so viele Ateliers, von denen jedes einen Chef auf die Dauer von drei bis sechs Monaten wählt. Die Frauen wählen unter sich Direktricen für die Räumlichkeiten, in welchen sie die Wäsche, Ausbesserung der Kleider, Nätherei rc. besorgen. (Das bischen Intrigue und das bischen Geklätsch und Geschimpfe in diesen weiblichen „Ateliers"! Ei weh!)

Was die Agrikultur anbetrifft, so muß weiter darüber gesprochen werden.

Im Jahr 1850 hatte die Gemeinschaft nur eine Farm von achtzig Akres Land, das noch obendrein zum größten Theile nicht kultivirbar war. Ende 1849 waren etwa 60 Mitglieder ausgetreten, weil sie sich Cabets Diktatur nicht gefallen lassen wollten. Cabet ging in seiner kleinlichen Eitelkeit so weit, bei jeder Gelegenheit daran zu erinnern, daß er früher Deputirter und Staatsanwalt gewesen sei. Jener Austritt von 1849 und die Stürme, welche die Kolonie im Jahre 1850 und 1851 erschütterten, entstanden großentheils in Folge der obenerwähnten Farm, welche in der allerthörrichtesten Weise bewirthschaftet wurde. „Direktor" der Farm war, von Cabet ernannt, ein früherer Gärtner aus der Umgebung von Paris. Der Mensch war vollkommen unfähig, eine Farm zu leiten; außerdem waren sehr wenige des Landbaues kundige Leute in der Gemeinschaft, welche sich hauptsächlich aus Handwerkern rekrutirt hatte. Kommt dazu, daß selbst ein Mann, der den Landbau versteht, von vorn anfangen muß zu lernen, sobald er nach Amerika kommt. Davon hatte der gute Gärtner nun keinen Begriff. Mais pflanzte er an wie Kohl und Salat. Natürlich wurde nichts daraus. Der Weizen wird in Amerika in kleinen Schobern aufgespeichert, was sich als praktisch erwiesen hat. Der fromme Gärtner speicherte ihn aber, obendrein während er noch naß war, als einen einzigen ungeheuren Schober auf. Natürlich verfaulte der Weizen zum großen Theil. Die Erdäpfel pflanzte der Gärtner zu dicht aufeinander, so daß sie auch mißriethen.

Man verlangte in mehreren Versammlungen die Entfernung jenes braven Direktors, der noch obendrein ein grober und brutaler Mensch war. Der Mensch war aber ein Favorit von Cabet, und dieser wollte unter keinen Umständen auf seine Absezung eingehen. Zu bemerken ist, daß der Gärtner ein Favorit von Cabet deßwegen war, weil er den Spion spielte und Cabet alle möglichen Klätschereien über die Vorgänge in der Kolonie zutrug. (Da liegt der Hase im Pfeffer! Alle kommunistischen Organisatoren vergessen bei ihren Plänen die ungeheure, zerstörende, zersezende Macht der Klätscherei, die bei dem dichtern Zusammenleben der Menschen in der Gemeinschaft natürlich noch schlimmer und verderblicher ist, als in den Verhältnissen der alten Gesellschaft.) In den Ateliers gab es ähnliche Streitigkeiten. Die Chefs der Ateliers waren entweder unfähig oder unerträglich arrogant. Die Chefs wurden natürlich von Cabet gestüzt und gehalten. Schon im Sommer 1850 zerfiel die kommunistische Kolonie, zerfiel die „neue Welt" in zwei Lager: in Unterdrüker und Unterdrükte! (Ist immer das Ende vom Liede.)

Der Unwille der Unterdrükten richtete sich namentlich gegen drei sogenannte „Geranten", eitle und unfähige Menschen. Das Reglement der Gesellschaft, das umfangreicher ist, wie die Konstitution eines Schweizer Kantons, nennt die Mitglieder der „höheren Administration" Geranten. Cabet wollte nun unter keinen Umständen von der Absezung jener drei Geranten sprechen hören. Sah Cabet den Tag der Wahl kommen, die seinen Kreaturen gefährlich werden konnte, so bearbeitete er die Leute, welche persönliches Zutrauen zu ihm hatten, und nun kam es in bezüglichen Versammlungen zu unendlicher Säugbeutelei. Es gab Sizungen, die um 8 Uhr Morgens begannen und um 6 Uhr Abends erst aufhörten. Natürlich arbeitete während dieser Zeit kein Mensch. Cabet erzählte den Leuten in den Sizungen seine Biographie; was er Alles gethan und gelitten habe für die „erhabene Idee des Kommunismus" rc. rc. Dann brach er in Ausrufungen aus. „Wie oft habt ihr mich euren Vater, euren ehrwürdigen Vater genannt, warum habt ihr jezt nicht mehr dasselbe Vertrauen zu mir?" Man erwiederte ihm, daß es sich lediglich um den Wechsel einiger Geranten handle, warum er sich dem widerseze? Darauf erwiderte er, er sei nun einmal gewohnt mit diesen Geranten zu arbeiten, er könne mit andern die Geschäfte nicht erledigen. Sezte man ihm in kurzen Worten die Ursachen auseinander, welche eine solche Veränderung wünschenswerth erscheinen ließen, so erwachte der Advokat in Cabet, dann fing er an zu distinguiren und zu plaidiren, und zwar Stundenlang, wobei er dann natürlich vom Hundertsten in's Tausendste kam. Er behauptete, daß wenn die Geranten verändert würden, die Gesellschaft kein Geld mehr aus Frankreich bekäme. Der gute Vater Cabet läßt nämlich unter den französischen Arbeitern, die sich zu seiner Lehre bekennen, für die neue Kolonie regelmäßige Sammlungen anstellen. Jeder „Icarier" in Frankreich muß wöchentlich drei Sous zahlen. Früher zahlten die armen Teufel für die Propaganda der kommunistischen Ideen, jezt müssen sie für die Kolonie zahlen. Aber zahlen müssen sie immer. Auf seine Behauptung, daß die Unterstüzung aus Frankreich aufhören würde, erwiderte man ihm, daß es eine Schande sei, den armen Leuten drüben ihre Sous abzunehmen; die Kolonie könne sich, wenn vernünftig dirigirt, selbst erhalten.

kultivirbar war. Ende 1849 wa
ausgetreten, weil sie sich Cabet
lassen wollten. Cabet ging i
eit so weit, bei jeder Gelegenhei
er früher Deputirter und Staats
jener Austritt von 1849 und die
olonie im Jahre 1850 und 1851
großentheils in Folge der oben
e in der allerthörrichtesten Weise
„Direktor" der Farm war, von
erer Gärtner aus der Umgebung
ensch war vollkommen unfähig.
ußerdem waren sehr wenige des
e in der Gemeinschaft, welche
Handwerkern rekrutirt hatte.
st ein Mann, der den Landbau
gen muß zu lernen, sobald er
Davon hatte der gute Gärtner
ais pflanzte er an wie Kohl und
e nichts daraus. Der Weizen
kleinen Schobern aufgespeichert,
wiesen hat. Der fromme Gärt
obendrein während er noch naß
ungeheuren Schober auf. Na
eizen zum großen Theil. Die
ärtner zu dicht aufeinander, so

mehreren Versammlungen die
Direktors, der noch obendrein
Mensch war. Der Mensch war
bet, und dieser wollte unter
ne Absezung eingehen. Zu be
ärtner ein Favorit von Cabet
den Spion spielte und Cabet
en über die Vorgänge in der
gt der Hase im Pfeffer! Alle
toren vergessen bei ihren Plä
örende, zersezende Macht der
n dichtern Zusammenleben der
schaft natürlich noch schlimmer
in den Verhältnissen der alten
eliers gab es ähnliche Strei
Ateliers waren entweder un
arrogant. Die Chefs wurden
izt und gehalten. Schon im
kommunistische Kolonie, zerfiel
Lager: in Unterdrüker
(Ist immer das Ende vom

terdrükten richtete sich nament
e „Geranten", eitle und
Reglement der Gesellschaft,
e die Konstitution eines Schwei
Mitglieder der „höheren Ad
Cabet wollte nun unter keinen
ung jener drei Geranten spre
den Tag der Wahl kommen,
hrlich werden konnte, so bear
e persönliches Zutrauen zu ihm
in bezüglichen Versammlungen
lei. Es gab Sizungen, die
annen und um 6 Uhr Abends
arbeitete während dieser Zeit
lte den Leuten in den Sizun
as er Alles gethan und ge
ene Idee des Kommunismus"
Ausrufungen aus. „Wie oft
r, euren ehrwürdigen Vater
jezt nicht mehr dasselbe Ver
rwiederte ihm, daß es sich le
iger Geranten handle, warum
Darauf erwiderte er, er sei
diesen Geranten zu arbeiten,
Geschäfte nicht erledigen. Sezte
en die Ursachen auseinander,
erung wünschenswerth erschei
der Advokat in Cabet, dann
und zu plaidiren, und zwar
nn natürlich vom Hundertsten
behauptete, daß wenn die Ge
die Gesellschaft kein Geld mehr
Der gute Vater Cabet läßt
sischen Arbeitern, die sich zu
die neue Kolonie regelmäßige
eder „Icarier" in Frankreich
s zahlen. Früher zahlten die
paganda der kommunistischen
ür die Kolonie zahlen. Aber
Auf seine Behauptung, daß
nkreich aufhören würde, er
eine Schande sei, den armen
s abzunehmen; die Kolonie
stig dirigirt, selbst erhalten.

So wogte nun die Debatte, oder das Gezänk vielmehr, nuzlos und unerquiklich hin und her.

Bald darauf brachen Krankheiten in der Kolonie aus; einer der angefochtenen Geranten starb an der Cholera. Seine Stelle mußte besezt werden, aber Cabet wollte durchaus den Mann nicht annehmen, den die Majorität der Kolonie verlangte. Auf Bitten um Remedur erwiderte Cabet mit der stereotypen Phrase: „Der Moment ist noch nicht gekommen." Wenn die Mitglieder der Gemeinschaft Einsicht in die Kasse, in die Verhältnisse der Geschäfte verlangten, so erwiderte Cabet mit Erzählungen von seinem Leben, seinen Leiden, seiner Hingebung für die gute Sache. Auch verlangte die Majorität die Etablirung von etwa einem Duzend Farmen und Ankauf von mehr Vieh. Die Majorität meinte, sie könne wohl Musik am Sonntage und Preßerzeugnisse in der Woche entbehren, jedenfalls leichter entbehren, als Stiere, Kühe und Kälber, namentlich da der Viehstand ein Mittel des Gedeihens, die cabetistische Presse aber ein Reservoir von Lügen über den Zustand der Kolonie geworden war. (Schluß folgt.)

Das Territorium Minnesota.

(Schluß.)

Etwas oberhalb der Stromschnellen und noch in den Bois Francs liegt der Ort Henderson, der Countysiz von Sibby-County. Es führt von dort eine Straße nach dem weiter oben im Minnesota-Thal gelegenen Fort Ridgley und der Sioux-Agentschaft, eine andere nach St. Paul, eine dritte nach Saul Rapids und eine vierte nach Red Wing. Alle diese Straßen geben dem Orte, wo im Frühling 1854 erst eine einzige Familie wohnte, Bedeutung. Der Ort hat gegenwärtig schon 4—500 Einwohner, zwei Dampf-Sägemühlen rc. Bei hohem Wasserstande können Dampfboote bis hierher den Fluß hinaufkommen, wo dann die für das Fort und die Agentschaft bestimmten Provisionen und Güter ausgeladen und zu Lande auf Wagen weiter geschafft werden. Je mehr sich das obere Thal besiedelt, desto größer muß der Verkehr werden und es kann deshalb kaum fehlen, daß Henderson bald mehrere Tausend Einwohner zählen wird.

Von Henderson aufwärts ist der Lauf der Minnesota von Süden nach Norden gerichtet. Der erste Ort, den man den Fluß hinauffahrend trifft, ist Le Suer, so benannt nach dem französischen Reisenden dieses Namens, der im Jahr 1700 zuerst den Minnesota-Fluß besuchte.*) Der Ort ist der Countysiz von Le Sueur-County und soll durch eine direkte Straße mit Fort Ridgley verbunden werden, scheint indessen keine Hoffnung zu haben, zu großer Bedeutung zu gelangen. Anders verhält es sich mit dem sechs Meilen höher hinauf gelegenen Traverse des Sioux (d. h. der Ort, wo die Sioux über den Fluß sezen.) Dieser Ort am linken Ufer, d. i. hier, an der Westseite des Minnesota, liegt auf einer erhöhten Terrasse, hat eine gute Landung und eine fruchtbare, wenn auch etwas sandige Umgegend. In der Nähe die Ueberbleibsel eines altindischen verschanzten Lagers, die aus einer zirkelförmigen Erhöhung mit vielen Haufen jezt loser Steine bestehen. Selbst die Sioux wissen nichts über die Entstehung dieses Werks, es stammt ohne Zweifel von einer früheren Generation her, die man gegenwärtig mit den Namen der Mountbuilders (Hügelbauer) zu bezeichnen pflegt. Die Sissitous, ein Sioux-Stamm, hielten zu Traverse des Sioux, welches sie Deyuiwarah nannten, ihre Niederlage und im Jahre 1823 errichtete hier die Columbia-Pelzkompagnie eine Station, die von vielen Indianerstämmen besucht und als Tauschhandelsplaz benuzt wurde. 1840 wurde deshalb hier von der amerikanischen Missionsgesellschaft ein Missionshaus gebaut. Der Ort hatte schon einen bekannten Namen, als hier 1852 ein Town ausgelegt wurde. Dasselbe hat jezt 9 Kaufläden, 3 Sägemühlen, 1 Mahlmühle, 3 Wirthshäuser, eine öffentliche Schule mit über 40 Schülern und etwa 600 Einwohnern. Eine direkte Landstraße führt von dort nach St. Paul und viele hier zu Schiffe anlangende Güter werden zu Wagen höher hinauf in's Land und bis Fort Ridgley und sogar nach Lac qui parle transportirt.

Mit Traverse des Sioux rivalisirt der noch neuere Ort St. Peter, welcher nur 5 Meilen den Fluß höher hinauf liegt. Er ist von einer Spekulationsgesellschaft etwas forcirt angelegt und hatte schon Mühlen, Maschinenwerkstätten, Hotels, ja sogar schon eine wöchentliche Zeitung, die einzige, welche im Minnesota-Thal erscheint. Aber dennoch ist ihm Traverse im Geschäft weit voran und wird sich schwerlich jemals mit ihm messen können.

Die lezte bedeutendere Ortschaft am Minnesota ist das Town Mankato und Mankato-City, zwei dicht neben einander gelegene Orte, die ohne Zweifel bald mit einander verschmelzen werden. Sie liegen an der Mündung des Mankato oder Blue Earth-River, bilden den Countysiz von Blue Earth-County und sind der Schlüssel zu dem ganzen Gebiet dieses Flusses, sowie der Undine-Region, die freilich noch sehr wenig bewohnt sind. Außerdem geht von dort eine Landstraße an den Lake Pepin und eine andere weiter südlich nach Winona am Mississippi. Auch ist die nächste Umgegend fruchtbar und schon leidlich angebaut. Mankato-City hat daher eine hoffnungsreiche Zukunft. Der Gründer des Ortes, Oberst Mac Kenty, in St. Paul, ist ein wohlhabender und unternehmender Mann, der alles thut, was in seinen Kräften steht, um den Plaz zu heben. Namentlich soll er auch wünschen, Deutsche hierher zu ziehen und geneigt sein, ihnen die Ansiedelung sehr zu erleichtern. Selbst die Versezung der Minnebago-Indianer an den Blue Earth-River, die nächstens ausgeführt werden soll, wird dazu beitragen, die neue Stadt zu heben, denn die diesen zufließenden Jahrgelder werden hauptsächlich ihren Weg nach Mankato-City finden.

Den Minnesota-Fluß höher hinauf liegt nur noch ein Ort, der den Anspruch auf den Namen eines „Town" macht, nämlich Eureka an einem Ausfluß des großen Schwanen-Sees. Aber wie reizend auch die Lage des Orts beschrieben wird, so wollen sich doch nur wenige Einwohner finden, weil sich kein Geschäft dahin ziehen läßt, da die Dampfboote auch bei hohem Wasserstande nicht so hoch den Fluß hinaufgehen. Hier endigt der eigentliche Anbau des Minnesota-Thals. Zwar liegt das Fort Ridgley und neben demselben die Sioux-Agency, ferner eine Missions-Station an der Mündung des Y. llow-Medizine-River und eine andere am Lac qui parle noch weit höher den Fluß hinauf, aber die Landschaft, worin alle diese Stationen liegen, war bisher noch den Dacotahs reservirt und durfte von Weißen nur mit besonderer Erlaubniß der Generalregierung bewohnt werden, konnte daher auch nicht ordentlich angebaut werden. Aber wie lange wird es währen, so sind die Indianer auch von hier vertrieben! Dann wird auch hier das Land bis zum Big Stone Lake und den Quellen des Minnesota angebaut und die Städtchen und Ortschaften am unteren Fluß haben den größten Vortheil davon. Es ist deshalb fast mit Gewißheit vorherzusagen, daß alle die obengenannten kleinen Marktfleken und Dörfer, von welchen noch keines 1000 Einwohner hat, nach etwa zehn Jahren stark bewohnte Mittelstädte sein werden und einige vielleicht zu 40—50,000 Einwohnern gelangen werden.

Das Territorium Minnesota ist jezt ungefähr in der Stellung, worin Jowa 1845 war, wo dieses auch etwa 60,000 Einwohner haben mochte, wie gegenwärtig Minnesota. 1850 hatte Jowa schon fast 200,000 Einwohner und jezt hat es nahe an 400,000. — 1845 hatte Jowa vielleicht eine oder zwei Ortschaften (Burlington und Dubuque), die eine Bevölkerung von 1000 Seelen erreichten, jezt hat es 6 Städte, die nahe an 10,000 Einwohner oder mehr zählen. Minnesota hat jezt schon wenigstens drei Städte mit mehr als 1000 Einwohnern (St. Paul, St. Anthony und Stillwater) und eine davon hat sogar schon 6000. Da nun die Verhältnisse von Minnesota denen von Jowa sehr ähnlich sind, so ist es wahrscheinlich, daß nach 10 Jahren auch Winona und Red Wing am Mississippi, Wacoota am Lake Pepin, Benton-City am oberen Mississippi und Shakopee, Henderson, Traverse des Sioux und Mankato-City am Minnesota- oder St. Peters Fluß, sämmtlich Städte von 4—5000 Einwohnern sein werden, während dann St. Paul schon über 10,000 und St. Anthony und Stillwater nahe an 10,000 Einwohner haben werden.

Die Konstituirung des Territoriums Minnesota als Staat kann nicht mehr fern sein, da seine Einwohnerzahl es nach dem her ömmlich vom Kongreß angenommenen Maßstabe schon befähigt, auf eine Staatskonstitution Anspruch zu machen. Wahrscheinlich würde es auch bei dem gegenwärtig versammelten Kongreß mit einem darauf gerichteten Antrag eingekommen sein, wenn nicht die augenblicklich so feindliche Stellung der Sklavenstaaten und freien Staaten gegen einander befürchten ließe, daß die ersten wegen der Aufnahme Schwierigkeiten machen würden, so lange sie nicht wissen, ob die Freistaaten Kansas als Sklavenstaat in die Union aufnehmen werden. Aber diese Verzögerung wird der Zunahme der Bevölkerung von Minnesota durch Einwanderung nicht im Wege stehen, denn die äußerlichen Verhältnisse, namentlich die finanziellen, sind in den Territorien günstiger, als in den Staaten, weil die Generalregierung zum Theil die Regierungskosten in den Territorien bezahlt und überdies manche Verbesserungen in Ausführung bringt, z. B. Landstraßenbauten, die in den Staaten von den Bürgern selbst bezahlt werden müssen. Nicht unwahrscheinlich ist es aber, daß der Kongreß nicht gestatten wird, daß das ganze Territorium um Minnesota, welches ein Areal von 166,000 Quadratmeilen umfaßt, jemals einen einzigen Staat bilde. Deshalb wird höchstens die östliche Hälfte, welche nach Westen zu durch den Sioux-River und den Red River of the North begrenzt wird und die bis jezt alle Ansiedelungen in sich befaßt, für's Erste als ein Staat konstituirt werden, während die westliche Hälfte dann unter einem neuen Namen zu einem selbstständigen Territorium gemacht werden dürfte. Dieser zwischen dem Sioux- und Red River einerseits und dem Missouri andererseits gelegene Landstrich wird noch etwa 80,000 Quadratmeilen befassen, also größer sein, als alle bisherigen Unionsstaaten mit Ausnahme von Texas und Kalifornien. Möglich ist es auch, daß man den nördlichen Theil abschneidet und daraus ein Territorium superior macht, wovon schon mehrfach die Rede gewesen ist, als einem aus den nördlichen Theilen von Michigan und Wiskonsin zu konstituirenden Territorium. Der Staat Wiskonsin scheint aber nicht geneigt, sein nördliches Gebiet abzutreten, und der Kongreß hat nicht die Macht, es dazu zu zwingen.

*) Ein französisches Pelzhandelsfort Namens Le Sueur stand um die Mitte des vorigen Jahrhunderts südlich vom Pepinsee im untern Minnesota. (A. d. R. d. Kol.)

Verschiedenes.

Schweiz. Ueber das Schiksal der schweizerischen Auswanderer nach Argentinien sind allerlei beunruhigende Gerüchte im Umlauf. Wenn wir selbst auch nicht an deren Richtigkeit glauben, so müssen wir doch sagen, daß wir es für sehr begreiflich halten, daß dergleichen auftauchen können, weil eben alle und jede bestimmte Nachrichten mangeln, die man wenigstens von der ersten Expedition schon lange haben könnte. Die Herren Bek und Herzog, die wahrscheinlich besser unterrichtet sind, als das Publikum, würden sich durch Veröffentlichung eingegangener und eingehender Berichte ein wahres Verdienst um das allgemeine Wohl erwerben.

Frankreich. Im Freiburger „Chroniqueur" lesen wir ein „Communiqué" betreffend die Auswandererspeditionen des Herrn Vanderast in Dünkirchen nach Argentinien, das zwar nach unserer Ansicht nicht aus ganz unbetheiligter und unpartheiischer Quelle kommt, das wir aber unsern Lesern doch mittheilen, weil eine Bestätigung einiger unserer oft geäußerten Bedenken gegen die Auswanderung nach den argentinischen Provinzen und insbesondere gegen die Spedition über Dünkirchen darin liegt. In dem betreffenden Artikel des „Chroniqueur" heißt es, der Minister des Innern zu Paris habe sich über die Garantien erkundigt, welche Hr. Vanderast den von ihm für die Kolonie St. Bernhard (argentinische Provinz Entre-Rios) angeworbenen Auswanderern vorgebe, und in Erfahrung gebracht, daß die argentinische Regierung bis jezt gar keine Verpflichtung unterschrieben habe, der zu Folge sie den durch Hrn. Vanderast eingeführten Kolonisten Ländereien oder Naturalvorschüsse verleihe. Der Hr. Minister des Innern, heißt es weiter, hat daher den Behörden von Dünkirchen aufgetragen, den Hrn. Vanderast zu überwachen, daß er mit seinen Werbungen für St. Bernhard unverzüglich und für so lange aufhöre, bis er mit gehörigen Vollmachten versehen sei. Die Behörden von Dünkirchen werden darüber wachen, daß keine französische Familie unter den von Hrn. Vanderast veröffentlichten und in seinem gedrukten Vertrag enthaltenen Bedingungen sich einschiffe und daß jede fremde Familie, welche den fraglichen Kontrakt unterschrieben hat, genau davon unterrichtet werde, daß Hr. Vanderast bis jezt keine Vollmacht besizt, vermöge welcher er Anweisungen von Land oder andere Vorschüsse in der Provinz Entre-Rios zusichern dürfe.

Türkei. (Eine schottische Kolonie.) Ein Herr Thomas Parry, der seit Jahren in der Türkei ansäßig ist und etwa 12 Meilen von Konstantinopel ein schönes und ausgedehntes Grundstük käuflich an sich gebracht hat, will den Versuch machen, dieß nach englischen Grundsäzen zu bewirthschaften, und hat den Anfang damit gemacht, daß er 25 schottische Landbauern mit ihren Weibern und Kindern zur Uebersiedelung nach seinem türkischen Gut angeworben hat. Diese kleine Kolonie hat sich nun im Laufe der vorigen Woche, mit Sämereien und landwirthschaftlichen Geräthschaften reichlich versehen, von Glasgow aus auf die Reise begeben, und es wird von ihren Berichten abhängen, ob noch andere ihrer Landsleute folgen werden. Der Unternehmer dürfte einen glüklichen (?) Wurf gethan haben, und was aus der Türkei werden kann, wenn ihr Grund und Boden erst tüchtig bewirthschaftet wird, davon weiß Jeder zu erzählen, der das Land mit offenen Augen bereist hat. (Schw. M.)

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Neue Dampfschiffslinie.) Obgleich die Differenzen zwischen England und Nordamerika einen drohenden Anschein annehmen, ist die Bildung einer neuen Dampfschifffahrtslinie zwischen Liverpool und den Vereinigten Staaten im Werk — ein Beweis, daß der Handelsstand nicht an den wirklichen Ausbruch eines Krieges glaubt. Die „Times" berichtet, daß die Gesellschaft sich mit 250,000 Pf. aus Mitgliedern in England und Kanada bereits gebildet hat. Diese Linie würde in den Vereinigten Staaten nicht von New-York ausgehen, sondern für den nördlicheren Theil

der Union berechnet sein. Die Dampfer würden von Portland (Maine) auslaufen, und auf der Fahrt nach Liverpool Halifax und New-Foundland berühren. (Letztere Kolonie wird, so viel wir wissen, nicht von den bisherigen Linien berührt.) Die Gesellschaft will mit zwei gewaltigen Dampfern von 2000 Tonnen beginnen, und der erste derselben soll am 1. Aug. von Liverpool abgehen.

— (Telegraphische Depesche der A. Z.) In London ist die amtliche Nachricht eingetroffen, daß Hr. Crampton, englischer Gesandter in Washington, seine Pässe erhalten hat.

— Die Einwanderung in den Westen — Iowa und Minnesota — ist wieder im vollen Gange. Auf den Eisenbahnen und Landstraßen ziehen ansehnliche Schaaren, vornämlich aus den östlichen Staaten, mit hoffnungsvollen Herzen der neuen Heimath entgegen. Aber sie müssen auch auf mancherlei Beschwerden und Entbehrungen sich gefaßt machen, die in der „neuen Landschaft" nicht fehlen können. Kürzlich erzählte uns ein Freund, der aus Minnesota kam, um einige Geschäfte zu besorgen und alte Bekannte zu besuchen, daß das dortige Leben nicht für Jeden passe. Vor einem Jahre, als der Erzähler in einer sehr fruchtbaren Gegend, sechzig Meilen südlich von St. Paul und 20 Meilen westlich vom Mississippi sich niederließ, mußte er von den zudringlichen Indianern sich mancherlei gefallen lassen. Die Rothhäute waren im Finden glücklich und beheilten gern das Gefundene, und wenn sie — 30 bis 40 Mann stark — die Weißen besuchten, so mußten diese sich gastfrei zeigen und ihr Brod nicht nur mit den Gästen theilen, sondern ihnen allein überlassen. Andere Dinge gefielen ebenfalls den Kindern der Natur und es fand sich häufig die Gelegenheit, das Eine oder Andere vortheilhaft zu verkaufen oder zu vertauschen. Seit einigen Monaten sind aber diese Besuche sehr selten geworden, denn die Eingeborenen sahen sich veranlaßt, tiefer in den Westen zu gehen. Der letzte Winter war den Ansiedlern um so empfindlicher, weil es ihnen nicht so leicht war, eine gute Fußbekleidung zu erhalten. Auch die Lebensmittel hatten hohe Preise. Schon im Februar fehlte bei den meisten Farmern das Schweinefleisch, und man bezahlte bis 20 Cts. für das Pfund. Viel Vieh kam um, weil das Körnerfutter fehlte. Man bezahlte 1 Dollars für das Bushel Welschkorn, und konnte es nicht immer dafür haben. Im Laufe dieses Jahres wird diesen Uebelständen größtentheils abgeholfen. Die Ansiedelungen mehren sich außerordentlich, und insbesondere ist das Prairieland in der Nähe der Waldungen fast ganz besiedelt, und die Preise für solches Land steigen außerordentlich schnell. (N.-Y. H.-Z.)

— (Behandlung der Farbigen.) In der 22. Jahresversammlung der „Amerikanischen Anti-Sklaverei-Gesellschaft", die in New-York stattfand, theilte ein Mulatte, Wills Bronn, der im 19. Jahr aus der Sklaverei entfloh und dann in England weiter ausgebildet wurde, einige Anekdoten aus seinen Erlebnissen nach seiner Rückkehr aus Europa mit, wo er vergessen hatte, daß er eine farbige Haut besize. Bald nach seiner Ankunft in New-York versuchte er in mehreren Restaurationen zu essen, ward aber abgewiesen, und als er endlich eine fand, in welcher man ihm Essen vorsezte, sagte ihm der Wirth, daß er ihn nur deßhalb nicht hinausgeworfen, weil er die übrigen Gäste nicht habe stören wollen. Brown erzählt, daß er diesem Herrn darauf geantwortet: „Dann hätten sie das Tischtuch mit mir hinauswerfen müssen. Jezt schauen Sie mich genau an, und wenn ich wieder hieher komme, um etwas zu essen, so wird es das Beste für Sie sein, mir zu essen zu geben. Sie beanspruchen, ein Haus für das Publikum zu halten, und ich beanspruche, Einer aus dem Publikum zu sein." Eine andere Anekdote passirte einem New-Yorker Kaufmann, der einen Farbigen aus dem Süden, mit dem er lange Zeit Geschäfte machte, mit in seinen Kirchenstuhl genommen, als er ihn in New-York besuchte. Als der Prediger den „Nigger" erblikte, verlor er so die Fassung, daß er seine Predigt schließen mußte. Nach beendigtem Gottesdienst machte er nun dem weißen Kaufmann Vorwürfe, daß er durch Einführung eines „Niggers" seine ganze Gemeinde beleidigt habe. „Er ist intelligent und gut erzogen", antwortete der Kaufmann. „Was kümmert mich das, er ist ein Nigger", lautete die Entgegnung des Priesters. „Aber er ist mein Freund", sagte der Kaufmann. „Immerhin, müssen Sie deßhalb die ganze Gemeinde beschimpfen?" „Aber er gehört zu derselben Kirche!" „Was geht mich das an", wiederholte der christliche Geistliche, „laßt ihn mit seinen Niggerchristen seine Andacht halten." „Aber", warf jezt der Kaufmann hin, „er ist fünf Millionen Dollars werth!" „Werth? Was?" fragte der Pfaffe. „Fünf Millionen Dollars werth!" „Um Gotteswillen, dann stellen Sie mich ihm vor!" rief der fromme Mann.

— New-York. (Eine Seeräuberei der Runners.) Der Kourier des Etats-Unis berichtet: „In der Bai von New-York hat sich so eben eine Thatsache ereignet, welche zum Gegenstand der Berathungen der Auswanderungskommission geworden ist, und beweist, bis zu welchem Grade die der Moral und dem öffentlichen Wohl entgegengesezten Privatinteressen die Unverschämtheit ihrer Kunstgriffe treiben können. Herr Kennedy, einer der Kommissären, erfuhr am 7. Mai, als er in Castle Garden ankam, daß das Havrer Paketboot „St. Nikolas", von den unter dem Namen Runners bekannten Spekulanten mit Sturm eingenommen worden sei, in schreiender Verlezung der von der Anstalt zum Schuze der Einwanderer gegen deren Plünderungen getroffenen Anordnungen. Besonders erbaulich ist dabei, daß diese Flibustiers im Kleinen von einem Councile (Stadtrathe), Namens Jakob L. Smith, befehligt wurden. Dieser würdige Munizipalbeamte — würdig fürwahr des obrigkeitlichen Körpers, dem er angehört — war mit einer von Hrn. Isaak O. Barker, Stellvertreter des abwesenden Mayors Wood, unterzeichneten Vollmacht versehen, an Bord aller und jedweder Schiffe in der Bai gehen zu dürfen. Da also das, von den Auswanderungs-Kommissären zur Ueberschiffung der Neuangekommenen nach dem Castlegarden verwendete Dampfboot an den St. Nikolas anlegen wollte, wurde es von den Runners, welche schon von dem Schiffe Besiz genommen hatten, daran verhindert. Ueberdieß wurden die zum Schuze der Einwanderer gegen die Plünderer an Bord geschikten Polizeimänner, durch einen Befehl des Herrn Baker, sich in keine der Anordnungen, welche Herr Smith treffen würde, zu mischen, unwirksam gemacht. Die Runners hatten also freies Feld und benüzten dasselbe in vollem Masse. Sie bemächtigten sich des Gepäkes ihrer betrogenen Schachtopfer, und während man die Emigranten am Landungsplaze der Anstalt absezte, wurden alle ihre Effekten auf einem Quai des North Rivers geführt. Diese keke Verlezung des Gesezes hat von Seiten der Auswanderungskommissäre die Beschlußnahme kräftiger Schritte zur Verfolgung der Urheber und Helfershelfer veranlaßt. Herr Barker, auf welchen natürlich die hauptsächliche Verantwortlichkeit zurükfällt, sucht sich jezt damit zu entschuldigen, daß er behauptet, nicht gewußt zu haben, was man ihn unterzeichnen ließ."

— Pennsylvanien. (Korrespondenz des Schw. M. aus Philadelphia vom 24. Mai.) Nachdem unsere Bundesregierung das jezige Gouvernement von Nicaragua anerkannt hat, schikte sie sogleich 3—4 Kriegsschiffe nach San Juan zur besseren Beschüzung amerikanischer Bürger, und wenn es wahr ist, daß der Dampfer Orizaba Ordre hat, falls der britische Kriegssteamer vor San Juan das Durchsuchungsrecht an ihm ausüben will, die Flagge zu streichen, so dürfte es dort leicht zu Unannehmlichkeiten kommen, bevor es dem britischen Volke erwünscht sein möchte. In diesem Fall wären die Briten die angreifende Partei, indem sie sich ein Recht ausnüben erlauben, welches die Vereinigten Staat nie anerkannt haben und nie anerkennen dürfen. Zu diesem meldet man aus Washington, daß die spanische Regierung mit Wissen Englands auf Kuba eine Expedition nach Costa-Rica ausrüste, um gegen Walker zu operiren und daß bereits ein spanischer Offizier nach dem Kriegsschauplaz abgesandt worden sei. Lezteres mag wohl aus einer Neuigkeitsfabrik kommen. Es verlautet ferner, daß die Spanier Vera-Cruz blokiren und bombardiren wollen, um gewisse Schulden von Mexiko einzutreiben. Gewiß ist es, daß unter dem Militär, so wie in den Arsenalen auf Kuba große Thätigkeit herrscht. Nichts wäre wohl jezt den Amerikanern unwillkommener als ein Krieg, und sollte einer entstehen, so trägt gewiß unsere inkonsequente Regierung die Schuld; das Volk will keinen Krieg, besonders wo alle Geschäfte und Unternehmungen so sehr im Aufblühen sind.

— Kalifornien. (Chinesen-Leichen.) Die Chinesen bleiben ihrer Gewohnheit, ihre Todten dem alten Vaterlande wieder zuzusenden, treu. Neun und fünfzig Leichen kamen neulich mit dem Steamer Confidence von Sakramento in San Franzisko an. Jede Leiche war in einen besondern Sarg eingeschlossen und fünf Dollars Fracht mußte für deren Transport entrichtet werden. Die Versendung von San Franzisko nach China ist sicher mit großen Kosten verknüpft. Die Yankee rechnen es den Chinesen als ein besonderes Verdienst an, daß sie durch diese Sitte zur Belebung des Handels beitragen. Todte Chinesen sind als Fracht gar kein schlechter Artikel, da sie immer im Voraus bezahlen müssen.

— Kansas. Die Nachrichten aus Kansas lauten traurig. Die der Sklaverei günstige Partei übt Lynchjustiz und verwüstet das Eigenthum. Bereits sind mehrere Opfer gefallen.

Zentralamerika. Auf der Panamabahn, 9 Meilen von Aspinwall, begab sich ein furchtbares Unglük. Der Zug gerieth aus dem Geleise, und 8 Wagen stürzten in einen 30 Schuh tiefen Abgrund; Todte 30—40, Verwundete 70—80. Eine ganze Familie, aus Vater, Mutter und fünf Kindern bestehend, ist bis auf eins der Kleinen umgekommen.

— Nach Neuern Berichten hätten die Costaricaner Nicaragua geräumt. Doch bedarf dieß noch der Bestätigung.

Australien. (Eine Kolonie von deutschen Schwärmern.) Vor einigen Jahren zog eine bedeutende Anzahl Bewohner aus der Gegend von Bauzen im Königreich Sachsen unter Anführung eines gewissen J. Zwahr, welcher für das tausendjährige Reich schwärmte, nach Australien. Dort wurde von einem großen Theil der mit ihm hinüber gelangten Auswanderer eine Kolonie gegründet, welcher später der Name „Israel von Eben-Ezer" beigelegt und woselbst eine Kirchgemeinde mit eigenen besondern Satzungen errichtet wurde. Zwahr, welcher unter dem Titel eines Hohenpriesters das dasige Kirchenwesen leitete, hatte endlich auch die Beschneidung eingeführt und es scheint, als wenn sich seine Gemeinde dieser Einrichtung ohne sonderliches Widerstreben unterworfen habe, da von dem Treiben in derselben nichts zur Oeffentlichkeit gelangte. Endlich hat dasselbe nach einem aus Adelaide nach Bauzen gesandten Schreiben vom 13. Febr. d. J. dadurch seine Endschaft erreicht, daß sich ein Gemeindemitglied, Namens Schmidt und aus Korniz bei Weißenberg gebürtig, der ihm zugedachten israelitischen Beschneidung widersezte und deswegen von dem Gemeindeoberrichter zum Tode durch Steinigung verurtheilt wurde. Es gelang ihm aber nach Adelaide zu entfliehen und dort die ganze Angelegenheit vor das Landesgericht zu bringen, welches hierauf den Hohenpriester und den Oberrichter von Eben-Ezer nach Adelaide bringen ließ und den ersteren zu einer Strafe von 1500 Pfd. St. oder 20 Jahre Strafarbeit und lezteren zu einer Strafe von 2000 Pfd. St. oder 25 Jahre Strafarbeit verurtheilte. Die Gemeinde von Eben-Ezer giebt sich nun alle Mühe dieses Geld zusammen zu bringen. Sie hat daher sämmtliche Grundstüke versezt, bis Abgang des erwähnten Schreibens aber erst 2000 Pfd. St. zusammengebracht und es war daher ungewiß, ob nicht wenigstens einer der Verurtheilten würde seine Strafe antreten müssen.

— Lola Montez, die, wie erzählt wird, unlängst einen ihr ungünstigen Journalisten auf Pistolen gefordert, hat endlich, wenn auch nicht ihren Meister, doch ihre Meisterin gefunden. Die „Ballarat-Times" vom 3. März erzählt das Mißgeschik der kosmopolitischen Balletänzerin in nachstehender Weise: „Lola Montez war für das Theater zu Ballarat engagirt. Als es zur Abrechnung kam, fing sie, wie gewöhnlich, mit dem Direktor Händel an und hätte sich bei diesem Anlasse wahrscheinlich einem ihrer Lieblings-Exzesse hingegeben, als die Frau des Direktors erschien. Mit einer Reitpeitsche bewaffnet, schlug dieselbe so stark und so oft auf die arme Lola los, daß die züchtigende Ruthe in Trümmer ging. Dann faßten sich die beiden Kämpfenden bei den Haaren und — das Uebrige kann man denken, aber nicht schreiben," sagt die „Ballarat-Times", indem sie anfügt, daß Lola Montez wohl für längere Zeit nicht mehr wird tanzen können.

Der Unterzeichnete beehrt sich, hiemit öffentlich anzuzeigen, daß er von den Herren Knöhr und Burkhard in Hamburg zum General-Agenten für die ganze Schweiz ernannt, und somit ermächtigt ist, Kontrakte mit Passagieren für die Schiffe genannter Herren abzuschließen.

Ferner erlaubt derselbe sich zur vorläufigen Kenntniß des geehrten handeltreibenden Publikums zu bringen, daß er auch von der Hamburg-Brasilianischen Dampfschifffahrt-Gesellschaft in Hamburg zum General-Agenten für die ganze Schweiz ernannt ist, und für die im nächsten Frühjahr mit den 2000 Tons großen Dampfschiffen

Teutonia und Petropolis

zu eröffnenden Fahrten, Engagements, sowohl für Passagiere als auch für Güter treffen wird. Näheres vorbehaltend

Zürich, im Juni 1856.

E. de Paravicini.

Stelle-Antrag.

Eine seit längern Jahren in Rio Janeiro ansässige Schweizerfamilie wünscht eine geschikte Köchin und eine gelernte Wascherin und Büglerin in Dienst zu nehmen. Diese müssen aber Schweizerinnen und zwischen 22 und 30 Jahre alt sein, müssen auch französisch sprechen können. Der Gehalt ist nebst freier Kost, Logis und Wäsche Franken 500 jährlich. Gewünschten Falls würde ihnen der größte Theil der Reisekosten vorgeschossen. Sich zu melden bei Hrn. **E. de Paravicini**, Unterstraße Nro. 132, in Zürich.

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrückungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 25. | Samstag den 21. Juni. | **Lichtensteig,** Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | **1856.**

Die Frontveränderung der Herren Bek und Herzog.

(Eingesondt.)

Wer in lezterer Zeit sich für die Auswanderung interessirte, weiß, wie die Herren Bek und Herzog Allem aufgeboten haben, die brasilianischen Kolonien, besonders aber diejenigen der Herren Bergueiro in San Paulo und den Agenten Paravicini mit Wort und Schrift zu verdächtigen; dies hat insbesondere in dem mit ihrer Begünstigung ausgegebenen Boten aus Amerika, ihren Broschüren und der Aargauer Zeitung Nro. 23 vom 9. Februar l. J. stattgefunden, in welch lezterer sie gar den Agenten Paravicini einen Seelenverkäufer nennen.

Nach diesem könnte man glauben, die frommen Herren hätten aus Ueberzeugung im Interesse der Menschheit die besagten Verdächtigungen vom Stapel gehen lassen und das wäre wahrlich ehrenhaft gehandelt gewesen. Aber, fragt man natürlich, wie läßt es sich reimen, wenn die Herren Bek und Herzog nun als Agenten zur Beförderung von Auswanderern nach Sau Paulo auftreten, wenn sie die Bergueiro-Kolonien, vor denen sie seiner Zeit nicht genug warnen konnten, als gelobtes Land darstellen? Die richtige Antwort auf diese Frage wird wohl die sein: Entweder erwarteten diese Herren schlechte Berichte von den durch ihre Vermittlung nach Santa Fe abgegangenen Leuten und Agenten und getrauen sich nimmer die Laplatastaaten als günstig für Auswanderer zu schildern, oder sie haben die Bergueiro-Expeditionen nur deßhalb übernommen, um dieselben zu hemmen; ferner, entweder werden die Kolonien von den Herren Bek und Herzog als empfehlenswerth anerkannt und dann sind sie Verleumder und Ehrabschneider, denen kein Mittel zu gering ist, einen lästigen Konkurrenten zu verdrängen; oder die Auswanderer gehen in der Kolonie von Bergueiro ihrem Elende entgegen, wie Bek und Herzog in ihren Veröffentlichungen darzuthun beliebten; dann aber, wenn sie ungeachtet ihrer ausgesprochenen Ueberzeugung doch Leute an einen solchen Ort spediren, dann sind sie gewissenlose Menschenfleischspekulanten.

Wir lassen hier noch eine Variation über das gleiche Thema in derjenigen Sprache, welche zu Basel am besten verstanden wird, folgen:

Saulus — Paulus.

(Eine Geschichte aus dem neuesten Testament.)

Es geschiehet nichts Neues unter der Sonne.

Vor mehr denn achtzehnhundert Jahren lebte im Lande Judäa ein Mann, der wüthete wider die Jünger des Herrn und verfolgte sie; der hieß Saulus. Er ward aber auf dem Wege nach Damaskus von dem Herrn geschlagen und hatte ein Gesicht, wurde gläubig und predigte nachmals eifrig das Evangelium und hieß Paulus.

Zu unserer Zeit sind in der frommen Stadt Basilea, allwo aber die Sonne auch über die Bösen scheint, zwoen Männer. Der eine heißet Bek, dieweilen er den Kindern Helvetiens, die über das große Weltmeer nach Amerikam und Australiam ziehen, die Brödlein baket, so sie als Wegzehrung mitnehmen und lässet sie sich theuer bezahlen. Der andere aber wird genennet der Herzog, weilen er selbigen Kindern Helvetiens voranzieht nach dem Hafen der Gnade und den Städten am nordischen Meer, allwo sie die Schiffe besteigen und nimmt den Leuten für sein Geleit der Silberlinge mehr ab, als ihm gebühren.

Unten an der Stadt Turigo aber wohnet ein Mann, denn nennen die armen Leute den braven Zine; denn er zeiget ihnen den Weg in das Land Brasiliam, da Milch und Honig fließet und begehret dafür nicht mehr, denn recht ist.

Die Männer Bek und Herzog beneideten und haßten den braven Zine um des Zutrauens der armen Leute willen und verläumdeten ihn und nannten ihn einen Seelenverkäufer und sprachen zu denen, so sich rüsteten zum Auszug aus dem Helvetierland: Lieben, gehet nicht in Brasiliam; da bratet und dörret euch die glühende Sonne, daß ihr werdet wie dürre Landjäger und ihr gerathet in Knechtschaft, wie die Mohren. Das Land, da Milch und Honig fließt, ist vielmehr in Argentinia.

Aber Argentinia ist das Land, da man fallet unter die Räuber.

Etliche glaubeten den arglistischen Worten und fielen ihnen zu. Und bethöreten Bek und Herzog sogar einen Hauptmann in der Stadt, da die heilsame Arznei Bärendreck geboren wird, daß er den Leuten einen einsichtigen und wahrheitsgetreuen Führer nach Argentiniam mitgab. Und brüstete sich Bek und Herzog mit der Gnade des Hauptmanns und ließ sich noch mehr Volks bereden.

Als die Zeit nahete, da der einsichtige und wahrheitsgetreue Führer seine Nachrichten in's Land der Helvetier schiken konnte, sprach Bek zu Herzog: Lieber, mir ahnet, daß der Bericht nicht gut ausfallen wird. Antwortete Herzog: Lieber, es fällt mir von den Augen, wie Schuppen. Auch die Kinder Helvetiens, so wir in Amerikam und Australiam geliefert haben, schmähen über uns und das Land, wo sie sind. Die Silberlinge fließen sparsam und unser Beutel will sich nicht füllen.

Sie entsetzten sich beide und krazten sich hinter den Ohren.

In selbiger Nacht aber geschahe ein großes Wunder. Es hatten beide ein und dasselbe Gesicht, das ihnen darstellete Brasiliam als das Land, da Milch und Honig fließt.

Des andern Tages traten sie vor die armen Leute, so Willens waren, das Land der Väter zu verlassen, schlugen an die Brust und sprachen:

Lieben, wir sind durch ein Gesicht belehret, daß wir früher im Irrthum waren und redeten dem Lande Brasilia mit Unrecht Böses nach. Kommet her zu uns alle, die ihr mühselig und beladen seid; wir wollen euch leiten in das Land Brasiliam, da Milch und Honig fließet. Wir sind das auserwählte Rüstzeug, das der Herr in Brasilia bestellet hat, um Arbeiter für seine Gärten zu suchen in Helvetien und hat er uns sogar gesezet über den sogenannten braven Zine. Und es will der Herr geben Jedem, was seines Leibes Nothdurft ist, Zuckerbranntwein in Fülle, und Haus und Boden und Feierkleider. Und werdet ihr nicht gedörret werden, wie dürre Landjäger und nicht in Knechtschaft kommen, wie die Mohren, sondern ihr werdet Herren sein und es wird euch so wohl sein, wie dem Vogel im Haussamen.

Die Menge aber verwunderte sich und sprachen etliche: Sie sind voll des süßen Weines.

Andere aber sagten: Sie reden mit zwo Zungen. Welches ist die wahrhaftige, die Brasiliam verschimpfet hat, oder die es mit Lobsprüchen erhebet? Sind diese Männer wirklich vom Geiste bekehret worden, oder sind sie arglistische, falsche Lügner?

Einer, der von Bek und Herzog früher selbst bekehret worden, daß Argentinia das gelobte Land Kanaan sei, erhob seine Stimme und sprach: Lieben Brüder, glaubet den Gleißnern nicht, sie wollen euch in's Verderben führen. Es ist ihnen nur um eure Silberlinge zu thun und bekümmern sich nicht um euer künftiges Schikal.

Alle aber wurden irre an den doppelzüngigen Männern und Einer sprach zum Andern: Laß uns zu dem braven Zine gehen, dessen Zunge nicht gespalten ist!

Cabets Icarien.

(Schluß.)

Die Majorität fordert für jede Farm einen eigenen „Direktor", der von den zur Farm gehörigen Mitgliedern der Gemeinschaft gewählt, und nicht von oben herab octroirt werden solle. Die Opposition siegte in Betreff der Geranten. Zwei Geranten, welche verständige und unabhängige Leute waren, wurden gewählt. Tags darauf erklärte Cabet der Gemeinschaft laut sein Mißvergnügen. „Ich beuge mein Haupt, sagte er, vor eurem Volum, aber ich sage, daß es euch später reuen wird. Das kann nicht so gehn, ich kann mit den neuen Administratoren nicht verwalten." Seine Worte machte er bald zur That. Anstatt den beiden neuen Geranten den Zustand der gemeinschaftlichen Kasse darzulegen, ließ er sie in vollständiger Ungewißheit darüber; die Kenntniß von Debet und Kredit der Kolonie war ihm allein vorbehalten. Endlich legte der eine der oppositionären Geranten nach sechsmonatlicher

Verwaltung im Januar 1851 seinen „Frohndienst“ nieder. Die Demission ward mit kleiner Majorität angenommen.

Derjenige Gerant, welcher mit Vertheilung der Kleidungsstüke für die ganze Gemeinschaft beauftragt war, erwies sich ebenfalls als eine Kreatur Cabets, als ein arroganter und despotischer Mensch. Kolonisten, deren Kleider durch die Arbeit zu Lumpen geworden waren, und die neue Kleider verlangten, erwiederte er, er habe keine. Ein solches Verfahren steigerte die Unzufriedenheit. Zu guter Lezt wußten weder die Geranten, noch die Kolonisten, noch Cabet selbst, wer eigentlich Koch oder Kellner war. Cabet gab endlich den Befehl, die „Gutgesinnten“ mit den nothwendigen Kleidungsstüken zu versehn, den Oppositionären aber so wenig als möglich zukommen zu lassen. Somit mußte die Opposition zerrissene Kleider tragen.

Der oben erwähnte Gerant besaß etwa 3000 Frks., welche in Paris lagen. Er gab Ordre nach Paris, dieselben ja nicht an Cabet auszuzahlen. Der arme Mensch wollte wenigstens etwas retten.

Der andre der neuen Geranten hatte das Apotheken- und Medizinalwesen unter sich. Als er sein Amt antrat, verlangte er einige nöthige Reformen; Cabet erklärte jedoch, daß „der Moment noch nicht gekommen sei“. Dieser Gerant interessirte sich auch hauptsächlich für die höchst nothwendige Reform im Landbau der Kolonie. Im Namen der Majorität sprach er wiederholt aus: daß die Kolonie zunächst Viehstand, Weizen und Mais brauche, nicht Musik, Zeitungen und Bücher. Es sollten Kommissionen für die einzelnen Beschäftigungszweige gebildet werden, diese Kommissionen sollten dirigiren, die Geranten nur die Exekution übernehmen. Nach monatlangen Kämpfen mußte Cabet das System der Kommissionen annehmen; jedoch ging er nur unter der Bedingung darauf ein, daß in jeder Kommission ein Gerant size. Dieser Gerant war natürlich Cabets Spion und wußte alle irgendwie rationellen Beschlüsse der Kommission rükgängig zu machen.

Daher kam es nun, daß in der nothwendigsten aller Kommissionen, Agrikulturkommission, ein heilloses Durcheinander entstand. Viele der Handwerker waren in ihrer Jugend beim Landbau gewesen, jeder von ihnen wollte nun die dürftigen, damals erworbenen Kenntnisse andringen. Die Geranten hezten nach Kräften. So ging der Landbau systematisch zu Grunde.

Machte man Cabet Vorwürfe über die heillose Espionage, so erwiederte er, er müsse Alles wissen. Alle Gouvernements hätten ihre Mittel, um zu wissen, was vorgehe; er müsse die seinigen haben. Daß die Espionage zu grimmigem, gegenseitigem Haß unter den Kolonisten führte, läßt sich leicht abnehmen.

Einmal kam es so weit, daß Cabet in der Generalversammlung der ganzen Gesellschaft ein Buch voller Noten über die einzelnen Kolonisten produzirte. Die Versammlung wurde drei Tage hintereinander abgehalten. Cabet machte jedem der Oppositionärs einen betreffenden Vorwurf. Er behauptete, die beiden Geranten, welche gegen seinen Willen gewählt wurden, seien den Jesuiten affiliirt und wollten nichts anders, als die Auflösung der Gemeinschaft. Einer der Oppositionärs, welcher der Gesellschaft fünfundzwanzigtausend Franken zugebracht und zwei Monate vor jener Versammlung mit Lumpen auf dem Leibe und Thränen in den Augen geschieden war, ward von Cabet angeklagt, ein geheimer Agent zu sein, der ebenfalls mit Unterminirung des icarischen Paradieses umgegangen wäre. Ebenso eine Frau, welche nach Lyon gegangen war, um ihren Vater, der politischer Gründe halber im Gefängniß saß, zu pflegen. Die beiden lezten Angeschuldigten waren nicht gegenwärtig, konnten sich also nicht einmal entschuldigen.

Der oben erwähnte Gerant der Pharmacie hatte das Unglük, zu flottern. Cabet ergriff dieses Mittel, um den armen, ganz wohlwollenden Menschen lächerlich zu machen, als er sich gegen den absurden Vorwurf der Affiliirung an den Jesuitenorden entschuldigen wollte. Richtig schwazte er ihn nieder. Auch die oben erwähnte Angelegenheit mit den 3000 Fr. brachte Cabet zur Sprache. Der Mann, welcher die 3000 Fr. nicht hergeben wollte, war einer von Denjenigen gewesen, welche die unglükliche Expedition nach Texas mitgemacht hatten. Er gab jezt, als ihn Cabet angriff, eine Schilderung seiner damaligen Leiden, daß nur wenige Augen troken blieben. — Die Geister erhizten sich. Am Ende der drei Tage wäre es beinahe zu Pistolenschüssen gekommen. Cabet ließ die Versammlung vertagen und posaunte darauf in seinem für Europa berechneten Blatte aus, die dreitägige Versammlung habe zu vollkommener Rekonziliation der Gemeinschaft geführt.

Die Lügen aber, welche Cabet in seinem Blatte ausstreute, genügten ihm noch nicht. Er verfaßte Kollektivbriefe, welche für Paris, Lyon, Marseille, für Deutschland und die Schweiz berechnet waren und das Glük der kommunistischen Kolonie in den lebhaftesten Farben schilderten. Darauf wollte er die Kolonisten zwingen, diese Briefe eigenhändig zu unterzeichnen. Der Schweizer, welchem der ganze Bericht verdankt wird, verweigerte die Unterzeichnung. Als man ihn nach dem Grunde fragte, erwiederte er, daß sein Gewissen ihm verbiete, das Publikum über den Zustand der icarischen Ansiedlung zu täuschen; er wolle seine Freunde und Verwandten nicht in's Elend ziehen. Darauf wurde eine Art Exkommunikation gegen ihn verhängt; die andern Kolonisten durften nicht mehr mit ihm sprechen, auch wurden ihm bei Tisch allerlei Insulten zugefügt, wo möglich ihm die Speisen entzogen. Früher war er beim Landbau beschäftigt gewesen, von dem er etwas verstand, jezt mußte er beim Abbrechen der Ruine des vielgenannten „Tempels“ Handlangerdienste thun. Auch wurden seine Kinder in der Schule maltraitirt.

Ein Lyoner Mitglied der Gesellschaft, auch einer von denen, welche die erste Expedition nach Texas mitgemacht hatten, der jezt aber in offener Opposition gegen die Verwaltung stand, war krank. Er forderte für drei Sous Salsaparilla von der Pharmacie. Man verweigerte sie ihm. Er wurde wüthend und nannte die Geranten „Mörder“. Daraufhin Klagen bei der Gesellschaft. Durch Majoritätsbeschluß wurde der Lyoner ausgestoßen. Er ging zum Richter, welcher ihm erklärte, daß die Gemeinschaft ihm die eingebrachte Summe auszubezahlen hätte. Nach verschiedenen einzelnen Händeln kommt der Lyoner auf Anrathen des Richters zum Mittagessen der Gemeinschaft. Dort fallen zwei der Geranten über ihn her, schlagen ihn zu Boden und schleppen ihn blutend und halb bewußtlos aus dem Hause. Nun schritt die Justiz ein, die Geranten mußten den Lyoner aus- und obendrein 500 Fr. Buße bezahlen. Die Buße wurde natürlich aus der Kasse der Gemeinschaft erlegt.

In Folge dieses Skandals traten etwa dreißig Mitglieder aus. Gleich darauf wollte ein Mitglied austreten, das etwa 3500 Franken in die Fonds der Gesellschaft gebracht hatte. Vorher schon war die Frau dieses Mitglieds ausgetreten, um in den Dienst einer amerikanischen Familie zu gehen. Sobald die Geranten das in Erfahrung brachten, verboten sie dem Mann jedes Zusammentreffen mit seiner Frau. Der Betreffende wurde aber denunzirt, mit seiner Frau gesprochen zu haben, deswegen ward über ihn die Exkommunikation verhängt. Der Mann konnte es nicht länger aushalten; er trat aus der Kolonie, ohne sein Geld zu reklamiren.

Ein anderer Franzose, der 2000 Franken eingeschossen hatte, wollte ebenfalls austreten. Cabet hielt ihn 6 Monate lang hin. Endlich brachte es der Franzose zum Gespräch und zu einer Szene. Er warf Cabet vor, daß die Gemeinschaft, wie er sie auffasse, weiter nichts als die Gemeinschaft der Sklaverei und des Elends sei. Der Franzose fuhr fort:

„Sie sehen ein, daß Sie auf falschem Wege sind. Aber Sie sind zu eigensinnig, um das zuzugeben, zu alt, um abzulassen. Sie ziehen es vor, die Liste Ihrer Opfer zu vergrößern.“

„Die Opfer, die ich gemacht habe, sagte Cabet, sind ein Tropfen im Meer gegen die Opfer der Eroberer, welche so viele Menschen getödtet haben.“

Nach Befinden vergleicht sich nämlich Cabet mit Christus oder mit Dschingiskhan.

Wieder kam der schweizerische Berichterstatter an die Reihe. Seine Frau war in Folge des Klima's und der Anstrengungen gestorben. Er bewahrte die Kleider der Frau als ein theures Andenken auf. Cabet verlangte ihm die Kleider ab (kein Eigenthum!). Der Schweizer weigerte sich. Es kam zu einer heftigen Szene in der allgemeinen Versammlung. Der Schweizer wurde mit Ausstoßung ohne alle Entschädigung bedroht. Er mußte sich endlich fügen und mit Thränen in den Augen die Kleider seiner Frau ausliefern.

Kurz nach dieser Geschichte reiste Cabet im Interesse weiterer Propaganda nach Paris ab. Die Geranten herrschten nun an seiner Statt.

In einer der nächsten Generalversammlungen trat ein Gerant auf und erklärte, einer der Mitglieder habe einen „ganz infamen“ Brief über den Zustand der Gemeinschaft geschrieben. Ein anderer Gerant trat mit dem Antrage hervor, eine Zensur für alle Briefe einzuführen. Der Antrag ging nicht durch, jedoch verlangte die Versammlung, daß der Korrespondent sich nenne. Er that es, es war der Schweizer. Er wagte es, seine Ansichten zu rechtfertigen.

Darauf ward er natürlich chikanirt, zunächst in eine sehr schlechte Mansarde geschikt. Er sei Wittwer, hieß es, und brauche keine größere Wohnung. Dann wurde er des Verbrechens angeklagt, mit einem Ausgestoßenen gesprochen, darauf die Gemeinschaft durch Gesten, Lachen und Worte verhöhnt zu haben. Dafür ward er zu drei Monaten Ausschließung aus der Generalversammlung verurtheilt. Schon längst willens, die ganze miserable Wirthschaft zu quittiren, trat er nun endlich, nach wirklich bewundernswürdiger Geduld, aus der Gemeinschaft aus, natürlich auch ohne Entschädigung oder Rükzahlung der eingebrachten Summe.

Folgen einzelne Reflexionen des Schweizers über die Zustände in der icarischen Kolonie, denen wir Folgendes, das von allgemein menschlichem Interesse ist, entnehmen.

Das Recht der Frauen ist beschränkt (im Widerspruch mit der ganzen kommunistischen Weltanschauung!). Wesentlich sind sie der Jurisdiktion der Geranten untergeordnet. Den allgemeinen Versammlungen müssen sie beiwohnen, wenn sie nicht krank sind oder säugen. Sie haben in den Versammlungen eine berathende Stimme, dürfen aber nur über Dinge sprechen, die sie selbst betreffen. Den außerordentlichen Versammlungen, die u. A. über Aufnahme oder Ablehnung neuer Mitglieder entscheiden, dürfen sie nicht beiwohnen.

Die nothwendige Konsequenz der kommunistischen Weltanschauung ist der Absolutismus und die Autokratie; so sagt das ehemalige Mitglied der Icarier.

Folgt nun eine charakteristische Geschichte:

Es lebte unter den Icariern ein etwa fünfzigjähriger Mann, eine leidenschaftliche, gläubige Natur; früher Katholik, war er dann Jerusalemit (Swedenborgianer) geworden. Seines Standes war er Wagenbauer. In Folge von Hüftenschmerzen mußte er an Krüken gehn. Das Leiden hatte ihn dazu bestimmt, nach der neuen Welt überzusiedeln, von der man ihm sagte, daß ihn das Klima herstellen würde. Er war intelligent, von angenehmen Formen, gutem Gedächtniß und gewandter Rede. Ihn erfaßt nun einmal ein großer Theil der Icarier, erschrekt von den herrschenden Zuständen, aus, mit Cabet über nothwendige Reformen zu konferiren. Es handelte sich, wie oben erwähnt, um Einrichtung von Kommissionen, Ankauf von Thieren, Urbarmachung von Land, Unterdrükung der Spionage, endlich um Einführung eines positiven religiösen Glaubens. Cabet wies den Petitionär einfach zurük, ohne ihn zu widerlegen. Der Jerusalemit bereitete seine Kommittenten darauf vor, daß er in der Generalversammlung angegriffen werden würde.

Das geschah auch. Cabet erklärte zunächst, daß er früherer Deputirter, Staatsanwalt und Advokat am Kassationshofe sei, daß er Alles gelernt, Alles studirt, Alles gethan habe. Er schloß damit, die Klagen der Oppositionärs „Quäken kroatischer Frösche“ zu nennen. Dann wandte er sich gegen den Jerusalemiten in Betreff von dessen religiösen Meinungen, er fragte ihn, welche Form sein Gott habe, von was er gemacht sei, ob er esse oder trinke, ob er ein Thier oder ein Mensch sei. Der Jerusalemit erwiederte ernst und würdig auf dieses Auftreten Cabets. Obgleich dem erstern ein großer Theil der Anwesenden zustimmte, wagten sie es doch nicht ihre Meinung laut werden zu lassen. Ueber dergleichen Oppositionsversuche äußerte Cabet offen zu seinen Vertrauten: „Man muß niemals sagen, daß man im Unrecht ist, so lang man die Macht hat.“

Wenige Tage nach diesem Disput traf Cabet seinen Gegner. „Ah“, sagte er, „Sie sind der Jerusalemit?“ Ja. „Ich kenne einigermaßen die Werke Swedenborgs, der Stifter der Jerusalemitensekte ist. Aber der Mensch ist ja ein Mystiker, er beschäftigt sich ja nur mit der Seele und nicht mit dem Körper.“ Der Jerusalemit vertheidigte Swedenborg, kam dann natürlicher Weise auf die Situation der Kolonie zu sprechen und fuhr fort: „Ich sage Ihnen, daß wir nichts durchsezen. Wir sind eine Gesellschaft von Kommenden und Gehenden. Ich will Ihnen ein Faktum erzählen. Sie haben Z. zum Lehrer ernannt, an die Stelle von C., der uns verlassen hat. Sie haben das deßwegen gethan, weil C. das Unglük gehabt hat, seinen Fuß zu verlieren. Als ich neulich vor der Schulstube vorüberging, sah ich, daß die gewöhnliche Lektion endige; ich wartete zwei Minuten, um mit ihm zu sprechen und mich nach dem Zustande seiner Wunde zu erkundigen. Während des Wartens bemerkte ich, daß die Kinder ihn absichtlich an den wunden Fuß stießen. Als die Schüler entlassen waren, sagte ich: Gestattest du ihnen denn, dich an den Fuß zu stoßen, der doch noch nicht geheilt ist. Der Lehrer erwiederte: Sie stoßen mich absichtlich, weil ich ihnen in der ersten Stunde gesagt habe, daß man Gott fürchten müsse. Ich wußte nicht, daß ihnen früher beigebracht worden war, es gäbe keinen Gott. Nun stoßen sie mich deßwegen. — Was! erwiderte ich, so spricht man zu Kindern? Will Cabet Atheisten erziehen? — Ja, antwortete E., man hat den Kindern gesagt: in Europa wird gelehrt, daß ein Gott sei, aber es gibt keinen; dieser nichtsnuzige Glaube bewirkt, daß die Menschen unglüklich sind; er wird auch nur gelehrt, damit die Arbeiter besser ausgebeutet werden können. Und außerdem kann man uns Gott nicht zeigen. Also, fuhr Cabets Gegner fort, Sie ziehen systematisch Atheisten heran, Sie, der Sie doch Rousseau studirt haben, das sezt mich in Erstaunen!

„Und Sie, Sie wollen Frömmler heranziehen!“

Der Swedenborgianer vertheidigte sich wieder. Cabet fuhr fort: „Ich sehe, daß Sie auch raisonniren. Hätte ich zehn Gläubige, so ginge ich mit ihnen in die Wüste, und ich wäre des Erfolges sicher.“

Sie waren also des Gelingens nicht sicher? Aber warum unternahmen Sie denn die Gründung der Gemeinschaft.

„Darum handelt es sich nicht. Ich sage Ihnen nur,

daß diejenigen, welche heute von Religion sprechen, nichts durchsezen."

Damit schloß Cabet die Unterredung.

Der Schweizer Berichterstatter zitirt noch einige charakterische Gespräche der Icarier. Wir lassen eine Probe folgen.

Ihr erkennt keinen Kultus, keine Religion an, warum habt ihr denn das „wahre Christenthum", den Auszug aus der Bibel, den Cabet gemacht hat, doch angenommen?

Esel! erwiderte der Andere, das ist lauter Komödie. Geschieht ja bloß, um die Leute anzuziehen.

Ja, läßt uns der Vater (Cabet) nicht alle Sonntage im „wahren Christenthum" lesen? Legt er uns das Buch nicht aus?

Und dann, haben wir nicht eine Religion in der Praxis, weil wir kein Eigenthum haben?

Und weil wir nicht mehr Herrn unserer selbst sind, unterbrach Einer.

Was die Kindererziehung anbetrifft, so hat man wohl an dem oben gegebenen Muster gesehen, wie sie bestellt war. Einer der Geranten, der den Kindern Unterricht in der Meßkunde gab, erklärte ihnen, daß, wenn die Icarier einen weiter im Innern gelegenen Ort für ein neues Etablissement auffinden würden, dann alle Deserteurs erschossen werden würden. Der Gesanglehrer sagte einem Kinde: „Dein Vater will nicht lange in der Gemeinschaft bleiben, man kann dich nicht singen lehren." Eine kolossale Idee war die, die Kinder unschuldig zu bestrafen, warum? um ihnen einen gründlichen Ekel an aller Justiz beizubringen.

Die icarische Gemeinschaft ist vom Staate Illinois anerkannt. Um diese Anerkennung zu erhalten, mußte Cabet (nach amerikanischem Recht) erklären, daß er eine Religion habe. Cabet gab eine ziemlich geschickte ausweichende Antwort, auf welche hin es den Icariern gestattet wurde, sich als Gemeinschaft in ihrem Sinn zu konstituiren, unter der Bedingung jedoch, keine Händel unter einander anzufangen. Bekanntermaßen hat das amerikanische Gesez nichts dawider, daß sich eine kommunistische Kolonie auf Grund und Boden der Vereinigten Staaten ansiedle.

Ende 1852 war die Gemeinschaft aus ungefähr dreihundert Mitgliedern zusammengesezt, darunter vierzig Frauen und sechzig Kinder. Das Mißverhältniß zwischen Frauen und Männern war frappant, darum versprach auch Cabet von Viertelsjahr zu Viertelsjahr eine Ladung Pariserinnen. Von achtzehnhundert Mitgliedern, die nach und nach in die Gesellschaft eingetreten waren, war etwa noch der sechste Theil übrig geblieben. Diese Zahlen reden laut genug. Mit Icarien geht es zu Ende. Cabet macht, wie alle Leute seiner Art, Phrasen: er nennt sich „eine Barre von Eisen." Der Ruin Icariens ist mit Sicherheit vorauszusehen. Demungeachtet wird von icarischen Agenten auf dem europäischen Continent mit Eifer fortrefrutirt. Kommen „Enthüllungen" über Icarien an's Tageslicht, so hilft sich Cabet damit, daß er in seinen Blättern erklärt, es seien neue Verräther, neue Affiliirte der Jesuiten unter den Icariern entdekt worden, jezt aber sei die vollkommene Harmonie hergestellt.

Möglich, daß die Gesellschaft noch einige Jahre besteht, und zwar aus dem Grunde, weil sie unvermögend ist. Wäre die Gesellschaft reich, so würde die Theilung verlangt werden. Es ist den Leuten unmöglich, sich auf den Ozean des amerikanischen Lebens zu wagen, schon aus dem Grunde, weil sie nicht englisch können. So müssen sie bleiben — in Sklaverei.

Victor Duret schließt seinen Artikel mit den Worten: „Die kühle Reflexion wird uns durch die Facta geboten, welche laut genug sprechen. Mögen Diejenigen, welche Cabet nur in seiner Fiction von Icarien und in den Träumereien seiner Bücher gekannt haben, mögen sie die Kolonie von Nauvoo und die Unternehmung an den Ufern des Mississippi studiren: die Utopie hat dort der Wirklichkeit Plaz gemacht. Man muß das ideale Icarien mit dem reellen vergleichen; man muß die Differenz, welche sie charakterisirt und die Entfernung, welche sie trennt, konstatiren. Das ist die Aufgabe von Denkern. Durch diese Vergleichung werden sie zu dem Resultate kommen, auf das Frontispice des Programms von Cabet Worte zu schreiben, welche denen diametral entgegengesezt sind, die darauf stehen."

Und wir, warum haben wir uns verhältnißmäßig so lange mit diesem Thema beschäftigt? Aus dem einfachen Grunde, weil es sich der Mühe verlohnt.

Einmal ist es von allgemein menschlichem Interesse, die Entwiklung einer a priori nach der „raison" konstruirten Gesellschaft zu beobachten.

Zum zweiten, weil die Ideen, welche Cabet nach den Ufern des Mississippi führten, noch immer lebendig sind; noch immer lebendig, wenn auch modifizirt, selbst in denkenden und wohlwollenden Köpfen. Es gab eine Zeit, wo diese Ideen die Welt bewegten, wer bürgt dafür, daß diese Zeit nicht wiederkehrt? Was ist unmöglich in unsern Tagen?

Zum dritten, weil der Utopismus viel tiefer in unsere heutige Gesellschaft eingedrungen ist, als man so gewöhnlich glaubt. Der Utopismus stekt in der Gesellschaft, er stekt in vielen Leuten, die sich mit Hand und Mund gegen die Bezeichnung als Utopisten sträuben würden. Der Utopismus stekt in den Leuten, weil die Nationalökonomie noch immer ein Buch mit sieben Siegeln ist und dann — noch aus einigen andern Gründen, die zu besprechen wir uns nicht veranlaßt fühlen. Die schneidendste Kritik des Utopismus ist aber die einfache Geschichte einer Schöpfung des Utopismus.

Zum vierten, weil es viel mehr Cabets in der Welt gibt, als man so auf den ersten Blik sieht. Es wäre mancher Korporal Pizarro geworden, wenn er nur Peru gehabt hätte, und es wäre mancher Andere Vater Cabet geworden, wenn er nur Icarier gefunden hätte. Sapienti sat.

(Schw. Hdlst.)

Befreiung aus der Gefangenschaft bei den Indianern.

(Aus einem Korrespondenz-Artikel des San Francisco Herald.)

Am Bord des Dampfschiffes „Sea Bird", 9. März 1856.

Durch die kürzlich erfolgte Ankunft einer Karavane von Fort Yuma *) bin ich in den Stand gesezt Ihnen die nähern Umstände über die Befreiung eines jungen, schönen amerikanischen Mädchens mitzutheilen, welches fünf Jahre bei den Mohave-Indianern gefangen gehalten war. Da ich in Los Angelos und der Umgegend ausführliche Erkundigungen eingezogen habe, und mir es gelungen ist, alle Umstände ihrer Gefangennehmung, Ermordung ihrer Eltern u. s. w. zu sammeln, so stelle ich dieselben gern zu Ihrer Verfügung.

Am 19. März 1851 schlug eine Emigrantenfamilie aus Iowa auf dem Wege nach Kalifornien ungefähr 125 engl. Meilen vom Gila-Fluß ihr Nachtlager auf. Die Familie bestand aus Lorenzo Oatmann, seiner Frau und sieben Kindern (drei Knaben und vier Mädchen), welche von den Mohave-Indianern angegriffen und alle, außer einem Knaben und zwei Mädchen, mit kaltem Blute ermordet wurden. Dem Knaben gelang es in der Dunkelheit zu entkommen und er wurde am andern Tage vierzig engl. Meilen vom Schauplaz der Bluthat entfernt von einer andern Gesellschaft Emigranten aufgenommen. Als der kleine Bursche gefunden wurde, war er ganz erschöpft, ohne Schuhe und Hut und ganz mit Blut bedekt. Als er sich hinreichend erholt hatte um seine Geschichte zu erzählen, eilten einige Männer hin, um zu erfahren, ob noch etwas für die Familie gethan werden könnte, aber als sie an die verhängnißvolle Stelle kamen, fanden sie, daß des Knaben Bericht leider zu wahr sei, wie die Leichen der Erschlagenen, welche schon theilweise von den Schakals verzehrt waren, hinreichend bezeugten. Aber genug wurde damals in Erfahrung gebracht, um die Ueberzeugung zu hegen, daß die zwei jüngsten Mädchen nicht ermordet, sondern gefangen von den Indianern fortgeführt seien. Der Knabe ist jezt auf dem Landgute Monte bei Los Angeles und er erinnert sich deutlich jener schrecklichen Nacht.

Jahre lang wurde nichts von jenen beiden jungen Mädchen gehört und ihr Schiksal schien in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Vor ungefähr fünf Monaten erschien ein Aufsaz im „Los Angelos Star", in welchem berichtet wurde, daß die Yuma-Indianer sich gegen die Offiziere der Besazung vom Fort Yuma erboten hätten, ihnen zwei gefangene Mädchen für Decken, Perlen und andere Dinge zu verkaufen, daß diese aber sich geweigert hätten mit den Indianern in irgend einen Handel einzugehen. — Oberst Oaumann, welcher um jene Zeit auf dem Wege nach Fort Yuma war, fragte bei seiner Ankunft über diesen Gegenstand nach, fand aber die Beschuldigungen gegen die Offiziere gänzlich ungegründet. Er gab jedoch der Vermuthung Raum, daß unter den Indianern wirklich Gefangene sein könnten, von denen man noch nichts gehört hatte, schikte Boten an die verschiedenen Volksstämme und bot gute Belohnungen für die Befreiung weißer Gefangenen, welche sich unter ihnen befinden möchten. Auf diese Aufforderungen erschien ein Indianer Namens Franziko, und erbot sich ein Mädchen auszulösen, welches zehn Tagereisen vom Fort entfernt in Gefangenschaft sei. Decken, Glas-Perlen und dergleichen wurden ihm darauf gegeben, und nach zwanzig Tagen kehrte er mit der jungen Oatmann zurük. Als sie gebracht wurde, war sie nach Art der Frauen der Yuma-Mohave-Indianer gekleidet, und als sich ein Weißer ihr näherte, warf sie sich auf den Boden und weigerte sich aufzustehen, bis ihr passende Frauenkleider gegeben waren. Sie hat ihre Muttersprache fast ganz vergessen, und kann nur noch wenige Wörter aussprechen. Auf die Frage nach ihrem Namen, welche ihr in der Indianersprache vorgelegt wurde, antwortete sie: Olivia Oatmann. Sie ist am Kinn tättuirt, ihre Hände und Arme sind stark und im Ganzen trägt sie die Zeichen schwerer Sklaverei. Sie war zwei Jahr bei den Mohave-Indianern, welche sie an die Yumas verkauften; ihre jüngere Schwester war zwei Monate vor ihrer Befreiung gestorben. Ihr Haar, welches ursprünglich von einer hellen Goldfarbe war, ist von den Indianern schwarz gefärbt worden, wozu sie sich eines Extraktes aus der Rinde des Mesklitebaumes bedienten. Sie war eilf Jahre alt, als sie gefangen genommen wurde, daher ist ihr Alter jezt sechszehn Jahre, obgleich sie körperlich mehr ausgebildet ist, als manches zwanzigjährige Mädchen.

Die Offiziere des Forts haben eine Kollekte für sie gemacht, um sie mit den nöthigen Kleidungsstüken zu versehen, und sie unter die Obhut einer im Forte wohnenden Frau gebracht, welche für alle ihre Bedürfnisse Sorge trägt, bis Verwandte oder Freunde sich einfinden mögen sie aus ihrer jezigen abhängigen Lage zu befreien, und sich zu bemühen sie von indianischen Sitten und Gewohnheiten zu entwöhnen, und ihr den Wunsch benehmen zum Indianerleben zurükzukehren. — Ich hoffe, daß die menschenfreundlichen Damen in San Franzisko sich ihrer annehmen werden, indem sie ihr einen Zufluchtsort bereiten oder ihr Aufnahme im Waisenhause verschaffen.

*) Fort Yuma ligt am Zusammenfluß des Rio Colorado und des Rio Gila im Lande der Yuma-Indianer, an der Grenze der Vereinigten Staaten und Sonora im Territorium Arrisonia.

Verschiedenes.

Schweiz. Wallis. Die bösen Gerüchte über das Schiksal der Walliser Auswanderer in Santa Fé am La Plata haben bereits einen bedeutungsvollen Schritt zur Folge gehabt. Der Große Rath von Wallis hat nämlich beschlossen, es habe die betreffende Regierungsstelle Maßregeln zu treffen, damit die Werbung von Auswanderern eingestellt werde, bis beruhigende Nachrichten über die ersten Züge eingelangt; Amts- und Zeitungsblätter haben sich der Aufnahme von Auswanderungsanzeigen zu enthalten. Ein so allgemein lautendes Verbot erlassen heißt übrigens das Kind mit dem Bade ausschütten.

Nordamerika. **Vereinigte Staaten.** (Konflikt mit England.) Es bestätigt sich nicht nur, daß der englische Gesandte in Washington, Hr. Crampton, seine Pässe erhalten hat, sondern er selbst ist in Person bereits in London angekommen. Lord Clarendon und Lord Palmerston haben übrigens im Parlament erklärt, es sei die Absicht der englischen Regierung, die diplomatischen Beziehungen mit den Vereinigten Staaten (d. h. zunächst mit dem Gesandten derselben in London, Mr. Dallas), nicht abzubrechen.

— In Massachusetts wurden in dem vergangenen Jahre 45½ Millionen Paar Schuhe und Stiefeln gefertigt. Sie hatten einen Werth von 37½ Millionen Dollars und wurden von 44,000 Männern und 33,000 Frauen geliefert. — Der ganz kleine Ort Middle Haddam im Staat Connecticut lieferte dagegen eine Million Schlittengloken.

— Texas. Die Heuschreken verwüsten, wie im vorigen Jahre, Alles in Garten und Feldern. Das einzige wirksame Mittel ist, Abends nach Sonnenuntergang mit einer Laterne oder beim Mondschein die auf Pflanzen und Bäumen dicht an einander sizenden Fresser zu zerdrüken, und wenn ein ziemlich starker Wind weht, Rauch zu machen, der sie vertreibt. Bei stillbewegter Luft steigt der Rauch in die Höhe, und wenn man noch so viele Feuer anlegte, sie nüzen nicht. Viele Personen, welche ein Haus mit einem noch so großen Garten besizen, treiben die Heuschreken in die Flamme eines hoch auflodernden Feuers. Nach dem andauernden Regenwetter, welches weder das Pflügen der Felder, noch das Bearbeiten der Gärten erlaubte, ist eine schon mehrere Wochen lang dauernde ununterbrochene Dürre eingetreten, aufgenommen Thau. — In Pittsburg, einer Ansiedelung am Rio Blanco in Comal Co., lebte ein 60jähriger Mann, Namens Bleßingame, mit einer betagten Frau und einem seiner zwei erwachsenen Söhne. Das Ehepaar lebte wie Kinder und der Greis war als ein friedfertiger, milder und charakterfester Mann bekannt. Es wird erzählt, daß der alte Bleßingame über die Frau des Colonel Callohan nachtheilige Gerüchte verbreitet habe,

sowie, daß der Sohn eines gewissen Johnson, ein Freund des Callohan, Klemens Hinds und Johnson, alle drei Freunde und Know-Nothings, in sein Haus eindringen und ihn wegen seiner Verläumdung der Frau Callohan zur Rechtfertigung auffordern wollten. Er war daher auf Callohans und seiner Begleiter Besuch mit seinem Sohne vorbereitet, als sie am 8. April vor seinem Hause erschienen. Bleßingame soll Callohan und seinen Begleitern zugerufen haben, daß er sein Hausrecht gebrauchen würde, wenn einer den Fuß über seine Schwelle sezte, und wo er werde Gewalt anwenden. Als die drei sich dennoch dem Hause näherten, schossen Vater und Sohn auf sie; Callohan und Johnson fielen todt nieder, Hinds erhielt einen lebensgefährlichen Schuß durch den Hals. Johnson's Sohn entfloh. Der Friedensrichter Lang, ein Irländer, der aber seinen Funken von dem Witze und dem aufgeweckten Geiste seiner Landsleute von der grünen Insel besizt, behielt den gefangen genommenen Bleßingame, seinen Sohn und seine Frau, statt sie in das County-Gefängniß nach Neu-Braunfels unter Bedekung abzuliefern, in seinem Hause. Die Know-Nothings von San Marcos- und Guadalupe County hatten dadurch Zeit genug, um über hundert Meilen vor Langs Haus zu ziehen und denselben, die Wächter mit Schießen bedrohend, zur Auslieferung des alten Bleßingame, seines Sohnes und seiner Frau zu zwingen. Bleßingame und sein Sohn, sowie die Frau von diesem, wurden sofort vor dem Hause Langs ermordet. Wie das Gerücht sagt, soll die Frau von den Mördern mit weggeführt worden sein. Diesem Gerüchte ist kein Glauben zu schenken. Der Fall wird bei unserm County-Distrikts-Gericht im Herbste zur Verhandlung kommen und wird er hier entschieden, so wird die Jury sicherlich den Wahlspruch „Schuldig" aussprechen, und die Mörder werden eine ähnliche Strafe erleiden, wie des Farmers Moesgen Ehefrau. Nicht wahrscheinlicher ist es, daß der Anwalt der Angeklagten mit Recht oder Unrecht auf Verlegung der Untersuchung nach Seguin, der Repräsentant des Knownothingthums in Guadalupe County und ganz West-Texas, verlegt, wo dann von Seiten des Vertheidigers nur Know-Nothings als Jury-Mitglieder angenommen und alle Nicht-Knownothings von ihm verworfen werden sollen. — Von Indianer-Räubereien in unserer und den benachbarten Kountyes ist wenig und gar nichts in lezter Zeit berichtet worden. (Allg. Auow.-Ztg.)

— Ohio. Der Staat Ohio hat 800 Meilen Kanal, 600 Meilen schiffbare Flüsse und 2000 Meilen Eisenbahnen. — Im vergangenen Jahre erntete er zwanzig Millionen Scheffel Weizen und achtzig Millionen Scheffel Mais.

— Kalifornien. (Schöner Fund.) Ein Chinese fand beim Durchsuchen einer alten verlassenen Hütte in der Nähe von Civil Usage unter dem Feuerherde einen Beutel mit 6000 Dollars Goldstaub. Diese Hütte war 1853 von einem Schweizer, Namens Schmidt, bewohnt, welcher darin ermordet wurde. Die Räuber hatten ohne Zweifel den Goldsak ihres Schlachtopfers zu finden gehofft.

Südamerika. Brasilien. Wir lesen in der Hamburger Ztg. für deutsche A. u. Kol.: „Privatmittheilungen aus Para bestätigen die jüngst von dem „Hamb. Handelsblatte" gebrachte Notiz, daß die brasilianische Regierung die Einwanderung von Fremden in Para bis auf Weiteres verboten und alle in Bezug auf Einführung von Kolonisten über diesen Plaz abgeschlossenen Kontrakte aufgehoben oder wenigstens aufgeschoben hat. Grund dieser Maßregel ist die ungemeine Sterblichkeit, welche sich unter den bisher dort Eingewanderten gezeigt hat; man sagt uns, daß die Zahl derselben binnen Jahresfrist auf ein Drittel des ursprünglichen Bestandes geschmolzen sei. Die außer Kraft gesezten Kontrakte sind verzugsweise die mit der Amazonas-Dampfschifffahrts-Gesellschaft abgeschlossenen, welche verpflichtet war, längs dieses Flusses und an seinen Haupt-Nebenflüssen europäische Kolonien zu gründen. So sehr es zu bedauern ist, daß vorläufig wieder einmal der Plan aufgegeben werden mußte, das menschenleere, aber an Schäzen der Natur so reiche, unermeßliche Gebiet des Amazonenstromes zu bevölkern und für Brasilien und die Menschheit nuzbar zu machen, so sehr verdient die Entschließung der brasilianischen Regierung, lieber auf eine nähere Erfüllung dieser Hoffnung zu verzichten, als sie mit großen Opfern an Menschenleben zu erkaufen, Achtung und Anerkennung. Möge die Hemmung, die dadurch das Ausbleiben der Einwanderung in diesem nördlichsten, tropischen Theile Brasiliens, in der Entwikelung des Reiches eintritt, durch einen desto rascheren Aufschwung der Kolonisation der südlichen Provinzen, dieser Länder, die in Hinsicht ihres Klimas auch nicht das Geringste zu wünschen übrig lassen, aufgewogen werden!" Dieser Nachricht, welche vorzugsweise ein von Antwerpen aus betriebenes Kolosationsunternehmen betrifft, fügen wir bei, daß voriges Jahr einem schweizerischen Agenten Anträge zu Spedizionen nach Mafranfao unter den vortheilhaftesten Bedingungen gemacht worden sind, die er aber ehrenhafter Weise, um die Zukunft der Auswanderer in dem tropischen Lande besorgt, abgelehnt hat. Es ist dieß derselbe Mann, den gewisse Herren einen „gewissenlosen Seelenverkäufer" genannt haben, nun aber nicht mehr nennen werden.

Berichtigung. Der Titel zum Leitartikel der lezten Nro. des Kolonist soll heißen: die farbige Bevölkerung von Brasilien, statt die „schwarze". Ferner wurde unter der Rubrik „Verschiedenes. Frankreich", der Auswandererspediteur Vanderest in Dünkirchen irrthümlicher Weise „Vanderaft" genannt.

Inserate und Anzeigen.

Das Bezirksgericht Aarau
(Kantons Aargau)

urkundet hiemit, daß vor ihm erschienen sind:
Herr Fürsprech Ströhl von Zofingen, als Bevollmächtigter des Herrn Emil Paravicini, Spediteur von Glarus, in Zürich wohnhaft, Kläger

gegen

Herrn Fürsprech Amsler von Aarau, als Bevollmächtigter des Hauses Hauenstein, Bek und Herzog, Auswanderungsagenten in Basel, Beklagte.

Kläger legt in's Recht, seine Anzeige vom 5. April, die Vollmacht vom 19. März, die Aargauer Zeitung vom 9. Februar (Nro. 23) und das Original der Einsendung von J. Wirth, dat. vom 7. Februar, alles 1856, — und bringt sodann an:

Herr J. Wirth in Aarau, bevollmächtigter Agent des beklagten Hauses J. Hauenstein, Bek und Herzog, habe in der Aargauer Zeitung Nro. 23 vom 9. Febr. l. J. ein Inserat, betitelt: „Zur Aufklärung", eingesandt. — Beweis: die Aargauer Zeitung und das Original der Einsendung, bei welchem die Aechtheit der Unterschrift, J. Wirth rc., durch Schreibverständige und Eide zu beweisen anerboten werde. — In diesem Inserate finde sich die Stelle: „In der Glarner Zeitung schildern glarnerische Auswanderer ihr Schiksal in den schwärzesten Farben und nennen den Spediteren Paravicini geradezu Seelenverkäufer." Wenn schon der übrige Inhalt dieses Inserates die Leidenschaftlichkeit der Beklagten offen zur Schau trage, so gehe dieser angeblich aus der Glarner Zeitung entlehnte Theil noch weiter und greife geradezu die Ehre des Herrn Klägers in einer frechen Weise an. Es hätten sich nämlich die Beklagten durch den Gebrauch dieses Wortes „Seelenverkäufer" dem Kläger gegenüber einer Injurie schuldig gemacht, selbst für den Fall, daß sie den fraglichen Saz aus einer fremden Zeitung wiederholt. Es werde jedoch klägerischer Seits des Bestimmtesten in Abrede gestellt, daß ein derartiger Vorwurf dem Kläger je in der Glarner Zeitung oder einem andern Blatte gemacht worden sei, — sondern es sei dieß eine reine Erfindung ab Seiten der Beklagten, die dadurch ihre Schuld nur vergrößert. Kläger ziehe daher den Schluß: „Es seien die Beklagten zu verfällen: dem Kläger gebührende Entschlaguiß zu leisten und es sei diese Entschlaguiß in öffentlichen Blättern bekannt zu machen. Ferner seien Beklagte in eine richterliche Buße, sowie in die Kosten dieses Streites zu verfällen."

Beklagter erwidert: In dem fraglichen eingelegten Inserate hätten die Beklagten sich bloß auf frühere gegen sie gerichtete Angriffe vertheidigt. Schon seit geraumer Zeit seien nämlich in aargauischen, zürcherschen glarnerischen Blättern Artikel gegen die Beklagten erschienen, denen der Kläger nicht fremd gewesen. Die ganze Fehde sei eben wegen eingetretener Konkurrenz entstanden. Beweis: die Aargauische Zeitung Nro. 15, 20 und 23, die Glarner Zeitung Nro. 7 und 9 vom Jahre 1856, die Zürcher Zeitung Nro. 356 vom Jahre 1855 und der Schwäbische Merkur Nro. 60 vom 9. März l. J., — welche Blätter Beklagter in's Recht lege. Den Beweis, daß der Hr. Kläger um die Angriffe in der Aargauer und Glarner Zeitung gewußt, übernehme Beklagter durch die Redaktion der Aargauer Zeitung und Hrn. Notar Gloor als Zeugen, eventuell durch den gegnerischen Haupteid. — Die Beklagten hätten übrigens den Kläger auch niemals direkte Seelenverkäufer genannt, sondern den fraglichen Passus in ihrem Inserate der Glarner Zeitung Nro. 7 entlehnt, wo es heiße: „Sie sind fast gar Seelenverkäufer und der P. auch." Mit diesem P. habe die Glarner Zeitung offenbar den Herrn Kläger bezeichnen wollen. — Indem Beklagte schließlich noch bestreiten, daß sie durch ihr Inserat eine Ehrverletzung begangen, ziehen sie ihren Antwortsschluß dahin: Es sei Kläger mit seiner Klage abzuweisen. U. K. F.

Replikantisch wird vom Kläger verneint, daß in der Glarner Zeitung der Buchstabe P. des betreffenden Inserates auf den Kläger irgend welchen Bezug habe. — Ebenso wird in Abrede gestellt, daß die frühern Artikel in der Aargauer Zeitung vom Kläger herrühren und daß er irgend wie die Beklagten provozirt. Endlich werde gegen den angetragenen Zeugenbeweis als einen unbehelflichen exzipirt.

Das Gericht ist sodann im Austritt der Parteien zur Urtheilfällung geschritten und hat in Prüfung der Sache

befunden:

Die Beklagten seien geständig, durch ihren Agenten J. Wirth in Aarau, das in der Aargauer Zeitung Nro. 23 l. J. erschienene Inserat, betitelt: „zur Aufklärung", eingesandt zu haben. In diesem Inserat werde aber von dem Hrn. Kläger gesagt, daß ihn Auswanderer als Seelenverkäufer schildern. Diese Handlung ab Seite der Beklagten müsse als Injurie betrachtet werden, um so mehr, da die Beklagten nicht darzuthun vermocht, daß die fragliche ehrverletzende Aeußerung über den Hrn. Kläger in der Glarner Zeitung enthalten gewesen, wie beklagter Seits behauptet worden. Demgemäß seien die Herren Beklagten zu denjenigen rechtlichen Folgen zu verurtheilen, welche ihre Handlung nach Gesez bedinge. Da die eingeklagte Injurie nicht sowohl unter die Klasse der Schelworte als vielmehr unter die der Schimpf-, Stich- und Verachtungsreden gehöre, dagegen durch die Presse begangen worden, so hat das Gericht in Anwendung der Sazung 7, Fol. 529 der Berner Gerichtssazung

einstimmig erkennt:

Die von den Beklagten in dem fraglichen Inserate gegen Hrn. Paravicini enthaltene Ehrverletzung werde gerichtlich aufgehoben und Kläger in seinen Ehren verwahrt. Die Herren Beklagten seien sodann zu einer Buße von 20 Fr. verfällt und haben auch dem Kläger die dieses Streites wegen entstandenen Kosten im Betrage von 42 Fr. 20 Rp. zu bezahlen. Endlich sei dem Kläger gestattet, dieses Urtheil im Dispositiv auf Kosten der Beklagten in der Aargauer Zeitung zu veröffentlichen.

V. R. W.

Aktum der Ausfällung vorstehender Erkanntniß den 19., der Ausfertigung den 27., beides April, der offiziellen Zustellung den 8. Mai; mithin des Auslaufes der Bedenkfrist zu Ergreifung eines geeigneten Rechtsmittels den 22. Mai 1856.

Der Vizepräsident
des Bezirksgerichtes:
Haberstich.
Im Namen des Bezirksgerichtes,
Der Gerichtsschreiber:
Wey.

Der Unterzeichnete beehrt sich, hiemit öffentlich anzuzeigen, daß er von den Herren Knöhr und Burchard in Hamburg zum General-Agenten für die ganze Schweiz ernannt, und somit ermächtigt ist, Kontrakte mit Passagieren für die Schiffe genannter Herren abzuschließen.

Ferner erlaubt derselbe sich zur vorläufigen Kenntniß des geehrten handeltreibenden Publikums zu bringen, daß er auch von der Hamburg-Brasilianischen Dampfschifffahrt-Gesellschaft in Hamburg zum General-Agenten für die ganze Schweiz ernannt ist, und für die im nächsten Frühjahr mit den 2000 Tons großen Dampfschiffen

Teutonia und Petropolis

zu eröffnenden Fahrten, Engagements, sowohl für Passagiere als auch für Güter treffen wird. Näheres vorbehaltend

Zürich, im Juni 1856.

E. de Paravicini.

Stelle-Antrag.

Eine seit längern Jahren in Rio Janeiro ansässige Schweizerfamilie wünscht eine geschilte Köchin und eine gelernte Wascherin und Büglerin in Dienst zu nehmen. Diese müssen aber Schweizerinnen und zwischen 22 und 30 Jahre alt sein, müssen auch französisch sprechen können. Der Gehalt ist nebst freier Kost, Logis und Wäsche Frcken 500 jährlich. Gewünschten Falls würde ihnen der größte Theil der Reisekosten vorgeschossen. Sich zu melden bei Hrn. **E. de Paravicini**, Unterstraße Nro. 13 in Zürich.

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrückungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 26. | Samstag den 28. Juni. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | 1856.

Abonnementseinladung.

„Der Kolonist", welcher nun die zweite Hälfte seines sechsten Jahrganges antritt, ladet hiemit zu zahlreichem Abonnement ein.

Der „Kolonist" ist ein Organ für die schweizerische Auswanderung und bespricht als solches sowohl die allgemeinen Verhältnisse derselben, als er namentlich Mittheilungen über sämmtliche Länder bringt, welche ihr Ziel sind. Neben Nordamerika, das dem Europamüden leider schon seit längerer Zeit geringe Aussichten bietet, wird er die Blike seiner Leser wie bisher vorzugsweise auf Brasilien lenken, und zwar insbesondere auf jene Halbpachtkolonien in San Paulo, die sich bis jezt als einzig praktische Lösung der Auswanderungsfrage bewiesen haben. Ebenso wird er fortfahren, nach bestem Wissen und Gewissen vor der Uebersiedlung nach solchen Ländern zu warnen, in welchen den schweizerischen Auswanderer statt dem geträumten und ihm vorgespiegelten Glük nur Elend und Verderben erwarten, wozu immer noch reichliche Gelegenheit geboten ist. — In einem unterhaltenden Feuilleton bringt er Erzählungen, Schilderungen ꝛc. aus jenen Ländern, nach welchen die schweizerische Auswanderung geht.

Der „Kolonist" kostet halbjährlich 2 Franken, vierteljährlich 1 Franken, mit der Post franko durch die ganze Schweiz. Eine Vergleichung unseres Blattes mit der in Bern wöchentlich erscheinenden Auswanderungszeitung ergibt, daß es mehr als doppelt so billig ist, da die Abonnementsgebühr des „Kolonist" bei um die Hälfte größerem Format und viel gedrängterem Saz doch nur zwei Drittheile von dem Preise jener beträgt.

Den bisherigen Lesern wird unser Blatt auch ohne besondere Bestellung wieder zugesandt und die Gebühr mit der Nummer 29 nachgenommen. Neue Abonnenten mögen sich an das nächstgelegene Postamt wenden oder in frankirten Briefen an die

Expedition des „Kolonist".
in Lichtensteig.

Die Auswanderer nach Santa Fé.

Wie man vernimmt, sind die für Santa Fé bestimmten Schweizer hart mitgenommen worden. Sie sollen auf einem englischen Schiffe befördert und auf sogenannte 80 Tage verproviantirt gewesen sein. Wie bei andern Gelegenheiten wird aber der Proviant kaum auf 60 Tage ausgereicht haben, und da die Reise 90 Tage dauerte, so sollen viele Passagiere den Hungertod gestorben sein. Wahrscheinlich erfahren wir bald Näheres darüber.

Diese und ähnliche Hiobsposten über das Schikal unserer nach Santa Fé spedirten Landsleute werden wohl dem Hause, das dieses Geschäft geleitet hat, schon seit einiger Zeit nicht unbekannt geblieben sein und es scheint uns, daß ein einer Zeitung von Buenos-Ayres entnommener Artikel mit der Ueberschrift „Kolonisation in Santa Fé" nicht ohne Absicht letzte Woche im „Band" gestanden sei. Wenn aber dieser Aufsaz die vor der Thür stehenden schlimmen Nachrichten schwächen soll, so halten wir ihn wenigstens in Einem Punkte für zur Beruhigung sehr ungeeignet und sind so frei, indem wir ihn abdruken, die betreffende Stelle, welche der „Bund" vielleicht gegen den Willen des Einsenders mitlaufen ließ, dem Auge des Lesers etwas auffälliger zu machen. Der Artikel lautet wie folgt:

„Hr. Dr. Aron Castellanos, welcher mit dem lezten Dampfboote dahier angelangt ist, erwartet jeden Augenblik die Ankunft des Schiffes, das die lezten Kolonisten bringen soll, die er in Europa für die Kolonie Santa Fé engagirt hat (etwa 1400). Die Schwierigkeiten, mit welchen Hr. Castellanos in Europa zu kämpfen hatte, waren ungeheuer, und wir müssen aufrichtig gestehen, daß wir einen Augenblik gefürchtet haben, dieselben würden ihn von seinem Vorhaben zurükschreken, was jedoch Dank der Beharrlichkeit und Charakterfestigkeit des Hrn. C., Eigenschaften, welche unter den Einwohnern unseres Landes sehr selten zu finden sind, nicht der Fall gewesen ist. Die größte Schwierigkeit, Kolonisten für unser Land zu finden, besteht in dem schlechten Rufe, welchen dasselbe in der alten Welt genießt. Man glaubt dort, daß unsre Republiken vor lauter Revolutionen zu keinem Frieden und zu keiner Ruhe gelangen und daß sie beständig der Anarchie und den Umwälzungen ausgesezt seien. Die Nachrichten, welche die Dampfboote aus Südamerika bringen, sind für uns gewöhnlich ungünstig und bestätigen jenen Aberglauben. Und da andrerseits die geographische Lage unseres Landes nicht genugsam bekannt ist, so verwechselt man oft die Orte, in welchen die bedauernswerthen Auftritte, deren die europäische Presse erwähnt, stattgefunden haben. Man glaubt z. B. allgemein (?), daß der Staat Buenos-Ayres und die Argentinische Eidgenossenschaft ein und dasselbe seien, welchem Länderkomplex man den Namen Laplata gibt, und eine Revolution in Montevideo wird als ein argentinischer Bürgerkrieg angesehen. Wenn man allen diesen Fatalitäten noch hinzufügt, daß brasilianische und andere amerikanische Agenten ihr Möglichstes thun, um dieselben noch größer vorzustellen und dadurch die auswanderungslustige Bevölkerung in ihre Länder zu ziehen, so wird es leicht erklärlich, wie viele Hindernisse Hr. Castellanos zu überwinden hatte, um sein Unternehmen zu verwirklichen. Die Kolonisten, welche jedoch troz alledem abgereist sind, sind in dem ihnen angewiesenen prächtigen (?) Lande mit der Art und Weise, wie den gegen sie eingegangenen Verpflichtungen ein Genüge geleistet wurde, sehr zufrieden. Wir müssen uns Glük wünschen, daß dieser erste Schritt gethan worden ist; er war der schwierigste und zugleich der wichtigste. Der größte Theil der Kolonisten, welche Hr. C. engagirt hat, besteht aus Deutschen und Schweizern, Nationalitäten, die uns am besten konveniren. Wir wissen, daß Hr. C. nicht nur an die Vermehrung und Ausdehnung der Kolonie Santa Fé, sondern auch an die Gründung anderer Kolonien denkt und zu diesem Behufe in kurzer Zeit nach Europa zurükkehren wird. Er genießt hier durch seine bereits geleisteten Dienste eines sehr großen Zutrauens, und wir zweifeln nicht daran, unsere Behörden werden einsehen, daß diese Dienste mittelst Aufmunterung belohnt werden müssen, und zwar um so mehr, da Hr. C. durch seine Unternehmungen weniger eine Geldspekulation(?!) als die Ruhe des Landes und die **Sicherstellung der Grenzen** beabsichtigt, indem er die nöthigen Kräfte zur Bebauung und zum **Schuze** des Landes herbeiführt. Die Einwanderung wird in der That eine der hauptsächlichsten, wenn nicht die **erste Bedingung** zur Festhaltung des Friedens sein."

Nun, welches war denn immer unser oft geäußertes und eben so oft von Bek und Herzog geläugnetes und verhöhntes Hauptbedenken gegen die Auswanderung nach Santa Fé? Wir sagten, die im Rüken der Stadt Santa Fé zu begründende Schweizeransiedlung soll die Rolle einer Militärkolonie nach Art der kroatischen und ungarischen Militärgrenze spielen, sie soll zum Schuze gegen die Einfälle der räuberischen Pampasbewohner und als Stüze der Regierung gegen die beständigen Revolutionen dienen. Sagt die Zeitung von Buenos-Ayres etwas Anderes über die Absichten, denen die Schweizerkolonie bei Santa Fé ihre Entstehung verdankt?

Wie es mit der Zufriedenheit der ersten Kolonisten „mit der Art und Weise, wie den gegen sie eingegangenen Verpflichtungen ein Genüge geleistet wurde," sich verhält, werden wir theilweise bald erfahren. Ihre eigenen Briefe werden darüber Aufschluß geben. Uebrigens erfordert die Erfüllung der den Ansiedlern auferlegten Bedingungen eine Zeit von mehreren Jahren und werden sich daher aus den ersten Briefen in dieser Beziehung wohl Schlüsse ziehen lassen, aber maßgebend sind sie noch nicht. Wir wollen aber nicht wiederkauen, was wir so oft schon gesagt haben und für diese [illegible]

ken, da wir wohl leider noch oft genöthigt sein werden, auf diese unglükliche Geschichte zurükzukommen. *)

*) Bu'n Morjn, Hr. Zilcher!

Beschwerden aus Brasilien.

In jüngster Zeit waren wieder einmal in den Schweizerzeitungen Klagen aus mehreren schweizerischen Kolonien in Brasilien zu lesen, einerseits aus der Kolonie Leopoldina, anderseits aus einigen Parceriakolonien in San Paulo. Man muß, was von den wenigsten Blättern geschehen ist, beide trennen. Leopoldina ist eine schon in den Zwanzigerjahren von Deutschen, Franzosen und Schweizern gegründete Ansiedlung bei Caravellas in der Provinz Espiritu Santo, die zwar reiche Pflanzungen aufweist, aber wegen ihrer weniger gesunden Lage in dem heißen Tiefstande von Espiritu Santo nicht zu empfehlen ist. Die Ansiedler sind auf eigene Faust hingegangen und es gebt diese Kolonie überhaupt die schweizerischen Auswandererspeditionen der lezten Jahre nichts an. Wir wissen auch nicht, welcher Art die Streitigkeiten derselben sind. — Die Parceriakolonien, aus denen die Klagen kommen, liegen bei Ubatuba in der Küstengegend von San Paulo. Diese Beschwerden scheinen, wenn auch übertrieben, doch theilweise begründet zu sein; es ist ihnen jedoch, wie aus einem Briefe des Herrn Muralt, früher Arzt in Langenthal, Kanton Bern, hervorgeht, auf sein und anderer Ehrenmänner Verwenden bereits ziemlich abgeholfen. Herr Vergueiro, der von den betreffenden Klagen ausdrüklich ausgenommen wird, indem gesagt wird, daß er seine Kolonisten gut behandle, thut selbst in dieser Angelegenheit, was er kann. Er schreibt unterm 10. Mai, ehe man ihn beschuldige, daß er sich der von ihm auf andere Kolonien plazirten Leute nicht annehme, müsse man wissen, ob er nichts zur Abhülfe etwaiger dort bestehender Uebelstände gethan habe; dieses sei aber nicht der Fall; denn bereits habe er sich in Betreff der in Ubatuba befindlichen Leute an die Regierung gewendet und dieselbe eine Kommission hingeschikt, um die dortigen Verhältnisse zu prüfen. — Uebrigens werden wir bald über dieses und anderes im Klaren sein, denn wir wissen aufs Bestimmteste, daß Hr. David in Rio Janeiro von einer in dieser Angelegenheit betheiligten Persönlichkeit in der Schweiz aufs dringendste und bei seiner Amtsehre aufgefordert worden ist, sich an Ort und Stelle über Alles bestimmte Auskunft zu verschaffen und zurükzuberichten. Seiner Zeit werden wir diesen Bericht veröffentlichen. — Auch hat Hr. C. de Paravicini durch einen Brief des Herrn Vergueiro vom 10. Mai die Weisung erhalten, sich beim h. Bundesrath und, wenn dieß nicht statthaft sei, bei Kantonal-Regierungen dahin zu verwenden, daß ein Kommissär nach seinen Kolonien geschikt werde, um die dortigen Zustände zu prüfen; die Kosten wolle er tragen. Hr. C. de Paravicini wird alsbald die bezüglichen Schritte bei unsern Behörden thun.

Der nachstehende Artikel, welcher auf die eben berührten Verhältnisse näher eingeht, ist der Nro. 165 des „Bund" entnommen.

„Kolonisation von Brasilien. Ein höchst glaubwürdiger und in Sachen vollkommen kompetenter Mann äußert sich über das Kolonisationssystem „Parceria" (mittelst Association), wie dasselbe von der Familie Vergueiro ausgeführt wird, folgendermaßen:

Ich halte dieses System für die praktischste Verwirklichung einer großartigen und erhabenen Idee, welche zum Zwek hat, Brasilien die nöthigen Arme zur Ausbeutung seiner ungeheuren Bodenreichthümer zu verschaffen und gleichzeitig Tausende von Armen, die unter dem Druke der gegenwärtigen Verhältnisse in Europa leiden, aus dem Elend, aus Hunger und Kälte zu erlösen. Alle Erkundigungen, die ich bis jezt aus vertrauenswerthen Quellen sammeln konnte, geben mir die innerste Ueberzeugung, daß die HH. Vergueiro ihre Versprechen gewissenhaft hatten und daß die in ihre Besizungen aufgenommenen Kolonisten sich wirklich wohl befinden. Damit aber das in seiner Auffassung so große und edle System nicht ausarte, müssen die Leute, welche an der Spize stehen, Männer von Kopf und Herz sein. Unternehmer von weniger erhabenem Charakter, von beschränkten Ansichten und mit geringen Kenntnissen sind nicht geeignet, eine so wichtige Aufgabe zum glüklichen Ziele zu führen, und unter ihren Händen wird das System Parceria für die armen Kolonisten zu einer ausgewachten Sklaverei. Dabei wiederhole ich, daß alle Erkundigungen, die ich aus glaubwürdigen Quellen schöpfen konnte, mich nöthigen, den HH. Vergueiro über ihre Loyalität und ihr Geschik, mit dem sie ihr Unternehmen leiten, öffentlich Zeugniß zu geben. Leider kann nicht das Gleiche von andern Unternehmern gesagt werden, die sich in mehrerer Hinsicht viel zu Schulden kommen lassen. Es ist zu bedauern, daß die HH. Vergueiro, durch einen entschuldbaren Enthusiasmus verleitet, vielleicht etwas zu weit gegangen sind und daß sie viele Kolonisten, welche der gute Ruf dieses Hauses angezogen und weniger gewissenhafte Agenten überredet hatten, an Pflanzer ablieferten, die nicht im Stande waren, die edle und beiden Kontrahenten vortheilhafte Idee des Systems Parceria zu begreifen. So erhielt sich eben mehrere Briefe voll bitterer Klagen von Kolonisten bei Hrn. J. F. v. Castro zu Ubatuba, welchem sie von den HH. Vergueiro abgetreten wurden. Hr. v. Castro soll sie auf eine unverantwortliche Weise behandeln. Er überladet sie mit Arbeit und läßt sie die Medikamente, welche die ziemlich große Anzahl ihrer Kranken bedürfen, so wie auch die Milch, welche ihre kleinen Kinder brauchen und die ihnen unentbehrlich ist, zu ziemlich hohem Preise bezahlen. Dieser lezteren Zug ist charakteristisch, wenn man bedenkt, daß Hr. v. Castro eine große Anzahl Kühe besizt, die auf seiner Fazenda frei herumlaufen. Die Schulden dieser Unglüklichen sind in Zeit von wenigen Monaten so angewachsen, daß die Kaffeernte kaum hinreichen wird, um deren Zinsen zu bezahlen. Ich könnte diesem traurigen Tableau noch viele Züge beifügen, für deren bestimmte Wahrheit ich glaube garantiren zu dürfen, da ich die Aufschlüsse aus ganz zuverlässigen Quellen erhielt. Bei aller Anerkennung für die HH. Vergueiro selbst, können doch Vorgänge wie die bei Hrn. v. Castro nicht genugsam an's Tageslicht gezogen und bekämpft werden, wenn nicht die Sache der Auswanderung schwer gefährdet und die ehrenwerthen Anstrengungen, welche die brasilianische Regierung macht, vereitelt werden sollten."

Aus dem Personentarif der Pennsylvania Zentral-Eisenbahn während der Sommermonate vom 1. April bis 1. Oktober.

Von New-York nach	Meilen.	Doll.	Cts.
† Albany, New-York,	143	1	50
Alton, Illinois,	1081	14	65
Ann Arbor, Michigan,	717	8	35
Ashtabula, Ohio,	649	7	—
Baltimore, Maryland,	180	4	—
Beaver, Pennsylvanien,	750	8	—
Boston, Massachusetts,	350	3	50
† Buffallo, New-York,	509	4	—
Burlington, Jowa,	1151	14	55
Cairo, Illinois,	1172	16	—
		*9	45
Canandagua, New-York,	415	4	50
Chambersburg, Pennsylvanien,	257	6	—
Chicago, Illinois,	941	10	55
		*9	85
Cincinnati, Ohio,	813	9	5
		*6	80
Cleveland, Ohio,	586	6	35
Columbus, Ohio,	693	7	45
Covington, Kentuky,	813	9	5
Davenport, Jowa,	1124	13	35
Dayton, Ohio,	758	8	55
Delaware, Ohio,	670	7	15
Detroit, Michigan,	680	7	65
Dubuque, Jowa,	1129	15	60
Dunkirk, New-York,	460	4	—
† Elmira, New-York,	320	4	—
† Erie, Pennsylvanien,	604	5	50
Evansville, Indiana,	1280	*9	45
Fort Wayne, Indiana,	764	8	—
Fond du Lac, Wiskonsin,	1480	14	—
		*12	—
Frankfort, Kentuky,	924	10	65
Franklin, Missouri,	1142	15	35
Freeport, Illinois,	1062	13	80
Galena, Illinois,	1112	15	10
Green Bay, Wiskonsin,	1400	*9	50
Hamilton, Kanada,	612	7	—
Harrisburg, Pennsylvanien,	201	5	20
Hollydayesburg, Pennsylvanien,	335	6	—
Indianapolis, Indiana,	835	9	50
Jalfenville, Illinois,	1162	16	20
Jowa City, Jowa,	1215	14	65
Jefferson City, Missouri,	1220	16	65
Jonesville, Wiskonsin,	1021	13	50
Kalamazoo, Michigan,	823	9	66
Kenosha, Wiskonsin,	992	12	20
		*17	60
La Crosse, Wiskonsin,	899	10	15
La Fayette, Indiana,	163	3	85
Lancaster, Pennsylvanien,	900	10	40
Lexington, Kentuky,		8	50
† London, Kanada,	944	10	80
Louisville, Kentuky,		*8	15
Makinaw, Michigan,	1114	*9	—
Madison, Wiskonsin,	1071	13	85
Manitowoc, Wiskonsin,	1183	13	—
		*12	—
Marietta, Ohio,		*6	45
Maysville, Kentuky,		*6	45
Memphis, Tenessee,		*13	5
Milwaukie, Wiskonsin,	1026	12	85
Monroe, Michigan,	780	7	65
† Montreal, Kanada,		7	—
		*6	—
Mount Vernon, Ohio,	630	7	35
Muscatine, Indiana,	1153	14	35
Natches, Mississippi,		*14	40
New-Orleans, Louisiana,		*14	40
New-Philadelphia, Ohio,	970	10	—
† Nicaragua-Falls, New-York,	605	5	—
† Oswego, New-York,	247	4	50
Peoria, Illinois,	1102	13	20
Peru, Illinois,	1041	11	90
Philadelphia, Pennsylvanien,	93	2	—
Pittsburg, Pennsylvanien,	446	6	35
Pontiac, Illinois,	1044	12	35
Prairie du Chien, Wiskonsin,	1355	*16	95
Quincy, Illinois,		*17	35
Racine, Wiskonsin,	1003	*12	55
Reading, Pennsylvanien,	155	4	75
Rok-Island, Illinois,	1123	13	20
† Rome, New-York,	248	3	50
Sandusky, Ohio,	676	8	35
Shawneetown, Indiana,		*9	50
Sheboygan, Wiskonsin,		*11	85
Springfield, Ohio,	734	8	—
Springfield, Illinois,	1137	15	55
St. Louis, Missouri,	1105	14	65
		*9	45
St. Paul, Minnesotta,		*18	25
Toledo, Ohio,	698	7	65
Toronto, Kanada,	1020	7	80
		*6	—
† Utica, New-York,	260	2	50
Vandalia, Illinois,	1019	14	65
Vevay, Indiana,		*9	45
Vincennes, Indiana,	966	12	25
Wheeling, Virginien,		*6	35
Williamsport, Pennsylvanien,		6	65
Zanesville, Ohio,	580	7	65

Bemerkungen: 1) Kinder zwischen 12 und 3 Jahren zahlen den halben Preis, solche unter 3 Jahren sind frei. 2) Jede erwachsene Person hat 80 Pfund Gepäk frei, mit Ausnahme der mit einem † bezeichneten Stationen, auf denen nur 50 Pfund Freigepäk ist. 3) Der Preis für 100 Pfund Uebergewicht ist nach den meisten Plätzen nicht ganz ein Drittheil des Personen-Fahrpreises. 4) Unter „Dampfschiff und Eisenbahn" (mit * bezeichnet) ist zu verstehen, daß ein Theil der Reise auf den Flüssen und Seen geschieht. Für alle übrigen Ansäze findet die Beförderung ganz per Eisenbahn statt. Die „Pennsylvania Zentral-Eisenbahn" bietet den kürzesten Weg nach dem Westen; die Personenwagen sind gedekt, mit Fenstern versehen, haben gepolsterte Size mit Rüklehnen, sind im Winter gut erwärmt und beleuchtet.

Die Neujahrsfeier der Chinesen zu San Francisco

wird in dem Blatte „California Demokrat" vom 6. Februar auf folgende Weise geschildert:

Vorgestern Abend schon begannen die Chinesen ihre Neujahrsfeier und gestern den ganzen Tag ging sie fort. Auf allen Straßen konnte man sie in ihren besten Kleidern, in schweren seidenen Gewändern, prachtvollen Pelzen, das Gesicht mit einer Extra-Ladung Spek geschmiert, herumgehen sehen. An jedem Zopf war noch ein Extension-Zopf angebunden, auf jeden Fall ein unschuldigeres Vergnügen, als der Zopf, den die rothhaarigen Barbaren sich bei solchen Gelegenheiten anzuschaffen pflegen; alle Schädel waren frisch rasirt, auf der Baretten prangten lauter nagelneue rothe Knöpfe und die Schuhsohlen waren noch um einen Zoll höher als gewöhnlich. Alle Gesichter lachten und schmunzelten, in jedem lag ein Ausdruk der Verachtung gegen die fremden Barbaren und das stille Bewußtsein, daß nur Chinesen, das gebildetste Volk der Welt, ein Fest würdig begehen könnten. Von Thür zu Thür wanderten sie, einer gratulirte dem andern, nicht durch einen Händedruk, das ist nicht Sitte und sämmtliche Hände waren zudem in den langen seidenen Gewändern tief vergraben. Man stieß sich die Hände einander in die Seite und die Nasen berührten sich. Je näher das Verhältniß, um so freundschaftlicher rieben sich die breiten Na

Meilen.	Doll.	Cts
1071	13	85
1183	13	—
	*12	—
	*6	45
	*6	45
	*13	5
1026	12	85
780	7	65
	7	—
	*6	—
630	7	35
1153	14	35
	*14	40
	*14	40
970	10	—
605	5	—
247	4	50
1102	13	20
1041	11	90
93	2	—
446	6	35
1044	12	35
1355	*16	95
	*17	35
1003	*12	55
155	4	75
1123	13	20
248	3	50
676	8	35
	*9	50
	*11	85
734	8	—
1137	15	55
1105	14	65
	*9	45
	*18	25
698	7	65
1020	7	80
	*6	—
260	2	50
1019	14	65
	*9	45
966	12	25
	*6	35
	6	65
580	7	65

) Kinder zwischen 12 und 8
Preis, solche unter 3 Jahren
sene Person hat 80 Pfund
der mit einem † bezeichneten
50 Pfund Freigepäk ist. 3
Uebergewicht ist nach den
ein Drittheil des Personen-
Dampfschiff und Eisenbahn"
rstehen, daß ein Theil der
een geschieht. Für alle üb
rderung ganz per Eisenbahn
Zentral-Eisenbahn" bietet den
ten; die Personenwagen sind
n, haben gepolsterte Size mi
gut erwärmt und beleuchtet.

r der Chinesen zu
rancisco

fornia Demokrat" vom 6.
geschildert:
begannen die Chinesen ihr
en ganzen Tag ging sie fort
nan sie in ihren besten Klei
Gewändern, prachtvollen Pel
Extra-Ladung Spek ge
An jedem Zopf war noch
en, auf jeden Fall ein un
der Zopf, den die rothhaa
hen Gelegenheiten anzuschaf
aren frisch rasirt, auf der
nagelneue rothe Knöpfe un
um einen Zoll höher als ge
chten und schmunzelten, in
Verachtung gegen die frem
Bewußtsein, daß nur Chi
der Welt, ein Fest würdi
r zu Thür wanderten sie
, nicht durch einen Händ
d sämmtliche Hände war
en Gewändern tief vergra
ände einander in die Sei
h. Je näher das Verhält
rieben sich die breiten Na

sen noch breiter aneinander, während der Arme nur schüchtern die äußerste Nasenspize seines Vorgesezten mit seinem Riechorgan zu berühren wagte.

Und nun gar die Rosen in diesem himmlischen Garten. In langer Gänselinie zogen sie zwei und zwei, die Hände verschlungen durch die Straßen, während umgekehrt wie bei dem Gänseflug, eine Einzelne nicht den Zug anführte, sondern schloß. Die gewöhnliche fußhohe Sonntagsfrisur, die wohl mit Talg geschmiert, eine Woche halten muß, ehe sie erneuert wird, war dem Feste zu Ehren zwei Fuß hoch aufgebaut und an den seidenen Obergewändern sah man die Aermel mit Guirlanden durchwebt, die an Reichthum und Kostbarkeit keinem Pariser Fabrikate nachstehen. Pfundschwere Corallen, Glasketten, achatene Armbänder, die feinste Extraschminke, alles war verschwendet und keine unserer Ladies, wenn sie im seidenen Schleppkleide die Straße fegt, kann tiefer durchdrungen sein von ihren Reizen, als diese stelzfüßigen Klapperrosen, wenn sie durch die Straßen zogen.

Wir erinnern uns früher selten Chinesen lachen gesehen zu haben und gestern lachten und schmunzelten sie alle. Es ist doch etwas Schönes so ein Volksfest. Selbst das breite, stumpfe Gesicht des Asiaten verklärt sich unter seinem Eindruke, alle die Erinnerungen erwachen in ihm, die ihn an sein Volk binden, er fühlt eine Regung von Stolz, und was für ein Stolz ist dieser asiatische Stolz. Die stolzeste Dame, wenn sie in ihrem Kirchenstuhle Gott dankt, daß sie nicht ist wie jene Zöllner und „Sünder, oder gar die verdammten Nigger, ist ein Engel an Bescheidenheit gegen den innern Kizel, mit dem ein jeder Chinese sich Glük wünscht, daß er kein Japanese oder gar ein Europäer ist. Und in einer Beziehung haben sie ein Recht stolz zu sein. Bei ihren Festen begegnen wir wenigstens keinen Szenen der Rohheit, Bestialität und Völlerei. Der Chinese betrinkt sich nicht, er prügelt sich nicht, aber sezt sich still vergnügt in seine Eke und raucht sein Opium, welches ihn hinüberführt nach dem Vaterlande, wo doch allein Kultur, Sitte, Thee und Bambus zu Hause ist. Troz aller Verhöhnungen unserer Loafer, waren unsere Chinesen gestern unverwüstlich höflich, sie lachten jeden freundlich an und wenn ihnen Jemand die Feuer-Crakers abnahm, die sie eben anstecken wollten, um sie selbst anzustecken, so gaben sie auch noch geduldig den Rest her, den sie hatten.

Unsere Straßen waren von Morgen bis Abends der Schauplaz einer Craker-Kanonade, vor der der vierte Juli in nichts versinkt, ganze Kisten voll wurden auf einmal losgelassen, während unsere edle Straßenjugend sich mehr auf's Tirailliren verlegte und die einzelnen Schwärmer flogen beständig nach den Zöpfen der Glüklichen, die soeben in's neue Jahr hinübergesegelt. Sakramentostraße war denn der Schauplaz des größten Jubels. Auf den Verandas der chinesischen Häuser sprangen die Houries dieses Paradieses umher, mit lautem Jubel und Gelächter, Wa, Wo Sing, Ching, Wing ꝛc. tönte in allen Tonarten.

Und drinnen rauchen denn die Schornsteine und alle Delicatessen, die ein lekerer Magen nur verlangen mag, dampften auf den Tischen. Gebratene Spanferkel, fricassirte Ratten, Fische mit dem lieblichsten haut-gout, alles im feinsten Thran, aber ein Bischen angenehm angefault gebraten, Enten in Fett, die feinsten Hundebraten, Kazensteaks, die einen Epicur hätten in Versuchung bringen können. Dazwischen floß der feinste Thee in Strömen, Reis in allen Formen und Hayfisch-Ragout in fetten Saucen. Und um alle diese Herrlichkeiten dann vergnügte Gesichter, die Hände fuhren in die fetten Brühen hinein, und fischten nach den darin schwimmenden Delicatessen, die sie zum Munde führten, von dem breite Ströme des wohlriechenden Thranes an beiden Seiten herunterliefen. Abends dann Konzert. Ein vollständig besezetes Orchester führte Stüke von den chinesischen Meistern auf. Unsere Leser kennen diese Saiten-Instrumente, die Töne hervorloken, gleich den lezten dahinsterbenden Seufzern einer verscheidenden Kaze. Ein sanftes Schnurren, Maunzen, Brummen, Quiksen, alles in den lieblichsten Fistel-Molltönen und dann die Vocalmusik in A-Wa-Dur. Jeder, der in der Nachbarschaft solcher Konzertlokale wohnt, wird sich noch mit stillem Entzüken dieser angenehmen Zahnweh verursachenden Störungen seines Schlummers erinnern.

Gönnt den armen Asiaten ihre Freude, freilich in einer etwas abgelegneren Straße. Dieses Volk hat seine Sitten und Gewohnheiten, an denen es schon Tausende von Jahren hängt. Es bekennt sich zum alleinseligmachenden Glauben der Knownothings, hält sich für das klügste auserwählte Volk, es heuchelt nicht, denn der Zopf hängt ihm vor aller Welt Augen hinten, während unsere Modernen ihn zu versteken suchen, es spielt doch nur um Messing-Münzen und bezahlt stets seine Schulden, wenn es auch zuweilen eben so lange Finger macht, wie seine modernen Kollegen. Es streicht sich roth an, wie unsere modernen Damen, diese kauen Tabak, während ihre himmlischen Schwestern Opium rauchen. Es ist noch manches chinesisch auch bei uns, und wenn wir unsere Zöpfe einmal abgeschnitten, vom Kirchenzopf an bis zum Nativzopf, dann falle auch der lezte Zopf, der größte von allen, der chinesische.

Antwort auf eine Anfrage betreffend Literatur über Chile.

Durch ein Schreiben aus dem Kanton Glarus, das in Abwesenheit der Redaktion des „Kolonist" einlief und welches wir aus diesem Grunde erst in dieser Nummer öffentlich beantworten, werden wir um Mittheilung der Quelle ersucht, aus welcher der Aufsaz über Chile in Nro. 19 des „Kolonist" stammt, sowie überhaupt solcher Werke, die zum Unterricht über chilenische Verhältnisse sich eignen.

Der betreffende Artikel ist seinem wesentlichen Inhalte nach aus einem Zirkular geschöpft, welches von dem mit der Organisation der deutschen und schweizerischen Auswanderung betrauten Abgeordneten der Republik Chile und dem von ihm angestellten Speditionshaus erlassen worden ist. Jener hält sich, wenn wir nicht irren, gegenwärtig noch in Hamburg auf. Das Zirkular ist uns von Herrn E. de Paravicini, der für die Schweiz bevollmächtigt ist, eingesandt worden und wird ohne Zweifel auf Verlangen von demselben gerne mitgetheilt werden. Es ist noch etwas ausführlicher, als unser Aufsaz.

Flugschriften und Bücher über Chile, die mit besonderer Berüksichtigung der deutschen Auswanderung nach diesem Lande verfaßt sind, besizen wir selbst folgende:

1) a. **Nachrichten über die Provinz Valdivia**, besonders für solche, die dahin auswandern wollen, von Bernardo Philippi, Ingenieur-Major in Diensten der Republik Chile. Mit einer Karte. Kassel 1851. 124 Seiten stark.
   b. Nachtrag dazu von demselben. 47 Seiten.
2) **Komite-Bericht des deutschen Ansiedlungsvereins in Valdivia in Süd-Chile.** Von J. F. Cast, Spezialagenten des Vereins in Stuttgart. Stuttgart 1851. 45 Seiten stark.
3) **A. Simon und Traugott Bromme, Südamerika und der Freistaat Chile.** 2. Auflage. Baireuth 1850. 131 Seiten mit einer Karte. Preis 1 Gulden rhein.
4) **Valdivia. Anwandter'sche und Mezdorf'sche Briefe.** Vierte Abtheilung der Reise-, Zeit- und Lebensbilder', herausgegeben von G. Fröbel in Rudolstadt. 1854. 72 Seiten stark.

Das leztgenannte Schriftchen, das nur wenige Bazen kostet, scheint uns am geeignetsten, um sich ein anschauliches Bild der Verhältnisse von Süd-Chile zu machen. Nro. 3 ist, was Chile im Allgemeinen betrifft, ausführlich, und als ein wissenschaftliches Werk zu empfehlen, enthält aber über die Provinzen Valdivia und Osorno, deren Kolonisation jezt so lebhaft betrieben wird, weniger als der Auswanderungslustige wünschen mag, begreiflicherweise, da es schon vor 6 Jahren geschrieben wurde. Nro. 1 und 2 dagegen behandeln vorzugsweise die deutsche Kolonisation von Süd-Chile und enthalten viel Lesenswerthes, datiren aber eben auch aus einer Zeit, da dieselbe erst im Beginn begriffen und die neuesten Kolonien erst Projekt waren. Ueber diese haben wir wohl einzelne Artikel in den Auswanderungszeitungen von Rudolstadt, Hamburg und Bremen gelesen; ein besonderes Schriftchen, dessen Objekt sie sind, kennen wir jedoch nicht; ein solches wird aber wohl nicht lange auf sich warten lassen.

Verschiedenes.

An die schweizerische Kolonisationsgesellschaft von Setif wird in der National-Zeitung von Basel die Frage gestellt: „Welches war die Zahl der Setif-Kolonisten im Jahr 1855, und wie viel Sterbefälle kamen in diesem Jahre unter denselben vor?" Das gleiche Blatt will nämlich erfahren haben, daß von den nach Setif gekommenen Schweizer-Kolonisten innerhalb weniger als einem Jahre (1854) über vierzehn Prozent durch den Tod weggerafft worden seien, was freilich ein exceptioneller Fall genannt werde. Hiezu bemerken wir, daß die Sterblichkeit auf der Setifkolonie im Jahr 1854 wirklich mehr als 14% betragen hat, wie nach dem Bericht der Genfergesellschaft selbst auszurechnen ist. Wir sind auch begierig zu vernehmen, wie es damit leztes Jahr gegangen ist und möchten den Oberländer Anseicher, der immer so gut über seine liebe Setifkolonie unterrichtet ist, darüber um Auskunft bitten. Eine noch schönere Aussicht, als die Kolonisten, haben die Soldaten der Schweizerlegion; denn die offiziellen Mortabilitätslisten der französischen Armee zeigen, daß das algerische Klima unter den Soldaten noch mehr aufräumt, als das verrufene Cayenne. In Cayenne sterben jährlich von 1000 Mann im Durchschnitt 53, in Algerien aber mehr als 75! Die durch die feindlichen Waffen Umgekommenen sind abgerechnet.

Schweiz. (Konsulatswesen.) Hr. Heinrich David von Basel hat seine Wahl zum schweizerischen Konsul in Rio-Janeiro angenommen. An die Stelle des bisherigen Vizekonsuls, Emery von Genf, wählte der Bundesrath Herrn Friedrich Huber von Bern. Zum schweizerischen Konsul des IV. Konsularbezirks in Nordamerika, umfassend die Staaten Nord- und Südkarolina, Georgia und Florida, ist am 4. März gewählt worden: Hr. Meier von Wald, Kantons Zürich, residirend in Charleston. Seine Annahmerklärung wurde dem Bundesrathe mit Depesche vom 17. Mai abhin durch den schweizerischen Generalkonsul in Washington eingesandt.

— (Eidgenössisches Sängerfest.) Von einigen Schweizern in Nordamerika (Illinois und Missouri) wird ein silberner Pokal geschenkt. Das Schreiben ist laut der St. Gallerzeitung unterzeichnet von Xaver Suter (von Rapperschwil) in Marinetown, Julius Hartmann in Highland, Jakob Herri in Guincy, Paul Carlin in St. Louis.

— St. Gallen. Die Auswanderung des Jahres 1855 beträgt nach dem kleinräthlichen Amtsbericht bloß 271 Personen, gegen 413 im Jahr 1854 und 325 im Jahr 1853; also ungefähr dasselbe Verhältniß, wie es sich im Allgemeinen in der gesammten schweizerischen und deutschen Auswanderung zeigt. Am stärksten sind wieder die beinahe ausschließlich Landwirthschaft treibenden Bezirke Werdenberg (mit 58 Personen) und Sargans (mit 47) vertreten.

Frankreich. Der Kaiser soll bei seiner jüngsten Anwesenheit in Nantes geäußert haben, daß dieser Stadt bei Vertheilung der überseeischen Dampfbootlinien diejenige nach den Antillen werde zugewiesen werden; Havre soll diejenige nach den Vereinigten Staaten, Bordeaux die brasilianische erhalten.

Großbritannien. In einer Versammlung zu London, wo der Antrag auf Gründung einer Akerbau-Niederlassung von bekehrten Juden in Jerusalem fiel, versicherte der anwesende Bischof der hl. Stadt, nie sei die Zeit für die Rükwanderung der Israeliten günstiger gewesen, denn jezt.

Rußland und Türkei. Die in den Grenzgegenden Bessarabiens ansäßigen bulgarischen Kolonisten, welche bei dem Rükzug der Russen aus den Donaufürstenthümern dorthin übersiedelten, beabsichtigen, diese Gegend zu verlassen und sich weiter im Innern anzubauen. Wie man hier wissen will, sollen ihnen russischer Seits nicht minder annehmbare Bedingungen, wie bei ihrer ersten Uebersiedlung, gestellt worden sein. Tausende von jüdischen, nicht unbemittelten Familien bereiten sich vor, aus der Moldau nach dem von Rußland abzutretenden Theil von Bessarabien auszuwandern, indem sie hoffen, dort zu Spottpreisen Ländereien zu kaufen.

Nordamerika. Die neuesten Nachrichten lassen sich kurz folgendermaßen zusammenstellen: Prügeleien, Mord und Todschlag zwischen den Freunden und Gegnern der Sklaverei, besonders in Kansas. Hier verbrannten die „Free-State"-Truppen die Stadt Bernard, die Abolitionisten nahmen die Stadt Franklin ein. Gouverneur Shannon erließ abermals eine Proklamation, daß alle unerlaubten bewaffneten Banden sich auflösen sollten. Mörderische Verfolgung der Mexikaner, Peruaner, Chilenen, Chinesen und Indianer durch die Amerikaner in Kalifornien. — In Zentralamerika hat sich die Cholera in den Streit gemischt. Walker treibt sich von Allem entblößt mit einigen hundert Mann im Lande herum.

— Kalifornien. (Gold.) Der Dampfer „Illinois", welcher Berichte bis zum 5. Mai nach New-York brachte, hatte an 9 Millionen Fr. in Gold an Bord, was ein Beweis von der fortdauernden Ergiebigkeit der Minen ist. Uebrigens hat die Thätigkeit in der Münzstätte zu San Franzisco nicht nachgelassen. In einer Woche — sagt „Echo du Pacifique" — wurden 491 Golddepots im Gewichte von 43,000 Unzen und einem Werthe von 775,000 Dollars gemacht. Während derselben Woche wurden für 1,200,000 Dollars Gold und für 22,000 Dollars (44,000 Stük) Silbermünzen geprägt. Die Berichte aus den Minen lauten sehr günstig. Im Distrikt Columbia allein wurden vom 26. März bis 18. April um mehr als 400,000 Dollars Gold gefunden. Uebrigens wird in Kalifornien auch dem Akerbau große Aufmerksamkeit geschenkt und mit der Einführung des Maulbeerbaums und des Seidenwurms wurden erfolgreiche Versuche gemacht.

— Utah. Die Mormonen von Utah haben sich auf einem am 6. April in der Stadt am großen Salzsee gehaltenen Nationalkonvent als Staat konstituirt, eine Denkschrift entworfen, in welcher sie die Aufnahme in den Kreis der Unions-Staaten nachsuchen, und zwei Abgeordnete zum Kongreß gewählt. Der St. Louis Republikan veröffent-

licht die Verfassung des neuen Staates. Sie ist sehr kurz und einfach und thut der Sklaverei keine Erwähnung. Jedes religiöse Bekenntniß soll geduldet werden, und von der Vielweiberei ist nicht die Rede.

Südamerika. Brasilien. Die in unserer vor. Nummer gegebenen Mittheilungen über das von Herrn Wilh. Hühn u. Komp. expedirte Schiff „Wilhelmine", Kapt. Heinz, bedürfen insofern der Berichtigung, als die mit demselben abreisenden Passagiere nicht, wie von unserm Berichte statter gesagt ist, zum größten Theile nach der Kolonie Dona Franzisca gehen. Es gehen einige der betreffenden Passagiere gleich nach der Landung nach der Kolonie Blumenau, der bei weitem größte Theil jedoch hat sich noch für kein bestimmtes Ziel entschieden, sondern will sich erst in Desterro einige Zeit aufhalten, um sich daselbst über die Verhältnisse der Provinz Santa Katharina zu unterrichten. Dies Verfahren ist ein sehr verständiges und bemittelten Auswanderern, wozu von den 30 Passagieren *) der „Wilhelmine" der größte Theil gehört, die einige Tage oder Wochen von ihrem Vermögen leben können, besonders zu empfehlen. Desterro oder Santa Katharina, die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, liegt in ziemlich gleicher Entfernung von den hauptsächlichsten deutschen Kolonien der Provinz, von Dona Franzisca z. B. zirka 20 Meilen, von Blumenau nur 18 Meilen, noch weniger von den älteren deutschen Kolonien St. Pedro d'Alcantara, Sta. Isabel, Piedade, Alfonso, Armagao u. s. w. Gelegenheit zu denselben zu gelangen, findet sich in Desterro leicht, so fahren zwischen diesem Orte und San Franzisco (nahe bei Dona Franzisca) sogar regelmäßig Dampfboote. Der in Desterro gelandete Auswanderer kann sich also, ehe er seine schließliche Entscheidung hinsichtlich seines künftigen Wohnortes trifft, erst einige der deutschen Kolonien ansehen, um unter ihnen sicherer wählen zu können. Für 10—12 Thlr. Pr. Crt. lassen sich schon einige solcher kleinen Reisen machen. Verschiedene Handwerker finden auch in Desterro selbst sofort Beschäftigung bei dem lohnendsten Verdienste. So sind daselbst, gleichwie in den andern Städten der Provinz, Bäker, Böttcher, Zigarrenmacher, Drechsler, Fleischer (Wurstmacher), Gerber, Klempner, Kupferschmiede, Mühlenbauer, Maurer, Schlosser, Schneider, Schmiede, Schuhmacher, Stellmacher, Tischler, Ziegelbrenner und Zimmerleute noch immer gesucht. (Hamb. Z. f. d. A. u. K.)

— (Druckfehler in lezter Nro.) Auf Seite 100, Spalte 1, in der zweitlezten Zeile muß es natürlich statt Marranfao heißen Maranhao.

*) In der „Hansa" sind nur 28 Passagiere der „Wilhelmine" angegeben.

Feuilleton.

Zwei Briefe eines Juden aus Amerika.

(Von Friedrich Gerstäker.)

Erster Brief.

Filadelphia de 16. März 1848.

Guter Edde und allerbeste Mämme.

Gottes Wunder was hob ich vor ane Raise gemocht hierher in de gewaltige Stadt von die Quäkers; lauter Wasser und immer Wasser — will ich nich gesund auf meine Fiße stehn, wenn ich nit glaub' grad dorum nenne se den graußen Ozean das Mehr, wails nimmer weniger werd. Und das Biechen Seekrankheit unterwegs — wai geschrien Mämme — d' wor schauerlich. Spek hawe mer esse dirfe, der Rabbiner hets uns über die See erlaubt, weil mer de Schiffskost nu emol net kauscher kriege konnt — aber Gottes Wunder was hots uns geholfe? wie hob ich mich uf den Spel gefrait und will ich nich gesund auf meine Fiße stehn, wenn ich en nachher auch nur ansehn kunnt — gleich wurde schlecht.

Ihr wollt wisse was Seekrankheit is? Gottes Wunder — wie heißt Seekrankheit — nehmt a gute Handvoll Brechwainstein, und wenns Eich denn recht schlecht, recht ellich werd, main, dann sezt Eich in 'ne Schaukel un laßt den Izig schaulle un immer schaulle un je schlechter Eich werd, je höher schaulle von den Izig — dos is Seekrankheit, und wollt ers nachher noch ganz akkerat wisse, dann bleibt in de Schaukel size und trinkt á Bissle worm Salzwasser mit Butter nein — Gott der Gerechte wer kann do an Spek denke.

Un das Land? — wai geschrien wos is des vor e Land — wie haißt Amerika? hätt ich doch mein Lebtag nicht gesehn Amerika — is dos auch á Nome fir des Land? — Terkei sillts heiße oder Kosakeland aber nich Amerika. Was hob ich prostiert sait ich hier bin — frogt mich emol was ich prostirt habe? — gor nix habe ich prostirt un noch weniger. Quäker, haißts, wären lauter in Filadelphia — ich hob noch nix quäken gehört; will ich nich gesund auf meine Fiße stehn, wenn nich mehr Jüdden hier sin wie Quäker — un da soll a Jädd was prositiren? — lächerlich.

Rumgelaufe bin ich mit en klainen Kerbche von Haus zu Haus und wos fir schaine Sechen hob ich Alles gehabt: Kemmcher, Steknodeln, Hosenträger, Band, Lizen, Zwirn, Fingerhit, Saifen, Haaröl, Stohlfedern und was waiß ich Alles — es is ordentlich a Wunder gewese, wies Alles in dem klainen Kerbche hat Plaz gehatt — und was fir Geschäftcher hab ich gemacht? — wie haißt Geschäftcher — in de klaine Haiser bin ich gewesen, sahen se alle meine Sachen — will ich nich gesund auf meine Fiße stehn, von vorn bis hinten an, un wenn se sulten kaufen, hatten sie kain Geld — un in de graußen Haiser? — geh der Edde mol in die graußen Haiser in Filadelphia — Gott der Gerechte, mit schwarze Mohren haben se mich 'naus geschmissen.

Das sin de Geschäftcher in der Stadt, un in's Land drauße? — geh der Edde wol in's Land drauße? im Wald wimmelts von wilde Kazen un Panthers un Bären, un Gott der Gerechte, was sin mit Bären für Geschäftcher ze machen? ich geh net in's Land werd ich mich fresse lassen. Un wer kennt Einen hier? — wer soll dem Beitel Kredit geben? kan Mensch — der Beitel is hier gor nix — Gott der Gerechte, wär' ich in Bamberg geblibe, un hätt' ichs Geld — will ich nich gesund auf meine Fiße stehn, wenn ich nich den Brief selber haim brächte.

Gott behits Mämme un Edde, wenn ich mit die zwai Dukatcher die ich noch aingenäht uffm Magen trag in vier Woche nich verhungert bin, schreib ich Eich noch e Mol wie mers geht — grißt mer de Rachel — soll se froh sein daß se is in Bamberg, un dasselbe wünscht sich

Eier lieber Sohn Beitel.

Zweiter Brief.

Guter Edde und allerbeste Mämme.

Gott der Gerechte was is das vor a Land, Edde? Nehmt de Mämme und den Schmul und den Moses und de Rachel, und bringt se so schnell ihr kennt nach Amerika. Wie haißt Amerika — Kanaan sillts haiße — soll mer Gott helfe und will ich nich gesund auf meine Fiße stehn. Seekrankheit? — wie haißt Seekrankheit? — Cholera, d' böse Wesen und die Poken — Alles wäre net ze viel wenn mer nur kennt damit komme nach dem schainen Amerika.

Was ich for Geschäftcher gemacht hab, sait ich in Amerika bin? — frog mich der Edde mol noch meine Geschäftcher — bin ich jezt drei Monat in's Land gewese und was ich verdient in die drei Monat? — will ich nich gesund auf meine Fiße stehn — 700 baare Dollars klingende Münze hab ich verdient, un womit hab ich die Geschäftcher gemacht, mechte der Edde wissen? mit klaine winzig klaine Paket'ger hob ich se gemacht, un nur getauscht hab ich Silber mit Silber wie en ehrlicher Mann.

Nu die Geschicht is gar ainfach — hab ich mich doch geferchte in Anfang in 'en Wald ze gehn, aus Forcht vor die wilde Kazen und Bären. — Wie haißt wilde Kazen — will ich nich gesund auf meine Fiße stehn wenn ich nich schon drai Monat im Lande 'rim handle und noch nich gesehn habe an ainzige wilde Kaz, vielweniger en Kater. Aber was sin vor Menschen hier im Land, in Pensilvanien und Ohio und in Indiana und Kentukki? — Gott der Gerechte, Menschen sind's wie die Kinder, so unschuldig wie die Täubcher. Die Mämme hätt' ihre Fraid gehabt, wenn se'd hette sehn kenne, wie se den Beitel getraktirt haben un in was vor schaine Betten er geschlosen hat. Und mit was hat der Beitel hauptsächlich gehandelt? — Fragt ámol den Beitel mit was er gehandelt hat? — Juwelen, Bischutterie und silberne Leffeln hat er gehandelt, will ich nich gesund auf meine Fiße stehn, wenn er nich gehandelt hat mit Bischutterie und silberne Leffeln.

Aber den Edde muß ich vorher in's Gehaimniß lasse — das Englisch is nemlich a ganz firtreffliche Sprach — un 's drikt die Sach so gnau aus, wo's sie beschreibt, daß mer's im Dunklen erkennen kennt. In Daitschland haißt's Argentan oder Neisilber — was haißt Neisilber — was thu ich demit ob's nei oder alt is? wos vor a verständiger Mann is devor der Amerikaner — der nennt's deitsches Silber, Dschermen Silwer wie se hier sagen, un wenn ich gekommen bin zu die Lait und hab ihne gebracht Leffeln von Dschermen Silwer so habe se mich gewehnlich gefragt — wie haißt Dschermen Silwer — is das was besonderes oder was anderes als Amerikanisches Silber? „Gott der Gerechte" hab ich denn aber gesagt — „muß doch Silber haißen wenn es in Dschermani is, Dschermen Silber und wenn es in Amerika is, Amerikanisches Silber, will ich nich gesund auf meine Fiße stehn," wenn da waiter en Unterschied is als der Prais — wir Deitsche nehmen mit wenig Verdienst vorlieb — aber mer sin reell." Gott der Gerechte sill mer beistehn, wann ich nich habe gehabt 700 Procentchen und die ainzige Unbequemlichkait in der waiten Gotteswelt, daß ich nich bin wieder gekommen ganz genau in die Gegend.

Un hab ich immer geglaubt, 's wär á Unglik daß uns Kainer kennt hier und mer net Credit hättet — wo so Unglik g'rod des Gegenthail ist's — Gottes Wunder was wir Jüdden hier vor en Credit haben — d' geht ins Hebräische hinain und immer waiter, immer waiter. Im Anfang en klans bissel un nachher immer greßer und der Izig Löwenhaupt hat schon 5 Städte, wie er sogt, wo er nich mehr hinkommen derf, bei mir fangts aber erst an un der Izig is schon a angesehener raicher Mann.

Gott der Gerechte, wenn ich doch de Rachel hier hätte, was hat mer hier en Feld, vor Geschäftcher, und den Edde und die Mämme, aber se alle missen noch her kommen nach Amerika. — Wie heißt Bamberg? — was thu ich mit Bamberg — ? net abgemolt mecht ich sain in Bamberg.

Un frogt ámol den Beitel wo er sain klan Kerbche hindahn hot, mit dem er is schachere gange, un wo ihn die Lait haben uf die Stroß gesezt, geschwinder als er is hinain gekomme? — Gottes Wunder, wie haißt Kerbche jezt? un der Beitel hat á klan's Wägelche vr á lebendiges Pfärd, un oben drauff sizt er mit seine Paßes und kutschirt im Lande herim wie á Färscht — frogt ámol den Beitel wo er sain klan Kerbche hindahn hot.

Gott behit's Edde und Mämme — macht Eich kaine Sorg' um den Beitel, es geht Eirem Jüngelche gut — so grißt mer de Rachel un der Simon soll riber kommen mit sain klain Handel und der Stern und der Rosengarten — aber sogt en nix von die Leffeln, Edde — wo ich gewese bin kenne se doch nix verdiene un sezen sich nur Unannehmlichkeiten aus — und wo ich nich gewesen bin — Gottes Wunder, was brauch ich do den Stern und den Simon und den Rosengarten? do geh ich selber hin.

Gott behits noch e mol, Edde und Mämme und es grißt Eich herzlich

Eier lieber Sohn
Beitel.

(Amerikanische Kaltblütigkeit.) Fern vom Geräusch der großen Städte, verborgen im dikes Gebüsch, stand die bescheidene Hütte eines Mannes, halb Fischer, halb Pelzjäger und noch mehr halb Wilder. Er hieß natürlich Smith. Er war verheirathet und lebte mit seiner Frau zufrieden und glüklich, ihr schien es keine Strapaze, hin und wieder 20 Meilen zu Fuß zu machen, um die Rede eines Baptisten-Predigers mit anzuhören. Eines Abends, es war um Sonnenuntergang, saßen die beiden Gatten in ihrer kleinen Hütte; sie beschäftigte sich mit dem Striken von Winterstrümpfen, er reinigte seine Vogelflinte, deren einzelne Theile zerstreut um ihn herlagen. — Beide fleißig, beide stumm. Nach und nach unterbrach ein dumpfes, aber regelmäßiges Brüllen die Stille der Wildniß. Der Dampfer kommt den Fluß herauf; doch weder Smith noch seine Frau schenkten ihm Aufmerksamkeit; er fährt fort, seine Flinte zu reinigen und sie, ihre Strümpfe zu striken. Die Luft verdunkelt sich, diker Rauch steigt auf allen Seiten empor, eine furchtbare Explosion erschüttert die Luft, man sollte meinen, viele Kanonen würden zusammen entladen. Der Kessel ist gesprungen, das Fahrzeug gesunken, Alles zerstört. Smith und seine Frau sehen nicht auf; er fährt fort, seine Flinte zu reinigen, sie strikt ruhig seinen Strumpf weiter, denn die Explosionen von Dampfern sind ganz gewöhnliche Ereignisse. Diese eine jedoch sollte sie mehr als andere interessiren, denn kaum war die Explosion vorüber, so durchbrach etwas Schweres das Dach der Hütte. Dieses Etwas war ein Mann, der mitten zwischen die Gatten niederfiel, ohne jedoch dieselben in ihren Beschäftigungen zu stören; — er reinigte noch immer seine Flinte und sie blieb ruhig beim Striken. Der Reisende aber, der sich so plözlich eingeführt, schien über seine Ankunft in der Hütte nicht wenig erstaunt; nach einigen Minuten gewann er jedoch seine Kaltblütigkeit wieder und sah sich in der Behausung um; seine Aufmerksamkeit haftete bald an dem Loch, durch welches er eingedrungen. „Ah mein Freund", sagte er endlich zu Smith, „was beträgt der Schaden?" Bei dieser Fragte legte Smith, der ruhig fortgearbeitet hatte, seine Flinte bei Seite, betrachtete das Loch einige Augenblike und erwiederte nach einigem Nachdenken: „Zehn Dollars." „Zum Henker!" fluchte der Reisende: „Lezte Woche machte ich zufällig die Explosion eines anderen Dampfers mit und bei der Gelegenheit fiel ich durch drei Stokwerke eines neuen Hauses, wofür man mir nur fünf Dollars berechnete. Hier sind zwei Dollars und wenn Euch das nicht genug ist, so verklagt mich und geht zum Teufel."

(N.-Y. Hdls.-Ztg.)

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 27. | Samstag den 5. Juli. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | 1856.

Abonnementseinladung.

„Der Kolonist", welcher nun die zweite Hälfte seines sechsten Jahrganges antritt, ladet hiemit zu zahlreichem Abonnement ein.

Der „Kolonist" ist ein Organ für die schweizerische Auswanderung und bespricht als solches sowohl die allgemeinen Verhältnisse derselben, als er namentlich Mittheilungen über sämmtliche Länder bringt, welche ihr Ziel sind. Neben Nordamerika, das dem Europamüden leider schon seit längerer Zeit geringe Aussichten bietet, wird er die Blike seiner Leser wie bisher vorzugsweise auf Brasilien lenken, und zwar insbesondere auf jene Halbpachtkolonien in San Paulo, die sich bis jezt als einzig praktische Lösung der Auswanderungsfrage bewiesen haben. Ebenso wird er fortfahren, nach bestem Wissen und Gewissen vor der Uebersiedlung nach solchen Ländern zu warnen, in welchen den schweizerischen Auswanderer statt dem geträumten und ihm vorgespiegelten Glük nur Elend und Verderben erwarten, wozu immer noch reichliche Gelegenheit geboten ist. — In einem unterhaltenden Feuilleton bringt er Erzählungen, Schilderungen ꝛc. aus jenen Ländern, nach welchen die schweizerische Auswanderung geht.

Der „Kolonist" kostet halbjährlich 2 Franken, vierteljährlich 1 Franken, mit der Post franko durch die ganze Schweiz. Eine Vergleichung unseres Blattes mit der in Bern wöchentlich erscheinenden Auswanderungszeitung ergibt, daß es mehr als doppelt so billig ist, da die Abonnementsgebühr des „Kolonist" bei um die Hälfte größerem Format und viel gedrängterem Saz doch nur zwei Drittheile von dem Preise jener beträgt.

Den bisherigen Lesern wird unser Blatt auch ohne besondere Bestellung wieder zugesandt und die Gebühr mit der Nummer 29 nachgenommen. Neue Abonnenten mögen sich an das nächstgelegene Postamt wenden oder in frankirten Briefen an die

Expedition des „Kolonist"
in Lichtensteig.

Die brasilianische Verfassung.

Die Verfassung Brasiliens ist eine den Bedürfnissen des Landes wohl angepaßte; das beweist ihre nun zweiunddreißigjährige Dauer, die politische Ruhe, welche sie dem Reiche zu geben vermochte und der stetige Fortschritt, den es nicht zum mindesten Theil ihrem Einflusse in dieser Richtung zu verdanken hat.

Die brasilianische Regierungsform ist die monarchisch-konstitutionelle, ein erbliches Kaiserthum, dessen Befugnisse durch die Verfassung beschränkt sind. Die staatliche Einrichtung Brasiliens ist so frei, wie die englische und freisinniger als die irgend einer andern konstitutionellen Monarchie, namentlich insofern, als den einzelnen Provinzen große Rechte eingeräumt sind. Jede Provinz hat eine eigene gesezgebende Behörde, welche die nur sie allein betreffenden Angelegenheiten erledigt. Für das ganze Reich aber bestehen zwei Kammern, von denen die eine die Deputirten, die andere die auf Lebenszeit erwählten Senatoren umfaßt. Die Deputirten oder Repräsentanten wählt das Volk, für jeden Senator hingegen hat es einen Dreiervorschlag zu machen, aus welchem der Kaiser den Senator ernannt. Die Wahlen sind indirekte d. h. das stimmfähige Volk wählt in den Kirchgemeinden seine Wahlmäuner und diese bestimmen dann die Vertreter des Volkes für die Provinzial- und allgemeinen Landesversammlungen. Stimmfähig ist der selbstständige, im Genusse der politischen Rechte befindliche brasilianische Bürger und der naturalisirte Fremde, wenn er ledigen Standes das 24. Altersjahr oder verheirathet das 21. Altersjahr zurülgelegt und ein jährliches Einkommen von wenigstens 100 Milreis hat. Ausgenommen sind die Klostergeistlichen und die Dienstboten, wozu aber Angestellte der gebildetern Klasse, wie Handlungskommis, Buchhalter, Verwalter von Landgütern und Fabriken nicht gehören. Sklaven genießen natürlich keine politischen Rechte, auch die Freigelassenen nicht; aber schon die Söhne der lezteren treten ohne Ansehen ihrer Hautfarbe in die allgemeinen Rechte des brasilianischen Bürgers ein. Die Wahlfähigkeit betreffend gelten folgende Regeln: der Wahlmann muß ein Weiher sein, die eben angegebenen Erfordernisse der Stimmfähigkeit und ein Jahreseinkommen von wenigstens 200 Milreis haben. — Um Deputirter werden zu können, muß man katholischer Brasilianer*) seit (die naturalisirten Fremden und Nichtkatholiken sind davon ausgeschlossen) und eine jährliche Einnahme von wenigstens 400 Milreis haben. — Der Senator muß außer den für die Wahl der Deputirten gültigen Bedingungen noch die des zurükgelegten 40. Altersjahres und eines Jahreseinkommens von mindestens 800 Milreis erfüllen. Die Senatoren werden aus der Mitte der Deputirten gewählt. Die Prinzen des kaiserlichen Hauses aber sind geborne Senatoren und erhalten mit 25 Jahren Siz und Stimme im Senate.

Jede Gesezgebungsperiode (Legislatur) dauert vier Jahre und jede jährliche Sizungsperiode vier Monate. Die Sizungen der Kammern sind, besondere Fälle ausgenommen, öffentlich. Das absolute Stimmenmehr entscheidet über die Gültigkeit der Beschlüsse. Die Mitglieder beider Kammern sind wegen der in den Sizungen geäußerten Meinungen unverletzlich. Kein Deputirter oder Senator darf während seiner Abgeordnetenschaft gefangen gesezt werden, außer auf Befehl der Kammer oder wenn er bei einem todeswürdigen Verbrechen betroffen wird. Die Deputirten empfangen eine durch die vorhergehende Legislatur bestimmte Entschädigung (die Senatoren die Hälfte mehr) und Reisegeld. Beide Kammern vereint üben als Generalversammlung unter Sanktion des Kaisers die gesezgebende Gewalt und die Aufsicht über die Verwaltung aus.

Die Befugnisse der gesezgebenden Staatsbehörden sind folgende: In das Gebiet der allgemeinen gesezgebenden Versammlung gehört die Beeidigung des Kaisers, Thronfolgers, Regenten oder der Regentschaft; die Ernennung eines Vormundes für den minderjährigen Kaiser, wenn nicht das Testament des Vaters schon einen solchen bestimmt hat; die Entscheidung über etwaige Zweifel hinsichtlich der Thronfolge; die Wahl einer neuen Herrscherfamilie, wenn die jezt regierende erlöscht; Gesezе zu geben, auszulegen, abzuändern oder aufzuheben; die Bestimmung der Staatssteuern, und die jährliche Feststellung des Bestandes der Land- und Seestreitkräfte. — Der Deputirtenkammer gehört ausschließlich zu das Vorschlagsrecht über Abgaben, Militäraushebungen und das Recht, Minister und Mitglieder des Staatsrathes in Anklagezustand zu versezen. Dagegen steht dem Senate ausschließlich zu: das Richteramt über die persönlichen Vergehen der Mitglieder der kaiserlichen Familie, der Staatsminister, Staatsräthe und Senatoren und über die Abgeordneten während der Gesezgebungsperiode; das Urtheil über die Verantwortlichkeit der Staatssekretäre und Staatsräthe; die Zusammenberufung der Kammern, falls der Kaiser es nicht binnen zwei Monaten nach der von der Verfassung gesezten Zeit gethan. Jede Kammer kann Gesezе vorschlagen, billigen oder zurükweisen. Wenn die eine Kammer einen Gesezesvorschlag der andern nicht billigt, diese aber doch darauf beharrt, so kann sie eine Vereinigung beider Kammern verlangen, in welcher Versammlung das Gesez dann besprochen und angenommen oder verworfen wird. Jeder Beschluß der Versammlung muß dem Kaiser vorgelegt werden und dieser ertheilt oder

*) Der Ausschluß der nichtkatholischen Bürger von den höhern Aemtern ist allerdings eine Beschränkung, unwürdig des liberalen Geistes, der Brasilien durchweht, wird aber diesem Geiste ebenso gewiß weichen, als die engherzige Bestimmung (die einzige, welche der freien Ausübung des protestantischen Bekenntnisses entgegensteht), daß die Kirchen dieser Konfession keine Thürme und Glokеn haben dürfen; werden ja schon seit Jahren an manchen Orten protestantische Pfarrer und Lehrer von Staatswegen besoldet.

verweigert seine Genehmigung innerhalb eines Monats. In letzterem Fall, oder wenn, was als gleichbedeutend angesehen wird, der Kaiser gar nicht darauf eintritt, sondern das Gesez mit Stillschweigen übergeht, so kommt es zu neuer Berathung an die Versammlung und wird es nun in zwei folgenden Gesezgebungsperioden aufs neue in denselben Bestimmungen eingebracht, so tritt es in Kraft, wie wenn ihm der Kaiser seine Genehmigung ertheilt hätte.

Dieß sind die obersten gesezgebenden Behörden des Reiches. Die regierende und vollziehende Gewalt liegt in der Hand des Kaisers und seines Ministeriums. Die Person des Kaisers ist unverletzlich und geheiligt; er ist keiner Verantwortlichkeit unterworfen. Er ist nach zurükgelegtem 18. Altersjahr volljährig. Er übt folgende ihm allein zukommende Rechte aus: die Ernennung der Senatoren aus den Vorschlägen der Wahlversammlungen, die außerordentliche Einberufung der obersten gesezgebenden Behörden je nach Erforderniß; die Bestätigung der Beschlüsse derselben, wodurch sie die Gesezeskraft erlangen; die Verlängerung und Vertagung der allgemeinen Versammlung und, wenn es das Wohl des Staates verlangt, die Auflösung der Deputirtenkammer und unmittelbar darauf folgende Berufung einer andern; die freie Ernennung und Entlassung seiner Staatsminister; das Begnadigungsrecht. Der Kaiser wird „kaiserliche Majestät" angeredet und führt den Titel „konstitutioneller (verfassungsgemäßer) Kaiser und immerwährender Vertheidiger von Brasilien." Er darf das Reich ohne Erlaubniß der allgemeinen Versammlung nicht verlassen; thut er es dennoch, so wird sein Schritt als Abdankung angesehen. — Die Staatsminister gegenzeichnen alle Akte der Exekutionsgewalt; ohne ihre Unterschrift sind dieselben ungültig. Die Staatsminister sind verantwortlich: wegen Verrath, Bestechung oder Erpressung, Mißbrauch der Gewalt, Nichtbeachtung des Gesezes, Verschleuderung des Staatseigenthums, wegen jeder Handlung gegen die Freiheit, Sicherheit oder das Eigenthum der Staatsbürger. Minister kann nur der geborne Brasilianer werden, Fremde nie, auch wenn sie eingebürgert sind.

Außer dem Ministerium steht dem Kaiser noch eine andere Behörde zur Seite, nämlich ein Staatsrath aus zwölf ordentlichen Mitgliedern, zu welchen in besondern Fällen noch zwölf außerordentliche Staatsräthe erwählt werden können. Hiezu kommen noch der Kronprinz mit zurükgelegtem 18. Lebensjahre und andere Prinzen des kaiserlichen Hauses, diese aber nur nach ausdrüklicher Ernennung durch den Kaiser. Die ordentlichen Staatsräthe dürfen nicht abgesezt werden, wohl aber kann sie der Kaiser auf unbestimmte Zeit im Amte einstellen. Der Staatsrath hat dem Kaiser in allen Angelegenheiten gutachtlichen Bericht zu erstatten, in welchen er eines seiner besondern Kronvorrechte ausüben will, ferner in allen wichtigen Maßregeln, welche die Staatsverwaltung erfordert, besonders aber bei Unterhandlungen mit fremden Nationen, bei Kriegserklärungen und Friedensschlüssen. Er kann für seine Räthe zur Verantwortung gezogen werden, wenn dieselben den Gesezen und dem öffentlichen Wohl zuwiderlaufen.

Das brasilianische Gerichtswesen läßt noch Vieles zu wünschen übrig, sowohl was die Zivilgerichte, als die Strafrechtspflege betrifft. Dieser fehlt es oft an einem schnellen, thatkräftigen Einschreiten und hinsichtlich jener wird allgemein über den langsamen schleppenden Gang der Zivilprozesse geklagt. Die Schuld dieser Mängel liegt weniger in der Gesezgebung, als in der weiten Ausdehnung der Gerichtssprengel, wie sie die Natur des ungeheuern und größtentheils noch wenig bevölkerten Landes mit sich bringt und in den Schattenseiten des brasilianischen Volkscharakters, von denen sich manche Richter nicht genug frei zu machen wissen. Die Regierung thut sehr viel für das Gerichtswesen. Sie ist unausgesezt bemüht durch Errichtung neuer Gerichtssprengel die bisherigen großen zu verkleinern und verstärkt fortwährend die Zahl der Richter. In welch bedeutendem Maße dieß geschieht, ergibt sich aus einer Vergleichung des Budgets des Justizministeriums vom Jahr 1845 und 1855. Im erstern Jahre waren die Kosten der Justizpflege zu 664,326 Milreis (in runder Summe zwei Millionen Franken) veranschlagt, im Jahr 1855 aber zu 1,103,506 Milreis, also zu ungefähr 3,640,000 Franken. Diesen löblichen Bestrebungen und Maßregeln der Regierung kann ein endlicher Erfolg nicht ausbleiben. Schon jezt wird es dem Verbrecher in bevölkertern Gegenden und namentlich in den größeren Städten, wo die Polizei gut organisirt ist, nicht mehr so leicht sich dem strafenden Arm der Gerechtigkeit zu entziehen, wie nur vor wenigen Jahren. Einen harten Kampf gilt es, wohl noch für lange, mit der bösen Sitte der Blutrache zu kämpfen. Mord und Todschlag kommt erschrekend häufig vor in den Verzeichnissen der Kriminalstatistik; verhältnißmäßig groß ist auch die Zahl der fleischlichen Vergehen und Verbrechen; dagegen sind die gemeinen Verbrechen des Raubes und Diebstahls selten, vielleicht seltener als in irgend einem andern Lande. Der entsittlichende Einfluß der Sklaverei läßt sich in Brasilien ebensowenig verkennen, wie in Nordamerika. Es weisen daher auch diejenigen Provinzen, in denen die Sklavenbevölkerung viel zahlreicher ist, mehr Verbrecher auf, als die südlichen. Je mehr dieselbe im Verhältniß zur weißen Bevölkerung schwindet, desto sittlicher wird auch diese werden, desto mehr wird die Zahl der begangenen Verbrechen abnehmen. — Die richterliche Gewalt wird von Richtern und Geschwornen ausgeübt, diese sprechen über die Thatsache ab, jene wenden das Gesez darauf an. In jedem Kirchspiele gibt es einen durch direkte Abstimmung ernannten Friedensrichter, welcher in allen minderbedeutenden Rechtsfällen zu entscheiden hat. Außer diesen Friedensrichtern bestehen Distriktsgerichte, wo mit Zuziehung von Geschwornen in erster Instanz Recht gesprochen wird; ebenso gibt es Richter, welchen die Wahrung der Interessen der Wittwen und Waisen, der Abwesenden, der Geisteskranken und der Sklaven anvertraut ist. Von allen Entscheidungen der Distriktsgerichte können die Verurtheilten an die Obergerichte appelliren, deren es vier gibt, welche in Rio de Janeiro, Bahia, Fernambuco und Maraham ihren Siz haben. Außerdem ist noch in lezter Instanz ein Rekurs an eine Art von Oberrappellationsgericht gestattet, welches das Urtheil entweder von einem andern Unterappellationsgerichte sprechen läßt oder dasselbe bestätigt. Dieses lezte Tribunal zählt außerdem zu seinen Pflichten, in vorkommenden Fällen über die Provinzial-Präsidenten, die Mitglieder des diplomatischen Korps und die Magistratspersonen zu Gericht zu sizen. — Zivilprozesse werden, je nach dem Gegenstande, in erster Instanz vom Friedensrichter, vor welchem überhaupt jeder Rechtsstreit zuerst angebracht werden muß und der eine friedliche Ausgleichung der Sache zu versuchen hat, vom Munizipal-, Waisen- oder Rechtsrichter (Juiz de direito) erledigt, in zweiter Instanz kommen sie an das Appellationsgericht (Relaçao), das auch als Revisionshof in dritter Instanz gilt, in besonderen Fällen entscheidet endlich in lezter Instanz das höchste Reichs-Justiz-Tribunal, welches in Rio de Janeiro seinen Siz hat. Die Rechtsrichter werden für immer angestellt, können aber von einem Ort an den andern versezt werden; ferner kann sie der Kaiser, wenn Klagen vorliegen, vorläufig im Amte einstellen und eine Untersuchung gegen sie anheben lassen; vollständig abgesezt können sie nur durch richterlichen Spruch werden.

Das Hypothekarwesen ist in neuerer Zeit geordnet und sind genaue Hypothekenbücher eingeführt worden. Notare (Tabelliões) gibt es in allen bedeutendern Ortschaften.

Die brasilianische Verfassung enthält nach den oben angeführten Bestimmungen über die drei Gewalten in ihrem Artikel 179 eine Reihe allgemeiner Säze, durch welche die bürgerlichen und politischen Rechte des brasilianischen Bürgers ausgesprochen werden. So sind durch die Verfassung gewährleistet die Freiheit der Presse, die Unverletzlichkeit des Privathauses, die persönliche Freiheit, das Eigenthum, die Freizügigkeit, die Gleichheit vor dem Gesezе und in der Besteuerung, das Petitionsrecht, das Briefgeheimniß und unentgeltlicher Elementarunterricht für die gesammte Bevölkerung. Der lezgenannte Punkt enthält wohl eine der größten Wohlthaten für das Land und den mächtigsten Hebel zur Beförderung desselben auf der erst betretenen Bahn der Zivilisation. Zur Beurtheilung der Fortschritte, welche das Schulwesen in den lezten Jahren gemacht hat, führen wir folgende Zahlen an. Die Regierung verwendete für den Primar- und Sekundarunterricht in der Reichshauptstaat Rio de Janeiro nach dem 1845 den Kammern vorgelegten Budget im Ganzen 39,280 Milreis, nach dem 1855 vorgelegten Budget 102,400 Milreis, für die Reichsakademien der Jurisprudenz, der Medizin und der schönen Künste nach dem Budget von 1845 194,596 Milreis und nach dem von 1855 362,102 Milreis. Eine ähnliche Steigerung der Verwendungen für das Schulwesen ergibt sich in den einzelnen Provinzen. Im ganzen Reiche betrug im Jahre 1846 die Zahl der Schüler der höheren Unterrichtsanstalten 1078, im Jahre 1854 mehr als dreimal soviel, nämlich 3713. Die Zahl sämmtlicher Schüler aller Staatsschulen war 1845 65,413 und dazu kamen in demselben Jahre in vierzehn von den zwanzig Provinzen des Reiches noch 23,641 Schüler von Privatunterrichtsanstalten.

Um unser Bild von der brasilianischen Verfassung zu vervollständigen, müssen wir noch einen Blik auf die den Provinzen eigenthümlichen gesezgebenden und Vollziehungsbehörden und deren Rechte werfen. An der Spize jeder Provinz steht ein vom Kaiser ernannter Präsident und ihm gegenüber eine Vertretung, die von der Provinzialbevölkerung auf dieselbe Weise, durch die gleichen Wahlmänner gewählt wird, wie die Abgeordneten zur allgemeinen gesezgebenden Versammlung. In den Bereich ihrer Wirksamkeit gehört die Ordnung aller Angelegenheiten, welche die Provinz für sich allein angehen: die Eintheilung der Provinz in Gerichtssprengel und Gemeinden; die Bestimmung der Hauptstadt; das Schulwesen der untern Grade; die Expropriation d. h. die Abschäzung von Liegenschaften, deren Erwerbung für öffentliche Zweke, sowohl der Provinz als der Gemeinden, nothwendig ist; die Polizei; die Anstellung der Pfarrgeistlichen; das provinzielle Steuer- und Zollwesen; öffentliche Arbeiten, Straßen und Schifffahrt im Innern der Provinz, Gefängnisse, Zuchthäuser, Spitäler, Bekehrung und Zivilisation der Eingebornen, Gründung von Kolonien u. s. w. Der Präsident hat das Recht, Gesezе, welche die Versammlung beschlossen hat, zu neuer Berathung an sie zurükzuweisen. Wird ein solcher Entwurf dann von zwei Dritttheilen der Mitglieder angenommen, so erhält er, wenn auch unverändert, die Genehmigung des Präsidenten. Auf wiederholte Weigerung des Präsidenten, falls er den Entwurf als ungesezlich, den Rechten anderer Provinzen oder Staaten widersprechend erklärt, wandert dieser zur Entscheidung an die allgemeine Reichsversammlung. — Die jährlichen Sizungen der Provinzialkammern dauern zwei Monate, können aber von den Präsidenten nach Bedürfniß verlängert werden.

Diese Selbstständigkeit der Provinzen bis zu einem gewissen Grade ist von sehr wohlthätiger Wirkung für den Gesammtstaat, indem sie die allseitige Kraftentwikkung durch den Wetteifer fördert, welchen sie zwischen den einzelnen Provinzen hervorruft. Brasilien hat ihr ohne Zweifel viel von seinen Fortschritten zu danken. Auch wurde durch diese Einrichtung bewirkt, daß die früher so häufigen Trennungsgelüste verstillt sind, der Friede im Innern des Reiches sich befestigt hat. Eine streng durchgeführte Zentralisation der Regierung und übrigen Staatsgewalten wäre übrigens in einem Lande von so riesiger Ausdehnung und so geringer Bevölkerung von selbst eine Unmöglichkeit.

Die Erwerbung des brasilianischen Bürgerrechts ist sehr leicht. Sie steht im Allgemeinen jedem Fremden, der vier Jahre in Brasilien gelebt hat, ohne Kosten offen; und für angesiedelte Kolonisten fällt nach einem Gesez vom Jahr 1854 auch diese Bedingung des vierjährigen Aufenthalts weg. Sie haben nur unter Angabe des Bestandes ihrer Familie vor Amt die Erklärung abzugeben, daß sie das Bürgerrecht zu erlangen wünschen und ihren festen Wohnsiz im Kaiserreich zu nehmen gesonnen sind, worauf sie von dem Provinzpräsidenten auf die Verfassung beeidigt werden und ihren Bürgerbrief unentgeltlich erhalten. Zählt eine Kolonie mehr als sechzig großjährige männliche Einwohner, so kann sie sich sofort als Gemeinde mit eigener Verwaltung und selbstgewählten Behörden konstituiren. Ausnahmsweise sind die meisten Kolonien auf zehn Jahre von allen Abgaben frei. Die Erwerbung des Bürgerrechts ist für jeden Einwanderer in Brasilien ein räthlicher Schritt, weil er dadurch manche Vortheile vor dem Fremden voraushält; lezterer ist z. B. außerdem, daß er kein Stimm- und Wahlrecht hat, in manchen Abgaben höher besteuert und kann kein Schiff für die Küstenfahrt besizen. Nur in Einem Punkt steht der Neubürger, wie der Bürger überhaupt, gegen den Fremden im Nachtheil; dieser ist nämlich vom Nationalgardendienst frei. Der Bürger muß ihn, wie in den Vereinigten Staaten mitmachen und sich jährlich einige Mal zu den Uebungen einfinden, die aber im Innern in Ermangelung von Waffen sich meist bloß auf's Marschiren beschränken.

P. A. Löscher's Personen-Fahrpreise*) per Eisenbahn und Dampfschiff auf den möglichst direkten Routen der Hudson-River-Eisenbahn während der Sommermonate.

nach	Von New-York Doll. Cts.	Von Albany Doll. Cts.
Albany, New-York, Rail Road	2 —	5 —
Steamboot	1 —	— —
Alton, Illinois, Great Western Rail Way	16 —	17 —
Mich. C. or M. S. Rail Road Line	15 —	15 —
Mad River and Terre Haute Rail Road	14 —	14 —
Rail Road and Steamboat	10 —	— —
Buffalo, New-York, Rail Road	5 —	6 —
Burlington, Jowa, Rail Road	15 —	17 —
M. C. or M. S. Rail Road	14 —	— —

*) Zur Vergleichung mit dem Tarif der Pennsylvania-Zentralbahn in Nro. 26.

nach	Von New-York Dol.	Cts.	Von Quebek Dol.	Cts.
Cairo, Illinois, Illinois Zentral Rail Road	14	—	15	—
Rail Road and Steamboat	10	—	—	—
Canandaigua, New-York, Rail Road	5	—	—	—
Chicago, Ill., Great Western Rail Way	12	—	12	—
Michigan Zentral or M. S. Rail Road Line	10	50	—	—
Collingwood Line	9	—	10	—
Cincinnati, Ohio, Rail Road	11	—	12	—
Sandusky Line	10	—	11	—
Rail R. and Steamb.	7	50	—	—
Cleveland, O., Rail Road	8	—	9	—
Rail Road and Steamb.	7	—	8	—
Columbus, O., Rail Road	9	50	10	50
Rail Road and Steamb.	8	50	9	50
Davenport, Jowa, Great Western R. W. M. S. or M. C. R. R. Line	14	—	15	—
	13	—	—	—
Dayton, O., Lake Shore Rail Road	10	—	11	50
Sandusky Line	9	—	10	50
Detroit, Mich., Great Western Rail Road M. S. or Mich. Zentral Rail Road Line	9	—	9	—
	7	50	—	—
Dubuque, Jowa, Great Western R. R. M. S. or Mich. Zentral Rail Road Line	16	—	17	—
	15	—	—	—
Erie, Pa., Lake Shore R. R.	6	50	8	—
Fort Wayne, Ind., Lake Shore Rail Road	10	—	11	—
Sandusky Line	9	—	10	—
Green Bay, Wisc., via Chicago	13	—	—	—
Collingwood Rail R.	10	—	12	—
Hamilton, Kanada, Rail Road	6	50	4	75
Indianapolis, Ind., Lake Shore R. R.	12	—	13	50
Sandusky Line	10	50	12	50
Lafayette, Ind., Lake Shore Rail Road	13	—	15	—
Sandusky Line	12	—	14	—
Louisville, Ky., Lake Shore Rail Road	13	—	15	—
R. R. and Steamboat	10	—	14	—
Milwaukie, Wisc., Great Western R. R. Mich. Zent. oder M. S. R. R. Line	13	—	14	—
	11	—	—	—
Collingwood R. R.	9	—	12	—
Montreal, Kanada, Rail Road	9	—	—	75
New-Orleans, La., R. R. und Steamb.	20	—	26	50
New-York, N.-Y., Rail Road	—	—	6	50
Niagara-Falls, N.-Y., Rail Road	5	50	5	75
Oswego, N.-Y.,	4	50	4	25
Peoria, Ill., Great Western Rail Road Mich. Zent. od. Mich. S. Rail Road Line	15	—	15	—
	14	—	14	—
Philadelphia, Pa., Rail Road	2	—	8	50
Pittsburg, Pa., Rail Road	6	50	11	50
Rome, N.-Y., Rail Road	4	—	8	—
St. Paul, Min., R. R. und Steamb.	19	—	20	—
Sandusky, O., Rail Road	8	50	10	—
Sandusky Line	6	50	8	—
Springfield, O., Lake Shore R. R.	11	—	12	—
Sandusky Line	9	—	11	—
St. Louis, Mo., wie nach Alton				
Toledo, O., Lake Shore R. R.	9	—	11	—
Mich. S. R. R. Line	8	—	10	—
Toronto, Ca., Rail Road	7	—	—	—
via Ontario Lake	6	—	4	75
Utica, N.-Y., Rail Road	3	50	7	50
Wheeling, Va., Rail Road	7	50	12	50

Bemerkungen. 1) Kinder zwischen 12 und 3 Jahren zahlen halben Preis; solche unter 3 Jahren sind frei. 2) Jede erwachsene Person hat 50 Pfund Gepäk frei. 3) Der Preis für 100 Pfund Uebergewicht erreicht nach den allermeisten Plätzen nicht ganz die Höhe eines Drittels des Personen-Fahrpreises. 4) Während des Winters ist der Fahrpreis auf den Eisenbahnen derselbe. Nach Plätzen, nicht an einer Eisenbahn gelegen, kann nicht expedirt werden. 5) Von Quebek findet die Beförderung per Dampfschiff nach allen am Ontario-See gelegenen Plätzen statt; dann per Eisenbahn, oder per Eisenbahn und Dampfschiff. 6) Passagiere für den Osten und Süden Pennsylvaniens, über Quebek kommend, thun am Besten, ihren Weg via Montreal, Albany und New-York zu nehmen.

P. A. Löscher, General-Agent
der Hudson-River-Eisenbahn und Spezial-Agent sämmtlicher westlichen Beförderungs-Linien.

Verschiedenes.

Deutschland. Herr Damian Schüz spukt wieder als Werber für Ostperu. Auffallend ist, daß die Zeitungen, welche diese schon drei Jahre alte Geschichte wiederbringen, sie für eine funkelnagelneueste Neuigkeit halten.

England. Zweihundert deutsche Legionärs, welche in Kanada Land angewiesen erhalten haben, haben sich in Liverpool eingeschifft. Die Helvetier kann man, wie es scheint, nicht in Kanada brauchen, sondern entläßt sie nach Hause.

— Das gegen Schwächere sonst so übermüthige England ist in seiner Antwort auf die amerikanischen Depeschen so versöhnlich gestimmt, daß es selbst sich bereit erklärt, auf sein Protektorat über den König aller Moskito's, an der zentralamerikanischen Küste, zu verzichten, und eine neue Feststellung der Grenzen seiner Kolonie Belize zuzugeben.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Der demokratische Präsidentschaftskandidat.) In der Allg. Ausw. Ztg. steht folgende kurze Lebensbeschreibung desselben: James Buchanan zieht jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, nicht allein in seinem Vaterlande, sondern in allen Ländern der zivilisirten Welt. In den Vereinigten Staaten noch besonders dadurch, daß er Kandidat für die Wahl zur Präsidentur ist. Sein in „der Saturday Evening Post," der wir seine Biographie entnehmen, enthaltenes Portrait zeigt einen Mann mit hoher Stirn, klugen Augen und ausdrucksvollen Gesichtszügen. Sein Körperbau ist ein kräftiger; er sieht jünger aus als er ist. Buchanan wurde am 22. April 1791 nahe Narrowsburg in Franklin-County, Pennsylvanien, geboren. Er war der Sohn eines betriebsamen Farmers jener County, der wenig seinen Kindern hinterließ, ausgenommen eine gute Empfehlung. James war der älteste Sohn. Seine Ausbildung erhielt er in Dikinson, wo er im Jahr 1809 Promotus wurde. Er wählte den Advokatenstand und bildete sich darin unter der Leitung James Lopkins aus. Seine politische Laufbahn begann er im Jahre 1814, in welchem er, 23 Jahre alt, als Mitglied der Legislatur von Pennsylvanien gewählt wurde, in welcher Stellung er sich durch seinen beredten Eifer über den Krieg auszeichnete, der zu der Zeit von England gegen die Vereinigten Staaten geführt wurde. Nachdem er zwei Versammlungen der Legislatur beigewohnt hatte, kehrte er zu seiner anwaltlichen Praxis zurük. Im Jahre 1821 wurde er von einer großen Majorität für den aus den Counties Lancaster, Chester und Delaware bestehenden Wahldistrikt gewählt. Er verblieb durch fünfmalige Wiedererwählung zehn Jahre im Kongresse. Im Jahre 18³⁴/₃₅ nahm er sich der Sache Andrew Jakson's an, der als Kandidat für den Präsidentensiz auftrat, und trat als der eifrigste Vertheidiger und Angreifer in den aufgeregten Volksversammlungen auf. Von dieser Zeit an verblieb er ein dem General Jakson ergebener und nicht wankender Unterstüzer. Während der ersten zwei Jahre der Administration Jakson's saß Buchanan seine zwei lezten Jahre im Kongresse; dennoch verblieb er ein treuer Anhänger Jakson's, noch über die Zeit seiner Präsidentur hinaus, bis zu Jakson's Tode. Der gemessene Raum unseres Blattes erlaubt uns nicht, näher auf Buchanan's Wirken im Kongresse einzugehen, als wir gethan. Am 4. Januar 1832 wurde er vom Präsidenten Jakson zum Gesandten in Rußland ernannt. Aus Europa zurükgekehrt, wurde er für die darauf folgende Sizung des Kongresses zum Senator gewählt und legte sein Wähler-Accreditiv am 5. Dezember 1834 dem Senate vor, wo er durch die Beistimmungs-Wahl der Mitglieder der Legislatur bis 1845 als Senator verblieb.

— Die abolitionistischen Republikaner haben zu ihrem Präsidentschaftskandidaten den Obersten Freeman, bekannt durch seine früheren Reisen im Felsengebirge und den Ländern zwischen diesem und dem stillen Meer, gewählt. — In Kansas dauern die Gräuel des Bürgerkrieges fort. Eine Kompagnie Vereinigte Staaten-Truppen sollen durch die Freistaatmänner eine Niederlage erlitten haben.

— (Kein Mangel an Aerzten.) Nach der „Medical-Gazette" sind vom 1. Januar bis 1. Mai, also in vier Monaten von 25 medizinischen Akademien 1210 Doktorhüte ausgetheilt worden; macht jährlich 3630 Stüke. Und was für Aerzte sind das! Dann rechne man noch die Tausende von nichtpromovirten Landeskindern, die sich jährlich auf die Quakalberei verlegen, wenn andere Geschäfte nicht gehen, die gefehlten Studenten, Barbiere und anderes Volk, das jährlich aus Europa kommt, um drüben Doktorlis zu spielen. Da muß man sich ordentlich wundern, daß es dort noch Cholera und gelbes Fieber, — oder auch, daß es dort noch Leute gibt.

— (Allgemeiner Holzcomment.) Im Süden werden zahlreiche Meetings gehalten zu Ehren des Senators Brooks, der bekanntlich einen seiner Kollegen in Amtssizung mit einem Guttapercha-Stok durchgewalkt. Eine Subskription wurde eröffnet, um diesem würdigen Senator einen „Ehrenstok" zu überreichen. In Süd-Karolina adoptirte ein Meeting folgende Resolution: „Wenn die Fanatiker des Nordens darauf beharren, sich in unsere Angelegenheiten zu mischen, so schikt es sich für die Mitglieder des Südens, ihnen mit der Guttapercha zu replizisren." — Ein anderes Meeting in Clinton beschließt mit Akklamation folgende Fassung: „In Erwägung, daß Brooks, indem er sich stärkerer Argumente als bloßer Worte bediente, unsere Brüder im Norden von dem wahrhaften Geist der Ritterlichkeit und des Patriotismus des Südens überzeugte und daß er die einstimmigen Gefühle seiner Wähler ausdrükte, erklären wir, daß es Pflicht Aller ist, das Beispiel Brooks nachzuahmen, jedesmal wenn es nöthig ist." — Der Hrn. Brooks offerirte, prachtvolle Stok ist mit folgender drohenden Inschrift für die Gegner der Sklaverei geziert: „Bedient euch stets schlagender Argumente, indem alle andern ohne Einfluß auf so verdorbene Geister einer ausgearteten Race sind."

— (Ueber's Bohnenlied.) Wir leben in einer Zeit, da eine Erfindung die andere schlägt, welche alle den Zwek haben, die Handarbeit zu vermindern oder ganz entbehrlich zu machen, oft sogar für Geschäfte, die sich leichter und wohlfeiler von Hand betreiben lassen. So ist z. B. die nachstehend beschriebene künstliche Vorrichtung gewiß ganz unnöthig, da es ja der dienstfertigen Jünglinge auf Erden genug giebt, die unentgeltlich und mit dem größten Vergnügen sich der geringen Mühe unterziehen, den Dienst eigenhändig zu versehen, den nun eine neue Maschine verrichten soll. Ein Yankee hat nämlich eine sehr sinnreiche Maschine erfunden, die den Damen das Kleid aufhebt, wenn sie die Treppe hinauf oder hinunter oder wenn sie bei schmuzigem Wetter über die Straße gehen wollen. Die Maschine ist an den Kleidern befestigt und wird durch zwei Bänder regiert, die in die Taschen zu liegen kommen. Will eine Dame vorn das Kleid aufheben, so zieht sie das Band Nro. 1 in der rechten Tasche; will sie das Kleid hinten aufheben, so zieht sie das Band Nro. 2 in der linken Tasche. Ein Zug an beiden Bändern lüftet das Kleid in der ganzen Zirkumferenz und erspart so den Damen viele lästige Bewegungen.

— Massachusetts. In Boston wurde kürzlich ein Grundstük zu 80 Dollars der Quadratfuß bezahlt, so daß darnach der Aker Land fast 3½ Millionen Dollars kosten würde.

— New-York. (Heillose Wirthschaft in Castle Garden) Das Institut Castle Garden ist zum Schuze der Einwanderer gegen die Runner gegründet worden. Nun aber wird darin so schamlose Runnerei getrieben, wie früher außerhalb desselben. Wer sich weigert, dort Reisebillets zu kaufen, die man sonst 1 bis 3 Dollars billiger haben kann, der erndtet nicht bloß Drohungen, sondern sogar thätliche Mißhandlungen.

— Die Prostitution hat in der ersten Ward seit einiger Zeit erschrekend zugenommen, so daß in mehrern Straßen fast jedes Haus ein Bordell ist. Und woher kommen die unglüklichen Weiber, welche diese schmählichen Anstalten bevölkern? Fast ausschließlich aus der Mitte der frisch angekommenen Einwanderer.

— (Das alte New-York.) Im „New-York Mercury" vom 31. Mai 1756, einer Nummer, die nun ihr hundertstes Jahr erreicht hat, findet sich manches von historischem Interesse. Die darin enthaltenen Neuigkeiten sind von keinem großen Belange und beschränken sich auf die Expeditionen gegen Franzosen und Indianer und auf europäische Nachrichten, welche ein Bristoler Schiff in der außerordentlich kurzen Zeit von sechs Wochen herüberbrachte. Dieses Schiff ist das Ereigniß der Saison. Eine Anzeige im Blatte beweist, daß es auch schon damals flüchtige Sklaven gab. Unter den flüchtigen Sklaven, vor deren Verwendung gewarnt wird, befinden sich neun Neger, die kein englisch verstehen, Indianerknaben, holländische und portugiesische Neger und auch ein „rothhaariger Irländer", der erst kurz zuvor in den Besiz des Anzeigers gekommen war. Derselbe war zugleich mit einer Karre, mit andern weißen Männern und Frauen von ihm gekauft worden. Auch sind einige deutsche Dienstboten, die eben angekommen, um billigen Preis zum Verkaufe angeboten. New-York, das gegen 12,000 Einwohner zählte, hatte damals schon Boston und Philadelphia als Konkurrenten im Handel, der noch nicht ganz so ausgedehnt war als jezt. Vierzehn Schiffe waren im Laufe der Woche angekommen, lauter kleine Küstenfahrer, mit Ausnahme des Bristoler Schiffes, welches das Ereigniß der Saison blieb.

— Pennsylvanien's erste deutsche Ansiedler. Mr. J. Daniel Rupp von Harrisburg hat die Publikation einer Monatsfrist begonnen, welche die Liste von 30,000 Namen der deutschen, schweizerischen und holländischen Emigranten vom Jahre 1727 bis zum Jahre 1776 enthalten wird, nach den offiziellen Reporten, mit vielen interessanten Einzelheiten über eine große Anzahl derselben. Mr. Rupp ist in der frühesten Geschichte Pennsylvanien's wohlbewandert und vollständig für ein solches Unternehmen qualifizirt. Das erste Heft ist bereits bei Rupp, Wingert und Komp. in Harrisburg erschienen. Die Nachkommen der ersten deutschen Ansiedler in Pennsylvanien werden namentlich großes Interesse daran finden, da sie die Ankunftszeit und öfters die ersten Schiksale ꝛc. ihrer Voreltern darin finden werden. Und mancher Nichtswisser, der Tod und Verderben gegen die Emigration brütet, nament-

lich gegen die Dutchmen, mag daraus lernen, daß die ersten und die bedeutendsten Männer Pennsylvanien's von deutscher Herkunft sind, und vielleicht ersieht Mancher zu seiner Ueberraschung, daß er selbst seine Abstammung und seinen Namen von den „damned Dutchmen" ableiten muß.

— **Wiskonsin.** (Reicher Mineral-Fund in Grant County.) Ein Korrespondent des Grand-County „Herald" schreibt unter'm 6. d. M., daß die Herren Jakob Husaker und Thomas Pollet auf dem Lande eines Herrn Abraham Cams, etwa anderthalb Meilen nordwestlich von Fairplay, Grant-County, eine reichhaltige Bleiader entdekt haben. Das Mineral liegt etwa 18 Fuß unter der Oberfläche, mißt etwa 16 Fuß in die Tiefe, bei 10 Fuß in die Breite und ist fast ganz gediegen. — Der erwähnte Korrespondent sezt noch hinzu, daß in der dortigen Umgegend sich eine Menge der reichhaltigsten Bleiadern vorfinden; daß die Bergleute gute Ausbeute machen und daß die Geschäfte aller Art besser gehen, als es in den lezten sechs Jahren der Fall gewesen ist.

— **Kalifornien.** Ueber das aus der Gefangenschaft der Indianer befreite Mädchen (s. Kolon. Nro. 25) wird dem San Franc. Journal vom 5. Mai nun aus Los Angelos folgendes berichtet: „Miß Oatman ist in Begleitung ihres Bruders von Fort Yuma in Los Angelos eingetroffen. Die früher gegebenen Nachrichten, daß sie an einen Indianer verheirathet gewesen, werden widersprochen, vielmehr wird behauptet, daß sie unter den Indianern mit Rüksicht und Höflichkeit behandelt worden sei. (Könnte doch auch beides zugleich der Fall sein.) Nachdem ihre Befreiung erwirkt war, legte Miß Oatmann, in Begleitung ihres Führers, die Reise nach Fort Yuma, die eine Entfernung von 100 Meilen beträgt, in zehn Tagen zurük. Während drei Tagen waren sie ohne alle Nahrungsmittel und mußten noch außerdem zur Abkürzung des Weges häufig Flüsse durchschwimmen. Bei einer Gelegenheit hatten sie ein Floß aus Binsen und Schilf errichtet, auf dem sie den Fluß hinunter schwammen; ein strenger Wind fing jedoch an das Fahrzeug unsicher zu machen und sie waren gezwungen, ihre Reise zu Fuße fortzusezen. Miß Oatman legte die Reise zwar mit wunden Füßen, sonst aber in guter Gesundheit zurük, und bildet jezt keinen geringen Gegenstand der Neugierde und des Interesses. Von dem früher gemeldeten Umstande, daß Miß Oatman während der Dauer ihrer fünfjährigen Gefangenschaft ihre Muttersprache vergessen habe, bestätigt sich nichts, vielmehr spricht sie dieselbe fließend und gut. Eine Veröffentlichung ihrer Erlebnisse unter den Indianern wird später erscheinen und vielleicht manches Interessante enthalten. — Die Legislatur hatte für Olivia Oatman die Summe von 1500 Dollars als eine Entschädigung für ihre Gefangenschaft unter den Indianern, die ihr der Staat schulde, ausgesezt. Gouverneur Johnson hat das Dokument, was seiner Unterschrift zur Gültigkeit bedarf, nicht unterzeichnet. Wird ein passirtes Gesez nicht binnen zehn Tagen mit dem Veto belegt, so wird es auch ohne die Unterschrift des Gouverneurs zum Gesez. So ist es auch mit der Oatman Bill geschehen. Gouverneur Johnson scheint diesmal aus Rüksichten für die Konsequenzen seine Unterschrift zurükgehalten zu haben." Da hat der Gouverneur jedenfalls mehr Verstand bewiesen, als die gesezgebende Versammlung, die eine Entschädigung für einen Unglükfall ausspricht, der Jemandem in einem andern Staat passirt ist.

— Man liest in einem Journal von San Franzisko folgende sehr bezeichnende Stelle: „Der hiesige Lithograph Butler droht, den Stein, welcher dazu diente, die Schuldobligationen der Walker'schen Expedition und 20 Millionen dieser ausgezeichneten, auf die Minen des Bola-Flusses garantirten, Papiere anzufertigen, öffentlich zu verkaufen, wenn Walker ihm nicht die schuldigen 1600 Dollars zahlt!!!"

— **Nebraska.** (Schauderhaftes Mißgeschik.) Drei desertirte Dragoner, Riger, Wiler und Cornell, mit denen sich vier andere Reisende vereinigten, wurden in den westlichen Wüsten von Nebraska, zwischen Fort Pierre und Sioux-City, von den Schneestürmen überfallen. Nachdem die Gesellschaft mehrere Tage ohne Lebensmittel gewesen (sie hatten 200 Meilen zur nächsten Niederlassung), sahen sie sich gezwungen, ihren zuerst verschmachteten Kameraden Cornell zu essen; in der zweiten Nacht schlachteten sie einen andern Gestorbenen; noch zwei Tage später starb einer der Reisenden, und schon sollte auch dessen Leichnam verzehrt werden, als eine von Major Howe beschligte Streifpartie sie entdekte und rettete.

Mexiko. Bekanntlich haben seit vorigem Jahre viele Deutsche in Texas den Plan gefaßt, nach den nördlichen, angrenzenden Provinzen von Mexiko auszuwandern, hauptsächlich nach dem Staat Neu-Leon, wohin sie von dem General Vidauri eingeladen worden sind. Nun wird aber gegenwärtig dieser General von der mexikanischen Regierung als Rebell bekriegt und dadurch natürlich der deutschen Einwanderung Halt geboten.

Zentralamerika. (Faulheit und Aberglaube.) Zur Charakteristik der unbeschreiblich trägen Eingebornen in Zentralamerika erzählt man folgende Anekdote, wenn sie auch nur ein Scherz ist: Ein Spanier forderte mehrere Indianer auf, für guten Lohn in seinen Silbergruben zu arbeiten, — was sie vor allen Arbeiten scheuen —; sie aber erklärten, ehe sie dies thäten, würden sie sich geradezu das Leben nehmen. Da entgegnete der Spanier: „Gut! Ihr wollt Euch lieber erhenken als arbeiten? So hänge ich mich mit, um mit Euch in den Himmel zu kommen; dort müßet Ihr dann in alle Ewigkeit für mich arbeiten." Als die Indianer diese entsezliche Drohung hörten, wurden sie sehr kleinlaut und sagten, sie wollten gern in den Gruben arbeiten, damit nur der Spanier nicht mit ihnen stürbe und sie in der andern Welt in alle Ewigkeit gar nicht zu arbeiten brauchten.

Südamerika. Brasilien. Ueber die deutsche Kolonie Petropolis bei Rio de Janeiro hat ein Professor Dr. Theodor Wiedemann, früher katholischer Pastor besagter Ansiedlung, ein Schriftchen herausgegeben. Da sich derselbe in Petropolis mehr mit der Untersuchung gebrannter Wässer, als mit seinen Amtspflichten beschäftigte und seine Zeit nicht in der Kirche, sondern in Branntweinschenken und noch übelberüchtigtern Häusern zubrachte, so wurde er durch den Bischof der Diözese abgesezt. Man kann sich denken, daß er nun über die Kolonie und Brasilien überhaupt schimpft, wie ein Rohrspaz.

— Eine Gesellschaft Schweizer in Rio de Janeiro, an ihrer Spize der Konsul David, will zum eidgenössischen Sängerfest eine Gabe schiken.

— (Korrespondenz der Hamb. Z. f. d. A. und K.) Rio de Janeiro, 14. Mai. Am 3. Mai sind die Kammern eröffnet worden. In der kaiserlichen Thronrede ist der Passus über den Sklavenhandel von besonderem Interesse. Er lautet: Troz der zur Unterdrükung des verabscheuungswürdigen Sklavenhandels getroffenen Maßregeln haben einige Abenteurer gewagt, neue Spekulationen zu versuchen, aber die Wachsamkeit meiner Regierung, unterstüzt von der öffentlichen Meinung, hat diese Versuche zu nichte gemacht, wie ich hoffe, daß es immer geschehen wird. — Nach dem veröffentlichten Budget belief sich die einheimische Staatschuld am 31. Dezember 1855 auf 8,815,950 Pfund Sterl., die auswärtige auf 5,839,900 Pfd. Sterl. Der Werth der Aus- und Einfuhr Brasiliens in den Jahren 1854 und 1855 wird auf 20,092,287 Pfd. Sterl. angegeben. Die Einnahme und Ausgabe ist für 1857 auf 4,061,999 Pfd. Sterl. festgesezt. (35,450,000 Milreis.) Der neue Zolltarif soll demnächst veröffentlicht werden. — Was unsere Gesundheitsverhältnisse anbelangt, so kommen hier in Rio noch immer einige Cholerafälle vor, auch das gelbe Fieber ist in einigen Fällen aufgetreten. Die Gesammtzahl der während der diesmaligen Herrschaft der Epidemie ihr zum Opfer Gefallenen beträgt 4899, nämlich: Freie 2344, Sklaven 2523, unbestimmten Standes 32. In Bahia, höre ich, herrscht das gelbe Fieber vorzüglich unter der Schiffsbevölkerung noch immer. — In Betreff der Kolonisation Brasiliens sind im Monat April von der Generalverwaltung der öffentlichen Ländereien wiederum mehrere Verordnungen erlassen worden, welche zu deren Förderung geeignet sind. Unter Anderm ist die Provinzial-Regierung von San Pedro (Rio Grande do Sul) ermächtigt worden, einen Vertrag mit einem Privatmanne, die Abtretung von öffentlichen Ländereien zum Behuf der Kolonisation betreffend, abzuschließen. Ich hoffe, über dieses neue Kolonisationsunternehmen Ihnen später ausführliche Mittheilungen zugehen lassen zu können. — Die Kolonie Blumenau ist einige Male von Indianern beunruhigt worden. In Folge dessen hat die Generalverwaltung der öffentlichen Ländereien unterm 2. April die Provinzial-Regierung von Santa Katharina ermächtigt, eine genügende militärische Macht am Itajahy aufzustellen, um dergleichen Beunruhigungen für die Zukunft vorzubeugen. Wie die Natur unserer Indianer ist, werden einige Flintenläufe hinreichen, sie in achtungsvoller Entfernung von den Niederlassungen der Weißen zu halten.

Neu-Granada. Der „New-York Herald" bringt eine Korrespondenz aus Santa Fé de Bogata vom 6. März, welche den Wunsch der gebildeten Klassen nach einer starken Einwanderung der Nordamerikaner als allgemein schildert, weil man von deren Unternehmungslust die Gründung eines neuen Kaliforniens erwartete. Sie führt folgende Aeußerung eines der einflußreichsten Männer in Neu-Granada über diesen Gegenstand an: „Wenn der Goldreichthum von Chico und Buenaventura in den Vereinigten Staaten bekannt wird und ein gewaltiger Strom von Einwanderern aus den Vereinigten Staaten sich dahin ergossen hat, so werden sie nicht allein ein großes und blühendes Gemeinwesen als Theil dieser Republik gründen, sondern ihre Intelligenz wird auch den Stand der Einsicht unseres Volks erheben und ihre Ordnungsliebe und Grundsäze der Selbstregierung werden eine neue Garantie des Friedens und Fortschrittes gewähren." Um eine solche Einwanderung zu fördern, hat der Kongreß von Neu-Granada die Verbindung der Kirche mit dem Staate aufgehoben, allgemeine religiöse Duldung eingeführt, Ansiedlern Landgeschenke versprochen und die Verleihung des Bürgerrechts lediglich von dem Eide der Treue für die Konstitution abhängig gemacht. Alle öffentlichen Ehren- und Vertrauensämter, mit Ausnahme der Präsidentschaft der Republik, stehen allen Bürgern ohne Unterschied des Geburtslandes offen. Eine Gesellschaft von Goldsuchern aus Boston begab sich unlängst den Atrantosfluß hinauf nach Chico und Andere den Magdalenenfluß hinauf nach Antioquia; sie wurden von General Mosquera, der sich damals in Karthagena befand, mit Empfehlungsbriefen an die Gouverneurs der betreffenden Gegenden versehen.

Afrika. Algerien. (Statistik.) Nach statistischen Berichten belief sich im Jahre 1855 in Algerien die Einfuhr auf 105½ und die Ausfuhr auf 49½ Mil-Millionen Fr., der Gesammtverkehr also 155 Millionen, während er 1854 nur 124 und 1842 nur 85 Millionen betrug. Vier Fünftel jener 155 Millionen treffen auf den direkten Tauschhandel zwischen der Kolonie und Frankreich. Die Schifffahrt wurde 1855 von 6206 Fahrzeugen mit 692,000 Tonnen Gehalt betrieben, während 1854 der Tonnengehalt um mehr als ein Viertel geringer war. Die Kolonie, die vor zehn Jahren noch nicht den eigenen Bedarf an Getreide erzeugte, konnte im vorigen Jahre 1,779,000 Hektoliter Getreide und 41,580 Zentner Mehl ausführen; außerdem lieferte sie der Orient-Armee 19,642,000 Kilogramme Fourage. Die Ausfuhr von Tabak und Wolle ist stark im Zunehmen und die Ausbeutung der Minen, namentlich der Bleiminen, aus welchen die Kolonie 54,713 Zentner (19,716 mehr als im Jahre 1854) ausführte, steht in rascher Entwiklung. Ein weiterer Ausfuhrartikel sind grüne Gemüse und frische Früchte, deren im vorigen Jahre 487,093 Kilogramme (das Doppelte von 1854) ausgeführt wurden. Die Bevölkerung (d. h. die europäische Zivilbevölkerung) war am 31. Dezember 1855 auf 155,617 Köpfe gestiegen, nämlich auf 86,969 Franzosen und auf 78,648 Ausländer, worunter 42,569 Spanier, 9082 Italiener und 6040 Deutsche sich befanden.

— (Bodenpreis.) Die Verwaltung von Algerien hat jüngst einen ersten Versuch mit auktionsweisem Verkauf von Domainenländereien gemacht, welcher von großem Erfolg begleitet war. Am 16. wurden 424 Hektaren Land, gelegen in der Ebene von Metidja (nahe bei Algier), ausgeboten und die Zahl der Kauflustigen war so groß, daß man in ein größeres Auktionslokal übersiedeln mußte. Der Ausrufpreis war für die verschiedenen Loose im Durchschnitt 50 Fr. per Hektare; sie wurden reißend an Mann gebracht für durchschnittlich 101 Fr. per Hektare.

Australien. Marquesas-Inseln. Eine Korrespondenz aus Fatuhiva vom 21. Januar enthält Angaben über die bedeutende Abnahme der eingebornen Bevölkerung. Unter dem Amoa-Stamme von etwa 300 Seelen waren während 2 Jahren und 5 Monaten 24 Todesfälle und nur 11 Geburten vorgekommen. Auf den Inseln Uapu, Uahuna und Tahuata waren nur schwache Ueberreste vorhanden. Herr Thompson schäzte im Jahr 1845 die Einwohnerzahl von Fatuhiva zu 3000 Seelen; dieselbe hat seit jener Zeit um zwei Drittheile abgenommen. Die häufigste Krankheit ist die Schwindsucht, wodurch ganze Familien hinweggerafft wurden; die Ansteckung (?) erfolgt oft durch das Rauchen aus denselben Tabakspfeifen und das Essen aus denselben Schüsseln. (?)

Der Unterzeichnete beehrt sich, hiemit öffentlich anzuzeigen, daß er von den Herren Knöhr und Burkhard in Hamburg zum General-Agenten für die ganze Schweiz ernannt, und somit ermächtigt ist, Kontrakte mit Passagieren für die Schiffe genannter Herren abzuschließen.

Ferner erlaubt derselbe sich zur vorläufigen Kenntniß des geehrten handeltreibenden Publikums zu bringen, daß er auch von der Hamburg-Brasilianischen Dampfschifffahrt-Gesellschaft in Hamburg zum General-Agenten für die ganze Schweiz ernannt ist, und für die im nächsten Frühjahr mit den 2000 Tons großen Dampfschiffen

Teutonia und Petropolis

zu eröffnenden Fahrten, Engagements, sowohl für Passagiere als auch für Güter treffen wird. Näheres vorbehaltend

Zürich, im Juni 1856.

C. de Paravicini.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 28. | Samstag den 12. Juli. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | 1856.

Abonnementseinladung.

„Der Kolonist", welcher nun die zweite Hälfte seines sechsten Jahrganges antritt, ladet hiemit zu zahlreichem Abonnement ein.

Der „Kolonist" ist ein Organ für die schweizerische Auswanderung und bespricht als solches sowohl die allgemeinen Verhältnisse derselben, als er namentlich Mittheilungen über sämmtliche Länder bringt, welche ihr Ziel sind. Neben Nordamerika, das dem Europamüden leider schon seit längerer Zeit geringe Aussichten bietet, wird er die Blike seiner Leser wie bisher vorzugsweise auf Brasilien lenken, und zwar insbesondere auf jene Halbpachtkolonien in San Paulo, die sich bis jezt als einzig praktische Lösung der Auswanderungsfrage bewiesen haben. Ebenso wird er fortfahren, nach bestem Wissen und Gewissen vor der Uebersiedlung nach solchen Ländern zu warnen, in welchen den schweizerischen Auswanderer statt dem geträumten und ihm vorgespiegelten Glük nur Elend und Verderben erwarten, wozu immer noch reichliche Gelegenheit geboten ist. — In einem unterhaltenden Feuilleton bringt er Erzählungen, Schilderungen ꝛc. aus jenen Ländern, nach welchen die schweizerische Auswanderung geht.

Der „Kolonist" kostet halbjährlich 2 Franken, vierteljährlich 1 Franken, mit der Post franko durch die ganze Schweiz. Eine Vergleichung unseres Blattes mit der in Bern wöchentlich erscheinenden Auswanderungszeitung ergibt, daß es mehr als doppelt so billig ist, da die Abonnementsgebühr des „Kolonist" bei um die Hälfte größerem Format und viel gedrängterem Saz doch nur zwei Dritttheile von dem Preise jener beträgt.

Den bisherigen Lesern wird unser Blatt auch ohne besondere Bestellung wieder zugesandt und die Gebühr mit der Nummer 29 nachgenommen. Neue Abonnenten mögen sich an das nächstgelegene Postamt wenden oder in frankirten Briefen an die

Expedition des „Kolonist"
in Lichtensteig.

Ein neuer Kolonisator von Zentralamerika.

(Eingesandt.)

„Herr Dr. Wilhelm Joos von hier, welcher sich lange in Amerika aufhielt, wird sich wieder dorthin begeben, und beabsichtigt in Zentralamerika große Ländereien zu kaufen, hauptsächlich um sie an dort anzusiedelnde Schweizer wieder abzugeben, indem er Lage und Klima jener Gegend den Schweizern am zuträglichsten hält. Auf Empfehlung der Regierung von Schaffhausen hat ihm der Bundesrath an die Regierung der Vereinigten Staaten ein Empfehlungsschreiben mitgegeben." So schreiben Schaffhauser und ihnen nach andere Schweizerzeitungen, ohne daß diese so höchst unwahrscheinliche Nachricht irgendwo widerrufen wird. Ist es denn wirklich möglich, daß eine schweizerische Regierung im gegenwärtigen Zeitpunkt, da der Bürgerkrieg in Zentralamerika wüthet, ihre beifällige Zustimmung zu einem derartigen verrükten Plan durch eine Empfehlung des Unternehmers an den Bundesrath ausdrükt? Aber vollends zum Verwundern wäre der Schritt des Bundesrathes, den wir für nichts anderes als die Erfindung eines müßigen Kopfes halten. Was nüzt dem Dr. Joos, der in Zentralamerika kolonisiren will, ein Brief an die Regierung der Vereinigten Staaten? Oder glaubt der Fabler, der diesen Unsinn ausgeheft hat, der Bundesrath halte die Vereinigten Staaten-Regierung für den Oberherrn von Zentralamerika, was sie ohne Zweifel einmal werden wird, jezt aber durchaus noch nicht ist, wenn sie auch die Walker'sche Freischaarenregierung in Nicaragua anerkannt hat und auch in einigen der übrigen Staaten großen Einfluß besizt?

Der „Kolonist" hat zwar die Eigenschaften Zentralamerikas hinsichtlich seiner Empfehlungswürdigkeit für Auswanderer und Ansiedler schon oft besprochen und gezeigt, daß eine solche auch in friedlichen Zeiten nur in beschränktem Maße vorhanden ist und jedenfalls wegen des Klimas bloß die Hochebenen, besonders die von Costa-Rica in Betracht kommen können. Es kann aber doch nichts schaden, hier die neuen gescheiterten Kolonisationsunternehmungen in Zentralamerika aufzuzählen, zum warnenden Exempel für die, welche allenfalls dem Rufe des Lokvogels ein geneigtes Ohr zu widmen willig sind. Also erinnere man sich, wie jämmerlich die beiden von Baron v. Bülow veranstalteten Expeditionen zu Grunde gingen. Die erste derselben, aus Pommern gebildet und von einem gewissen Herrn Utecht geführt, hätte sich an der Mündung des Rio Grande ansiedeln sollen; deren Theilnehmer sind aber fast sämmtlich dem Klima und den furchtbaren Strapazen unterlegen, so daß in dem kurzen Zeitraume vom Ende Juni 1850, wo das Schiff „Norma" drüben ankam, bis Ende September von 140 Köpfen kaum noch 20 übrig waren. Eine zweite Expedition ging im Auftrage und mit Subsidien des Berliner Zentral-Vereins im Oktober 1853 mit dem Bremer Schiffe „Antoinette" nach Zentralamerika ab, wo sie von Herrn v. Bülow empfangen und in das Innere auf die Hochebene geführt wurden, welche Reise durch den Urwald den Leuten hart zusezte. Dieser Zug zerstreute sich gänzlich, obwohl der Berliner Verein bedeutende Geldopfer brachte, und die Gesellschaft überzeugte sich leider zu spät, daß ihre Kolonisationspläne in Zentralamerika unausführbar seien.

Ebenso scheiterte ein schon 1843 begonnener Kolonisationsversuch der belgischen Regierung kläglich; es war dieß die berühmte Kolonie St. Thomas. Sie hatte im Jahr 1844 871 Einwohner; von diesen starben bis zum 1. November 1845 211 Personen; 1850 hatte sie noch eine fest angesiedelte Bevölkerung von etwa 200 Seelen; jezt ist sie fast verstillt. — Die preußische Kolonie bei Greytown in Nicaragua war noch unglüklicher. Ich glaube, sie hieß Karlsruhe: die armen Kerle sind dort alle zur ewigen Ruhe eingegangen. — Ein Freund des Einsenders dieser Zeilen, Graf Hermann von der Lippe, der im Jahr 1852 in gleicher Absicht und mit bedeutenden Mitteln nach Zentralamerika ging, vermochte nichts auszurichten und hatte nuzlos in weniger als einem Jahre Alles eingebüßt.

Im laufenden Jahre hat bekanntlich Walker sich große Mühe gegeben, Kolonisten aus den Vereinigten Staaten nach Nicaragua zu ziehen, um dadurch seine zweifelhafte Herrschaft zu befestigen. Wie es diesen Kolonisationsversuchen gegangen ist und wie es mit dem nach dem Dr. Joos so zuträglichen Klima des größten Theils von Zentralamerika steht, zeigt sich am besten aus einem Briefe der New-York Tribune. Derselbe ist von einem Farmer aus Connecticut, William D. Snyder, der nach Nicaragua gegangen war, um sich, auf die Verheißungen der dortigen Regierungen hin, daselbst anzusiedeln, aber mit einem heiligen Respekt vor dem todbringenden Lande wieder zurükgekehrt ist. Er schreibt Folgendes:

„Die von der Regierung allen wirklichen Ansiedlern verheißenen 250—300 Aker Land sind der Köder. Auf demselben Dampfboot mit mir befanden sich acht Farmer, die daran angebissen hatten. Einer davon, Herr Jakson, verlor bald nach seiner Ankunft, nachdem er gesehen, wie die Sachen stehen, den Muth, bekam das Fieber und starb. Von den andern reisten vier in's Land bei Messiah, um sich die Gelegenheit anzusehen. Sie waren nur drei Tage fort, in dieser Zeit waren zwei von ihnen am Fieber gestorben. Ein dritter bekam es sogleich nach seiner Rükkehr und starb. Die lezten drei machten sich schnell auf den Heimweg. — Eine andere Gesellschaft von Farmern, einige davon aus Kalifornien, begab sich nach einer als sehr fruchtbar angepriesenen Gegend zwischen Rivas und Virgin Bay. Zwei davon bekamen gleich das Fieber, die andern holten sich aus der Hauptstadt eine Besizurkunde und gingen dann nach dem Lande zurük, um den Anbau zu beginnen. Auf meinem Heimwege fand ich in Virgin Bay einen

von ihnen rettungslos am Fieber darniederliegen, und erfuhr, daß, als er die „Ansiedelung" verließ, vier von seinen Gefährten an derselben Krankheit darniederlagen. Uebrigens war dies der erste Versuch einer Ansiedlung durch Nordamerikaner unter Walker'scher Herrschaft. Daß der Boden an vielen Stellen sehr fruchtbar ist, ist ganz wahr, aber ich halte es für ganz unmöglich, daß ein Amerikaner darauf sein Leben mache. Das Regierungsland ist ganz unbrauchbar. Mit der Arbeit, die nöthig ist, um ein kleines Stük Land von dem Waldwuchs zu klären, könnte hier Jemand wohlhabend werden. Ich glaube fast, daß, wer um 50 Cents den Tag und die Kost als Akerknecht in den Vereinigten Staaten arbeitet, besser daran ist, als wer 1000 Aker Regierungsland in Nicaragua hat. Das Land ist über und über mit undurchdringlichem Gestrüppe bedekt, das zahllosen Schlangen und Scorpionen als Schlupfwinkel dient. Eine Menge Farmer, die in gleicher Absicht, wie ich selbst, nach Nicaragua gegangen waren, befanden sich bei meiner Abreise in Granada, einige krank, einige sterbend, alle voll Verzweiflung, daß ihnen die Mittel zur Heimkehr fehlten. Die Aussichten für Handwerker sind nicht besser. Herr Squires, ein Zimmermann, der gleichzeitig mit mir hinunterfuhr, verdiente 3 – 5 Doll. den Tag, sagte mir aber selbst, es könne dies höchstens einige Wochen dauern, da die ganze Arbeit im Ausflicken wakeliger Fenster, gelegentlicher Anfertigung eines Ladentisches ꝛc. besteht. Ein anderer Zimmermann ward von der Regierung zum Anfertigen von Särgen verwendet, noch das einträglichste Geschäft an dem Orte. Aber eines Abends um 8 Uhr bekam er das Fieber und am Morgen 4 Uhr war er eine Leiche. Er war ein durchaus nüchterner Mann und kerngesund, als er in Granada ankam. Von denjenigen, die als Flibustier kommen, habe ich wenig zu sagen. Sie haben keine ehrliche Beschäftigung und verlangen auch keine. — Von denen, die am 24. Januar von New-York abreisten, starben wenigstens 6 auf dem Wege von Granada nach Leon, wohin sie, mit dem Schießprügel in der Hand, unter einer glühenden Sonnenhize beordert waren. Der Flibustier geht voll Thatendurst von New-York weg, aber sobald er unter Walker's Scepter kommt, wird er so zahm wie ein krankes Lamm. Ich habe die Soldaten bittere Thränen über ihre wahrhaft jammervolle Lage vergießen sehen. Die Beköstigung ist jämmerlich, und was ihren Sold betrifft, so reicht er gerade aus, um die Wäscherrechnung zu bezahlen. Die Hauptleute bekommen (wie hoch auch ihr Gehalt auf dem Papiere sei) nicht mehr als 6 Dollars per Woche. Krankheiten herrschen in der Armee in furchtbarem Umfange. — Für Solche, die von ihrer Hände Arbeit leben, hat die Auswanderung nach Nicaragua durchaus nichts Verlokendes. Ein Mann, der zugleich mit mir zurükreiste, bekam noch zu guter Lezt in Granada das Fieber; — zwei Tage nach der Abfahrt von San Juan warf man seine Leiche in's Wasser. Von zwei jungen Irländern, die mit mir hinausgingen, kehrte einer gleich wieder um, der andere blieb und erhielt Beschäftigung von der Regierung zu 1 Dollar und 50 Cents den Tag; — er fuhr den Todtenkarren. Nach acht Tagen bekam er auch das Fieber und starb. Granada ist das große Todtenhaus des Landes. Als ich abreiste (21. Februar) befanden sich ungefähr 400 Amerikaner in der Stadt und es starben durchschnittlich jeden Tag fünf davon."

Unter solchen Umständen kann man wirklich nicht begreifen, wie ein Schweizer seinen Landsleuten eine Ansiedelung in Zentralamerika empfehlen darf, und besonders noch jezt, wo das ganze Land in Krieg verwikelt ist und überdieß in Costa-Rica eine Revolution ausgebrochen sein soll.

Die Schiffahrt auf dem Murray.

So eigenthümlich die Thier- und Pflanzenwelt Australiens gestaltet ist, so eigenthümlich und abweichend von den Stromverhältnissen anderer Länder sind auch die der größten Flüsse befunden worden. Ein Riesenstrom, wie der Murray, über 400 geographische Meilen lang, mit mächtigen Nebenflüssen von 300 Meilen Länge, verliert sich zwischen Sanddünen wie ein kleiner Küstenfluß und behauptet in der Meeresbrandung nicht einen einzigen Schlauch, welcher Schiffen von mäßigem Tiefgange den Zugang gestattete. Er ist nahezu der gerade Gegensaz zu den übrigen Hauptströmen der Erde; während bei diesen die Hindernisse, welche sich der Schiffahrt stromaufwärts entgegenstellen, den Uebergang des Verkehrs auf Landkommunikationen bedingen, so hat umgekehrt, der weit in's Innere schiffbare Strom nahe an seiner Mündung mit einer Eisenbahn versehen müssen, um überall nur eine Vermittelung und Verbindung zwischen der Fluß- und Seeschiffahrt ermöglichen zu können. Bei der Unvollständigkeit der Kenntniß von dem Strome dürften einige nähere Nachrichten, wie sie von dem Ingenieur Bennet Heys in Veranlassung eines technischen Referats kürzlich zusammengestellt wurden, nicht ohne Interesse sein. — Der Fluß entspringt auf der australischen Alpen nahe der Süd-Ostküste der Insel und bildet Anfangs in seiner westlichen und nordwestlichen Richtung die Grenze zwischen den Kolonien Neu-Süd-Wales und Viktoria. Mit einer plözlichen Wendung gegen Süden wird dann Süd-Australien durchströmt, bis sich das Gewässer durch den breiten aber flachen Viktoria- oder Alexandrina-See in's Meer ergießt. Es war im Jahr 1830, als Kapitän Sturt von einem der Nebenflüsse aus, dem in der Nähe von Moreton-Bay entspringenden Darling, in den Hauptstrom gelangte und diesen bis zur Mündung unter vielen Gefahren und Entbehrungen näher untersuchte. Während nach der Karte die Mündung des Murray in dem weit geöffneten Viktoria-See anzunehmen ist, so hat die nähere Untersuchung doch gezeigt, daß er eigentlich nur durch denselben geht, da mit Ausnahme eines einzigen tiefen Priels der See außerordentlich flach ist. Dieser Priel trennt die Insel Hindmarsh vom Festlande und wird Goolwa oder Unter-Murray genannt; in dem unteren Laufe ist derselbe auf einige Meilen Länge nur durch einen Sandrüken von etwas über 1000 Fuß Breite vom Meere getrennt. Im Süden desselben und in derselben Richtung befindet sich ein enger Wasserlauf, welcher auf eine Länge von zirka 20 Meilen nur durch niedrige Sandrüken vom Meere getrennt ist. Die Lage dieser Gewässer und Bänke rechtfertigt die Idee, daß die Gegenwirkung der Meeresströmung den Fluß zum Laufe längs der Küste zwingt, bis sich endlich durch einen Durchriß die Wassermasse in's Meer entladet. Dieser Durchriß ist kaum 600 Fuß breit, d. h. schmäler als der Strom bei seiner Verbindung mit dem Darling, zirka 130 Meilen von der Mündung, ist. Diese Mündung besteht, wie der Berichterstatter sich ausdrükt, nur durch eine Art Compromiß, d. h. während der periodischen Anschwellungen bahnt sich der Strom eine Rinne, deren Tiefe selten 15 Fuß übersteigt, während in der Zwischenzeit die Meeresbrandung die Tiefe wieder auf 4 bis 6 Fuß reduzirt, so daß, wenn man die Möglichkeit eines einmaligen Ausbleibens des Oberwassers annehmen könnte, die Mündung durch den von der Brandung ausgeworfenen Sand vollständig blokirt sein würde. Doch diese Verhältnisse sind es nicht allein, welche die Schiffahrt hemmen. Der Strand ist so flach, daß bei stürmischem Wetter die Wogen bis auf etwa eine halbe deutsche Meile von der ordinairen Hochwasserlinie ab über den Strand getrieben werden und selbst bei ruhigem Wetter ist die Brandung immer so stark, daß die Einfahrt unter allen Umständen ein sehr gewagtes Unternehmen bleibt. Das einzige Segelschiff, welches je in die Mündung einfuhr, war ein kleiner Kutter von 30 Tons, mit welchem 1841 eine Untersuchung der Küste vorgenommen ward. In der Zeit, wenn die Tiefe das Einlaufen gestatten würde, geht ein so starker Strom aus, daß er von Segelschiffen nur mit Hülfe eines lebhaften Windes überwunden werden könnte, dann ist aber die Brandung auch so stark, daß in dem engen, gewundenen Priel die Fahrt nahezu unmöglich wird. Ein oder zwei der kleinen Dampfer, welche jezt den Fluß befahren, sind durch die Mündung eingelaufen, aber obgleich dieses bei ruhigem Wetter und unter günstigen Umständen stattfand, so war doch alle Geschiklichkeit und Vorsicht nothwendig, um Unglük zu vermeiden.

Diese Verhältnisse versezen den Anfangspunkt der Schiffbarkeit nach dem unteren Murray. Bis zur Mündung des eigentlichen Murray, zirka 10 Meilen oberhalb, ist eine weite schiffbare Rinne von 9 Fuß Tiefe vorhanden. Noch um die gleiche Entfernung weiter stromaufwärts ist bei genügender Breite die geringste Fahrtiefe 9 Fuß, und da der Strom schwach — zirka 2 Fuß per Sekunde — ist, der herrschende Wind stromaufwärts geht, so sind die Verhältnisse der Schiffahrt im Ganzen sehr günstig. In der folgenden, zirka 40 Meilen langen Streke nimmt die Breite bis auf durchschnittlich 950 Fuß ab; die Tiefe ist durchschnittlich noch 12 Fuß. Die bis auf zirka 130 Meilen von der Mündung ausgeführte Untersuchung hat gezeigt, daß, obgleich die Gefahren von gesunkenen Baumstämmen in den oberen Partien zunehmen, dennoch keine Stellen vorhanden sind, an denen nicht Dampfschiffe von 5 Fuß Tiefgang durchkommen könnten, und daß selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen an den flachsten Stellen noch immer eine Wassertiefe von 4 Fuß vorhanden sein wird. Das Steigen des Hauptstromes beginnt im August, wodurch die Nebenflüsse aufgestaut werden; das Fallen des Stromes trit im Februar ein. Nach den sichtbaren Fluthmarken betrug die Erhebung an der Mündung des Nebenflusses ungefähr 11 Fuß.

Die außerordentliche Bedeutung, welche ein solcher Strom für das Aufblühen der Kolonie hat, ward zuerst von Henry Young erkannt. Im Jahre 1850 ward von ihm eine Untersuchung der unteren 180 Meilen langen Stromstreke ausgeführt und in Folge dessen von der Regierung eine Kommission zur Bestimmung eines passenden Hafenplazes nahe der Mündung ernannt. Von dieser ward der Punkt Elliot an der Meeresküste ausgesehen, welcher wegen der oben beschriebenen ungünstigen Verhältnisse in der Mündung, mit Goolwa am untern Murray durch eine zirka 1½ Meilen lange Bahn verbunden werden sollte. Die Vorurtheile der Kolonisten gegen diese Anlage waren Anfangs groß. Durch unermüdliche Anstrengung brachte Young es dahin, daß 1851 eine Prämie von 4000 Pfund Sterl. für das erste und zweite eiserne Dampfboot ausgesezt ward, welches den Murray bis zu der Mündung des Darling befahren werde. Erst 1853 übte diese Prämie ihre Wirkung. Mit einem in Sidney erbauten Dampfboot lief Kapitän Cadell glüklich durch die Mündung ein und erreichte, nachdem er Goolwa am 25. August verlassen hatte, den Punkt Gannewarca — über 300 geographische Meilen von der Küste entfernt — am 23. September 1853. Das Schiff hatte beladen 3 Fuß Tiefgang, und Räumlichkeiten für 16 Passagiere erster Klasse. Ermuthigt durch den erreichten Erfolg bildete sich eine Kompagnie, die jezt bereits 13 Schiffe auf dem Murray fahren läßt. Unter diesen Schiffen befinden sich 4 Schaufeldampfer von 40 bis 50 Pferdekraft.

Die erwähnte Eisenbahn zwischen den Pläzen Goolwa und Elliot ist die erste, welche in Australien eröffnet ward; sie wird vorläufig nur als Pferdebahn benuzt, ist aber zum Befahren mit Lokomotiven eingerichtet. An dem Endpunkte der Bahn bei Elliot mußte ein gesicherter Liegeplaz für Schiffe erst künstlich geschaffen werden. In der Bucht waren im Schuz einer kleinen Felseninsel einige Mooriegs gelegt, die für 3 oder 4 Schiffe ausreichten. Um aber den zunächst dem Endpunkt der Bahn gelegenen Theil der Bucht als Liegeplaz für Schiffe geeignet zu machen, hat man einen Wellenbrecher vom Festlande aus nach einer in der Bucht befindlichen Felsenpartie geführt. Die Wassertiefe betrug 1½ bis 3 Faden. Die in unmittelbarer Nähe vorhandenen Felsen boten das passende Material. Ein Steindamm von 21 Fuß Kronenbreite ward bis auf 5 Fuß über Hochwasser geschüttet. Obgleich bei unruhigem Wetter die Arbeit durch den Wellenschlag häufig unterbrochen ward, so hat man den Damm doch ohne Gerüste ausgeführt. Die Fluthgröße im Hafen beträgt 4 bis 6 Fuß, ist aber außerordentlich veränderlich; in den Wintermonaten hält der Wasserstand sich zuweilen mehrere Wochen nahe auf dem Hochwasserniveau. Am anderen Endpunkt der Bahn im unteren Murray ist ein Einfluß der Fluth kaum bemerkbar, da der Wasserstand selten eine Schwankung von mehr als 2 Fuß zeigt. (Hamb. Nachr.)

Allerlei aus Brasilien.

Ein erster Beschluß des seit dem 3. Mai zu Rio de Janeiro versammelten Reichstages betrifft die Genehmigung eines von der Regierung mit der brasilianischen Dampfpaketschifffahrtsgesellschaft geschlossenen neuen Vertrages. Diese Gesellschaft unterhielt in Gemäßheit eines bisher bestandenen, in diesem Jahr ablaufenden Kontraktes mit dem Staate eine doppelte Dampfschifffahrtslinie von Rio de Janeiro aus, ein Mal nach den südlichen, zum Andern nach den Nordhäfen Brasiliens. Und zwar fand nach den lezteren alle zwanzig Tage, nach den ersteren monatlich eine Fahrt statt. Nach dem Norden mochten nun allerdings öftere Fahrten nicht nothwendig erscheinen, da die Häfen dieses sowohl auf der Hin- und Herfahrt von den Dampfschiffen der großen europäischen Linien von Havre, Southampton und Lissabon angelaufen und somit dadurch ohnedies mit Rio de Janeiro in engere Verbindung bereits gebracht sind. Um so dringlicher geboten erschien dagegen die Steigerung der Dampfschifffahrts-Kommunikationen mit dem Süden, je unentbehrlicher von Jahr zu Jahr die Lebensmittel dieses für den Norden geworden sind, und nicht minder war das Bedürfniß nach einer Erhöhung der Dampfschifffahrtsverbindungen mit Montevideo, dem bisher monatlich nur eine Hin- und Herfahrt der Southamptoner Linie entgegenkam, unabweisbar. Es galt daher bei Feststellung des neuen Vertrages, diesen Bedürfnissen gerecht zu werden, und so bestimmt denn derselbe, daß bei unverändert bleibender Zahl der Fahrten der neuen Linie nach dem Norden die Fahrten nach dem Süden verdoppelt werden, und zugleich einerseits bis Porto Allegre, nicht blos bis Rio Grande, wie nach dem bisherigen Kontrakt, und andererseits bis nach Montevideo sich erstreken. War ferner in dem bisherigen Kontrakt die Größe und Einrichtung der in Fahrt zu sezenden Dampfer der freien Bestimmung der Gesellschaft überlassen, so stellt der neue Kontrakt fest, daß die Schiffe der Nordlinie mindestens 600 bis 800 Tonnen, und die

unteren 180 Meilen langen
in Folge dessen von der Re-
r Bestimmung eines passen-
Mündung ernannt. Von
t an der Meeresküste aus-
oben beschriebenen ungün-
Mündung, mit Goolwa am
zirka 1½ Meilen lange Bahn
Die Vorurtheile der Koloni-
ren Anfangs groß. Durch
rachte Young es dahin, daß
) Pfund Sterl. für das erste
ot ausgesezt ward, welches
ündung des Darling befah-
diese Prämie ihre Wirkung.
uten Dampfboot lief Kapi-
Mündung ein und erreichte,
August verlassen hatte, den
300 geographische Meilen
am 23. September 1853.
Fuß Tiefgang, und Räum-
e erster Klasse. Ermuthigt
bildete sich eine Kompagnie,
f dem Murray fahren läßt.
n sich 4 Schaufeldampfer von

zwischen den Pläzen Goolwa
lche in Australien eröffnet
nur als Pferdebahn benuzt,
Lokomotiven eingerichtet. An
ri Elliot mußte ein gesicher-
künstlich geschaffen werden.
huz einer kleinen Felseninsel
für 3 oder 4 Schiffe aus-
ichst dem Endpunkt der Bahn
als Liegeplaz für Schiffe
an einen Wellenbrecher vom
der Bucht befindlichen Fel-
asserliefe betrug 1½ bis 3
er Nähe vorhandenen Felsen
l. Ein Steindamm von 21
auf 5 Fuß über Hochwasser
ruhigem Wetter die Arbeit
ufig unterbrochen ward, so
ohne Gerüste ausgeführt.
eträgt 4 bis 6 Fuß, ist aber
in den Wintermonaten hält
n mehrere Wochen nahe auf
anderen Endpunkt der Bahn
Einfluß der Fluth kaum be-
selten eine Schwankung von
(Hamb. Nachr.)

s Brasilien.

seit dem 3. Mai zu Rio de
ostages betrifft die Genehmi-
ung mit der brasilianischen
haft geschlossenen neuen Ver-
nterhielt in Gemäßheit eines
m Jahr ablaufenden Kon-
doppelte Dampfschifffahrts-
us, ein Mal nach den süd-
den Nordhäfen Brasiliens.
lezteren alle zwanzig Tage,
eine Fahrt statt. Nach dem
dings öftere Fahrten nicht
die Häfen dieses sowohl auf
den Dampfschiffen der gro-
Havre, Southampton und
it dadurch ohnedies mit Rio
ndung bereits gebracht sind.
rschien dagegen die Steige-
-Kommunikationen mit dem
on Jahr zu Jahr die Lebens-
n geworden sind, und nicht
nach einer Erhöhung der
en mit Montevideo, dem bis-
n- und Herfahrt der Sout-
m, unabweisbar. Es galt
euen Vertrages, diesen Be-
, und so bestimmt denn der-
bleibender Zahl der Fahrten
Norden die Fahrten nach dem
und zugleich einerseits bis
s Rio Grande, wie nach dem
ndererseits bis nach Monte-
erner in dem bisherigen Kon-
ung der in Fahrt zu sezen-
Bestimmung der Gesellschaft
Kontrakt fest, daß die Schiffe
0 bis 800 Tonnen, und die

des Südens mindestens 400 Tonnen Gehalt, und beide für Passagiere der lezten Klasse, die bisher auf dem Dek allen Unbilden der Witterung ausgesezt wurden, Zwischendeke haben müssen. Endlich wird die im bisherigen Kontrakt für eine Hin- und Herfahrt nach und von dem Norden auf 50 Tage normirte Maximalfrist auf 34 Tage reduzirt. Ihrerseits hat dagegen die Regierung sich zu einer Steigerung der jährlichen Subvention um 10,000 Milreis, davon 7000 für die Nordlinie und 3000 für die Südlinie, verstanden und beträgt demzufolge die von nun an zu zahlende Gesammtsubvention jährlich 240,000 Milreis, d. h. für die Nord- und Südlinie resp. 168,000 und 72,000 Milreis. Nicht unberüksichtigt mag bleiben, daß die Erweiterung der Südlinie namentlich auch den deutschen Kolonien der Provinz Santa Katharina und Rio Grande do Sul zu Gute kommt. So läuft u. A. diese Linie den Hafen der Kolonie Dona Francisca, das auf der gleichnamigen Insel gelegene Städtchen San Francisco, direkt an.

Inzwischen bereitet in der Provinz Rio Grande do Sul sich ein neues größeres Kolonisations-Unternehmen vor. Der Unternehmer ist ein daselbst seit längerer Zeit ansässiger Deutscher, Jakob Rheinganz, und die von ihm gewählte Oertlichkeit das Hochland von Tapes im Südwesten der Provinz. Dasselbe produzirt namentlich Mais, Bohnen, Bataten und Mandioca und versorgt damit Pelotas. Die Regierung verkauft ihm in dieser Gegend acht Quadratlegoas Reichsländereien und bewilligt ihm dieselben Subventionen für Einführung von Kolonisten, wie dem Grafen Montravel für seine Kolonie am Cahy. — Eine interessante Verfügung des obersten Kolonisationsamtes zu Rio de Janeiro an den Präsidenten von Rio Grande do Sul vom 8. April d. J. betrifft die deutschen Bauern in San Leopoldo. Mit der heimischen Sprache, Sitte und Lebensgewohnheit haben dieselben dort auch getreulich die für die deutschen Bauern so charakteristische Lust am Prozessiren sich zu wahren gewußt, und der ewig währende Quell dieser Lust sind die Grenzbestimmungen ihrer Güter. Mitten in dem beim Beginn der Niederlassung überall noch vorgefundenen dichten Urwald angebracht, sind nämlich die anfänglichen Grenzbezeichnungen, Dank dem raschen und mächtigen Wachsthum in diesen Gegenden, allmälig bis zur Unkenntlichkeit verwachsen und so schweben denn jezt zahllose Streitigkeiten. Leider aber sind unter den gegebenen Verhältnissen die Gerichte fast nicht minder inkompetent zur Entscheidung als die Streitenden selbst. Das oberste Kolonisationsamt sieht daher kein anderes Mittel, die Quelle ewigen Haders unter den Nachbaren zu verstopfen, als die Intervention eines legislatorischen Grenzregulirungsaktes und weist demzufolge den Präsidenten der Provinz an, einerseits den Kolonisten seine guten Dienste und Vermittelung anzubieten, um sie zur Einstellung der anhängig gemachten Prozesse zu bewegen, und andererseits dem Kolonisationsamte einen detaillirten Grundriß der Kolonie mit einer gutachtlichen Darlegung der schwebenden Prozesse und ihrer Objekte einzusenden. — Ein deutscher Geistlicher, Karl v. Winkler, ist zum Direktor einer Indianer-Kolonie in der Provinz Maranhao und ein Ingenieur-Oberst, Konrad Jakob v. Niemeyer, zum Mitglied der Examinations-Kommission für die zur Vermessung der Reichsländereien zu verwendenden Feldmesser ernannt. — Nachdem der von dem Dekret vom 30. Januar 1854 festgesezte zweijährige erste Termin für die Registrirung alles Grundeigenthums abgelaufen, sind die Präsidenten der einzelnen Provinzen angewiesen worden, diejenigen Grundbesizer, welche ihre Güter innerhalb dieser Frist nicht haben registriren lassen, der Verwaltung der Reichsländereien behufs Veranlassung ihrer Bestrafung namhaft zu machen. Für die Vermessung der dem Staate gehörigen Ländereien sind jezt bereits in den meisten Provinzen die Spezialvermessungsämter in's Leben getreten. (H. N.)

Wie es in Castle Garden zugeht.

Hr. J. C. Schette, Agent der deutschen Gesellschaft von Wiskonsin in New-York, schreibt der New-Yorker Kriminalzeitung folgendes Beispiel des Unfugs und Schwindels in Castle Garden: „Vor drei Wochen kamen mit dem Schiffe „Gellert" von Hamburg mehrere Einwanderer, welche von ihren in Wiskonsin wohnenden Verwandten an mich empfohlen waren; für Einige war die Passage von hier bis Milwaukie bereits mit 11 Dollars an mich bezahlt, Andere waren begreiflich unterrichtet, daß ich die Beförderung für 11 Dollars besorgen würde, und sie sich deßhalb nur an mich halten sollten. Als die betreffende Partie nun die in Castle Garden eingeführte Inquisition zu bestehen hatte, wurden die daselbst Angestellten bald gewahr, daß diese Leute auf natürlichem Wege nicht bezahlen würden, ohne mich gesehen zu haben. Es war aber hier ein Fang zu machen, es galt, das Prinzip aufrecht zu erhalten, nur Keinen durchzulassen, aus dem Geld zu machen ist; es galt namentlich zu verhindern, daß die Leute zu mir kämen. Kurz und gut, es mußte auf Mittel und Wege gesonnen werden, mich wo möglich zu verderben, und die Leute in Castle Garden zu buchen. Diese Mittel fand man denn auch, aber wie? Handwerksmäßig, nach echter Runner-Art! Einer der in Castle Garden angestellten genialen Geister kam auf den verschmizten Gedanken, einen seiner Kollegen für mich auszugeben, dieser, den Wink verstehend, war ebenfalls verkommen genug, zu sagen, daß er Schette sei. Unter diesen falschen Vorspiegelungen, unter Annahme meines Namens wurden alsdann die Einwanderer mit Leichtigkeit gebucht. Trozdem daß die Leute ihr Befremden ausdrükten, daß ihre Verwandten geschrieben hätten, die Passage von hier nach Milwaukie sei 11 Dollars, so wurde ihnen doch in Castle Garden 13 Dollars abgedrungen; bei dieser Gelegenheit versicherten die Bucher, daß sie die Männer der deutschen Gesellschaft zum Schuze der Einwanderer seien, und daß der Preis nirgends billiger als 13 Dollars nach Milwaukie sei. Als jedoch Diejenigen an die Reihe kamen, deren Verwandten schon an mich die Reise bezahlt hatten, da war der Wiz der Betrüger zu Ende, der Nichtswürdige, der den Schette spielte, machte Ausreden, daß er erst die Bücher nachsehen müsse, und hielt so die Betreffenden einen ganzen Tag hin. Diese merkten endlich faules Spiel, kamen außerhalb Castle Garden und fanden ihnen rechten Mann. Auf diese Weise kam das ganze schmuzige Manöver zu Tage. Es sollte sich aber bei dieser Gelegenheit nicht allein herausstellen, auf welche gemeine, infame Weise man den Einwanderern in Castle Garden Passage-Tikets zu erhöheten Preisen verkauft, sondern es zeigte sich noch ferner, daß man daselbst wucherische Zinsen rechnet, oder die Einwanderer auf jede mögliche Weise prellt. Unter den an mich Empfohlenen waren einige, welche kleine Wechsel 3 Tage nach Sicht zahlbar, hatten; diese (trozdem man ihnen schon 13 Dollars für die Passage abnahm) hieb man auch noch im Rechnen über's Ohr, d. h. dem Einen wurden 2 Doll., einem Andern 1 Doll. 44 Cts. und einem Dritten 50 Cts. Disconto angerechnet, weil — die Wechsel 3 Tage nach Sicht zahlbar waren. Herrliche Prozente dieß! Man muß besonders in Betracht ziehen, daß in jedem der drei Fälle der Betrag jedes einzelnen Wechsels keine 100 Dollars war und die Inhaber für den größten Theil des Betrags Tikets erhielten." Hr. Schette erzählt dann weiter, daß seine Bemühungen (unter anderm beim Präsidenten der deutschen Gesellschaft von New-York), den geprellten Auswanderern wieder zu dem zu viel bezahlten Gelde zu verhelfen, vergeblich gewesen seien und daß seine zu 11 Dollars akkordirten Leute schneller und daher ohnehin noch billiger nach Milwaukie gekommen seien, als die für 13 Dollars spedirten, da leztere genöthigt waren, in Chicago zu übernachten, während erstere noch Abends mit dem Dampfschiff weiter fuhren.

Verschiedenes.

Schweiz. Die Festgabe der Schweizer in Rio-Janeiro zum eidg. Sängerfest besteht in einem schönen Becher. Bei Gesang und Becherklang, heißt es in dem Begleit-Schreiben, gedenken sie oft des fernen lieben Vaterlandes.

— **Wallis.** Der Staatsrath hat auf Anfrage vom Generaldirektor der öffentlichen Sicherheit in Paris die Auskunft erhalten, daß Vanderest in Dünkirchen den Auswanderern, die er nach der argentinischen Eidgenossenschaft befördert, keine Gewähr biete.

Türkei. Nach der öster. Kor. geht die Ansiedelung der aus der Krim wandernden Tartaren langsam vorwärts; bis jezt sind ungefähr die Hälfte (7000 Köpfe) in den Distrikten von Osman-Bazar, Radgrad und Silistria untergebracht. In einigen Tagen erwartet man hier einen Ingenieur, der die Anlage eines großen Tartarendorfes bei Alfatar leiten soll. Ein beträchtlicher Theil der zur Auswanderung bestimmten Familien soll sich zum Bleiben entschlossen und dieserhalb ein Bittgesuch nach Konstantinopel gerichtet haben.

Nordamerika. **Vereinigte Staaten.** (Krieg und Frieden.) Die Unterhandlungen zwischen der Union und England sollen wieder aufgenommen sein; alle Furcht vor einem Kriege sei in Amerika geschwunden. Unterdessen erhebt sich eine neue Schwierigkeit, wenn es sich bestätigt, daß Mexiko gegen die spanische Expedition den amerikanischen Schuz anruft und dafür den Isthmus von Tehuantepek und Umgebungen gratis abtreten will. Man spricht schon davon, daß, wenn die Vereinigten Staaten sich für Mexiko in den Streit mischen, auch England mit Spanien gemeinsame Sache machen und die mexikanische Provinz Yucatan besezen werde. Viel Geschrei und wenig Wolle.

— (Ein Präsidentschaftskandidat weniger.) Der von den Republikanern dem demokratischen Kandidaten gegenübergestellte Fremont hat sich in Ermangelung günstiger Aussichten für die ihm zugedachte Ehre bedankt.

— (Land-Warrants.) Der Preis für Land-Warrants ist in New-York und Washington um 8—10 Cents für den Aker gefallen, und selbst zu diesem Preise weigern sich die Mäkler dieselben zu kaufen. Der Washington „Star" vom 22. v. M. bemerkt darüber: „Dieses plözliche Fallen der Preise ist durch die Passirung der Jowa Land-Bill herbeigeführt worden, und durch die Schließung aller Landämter jenes Staates für die Anlegung von Land-Warrants. Dieses Gesez wird die Landämter in Jowa für die nächsten zwölf Monate geschlossen halten. Sollten die Bills zur Genehmigung von Landschenkungen an Eisenbahnen in Wiskonsin und Minnesotta Gesezeskraft erhalten, so werden in Folge davon auch die Landämter in jenen Staaten geschlossen und das Feld für die Anlegung von Land-Warrants in noch engere Grenzen eingeschlossen werden. Wenn die Ländereien in Kansas und Nebraska, welche jezt vermessen werden, bei Zeiten in den Markt kommen sollten, so würde dieses wahrscheinlich eine Reaktion hervorrufen; allein Mittheilungen aus dem General-Landamt veranlassen uns zu der Absicht, daß diese Ländereien nicht vor Ablauf von sechs Monaten dem Privatankaufe unterworfen sein, noch vermuthen wir, daß irgend welche andere öffentliche Ländereien in der Kürze zum Verkauf offerirt werden."

(Rasche Fahrt nach New-York.) Auf der Michigan Zentral-Bahn fährt gegenwärtig ein „Lightning Express Train," mit welchem Passagiere, die um 4 Uhr 50 Minuten Vormittags von Chicago abfahren, bereits um 2 Uhr Nachmittags am folgenden Tage in New-York eintreffen.

— Nach einer Zählung von 1855 soll die Bevölkerung der Vereinigten Staaten 27,114,000 Seelen betragen. Vier Millionen mehr als im Jahre 1855. Viel gesagt!

— (Buchdrukerei.) Die Notes and Queries melden folgende Notiz, welche für die Geschäftigkeit der amerikanischen Drukergewerbe bezeichnend ist: Von den zwei lezten Bänden von Macaulays history of England sind in Philadelphia drei Ausgaben in verschiedenen Buchhandlungen erschienen. Die eine davon, in 25,000 Exemplaren aufgelegt, ist in Zeit von fünfzig Stunden gesezt, stereotypirt, gedrukt und gebunden worden. (Die beiden Bände haben in der Original-Ausgabe zusammen 101½ Großoktav-Bogen!)

— Nord-Carolina. In diesem Staat nimmt das öffentliche Schulwesen einen bedeutenden Aufschwung. Im Jahr 1840 zählten die dortigen Schulen nur 90,000 Schüler, im lezten Jahre betrug dagegen ihre Anzahl 120,000.

— Louisiana. (Hohes Alter.) Zu Shreveport starb am 17. April ein Neger, bekannt unter dem Namen „der alte Doktor Jim", in einem Alter von 124 Jahren, 3 Monaten, 25 Tagen. Er wurde am 24. Dezember 1731 in Frederiksburg, Virginien, geboren, als Sklave des Capt. John Carter, der während des Unabhängigkeits-Krieges unter Washington kämpfte. Jim war Carter's Leibdiener und hatte General Washington so wie die meisten ausgezeichneten Generale der Befreiungsarmee gekannt.

— Missouri. (Kohlenreichthum.) Eine geologische Vermessung von Missouri hat bewiesen, daß dieser Staat im Stande wäre, 1300 Jahre lang jährlich 100 Millionen Tonnen Kohlen zu liefern.

— Ohio. (Viel Eier.) Die Stadt Findley soll der größte Eierversorgungsmarkt in der Welt sein, Chicago nicht ausgenommen. Während des lezten Monats wurden nicht weniger als 432,000 Barrels, die durchschnittlich 71 Duzend Eier enthielten, von jenem Plaz ausgeschifft.

— Wisconsin. (Eine Zeitung im Walde.) Der „Wisconsin-Mirror" sagt in einem Gruße an das Publikum in seiner ersten Nummer: „Wir thun, wie wahrscheinlich noch Niemand vor uns gethan hat, wir druken unser Blatt — im Walde. Rund um uns her gibt es keine menschliche Wohnung außer der unserigen; die erste liegt eine englische Meile weit von uns. Die Urwald-Eichen breiten sich über unsere Offizin und Wohnung; die Hirsche und Kaninchen springen um uns her und die Rebhühner und Wachteln suchen unsere Bekanntschaft, indem sie sich näher und näher an unsere Thür wagen. Der Wisconsin, den wir von unseren Fenstern aus sehen können, trägt in schweigender Majestät seine ungeheure Eislast und weiterhin ragen die schneebedekten Hügel empor, auf denen vom Sturm zerschmetterte Eichen und Fichten liegen. Indeß werden wir in dieser romantischen Einsamkeit nicht lange bleiben; schon baut man um uns her an verschiedenen Häusern und ehe viele Wochen vergehen, werden sie von unternehmenden Nachbarn bewohnt sein.

Wenn dann der Frühling und der Sommer kommt, erwarten wir solchen Lärm von Aexten und Spaten, Sägen und Hämmern, daß wir wohl gar in der Ruhe gestört werden. Wir erwarten mit einem Worte das rasche Emporwachsen eines großen Dorfes oder gar einer Stadt und eben deßhalb — schreiben und druken wir im Walde."

— Aus Green-Bai meldet der dortige „Advokate" bezüglich des Werthes von Grundeigenthum, daß am 16. Mai 16 Stadtlots zu Preisen von 100 bis 302 Dollars auf öffentlicher Auction verkauft worden sind, und bemerkt dabei, daß, ungeachtet diese Preise im Vergleich mit andern nicht bedeutenden Plätzen als niedrig erscheinen müssen, dieselben doch gegen lezten Frühling ein bedeutendes Steigen nachweisen. Außerdem erfährt das genannte Blatt, daß an demselben Tage auf Privatwege einige andere Lots, sowie Ländereien in der Umgegend zu einem sehr annehmbaren Preise abgesezt worden sind.

— **Kalifornien.** (Kulturgeschichtliches.) Es lebte in Franzisco ein geachteter Journalist, Namens James King, Herausgeber des „Bulletin von San Franzisco". Der Mann war, ehe er Journalist wurde, Banquier gewesen. Er hatte in seinem Journal die Antecedentien eines gewissen Casey enthüllt, der ebenfalls Journalist war oder sich doch wenigstens so nennen ließ. Am 14. Mai d. J., um 4 Uhr Nachmittags, kurze Zeit nach dem Erscheinen des „Bulletin", kommt Casey in das Redaktionsbureau von James King, der allein in einem Sessel saß. In einem benachbarten Zimmer, dessen Thüre offen war, befanden sich zwei Personen, welche Alles hörten, was vorging. Casey erschien sehr bewegt und sprach, als ob ihm der Athem fehle. Er frug Hrn. King, was er mit dem im „Bulletin" publizirten Artikel sagen wolle. King seinerseits frug, um welchen Artikel es sich handle. Casey deutete nun auf einen Artikel, in welchem gesagt war, er (Casey) sei im Sing-Sing (Zuchthaus von New-York) gewesen. — Ist das nicht wahr? replicirte King. — Darum handelt es sich nicht, antwortete Casey. Ich will nicht, daß man in den Akten meiner Vergangenheit wühle; ich bin sehr empfindlich in dieser Beziehung. Darauf sagte King: — Haben Sie geendigt? Dort ist die Thüre, gehen sie hinaus und zeigen Sie sich niemals wieder! Casey ging sogleich; in der Thüre wendete er sich um und rief: — Ich werde in meinem Journal sagen, was mir beliebt. — Sie können mit ihrem Journal machen, was Sie wollen, replizirte King; ich werde durchaus nicht darauf achten. — Wenn es nöthig ist, so werde ich mich selbst vertheidigen. Bei diesen Worten Caseys erhob sich King vom Sessel und wiederholte: — Gehen Sie jezt und lassen Sie sich niemals wieder sehen. Casey stieg darauf die Treppe hinunter, ohne ein Wort zu sagen. Einige Minuten nach fünf Uhr verließ King sein Büreau, um zum Diner zu gehen. Die Lokalität ist gleichgültig. In einer Straße trifft er Casey, der einige Schritte auf ihn zu macht, einen kurzen Mantel abwirft, einen Revolver zieht und Feuer giebt. King bekommt die Kugel in die volle Brust und stürzt zusammen. Casey entfloh. Man hob King auf, sezte ihn auf einen Stuhl und brachte ihn zum Bewußtsein. Er will von Casey nur das Wort gehört haben: „Vorwärts!" King lebte noch sechs Tage. Als die Nachricht von seinem Tode bekannt ward, wurden alle Magazine geschlossen, alle Mauern bedeken sich mit Plakaten, alle Privathäuser mit Trauerflören. Eine Subskription wurde augenblitlich für Kings Wittwe und Waisen eröffnet. Damit aber endete die Sache nicht. Casey war mittlerweile verhaftet worden. Plakate und Meetings verlangten, daß das Volk Lynchjustiz übe. Somit begaben sich dreitausend bewaffnete Bürger, eingetheilt in Divisionen und Kompagnien, nach dem Stadtgefängniß, von dem sie Besiz nahmen. Casey und ein anderer Mörder, Namens Cora (er hatte den General Richardson erschossen), wurden verhaftet und in das Hauptquartier der „Regulatoren" gebracht, wo sie durch eine „imposante Macht" bewacht wurden. Bei Abgang des Schiffes, das die Nachricht bringt, sollten beide im Lynchwege gehängt werden (was sicher nicht ausgeblieben ist). Die Regulatoren haben sich wieder im ganzen Staat organisirt; sie sind mit Waffen und Munition gut versehen und haben sofort 75,000 Dollars subskribirt, um die „nothwendigen Maßregeln" durchzuführen. Alle Spieler sollten u. A. aus Kalifornien verjagt werden. — Man sieht wie außerordentlich precär die dortigen Zustände noch immer sind. Natürlich handeln solche Regulatorenkomites immer in der ersten Hize; was ihnen dann in die Hände fällt, muß „d'ran glauben." Dann verraucht die erste Wuth, Richter Lynch ruht auf seinen Lorbeeren, die ganze Schaar der loafers, rowdies, namentlich aber der swell mob, der sich gedukt und verkrochen hat, als ob eine mächtige Naturgewalt über ihn hinginge, taucht wieder auf und treibt sein Wesen nach wie vor. Wenn auch im vorliegenden Fall die Lynchjustiz vielleicht angebracht sein mag, so ist eine solche zeitweise Suspension der Justiz ein Zustand, mit dem wohl nur besondere Liebhaber sympathisiren werden.

— **(Eigenthumsrechte der Ausländer.)** Die gesezgebende Behörde hat nun eine wichtige Veränderung in den Vorschriften gemacht, welche das Recht der Ausländer hinsichtlich des Besizes oder der Erbschaft von Grund- oder persönlichem Eigenthum regeln. Das neue Gesez scheint sehr billig das Erbrecht der Fremden mit den Ansprüchen des Staates zu vereinigen. Nach diesem Gesez können hinfort Ausländer, in gleicher Weise wie eingeborne Bürger, Grund- und persönliches Eigenthum erwerben, können aber kein Grundeigenthum mehr besizen, wenn sie nicht innert fünf Jahren, von der Zeit an, wo ihnen solches durch Erbschaft zugefallen ist, dasselbe in Besiz genommen haben. Im Falle die Erben sich während dieser fünf Jahre nicht zur Besizantretung melden, so wird der Nachlaß nach Vorschrift des Gesezes verkauft, und der Erlös in die Staatskasse niedergelegt zum Besten dieser Erben oder ihrer gesezlichen Stellvertreter, um ihnen zu irgend einer Zeit während fernern 5 Jahren durch den Staatsschazmeister ausbezahlt zu werden, insofern die Ansprucherhebenden sich gesezlich über ihre Berechtigung, die Erbschaft in Empfang zu nehmen, ausweisen können. Später fällt der Erlös dem Staate als Eigenthum zu und soll dem Schulfond zu Gute geschrieben werden.

— **Minnesota.** (Kolonisation.) Vom oberen Mississippi meldet die St. Anthony „Expreß", daß die Dampfboote auf dem oberen Mississippi oberhalb St. Anthony Passagiere und Fracht zu befördern haben, so viel sie nur immer tragen können. Die Einwanderung und der Reiseverkehr oberhalb des genannten Plazes ist dieses Jahr sehr bedeutend und die Besiedelung der Pläze und des Landes am obern Mississippi schreitet rasch vorwärts.

— **Kansas.** Nachrichten aus Kansas bestätigen, daß der Bürgerkrieg dort im vollen Gange ist. Die Zeitungen von Chicago und St. Louis liefern eine Reihe von Beschreibungen kleiner Scharmüzel, die zwischen den Pro- und Antisklavereimännern geliefert wurden. Der Gouverneur von Kansas, Milson Shanou, hat zwar eine Proklamation erlassen, welche den ohne gesezliche Ermächtigung gebildeten militärischen Vereinen sich aufzulösen gebietet, allein die bewaffnete Macht der Vereinigten Staaten ist zu schwach oder nicht willig, ernstlich zur Herstellung des gesezlichen Zustandes aufzutreten; die Berichte klagen vielmehr, daß sie die Parteien sich gegenseitig bekämpfen läßt und erst einschreitet, wenn der Kampf ausgefochten ist. Im Senate wurde der Antrag Mr. Crittenden's, General Scott zur Wiederherstellung der Ordnung nach Kansas zu schiken, debattirt.

— **Utah.** Der Mormonenprophet, gewöhnlich „König Strang" genannt, ist von zwei seiner Adepten schwer verwundet worden, so daß sein Volk an seinem Aufkommen zweifelt.

Westindien. Nach Briefen aus der Havanna hält Spanien seinen mit England abgeschlossenen Vertrag zur Abschaffung des Sklavenhandels sehr schlecht. Vor kurzem wurden im Süden der Insel Cuba 300 Neger „importirt" und zu 68 Guineen „per Stük" gekauft. In Sagua sind ebenso zwei Schiffsladungen, aus 700 Negern bestehend, an's Land gebracht worden. Da geht es in Brasilien ehrlicher.

Zentralamerika. (Der Krieg.) „Daily News" bringt nach „Panama Star" vom 8. Juni folgende Nachrichten über Walker: Er stehe in Virgin-Bay mit 700 Mann, um in Costa-Rica einzufallen; er habe 200 Mann in Granada und ungefähr 600 an andern Punkten. Seine ganze Streitmacht bestehe aus 1000 Fremden und 500 Eingebornen, wegen der Entbehrungen sei sie jedoch nicht gut gestimmt. Diese Nachrichten seien von einem britischen, von San Juan kommenden Dampfer überbracht. Mit einem Schiff aus La Union seien andererseits Nachrichten angelangt, daß die zentralamerikanischen Staaten endlich eine Koalition gebildet haben, um Walker zu vertreiben. 3000 Mann seien aus Guatemala, 2000 aus Salvador, 1000 aus Honduras auf dem Marsch, um Costa-Rica zu Hülfe zu kommen. — Nach einem Privatbrief aus Granada vom 1. Juni wäre der Krieg in Costa-Rica zu Ende; lezteres anerkenne die Regierung Rivas-Walker in Nicaragua und dieses bezahle die Kriegskosten. Diese Nachricht bedarf noch sehr der Bestätigung.

Südamerika. Peru. Der Präsident von Peru hat mit Bewilligung der peruvianischen Kammern 100,000 Piaster in Gold oder Silber als Prämie für das erste europäische Kriegs- oder Handelsschiff ausgesezt, welches den Amazonenstrom bis zum Hafen von Nauta hinaufsegeln wird. Brasilianische Schiffe sind bekanntlich schon über Nauta hinaufgefahren.

— Wie traurig es in Peru noch mit der Glaubensfreiheit steht, beweisen die Ereignisse, welche neulich die Kammerverhandlungen über beantragte Duldung anderer christlicher Bekenntnisse, als des katholischen, hervorriefen. Mehrere Bischöfe erließen Hirtenbriefe, in welchen sie die Neuerer verdammten und öffentliche Gebete für die bedrohte katholische Kirche anordneten. Alle Gloken der Stadt Lima wurden Morgens 10 Uhr im Trauertone geläutet; eine tobende Volksmenge umgab das Rathhaus, bis sie durch das Militär auseinandergejagt wurde. Das weibliche Geschlecht, darunter die vornehmsten Frauen, lärmte auf den Gallerien des Sizungssaales. Die Vertheidiger der katholischen Ausschließlichkeit wurden mit Blumen beworfen, die duldsamern Redner Freimaurer und Vieh geschimpft. Nach siebentägigen heißen Verhandlungen wurde die aufgeklärte Partei (die sogenannten Freimaurer) mit 46 gegen 21 Stimmen geschlagen.

Australien. Sandwichsinseln. (Besorgte Ehefrauen.) Die verheiratheten Frauen von Honolulu haben kürzlich an das dortige Parlament eine Petition gerichtet, in welcher sie die Aufhebung der Theater und Kunstreiterbuden verlangen, weil ihre Ehemänner durch den Besuch dieser Vergnügungsorte veranlaßt würden, die ganze Nacht auswärts zuzubringen.

— (Gutes Beispiel.) Der König Kamehamaha IV. läßt sich ganz von dem Preisboxer Sullivan aus New-York lenken und boxt, trinkt und spielt fortwährend.

Afrika. Kapland. Briefe vom Kap prophezeien einen neuen Kaffernaufstand. Die Kaffern sammeln sich zahlreich an den Grenzen. Die Regierung hat Maßregeln ergriffen. Da könnte sie nun die helvetische Legion gut verwenden.

Korrespondenz an Hrn. F. in Rudolstadt.
Ich bin bereit, den von Ihnen vorgeschlagenen Weg zu betreten. Werden Sie dasselbe thun? Dr. St.

Inserate und Anzeigen.

☞ Für Auswanderer und Freunde der Länder- und Völkerkunde.

Am 1. Juli beginnt des zehnten Jahrganges zweites Semester der bei G. Fröbel in Rudolstadt erscheinenden, von G. M. v. Ross redigirten allgemeinen

Auswanderungs-Zeitung.

Ein Bote zwischen der alten und neuen Welt.

☞ Von einem Hohen Ministerium, in ehrenvoller Anerkennung ihrer gemeinnüzigen Leistungen sämmtlichen deutschen Regierungen als beachtenswerth empfohlen. ☜

Nebst einem unterhaltenden Wochenblatte unter dem Titel:

„DER PILOT."

Preis: halbjährlich 1⅓ Rthlr. oder 2 fl. 42 kr.
Das belletristische Wochenblatt allein kostet ⅔ Rthlr. oder 1 fl. 12 kr. halbjährlich

☞ Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Posten an. — Probeblätter gratis.

Einladung

auf den zweiten Band der

Allgemeinen Schweizer-Zeitung

für Industrie, Handel und Gewerbe, Haus- und Landwirthschaft,

in Verbindung mit einer

Adreßzeitung nebst allgemeinem Anzeiger.

Redigirt von **O. Mollinger,**
in Solothurn.

Diese vielseitig mit großem Beifalle aufgenommene Zeitung theilt alles Neue mit, was im Gebiete der Gewerbe und Industrie zu Tage tritt und ist speziell dem Fabrik-, Gewerb- und Handwerksstand gewidmet. Näheres besagt der Prospekt. — Diese Zeitung ist nach Maßgabe ihrer Leistungen unter allen bestehenden technischen Zeitschriften die billigste. Wöchentlich erscheint eine Nummer; 26 Nummern mit 8—12 lithographirten Tafeln bilden einen Band, welcher gegen frankirte Einsendung von 2 Fr. 30 Rp. von der Unterzeichneten bezogen werden kann. Die Adreßzeitung, von welcher monatlich wenigstens eine Nummer erscheint, bildet eine Gratisbeilage des Blattes; Inserationsgebühren werden per Zeile für Abonnenten mit 5 Cent. berechnet.

Der erste Band, bestehend aus 27 Nummern mit 8 lithographirten Tafeln, kann, so weit die Auflage reicht, um 2 Fr. 30 Rp. nachbezogen werden.

Die Expedition
der allg. Schweizer-Zeitung für Industrie ꝛc.
in Solothurn.

Abonnementspreis.
per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrückungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 29. | Samstag den 19. Juli. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | 1856.

Brasilianisches Staatswesen.

Die Einnahmen des brasilianischen Staates wie der provinzen fließen weitaus zum größten Theile aus indirekten Steuern her. Diese sind demnach theils Reichssteuern, theils solche, die von den einzelnen Provinzen erhoben und verwendet werden und natürlich nicht überall gleich bedeutend sind. Jene betrugen schon im Rechnungsjahre 1852—1853 38,367,872 Milreis, diese im Jahre 1854—1855 8,738,725 Milreis, das Gesammtjahreseinkommen Brasiliens aus allen (Reichs-, Provinz- und Gemeinde-) Steuern im Jahr 1854—1855 in runder Summe 49 Millionen Milreis. Diese Abgaben sind nur zum geringsten Theile direkte, weitaus den Hauptbeitrag liefern die Grenzzölle. Am besten kommt bei der Besteuerung der landbautreibende Bürger weg, denn der ländliche Grundbesz,*) der Akerbau und die landwirthschaftliche Industrie sind völlig frei von Abgaben. Die innern Steuern des Reiches, gegenwärtig jährlich etwa 5½ Millionen Milreis ertragend, sind Abgaben von den Sklaven, besonders beim Verkaufe derselben, der Zehnten beim Verkaufe von Grundstüken, der Ertrag der Marineländereien, das Stempelpapier, Abgaben von Kaufläden, gewissen ausländischen Handelsartikeln, von der Flußschifffahrt, dem Minenbau und der Diamantenwäscherei, endlich von den konzessionierten Lotterien. Außer diesen allgemeinen innern Steuern fließen den Reichsfinanzen auch noch zu die innern Steuern der Reichshauptstadt Rio de Janeiro nach Abzug des für den eigentlichen Gemeindshaushalt bestimmten Antheils, eine Summe, die sich auch auf mehr als eine Million Milreis beläuft und von der Besteuerung der Häuser (städtischer Zehnten), des Branntwein- und Fleischverbrauchs, des Sklavenverkaufs und vom Erbschafts- und Vermächtnißstempel herrührt. Die Reichszölle vom auswärtigen Handel betragen über 29 Millionen Milreis, wovon etwa 4½ Millionen auf die Ausfuhr und etwa 350,000 Milreis auf die Schifffahrt kommen; die ganze übrige große Summe, also über 78½ Millionen Franken, ist jährliches Einkommen von den Einfuhrzöllen.

Die innern Steuern der Provinzen sind im Wesentlichen diejenigen der Reichshauptstadt, wozu noch Weg- und Flußschifffahrtszölle, Abgaben vom Handelsbetrieb mit gewissen Waaren, von Branntweinbrennereien, Pfandhäusern und von der Einfuhr aus andern Provinzen kommen. So zahlen z. B. Sklaven, die aus einer andern Provinz eingeführt werden, meist einen ziemlich hohen Eingangszoll. Die äußern Steuern der Provinzen sind fast nur Ausfuhrzölle, deren Maß je nach den Verhältnissen der betreffenden Provinz verschieden ist. Der ausgehende Kaffee zahlt z. B. in Rio de Janeiro 4 %, in Pernambuco 5 %, in Ceara nur 1½ %; Baumwolle in Bahia 4 %, in Pernambuco und Sergipe 5 %; Zuker in Pernambuco 3 %, in Alagoas 4 %, in Sergipe 5 %, in Maranhao und Espirito Santo wird von allen ausgeführten Erzeugnissen 5 % bezahlt u. s. w.

Man sollte meinen, ein sozusagen ausschließlich indirektes Steuerwesen, wie das brasilianische, müßte schwer auf dem Lande lasten und namentlich den Handel und Verkehr, von dem es seine Haupteinnahmen bezieht, in hohem Grade beeinträchtigen und seinem Aufblühen hemmend entgegenstehen. Dem ist aber durchaus nicht also; im Gegentheil beweisen gerade die Zolltabellen, daß der Verbrauch ausländischer Waaren und die Erzeugnisse des Reiches sich in 21 Jahren mehr als verdreifacht haben, daß also der Nationalreichthum ungeheuer gestiegen ist; es bekunden nämlich die Zollregister des Landes in dem Zeitraum vom Jahre 1831—1832 bis 1852—1853 eine Vermehrung der Einkünfte aus den Reichssteuern und den Reichszöllen, ohne daß inzwischen eine Erhöhung der einzelnen Steueransäze stattgefunden, von 12,089,527 Milreis auf 38,367,872 Milreis. Eine in gleichem Maße fortschreitende Ergiebigkeit zeichnet die Steuern und Zölle der Provinzen aus. Die Gesammteinnahme sämmtlicher Provinzen aus ihren Steuern und Zöllen war im Jahre 1846—1847 5,242,585 Milreis, im Jahre 1854—1855 8,738,725 Milreis und hatte somit in acht Jahren um mehr als 50 % zugenommen. Man darf eben nicht den Maßstab europäischer Verhältnisse an ein so junges Land, wie Brasilien, anlegen.

Vertheilt man sämmtliche Steuern und Zölle, welche das Reich Brasilien, die Provinzen und die Gemeinden beziehen, auf die sieben Millionen Einwohner, so trifft es auf den Kopf 7 Milreis, also (Milreis zu Fr. 3. 30 Rp. berechnet) Fr. 23. 10 Rp. In Preußen belaufen sich die Staatsabgaben allein, ohne die beträchtlichen Kreis- und Gemeindesteuern, höher; in Hamburg beträgt die Summe, die im Durchschnitt jeder Kopf der Bevölkerung an Steuern zu entrichten hat, 12⅓ preußische Thaler, also 48 Franken. Was diese Verhältnisse in der Schweiz betrifft, so ist unsers Wissens noch gar keine Berechnung aufgestellt worden, welche alle direkten und indirekten, vom Bunde, den Kantonen und Gemeinden erhobenen Steuern umfaßte. Unbedeutend sind zwar im Ganzen die an den Bund und die Kantone zu bezahlenden Abgaben, dagegen die Gemeindslasten an manchen Orten übergroß; es gibt ja sogar Gemeinden, in denen die Besteurung des Korporations- und Privatvermögens zur Dekung des Gemeindehaushalts gar nicht hinreicht, indem besonders die Armensteuern alles Maß überschreiten. Wir glauben uns nicht zu irren, wenn wir sagen, daß das Gesammtsteuerbetreffniß der schweizerischen Bevölkerung auf den Kopf vertheilt nicht weit unter demjenigen von Hamburg steht. Eine solche Durchschnittsberechnung ist nun freilich für unsere Verhältnisse nicht statthaft; denn unser Steuersystem ist von dem brasilianischen durchaus verschieden, da dieses fast ausschließlich indirekte Abgaben aufweist, während bei uns die indirekten vor den direkten und zwar besonders vor der Vermögenssteuer fast ganz verschwinden, also die öffentlichen Lasten bei uns viel ungleicher vertheilt sind. Insofern findet aber doch wieder zwischen den beiden Steuersystemen eine Aehnlichkeit statt, als hier wie dort billigermaßen der Reiche mehr besteuert ist, als der Arme: bei uns bezahlt der Vermögliche sein baares Geld dem Staat und der Gemeinde; in Brasilien verbraucht er vorzugsweise die Einfuhr, zumal die Luxuswaaren und erzeugt den größern Theil der Ausfuhr; die Haupteinnahme des Staates fließt aber eben aus den Zöllen her; der Unvermögliche, der wenig Bedürfnisse hat, ist daher auch nur sehr unbedeutend besteuert und ebenso der Landmann, der das meiste, was er braucht, durch seine eigene Arbeit gewinnt und überdieß, was er mehr baut, wegen der den innern Markt schüzenden Zölle zu sehr guten Preisen verwerthen kann und, wie oben bemerkt, in gewissen Beziehungen ganz steuerfrei ist.

Außer den Einnahmen aus den Steuern und Zöllen fließen dem Reiche noch einige andere zu als Ertrag der Staatsdomänen und Staatsanstalten: der Post, Staatsdruckerei, Münze, der Pulverfabriken und Hochschulen und aus dem Verkauf des Brasilienholzes, welcher bekanntlich Regal ist.

Nach dieser Aufzählung der Einnahmen des Reiches haben wir uns nun mit den Staatsausgaben zu beschäftigen. Manche Lasten, die in Ländern mit zentralisirter Verfassung und Verwaltung vom Staate getragen werden müssen, fallen natürlich in Brasilien den Provinzen anheim, denen jedoch in gewissen Fällen das Reich mit Unterstüzungen zu Hülfe kommt. Die Einkünfte der Provinzen werden von diesen für diejenigen Ausgaben verwendet, über welche sie vermöge ihrer besondern Rechte Beschlüsse fassen. Die Ausgaben des Reiches können wir am besten darstellen, indem wir das Budget für das Jahr 1856—1857 und zur Vergleichung dasjenige von 1846—1847 hiehersezen. Wir entnehmen dieselben dem neuen Buche von Charles Reybaud über Brasilien, haben aber dabei den Leser darauf aufmerksam zu machen, daß Reybaud Milreis immer zu 3 Franken rechnet, während diese brasilianische Rechnungsmünze gegenwärtig in Wirklichkeit einen Werth von Fr. 3. 30 Cent. hat, daß also die von Reybaud angegebenen Summen in dem vorbemerkten Verhältnisse erhöht werden müssen. Dem Ministerium des Innern sind für 1856—1857 angewiesen Fr. 15,937,617 (also nach unserer Rechnung Fr. 20,718,902); es hat daraus zu bestreiten die Zivilliste des Kaisers und des kaiserlichen Hauses (sie beträgt nach einem Gesez vom Jahr 1840 zusammen 1,083 contos de reis gleich 3,573,900 Fr., wovon dem Kaiser allein 800 contos zukommen), die Ausgaben für beide Kammern und für den Staatsrath, für die höhern und Sekundarschulen, die wissenschaftlichen Anstalten, die Akademie der schönen Künste, das Gesundheitswesen, die Reichspost, die Staats-

*) Von dieser Regel sind ausgenommen die sogenannten Marineländereien, d. h. das unmittelbare Ufer des Meeres und der größern Flüsse, ein Streifen Landes von etwa hundert Schritt Breite, den sich der Staat überall vorbehält und von dem er sich, wo er belezt ist, einen jährlichen geringen Zins bezahlen läßt.

ländereien und gewisse Ausgaben für die Reichshauptstadt. Das Büdget für 1846--1847 hat für das Ministerium des Innern Fr. 8,828,970.

Das Justizministerium, das außer dem Gerichtswesen auch die Angelegenheiten der Kirche, der Polizei und der Nationalgarde besorgt, ist im neuen Büdget mit Fr. 9,007,417 aufgeführt; 1846--1847 Fr. 4,723,115.

Das jezige Büdget für das Ministerium des Auswärtigen weist mit Fr. 1,766,160 den geringsten Unterschied gegen dasjenige von 1846—1847 mit Fr. 1,649,220 auf.

Marineministerium 1856—1857: Fr. 13,611,849; 1846—1847: Fr. 10,336,189.

Kriegsministerium: 1856--1857 Fr. 26,079,052; 1846—1847 Fr. 17,409,925.

Endlich haben wir noch das Finanzministerium, dessen Hauptsummen die Kosten für Erhebnng der Reichssteuern, besonders der Zölle, die Zinsen der Staatsschuld und Abzahlungen zu deren Tilgung sind; seine Ausgaben betragen im gegenwärtigen Büdget Fr. 34,954,048, in dem von 1846—1847 Fr. 29,403,687. Eine kurze treffliche Schilderung des brasilianischen Finanzwesens lesen wir in einem neulich zu Hamburg erschienenen Schriftchen über die Kolonie Dona Francisca von einem ungenannten Verfasser.

„Das Finanzwesen Brasiliens," heißt es dort, „ist eines der geordnetsten der Welt. Wie der übrige Staat, hat es gleichfalls seine schweren Krisen durchmachen müssen. Denn nicht nur, daß die Zeiten der bürgerlichen Unruhen ihm seine Einnahmequellen theils völlig abgruben, theils wesentlich verkümmerten, so nahm auch gleichzeitig die Nothwendigkeit der Unterdrükung derselben einen erhöhten Aufwand der Staatsverwaltung in Anspruch. Die Defizits waren auf diese Weise unvermeidlich und dem Staate blieb nichts übrig, als seine Zuflucht zu Anleihen und zur Schöpfung von Papiergeld zu nehmen. Unverrükt aber war und blieb es Grundsaz der brasilianischen Finanzverwaltung, vor allem Andern ihren Kredit aufrecht zu erhalten, und auch in den allertrübsten Zeiten und in den allerdringendsten Verlegenheiten wurde die Befriedigung der Staatsgläubiger in pünktlichster Weise bewirkt. Jedenfalls hat denn auch diese strenge Rechtlichkeit nicht wenig dazu beigetragen, Brasilien die Ueberwindung seiner Krisen zu erleichtern. Seit 1844 wurden die Defizits immer geringer und seltener und nach und nach traten an ihre Stelle vielmehr Ueberschüsse der Einnahmen über die Ausgaben, so daß als Resultat der Jahre von 1844—1845 bis 1852—1853 (das brasilianische Finanzjahr beginnt mit dem ersten Juli) eine Ausgleichung des Defizits durch die Ueberschüsse, ja sogar ein geringes Ueberwiegen der lezteren sich herausstellte. Demgemäß vermehrte sich auch von 1844 an die Staatsschuld nicht mehr, sondern begann sich abzumindern. Ende 1854 betrug die eigentliche Staatsschuld Brasiliens im Auslande 51 Millionen Milreis und im Inlande 57 Millionen Milreis, und fordert gegenwärtig ihre Verzinsung und Amortisation jährlich 6,055,000 Milreis. Diese Summe ist etwa ein Sechstheil der jährlichen Reichseinnahmen, während 1844 die Verzinsung der Staatsschuld noch mehr als ein Viertheil sämmtlicher Reichseinnahmen verschlang. Daß unter solchen Umständen der Kredit Brasiliens im Auslande wie im Inlande sich immer mehr heben mußte, liegt am Tage. Gegenwärtig behaupten die brasilianischen Staatsschuldscheine auf der Londoner Börse selbst einen höhern Kurs als die Obligationen der Vereinigten Staaten. Während nämlich diese, welche 6 Prozent Zinsen gewähren, daselbst regelmäßig die 100 Dollars mit 104 und 106 bezahlt werden, stehen die brasilianischen, nur 5 Prozent Zinsen gewährenden Schuldpapiere eben so regelmäßig die 100 Milreis 101 bis 103.

„In dem gleichen Maße als die verzinslichen Schuldpapiere sich im Werthe hoben, besserte sich auch das unverzinsliche Papiergeld. Vorzugsweise war dieß die Wirkung des großen Aufschwunges, den mit der Befestigung der politischen Zustände Produktion und Verkehr nahmen. Bis zum Jahre 1847 zeigte das Papiergeldwesen Brasiliens ein ähnliches Schauspiel, wie das Oesterreichs in den jüngsten Jahren. Von da an fing es an, sich dem gleichen Werthe mit dem Silber zu nähern, und von 1849 an flossen immer größere Summen Silbergeldes in den Verkehr. Gegenwärtig gelten der Milreis Papier und der Milreis Silber völlig gleich und Ende 1855 bestand die Geldzirkulation Brasiliens aus im Ganzen 89 Millionen Milreis, davon 14 Millionen Staatspapiergeld, 20 Millionen Noten der Bank von Brasilien und 32 Millionen Gold- und Silbermünzen (dann 7 Millionen in den Kassen der Bank von Brasilien). -- Inzwischen ist die Bank von Brasilien in Folge Vertrages mit der Regierung verpflichtet, das Papiergeld des Staates allmälig, d. h. jährlich einen Betrag von 2 Millionen Milreis einzuziehen, wofür der Staat sie theils durch Baarmittel, theils durch Staatsschuldscheine entschädigt. Allen andern Banken ist die Konzession von Papiergeld untersagt und somit bei steter Verringerung des Staatspapiergeldes der maßlosen Zettelemission, wie sie die regelmäßig alle fünf bis sieben Jahre in den Vereinigten Staaten wiederkehrenden gefährlichen und ruinirenden Handelskrisen bisher nach sich gezogen haben, gesteuert.

„Noch aber besizt die Finanzverwaltung Brasiliens eine außerordentliche und bisher völlig unausgebeutet gebliebene Hülfsquelle in der riesigen Ausdehnung des Staatsgrundbesizes, der s. g. terras devolutas. Mehr als fünf Sechstheile der ungeheuren Flächenausdehnung Brasiliens sind noch nicht in das Privateigenthum übergegangen und gehören somit dem Staate an. Erst durch das Gesez vom 18. September 1850 und das zur Ausführung dieses erlassene Dekret vom 30. Januar 1854 ist der Anfang zur Ausbeutung dieser wahrhaft unermeßlichen Finanzquelle gemacht worden, indem dadurch die gesezlichen Voraussezungen geschaffen worden sind, um jenes ungeheure Aeral allmälig an den Markt zum Verkauf ebensowohl an Einheimische als an die fremde Einwanderung zu bringen. Allerdings hat für die ersten Jahre Brasilien von solchem Verkauf unmittelbar immer nur erst verhältnißmäßig geringe Einnahmen zu erwarten; aber einmal der Möglichkeit der Verwerthung erschlossen, bieten sie der Finanzverwaltung ein Objekt, um darauf Anleihen zu gründen, von deren Ertrag sie im Stande sein dürfte, ohne zu Steuererhöhungen greifen zu müssen, nicht nur jeder Eventualität gewachsen zu bleiben, sondern auch in großartigstem Maßstabe gemeinnüzige Unternehmungen und Einrichtungen aller Art in's Leben zu rufen."

Zur Erläuterung des Spizeartikels der lezten Nummer.

An die Redaktion des „Kolonist" in Lichtensteig.

Geehrter Herr!

Der in Nro. 28 des Kolonisten sich befindliche Aufsaz über Zentralamerika bedarf einer Berichtigung. Allerdings gedenke ich nächstens nach Zentralamerika zu gehen, um an einer für schweizerische Auswanderer günstigen Stelle Land zu erwerben. Es hat mich zu diesem Plane einentheils die günstige geographische Lage jener Länder, anderntheils der Umstand bewogen, daß die in permanenter Revolution sich befindlichen Republiken wohl binnen wenigen Jahren zu den Vereinigten Staaten von Nordamerika gehören werden und alsdann ein geregelter Zustand Plaz greifen wird. Auf Empfehlung der Regierung Schaffhausens hat mir der Bundesrath bereitwillig ein Empfehlungsschreiben an die Regierungen Zentralamerika's gegeben. Daß ein Theil Zentralamerika's ein für Auswanderer ungünstiges Klima besizt, ist richtig; allein dasselbe läßt sich von jedem größern Lande sagen und berechtigt doch gewiß nicht zu dem Schlusse, daß ich gerade eine ungünstige Gegend und ungünstige Verhältnisse aussuchen werde, um so mich und meine Landsleute in's Elend zu bringen. Ich kenne den Einsender des Artikels in Nro. 28 des Kolonisten nicht; er würde mir einen Gefallen erweisen, sich ehrlich beim Namen zu nennen. Das Publikum könnte dann entscheiden, ob seine Aussagen mehr Vertrauen verdienen, als die Aussagen Moriz Wagners und Dr. Scherzers.

Mit Hochachtung grüßt Sie

Schaffhausen, den 14. Juli 1856.

Dr. Wilhelm Joos.

Anm. der Redaktion. Die obigen Bemerkungen des Hrn. Dr. Joos enthalten die Berichtigung der von vielen Zeitungen gebrachten widersinnigen Nachricht, er habe einen bundesräthlichen Empfehlungsbrief an die Regierung der Vereinigten Staaten erhalten, eine Erklärung, die schon lange am Plaze gewesen wäre; aber sie beschwichtigen die starken Bedenken gegen die Auswanderung nach Zentralamerika, die unser Einsender mit Recht geäußert hat, nur insofern, als aus dem Briefe des Hrn. Dr. Joos nicht hervorgeht, daß er jezt schon schweizerische Kolonisten mit sich nehmen, sondern im Gegentheil vorerst nur eine Forschungsreise nach dem Lande seiner Wünsche vornehmen will, eine Reise, welche den Hrn. Dr. Joos vielleicht auf andere Gedanken bringt oder doch wenigstens Veranlassung wird, daß er die Ausführung seiner Pläne bis nach Verfluß der wenigen Jahre verschiebt, bis die permanente Revolution in diesen Republiken durch die starke Hand der Amerikaner gebändiget sein wird. Das wird er doch selbst zugeben müssen, daß der gegenwärtige Zeitpunkt zu Kolonisationsversuchen in Zentralamerika so schlecht als möglich gewählt ist. — Daß unser Einsender im Allgemeinen von Kolonisationen in Zentralamerika spricht, von denen die meisten an dem bösen Klima der Küste und der tiefgelegenen Gegenden im Binnenlande gescheitert sind, daran ist wohl Hr. Dr. Joos selbst schuld, da er auch das ganze weite Zentralamerika als sein Reiseziel nennt und nirgends davon spricht, wo speziell seine Ansiedlung liegen soll. Hätte er z. B. gesagt, er wolle sich auf der Hochebene von Costa Rica niederlassen, so würde ohne Zweifel unser Einsender dem schönen und nicht ungesunden Klima jenes Plateau's, dem fruchtbaren und wohlfeilen Boden, der europäischen Kolonisten günstigen Stimmung der Bevölkerung rc. Gerechtigkeit haben widerfahren lassen und sich darauf beschränkt haben, als das wesentlichste Hinderniß gegenwärtiger Einwanderung den jezigen Krieg und die unsichern politischen Verhältnisse hervorzuheben.

Auszug aus der in Porto Alegre, Provinz Rio Grande do Sul, Brasilien, erscheinenden deutschen Zeitung „Der deutsche Einwanderer" № 39 vom 9. Mai 1856.

(Vom Hamburger Konsul in Porto Alegre bestätigt.)

Porto Alegre, 27. April 1856.

Kolonisten.

Mit dem Dampfer Commercio liefen 42 deutsche Einwanderer hier ein, meistens Leute aus dem Regierungsbezirk Koblenz, die auf Anrathen ihrer bereits hier angesiedelten Verwandten die große Reise unternahmen.

Diese Leute hatten das Unglük, ihre Reise über Antwerpen zu machen, woselbst sie sich durch die „höchst achtbare Firma" Streker und Stök per Schiff Maria, Kapitän Zeikens, befördern ließen. Die Reise selbst konnte zu einer der mißlichsten gezählt werden; denn außer dem Elende, von obengenannten Herren befördert zu werden, war das Wetter auch noch höchst ungünstig, und so dauerte die Ueberfahrt 96 Tage, wobei die Passagiere lange Tage förmlich am Hungertuche nagen mußten, da die Herren Streker und Stök ihr Schiff nur auf 70 bis 80 Tage verproviantirt hatten. Die armen Auswanderer, die schon seit 14 Tagen keinen Schiffszwiebak mehr gesehen hatten, gingen fast fußfällig den Kapitän an, ihnen doch wenigstens welchen zu verkaufen, und dieser edelmüthige Mann ließ sich denn auch dazu bewegen und nahm nur 16 Pfenninge für einen Schiffszwiebak.

Wann wird endlich unsere Regierung diesen Mißbräuchen der Antwerpner Häuser durch ihre betreffenden Konsule ein Ende machen!! Blind müßte sie ja sein, wollte sie die Nachtheile nicht einsehen, die unserer Kolonisation durch diese großartigen Betrügereien erwachsen; kein einziges Schiff, expedirt von der vorgenannten Firma, lief noch hier ein, ohne daß die Einwanderer die bittersten Klagen gegen jenes Haus geführt hätten.

Verschiedenes.

(Ein für die Auswanderung wichtiger Besuch.) Der Generaldirektor der Abtheilung für Staatsländereien im brasilianischen Ministerium des Innern, Senator und Rath Felizardo de Souza e Mello, der zur Wiederherstellung seiner Gesundheit einen längeren Urlaub erhalten hat und am 8. Mai nebst seiner Gemahlin auf dem portugiesischen Dampfschiff „Pedro II." von Rio Janeiro zunächst nach Lissabon abgereist war, beabsichtigt, nach uns vorliegenden Privatbriefen, auf seiner Reise auch Berlin zu berühren. Derselbe gedenkt verschiedene Länder Europa's zu besuchen, und es wird die Vermuthung geäußert, daß das lebhafte Interesse, welches er für die Kolonisations-Angelegenheit Brasiliens bethätigt hat, ihn veranlassen werde, auf seiner europäischen Reise den auf die Auswanderung bezüglichen Verhältnissen seine Aufmerksamkeit zu widmen. Herr de Souza e Mello war in den Jahren 1852 und 1853 Kriegsminister und gehört zu den bedeutendsten Notabilitäten unter den Staatsmännern Brasiliens.

(H. Z. f. d. A. u. K.)

Schweiz. Der Bundesrath hat das Gesuch der Regierung von Graubünden, auf Bundeskosten Sachverständige nach Brasilien zu schiken, welche die Zustände der dortigen Schweizerkolonien zu begutachten hätten, abgelehnt.

— Baselland. Die Regierung dieses Halb-Kantons hat der schweizerischen Hülfsgesellschaft in New-York den sehr generösen Beitrag von 20 Franken bewilligt.

Deutschland. Im Königreich Preußen geht's mit Auswandern lebhafter als bei uns. Man schreibt darüber der Hamb. Ztg. f. d. Ausw.- u. K. aus Berlin vom 25. Juni: „Die Auswanderung aus Schlesien, Preußen und Pommern dauert in großartigem Maßstabe fort. Wenn die uns vorliegenden Notizen über die Stärke der Auswanderung seit dem Beginne des Frühjahrs maßgebend auch für die übrigen Monate, welche noch zur Auswanderung benuzt werden, sind, so werden die Rheder und Expedienten in Hamburg und Bremen gute Geschäfte machen, das Vaterland aber verliert wieder eine große Zahl brauchbarer Einwohner mit einem beträchtlichen Kapitale."

eau's, dem fruchtbaren und
ropäischen Kolonisten gün
lferung ɪc. Gerechtigkeit haben
darauf beschränkt haben, als
gegenwärtiger Einwanderung
unsichern politischen Verhält-

Porto Alegre, Pro-
e do Sul, Brasilien,
tschen Zeitung „Der
derer" № 39 vom 9.

in Porto Alegre bestätigt.)
Alegre, 27. April 1856.
nisten.
ommercio liefen 42 deutsche
stens Leute aus dem Regie-
f Anrathen ihrer bereits hier
ie große Reise unternahmen.
es Unglük, ihre Reise über
elbst sie sich durch die „höchst
nd Stök per Schiff Maria,
ießen. Die Reise selbst konnte
hlt werden; denn außer dem
Herren befördert zu werden,
höchst ungünstig, und so
Tage, wobei die Passagiere
ungertuche nagen mußten, da
f ihr Schiff nur auf 70 bis
en. Die armen Auswanderer,
nen Schiffszwiebak mehr ge-
fällig den Kapitän an, ihnen
verkaufen, und dieser edel-
enn auch dazu bewegen und
e für einen Schiffszwiebak.
sere Regierung diesen Miß-
äuser durch ihre betreffenden
Blind müßte sie ja sein,
ht einsehen, die unserer Ko-
igen Betrügereien erwachsen;
von der vorgenannten Firma,
die Einwanderer die bittersten
eführt hätten.

---

edenes.

anderung wichtiger Be-
der Abtheilung für Staats-
Ministerium des Innern, Se-
Souza e Mello, der zur Wie-
eit einen längeren Urlaub er-
ebst seiner Gemahlin auf dem
Pedro II." von Rio Janeiro
t war, beabsichtigt, nach uns
uf seiner Reise auch Berlin
t verschiedene Länder Europa's
Vermuthung geäußert, daß
es er für die Kolonisations-
tigt hat, ihn veranlassen werde,
den auf die Auswanderung
Aufmerksamkeit zu widmen.
in den Jahren 1852 und
rt zu den bedeutendsten No-
ännern Brasiliens.
(H. Z. f. d. A. u. K.)
ath hat das Gesuch der Re-
, auf Bundeskosten Sach-
schiken, welche die Zustände
zu begutachten hätten, ab-

Die Regierung dieses Halb-
en Hülfsgesellschaft in New-
eitrag von 20 Franken be-

reich Preußen geht's mit
uns. Man schreibt darüber
u. K. aus Berlin vom 25.
us Schlesien, Preußen und
gem Maßstabe fort. Wenn
über die Stärke der Aus-
e des Frühjahrs maßgebend
welche noch zur Auswande-
werden die Rheder und Ex-
remen gute Geschäfte machen,
ieder eine große Zahl brauch-
rträchtlichen Kapitale."

— Der „Courier an der Weser" schreibt: So glänzend die erste Expedition der Hamburg-New-Yorker Dampfschifffahrt ausgefallen ist, so kläglich war es mit der zweiten. Das Schiff „Hammonia" hatte nur 78 Passagiere und mußte wegen seiner Größe zu Glükstadt die Ladung einnehmen. Dieser Umstand hat so entmuthigend auf die Betheiligten gewirkt, daß die Aktien bereits al pari ausgeboten werden.

— (Ein Vorschlag.) Ein Professor Kaufmann in Bonn bringt als Mittel zur Linderung und Hebung der Armuth in Deutschland und zur Befreiung der deutschen Landgemeinden von der Last der Armenverpflegung deutsche Armenkolonien in Kleinasien in Vorschlag. Sein Plan besteht darin, daß nach einer Seitens der preußischen Regierung mit jener des türkischen Kaisers abzuschließenden Konvention die Armen deutscher Landgemeinden als Kolonisten an den geeignetsten Stellen Kleinasiens angesiedelt und, zu größeren selbstständigen Korporationen verbunden, als Bürger und Unterthanen des osmanischen Reiches mit einer besonderen Munizipalverfassung unter Erhaltung ihrer Sprache, Kultur, Sitten und Gewohnheiten versehen werden. Selbstverständlich werden sie, wie die übrigen Christen des Osmanenreiches, unter dem Oberschuze der christlichen Mächte stehen. Für den Anfang würde er von dem Sultan zehnjährige Abgabenfreiheit, eben so lange Militärfreiheit, freie Benuzung aller Forste und Waldungen behufs Errichtung von Wohnungen, Stellung einer Schuzmannschaft zur Sicherung der Kolonisten und ihres Eigenthums stipuliren. Die Wohnpläze und Grundstüke müssen den Ansiedlern zu ewigem, unantastbarem Eigenthum überliefert werden. — Unsereiner würde sich bedanken, jezt, da einige Städte abgerechnet in Kleinasien kein Christ seines Lebens und Eigenthums sicher ist, dort Kolonist zu sein.

— Frankfurt a. M. Zum Schuze deutschen, bezüglich schweizerischen Kapitals, welches in amerikanischen Staatspapieren angelegt ist, hat sich hier ein Zentralkomite gebildet, bestehend aus den Bankhäusern Ph. Donner, J. Goll und Sohn, Gebrüder Reiß, Ph. Nik. Schmidt und L. Speyer-Ellisen in Frankfurt, H. Küster und Komp. in Leipzig, Kaspar Schultheß und Komp. in Zürich, und Hrn. Dr. Scherer, Herausgeber des „Aktionär", in Frankfurt. In New-York sind folgende Firmen beigetreten: die HH. L. v. Hoffmann und Komp., Mayer und Stuken, Reiß Brothers und Komp. Das Komite fordert im Frankfurter „Aktionär", dessen Beiblatt: „Anzeiger für amerikanische Fonds und Effekten" zum vermittelnden Organ für die Oeffentlichkeit erwählt worden ist, alle Inhaber solcher amerikanischen Werthpapiere, bei denen eine Nichterfüllung der Verbindlichkeiten des Schuldners vorliegt, auf, dieselben mit der Erklärung, an den in Aussicht stehenden Kosten partizipiren zu wollen, bei ihm anzumelden, worauf dasselbe wo nöthig mit den New-Yorker Häusern in Berathung treten, die erforderlichen Maßregeln in Vorschlag bringen und die Interessenten davon seiner Zeit benachrichtigen wird.

— Bremen. Die „Deutsche Auswanderer-Zeitung" ist mit dem ersten Juli sowohl hinsichtlich ihres Verlegers als ihres Redaktors in andere Hände übergegangen. Die Herren Bünsow und Hauschild haben den Verlag, Herr Heinrich Hauschild hat die Redaktion übernommen. Personenwechsel, aber kein Tendenzwechsel. Die neue Redaktion zeigt dieselbe wüthende Malice gegen Alles, was Südamerika heißt, wie die alte.

— (Statistik der Auswanderung.) Die ganze Auswanderung vom 1. Januar bis 30. Juni d. J. war wie folgt:

Nach	New-York	8982	Paff.	in	33	Schiffen
„	Baltimore	2798	„	„	9	„
„	New-Orleans	1691	„	„	7	„
„	Galveston	423	„	„	3	„
„	Quebek	409	„	„	7	„
„	Philadelphia	198	„	„	3	„
„	Rio Grande do Sul	151	„	„	2	„
„	Charleston, S. C.,	15	„	„	2	„
„	Honolulu (Sandwichinseln)	5	„	„	1	„
„	Wilmington	3	„	„	1	„
	Total	14,675	Paff.	in	68	Schiffen

gegen 15,496 Passagiere in 76 Schiffen des vorigen Jahres und gegen 4738 Passagiere in 24 Schiffen des vorigen Monats.

Frankreich. (Schweizerische Auswanderung.) In der ersten Hälfte dieses Jahres haben sich in Havre 1756 schweizerische Auswanderer nach den Vereinigten Staaten eingeschifft, darunter 454 Berner, 306 Bündner, 182 Zürcher, 140 Aargauer, 133 Tessiner, 122 Solothurner, 189 St. Galler.

— Aus den überschwemmten Gegenden sollen sehr viele Landleute, die an der Wiederurbarmachung ihrer Grundstüke verzweifeln, zur Auswanderung nach Amerika, Algier und Italien (?) sich entschlossen haben. Die Regierung liefert ihnen freie Ueberfahrt.

Großbritannien. Zwischen London und Montreal (Kanada) wird eine neue Schraubendampfer-Linie in's Leben gerufen, deren erstes Schiff „Chester" mit seinen Waaren und einigen wenigen Passagieren am 23. d. von London absegeln soll.

Rußland. Die russische Regierung errichtet in der Krim Kolonieen von griechischen Freiwilligen. Es werden ihnen die von den Tartaren verlassenen Ländereien zum Anbau auf 50 Jahre frei von Abgaben überlassen.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Neue Pläne gegen Kuba.) Das Unternehmen, in dessen versuchter Ausführung Antonio Lopez sein Leben einbüßte, ist, wie man sich in engern Kreisen zuflüstert, auf dem Punkte, erneuert zu werden. Jung-Amerika ist zu stark vom Flibustiergeiste besessen, als daß es jezt, wo, Dank der verheerenden Epidemie, Walker festen Fuß in Nicaragua behalten, die schöne Gelegenheit sich entschlüpfen lassen könnte, ein nochmaliges Attentat auf die Perle der Antillen zu begehen. Die Absichten sind bereits zu einem wohlgeregelten Plan gediehen. Schon finden Werbungen statt und die Vertreter des Lone star verbreiten sich über das ganze Land, doch werden sie südlich von Mason's und Dixon's Linie mit größerer Energie betrieben, als unter den Söhnen des kalten, berechnenden Nordens. Das Hauptquartier für leztere ist in Brooklyn, doch die Leitung des Unternehmens wird von New-Orleans aus gehandhabt und man behauptet, daß Pierce Soulé eine bedeutende Rolle in der Direktion spiele, die dem General Quitman schwerlich wieder anvertraut werden wird. Die Expedition soll natürlich nicht von den Häfen der Vereinigten Staaten, sondern von Nicaragua aus geschehen, wo unter der Aegide Walkers jede der hier gewöhnlichen Störungen wegfallen wird. Da es keinem Vereinigten Staaten Bürger verwehrt werden kann, sich mit oder ohne Waffen nach Walkers Reich einzuschiffen, so liegt es auf der Hand, daß sich dort während kurzer Zeit eine höchst ansehnliche Macht versammeln ließe, die überdies mit verhältnißmäßig geringen Kosten, unbedeutendem Zeitaufwand und jedenfalls mit weniger Gefahr als von hier aus an die Küsten Kubas versezt werden könnte. Der Plan sieht als arrière pensée der Unterwerfung Nicaragua's dem Walker ähnlich, doch glauben wir, daß er Cuba ungeschoren laßen wird, bis er sich zum Herrn der übrigen Republiken Zentralamerikas gemacht. Wir mögen uns geirrt haben. (Krim. Ztg.)

— (Sonst und jezt.) Als vor einigen Jahren das Gerichtshaus zu Chicago gebaut wurde, ließ man die Steine dazu von Lokport, New-York, kommen, — jezt werden in Buffalo die Häuser ganzer Straßen aus Steinen gebaut, die man aus Chicago bezieht.

— Mr. Adams (Demokrat) aus Michigan hielt im Kongreß eine Rede für seine Bill, welche die Probezeit eines zu naturalisirenden Fremden auf 21 Jahre ausdehnt und außerdem Fremde Verbrecher und Bettler (paupers) am Stimmen verhindern will, damit nicht europäische Leibeigene die Wahlen beherrschen und die Freiheiten der Amerikaner in Gefahr sezen.

— Dem Senat ist ein Gesezedentwurf vorgelegt, Kansas nächsten September in die Union aufzunehmen.

— Louisiana. (Ein Duell.) Nordamerikanische Blätter kündigten vor Kurzem an, daß ein Journalist in Bayou-Sarah durch einen Kollegen im Duell getödtet worden sei. Nachstehender ausführlicher Bericht mag lehren, was man in jenen gesegneten Gegenden unter Duell versteht: „Am Sonntag begab sich Robertson (Knownothing) auf die Post. Marks (Demokrat) klopfte ihm dort auf die Schulter und erklärte ihm, daß er bereit sei. Ich auch! erwiederte Jener; alsogleich begannen sie aufeinander aus Revolvern zu feuern. Bald darauf betheiligte sich ein Bruder des Marks am Kampf, und das Duell wurde nunmehr „dreielig", da beide Brüder von verschiedenen Standpunkten auf Robertson feuerten und dieser Schuß um Schuß beantwortete, bis er in den Kopf geschossen wurde." Es scheint übrigens, daß derartige mehrekige Duelle zu den Ortsgebräuchen gehören. Wenigstens fand beinahe gleichzeitig alldort ein Duell zwischen sechs Personen statt. Dieses war nun offenbar, ein sechseliges; auch blieben zwei Opfer auf dem Plaze.

— Jowa. (Bodentheure.) Das Reißen und Drängen um die unverkauften öffentlichen Ländereien in Jowa ist noch immer an der Tagesordnung. In einem St. Louis Blatte finden wir einen Brief von dem Beamten einer Landoffice in Jowa, als Antwort eines Herrn in Missouri, der dort ein Stük Land, halb Prärie, halb Waldland, und mit einer Quelle versehen, zu kaufen wünschte. Der Beamte antwortete ihm, daß solch ein Stük Land aus erster Hand schon seit den drei lezten Jahren in Jowa nicht mehr zu kaufen gewesen sei; in dem Dubuque Landdistrikte, der sich 114 Meilen westlich ausdehnt, sei kein Stük Kongreß-Land mit 3 Aker Waldland mehr zu haben. In dem ganzen Distrikte gäbe es keine fünf Akerstüke, die nicht schon unzählige Male von Spekulanten oder ihren Agenten besichtigt und überlaufen worden, und folglich sei nur das allerschlechteste Land noch zum Kongreßpreise zu haben. Stellenweise haben sie sich mit Pistolen und Dolchmessern darum gerissen und in manchen Fällen sei der Preis auf 20 Dollars per Aker hinaufgetrieben worden. Ein Blatt von Toledo bringt gleichfalls einen Brief von einem höchst glaubwürdigen Manne in Jowa, der die Nachricht, daß die werthvollen Ländereien in jenem Staate längst aufgenommen worden sind, vollkommen bestätigt.

— Kalifornien. (Trauerbotschaft.) In Stökton ist die Nachricht eingetroffen, daß die Vermessungs-Expedition unter der Leitung des Hrn. v. Schmidt, welche aus 18 Personen bestand, sämmtlich bis auf einen Mann von den Indianern ermordet sein soll.

— (Geistreiches Projekt.) Der Luftschiffer Wilson hat den Kaliforniern vorgeschlagen, eine regelmäßige Passagierbeförderung durch Luftballons zwischen den beiden Städten San Franzisko und St. Louis herzustellen, wobei vorzüglich die in den höhern Luftschichten wehenden östlichen Winde (die oberen oder zurükkehrenden Passatwinde) benuzt werden sollen. Er sagt: „Dreißig Meilen die Stunde ohne irgend einen Aufenthalt, — keine Furcht vor Kollisionen und keine Möglichkeit von den Schienen zu laufen, — werden den Ballon in 3 Tagen vom Ufer des Sakramento nach dem Fuße der Alleghanies bringen und Fracht und Passagiere, frisch und gesund, fast vor den Thüren und Häusern landen." Wir wünschen eine glükliche Reise.

— Die amerikanischen Blätter berichten ausführlich über die neuesten kalifornischen Lynchakte gegen die Mörder Casey und Cora, welche das Vigilancekomite aufknüpfen ließ. Cora ließ sich unmittelbar vor der Exekution noch mit einem Weibe, unter dem Namen der schönen Cora bekannt, trauen, und die Mitglieder des Vigilanzkomites, welches ihn verurtheilt hat, waren die Zeugen! — Der Gouverneur von Kalifornien, welcher dem genannten Wohlfahrtsausschuß in die Zügel greifen will, hat in einer langen Proklamation das Kriegsgesez verkündigt und den Ausschuß aufgefordert, sich aufzulösen; dieser aber hat seinen Wohnsiz mit Kanonen und bewaffneter Macht umgeben.

— Kansas. Aus Kansas werden noch immerfort Gewaltthätigkeiten berichtet; am 13. Juni z. B. wurde ein Angriff auf das Haus des Sheriffs der Grafschaft Douglas gemacht, der jedoch sich mit Erfolg vertheidigte. Der Befehlshaber der Unionstruppen hatte übrigens, nach Berichten aus Kansas vom 16. Juni, wirksame Maßregeln getroffen, um bewaffneten Zuzug für irgendeine Partei zu verhindern, und zu dem Zwek die aus Jowa und Missouri nach Kansas führenden Straßen besezt, um jeden bewaffneten Haufen zurükzuweisen. Er hatte ferner mehrere neue Ankömmlinge aus dem Territorium vertrieben, besonders solche, die als Führer galten. Die Indianer scheinen mittlerweile die Streitigkeiten der Weißen zu benüzen, um ihrerseits gegen beide Parteien Krieg zu führen. Sioux und Cheyennes hatten Feindseligkeiten begonnen, so daß Oberst Dumner sich genöthigt sah, aus seinem Lager bei Westport eine Kompagnie gegen die Rothhäute nach Fort Kearney zu senden.

Britische Besizungen. Das Schiff Pallas, mit 120 Passagieren auf der Fahrt von New-York nach Quebec begriffen, stieß am 30. Mai um 10 Uhr Abends auf die Uferklippen von St. Pauls (nicht weit vom Kap North). Die Passagiere stürzten sich in panischem Schreken in die Boote, und diese gingen im Nu unter, so daß 72 Personen ertranken. Am nächsten Morgen schikte der Superintendent der Insel Boote ab und rettete die übrigen Passagiere.

Zentralamerika. Honduras hat den diplomatischen Agenten der verschiedenen bei der englischen Regierung akkreditirten Mächten eine wichtige Eröffnung gemacht. Ihr Zwek ist, von den europäischen Mächten eine Garantie für den freien Durchpaß der von Puerto-Cabello bis zur Bai von Fonseca projektirten Eisenbahn zu verlangen. Die Regierung offerirt freie und unentgeltliche Benuzung dieses transatlantischen Verbindungsweges, außerdem verpflichtet sie sich, auch an den beiden Enden desselben weite, bequeme und freie Häfen zu errichten, dagegen verlangt sie eine Neutralitätserklärung dieser Linie und für sich auf der ganzen Streke derselben unverlezbare Souveränitätsrechte. Ferner reklamirt Honduras (ein Beitrag zur Lösung der zentralamerikanischen Frage) für sich die Insel Ruatan, deren Besiz die Amerikaner den Engländern bestreiten. „Times" ist geneigt, diese Abtretung zu machen, mit der die größten Schwierigkeiten des Konfliktes gelöst werden. Man hofft, auch Pierce werde in diesen Ausweg einwilligen, da er nun als beseitigter Wahlkandidat für die neue Präsidentschaft ganz unbefangen ist.

— (Politisches.) Herr Carrero, Präsident von Guatemala, der an der Spize von 3000 Mann gegen Walker ausgezogen war, mußte an der Grenze wieder umkehren, da seine Arme in Folge von Krankheiten und Desertionen auf 500 Mann zusammengeschmolzen war. Walker befand sich in Leon, wo er das Ergebniß der Präsidentschaftswahl für Nicaragua abwartete. Der amerikanische Schooner Minie-Shaffer brachte ihm, aus New-Orleans kommend, zahlreiche Hülfstruppen, die für 18,000 Doll. Munition und eine Feldbatterie von sechs Kanonen in ihrem Besiz hatten.

Südamerika. Laplatastaaten. Eine englische Zeitung berichtet, die Regierung von Buenos Ayres beabsichtige, 1500—1800 Mann zu Anlegung von Militärkolonien in's Land kommen zu lassen; es befinden sich dort schon 1500 Italiener in Wohlstand angesiedelt. Der Plan gehe wahrscheinlich dahin, die italienische Legion in englischen Diensten als Soldtruppe für irgend eine der argentinischen Republiken zu erwerben.

Brasilien. Ein Schweizer in Rio de Janeiro, Mitglied der dortigen Hülfsgesellschaft, beklagt sich in der „St. Galler Zeitung" bitter über die Belästigung des Vereins durch ganz arme Landsleute, welche von allem entblößt angekommen und zum Theil arbeitslos lediglich von den Unterstüzungen desselben leben. Wir haben uns schon mehrere Male gegen die Gewissenlosigkeit oder Unwissenheit solcher Agenten ausgesprochen, welche Auswanderer, deren Geld eben nur für die Reise hinreicht, nach dem theuern und nicht Jedermann Verdienst bietenden Rio de Janeiro spediren. Man kann nun einmal jezt noch nicht auf's Gerathewohl nach Brasilien auswandern, sondern muß sich nach einer bestimmten Kolonie wenden und die Mittel haben, bis auf dieselbe zu gelangen. — Ferner erzählt der Briefschreiber eine, wenn es sich so verhält, schändliche Geschichte aus dem unglüklichen Ubatuba, wo zwischen schweizerischen Kolonisten und Brasilianern Streitigkeiten entstanden und mehrere der erstern mißhandelt, verwundet und in's Gefängniß geworfen worden seien. Die Kolonisten von Ubatuba befinden sich unstreitig nicht in derselben vortheilhaften und zufriedenen Lage, wie diejenigen auf den Ansiedlungen der Herren Vergueiro auf der Hochebene. Wir haben auch bereits berichtet, daß Schritte geschehen, um ihren gerechten Beschwerden abzuhelfen. Was nun aber die neueste an ihnen begangene Missethat betrifft, so wird es jedenfalls gut sein, zuerst auch noch die Berichte von der andern Seite abzuwarten, bevor man sein Urtheil fällt. Wir können uns wenigstens des Gedankens nicht erwehren, daß die Erzählung des etwas überspannten Briefschreibers, der sich eine Kompagnie Schweizer Scharfschüzen wünscht, um seine Landsleute an den Brasilianern zu rächen, übertrieben sei.

Feuilleton.

Pennsylvanisches Farmerleben in den Alleghanies*)

In diesen Landstreken sind noch Tausende von Akern Waldland zu verkaufen und zu so geringen Preisen, daß es zu verwundern ist, daß sie nicht schon lange veräußert sind. Wälder, deren Ausdehnung nicht zu ermessen ist, Gegenden, die höchstens der Jäger durchstreift, ziehen sich in ungeheurer Aneinanderkettung dahin. Und wie oft findet sich in ihnen herrlicher und wirklich fruchtbarer Boden mit hinreichenden Wasserkräften und Nuzhölzern! allein Farmen und Blokhütten findet man selten. Der Hirsch, der Fuchs, die wilde Kaze, zuweilen auch der Bär bilden oft die einzigen lebenden Wesen der Umgegend. Das nette weiß und grau gestreifte Eichhörnchen entzieht sich scheu den menschlichen Bliken und der Fasan flieht lärmend von seinem Lieblingsplaz, in der Nähe kleiner Bäche. Die Vögel singen nicht, ihr eintöniges Gezwitscher langweilt, und höchstens im Hochsommer verirrt sich der prachtvoll gefiederte Kolibri in die niedern Thäler, um die Sträuche der Michiganrose schwirrend. Sommer und Winter hört man den weißgrauen Specht am Stamme eines ungeheuern Nadelholzbaumes klopfen, und man muß erstaunen, mit welcher Zerstörungsfertigkeit dieses kleine Thier ausgestattet ist; denn es schält förmlich die Bäume von der Spize bis zur Wurzel. — Mitten in diese Wälder tritt also der Ankömmling, und fast bei jedem Schritte, den er weiter thun will, muß er sich erst mit seiner Axt Raum machen. Dazu kommt noch, daß er in jenen Gegenden heftige Sturm oft die größten Bäume entwurzelt und kreuz und quer in die Waldungen wirft, wo sie dann im Verlauf der Zeiten faulen. — Man kann sich denken, mit welchen Mühen und Ausgaben schon die erste Ansiedlung in diesen Wäldern verknüpft ist; freilich bedarf der Hinterwäldler in den ersten Tagen nur wenig. Eine gute Büchse, der Brodsak, eine Kanne Whisky und die unentbehrliche Axt sind seine ersten Bedürfnisse. Hat er sich einen Ort auserkoren, an welchem er seine Heimath zu finden hofft, so fällt sein Beil rüstig die Bäume; in einer oder mehreren Wochen nach Umständen hat er einen Aker vom Holze frei gemacht, dann haut er die brauchbaren Stämme etwas zurecht und schreibt einen sogenannten „Fröhlich" aus. Von diesem ganz eigenthümlichen Feste kann übrigens nur dann die Rede sein, wenn Ansiedler in einer Nachbarschaft von wenigen Meilen wohnen; entfernter Wohnende werden nur sehr selten erscheinen. Die Nachricht, der neue Ankömmling wolle ein Haus erbauen, macht die Runde, und am festgesezten Tage erscheinen in aller Frühe mit wohlgeschärften Beilen versehen die rauhen Männer; auch vielleicht ein Paar Ochsen werden mitgebracht, um das Herbeischaffen des Holzes zu erleichtern. Die Leute arbeiten nun auf's Angestrengteste, und der Tag ist noch nicht zu Ende, so steht das ganze Haus, eine Blokhütte von ungefähr 20—30 Fuß Länge und Breite, unter Dach und Fach. Dem Eigenthümer bleibt dann noch die Arbeit, die Thüren und Fenster einzusezen, das Bewerfen mit Lehm und die Dekung mit Schindeln. Die Gäste werden vom neuen Ansiedler mit Kartoffeln, Spek und Whisky bewirthet. Gesänge, welche ein musikalisches Ohr zum Entsezen bringen könnten, mischen sich in die Axtschläge, und am Abende ziehen Alle, ohne den geringsten Dank zu verlangen, wieder hinweg. Nun ist wieder Alles still umher. Acht Tage später ist ein Aker Land bestellt, das Kamin raucht und die ersten Hausthiere, Hund und Schweine, beleben die kleine Ansiedlung. So arbeitet sich der rastlose Ansiedler mit dem Beile durch die Wildniß und lebt so lange allein und hülflos, bis er sich ein Weib nimmt; bald tummeln sich Kinder im Walde, deren Bestimmung ebenfalls wieder das Waldleben ist. — Die Geldgier hat sich auch schon bei diesen Menschen eingenistet, indeß habe ich keinen Schurken bei ihnen gefunden, kaum gibt es einen Dieb; man mag ruhig die Thüre der Wohnung offen lassen; es wird Alles unberührt bleiben. Manches ist anziehend, Manches macht einen guten Eindruk bei diesem Waldleben; man hüte sich aber, alle diese Dinge von der poetischen Seite aufzufassen. Die Verhältnisse sind so, weil sie nicht anders sein können. Die Leute werden nicht von edeln Trieben zur Redlichkeit geleitet; es sind traditionelle Gewohnheiten, Grundpfeiler ihrer Existenz. Von Bildung wollen sie nichts wissen, und die alten im Busche aufgewachsenen Farmer scheuen und fliehen die Zivilisation. Sie wollen ihre Wälder, ihr karges Leben, ihre Blokhütten, ihre Jagd, und wenn ihnen die Ansiedelungen zu dicht werden, verkaufen sie ihre Wohnung und Aeker um Spottpreise und ziehen weiter in den Busch, von Neuem die Mühe des Urbarmachens übernehmend. — So beschränkt sich nun auch ihre Unterhaltung auf ihre Arbeiten. Man muß sich in ihre Sitten fügen, ihre Sprache sprechen. Diese Sprache, die sich bei dem pennsylvanischen Bauer mehr der Pfälzer Mundart nähert, macht es, daß er den Norddeutschen nicht recht versteht, und es kommt vor, daß er einem in's Gesicht sagt: du kannst kein Deutsch pappeln. Aber eben so wenig vermag man seine Mundart zu verstehen; denn das gräuliche Gemisch in's Deutsche gezogener englischer Laute und die verdorbene deutsche Mundart klingen sehr komisch. — Die Erziehung der Kinder im Hause unter den Augen der Eltern ist fast gleich Null; sie lernen essen, sprechen, beten, striken, und auf großen Rädern Wolle spinnen, welche leztere Beschäftigung den Mädchen, falls sie in der Nähe eines kleinen Ortes wohnen, immer einen Verdienst von etwa 2 Dollars die Woche ausmacht. — Für die geistige Ausbildung sind kleine ABC-Bücher, sehr praktisch verfaßt, im Gebrauche; eine alte Bibel dient zu Leseübungen. Sehr frühe aber kommen die Kinder zur Schule, jedoch nur 3 — 4 Monate im Jahre. Eines der oben beschriebenen Blokhäuser nämlich, gemeinschaftlich von der Nachbarschaft erbaut, dient zur Schule. Ein alter Ofen, einige alte zerschnizte Bänke und eine Tafel machen die Einrichtung derselben aus. Da versammeln sich nun bei herannahendem Winter Knaben und Mädchen bunt durcheinander. Zwischen dem 5. und 8. Jahr treten sie dort ein und lernen daselbst bis zum 21., ja sogar 24. Jahre, und es ist kein seltener Fall, daß Liebesanträge in der Schule gemacht und Verlobungen geschlossen werden. Die Lehrgegenstände sind Rechnen, Lesen, Schreiben, Absingen geistlicher Lieder. Die Geographie beschränkt sich im Allgemeinen auf die der Vereinigten Staaten, aber auch die Entdekungen des Columbus bilden einen Hauptpunkt; im Besondern ist der betreffende Staat, und noch spezieller die Grafschaft, in der die Schule steht, der Hauptgegenstand. In der Geschichte kennen sie eben Nichts als ihre Revolution. Die Helden und Führer erscheinen als Halbgötter, jedes Gefecht als eine Weltschlacht. — Die Religionsansichten der Bauern sind streng, und die Meisten gehören Sekten an, besonders den Methodisten. Hier und da verliert sich ein Prediger in die Wälder, und dann findet der Gottesdienst in den Schulgebäuden statt, und die andre Zeit über wird statt dessen aus der Bibel vorgelesen. — Auf den 1. Januar war ein Freischießen im „Store" ausgeschrieben. Die Store's sind Krämerbuden, die oft ganz einsam mitten im Walde und in der Nähe von Ansiedelungen errichtet sind. Alles von der Steknadel bis zum größten Kochofen, Kleidungsstüke, Geschirre, Geigen, Pulver u. s. f. ist dort zu haben. — Schon am Abend zuvor fanden sich die Gäste ein, und nachdem die ersten Begrüßungsformeln gewechselt waren, wurde das Zutrinken vorgenommen. Erst dann, als das Genossene die Gemüther und Sinne abgestumpft und umnebelt hatte, dachte man an Ruhe. Aber was für eine Ruhe bei so vielen Menschen, in solchem Zustande und in so beengtem Raume! — Am andern Tag in der Frühe erhoben sich Alle nach ausgeschlafenem Rausche, und zu ihnen gesellten sich jede Viertelstunde neue Ankömmlinge. Auf Wagen und Schlitten von Pferden und Ochsen gezogen, erschienen die Helden des Tages, Erscheinungen, wie sie Deutschland schwerlich in so kleinem Kreise aufweisen kann, mit Büchsen und Flinten bewaffnet, die aus dem Laden eines Antiquarienhändlers genommen zu sein scheinen, und mit Anzügen bekleidet, von denen man sich schwer eine Vorstellung machen kann. Von dem aus Schafwolle selbst verfertigten Tuche an den Röken und Beinkleidern war kaum mehr die ursprüngliche Farbe zu entdeken, so viele Fliken und Fleken machten den ursprünglichen Stoff unkenntlich. Calabresen, Kossuthhüte, deren ehemalige Form sehr zweifelhaft war, Müzen aus selbstpräparirtem Pelze wilder Kazen, hohe Wasserstiefeln, selbstverfertigte Schuhe aus Thierhäuten, alte Pulverhörner bildeten ein sonderbares Gemisch der Kleidung und Ausrüstung dieser Schüzen. Ihre Züge konnte man in verwilderte, verwitterte und puritanische eintheilen. Die Jüngern und unter diesen die frisch Emigrirten, machten eine Ausnahme, und man sah unter ihnen manche edle Gesichtsbildung. Diese Gesellschaft, aus vielleicht 80 Personen bestehend, gehörte eben so vielen Nationalitäten an, als die algierische Fremdenlegion. Amerikaner, Engländer und Schotten mit ruhigem kaltem Wesen, Irländer, die uns freundlich entgegen kamen, so wie Nord- und Süddeutsche bildeten die Hauptzahl, und unter diesen sind bei weitem die meisten pfälzischer Herkunft und gehören der alten Emigration an. Diese Alten wissen auch Nichts von Deutschland; sie wissen nur, daß ihre Eltern „Deutschländer" gewesen, deren Heimath über dem großen Wasser liegt; ja einer von ihnen sagte mir: Bremen sei die Hauptstadt der Deutschländer und müsse Tribut an England bezahlen! — Wenn ich an diese verkommenen Pflanzen eines so kräftigen deutschen Volksstammes dachte, wenn ich dann die jüngere Emigration mit diesen umgehen sah, alle auf dem Wege, jenen ähnlich zu werden, wenn ich an die Kinder, an die nächste Generation dachte, und an ihre geisttödtende Beschäftigung, welche Hoffnung bleibt dann für die Zukunft? — Als die Feier sich ihrem Ende nahte, waren viele Schüsse gefallen, die Gewinne ausgetheilt und die Fässer ziemlich geleert, das unbehagliche Gefühl des Uebergenusses hatte sich eingefunden; die Leute waren von nun an ungenießbar. Jeder Anstand schwand, die lezten Anstrengungen der ermatteten Sinne waren in jeder Beziehung abstoßend und ekelerregend, und somit war meinen Beobachtungen ein Ziel gesezt.

*) Aus den „Atlantischen Studien." Die Gegenden, von denen der Verfasser spricht, liegen in den unbebauten Gebirgsstreifen der Alleghanies, welche sich durch die Grafschaften Bradford, Sullivan, Lycoming und Wyoming in Pennsylvanien hinziehen.

☞ Für Auswanderer und Freunde der Länder- und Völkerkunde.

Am 1. Juli beginnt des zehnten Jahrganges zweites Semester der bei G. Fröbel in Rudolstadt erscheinenden, von G. M. v. Ross redigirten allgemeinen

Auswanderungs-Zeitung.

Ein Bote zwischen der alten und neuen Welt.

☞ Von einem Hohen Ministerium, in ehrenvoller Anerkennung ihrer gemeinnüzigen Leistungen sämmtlichen deutschen Regierungen als beachtenswerth empfohlen. ☜

Nebst einem unterhaltenden Wochenblatte unter dem Titel:

„DER PILOT."

Preis: halbjährlich 1⅓ Rthlr. oder 2 fl. 42 kr.
Das belletristische Wochenblatt allein kostet ⅔ Rthlr. oder 1 fl. 12 kr. halbjährlich

☞ Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Posten an. — Probeblätter gratis.

Der Unterzeichnete beehrt sich, hiemit öffentlich anzuzeigen, daß er von den Herren Knöhr und Burkhard in Hamburg zum General-Agenten für die ganze Schweiz ernannt, und somit ermächtigt ist, Kontrakte mit Passagieren für die Schiffe genannter Herren abzuschließen.

Ferner erlaubt derselbe sich zur vorläufigen Kenntniß des geehrten handeltreibenden Publikums zu bringen, daß er auch von der Hamburg-Brasilianischen Dampfschifffahrt-Gesellschaft in Hamburg zum General-Agenten für die ganze Schweiz ernannt ist, und für die im nächsten Frühjahr mit den 2000 Tons großen Dampfschiffen

Teutonia und Petropolis

zu eröffnenden Fahrten, Engagements, sowohl für Passagiere als auch für Güter treffen wird. Näheres vorbehaltend

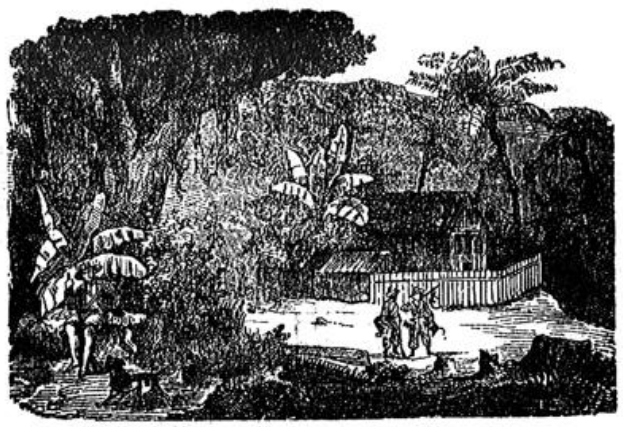
Zürich, im Juni 1856.

E. de Paravicini.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrückungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 30. | Samstag den 26. Juli. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | 1856.

Bemerkungen über die Auswanderung im Allgemeinen und nach Brasilien insbesondere.

Wir kommen noch einmal auf den Brief des Schweizers in Rio de Janeiro zurük, welchen die St. Galler Zeitung vorige Woche gebracht hat.

Unser werthe Landsmann hat ganz Recht: „Wer nicht streng arbeiten will und kann, der soll nicht nach Brasilien auswandern." Er hätte aber doch den Saz allgemeiner stellen und sagen sollen: der soll gar nicht auswandern. In Nordamerika muß der Auswanderer jedenfalls noch mehr und strenger arbeiten, als in Brasilien.

Wie wir schon in lezter Nummer bemerkten, sind wir mit dem Briefschreiber ganz einverstanden in dem, was er über die Unverantwortlichkeit der Abschiebung arbeitsuntüchtiger Leute sagt. Gemeinden und Behörden, welche körperlich und moralisch verkommene Leute, sei es nach Nord- oder Südamerika spediren, und sie oft förmlich zum Auswandern zwingen, um ihrer nur los zu werden, versündigen sich an Gott und Menschen, und es ist wahrlich heilige Pflicht der Oberbehörden, auf solche Mißbräuche und Gewaltthätigkeiten ein wachsames Auge zu haben und dieselben durch gesezliche Vorschriften unmöglich zu machen.

Obschon einigen Agenten alles gleich ist, wenn sie nur Leute zu spediren haben, so gibt es denn doch auch wieder andere, welche gegen solche herzlose Abschiebungen protestiren. Leider werden diese Lezteren sehr oft von den Gemeindsbehörden in Bezug auf Auswahl und Annahme der zukünftigen Kolonisten, entweder durch List, oder wo diese nicht aushilft, durch Gewalt gezwungen, zur Auswanderung völlig untaugliche Subjekte mit in den Kauf zu nehmen. — Die Gemeindsbehörden nehmen es nämlich häufig nichts weniger als genau bei Ausstellung von Leumunds- und Tüchtigkeitszeugnissen, sondern, wenn es sich darum handelt irgend ein mißbeliebiges Subjekt abzuschieben, so wird durch gute Atteste der ärgste Säufer und liederlichste Kerl sogleich zum braven rechtschaffenen Manne umgestempelt, ja wir haben schon solche Zeugnisse gesehen, die kaum entlassenen Züchtlingen und Kettensträflingen das Prädikat unbescholtener Ehrenmänner verliehen. — Läßt sich der Agent durch solche Manöver nicht beirren, sondern beharrt er auf Ausschließung dieser oder jener Persönlichkeit, so wird dann am Ende von den Gemeinden Gewalt angewendet, indem man dem Agenten erklärt, man werde ihm den ganzen Transport nur dann übergeben, wenn er alle Angemeldeten ohne Ausnahme spedire, und wolle er das nicht, so werde die Gemeinde sich einfach an einen andern, nicht so wählerischen und genauen Agenten wenden und mit dem abschließen. — Nothgedrungen willigt dann am Ende der Agent lieber ein und bequemt sich auch zur Annahme der vorerst Zurükgewiesenen, bevor er das ganze Geschäft verliert, und großes Unglük ist die Folge des ihm angethanen Zwanges.

Leute, die nicht Mittel genug haben sich sogleich selbstständig zu etabliren, oder nicht ledige Handwerker sind, sollen **nie auf's Gerathewohl** nach Brasilien auswandern, sondern sich einer bestehenden, als gut erkannten, Kolonie anschließen und in allen Fällen Rio de Janeiro als Ausschiffungshafen meiden, wenn ihnen dort nicht Aufnahme ganz bestimmt zugesagt ist, und sich **direkte nach den Kolonien spediren lassen.**

Die Ereignisse auf Ubatuba stellen wir nicht in Frage; denn schon früher haben dort Mißbräuche und Ungerechtigkeiten stattgefunden, welche die Herren Vergueiro veranlaßten, die Einmischung der Regierung nachzusuchen, die dann auch diesem Gesuche sofort bereitwillig entsprach. Wir zweifeln nicht daran, sondern hoffen zuversichtlich, daß die Regierung streng verfahren und ein Exempel statuiren wird, damit gewisse Herren Brasilianer, wenn sie Kolonisten haben wollen, lernen, wie dieselben behandelt werden müssen. — Unsere Leser werden sich übrigens wohl erinnern, daß, als es sich vor einem Jahre darum handelte, Kolonisten nach Ubatuba zu engagiren, sich der „Kolonist" stark dagegen ausgesprochen hat. Freilich sagte man auch schon damals, wie es jezt noch jedes Mal geschieht, wenn unser Blatt ein neues gefährliches oder gehaltloses Unternehmen geißelt oder nach Gebühr davor warnt, es geschehe aus Leidenschaft, aus Brodneid; allein die Erfahrung hat doch noch immer bewiesen, daß die Warnungen des „Kolonist" nur wohlgemeint waren, und daß er niemals ganz Unrecht hatte.

Die Auswahl einer Kolonie ist für den Auswanderer natürlich von größter Wichtigkeit, aber auch eine sehr schwere Aufgabe, welche Kenntnisse erfordert, die dem weitaus größten Theile der Emigranten mangeln. Die eine Kolonie paßt für diesen, die andere für jenen, und da ist es denn Sache und Pflicht der Agenten, die Leute über die Verhältnisse einer jeden Ansiedelung aufzuklären, aber oft erlaubt dieß jenen Herren ihr Eigennuz nicht, oder es mangeln ihnen zum Rathgeben an Kenntnissen; denn sehr oft können sie selbst nicht einmal sagen, wo das gelobte Land, das sie empfehlen, liegt, vielweniger, wie es sich dort verhält. Gerade deßhalb gibt es viel Unzufriedene auf den Kolonien, weil sie über ihre zukünftige Stellung, sei es geflissentlich oder aus Unwissenheit, getäuscht worden sind. Dazu kommt dann freilich, daß viele Ansiedler sich vor der Auswanderung einbildeten, sie brauchen drüben nicht einmal mehr zu arbeiten, sondern können ohne weiteres in Hülle und Fülle leben. Dieses ist in der Regel besonders bei solchen Leuten der Fall, welche in der alten Heimath von den Almosen der Gemeinden gelebt haben, oder bei verbildeten Subjekten, die in der neuen Heimath nicht gerade die geträumte Rolle spielen können, sich deßhalb für mißkannte Genies halten und dann eben über alles losziehen. Solche Leute gibt es leider auf allen Kolonien und es scheint, daß sich besonders die Herren Schullehrer hierin auszeichnen.

Den Kolonien der Herren Vergueiro auf der Hochebene, von wo mit seltener Ausnahme immer die günstigsten Berichte einlaufen, und die wir aus voller Ueberzeugung noch immer als das vortheilhafteste Auswanderungsziel für ganz Arme betrachten, wirft man vor, die dortigen Kolonisten kommen nicht aus den Schulden heraus. Ja, allerdings haben die Leute bedeutende Schulden, denn heute noch müssen sie an ihre Heimathsgemeinden zirka 280,000 Franken zurükbezahlen, allein dieß ist nicht die Schuld der Herren Kolonieбesizer. Sind sie drüben mit Schulden belastet und deßhalb abhängig, so verdanken sie solches eben ihrer alten Heimath (die Vorschüsse der Gutsbesizer sind im Verhältniß zur ganzen Schuld nur unbedeutend); denn gerade ihren Heimathgemeinden haben sie die sämmtlichen vorgeschossenen Ueberfahrtsgelder zurükzubezahlen, ja nicht nur diese Beträge verlangen die meisten Gemeinden zurük, sondern auch noch die gehabten Auslagen für Kisten und Kleider, die wenigen Franken Taschengeld, die sie den Leuten gaben, ja selbst noch 5 bis 6 % Zinse sollen die armen Emigranten vergüten, und bei solchen Verhältnissen darf man klagen, die Kolonisten kämen in Brasilien nicht aus den Schulden heraus?! Und mit dieser Behauptung geht man jedenfalls zu weit; denn es gibt sehr viele Beispiele von solchen, die eine ebenso große Schuldenlast durch ihre Arbeit abverdient haben und nun selbstständige Grundeigenthümer sind, und von andern, die, nachdem sie sich auch schuldenfrei gemacht haben, nicht einmal aus dem verkezerten Halbpachtverhältnisse ausgetreten sind, sondern darin bleiben und ihren Verdienst an Zins legen. Jedoch wir wollen überdiesen Punkt nicht streiten. Die meisten haben viele Schulden; aber waren sie hier besser daran? Gewiß nicht. Hier hatten sie auch Schulden und wenn nicht, bloß deßwegen, weil ihnen Niemand Kredit geben wollte; außerdem aber mußten sie auch Hunger und Mangel aller Art leiden, was dort nicht der Fall ist; und wegen ihrer Armuth waren sie hier nicht weniger abhängig, als dort. Ebenso ungerecht ist der Vorwurf, es leben die Leute bei den Herren Vergueiro in großer Abhängigkeit. Man bedenke doch, daß diese Herren den Gemeinden für die Rükzahlungen verantwortlich sind, und dann wird man es auch begreiflich finden, daß sie darauf sehen müssen, daß die Leute arbeiten, etwas verdienen und nicht durchbrennen, bevor sie ihre Schulden bezahlt haben. Hätten die Kolonisten nichts an die Gemeinden zurükzubezahlen, so wären sie sicherlich bald wohlhabend und in Folge dessen auch unabhängig. Beweis davon ist, daß die vor 4 Jahren ausgewanderten Armen von Gächlingen und Alpnach aus dem halben Ertrag ihrer Arbeit bereits 15,684 Fr. an ihre Gemeinden zurükbezahlt haben. Es liegt doch gewiß klar auf der Hand, daß diese Leute jezt schon in ökonomischer Beziehung ganz gut ständen, wenn sie nicht noch drüben

von den hier kontrahirten Schulden gedrükt würden. Die Schuldenlast der Kolonisten kann also durchaus nicht dem Halbpacht-System, sondern sie muß vielmehr der Engherzigkeit der Heimathgemeinden zur Last gelegt werden. Es sind schon tausende von schweizerischen Armen auf Gemeindekosten nach Nordamerika geschafft worden, ohne daß Jemand an Rükzahlung dieser Auslagen gedacht hätte. Warum wollen die Gemeinden ihren armen brasilianischen Auswanderern gegenüber nicht auch so generös sein? Es ligt doch klar auf der Hand, daß Proletarier, unbehülflich wie sie meistens sind, besser fahren, wenn sie nach den Parceriakolonien der Herren Vergueiro ziehen, wo sie gleich nach der Ankunft sichere lohnende Arbeit, Wohnung und allen andern Lebensbedarf finden, als nach Nordamerika, wo Niemand für sie sorgt, Niemand sich um sie bekümmert und gewöhnlich nur die Bettlerexistenz von zu Hause weiter fortgeführt wird; denn wie bekannt halten sich die meisten Gemeinden ihrer Pflichten gegen die Armen für entbunden, wenn dieselben einmal in New-York oder New-Orleans gelandet sind, und solche ehrenhafte Ausnahmen, wie das Verfahren der Glarnertagwen, die Neu-Glarus gegründet haben, sind sehr dünn gesäet.

Eine genaue Kenntniß der Verhältnisse der brasilianischen Schweizerkolonien wäre jedenfalls männiglich höchst wünschenswerth. Obschon der hohe Bundesrath das Gesuch der Regierung von Graubünden um Hinübersendung eines Abgeordneten leider abgeschlagen hat, so haben wir die Hoffnung nicht aufgegeben, es werde dieses doch noch geschehen; denn Hr. C. de Paravicini, Agent der Herren Vergneiro für die Schweiz, hat der Regierung von Zürich ebenfalls den Antrag gestellt, sie möchte auf Kosten der Herren Vergueiro einen vorurtheilsfreien Mann mit dem nächsten Kolonistenschiffe hinüberschiken. — Diese Nachricht, welche wir verbürgen können, ist ein Beweis, daß weder Herr C. de Paravicini, noch die Herren Vergueiro eine genaue Untersuchung fürchten.

Brief zweier Parceriakolonisten aus San Paulo.

St. Lorenzo, 9. Mai 1856.

Werthester Vater, Brüder und Bekannte!

Unsern uns werthen und lang ersehnten Brief haben wir den 8. Mai erhalten und uns dessen sehr gefreut. Nun will ich Euch zuerst die neun Fragen beantworten, die mir der Ulrich aufgestellt hat.

1) Was das Land für einen Eindruk auf den Neuangekommenen macht? Er wird mißmuthig werden, wenn er, statt der schönen Felder und Aeker, Dörfer und Häuser zu sehen, Stunden lang laufen kann, bis er ein Häuschen antrifft, da man durch und durch siebt, oder eine Stadt, 10—20 Stunden Wegs, die aber mit keiner europäischen zu vergleichen sind, oder eine Maispflanzung oder eine Weide, in der alte Stämme emporragen wie Kirchthürme. Kommt man endlich auf eine Kolonie, so wird einem schon wieder leichter. Kommt aber die Klimakrankheit mit ihrem Gefolge — Gliederschmerzen, Kopfweh, Durchfall und Bauchschmerzen — dann hat schon Mancher gesagt: Wäre ich zu Hause geblieben! Es ist aber gut, wenn sie diese bekommen, denn das dient ihnen nachher zur Gesundheit, und dauert die Krankheit nicht lange. Nachher wird er sich glüklich schäzen, daß er hier ist, wo ewiger Frühling herrscht. Nur Diejenigen wünschen sich zurük, die nicht arbeiten mögen und kein Geld haben, und die sich in der Heimat auf ihre Gemeinde verlassen haben.

2) Wie die Hize zu ertragen und im Verhältniß zu der unsrigen Wärme sei? Die Hize ist für die Schweizer ganz gut zu ertragen, denn es weht meistentheils ein kühles Lüftchen und das Erdreich ist, einen Zoll tief, schon kalt. Vom Mai bis August wird es des Nachts schon ziemlich kühl, so daß, wenn kein Nebel da ist, ein ziemlicher Reif fällt, doch nur in der Tiefe. Den Tag durch wird es lieblich warm.

3) Was man am nöthigsten braucht und was man mitbringen soll? Da wäre freilich Manches nöthig: die Hauen und Haken braucht man am meisten, aber nicht, wie man sie bei Euch hat, denn hier sind sie größer, 8 Zoll lang und 6 Zoll breit. Es ist aber gut, wenn eine Haushaltung eine oder zwei Schweizerhaken hat, so wie einen Karst, Gabel, Axt, Scheidwegge, Hand- und Waldsäge, Sichel und Sense. Im Falle Ihr zu uns kommet, so bringet mit: Federbetten, Wäsche und Schuhe, haltet nichts für zu gering oder schlecht, denn hier kann man Alles brauchen. Ferner alle möglichen Sämereien, weil man von vielen Pflanzen hier keinen Saamen ziehen kann, wie Kabis, Mangolt, Rüben, Räben, Spinat ꝛc. Wer allem aus aber vergesset nicht mitzunehmen Zbschenreuzeln zum Pflanzen, so wie auch dürre Blätter, Lindenblüthen, ferner Nepper, Hämmer, Zangen, Feilen, Steinmeisen, Hobeleisen, Kochgeschirr, auch Garn und Zwirn, Nadeln zum Nähen und Striken, Flinte, Pistolen, Pulver und Blei, dann allerlei Obstkerne, und Steine, ein paar gute Hanfseiler, denn hier sind solche nur von Bast, sie taugen aber im Regen nichts.

4) Was allerlei Thiere und Früchte wir gesehen? Pferde, Maulthiere, Ochsen, Kühe, Schweine, Ziegen, Schaafe, Hunde, Katzen, Papageien und eine Menge anderer Vögel, deren Namen ich nicht weiß. Auch verschiedene Arten Hennen, zahme und wilde, Enten, Gänse, zahme und wilde Tauben, Affen, Waldkazen, Hasen, wie auch andere wilde Thiere, deren Fleisch schmakhaft ist, und Fische. Pflanzen: Mais, Reis, Bohnen, Kartoffeln, verschiedene Sorten Orangen, Bananen, Krijaben von der Größe einer mittlern Birne, schmekt wie Himbeeren, Ananas, wird ziemlich groß und hat einen Geschmak wie Erdbeeren, Pfirsiche, deutsche Aepfel und Erdbeeren.

5) Wie die Verträge gehalten werden? So viel ich weiß, werden sie gut gehalten, wenigstens auf unserer Kolonie. Ihr werdet bereits wissen, daß man 3 Alqueire Kaffee pflüken muß, um eine Arobe (32 Pfd.) zu erhalten. Wenn aber die Qualität gut ist, geben auch 2 Alqueire 1 Arobe. ¼ von einem Alqueire hat in der Höhe drei Zoll zwei Linien und Weite ein Fuß ein Zoll. Was der Kolonist an Lebensmitteln mehr pflanzt als er braucht, kann er verkaufen wo und wann er will, der Herr verlangt nichts davon.

6) Wie die Leute bekleidet sind, sowohl männlich als weiblich? Die männliche Bevölkerung ist gekleidet wie bei Euch zu Hause. Die bäurischen Kleider des schönen Geschlechts werden, wenn sie abgenuzt, meistens durch städtische ersezt.

7) Was für Sitten und Gebräuche herrschen? Darüber weiß ich nicht viel zu schreiben. Der gewöhnliche Grnß ist: Viva! Hat man einen Herrn vor sich: Viva Sennor! Wenn man danken will: Molto brigade! Kommt man zu einem Haus und kennt die Leute nicht, so ruft man: Alesensia! worauf sie auf einen zukommen und zu erkennen geben, daß man sich ihnen nähern und allfällige Wünsche vorbringen soll.

8) In welchen Kolonien es am besten sei, oder ob es besser sei, sogleich Land anzukaufen, oder anfänglich solches bloß in Pacht zu nehmen? Nach meinem Erachten thun Diejenigen am besten, die Parceriakolonisten bleiben, bis sie die Sprache etwas verstehen und das Land kennen gelernt haben. Nachher können sie weit vortheilhafter sich Grundeigenthum kaufen. Die Kolonie St. Lorenzo ist eine der besten. Auch unserm Herrn kann ich in jeder Beziehung das ungetheilteste Lob spenden. Wenn Ihr daher entschlossen seid, nach Brasilien auzuwandern, so trachtet dahin, auf die Kolonie St. Lorenzo zu kommen. Vielleicht kann Euch der Spediteur dazu verhelfen. Wenn Ihr nach Santos kommt, so gehet zu diesem Zweke zu Hrn. Vergueiro und saget ihm, daß Ihr Euch auf St. Lorenzo anzusiedeln wünschet. Die Häuser der Kolonisten sind 12 Schritt lang, 9 Schritt breit und bis unter die First ungefähr 15 Fuß hoch. Es sind ungefähr 70 bis 80 auf unserer Kolonie. Dieselben sind auf folgende Weise gebaut: 2 Thüren, ein Fensterladen und 4 Wände, ein Ziegeldach, das auf 9 Säulen steht, der Fußboden entweder aus Sand oder Lehm. In diesen Häusern schläft sich's sowohl als im schönsten Palast.

9) Ob der Vater wohl die Reise aushalten würde? Das weiß er vielleicht selbst am besten. Einmal hier, glaube ich, würde er sich nicht mehr zurükwünschen. Auf unserm Schiffe sind ältere Leute besser durchgekommen, als solche mittlern Alters. Im Falle er kommen sollte, so rathe ich ihm, etwas mehr für die Ueberfahrt zu bezahlen, um in erster Kajüte schlafen und bessere Nahrung erhalten zu können, auch etwas Wein, Semmelmehl und Schnaps mit auf das Schiff zu nehmen. Das Mehl könnte er vielleicht bis auf die Kolonie aufsparen, denn hier hat man nur Maismehl zum Brodbaken. Man macht solches mitunter, so wie auch Mandiocamehl, freilich vortrefflich, braucht es aber nur zu Eierkuchen und Küchli. Auf dem Schiff soll man so viel als möglich an der frischen Luft sein. Das Zwischendek, wo die Bettstellen sind, soll alle Tage gepuzt und gereinigt und durch ein in Essig gebrachtes glühendes Eisen geräuchert werden. Während der Räucherung solle alle Personen sich auf dem Verdek aufhalten. Die Räucherung geschieht alle Tage abwechselnd je durch zwei Mann. Werden diese Vorschriften genau beachtet, so haben die Passagiere wenig zu leiden und kommen auch gesunder an's Land, besonders wenn sie sich selbst fleißig kämmen und waschen, als wenn sie in solchen Sachen nachlässig und gleichgültig sind.

Der Ertrag der Kaffeebäume ist, je nach deren Größe und Fruchtbarkeit, verschieden. Ein Baum trägt oft 1 Alqueire, ein anderer nur ½ oder ¼ und noch weniger. Durchschnittlich rechnet man ½ Alqueire auf einen Baum. Von 1 Alqueire erhält man ungefähr ½ Milreis (1 Fr. 60 Rp.) Lohn. Schweizer- und französische Thaler sind hier sehr beliebt.

Mais haben des Christen und wir mehr als genug, um Schweine für unsern Bedarf mästen zu können. Reis ernteten wir, mein Bruder 19 und ich 21 Alqueire, und möchte ich Euch gerne die Hälfte davon geben, ich hätte dann immer noch genug.

Kirchen und Schulen finden sich gegenwärtig noch nur in den Städten. Die nächste Stadt ist 6 Stunden von hier. Bei Hochzeiten und Kindstaufen reitet alles zu Pferd nach Ibicaba, wo zwei Schulen sind. Auch hier soll in kurzer Zeit ein Schulhaus gebaut werden, ebenso war die Rede davon, daß ein deutscher Pfarrer alle vierzehn Tage hieher kommen solle, um zu predigen.

Wenn Ihr wirklich hierher kommen solltet, so nehmt ein Fernrohr mit, auch Landkarten über Brasilien oder über die ganze Erde, eine oder zwei Grammatiken, um die portugiesische Sprache zu erlernen, Gesangbücher aller Art, wie auch Geschichten- und Erbauungsbücher.

Wir sind alle gesund und wohl, danken dem Himmel, daß wir hier sind, und wünschen uns nicht mehr zurük. Uns der angenehmen Hoffnung hingebend, Euch recht bald hier zu sehen, grüßen Euch freundlich

Peter und Christian Krähenbühl.*)

Fortschritte der transatlantischen Dampfschifffahrt.**)

Am 23. April 1838 befand sich die Bevölkerung von New-York in ungewöhnlicher Aufregung; es galt der Ankunft des ersten Dampfers (Sirius), welcher glüklich die Fahrt von England nach Amerika vollbrachte. Ihm folgte als zweiter der Great Western. Am 31. März desselben Jahres hatten sich die Londoner Blätter noch sehr ungläubig über das Gelingen des Experiments geäußert; und jezt, 18 Jahre später, unterhalten nicht weniger als 14 Dampfschifffahrtslinien mit 42 Dampfern die Verbindung zwischen Europa und den Vereinigten Staaten. Sirius und Great Western genossen nicht lange das Monopol der atlantischen Ueberfahrt; bald gesellten sich zu denselben: Royal William, City of Liverpool, Britisly Queen und Präsident. Sirius und Britisly Queen wurden für anderweitige Verwendung verkauft, der Präsident ging verloren; an deren Stelle trat eine neue Dampfschifffahrtslinie, jene von Cunard, mit vier Dampfern: Acadia, Caledonia, Britannia und Columbia, welche um das Jahr 1840 ihre Fahrten zwischen Liverpool, Halifax und Boston begannen. Im Jahr 1843 ging von diesen Schiffen die Columbia zu Grunde. Bald darauf wurde eine französische Linie mit 4 Dampfern errichtet, jedoch nach wenigen Fahrten wieder aufgegeben; ebenso erging es einer belgischen Unternehmung; dagegen kam nunmehr eine amerikanische Linie zwischen New-York und Bremen zu Stande, welche mit der Fahrt des Washington, dem bald der Hermann folgte, in's Leben trat; beide Schiffe sind jezt noch im Dienst. Vier bis fünf Jahre später trat die amerikanische Dampfschifffahrtslinie von Collins in Wirksamkeit; in derselben verkehrten zwischen New-York und Liverpool die 4 Dampfer: Atlantic, Arctic, Baltic und Pacific. Der Arctic ging verloren und ward durch den Adriatic ersezt; jezt wird auch der Pacific vermißt. Noch einige weitere Dampfschifffahrtsunternehmungen zwischen Europa und Nordamerika sind in neuerer Zeit in's Leben getreten: die Havre-Amerikanische Linie ersezte den Verlust ihrer ersten zwei Dampfer Humboldt und Franklin durch Arago und Fulton; zwischen Glasgow und New-York, Liverpool und Philadelphia kamen Schraubendampfer in Dienst; zulezt auch zwischen London, Cork und New-York. Auch die Gesellschaft Cunard unterhält jezt eine Verbindung zwischen Havre und New-York, während eine belgische Gesellschaft Dampfer von Antwerpen aus nach Amerika entsendet und eine neue französische Linie mit dem Ausgangspunkt Havre im Entstehen ist. Folgendes ist eine Uebersicht der gegenwärtig zwischen Europa und den Vereinigten Staaten bestehenden Dampfschifffahrtslinien: 1) Liverpool-New-York, Linie Collins, 4 Dampfer mit 13,200 Tonnen Gehalt; Linie Cunard, 4 Dampfer mit 10,360 Tonnen; 2) Liverpool-Boston, Linie Cunard, 4 Dampfer mit 8100 Tonnen; 3) Glasgow-NewYork, 3 Schraubendampfer mit 6612 Tonn.; 4) London-Cork-New-York, 2 Schraubendampfrr mit 2600 Tonnen; 5) New-York-Havre, Linie Cunard, 5 Dampfer (wornnter 4 mit Schraube), 11,800 Tonnen; französische Linie 3 Schraubendampfer mit 4500 Tonnen; ältere Havre-Linie 3 Dampfer mit 7200 Tonnen; neue Havre-Linie 3 Dampfer mit 7600 Tonnen; Dampfer Ericsson von 1800 Tonnen; 6) Antwerpen-Southamp-

*) Die Krähenbühls sind der Redaktion des Kolonisten bekannt. Sie waren hiezulande weder überspannte Schulmeister, noch Faullenzer, die glaubten, in Brasilien fliegen einem die gebratenen Tauben von selbst in's Maul. A. d. R.

**) Nach einem Artikel des „New-York Herald" aus dem schwäb. Merkur.

ton-New-York 5 Schraubenschiffe mit 12,500 Tonnen; 7) Bremen-Southampton-New-York 2 Dampfer mit 4000 Tonnen; 8) Liverpool-Philadelphia 3 Schraubenschiffe mit 6858 Tonnen. Gesammtzahl der Dampfer 42 mit einem Gesammtgehalt von 97,130 Tonnen. Die bis jezt verloren gegangenen transatlantischen Dampfer sind: Präsident, Columbia, Humboldt, City of Glasgow, City of Philadelphia, Franklin, Arctic und Pacific; drei darunter, Präsident, City of Glasgow und Pacific sind spurlos verschwunden, man hat von der Art ihres Unterganges keinerlei Kunde; vom Arctic wurden nur wenige, von den übrigen Dampfern sämmtliche Personen gerettet. (Der Liste verlorener transatlantischer Dampfer wäre auch noch die Helene Sloman anzureihen, welche bekanntlich auf ihrer ersten Fahrt von Hamburg nach New-York verunglükte, und zu den neueren Dampfschifffahrtslinien zwischen Europa und den Vereinigten Staaten ist noch die der Hamburg-Amerikanischen Paketfahrt-aktiengesellschaft zu zählen, welche mit zwei Schraubendampfschiffen eine direkte Verbindung zwischen Hamburg und New-York seit 1. Juni d. J. unterhält.)

Verschiedenes.

Deutschland. Der Pastor Wiedemann, der die Kolonie Petropolis verrätscht hat, und dem man vorgeworfen hat, er sei ein liederlicher Schnapser, läßt zu seiner Rechtfertigung in der Allg. Ausw. Ztg. ein günstiges lateinisches Leumundszeugniß vom Bischof von Rio de Janeiro abdrukken. Aber Jemand, der mit seiner Vergangenheit bekannt ist, antwortet ihm, der Bischof sei eben ein gutmüthiger Mann, der ihm nicht durch ein schlechtes Zeugniß habe seine Zukunft verderben wollen, und beweist ihm aus dem Untersuch, der seiner Absezung vorausging, daß er eben doch ein Schnapsbruder und Krakeeler, ein eigensinniger und händelsüchtiger Bursch sei.

Großbritannien. Um Australien zu bevölkern und um dem Ueberfluß an Jungfrauen abzuhelfen, läßt die Regierung ein Schiff ausrüsten, das Personen weiblichen Geschlechts unentgeldlich nach Australien spediren soll.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Die Stimmen der einzelnen Staaten bei der Präsidenten-Wahl sind folgendermaßen vertheilt:

Sechszehn freie Staaten		und fünfzehn Sklavenstaaten.	
Maine	8	Delaware	3
New-Hampshire	5	Maryland	8
Vermont	5	Virginia	15
Massachusetts	18	North-Carolina	10
Rhode-Island	4	South-Carolina	8
Connecticut	6	Georgia	10
New-York	35	Florida	3
New-Jersey	7	Alabama	9
Pennsylvania	27	Mississippi	7
Ohio	23	Louisiana	6
Indiana	13	Texas	4
Illinois	11	Tenessee	12
Michigan	6	Kentuky	12
Wisconsin	5	Missouri	9
Jowa	4	Arkansas	4
California	4		120
	176		

Gesammtsumme 297, also absolutes Mehr 149.

— Die Aussichten des Präsidentschaftskandidaten Fremont, die anfangs gar nicht bedeutend waren, sind sehr im Zunehmen, besonders in den nördlichen Staaten. Er ist der Kandidat der zweitgrößten Partei in der Union, der sogenannten republikanischen. Sogar in Massachusetts, dem Hauptstaat der Knownothings, ist Fremont in der Mehrheit.

— (Wie man Neutralität übt.) In St. Louis (Missouri) und in Louisville (Kentuky) wird mit Trommelschlag und wehenden Fahnen durch Offiziere in Uniform für die Armee des Generals Walker in Nicaragua ganz offen geworben, und die Rekruten für General Walkers Armee werden in verschiedenen Hafenplätzen der Vereinigten Staaten täglich eingeschifft, ohne daß die Behörden sich im Mindesten darein mengen. Diese Werbungen geschehen zu dem eingestandenen Zwek, eine feindliche Landung auf der Insel Cuba zu unternehmen.

— (Neuer Telegraph.) In den Vereinigten Staaten hat eine Gesellschaft von Kapitalisten von einem Erfinder, Namens Hughes, dessen Patent auf ein neues Telegraphensystem, welches das Telegraphiren von 20 bis 25,000 Buchstaben auf eine Distanz von 1000—1500 englische Meilen in einer Stunde ermöglicht, um 125,000 Doll. angekauft.

— Das Territorium Kansas ist vom Repräsentantenhaus zu Washington mit einer Mehrheit von 3 Stimmen als Staat in die Union aufgenommen worden. Der Senat war gegen die Aufnahme (mit 32 gegen 12 Stimmen).

— Massachusetts. (Ein amerikanischer Puff.) Einer der zahllosen amerikanischen Marktschreier, der sich Dr. Ayer in Lowell schreibt, hat folgendes Mittel erfunden, um die Aufmerksamkeit des Publikums auf seine Pillen zu ziehen. Er erzählt, er habe eine Anzahl Pillen zum Geschenk nach Nanking an den Gegenkaiser gesandt. Vor Kurzem sei ihm durch das amerikanische Konsulat in Honkong folgendes Dankschreiben übersandt worden: „An Dr. Ayer in Amerika, den großen heilenden Barbaren im Ausland. Hong siu Tsinen, der Fürst des allgemeinen Friedens im Blumenland des Mittelreichs, der mächtige erhabene Herr der Mingdynastie, durch ihn wieder hergestellt nach Verlauf von Generationen, hat Euer Heilmittel richtig empfangen. Er empfahl den Beamten, sie den Kranken zu geben nach Eurer beiliegenden, von Dolmetschern übersezten, Anleitung. Seid glüklich, o weiser Fremdling, ich, Jang siu Tsing, melde Euch dieß, die Pillen haben den Kranken des Heeres sehr gut gethan. Seid drei Mal glüklich, denn der mächtige Beherrscher des Mittelreiches rühmt Eure Geschiklichkeit, und gestattet Euch mehrere frische heilende Arzneien für die zahllosen Armeen zu senden. Diese können Tschanglin, dem hohen Beamten mit dem rothen Knopf zu Schanghai, übergeben werden, welcher dafür bezahlt in Thee, Seide oder Gold. Die hohen Beamten China's haben Eure Kunst vernommen, welche die aller andern Fremden übertrifft; ja sie nähert sich der scharfen Einsicht unserer Aerzte, welche Arzneien bereiten können, die augenbliklich heilen. Wir sind erfreut zu vernehmen, daß Ihr von zitternder Ehrfurcht erfüllt seid für unsern mächtigen Gebieter."

— New-York. (Statistik der Auswanderung.) Während der ersten sechs Monate d. J. kamen hier 55,176 Einwanderer (einschl. 13,825 Deutsche) an, gegen 60,476 (18,132 Deutsche) d. J. 1855 und 134,751 (57,706 Deutsche) d. J. 1854.

— (Heirath zwischen zwei Frauen.) In der N. Y. Tribune lesen wir folgende Begebenheit: Vor das Polizeigericht zu Syrakuse, N. Y., ward eine Person gebracht, welche männliche Kleidung trug und unter der Anklage stand, „unter falschen Vorwänden" mit den Schönen in Syrakuse Liebesverhältnisse angeknüpft und geheirathet zu haben. Es hat sich herausgestellt, daß sie selbst ein Frauenzimmer und zwar eine Engländerin von 40 Jahren ist, aber eine sehr männliche äußere Erscheinung hat. Unter dem Namen Alfred Guelp machte sie die Bekanntschaft einer jungen Lady, Namens Lewis, ward von Rev. Gregory von der Episkopalkirche getraut und sie lebten mit einander als Mann und Frau, bis der Schwiegervater hinter das eigentliche Geschlecht des Gemahls seiner Tochter kam und die sofortige Verhaftung veranlaßte. Das Merkwürdigste bei der ganzen Sache ist, daß die beiden sonderbaren Eheleute mit herzlicher Liebe an einander hängen. Es wurde ihnen auf das inständige Bitten der jungen Frau eine Zusammenkunft in den Vorzimmern der Polizei-Office gestattet und dort umarmten sie sich mit der größten Zärtlichkeit. Die Miß Lewis will sich durchaus nicht von ihrem weiblichen Ehegefährten trennen lassen und behauptet, das Ganze sei nur eine Verschwörung gegen sie. Das weibliche Geschlecht des Herrn Gatten (wahrscheinlich ein sogenannter weiblicher Zwitter) ist indeß durch ärztliche Untersuchung festgestellt und der Prozeß nimmt deshalb seinen Fortgang.

— Noch immer spottet der Passage-Schwindel, welcher zwischen hier und verschiedenen Häfen Europas betrieben wird, allen Anstrengungen der Behörden. Im Laufe der lezten Woche kam abermals ein solcher Fall zur Kenntniß des Gerichts, welches hoffentlich dem Schuldigen das Handwerk ein für allemal legen wird. Beklagter ist ein gewisser Croghan, von der Firma Croghan und Tracey, 41 Fulton Street, Klägerin Mary Morris. Letztere deponirte vor dem Richter Connolly Folgendes: Am 25. Februar stellte sie sich auf der Office des Verhafteten ein, um für ihr erspartes Geld, 70 Dollard, ihrer Mutter, Bruder und Schwestern Billets zur Ueberfahrt von Liverpool nach New-York zu lösen. Der Kontrakt wurde auf das Schiff „Isaac Webb" abgeschlossen, welches in Liverpool zur Abfahrt bereit liegen sollte. Am nächsten Tage gab sie die betreffenden Papiere auf die Post, erhielt jedoch am 23. vorigen Monats die Nachricht, daß zwar ihre Familie nach Liverpool abgereist, dort aber kein Schiff des bezeichneten Namens vorhanden sei. Die Mutter der Klägerin hatte sich an den Kapitän eines andern Schiffes gewandt und von diesem den Bescheid erhalten, daß die Firma, in deren Namen der Kontrakt abgeschlossen, gar keine Schiffe zwischen New-York und Liverpool fahren lasse. Auf seinen Rath legte sie die Sache dem Regierungs-Agenten vor, welcher ihr rieth, die Billets der Klägerin zurükzusenden, damit diese Schritte zur Wiedererlangung des Geldes einleiten könne. Die Klägerin ging sofort nach Empfang des Briefes auf die Office, wo ihr jedoch die Herausgabe des Geldes verweigert wurde. Richter Connolly stellte den Angeklagten unter 1000 Dollard Bürgschaft.

(Kr.-Ztg.)

— Pennsylvanien. Aus Philadelphia liegen nähere Angaben über ein furchtbares Unglük vor, welches sich durch den Einsturz eines der dortigen Landungsplätze ereignete. Derselbe ruht auf Pfählen und ist weit in's Wasser vorgebaut, so daß er von den Abendspaziergängern benuzt wurde. In dem Augenblike, als das Pfahlwerk einstürzte, sollen sich an 200 Personen auf der Brüke befunden haben. Die meisten davon fielen in's Wasser und wurden durch hinzueilende Boote gerettet, aber Andere stürzten in den Mauerschutt, der theilweise zwischen dem Pfahlwerk angehäuft war, und wurden von diesem unrettbar verschlungen. Die Zahl der auf diese Weise zu Grunde Gegangenen wurde Anfangs auf 30 bis 50 angegeben, doch scheint diese Zahl übertrieben, und sind bis jezt nur 10 Todesfälle konstatirt.

— Louisiana. Von New-Orleans meldet man, daß in diesem Jahre eine große Anzahl Einwohner außergewöhnlich früh die Stadt verlassen habe, um der heißen Jahreszeit und den in der Regel mit derselben sich einstellenden epidemischen Krankheiten zu entgehen; während der 3 lezten Jahre ist New-Orleans in den Sommermonaten durch das gelbe Fieber sehr hart mitgenommen, möglich, daß diese frühzeitige Auswanderung die Stadt in diesem Sommer in besserem Gesundheitszustand erhält.

(N. H.-Z.)

— Missouri. Der Graf Adalbert Baudissin, Verfasser eines minder unparteiischen Buches über Missouri und Gründer einer deutschen Stadt auf dem Papier, schreibt nun eine deutsche Zeitung, den „Franklin Courier", der in Washington, der Hauptstadt von Franklin-County, herauskommt. Von dieser Stadt entwirft er folgende reizende Schilderung: „Es möchte im ganzen Missouri-Staate kaum ein zweites Städchen, wie Washington zu finden sein. Deutsche Theater, deutsche Musik, deutsche Kunst, deutsche Fröhlichkeit sind hier mehr zu Hause, als in unserer großen Nachbarstadt St. Louis. Fast alle hiesigen Einwohner haben mit Nichts angefangen, und es zeigen die schönen großen Ziegelhäuser, die lachenden Gärten, die Turnanstalten, das schöne Theatergebäude und die reichen Farmen der Umgegend, daß unsere Bürger mehr als wohlhabend sind. Vor 25 Jahren lebten hier nur Indianer; vor 24 Jahren wurde das erste Logbaus gebaut, und jezt haben wir eine Stadt von 3000 Einwohnern, die Pacific-Eisenbahn, Dampfschiffswerfte und einen regen Handel. Washington ligt zu nahe an St. Louis, als daß es eine Weltstadt werden könnte. Es wird aber in wenig Jahren eine Bevölkerung von 6—8000 Einwohnern zählen, und wenn hier Fabriken entstehen, vielleicht 12—15,000 Einwohner haben."

— St. Louis. (Schiffsbrand.) Am 3. Juli Morgens um ½6 Uhr ist auf dem Dampfer St. Clair Feuer ausgebrochen und die Flammen desselben erreichten alsbald die Dampfboote Paul Anderson, Grand Turc und J. M. Stokell, welche sich auf demselben Werfte befanden. Der Southerner und der Saranac schnitten sogleich ihre Moortaue ab, um der Gefahr zu entfliehen, aber sie konnten nicht schnell genug der rings umgreifenden Feuersbrunst entkommen. Diese 6 Dampfboote, von welchen 5 neu waren, wurden gänzlich zerstört. Der Schaden beläuft sich auf 100,000 Dollars."

— Illinois. (Wie man reich wird.) Herr Wm. Green von Cincinnati kaufte im Jahre 1848 ein Grundstük in Chicago für 20,000 Dollard, was ihm 100 Dollars per Aker zu stehen kam. Von diesem Grundstük hat er bereits verkauft:

Leztes Jahr ein Lot für	40,000	Dollars.
dto. dto.	10,000	„
dto. dto.	47,000	„
Vor einigen Wochen verkaufte er 151 Akres, für 4000 Dollars per Akre, macht	604,000	„
Im Besz hat er noch 1700 Fuß, 100 Dollars per Fuß, macht	170,000	„
Zusammen	871,000	Dollars.

Ein Profit von 851,000 Dollars in 8 Jahren von einem Kapital von 20,000 Dollard! Das läßt sich hören. Der Schwiegersohn des Herrn Green ist der deutsche Arzt Rölker in Cincinnati, der ebenfalls durch den Ankauf von Grundstüken in Chicago eine gute Spekulation gemacht hat. — Wer das Glük hat, führt die Braut heim.

(N.-Y. H.-Ztg.)

— Wiskonsin. In Neu-Glarus ist ein deutsch-schweizerisches Schüzenfest abgehalten worden und dabei großartig gekneipt worden. Ein amerikanisches Blatt schreibt darüber: „Nach dem Schießen, das immer mit einem Kanonenschusse angekündigt und beschlossen wurde, ging es hoch her in den beiden Gasthäusern zu Neu-Glarus. Gesellschaftliche Spiele, wie „stumme Musik", den „Dritten abschlagen", „wie gefällt dir dein Nachbar", „Hänschen puz's Licht" u. s. w. und Männer, Frauen und

Mädchen lachten und scherzten so herzlich, daß man unwillkürlich hätte singen können — „O selig, o selig, ein Kind noch zu sein.“ Ueber die Neu-Glarner selbst heißt es: „Arm und ehrlich, arbeitsfrig und tüchtig kamen diese einfachen Schweizer nach Wisconsin und uns hat es eine vorzügliche Freude gemacht, daß wir die Ansiedelung selbst sehen und uns von dem wundervollen Ergebnisse des Fleißes unserer „Glarner“ Freunde überzeugen konnten.“ Wenn's da so gut steht, warum haben denn die heimathlichen Tagwen soviel an Neu-Glarus verlieren müssen?

— Michigan. Der sogenannte „König Strang“, dessen Verwundung durch zwei seiner Anhänger wir gemeldet, ist der Häuptling und Prophet der Mormonen in Michigan. Strang war seit 1853 Repräsentant für die Newago-Grafschaft in der Legislative des Staats Michigan. Die Grafschaft besteht aus den sechs Uebereilanden im nördlichen Theil des Michiganses und ist von Mormonen aus Wales bewohnt. In frühern Zeiten gab Strang den Nachbargegenden viel zu schaffen, und manche Seeräuberei und selbst Mordthaten wurden ihm ziemlich zur Last gelegt.

— (Kupferproduktion am Superior-See für 1856.) Man schätzt den diesjährigen Ertrag der dortigen Minen auf 6000 Tonnen im Werthe von 2,500,000 Dollars. Ein mit jenen Bergbaudistrikten vertrautes Blatt macht folgende Abschätzung:

Mine Minnesota	2000	Tonnen.
„ Cliff	1800	„
„ North-American	300	„
„ Northwestern	200	„
„ Cooper Falls	180	„
„ Isle Royale	300	„
„ Zentral	150	„
„ Toltec	125	„
„ Pewabic	50	„
„ Huron	75	„
„ Rokland	250	„
„ National	150	„
Zusammen	5680	Tonnen.

Außer diesen erwartet man auch von nachstehenden einen guten Ertrag: Summit, Phönix, Norwich, Portage und Forest-Mine.

— Kalifornien. (Allerlei Meier.) In Kalifornien soll sich die urdeutsche zahlreiche Familie der Meier so sehr vermehren, daß man sie zur Unterscheidung schon nach Pflanzenart klassifiziren müsse, und somit schon unterscheide zwischen dem Thee-Meier, dem Gold-Meier, dem Bettel-Meier, u.s. w. Nur einen Zottel-Meier besitzen die Kalifornier nicht, aber auf besonderes Verlangen wird ihnen die Schweiz gerne den einzigen, den es gibt, abtreten.

— (Unverhoffter Fund.) Zwei glückliche Goldgräber haben, als sie ihr erbeutetes Gold wuschen, zwischen ihm zwei Diamanten von sehr reinem Wasser gefunden.

— Utah. Der Mormonen-Aelteste, Orson Hade, hat neulich die großen Ländertreken bereist, welche östlich von der Sierra Nevada und nördlich von Carson Baley liegen, und ist unermüdlich im Lobe über die Fruchtbarkeit derselben. Westlich grenzen diese reichen Fluren an die Sierra's, östlich an die Wüste und dehnen sich mehr als 400 Meilen nördlich und südlich aus. Da dieses Land von den Mormonen-Niederlassungen zu weit entfernt ist, schlagen die westlichen Zeitungen der Vereinigten Staaten vor, daß es Kalifornien bis dahin, wo es ein eigener Staat der Union werden kann, erwerben möge. Bisher glaubte man, daß diese Gegenden eine Wüste, wie das angrenzende Great Bassin von Utah, seien.

Kanada. (Runnerei.) Auch in Quebek gibt es durchtriebene und freche Runner, wie in New-York, vor denen sich die Auswanderer in Acht zu nehmen haben. Mehrere angesehene Deutsche haben an das kanadische Parlament eine Petition des Inhalts gerichtet, dasselbe möge ein Gesez gegen das Runnerwesen erlassen.

— Aus Montreal wird gemeldet, daß am 10. Juni ein Dampfschiff, welches die Verbindung mit der Grand Trunk Eisenbahn unterhält, gerade als es eine große Zahl von Eisenbahn-Passagieren aufgenommen hatte, in die Luft geflogen ist. Es sind gegen 20 Todte und 30 bis 40 Verwundete aufgefunden worden, etwa 50 Passagiere wurden noch vermißt.

— Der Streit zwischen Mexiko und Spanien ist ehrenvoll beigelegt.

Zentralamerika. (Transit über den Isthmus.) Die Landenge von Panama haben im Jahr 1855 im Ganzen 28,304 Reisende überschritten. Von diesen waren mit den amerikanischen Dampfschiffen 10,015 von und 13,289 nach Kalifornien, mit den englischen Dampfbooten 1300 von und 1110 nach Europa abgereist.

Der Transit von Silber und Gold ergab im nämlichen Jahre folgende Zahlen:

Von Chili und Peru	6,854,573	Piaster.
„ Mexiko	1,367,961	„
„ Panama	513,558	„
„ Kalifornien	36,671,815	„
Summe	40,407,907	Piaster

oder bei 215 Millionen Franken.

Südamerika. Brasilien. Am 31. Mai beendigte die Deputirtenkammer und einige Tage nachher der Senat die Verhandlungen über die Antwort auf die Thronrede. Wir nehmen aus beiden angenommenen Adressen die Stellen heraus, die sich auf die Sklaven- und Kolonisationsfrage beziehen. Deputirtenkammer: „Der Mangel an arbeitenden Händen, welcher in Folge dieser neuen Ursache (der Cholera) der Ackerbau, diese Hauptquelle des Nationalreichthums, schwer empfindet, macht den Gewinn arbeitsamer und gesitteter Kolonisten immer dringender nothwendig. Ueberzeugt von dieser Nothwendigkeit wird die Kammer die Regierung Ew. Majestät mit allen zur Befriedigung derselben geeigneten Mitteln unterstützen, während sie zugleich der Zuversicht lebt, daß auch die freiwillige und patriotische Mitwirkung unserer Grundbesitzer nicht zurückbleiben wird, der eifrigen Sorgfalt, mit welcher Ew. Majestäts über die Erledigung dieser so bedeutsamen wie dringenden Angelegenheit wacht, zu entsprechen. Mit gerechter Entrüstung hat die Kammer vernommen, daß troz der gegen den Sklavenhandel ergriffenen Maßnahmen, einige Abenteurer neue Versuche desselben gewagt haben; wie sie aber ersehen hat, daß es der beständigen Wachsamkeit der kaiserlichen Regierung, unterstüzt von der öffentlichen Meinung des Volkes gelungen ist, dieselben zu vereiteln, so vertraut sie, daß die Enttäuschung der Sklavenhändler endlich einmal für immer diesem verabscheuungswürdigen und verbrecherischen Gewerbe ein Ende machen werde.“ Senat: „Wenn nicht schon längst die wichtigsten Lebensinteressen Brasiliens die Nothwendig'eit der Herbeiziehung brauchbarer Kolonisten nahe gelegt hätten, so würde wenigstens jezt der so eben erst erfahrene Verlust an arbeitenden Händen, welchen der Akerbau erlitten hat und welcher die Produktion unseres Bodens auf das äußerste zu gefährden droht, solche Nothwendigkeit als eine selbstverständliche und unweigerliche erscheinen lassen müssen. Ueberzeugt, daß die Befriedigung der Nothwendigkeit nur durch das Zusammenwirken des Staates und der Privaten zu erzielen ist, sichert der Senat seine entschiedenste Beihülfe zu, die Regierung Ew. Majestät zur Erledigung dieser so dringenden Angelegenheit in gebührenden Stand zu sezen, und ruft zugleich den Patriotismus und die Einsicht unserer Grundbesizer zu wirksamer und beharrlicher Unterstüzung an. Beklagen muß der Senat, daß einige Abentheurer, Troz bietend der energischen Beharrlichkeit der kaiserlichen Regierung in Verfolgung des verabscheuungswürdigen Sklavenhandels, wiederholt neue Versuche desselben gewagt haben. Wohl aber hofft er, daß, gescheitert in ihren Versuchen, wie sie es sind, und von der strengen Wachsamkeit der Regierung, der entschiedenen Abneigung der öffentlichen Meinung und den Verwünschungen der gesammten Christenheit, wie sie es müssen, sich überzeugend, sie endlich sich geschlagen geben und auf ihr unseliges Gewerbe verzichten werden.“

— Das Werk der Vermessung der unbesizten Reichsländereien dehnt, konsequent fortschreitend, sich immer weiter aus. In sämmtlichen, namentlich für die deutsche Kolonisation wichtigen, Provinzen des Südens sind jezt die Provinzialland- und Vermessungsämter in Wirksamkeit. So sind neuerdings solche, nachdem sie bereits früher für die Provinzen Parana und Rio Grande do Sul eingesezt worden, auch für San Paulo und das durch die beiden Kolonien Dona Franziska und Blumenau bekannte Santa Katharina in's Leben getreten und bei dem Vermessungsamte der lezteren Provinz u. A. zwei deutsche Feldmesser, die Herren Otto Brunkmann und Oscar Robert Henning, beschäftigt. Einem an das General-Landamt zu Rio de Janeiro gelangten Berichte zufolge war am Itajahy-Merim in Santa Katharina, nicht weit entfernt von der Kolonie Blumenau, angeblich eine Goldmine entdekt worden. In Folge davon hat das General-Landamt eine technische Untersuchung an Ort und Stelle angeordnet und dafür dem Provinzial-Landamte einen entsprechenden Kredit bewilligt. Daß bereits in früheren Zeiten im Gebiete des Itajahy Goldwäscherei betrieben wurde, ist Thatsache.

(Hamb. Nachr.)

Argentinien. Aus dem Dünkirchenerblatt l'Autorité lernt man das argentinische Kolonisationsprojekt des Herrn Vanderest kennen. Es zeichnet sich aus durch viel Wind und große Zahlen. „Nach einem Dekret, datirt von Parana, 18. April 1856, erlassen von Seiner Exzellenz dem Vizepräsidenten der argentinischen Staatenangelegenheiten, Juan Maria Gutierrez, sind zweien Franzosen, Hrn. Vanderest, Direktor der Emigrations-Agentur, Konsul der argentinischen Konföderation, und Herrn Adolphe Meuriffe von Saint-Hilaire, Güter-Eigenthümer, zwei Konzessionen von ungetheilten Ländereien gegeben worden, die eine in der Provinz Entre-Rios gelegen, in einer kurzen Entfernung vom Hafen de las Conchas, 5 Stunden nördlich von Miama, an dem Rio-Parana; die andere in der Provinz Corrientes; und dies zwar auf ihre, von Seiner Exzellenz, J. B. Alberdi, Geschäftsträger der argentinischen Bundesrepublik bei den Regierungen von Frankreich und England unterstüzte Bitte. Diese Konzessionen begreifen einen Flächeninhalt von 12 argentinischen Quadratstunden (lieues) in sich, das ist 20,000 Quadrat Cuadras, oder 33,282 Hektaren. Diese Ländereien sind den Konzessionären übertragen worden, um darin, während einer Zeitdauer von zwei Jahren und zehn Monaten, welche von dem lezten 18. April, dem Datum des obigen Dekrets, verlaufen, für die Ansiedelung von wenigstens zehntausend erwachsenen Auswanderern zu sorgen.“

Australien. In Sidney kommt seit dem 6. April eine „australische deutsche Zeitung“ heraus. Die dortige deutsche Bevölkerung scheint ziemlich zahlreich zu sein. Auch einen deutschen Liederkranz giebt es da.

Inserate und Anzeigen.

Einladung

auf den zweiten Band der

Allgemeinen Schweizer-Zeitung

für Industrie, Handel und Gewerbe, Haus- und Landwirthschaft,

in Verbindung mit einer

Adreßzeitung nebst allgemeinem Anzeiger.

Redigirt von **O. Möllinger,**
in Solothurn.

Diese vielseitig mit großem Beifalle aufgenommene Zeitung theilt alles Neue mit, was im Gebiete der Gewerbe und Industrie zu Tage tritt und ist speziell dem Fabrik-, Gewerb- und Handwerksstand gewidmet. Näheres besagt der Prospekt. — Diese Zeitung ist nach Maßgabe ihrer Leistungen unter allen bestehenden technischen Zeitschriften die billigste. Wöchentlich erscheint eine Nummer; 26 Nummern mit 8—12 lithographirten Tafeln bilden einen Band, welcher gegen frankirte Einsendung von 2 Fr. 30 Rp. von der Unterzeichneten bezogen werden kann. Die Adreßzeitung, von welcher monatlich wenigstens eine Nummer erscheint, bildet eine Gratisbeilage des Blattes; Inserationsgebühren werden per Zeile für Abonnenten mit 5 Cent. berechnet.

Der erste Band, bestehend aus 27 Nummern mit 8 lithographirten Tafeln, kann, so weit die Auflage reicht, um 2 Fr. 30 Rp. nachbezogen werden.

Die Expedition
der allg. Schweizer-Zeitung für Industrie ꝛc.
in Solothurn.

☞ Für Auswanderer und Freunde der Länder- und Völkerkunde.

Am 1. Juli beginnt des zehnten Jahrganges zweites Semester der bei G. Fröbel in Rudolstadt erscheinenden, von G. M. v. Roos redigirten allgemeinen

Auswanderungs-Zeitung.

Ein Bote zwischen der alten und neuen Welt.

☞ Von einem Hohen Ministerium, in ehrenvoller Anerkennung ihrer gemeinnüzigen Leistungen sämmtlichen deutschen Regierungen als beachtenswerth empfohlen. ☜

Nebst einem unterhaltenden Wochenblatte unter dem Titel:

„DER PILOT.“

Preis: halbjährlich 1¼ Rthlr. oder 2 fl. 42 kr.

Das belletristische Wochenblatt allein kostet ½ Rthlr. oder 1 fl. 12 kr. halbjährlich

☞ Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Posten an. — Probeblätter gratis.

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 31. | Samstag den 2. August. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | 1856.

Brief eines Elsaßers in Superaguhy an seine Verwandten in Nordamerika.

Kolonie Superaguhy, Provinz Parana (Brasilien), den 24. Hornung 1856.

Meine lieben Freunde!

Sie wünschen eine Auseinandersezung meiner Lage und Verhältnisse von mir, seit ich mit meiner Familie hier in dieser Kolonie angekommen bin, so wie meine Aussichten für die Zukunft. Um Ihrem Wunsche zu entsprechen, beeile ich mich, Ihnen einige Details darüber zu geben. Sie wissen bereits, daß meine Absicht war, nach Kalifornien zu reisen, daß ich mich in New-Orleans mit meiner Familie auf einem Dampfer einschiffte, um die Reise durch die Magelanstraße um Südamerika herum zu machen, wie uns die Kohlen bald ausgingen und wir dann an die Küsten Afrika's getrieben wurden, allwo wir dann Holz sowie etwas von Lebensmitteln einnahmen und dann nach dreiwöchentlichem Aufenthalt wieder in die See stachen und auf Rio de Janeiro (Brasilien) losteuerten, wo wir den 12. Oktober 1852 ankamen, in der Hoffnung, alldort mit allem Nöthigen verproviantirt zu werden, um unsere Reise fortsezen zu können. Allein man machte die Rechnung ohne den Wirth. Das Haus, an welches unser Schiff adressirt war, wollte nämlich keinen Kredit eröffnen, und es lastete schon eine beträchtliche Schuld von Afrika her auf unserm Schiffe, so daß es in Rio de Janeiro verkauft wurde, ohne daß wir das Geringste von unserm Passagegeld zurükerhielten. Wie nun meine Baarschaft ausging, so zog ich Erkundigung über die verschiedenen in Brasilien bestehenden Kolonien ein; allein ich fand keine, von welcher mir die Basis, auf welche sie gegründet waren, gefiel. Endlich brachte ich in Erfahrung, daß Herr Ch. Perret-Gentil (General-Konsul von der Schweiz in Rio Janeiro) im Begriffe sei, eine Kolonie in Superaguhy, nahe bei Paranagua, Provinz Parana, zu gründen. Weil Herr Perret-Gentil gerade auf der Kolonie war, so begab ich mich zu seinem Bruder, August Perret, welcher mir einen Plan von der Kolonie vorlegte und mich mit den Bedingungen bekannt machte. Auf den ersten Blik, welchen ich auf die mir vorgelegte Karte warf, gefiel mir die Lage ungemein besser, als alle andern in Brasilien bestehenden, so wie die Basis, auf welche die Gründung dieser Kolonie beabsichtigt war, welche, so weit ich einsehen konnte, wohl den meisten Vortheil von allen bot, besonders in Rükſicht auf ihre Nähe eines Seehafens. Ich erbot mich sogleich, mit meiner Familie nach der Kolonie zu ziehen, wohin uns August Perret Passage an Bord eines Schiffes, welches nach Paranagua ging, besorgte, wo wir nach dem zehnten Tage unserer Abreise ankamen und dann in einer Schaluppe nach dem etwa acht Stunden entfernten Superaguhy übersezten, woselbst Herr Perret uns bestens empfing. Den 1. Dezember 1852 nahm ich Besiz von einem Stük Land, auf dem sich ein kleines Haus befand. Mein Land liegt an der Westseite eines nicht sehr hohen Berges, an dessen Fuße ich ungefähr 50 Akres flaches Land, welches gut zum pflanzen für Bäume geeignet ist, besize, und auf dem sich auch das Haus befindet, welches ziemlich hoch gelegen und mit reiner Luft versehen ist. Mein Heimwesen grenzt an der Vorderseite an eine Meeresbucht, welche sich noch etwa 5 Stunden weiter hinauf längs der Kolonie hinzieht, und die ebenfalls unsere Verbindungsstraße mit dem Seehafen von Paranagua bildet. Wenn die Bevölkerung einmal stärker ist, so wird Herr Perret eine Dampfschifffahrt einrichten, durch welche wir in den Stand gesezt werden, in einem Tage nach Paranagua und wieder zurük fahren zu können. Diese leichte und kurze Verbindung mit einem Seehafen, wo man alle Produkte leicht absezen kann, räumt uns einen großen Vortheil über die andern Kolonien ein.

Ich fing sogleich an, das flache Land zu bearbeiten, um etwas Bohnen darauf pflanzen zu können, und nach dieser Arbeit machte ich mich und meine Frau an den Berg. (Meine Kinder konnten mir noch nichts helfen; das älteste, der Knabe, war, wie Sie wissen, erst 6 und das Mädchen 5 Jahre alt.) Meine Frau befreite den Berg mit einem Säbel vom kleinen Gesträuche, ich folgte ihr dann mit der Art und machte mich an das größere Holz. In zehn Tagen hatten wir ein bearbeitetes Stük Land, auf dem wir 800 Kaffeebäume anpflanzen konnten. Wir nahmen ein anderes Stük in Arbeit, welches ebenfalls Raum für 600 Kaffeebäume darbot. Ich ließ das Holz während zwei Monaten troknen und legte dann Feuer an dasselbe, welches das Laub und kleine Gesträuch verbrannte. Alsdann hieb ich die Aeste von den Bäumen (die Stämme läßt man liegen), warf sie zusammen auf Haufen und zündete sie an. Auf dem ersten Plaz verbrannten wir das Holz in sieben Tagen, während der zweite dazu deren nur sechs erforderte. Während wir das Holz auf dem einen Plaz troknen ließen, hieben wir dasselbe auf dem andern ab, und während das leztere troknete, verbrannten wir dasjenige auf dem ersten Plaz, so daß keine Zeit verloren ging. Sobald ich eine Stelle gesäubert hatte, pflanzte ich sie mit Kaffeebäumchen an (bis 200 Stük per Tag) in Zwischenräumen von 8 Quadratfuß. Ich habe deren bereits 4200 Stüke gepflanzt, wovon ungefähr 1000 dieses Jahr schon tragen und etwa 100 Alqueire Kaffee abwerfen können. Die Ernte hat bereits begonnen. Nächstes Jahr werde ich schon an die 2500 Stük tragbare Bäume haben, mit einem Ertrage von ungefähr 600 Alqueire Kaffee. Hr. Perret zahlte leztverflossenes Jahr 3 Fr. 25 Cent. per Alqueire roh, wie man ihn pflükt, in welchem Zustande er das Aussehen einer großen Kirsche hat, und wird auch dieses Jahr den gleichen Preis bezahlen. Eine Person kann 2—4 Alqueiren im Tage pflüken, es ist dieß ein leichtes Geschäft, und meine Kinder pflüken jezt schon jedes 1½ Alqueire täglich. Wird der Kaffeebaum besorgt wie er soll, so kann man von jedem Stük jährlich einen Ertrag von einem Franken vom dritten Jahre an beziehen. Er trägt zwar im dritten Jahre gewöhnlich schon, es kann dieß aber keine vollkommene Ernte genannt werden. Im ersten Jahr habe ich im Monat April Zukerrohr gepflanzt, welches mir nach Verfluß von 14 Monaten 315 Fr. abwarf. Auch habe ich etwas Bohnen gezogen. Im verflossenen Jahr habe ich etwas Mandioca (Wurzel, wovon das Mehl hier gemacht wird), zwischen meinen Kaffeebäumen gepflanzt, heuer aber beträchtlich mehr, wovon ich eine Ernte von 4—500 Körben erwarte. Für den Korb erhält man im Durchschnitt auf dem Plaz 2 Fr. und hat dabei, da man die Frucht nur aus der Erde zu reißen und damit die Körbe zu füllen braucht, sehr wenig Mühe. Durch Vorschuß, welchen mir Hr. Perret gemacht hat, um unser Nöthigstes bestreiten zu können, bin ich freilich etwas in die Schulden hineingerathen; es wäre dieß aber in weit geringerem Maße der Fall gewesen, wenn man uns bei unserer Ankunft mit auf Erfahrung gestüztem Rath hätte beistehen können. So hätte ich im ersten Jahre meines Hierseins das Land, statt mit Kaffeebäumen, mit Mandioca bestanzen sollen, aus dessen Ertrag ich meine nothwendigsten Ausgaben hätte bezahlen können. Auch würde meine jezige Kaffeeernte um die Hälfte größer sein, wenn ich sogleich Mandioca zwischen die frischgesezten Kaffeebäumchen gepflanzt hätte, da er diese leztern, indem er ihnen Schatten macht, schüzt, und zugleich das Aufkommen des Unkrautes verhindert. Allein bei unserer Ankunft waren die Kolonisten selbst noch unerfahren in solchen Sachen, und was die Brasilianer anbelangt, so fehlt es ihnen zwar an gutem Willen nicht, einem mit ihrem Rath an die Hand zu gehen, sie sind aber sehr unzuverlässig und zu träge, um selbst zu arbeiten. Gegenwärtig habe ich etwa 1000 Bananenbäumchen, ein sehr schmakhaftes Obst, das besser als gute Birnen schmekt und, wenn man es verkaufen will, von den Händlern auf dem Plaze abgeholt wird. Gurken habe ich während der lezten zwei Jahre viel gezogen und deren bis jezt ungefähr für 200 Fr. (das Hundert zu 12 Fr.) verkauft. Die Hauptpflanzen aber sind der Kaffeebaum, das Zukerrohr, Reis und Mandioca, wovon jedoch der Kaffeebaum am meisten abwirft; dauert es auch etwas lange, bis die Bäume tragen, so ist deren Ertrag dagegen dann auch viel bedeutender, als der aller andern Pflanzen; zudem kann man beliebige andere Gewächse, wie Mandioca, Bohnen und Gurken zwischen den Reihen pflanzen. Den Kaffeebaum, oder vielmehr die Kaffeebele, hält man so niedrig, daß die untern Aeste bis auf die Erde herabhängen, der Kaffee davon also von Kindern sehr leicht gepflükt werden kann. Die Frucht der obern Aeste kann man mittelst Biegen derselben von der Erde aus leicht erlangen. Die Behandlung des Kaffeebaumes weicht nicht wesentlich von derjenigen der Obstbäume ab. Vom dritten Jahr an kann man im Durchschnitt auf wenigstens 9—10 französische Litres jährlich von jedem Baume zählen, so daß, wenn alle meine Bäume einmal tragbar sind, ich durch-

schnittlich eine Ernte im Betrage von 3000 Franken machen werde, welche Summe ich, da ich durch das Pflanzen anderer Produkte so viel zu gewinnen glaube, um die laufenden Ausgaben zu bestreiten, rein auf die Seite legen zu können mich der Hoffnung hingebe. Zudem bin ich gesonnen, die Zahl meiner Kaffeebäume noch zu vermehren, wodurch ich auch auf eine vermehrte Produktion rechnen zu dürfen glaube. Der Reis wird hier, sowohl auf den Bergen als im flachen Lande, mit vielem Erfolg gebaut, doch muß man eine andere Methode annehmen, um ihn, wenn er reif ist, einzusammeln, als diejenige ist, welche die Brasilianer im Gebrauch haben; sie schneiden nämlich denselben mittelst eines gewöhnlichen Messers, was sehr langsam von statten geht und statt dessen auf dem flachen Lande eine Sense, auf den Höhen hingegen eine Sichel ungleich bessere Dienste leistet. Er verkauft sich gut bei Hrn. Perret, wie auch das Zukerrohr. Es hat dieser Herr die Maschinerie zur Verarbeitung des Kaffee's, des Reises und des Zukerrohrs. Den Mandioca kaufen, wie oben bemerkt, die Brasilianer. Ich pflanze das Zukerrohr zu Syrup (welchen wir selber machen) für unsern Bedarf, den übrigen Theil liefere ich Hrn. Perret ab, wogegen ich für die Hälfte des Betrages Branntwein beziehe, die andere Hälfte aber von ihm als Entschädigung für die Fabrikation angerechnet wird, wobei er das Rohr vom Plaze abholen läßt. Die Gegend ist im Ganzen genommen gesund, und obschon wir an der tropischen Zone wohnen, die Hize nicht viel größer als bei Ihnen; zudem haben wir die kalten Winter nicht. Bis man sich aber einigermaßen akklimatisirt hat, ist Vorsicht in der Lebensweise dennoch zu empfehlen.

Sie fragen mich nach meinen Aussichten für die Zukunft? Nun, so viel ich sehen kann, habe ich hier bessere Aussichten, als ich in Illinois (Nordamerika) hatte und als man überhaupt in Nordamerika haben kann, besonders seitdem der Fremdenhaß der Yankee's auf so grelle Weise an den Tag tritt und die Einwanderer zu ihren Dienern herabgewürdigt werden wollen. Seit dem Ausbruch des Krieges in Europa bezieht der dortige Farmer freilich hohe Preise für seine Früchte, sobald aber der Friede wieder hergestellt sein wird, werden die Preise seiner Produkte wieder so weit herabsinken wie sie gewöhnlich waren während meines Dortseins, eine Folge der Wiedereröffnung der russischen Seehäfen, wo gewöhnlich eine ungeheure Masse von Brodfrüchten ausgeführt wird. Mein eigenes Land, das ich in Nordamerika unter dem Pflug hatte und 27 Hektares 9 Acres betrug, warf mir nach Abzug der Unkosten während der 9 Jahre, die ich dort war, niemals die Hälfte des Betrages einer hiesigen Ernte ab, und ich kann Sie versichern, daß unsere Arbeit hier im Verhältniß zu derjenigen in Nordamerika eine ungleich leichtere ist. Deutschen Auswanderern glaube ich Brasilien weitaus vor Nordamerika empfehlen zu dürfen. In Europa kann der kleine, ja selbst der mittlere Landwirth es nur in seltenen Ausnahmen noch zu etwas bringen. Wenn er sein Besizthum, ohne Rükschläge zu machen, erhalten kann, ist es Alles. Hat er aber Kinder, denen er eine ordentliche Erziehung und bei ihrer Verheirathung eine angemessene Aussteuer geben soll, so bleibt ihm in seinem vorgerükten Alter ein sehr kleines Sümmchen übrig, um bei allfälligen Krankheiten und Arbeitsunfähigkeit sein Leben fristen zu können. Je mehr Kinder aber hier ein Landmann hat, in desto größere Unternehmungen kann er sich einlassen, und was man dort Kinderlast heißt, wird hier zum Kindersegen. Künftige Einwanderer haben überdieß einen großen Vortheil vor uns, indem wir ihnen unsere Beobachtungen und Erfahrungen bei Urbarmachung und Anpflanzung des Bodens 2c. mittheilen können, und sie nicht erst lange und beschwerliche, oft mißglükte Versuche zu machen brauchen, wie dieß bei uns der Fall war.*)

Sie würden mir eine Gefälligkeit erweisen, wenn Sie bei Gelegenheit mir einige Aepfel-, Birnen-, Kirschen-, Zwetschgen- und Pfirsichbäumchen, besonders aber eine der schönen, großen Sorten Kastanien, gut in Moos eingewikelt, schiken würden, da die Kerne sich nicht gut erhalten, indem sie während der Ueberfahrt feucht werden und verderben. Pfirsiche haben wir zwar hier, allein schlechte Sorten; die andern genannten Obstarten fehlen uns ganz. Dagegen pflanzen wir hier eine Knollenfrucht, Cara genannt, die an Güte und Geschmak den Kartoffeln nicht nachsteht, aber ergiebiger ist. Die Kartoffel kommt hier zwar auch fort, wir ziehen aber die Cara derselben vor.

Es ist mir wohl bekannt, daß es in unserer alten Heimat (Elsaß) Leute gibt, die troz angestrengter Arbeit darben müssen und denen nach dem Verkauf ihrer Habe noch einige tausend Franken bleiben würden. Könnten sich solche Familien entschließen, hieher nach Brasilien zu kommen, so würden sie, besonders wenn sie noch etwas baar Geld mitbrächten zum Ankauf der nöthigsten Lebensmittel bis zur ersten Ernte, sich hier leichter und schneller eine sorgenfreie Zukunft gründen können, als in Nordamerika.

Hier, meine Freunde, haben Sie einen getreuen Abriß meiner Lage und Verhältnisse, meiner Ansichten und Aussichten. Anderes wissen Sie bereits aus meinem lezten Briefe. Schreiben Sie uns bald wieder. Sie und Ihre Familie grüßen bestens meine Frau und meine Kinder, so wie auch ganz besonders

Ihr Freund wie immer

Michel Sigwalt aus Mütersholz.

*) Wo hat denn der Koloniedirektor während dieser rathlosen Zeit gestekt? Frage d. Red.

Zusäze zu dem Artikel über das brasilianische Staatswesen.

1. Kommunikationsmittel.

Eine Unterabtheilung des Ministeriums des Innern ist diejenige der öffentlichen Arbeiten. Diesem Departement ist in dem neuen Büdget die Summe von Fr. 1,200,000 (1846—1847 bloß 336,000 Fr.) ausgesezt. Sie hat namentlich zum Zwek, Provinzen und Gesellschaften in großartigen Werken und Unternehmungen zum allgemeinen Besten unter die Arme zu greifen. Das Reich muntert dadurch zur Erstellung mancher neuen und zur Verbesserung vieler schon bestehenden Verkehrsmittel auf. Es geschieht dieß im eigenen wohlverstandenen Interesse; denn seine Haupteinnahmen rühren von den Einfuhrzöllen her; wegen der Mangelhaftigkeit der Verbindungen mit dem Innern ist der Verbrauch der Einfuhr bis jezt aber fast nur auf die Meresküste und die derselben nahe liegenden Gegenden beschränkt; können nun die eingeführten Waaren leichter und billiger verbreitet werden, so wächst natürlich die Einfuhr und damit der Zollertrag für die Reichskasse. Ein hervorragendes Beispiel derartiger Staatsunterstüzungen liefern die Eisenbahnbauten, die gegenwärtig ihrer Ausführung entgegengehen. Bis jezt gibt es in Brasilien erst einen einzigen nur wenige Meilen langen Schienenweg, der wirklich im Betriebe ist, nämlich die Bahn von Maua, die vom Nordufer der Bay von Rio de Janeiro bis zum Fuße der Serra d'Estrella geht und am 30. April 1854 eröffnet wurde. Nun aber liegen drei viel längere und für den reichsten Theil Brasiliens, die mittlern Provinzen, unendlich wichtige Linien im Plane, von denen die erste seit drei Vierteljahren im Bau begriffen ist. Diese führt von Rio de Janeiro aus nach dem Thale des Parahyba, wo sie sich in zwei Zweige theilt, von denen der eine die Richtung nach Minas Geraes nehmen, der andere nach San Paulo führen soll. Sie wird von einer englisch-brasilianischen Aktiengesellschaft gebaut, welcher gegenüber die Reichsregierung eine Zinsgarantie von 5 % und die Regierung der Provinz Rio de Janeiro eine solche von 2 % übernommen hat. — Die zweite ebenfalls gesicherte Bahn läuft von Pernambuco aus in's Innere bis zum Fluß San Francisco. Auch für diese garantirt das Reich 5 %, die Provinz Pernambuco 2 %, also zusammen 7 % Zinsen des Baukapitals. — Das dritte noch in der Schwebe begriffene Eisenbahnunternehmen, das sehr wahrscheinlich auch zu Stande kommt, ist das von Bahia nach dem San Francisco. — Außer diesen drei Hauptlinien sind noch zwei kürzere projektirt, die eine vom Seehafen Santos über San Paulo nach der Stadt Jundiahy, die andere von Nitheroy, der Provinzialhauptstadt von Rio de Janeiro nach dem betriebsamen Hafenplaz Campos. Die Pläne liegen der Reichsregierung zur Genehmigung vor; die Provinzialregierungen haben vorläufig in der Hoffnung, das Reich werde sich in gleicher Weise wie bei den oben erwähnten Linien betheiligen, zu einer Zinsgarantie, San Paulo von 2 %, Rio de Janeiro von 5 %, sich bereit erklärt. — Man vergißt übrigens in Brasilien über den Eisenbahnprojekten durchaus nicht die ebenso nothwendigen Straßenbauten, sondern arbeitet eifrig an der Erstellung von Wegen, welche anstatt des theuern bis jezt fast ausschließlich gebräuchlichen Waarentransportes auf Maulthieren den auf Frachtwagen möglich machen werden. Auch hierin gehen Staat, Provinzen und Gesellschaften Hand in Hand, indem wie bei den Eisenbahnen der Grundsaz geübt wird, die Straßenbauten Privatunternehmern gegen Gewährleistung eines bestimmten Zinsmaßes anheimzugeben. Die Provinz Rio de Janeiro verwendete im Jahr 1854 allein für ihre Straßen und Wege über 600,000 Milreis. Nicht weniger regsam ist die Provinz San Paulo, deren gesezgebende Versammlung ein vollständiges Nez von Wasser- und Landstraßen über das ganze Land zu bauen beschlossen hat und im lezten Jahre zu diesem Zweke mehrere hundert Arbeiter aus der Schweiz und Deutschland kommen ließ. Um von den zahlreichen derartigen Unternehmungen nur noch zwei zur deutschen Kolonisation Brasiliens in inniger Beziehung stehende anzuführen, erwähnen wir endlich die Straßenbauten des Hamburger Kolonisationsvereines von Dona Francisca nach dem Innern und diejenigen der Mucurygesellschaft in Minas Geraes. — Einmal mit den zeitgemäßen Fortschritten Brasiliens in Beziehung auf seine Verkehrsmittel beschäftigt dürfen wir der vielen seit einigen Jahren in's Leben getretenen Dampfschiffverbindungen nicht vergessen. Von den drei großen Wasserstraßen, welche Brasilien zu Gebote stehen: dem Meere, das seine Küsten bespült, dem mächtigen Amazonenstrom im Norden und dem Laplata mit seinen großen Nebenflüssen im Süden und Westen, ist einzig das leztgenannte Stromgebiet noch ohne regelmäßige Dampfschifffahrt. Schon vor Jahren war eine solche zwischen Rio de Janeiro und der Hauptstadt von Matto Grosso, Cuyaba, der Ausführung nahe, als die inzwischen ausgebrochenen Streitigkeiten mit den Laplatastaaten sie verhinderten; nun, da diese beigelegt sind, wird die Wiederaufnahme und die Verwirklichung dieses wichtigen Planes nicht auf sich warten lassen; Schifffahrtsverträge mit den betheiligten Staaten sind bereits abgeschlossen. — Die Dampfschifffahrtslinien zur Verbindung der einzelnen Meeresküstenpunkte unter einander vermehrten sich überraschend schnell. Sie haben sich in den lezten zehn Jahren fast verdoppelt. Im Jahr 1855 vermittelten 33 Dampfboote, welche 13 brasilianischen Aktiengesellschaften gehörten, den Verkehr zwischen Rio de Janeiro und andern nördlichen und südlichen Hafenstädten (von leztern erwähnen wir besonders Santos, San Francisco, Desterro und Rio Grande do Sul), wozu noch die 6 Dampfer kommen, die den Dienst zwischen Rio de Janeiro, Portugal und England versehen und auch Bahia und Pernambuco anlaufen. Ein anderer Mittelpunkt für die Küstendampfschifffahrt ist Bahia, von welcher Stadt aus vier Dampfboote das Meeresufer von Porto Seguro in Espiritu Santo bis Macayo in Alagoas befahren; ferner geht eine Linie mit dem Mittelpunkt Pernambuco von Macayo nach Ceara; Fortsezungen dieser Linie nach Süden, wie nach den nördlichen Hafenstädten gehen ihrer Begründung entgegen. Ein reges Dampfschifftreiben zeigt die Bay von Rio de Janeiro zur Verbindung der Hauptstadt mit ihrer nächsten Umgebung und sehr bedeutend ist auch die Dampfschifffahrt auf den Binnengewässern der Provinz Rio Grande do Sul: die Städte Rio Pardo, San Leopoldo und Rio Grande stehen in regelmäßiger Verbindung mit Porto Alegre; der Abfluß der Lagoa Mirim in die Lagoa dos Patos ist nun auch schiffbar gemacht. Große Arbeiten zur Erleichterung der Schifffahrt auf mehreren Küstenflüssen der Provinzen Sergipe und Espiritu Santo, sowie ein Kanal zwischen den Flüssen Pomanga und Japaratuba in ersterer Provinz ist unlängst glüklich vollendet worden. Man geht daran, die Schwierigkeiten, die bis jezt der Dampfschifffahrt auf dem San Francisco und Paranahyba entgegenstanden, hinwegzuräumen und der Mucury hat bereits seine regelmäßige Linie mit drei Booten zur Verbindung des von ihm durchströmten Theils von Espiritu Santo und der gewerbereichen Provinz Minas Geraes mit der Reichshauptstadt. Der Amazonenstrom besizt eine doppelte Linie, nämlich von Para bis Barra do Rio Negro und von dieser Ortschaft nach Nauta in Peru. Mit dieser stehen zwei neue Linien auf den Nebenströmen Tocantins und Rio Negro in Verbindung. Die Amazonasgesellschaft, welcher diese Unternehmungen mit Beihülfe der Regierung ihr Dasein verdanken, hat vorläufig sechs Dampfboote im Dienste und zwei fernere sind im Bau begriffen.

2. Industrie.

Wie der Handel sich unter diesem Steuersystem auffallend vermehrt hat, so läßt sich auch ein günstiger Einfluß desselben auf die einheimische Industrie, die sich mit Verarbeitung von Landeserzeugnissen beschäftigt, nicht verkennen. Wenn die brasilianische Industrie auch den vorhandenen Bedürfnissen bei weitem nicht genügt, so ist sie doch keineswegs so bedeutungslos, als sich Mancher vorstellt und in raschem Aufschwung begriffen. Wir erinnern hier nur an die großartigen Schlächtereien und Salzereien in Rio Grande do Sul, die zahlreichen Gerbereien in derselben und andern Provinzen, die Baumwollenweberei in Minas und Bahia, die Holzschneidemühlen, welche über das ganze Land verbreitet sind, die Leim-, die Talg- und Wachslichterfabriken, die Seilereien, die Ziegeleien, die Rohzukerfabriken und Branntweinbrennereien, die bedeutenden Eisenschmelzen in Minas Geraes, Rio de Janeiro, Bahia und Pernambuco, — vieler anderer Industriezweige, die in geringerer Ausdehnung betrieben werden, nicht zu gedenken.

3. Die Armee und die Flotte.

Das stehende Heer wird theils durch Rekrutirung, theils durch Werbungen ergänzt. Der verheirathete brasilianische Bürger ist gesezlich vom Militärdienst frei; überdieß ist die Stellvertretung gestattet. Ein großer Theil des Landheeres besteht aus Negern und in der Marine werden viele Caboclos oder zivilisirte Indianer ver-

wendet. Die Armee ist zwar nicht sehr zahlreich, denn sie beläuft sich blos auf ungefähr 20,000 Mann; dafür ist sie aber gut disziplinirt und befindet sich überhaupt in einem vortrefflichen Zustande. Die Arsenale für die Kriegsflotte sind wohl ausgerüstet. Diese besteht aus vierunddreißig größern und kleinern Segelschiffen und sechszehn Kriegsdampfbooten, zusammen von 2000 Pferdekraft.

Verschiedenes.

Nach dem Oberaargauer ist indirekten Nachrichten zu Folge der Trupp Auswanderer, welchen Hr. Sommer-Geiser von Langenthal begleitete, nach einer Reise von etwas über zwei Monaten (?) in Buenos-Ayres angekommen und auf 3 Schiffen nach Santa Fé weiter gereist. Der „wahrheitsgetreue und zuverlässige" Mann hat, wie es scheint, noch nicht selbst geschrieben. Woher kommt das?

Zwischen **Brasilien** und **England** hat sich ein, was lezteres Reich betrifft, sehr anmaßender Notenwechsel über die Sklavenfrage entsponnen.

Nordamerika. **Vereinigte Staaten.** (Der Dichter Lenau über Amerika und die Amerikaner.) In der neulich erschienenen Lebensbeschreibung Nikolaus Lenau's befindet sich ein Brief, welchen der berühmte Dichter 1832 während seines Aufenthaltes in Amerika an seinen Schwager Schurz geschrieben. Nach der darin enthaltenen Schilderung haben sich die Amerikaner in den lezten 24 Jahren wenig verändert. In dem Brief heißt es unter Anderm: „Buffon hat Recht, daß in Amerika Menschen und Thiere von Geschlecht zu Geschlecht weiter herabkommen. Ich habe hier noch keinen muthigen Hund gesehen, kein feuriges Pferd, keinen leidenschaftlichen (?) Menschen. Die Natur ist hier entsezlich matt. Sie hat kein Gemüth und keine Phantasie und kann darum ihren Geschöpfen auch nichts dergleichen geben. Es ist etwas recht Trauriges, diese ausgebrannten Menschen zu sehen in ihren ausgebrannten Wäldern. Bruder, diese Amerikaner sind himmelanstekende Krämerseelen! Todt für alles geistige Leben, maustodt. Die Nachtigall hat Recht, daß sie bei diesen Wichten nicht einkehrt. Das scheint mir von tiefer Bedeutung zu sein, daß Amerika gar keine Nachtigall hat, überhaupt keine wahren Singvögel. Es kommt mir vor wie ein poetischer Fluch. Eine Niagarastimme gehört dazu, um diesen Schuften zu predigen, daß es noch höhere Götter gebe, als die im Münzhause geschlagen werden. Man darf diese Kerle nur im Wirthshause sehen, um sie auf immer zu hassen. Eine lange Tafel, auf beiden Seiten 50 Stühle (so ist es da, wo ich wohne); Speisen, meist Fleisch, bedeken den ganzen Tisch. Da erschallt die Freßgloke, und hundert Amerikaner stürzen herein, keiner sieht den andern an, keiner spricht ein Wort, jeder stürzt auf eine Schüssel, frißt hastig hinein, springt dann auf, wirft den Stuhl hin und eilt davon, Dollars zu verdienen. Ich bleibe noch einige Tage hier, dann reise ich zum Niagara, und dann, wenn ich gute Gelegenheit finde, nach Haus. Auf den Katarakt und die Urwälder freu' ich mich sehr. Das allein wird, hoff' ich, die ganze Reise reichlich lohnen."

— Die Buchdrukerei ist nicht überall in den Vereinigten Staaten ein gutes Geschäft. Der „Deutsche von Holmes" schreibt: Ein Zeitungsdruker in Jowa sei bei dem Versuch, vom Druken allein zu leben, so hohl geworden, daß er sich jezt zum Verkauf als Ofenrohr anbiete.

— (Fremonts Kandidatur.) Der Washington-Korrespondent des New-York Herald behauptet, daß sehr viele Republikaner von Einfluß und Ansehen gegen die Kandidatur Fremonts seien. Das Gerücht gehe, daß mehrere Nordstaaten einen neuen Konvent zur Aufstellung einer andern Notabilität berufen wollen.

— Washington. (Senatsverhandlungen.) Im Senat verursachte die Bill, wodurch Kansas als Sklavenstaat in die Union aufgenommen werden soll, die größte Aufregung. Noch lebhafter geberdete sich der Senat bei der Diskussion über den Komitebericht mit dem Vorschlag zur Ausstoßung von Mr. Brooks; es kam beinahe zu einem allgemeinen Faustkampf.

— Texas. Die Indianer sind immer noch unruhig, stehlen, überfallen und tödten hie und da einzelne Weiße oder kleinere Reisegesellschaften. Der Major von Laredo und acht Bürger hatten am 20. Mai mit ihnen ein Gefecht, wobei ein Weißer und sechs Indianer todt blieben. Die in den Forts zum Schuze gegen die Indianer vertheilten Truppen der Vereinigten Staaten werden als feig und faul geschildert und sollen sich blutwenig um die Indianer bekümmern. — Gleiche Klagen aus dem Süden von Neu-Mexiko, wo die Mescaleros ihre Räubergeschichten aufführen.

— Illinois. Heker ist Wahlmann für die Präsidentschaftswahl geworden und bereist den Westen, um für Fremont zu wirken.

— Kalifornien. Die größten Wasserfälle der Erde sollen sich im Yo-Semety-Thale in Kalifornien befinden. Ein Reisender, Namens Hutchins, der jene Gegend besucht, schildert die Großartigkeit derselben wie folgt: An der Nordseite des Thales steht ein mächtiger Granitfelsen, der die Gestalt eines ungeheuren Thurmes hat. Seine höchste Spize ist mit hohen Tannen bewachsen, die in der Ferne wie ein Federbusch auf dem Koloß aussehen. Unsere indianischen Führer nannten ihn Kapitän. Als wir ihn gemessen, fanden wir seine Höhe 2800 Fuß. Ihm gerade gegenüber, an der Südseite des Thales, wurde unsere Aufmerksamkeit durch einen herrlichen Wasserfall, dessen Höhe über 700 Fuß betragen mag, sehr angezogen. Er sah aus wie ein langer und breiter Silberstreifen, der über einen Abgrund hieng. Ein starker Wind, der gerade ging, wehte ihn von einer Seite zur andern, und die Strahlen der Sonne ließen ihn in allen Regenbogenfarben spielen. Als wir das Thal weiter hinauf kamen und eine Wendung machen mußten, blieben wir alle plözlich vor Ueberraschung stehen, denn es bot sich unserem Auge eine Szenerie dar, wie ich sie noch nie gesehen noch beschrieben gelesen habe: vor uns standen Berge, die wie Säulen in die Wolken ragten, von denen einige ganz senkrecht, andere ein wenig geneigt sich in die Lüfte hoben; jeder war in seiner Gestalt ganz von dem andern verschieden, doch alle mit Fichtenbäumen besezt. Als wir uns von unserem Erstaunen erholt hatten, überschritten wir den Mercedfluß, und als wir einige Meilen das Thal hinaufgegangen waren, bot sich uns abermals ein unbeschreiblicher Anblik dar, ein Wasserfall, zweitausend zweihundert Fuß hoch, der höchste der Welt. Er stürzt über ein Riff und fällt mit einem Sprung 1200 Fuß, gleich darauf wieder 1000 Fuß hoch. Da wir einen guten Plaz fanden, so konnten wir den ganzen Fall, übersehen und ihn genau messen. Etwas weiter unten im Thal fanden wir abermals einen Fall, der über 1000 Fuß Höhe hat. Einige kleinere Fälle und ein See vervollständigen die Szenerieen des Thales, welches etwas über 10 Meilen lang und ungefähr 2 Meilen breit ist.

— In San Francisko regiert noch immer das Sicherheitskomite mit diktatorischer Gewalt. Der Gouverneur kann sich keinen Respekt verschaffen. Jenes hat 6000 Mann organisirt, 30 Kanonen und die festen Pläze, sowie die Posten und Telegraphen in seinen Händen; auf ein Wort strömen ihm Tausende von Freiwilligen zu. Das Komite sezt daher seine Purifikationen gegen die Kanaille unerbittlich fort. Wie Alles enden wird, ist nicht abzusehen. Vermuthlich wird es neue Wahlen geben.

— Kansas. Am 4. Juli versammelte sich die Territorialgesezgebung und wollte zu den Geschäften schreiten, als Oberst Sumner an der Spize von 200 Dragonern in den Saal der Repräsentanten drang und nach einer kurzen Erklärung die Mitglieder aufforderte, auseinander zu gehen. Sie gehorchten dem Befehl ohne Widerstand. In derselben Weise löste Oberst Sumner nachher die Versammlung der Senatoren auf.

Zentralamerika. Der Baron von Bülow, bekannt durch mehrere verunglükte Kolonisationsunternehmungen in Zentralamerika, ist gestorben.

— Hr. Bracht aus Elberfeld, ein Mann, dessen Namen in den ersten Jahren der Wirksamkeit des Mainzer Adelsvereines in Texas oft genannt wurde und der auch ein, ziemlich überschwengliches, Buch über Texas geschrieben hat, will nun als Kolonisator von Zentralamerika auftreten, deutsche Auswanderer in Texas und in seiner ersten Heimath anwerben und hat bereits einen Agenten nach Costa-Rica gesendet.

— (Walker in Nicaragua.) Die „Berliner Nat.-Ztg." hat eine interessante Korrespondenz aus New-York, der wir das Nachstehende entnehmen: Die Vorstellungen, welche man sich in Europa von dem romantisch-abenteuerlichen Gebahren der Nordamerikaner in Nicaragua zu machen scheint, entbehren alles Grundes. Von dem „neuen Leben", das dem verkommenen Zentralamerika durch die Angloamerikaner eingeflößt werden sollte, ist auch nicht die leiseste Spur eines allerentferntesten Anfanges zu gewahren. Pflug und Axt, von denen man so große Wunderdinge erwartet hatte, lassen sich nicht sehen; Akerbau, Industrie und Handel in Nicaragua, so unbedeutend sie vorher immer sein mochten, liegen unter Walkers Herrschaft gänzlich darnieder und diese erhält sich nur durch unaufhörlich fortgesezte Gewaltthaten am Leben. Die 800 oder 1000 Mann in Lumpen gehüllter Kerle, welche die grande armée des zentralamerikanischen Napoleon bilden, haben nie auch nur einen Heller von der ihnen zugesicherten Löhnung erhalten und werden lediglich durch fortwährende Kontributionen ernährt, ernährt mit dünnen tortillas (Maiskuchen), Bananen und dem grauenvollen Fusel (aguardiente), den man in Nicaragua aus irgend einer unaussprechlichen tropischen Frucht bereitet. Krankheiten raffen die Bethörten, die ihre Lebensweise nicht nach dem Klima einrichten können und wollen, massenhaft hinweg und nach der niedrigsten Berechnung müssen seit der Zeit, daß Walker im Lande ist, 500 von seinen Leuten umgekommen sein. Die Eingebornen müssen schweigen und dulden. Ihr ganzer Protest besteht in der Flucht. Granada, das vor einem Jahre über 20,000 Einwohner zählte, soll jezt keine 10,000 mehr haben; die übrigen haben sich nach den nördlichen Staaten oder in unzugängliche Gebirgsverstecke geflüchtet. Wie das Unternehmen der Costa-Ricaner (das übrigens weniger die Befreiung von Nicaragua, als die Eroberung der streitigen Provinz Guanacaste und des Flußlaufes des San Juan zum Zweke hatte) durch die Cholera vereitelt wurde, ist bereits bekannt. Daß auch die nördlichen Staaten, wenigstens San Salvador und Guatemala, einen Feldzug gegen Walker beabsichtigten, ist jezt festgestellt. Sogar hatte der Diktator von Guatemala, Carrera, schon eine 1000 Mann starke „Armee" entsandt, die sich aber, ehe sie die Grenze von Nicaragua erreichte, durch massenhafte Desertion auflöste. Die Truppen Carreras bestehen meist aus Indianern, die sich nur unter seinen eigenen Augen gut schlagen; er selbst aber konnte sein Land nicht verlassen, aus Furcht, daß hinter seinem Rüken ein Aufstand gegen ihn ausbräche. Es verlautet jezt, daß er in Mexiko die in Folge der verpufften Contrerevolution zu Puebla kassirten Offiziere anwerben läßt, um mit ihrer Hülfe einen zuverlässigeren Truppenkörper zu bilden. Wie dem aber auch sei, vorerst hat Walker weder von Norden noch von Süden aus etwas zu fürchten. In Honduras sympathisirt eine Partei mit ihm, die wenigstens stark genug ist, um eine völlig neutrale Haltung zu erzwingen; San Salvador ist durch zwei auf einander folgende Mißernten in tiefe Verschuldung gerathen und braucht alle seine Arbeitskräfte zu sehr, um sich auf einen Krieg einzulassen; Costa-Rica ist so furchtbar erschöpft, daß es Gott danken muß, wenn es nicht von Walker angegriffen wird, was nach Ablauf der Regenzeit sich wohl ereignen könnte; Guatemala kann auf eigene Hand nichts ausrichten. Somit darf man behaupten, daß Walker jezt feststeht. Die Zuzüge aus den Vereinigten Staaten aber sind fast ganz versiegt, seitdem die trübseligen Zustände in Nicaragua bekannter geworden sind.

— Neuere Berichte in amerikanischen Blättern melden, daß in Nicaragua eine Revolution stattgefunden habe, in Folge welcher der bisherige Strohmann Walkers, Präsident Rivas, abgesezt und Walker an dessen Stelle zum Präsidenten ernannt worden sei. Rivas läßt sich aber nicht so ohne Weiteres absezen und hat an der Spize von 600 Mann das Panier der Insurrektion erhoben. Beide Herren haben sich gegenseitig als Rebellen erklärt. In Costarica soll, nachdem General Mora, der Präsident, und der Staatssekretär gestorben, auch eine Revolution ausgebrochen sein. Es wird sich zeigen, wie viel an diesen Geschichten Wahres ist.

— Der zentralamerikanische Streit zwischen England und den Vereinigten Staaten ist unter den jüngst als Basis der Unterhandlung gemeldeten Bedingungen beigelegt worden.

Südamerika. **Neugranada.** Es ist schon mehrfach davon die Rede gewesen, daß der englische Arzt Dr. Stephenson Bushnam als Agent einer englisch-französischen großen Auswanderungsgesellschaft ein großes Stük Land in Neugranada zur Besiedelung mit europäischen Auswanderern erworben habe. Diese Konzession bildet jezt den Gegenstand einer sehr lebhaften Polemik. Der einflußreichste Mann in diesem Lande, General Thomas von Mosquera, hat in einer Brochure die Ungesezlichkeit dieser Land-Verwilligung nachgewiesen und die nicht zu widerlegenden Gründe veröffentlicht, aus denen er im Kongreß, dessen mächtigstes Mitglied er ist, die Aufhebung dieses zwischen der hiesigen Regierung und dem Stephenson Bushnam abgeschlossenen Vertrages jezt beantragen werde. Um so mehr wird es also rathsam sein, daß deutsche Kapitalisten oder Auswanderer den aller Orten zu erwartenden Aufforderungen des Dr. Bushnam oder seiner Kommittenten, der Neugranadian-Landkompagnie kein Gehör schenken.

Brasilien. In Rio de Janeiro ist von angesehenen Männern eine „Zentralgesellschaft für Kolonisation" gegründet worden.

Australien. Die Kolonie **Südaustralien** hat ein Gesez erlassen, demzufolge Fremde schon nach einem fünfjährigen dortigen Aufenthalte als Mitglieder der obersten gesezgebenden und vollziehenden Behörden gewählt werden können. — Zwischen Adelaide und Melbourne soll ein elektromagnetischer Telegraph errichtet werden.

Auch in **Westaustralien** sollen Goldminen entdekt und Proben nach Perth gebracht worden sein.

Feuilleton.

Schwarz und Weiß.

Von F. Gerstäcker.

Weit aus dem fernen Westen, da wo die eisgekrönten Berge ihre zakigen Kuppen in einander drängen und zweien Meeren, dem atlantischen wie dem stillen Ozean die schäumenden Quellen zusenden; weit von daher, wo er sich seine rauhe Bahn durch die entsetzlichsten Felsmassen bricht, die er entweder mit starkem Arm zerreißt, oder sich im tollkühnen Saz hinüberschwingt, um nachher, wie ob des gelungenen Wagestüks, meilenlang weiter zu tanzen und zu sprudeln, — kommt der gewaltige Missouri herab, „der schmuzige Strom", wie ihn der Indianer des Raubes wegen nennt, den er an seinem eigenen Ufer vollführt, oder der „brüllende Strom" (roaring river), wie ihn erstaunt der Weiße taufte, als er da zuerst sein Bett erblikte, wo er Fall nach Fall, dem verfolgten Panther gleich, aus den Gebirgsschluchten sprang, und erst dort still und geräuschlos seine Bahn vollendete, als er das schüzende Dikicht der Niederung erreicht hatte und nun zwischen den riesigen Stämmen des Urwaldes hin, dem starken Bruder, dem Mississippi, in die Arme glitt.

Dort nun, wo in den Schatten der Eichen und Hikorys der wilde Wein seine mächtigen Ranken von Zweig zu Zweig schlang und in zähen Armen die stattlichen Bäume verband, während mit zwar prunkenderem Aeußeren, mit bunter schimmernden Blüthen und saftigeren Blättern, andere Schlingpflanzen ebenfalls hinaufstrebten zu den starken Aesten und sich ihnen liebend anzuschmiegen schienen, indeß doch Gift in ihren Adern floß und sie nur Macht zu bekommen suchten, das wakere Holz fest, fest zu umklammern und ihm Licht und Luft zu rauben, daß es endlich in ihrem Griff erstikte, verdorrte, — dort, in dem fast noch unentweihten Heiligthume, stand ein kleines, roh aufgebautes Blokhaus mit breitmächtigem, aus Lehm errichtetem Kamine, die Nordseite dicht an den dunkeln Wald geschmiegt, dessen ungeheure Wipfel hoch über das niedere Dach emporragten, an den drei anderen Seiten aber durch ein wahres Chaos gefällter Bäume, hoch aufgestapelten Busch- oder Oberholzes, abgeschlagener Stämme und knoriger, sich weit umher spreizender Aeste im wahren Sinne des Wortes verbarrikadirt.

Der Eigenthümer dieses Plazes mußte augenscheinlich erst seit kurzer Zeit hierher gezogen sein und die Urbarmachung des Bodens begonnen haben, was auch noch überdieß ein dicht am Hause stehender, mit Leinwand bespannter Wagen bewies, der wohl, nebst einem nicht sehr weit von ihm entfernten Karren, sämmtliche Habseligkeiten des Farmers in dessen neue Waldheimath eingeführt hatte.

Die Sonne schimmerte eben noch mit ihrem rothen Gluthenlicht durch die Wipfel der Bäume, als sich ein Reiter, auf einem kleinen indianischen Poney, einem schmalen Kuhpfad folgend, dem Plaze näherte und endlich gerade da die Lichtung erreichte, wo Stämme und Aeste am tollsten umhergestreut lagen. Wenige Sekunden hielt er auch wirklich sein schnaubendes Pferd an, und schien, sich in den Steigbügeln hoch emporrichtend, nach irgend einer Oeffnung zu suchen, durch die er in diese Holzmasse eindringen und das Haus erreichen könnte. Der Wunsch mochte aber wohl unerfüllt bleiben; denn, einen leisen Fluch ausstoßend, preßte er seinem Thiere den einen bespornten Haken in die Flanke und sezte über die ersten, ihm den Weg versperrenden Klöze hinweg.

Das kleine muntere Pferd sah auch bald, was sein Herr eigentlich beabsichtige, und daran gewöhnt Hindernisse zu beseitigen, die bei fortwährendem Reiten im Walde fast ständlich vorkommen, wand es sich mit wirklich bewundernswerther Geschiklichkeit immer näher und näher dem Hause zu, hier einen Stamm überspringend, dort vorsichtig durch wild umher gestreute und zersplitterte Aeste dahinschreitend, bis es sich plözlich, nach einem besonders kühnen Saz über, oder vielmehr durch den Wipfel einer gefällten Eiche, so von allen Seiten eingezwängt und von wirklich unübersteiglichen Hindernissen umgeben sah, daß es ruhig stehen blieb und, in der festen Ueberzeugung, sein Aeußerstes gethan zu haben, ganz geduldig erwartete, was jezt der Reiter beschließen würde, der doch eigentlich auch bei der Sache interessirt war.

Dieser aber blikte vergebens nach einem Ausweg umher und that endlich das, was er von allem Anfang an hätte thun sollen, er rief das Haus an, und zwar mit einem kräftigen, weit hinausschallenden „Halloh!" was augenbliklich im ohrzerreißenden Chor von zehn bis zwölf Rüden bellend und heulend beantwortet wurde.

Gleich darauf öffnete sich die Bretterthüre, auf deren Schwellen eine schlanke, schon etwas ältliche Matrone erschien, die rings nach dem Rufenden, freilich vergeblich, umherschaute, während jezt die durch den Anblik der Herrin immer noch mehr gereizten Hunde einen so fürchterlichen Lärm erhoben, daß er für kurze Zeit jeden andern Laut vollkommen übertäubte.

„Ruhig, Muse, ruhig, nieder mit dir, Watch, willst du still sein, Deik; Hunde, ihr bringt Einen noch zur Verzweiflung, ruhig da, hört ihr denn nicht!" rief die Frau, die Meute beschwichtigend, die sich denn auch endlich zufrieden geben wollte, als ein zweites „Halloh the house!" ihren Grimm auf's Neue erregte, der jezt gar keine Grenzen mehr zu kennen schien.

Die Geduld der guten Frau mochte nun aber auch wohl ihr Ende erreicht haben; denn einen zum Trinkbecher ausgeschnittenen großen Flaschenkürbis ergreifend, der in dem vollen, auf einem Gesims vor der Thüre stehenden Eimer schwamm, goß sie die klare, kalte Fluth über die Tobenden aus, die nun heulend und kläffend auseinander stoben.

Zum dritten Mal rief jezt, diesen Augenblik der Ruhe benuzend, die Stimme ihr immer ungeduldiger werdendes „Halloh!" herüber, und nun erst ward die Matrone den Reiter gewahr, dessen Kopf nur wenig über das ihn umgebende Buschwerk hervorragte.

„Mr. Hennigs, sind Sie das?" rief sie lachend, als sie die Lage des jungen Mannes erriet, „wie, um Christi willen, haben Sie sich denn da hinein verloren?"

„Verloren?" rief dieser in komischer Verzweiflung, „ich möchte wirklich wissen, wie ich mich hier verlieren sollte; ich size so fest, wie der Wolf in der Falle. Wo zum Henker ist denn der Eingang zu Ihrem Haus? ich bin hier zwar auf dem Fußweg, er scheint aber nicht sehr begangen."

„Sie hätten um die Lichtung herum, durch den Wald reiten müssen", entgegnete die Frau, „mein Mann hat hier Bäume gefällt."

„Ja, das läßt sich nicht läugnen", lachte der Reiter, „die Beweise liegen zur Hand."

„Bleiben Sie nur da halten, Mr. Hennigs", rief jezt eine lichernde Mädchenstimme hinter der alten Dame vor, und dicht neben ihr ließen sich in diesem Augenblik zwei allerliebste Köpfe sehen, die neugierig die Lage des jungen Mannes erspähen wollten, „bleiben Sie nur da halten; Vater hat gesagt, daß er im Lauf der nächsten Woche das ganze Holz wegräumen will, und dann wird der Fußweg wieder frei."

„Danke, Sally, danke!" rief Hennigs lachend, „die Zeit möchte mir aber doch lang werden, wenn ich Ihre liebe Stimme immer so ganz in der Nähe hören müßte und nicht hinüber könnte. Nein, mag mein Poney sehen, wie es allein heraus kommt; ich will's ihm leichter machen!" Und damit sprang er vom Pferd, schnallte Sattel und Zaum ab, hing sich beides über die Schulter und kletterte nun, wenn auch nicht ohne bedeutende Anstrengung, dem kaum sechzig Schritt entfernten Hause zu.

Das Poney blieb im Anfang, als es sich so von seinem Herrn verlassen sah, ruhig stehen, und spizte nur sehr bedeutend die kleinen Ohren: als es jedoch fand, wie sich die Sache eigentlich verhielt, und den Trog witterte, an dem es gefüttert zu werden hoffte, warf es den Kopf in die Höhe, wieherte ein paar Mal hell auf, und flog dann, jezt durch keine Last mehr zurükgehalten, mit kühnen Sätzen über Stamm und Busch hinweg, bis es schnaubend und mit den Hinterbeinen wild nach den hier auf es einstürmenden Hunden schlagend, vor der Thüre der Hütte hielt, und dort seinen jezt ebenfalls herankeuchenden Herrn freudig begrüßte.

Dieser aber warf Sattel und Zaum nieder, sprang schnell die aus über einander gelegten Klözen bestehenden Stufen hinauf in's Haus und rief hier, die Hände der Frauen ergreifend und herzlich schüttelnd:

„Wie geht's, Mrs. Draper, wie geht's Sally und Lucy, Ihre Hand, Alle wohl? seh'n wenigstens Alle kerngesund aus; doch — wo ist der Alte?"

„Vater ist noch draußen im Wald, er sucht die Pferde", entgegnete, nach der kurzen Begrüßung, Sally, das jüngste der beiden Mädchen, die etwa siebenzehn und neunzehn Jahre zählen mochten.

„Haben Sie gar keine Spuren im Wald gesehen?" frug die Matrone, während sie ihr großes Baumwollenspinnrad in die Ekе schob und die Kohlen im Kamine mit dem langen Schürsteken zu neuer Glut aufschüttelte.

„Sie müssen heute Morgen aus den Hügeln herunter gekommen sein", meinte Hennigs, „am Bach wenigstens waren die Fährten, und wenn ich nicht irre, so habe ich auch gleich oben über dem Kreuzweg die Schelle gehört."

„Ah, dann findet sie Vater gewiß nicht", rief Sally bedauernd aus, „er wollte an Polters Creek hinauf und von da an links in das Thal hinüber suchen."

„Nein, er ist wohl schon auf den Spuren", entgegnete der junge Mann; „denn im weichen Quellboden sah ich deutlich die Abdrüke eines Schuhes."

„Vater trägt heute seine Mocassins", sagte Lucy, „das muß Jemand Anderes gewesen sein."

„Dann allerdings; aber wer will denn die Pferde brauchen? ist ein Tanz irgendwo? es scheint Sie ja Alle ungemein zu interessiren, ob der Vater die Pferde findet, oder nicht."

„Tanz? pfui, Mr. Hennigs, ich dächte doch Sie wüßten, daß wir nicht tanzen", erwiederte ihm, etwas pikirt, die Matrone.

„Ach, alle Wetter ja, ich habe davon gehört, Sie hätten sich der „Kirche" angeschlossen und wären „religiös" geworden; Vater auch?"

„Noch nicht"; entgegnete, mit einem tiefheraufgeholten Seufzer, Mrs. Draper, „wir wollen aber morgen früh zur Campmeeting, und davon hoffe ich das Beste: der liebe Gott wird ihn ja wohl erleuchten, daß er den rechten Weg findet."

„Das wird er, das wird er, Mrs. Draper, ob aber auf solche Art, bezweifle ich fast; der alte Herr trinkt gern sein Gläschen, und wenn ihm einmal etwas in die Quere kommt, ih nun, dann flucht er auch wohl ein Bischen, und ich glaube kaum, daß er sich das so leicht abgewöhnen wird. Wozu braucht er aber auch wirklich zu einer „Kirche" zu gehören? 's ist so ein herzensguter alter Mann, wie nur je Einer seine Sohlen in den Missouri-Bottom drükte, er thut ja keinem Menschen etwas zu Leide."

„Wir sind Alle Sünder, Mr. Hennigs," sagte die alte Dame sehr ernst, „und mein armer Mann besonders, er schwört und flucht, genießt geistige Getränke und hat neulich den reisenden Prediger, der bei uns übernachtete und die Gebete las, einen Hypokriten genannt, ja sogar gelogen, als er während des Gebetes aufstand und, Nasenbluten vorschüzend, das Haus schnell verließ; ich habe später das Tuch untersucht, es war nicht ein einziger Blutflek darin, und der arme Fremde wartete eine volle halbe Stunde mit dem Gebet, ehe er fortfuhr, damit der böse Mensch keinen Vers des heiligen Wortes versäumte."

Hennigs lachte laut auf.

„Der arme Draper; also half ihm seine kleine Nothlüge nicht einmal?"

„Kleine Nothlüge, Mr. Hennigs?" sagte die Matrone mit größerer Strenge, als sie es sonst wohl gewohnt war, „Sie reden da recht böse, recht unendlich böse Worte; abgesehen davon, daß der Augenblik, wo er sich mit seinem Gott beschäftigen sollte, keine Nothlüge zuließ, so giebt es gar keine Nothlügen; es darf Nichts in der Welt einen frommen Menschen zu einer Lüge bewegen, nicht einmal die Noth; denn das Herz, was nicht wahr und treu ist, kann dem Herrn kein wohlgefälliges Opfer bringen."

„Aber, beste Mrs. Draper," entgegnete ihr Hennigs, „Sie werden mir doch gewiß zugeben, daß es Fälle im menschlichen Leben giebt, wo eine Nothlüge nicht allein keine Sünde, sondern sogar gut und —"

„Nein, das gebe ich Ihnen nicht zu," unterbrach ihn die Matrone schnell, „das kann ich Ihnen nicht zugeben, und schon ein solcher Gedanke ist Unrecht."

„Wenn aber nun z. B. Ihr Mann, oder eines von Ihren Kindern recht lebensgefährlich krank wäre," demonstrirte Hennigs, „und wenn Sie nun wüßten, daß jede Aufregung für sie oder ihn die traurigsten, nachtheiligsten Folgen haben könnte, würden Sie da nicht, wenn nun etwa ein lieber Freund des Kranken eben gestorben wäre und er darnach früge, ihm den Todesfall verheimlichen? würden sie da nicht lieber zu einer Nothlüge Ihre Zuflucht nehmen, ehe Sie das Ihnen theure Leben auf's Spiel sezten?"

„Mr. Hennigs, Sie bauen da eine ganze Menge von Voraussezungen zusammen, um nur eine, Ihren Ansichten günstige Antwort zu hören. Das sind die Fallstrike, die uns der Teufel legt, um uns irre zu führen in dem, was recht und gut ist, und reichen wir ihm dann einen kleinen Finger, so hat er bald die ganze Hand und mit ihr die Seele des ihm Verfallenen. Draper nannte auch den frommen Mann einen Hypokriten."

„Hm, ja, Mrs. Draper; aber Draper sagte mir, er hätte an dem Gebet volle sieben Viertelstunden gelesen, das ist doch ein Bischen stark."

„Es war sehr erbaulich, und er gedachte aller unserer Sünden, da mußte es schon lange werden," erwiederte die Frau.

„Wollen Sie nicht mit uns zum Campmeeting gehen, Mr. Hennigs?" frug jezt Sally den jungen Mann, und sah ihn bittend mit ihren großen dunkeln Augen an.

„Gewiß, gewiß!" rief dieser schnell. „In so angenehmer Gesellschaft führ' ich selbst mit zur — Campmeeting," verbesserte er noch zur rechten Zeit, da ihm schon ein sehr sündhaftes Wort auf den Lippen schwebte, „aber wahrhaftig," sagte er, jezt sich in dem kleinen Raume umschauend, „Draper muß ver — muß ungemein fleißig gewesen sein; er hat sich in den vier Wochen, die er hier ist, schon wirklich ganz behaglich eingerichtet; das Dach kann ja kaum vierzehn Tage liegen."

„Mr. Draper ist auch in der That sehr fleißig gewesen," erwiederte die Matrone, „wie lange wird's aber dauern, da packt ihn die leidige Wanderlust wieder an, und Knall und Fall verkauft er für wenige Dollar das, was ihm jahrelange Arbeit gekostet hatte, und zieht westlich, immer weiter westlich, und immer tiefer in den Wald zwischen wilde Menschen und Thiere hinein." (Forts. folgt.)

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrückungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 32. | Samstag den 9. August. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | 1856.

Kolonisation.

Die Vortheile, welche einem schwachbevölkerten Lande voll natürlicher Reichthümer aus der Herbeiziehung fremder Kolonisten erwachsen, wurden in Brasilien alsbald eingesehen, sowie das Reich von Portugal unabhängig war. Manche nun zu starken Gemeinden angewachsene Kolonien entstanden schon vor und während der Zwanzigerjahre und seit damals kamen zu jenen von Zeit zu Zeit neue hinzu. Aber so recht als unabweisbare Nothwendigkeit erkannte man allgemein die Kolonisation erst seit der Aufhebung des Sklavenhandels an und namentlich seit auch die brasilianische Regierung selbst mit allen Kräften das Verbot der Negereinfuhr durch strenge Ueberwachung zur Thatsache und seine Umgehung beinahe zur Unmöglichkeit gemacht hat. Hören wir, wie einer der hervorragendsten Männer Brasiliens, Hr. Pereira da Silva, Mitglied der Deputirtenkammer, von diesem Standpunkte der Nothwendigkeit aus die Kolonisationsfrage auffaßt und damit der unter den Gebildeten der Nation herrschenden Ansicht Worte verleiht. In einem begeisterten Zurufe an Regierung und Volk sagt er:

„Kolonisation! Kolonisation! Das ist gegenwärtig die Politik, die wahre Politik, die vor allem Andern nationale Politik Brasiliens!

„Der Sklavenhandel hat für immer aufgehört, und er mußte aufhören. Es ist nicht mehr möglich, ihn zurückzurufen. Die Würde und das Interesse des Landes, die öffentliche und die private Moral, alle persönlichen Gefühle und alle religiösen Ueberzeugungen, die Zukunft Brasiliens, kurz Alles macht das Gesez, welches diesen Handel beseitigt, zu einem dauernden, welches nicht wieder zurückgenommen werden kann.

„Fort also mit dem Vergangenen! ein neues Leben gilt es, und zwar ein Leben, das würdig sei eines sich selbst achtenden Volkes und ihm Garantien der Dauer und der Ordnung biete!

„Wir können die Hände, deren unser Akerbau bedarf, nicht mehr aus den glühenden Wüsten Afrikas, nicht mehr von den elenden Horden am Mozambique, Loanda und der Küste von Mina beziehen. Richten wir denn unsere Blike nach andern Ländern; sorgen wir, daß wir an die Stelle der schon uns zu mangeln beginnenden Sklaven, einer Race ohne Trieb nach Verbesserung und ohne Verständniß für die edleren Seiten des Menschenwesens, freie Männer gewinnen, Männer der gleichen Race, der gleichen Freiheit mit uns, und die zu uns kommen, um Wohlstand, Bildung und Gesittung uns entfalten zu helfen. Die Vernichtung des Sklavenhandels hat uns die gebieterische Pflicht auferlegt, unserem Lande Arbeiter zu verschaffen, die aber nicht nur seiner materiellen, sondern ebenso sehr seiner geistigen und moralischen Entwikelung dienen. Verharren wir in Sorglosigkeit, vertagen wir die Verwirklichung der immer dringender in allen Adern des Reiches empfundenen Nothwendigkeit, warten wir, daß die Zeit oder der Zufall oder wer weiß was dieselbe von selbst, ohne unser Zuthun, ohne Aufgebot unserer Kraft erledigen werde, dann wehe uns, und wehe Brasilien!

„Die göttliche Vorsehung hat uns einen fruchtbaren Boden verliehen, durchschnitten von wunderbaren, leicht schiffbaren Strömen. Sie hat uns ein Klima gegeben, in welchem alle Pflanzen und Früchte der Welt gedeihen. Sie hat unser Land mit einer Luft umgeben, die an Anmuth und Gesundheit kaum ihres Gleichen hat; sie hat uns zur Küste eines Meeres gemacht, welches uns allen Ländern nahe bringt und uns mit allen Nationen in Verbindung sezt. Und dazu leben wir in einem Jahrhunderte der Erfindungen, der Dampfschiffe und der Eisenbahnen, und in einer Zeit, da das alte Europa von Menschen überfüllt ist, welche ihre Heimat verlassend in neuen Ländern ein neues nährendes Vaterland zu suchen sich gezwungen sehen, und in einem Zeitpunkt, da die Vereinigten Staaten, welche bisher fast die ganze betriebsame und gesittete Auswanderung des alten Deutschlands an sich zogen, durch sie sich bereicherten und bevölkerten, dieselbe undankbar von sich zu weisen beginnen!

„Nun denn! Noch nie war der Augenblik für uns günstiger!

„Die Einwanderer, die nach Brasilien kommen, bilden zwei wohl zu unterscheidende Klassen. Die Einen kommen, nicht um bei uns zu bleiben. Sie wollen hier arbeiten und gewinnen, um schließlich mit der Frucht ihrer Mühen und Anstrengungen in ihre Heimat zurükzukehren. Die Andern fährt dagegen die Absicht her, bei uns sich eine bleibende Stätte zu gründen und Eigenthum zu erwerben zum Erbe für ihre Nachkommen hier im Lande. Beide Klassen sind uns jede in ihrer Weise gleich wünschenswerth und wir dürfen uns nicht dabei begnügen, sie eben kommen und wieder ziehen zu lassen. Unser Land ist noch jung; seine Ausdehnung ist unermeßlich und neun Zehntheile sind noch unbevölkert, während das lezte Zehntheil mindestens noch nicht genügend bevölkert ist. Wie gesagt, wir dürfen uns nicht dabei begnügen, die Einwanderer eben kommen und wieder ziehen zu lassen; wir müssen vielmehr ihr Kommen befördern, und hingebend ihnen hier so lange hülfreich zur Seite stehen, bis sie fremder Unterstüzung nicht mehr bedürfen.

„Eine erste Maßregel, welche ergriffen werden muß, ist die Bildung von Gesellschaften, welche der Staat, sei es durch besondere Begünstigungen, sei es durch Geldmittel unterstüzt. Diese Gesellschaften übernehmen die Verpflichtung, Arbeiter in das Reich zu ziehen und für ihren Empfang und ihre Beherbergung in den Hauptausschiffungshäfen, wie Rio de Janeiro, Santos, Rio Grande, Santa Katharina, Pernambuco, Bahia, Para ꝛc. zu sorgen. Und wahrlich, man braucht nicht zu fürchten, daß die so hierher kommenden Einwanderer nicht sofort Arbeit bei uns finden sollten. Der Eisenbahnbau hat soeben erst bei uns begonnen, in fast allen Provinzen ist der Straßenbau in voller Thätigkeit, überall gibt es Güter, deren Eigenthümer ein dringendstes Interesse haben, arbeitende Hände für sie zu gewinnen. Eine zweite damit zusammenhängende und nicht minder nothwendige Maßnahme ist aber: die Verträge zwischen Arbeitern und Arbeitgebern, sei es, daß sie auf Tagelohn oder auf Halbpacht abgeschlossen werden, zu regeln, ein Maximum der Dauer für die leztere, ein Minimum des Lohnes für die ersteren festzusezen und Vorkehrungen für die allseitige treue Erfüllung der Verträge zu treffen.

„Wir wissen jedoch sehr wohl, daß die wahre Kolonisation nicht die durch gedungene Arbeiter, sondern vor Allem erst die durch freie Eigenthümer ist. Erst in dieser erhalten wir die Kolonisten, wie wir sie hauptsächlich brauchen. Und nur aus Deutschland und der Schweiz können wir auf eine solche Einwanderung rechnen, welche Mittelpunkte der Kolonisation bildet, ein selbstständiges Grundeigenthum bebaut und dauernde Niederlassungen begründet. Aber nicht eher werden die Deutschen uns in entsprechender Menge zuströmen, als wenn wir ihnen Grundeigenthum mit festen, unbestreitbaren Rechtstiteln in genügendem Maße anzubieten vermögen. Was die Deutschen aus ihrer Heimat forttreibt, das ist vor Allem der Wunsch, Grundeigenthümer zu werden. Schafft also Mittelpunkte der Kolonisation, scheidet das Privateigenthum von dem Staatsgrundbesiz, parzellirt lezteren, stellt die Parzellen zum Verkauf und zugleich sorgt für Straßen, welche die Ansiedelungen mit Marktplätzen verbinden, und ihr dürft überzeugt sein, daß sich die deutsche Einwanderung hierher wenden wird, ebenso wie sie sich bisher nach den Vereinigten Staaten wendete.

„Noch aber ist für diese Einwanderung zu wenig geschehen. Wohl sind Verträge abgeschlossen worden mit dem Hause Schröder in Hamburg, mit Dr. Blumenau und mit dem Prinzen von Joinville, um die Ufer des San Francisco und andere Theile von Santa Katharina zu kolonisiren; ferner mit dem Grafen Montravel in Rio Grande do Sul, mit dem Dr. Faivre in Parana und mit dem Major Dias da Silva in Espiritu Santo, um neue Ansiedelungen zu gründen. Gewiß sind diese Verträge außerordentlich dankenswerth und die herrlichen Ufern des Rio Pardo, Jacuhy und Taquary, die köstlichen Ländereien des San Francisco und Itajahy, die anmuthigen Ufer des Itapemerim und die bewunderungswürdigen Prairien von Parana gewinnen durch sie Unendliches; aber wie wenig sind sie für das Ganze?

„Viel, viel zu langsam geht es mit der Vermessung der Staatsländereien! Die Ausführungsverordnung vom 30. Januar 1854 ist längst da; aber mit der Ausführung selbst geht es nicht vorwärts. Und doch ist sie die dringendste aller Nothwendigkeiten.

„Noch auf einen weiteren Uebelstand muß aufmerksam gemacht werden, auf — die gemischten Ehen. Unser Zivilgesez kennt nur die kirchliche Ehe, und unsere geistlichen Behörden haben nicht Befugniß zu den betreffenden Dispensen. Die Einwanderung ist aber eben so sehr eine protestantische, wie katholische; die Zukunft der Familien, und mit ihr des Staates hängt also davon ab, daß in die-

ser Hinsicht zweckentsprechende Maßnahmen getroffen werden.

„Endlich bedarf es einer Reform unserer Gesezgebung bezüglich der Verwaltung der noch nicht angetretenen Hinterlassenschaften. Ob mit Recht, ob mit Unrecht, gegen diese Verwaltung erheben sich harte Anklagen innerhalb, wie außerhalb des Reiches, und die in Europa über sie verbreiteten Urtheile können nur dazu beitragen, die dortige Auswanderung von uns fern zu halten.

„Aber nicht bloß die Regierung, das ganze Volk, die Grundbesizer, die Kapitalisten, die Männer der Intelligenz, die Presse, alle ohne Ausnahme müssen sie helfen zu dem Werke der Kolonisation, welches die dringendste aller dringenden Nothwendigkeiten Brasiliens ist!"

So weit der Aufruf des Hrn. Pereira da Silva. Aus ihm erhellen einerseits die Gesinnungen und Bestrebungen der Männer, welche an der Spize Brasiliens stehen, hinsichtlich der Kolonisationsfrage, anderseits dekt er ohne Schonung die Säumnisse und Mängel auf, welche einer raschen und umfassenden Lösung derselben im Wege stehen. Treten wir auf diese ein, so muß vor allem die Bestimmung nicht nur über die gemischten, soudern auch über die rein protestantischen Ehen, nach welcher diese als von der katholischen Staatskirche nicht anerkannt keine rechtliche Gültigkeit haben, bedauert werden; es breitet aber die Gesezgebung hierin sowohl, als in der Verwaltung der Nachlassenschaften Aenderungen vor, welche dem Einwanderer Beruhigung gewähren, und sind die betreffenden Gesezesentwürfe in dem Augenblike, da wir dieses schreiben, vielleicht schon in Kraft getreten. Uebrigens geht der zweite Punkt die Brasilianer so gut wie die Fremden an*) und was den ersten betrifft, so hat man nie davon gehört, daß eine protestantische Ehe je auf irgend ein Hinderniß gestoßen wäre, wenn auch das genannte unbillige Ueberbleibsel aus alter Zeit allerdings bisher noch auf dem Papiere gestanden ist. — Auch in der Landvermessung ist in dem halben Jahre, seit Hr. Pereira da Silva seine Ansprache an Obrigkeit und Volk erlassen hat, viel geleistet worden. In sämmtlichen für die deutsche Kolonisation wichtigen Provinzen des Südens sind jezt die Vermessungsämter in Wirksamkeit. Nachdem solche schon früher für Parana und Rio Grande do Sul eingesezt worden, sind sie nun auch für San Paulo und Santa Catharina in's Leben getreten. Mit der Anfnahme der Ländereien werden auch die Eigenthumsverhältnisse in's Reine gebracht, so daß der Einwanderer, der künftig vom Staate sich Boden erwirbt, zugleich auch einen festen unbestreitbaren Rechtstitel erhält, während es früher bisweilen vorkam, daß Kolonisten, welchen die Regierung Land angewiesen hatte, mit Privaten, die dasselbe ebenfalls ansprachen, darum prozessiren mußten.

Das Ländereivertheilungsgesez oder Gesez über die Staatsländereien, lei das terras devolutas, vom 18. September 1850 mit seiner ergänzenden Ausführungsverordnung vom 30. Januar 1854 wurde zu dem Zweke erlassen, um die Privatländereien von denen abzusondern, welche dem Staate gehören, leztere vermessen, in kleinere Theile abstelen und diese zu festen niedrigen Preisen verkaufen zu können. Durch diese Maßregeln wird das gleiche System befolgt, welches die Kolonisation der Vereinigten Staaten von Nordamerika in so hohem Grade befördert hat. Das Ländereivertheilungsgesez bestimmt nun einerseits die Bedingungen, unter welchen neuer Grundbesiz vom Staate erworben werden kann; anderseits stellt es die Grundsäze fest, nach welchen die Gültigkeit der Rechtstitel der bereits besezten Ländereien beurtheilt wird. In dieser Beziehung verlangt es namentlich, daß nach erfolgter Prüfung der frühern Landverleihungen (sesmarias) und solcher Eigenthumsrechte, die sich lediglich auf die erste Besizergreifung (das Squatterrecht, wie es in Nordamerika heißt) stüzen, die anerkannten Eigenthümer gesezliche Titel erlangen müssen, in denen die Grenzen des Grundbesizes nach der stattgefundenen Vermessung genau beschrieben werden. Die Squatter behandelt das Gesez sehr großmüthig; während dieselben in den Vereinigten Staaten bloß das Verkaufsrecht des besezten Landes zum Kongreßpreise haben, wird ihnen in Brasilien nicht nur auf erfolgtes Ansuchen der Besiz des bereits angebauten Bodens gewährleistet, sondern überdieß von den Beamten der Regierung noch ein eben so großes Stük angrenzendes Staatsland zugemessen (jedoch unter der Beschränkung, daß das Ganze an Umfang nicht eine der zulezt in der betreffenden Gegend bewilligten Sesmarien übersteige), falls nicht ringsum Alles Privateigenthum ist. Mögliche Streitfragen über den Thatbestand des angebauten Landes werden durch von den betheiligten Parteien ernannte Schiedsrichter erledigt; andere Bedenken durch die Beamten der Provinzlandämter, welche die Vermessung und den Verkauf der Nationalländereien besorgen; diese stehen alle unter einer Kolonisationszentralbehörde in Rio de Janeiro. Von den Entscheidungen der Provinzialvermessungsämter kann an den Präsidenten der Provinz, ja sogar von diesem an die Reichsregierung appellirt werden. — Auch gegen die Inhaber von Sesmarien, welche die Bedingungen der Landschenkung nicht erfüllt haben, ist das Ländereivertheilungsgesez sehr nachsichtig: es wird ihnen ein Zeitraum zur Nachholung der Versäumniß festgesezt; lassen sie aber auch diesen unbenuzt verstreichen, so werden sie der Landschenkung verlustig. Solche Sesmarien fallen dann, sowie das von Squattern besezte, in gegebener Frist nicht vermessene Land dem Staate als terras devolutas anheim. Den Besizern von Sesmarien sowohl als den Squattern stellt die Regierung die Arbeit ihrer Landvermessungsbeamten gegen eine billige Entschädigung zu Gebot.

Dem Staate bleiben, nachdem sämmtliche Privatansprüche bereinigt sind, ausgedehnte fruchtbare Ländereien übrig; andere, sogar in der Nähe der Meeresküste und schiffbarer Flüsse unter verschiedenen gesunden Himmelsstrichen gelegene, gehören ohnehin unzweifelhaft und unbestritten zu den terras devolutas. Diese Staatsländereien werden nunmehr in Loose von 250,000 Quadratklaftern oder 226 Morgen vertheilt und zum Verkauf ausgeboten, je nach Belieben und Umständen in öffentlichen Versteigerungen oder im Besondern und zwar für die geringen Preise von ½, 1 Real, 1½ und 2 Reis das Quadratklafter, oder der Morgen zu 553, zu 1106, zu 1659 und 2212 Reis gemäß der Lage und Fruchtbarkeit der Grundstüke; das beste Land ist demnach noch bedeutend wohlfeiler, als das Kongreßland der Vereinigten Staaten, welches, sei es gut oder schlecht, den feststehenden Preis von 1¼ Dollars per Acre hat. — Es ist nicht gesagt, daß nur ganze Loose von 226 Morgen vom Staat erworben werden können, sondern es werden auch halbe und Viertelsloose abgegeben. — Der Besiz der gekauften Ländereien ist schon durch die frühere Gesezgebung verbürgt, wird aber durch die neue Verordnung noch kräftiger gesichert. Die Gemeinderichter verurtheilen diejenigen, welche Grundstüke unbefugt betreten, Feuer darin anlegen oder Holz abhauen, zu zwei- bis fünfmonatlicher Gefängnißstrafe und einer Geldbuße von 100 Milreis. Die Oberrichter haben auf den Besuchsreisen, zu denen sie verpflichtet sind, nachzuforschen, ob die Gemeinderichter ihre Pflicht erfüllen und etwaige Vernachläßigung derselben mit Gefängniß und Geldbuße zu bestrafen.

Das Verfahren, welches die Regierung hinsichtlich der Staatsländereien nun durch das eben besprochene Gesez einschlägt (im Budget von 1856—1857 sind für die Staatsländereien nach Reybaud 1,700,000 Franken ausgesezt), hat bereits Nachahmung gefunden. Große Landeigenthümer, besonders in Rio Grande do Sul, lassen ihren Grundbesiz vermessen und abtheilen und verkaufen oder verpachten die einzelnen Grundstüke an Einwanderer. Ueberall tauchen Kolonisationsunternehmungen im Sinne des Gesezes auf und neulich hat sich in Rio de Janeiro eine Zentralgesellschaft für Kolonisation auf Aktien gebildet, in der Einsicht, guter Wille und reiche Geldmittel zur Beförderung der Einwanderung und Ansiedlung zusammenwirken. Von Regierung und Privaten durchgeführt, wird das System der freien Kolonisation der Auswanderung nach Brasilien bald den längst gewünschten Aufschwung geben.

Die seit früher bestehenden Kolonien wurden nach andern Grundsäzen errichtet. Die ältesten entstanden: Neu-Freiburg 1819 unter Johann VI., dann unter Dom Pedro I. San Leopoldo 1825, Tres Forquilhas, Torres, Sao Pedro d'Alcantara, Santo Amaro, Rio Negro und Caravellas sämmtlich von 1825—29. Die Reichsregierung stellte Agenten an, denen sie große Summen anwies, um Leute in Deutschland und der Schweiz förmlich zu werben, die Ueberfahrt zu bestreiten und die Ansiedlung einzurichten. Jedem Kolonisten wurde dann eine Sesmaria zugemessen als erbliches Eigenthum, oder auch, wie dieß in Rio Negro der Fall war, man überließ den Ansiedlern bloß den Boden zu beliebiger Benuzung, ohne daß der Staat auf sein Besitzrecht verzichtete. Leider waren die Agenten nicht immer ihrer Aufgabe gewachsen, theils mangelte es ihnen an Einsicht und dem nöthigen Ernst bei der Auswahl der Leute, so daß manche dieser Kolonien neben einigen steißigen Familien eine Menge arbeitsscheuen Gesindels erhielten, theils fehlte es ihnen an Ehrlichkeit: viel Geld, das die Regierung für die Kolonien verwendet glaubte, blieb in den Taschen der Agenten und ihrer betrügerischen Unterbeamten. Oft waren gar keine Veranstalten getroffen, kein Land vermessen, kein Obdach auf der Kolonie vorhanden, wenn die Kolonisten in Brasilien ankamen; dann wurden sie Monate, sogar Jahre lang auf Kosten der Regierung gefüttert oder erhielten Unterstüzung an baarem Geld, ergaben sich dem Müßiggang und der Liederlichkeit und verlernten so das Arbeiten noch gänzlich. Ueberall herrschte Wirrwarr und Unordnung und mancher Kolonisationsplan kam gar nicht zur Ausführung, weil sich die Kolonisten zerstreuten. Solche berüchtigte Agenten waren unter Johann VI. der Schweizer Gaischet und unter Dom Pedro I. der Major Schäfer, ein Norddeutscher, der in doppelter Eigenschaft auftrat. Dom Pedro hatte nämlich zwei Zweke vor Augen. Er wollte sein Land kolonisiren und zugleich sich eine deutsche Garde bilden, um Ruhe und Ordnung im Reiche aufrecht zu erhalten. Er erhielt beides: Kolonisten und Soldaten, aber weder die einen, noch die andern taugten viel. Zieht man die unerquikliche Geschichte der frühern Kolonisation in Betracht, so darf man sich billig wundern, daß trez allem anfänglichen Ungemach, den vielen begangenen Fehlern und den unreinen Bestandtheilen der Bevölkerung sich mehrere dieser Kolonien auf so erfreuliche Weise entwikelt haben, ein Ergebniß, das wohl in einem mit weniger natürlichen Vorzügen ausgestatteten Lande als Brasilien kaum möglich gewesen wäre. — Die großen Opfer und die, wie es zuerst den Anschein hatte, geringen Erfolge ihres Kolonisationssystems benahmen der Regierung auf lange Jahre die Lust zu weitern derartigen Unternehmungen. Die lezte war die Gründung von Petropolis im J. 1845, bei der übrigens nicht mehr dasselbe sorglose Verfahren wie früher eingeschlagen wurde und an welcher sich auch der Kaiser mit seiner Privatkasse betheiligte. Wenn die Staatsregierung sich später auf Kolonisation einließ, so geschah es nicht mehr unmittelbar, sondern lediglich durch Unterstüzung der Provinzen, Gesellschaften oder Privaten, die nun ihre Rolle übernahmen, oder indem sie aus Barmherzigkeit hülflose Einwanderer auf ihre Kosten nach verschiedenen Kolonien führte, wie es im Jahr 1846 und 1847 geschah, als sie gegen zweitausend halbverhungerte von Antwerpen und Dünkirchen angekommene Auswanderer längere Zeit beherbergte und beköstigte und sie schließlich unentgeltlich nach Espiritu Santo (Santa Isabel), Rio Grande do Sul, Santa Katharina und San Paulo beförderte, wo dieselben theils auf schon bestehende Kolonien vertheilt, theils mit ihnen neue gegründet wurden, wie z. B. die eben erwähnte Ansiedlung Santa Isabel von der Provinzialregierung von Espiritu Santo. Durch ein Generalgesez von 1848 ist jede Provinz ermächtigt, 36 Quadratlegoas Staatsland für die Kolonisation zu bestimmen. Von dieser Gunst haben wenige Provinzen Gebrauch gemacht; doch ist die Kolonie Santa Cruz in Rio Grande do Sul, begonnen im J. 1849, eine sehr wohlgelungene Schöpfung der Provinzialkolonisation.

Wir kommen nun auf eine andere Kolonisationsweise zu sprechen, auf diejenige durch einzelne Männer oder Gesellschaften, welche mit mehr oder weniger Beihülfe des Reiches oder der Provinzen eben so schöne, zum Theil bedeutendere Erfolge erzielen, als früher der Staat und zwar in besserer Ordnung, kürzerer Zeit und mit geringern Geldmitteln. Diese Privatkolonien zerfallen dem zum Grunde liegenden System nach in zwei verschiedene Abtheilungen: in Kolonien mit freiem Grundbesiz, wie die meisten Staatskolonien, und in solche, die auf dem Halbpachtsystem fußen. Bei jenen kommt im Allgemeinen folgendes Verfahren in Anwendung. Der Unternehmer erwirbt sich von der Regierung oder auch erst aus zweiter Hand um billigen Preis eine größere Strele Landes, wofür er die Kaufsumme erst nach Jahren zu entrichten hat und übernimmt dafür die Verpflichtung, in einer gegebenen Zeit eine gewisse Anzahl Kolonisten auf dem Lande anzusiedeln. Manchmal erhält der Unternehmer für jeden wirklichen Kolonisten von der Regierung eine Prämie und für die nothwendigen vorbereitenden Arbeiten eine Summe Geldes. Nun errichtet er Gebäulichkeiten als Vorrathshäuser und zum ersten Obdach der Kolonisten, bis sie eigene Hütten erbaut haben, erstellt Wege, theilt das Land ab und verkauft die Grundstüke an die Kolonisten, entweder gegen baar, oder er räumt ihnen längere Zahlungsfristen ein. Das Land, das der Kolonist auf eigene Rechnung bebaut, haftet dem Unternehmer im leztern Falle für den Kaufpreis und allfällige sonstige Vorschüsse. Durch den mit der zunehmenden Bevölkerung und Kultur rasch steigenden Werth des Landes finden beide Theile, der Unternehmer wie die Kolonisten, ihre Rechnung. Solche Kolonien sind die meisten der in dem Aufruf des Hrn. Pereira da Silva genannten. Sie sind zum Theil schon ältern Ursprungs, wie Dona Franziska und Blumenau, und haben die Leiter neue Verträge zu ihrer Erweiterung mit der Regierung abgeschlossen; zum Theil sind sie aber erst in den Anfängen begriffen, wie Santa Maria da Soledade in Rio Grande do Sul unter der Leitung des Grafen Montravel und die Kolonie Saronia am obern Mucury in Minas Geraes. Alle haben den Grundgedanken der auf freien Besiz sich stüzenden Kolonisation gemein, weichen jedoch in manchen Punkten von einander ab, welche Unterschiede wir bei einer einläßlichern Betrachtung der einzelnen Kolonien kennen lernen werden.

Die Kolonie Rio Novo im Süden von Espiritu Santo, die Schöpfung einer Gesellschaft, an deren Spize

*) Es bestehen, wie wir schon in dem Artikel über die Verfassung erwähnt haben, in Brasilien eigene Gerichte als Vormundschaftsbehörden für Wittwen, Waisen, Abwesende und Sklaven. Uns will bedünken, daß die Klagen über die Verwaltung nicht angetretener Erbschaften wenigstens der Gesezgebung, als die und da den damit betrauten Persönlichkeiten und der schwierigen Aufsicht über dieselben zur Last fallen und daß sie überhaupt oft ganz unbegründet sein mögen. Auch in den geordnetsten europäischen Staaten kommt es ja häufig vor, daß bei Erbschaftsangelegenheiten betheiligte Ausländer sich gegenüber den Einheimischen benachtheiligt wähnen.

Hr. Dias da Silva steht, bildet den Uebergang von den eben erwähnten zu den folgenden Unternehmungen. Die Kolonisten sind nämlich Erbpächter. Noch näher steht den Parceriakolonien das auf Superaguhy, dem Gute des Herrn Perret-Gentil an der Küste von Parana, gebräuchliche System, unterscheidet sich aber außer einigen andern Punkten von jenen darin, daß der Pächter einen festgesetzten Zins zu bezahlen hat, der nicht nach dem jährlichen Bodenertrag schwankt. Aehnliche Verhältnisse finden auf der Kolonie des Belgiers Dr. Faivre, Dona Therza am Ivahy in der Provinz Parana, statt.

Das System der Halbwacht- oder Halbpartverträge, Parceriasystem, ist ganz dasselbe, das auch in manchen Ländern Europas: in Oberitalien, in Südfrankreich, in einigen Gegenden der Schweiz für gewisse Zweige der Landwirthschaft, z. B. den Weinbau, gebräuchlich ist und gepriesen wird, weil der Eigenthümer sowohl, als der Pächter gut dabei stehen. In Brasilien kam es aus Anlaß der Aufhebung des Sklavenhandels in Anwendung. Der hohe Preis der Sklaven, der seit zehn Jahren um das dreifache gestiegen ist und noch immer mehr steigt, macht es den brasilianischen Gutsbesitzern unmöglich, ihre Ländereien in derselben Ausdehnung und auf die gleiche Weise wie früher auch ferner noch mit Vortheil zu bebauen. Die Verhältnisse forderten gebieterisch einen Ersaz für die sich vermindernde Sklavenarbeit und in neuester Zeit um so dringender, als die Cholera viele tausend Neger weggerafft hat. Diesen Ersaz leistet, zwar nicht der Zahl der Arbeiter nach, aber vermöge ihres höhern geistigen und sittlichen Gehaltes, das von dem Senator Vergueiro eingeführte Parceriasystem vollständig. Das durch einen Halbpachtvertrag bestimmte Verhältniß zwischen Gutsbesizer und Kolonist ist folgendes. Dieser erhält ein Haus zur Bewohnung mit einem Garten und so viel Kaffeebäume *) zur Bearbeitung, als er mit seiner Familie besorgen kann. Was er im Garten und zwischen den Kaffeebäumen für den eigenen Bedarf pflanzt, gehört unbedingt ihm. Er hat die Pflanzung in gutem Stand zu erhalten und bei der Ernte den gepflükten Kaffee dem vom Gutsbesizer angestellten Kolonialdirektor einzuliefern, der den abgegebenen Betrag aufschreibt und zugleich dem Kolonisten in einem Rechnungsbuch, das dieser in Handen hat, bescheinigt. Die weitere Behandlung, die Versendung und den Verkauf des Kaffees besorgt der Gutsherr und der Erlös nach Abzug sämmtlicher Kosten wird zwischen ihm und dem Kolonisten zu gleichen Hälften getheilt. Der gegenseitige Vertrag wird auf eine gewisse Anzahl Jahre, gewöhnlich vier, geschlossen. Nach Ablauf desselben können sich die Kontrahenten entweder trennen oder den Vertrag erneuern. Es besteht also hier dasselbe Verhältniß, wie wenn zwei Handelsleute, die sich zur Betreibung eines gemeinsamen Geschäftes vereinigen, jeder gleich viel Kapital einschießt, in demselben Maße beim Geschäfte thätig ist, und gleich viel von dem Ertrag desselben erhält. Beim Halbparisystem liefert der eine Antheilhaber, der Gutsherr, das Betriebskapital, der andere, der Pächter, die Arbeit. Da die meisten brasilianischen Halbpächter Leute von wenig oder keinem Vermögen waren, denen die Reisekosten ganz oder theilweise vorgestrekt und nachher auf der Kolonie noch weitere Vorschüsse an Nahrungsmitteln, Kleidung und andern Lebensbedürfnissen gemacht werden mußten, so stehen sie gewöhnlich zu dem Gutsbesizer außer in der Stellung eines Geschäftsantheilhabers auch noch in derjenigen des Schuldners zum Gläubiger und es versteht sich dann von selbst, daß der Parceriavertrag fortdauert, bis die Schulden getilgt sind. Hat die Heimathgemeinde des Kolonisten für ihn die Reisekosten ausgelegt, so übernimmt der Gutsbesizer die Aufgabe, die Rükzahlung dieser Auslage nach und nach, zu gleicher Zeit mit der Dekung des eigenen Guthabens, in Richtigkeit zu bringen, indem er den Antheil des Kolonisten an dem gepflükten Kaffee nicht diesem, sondern sich selbst und der Gemeinde gutschreibt. Wenn bei Ablauf des Vertrages zwischen Gutsherr und Halbpächter ausgerechnet wird, so erhält dieser, falls er Schuldner des erstern und seiner Gemeinde ist, die Bescheinigung der Abzahlungen durch die ihm gehörige Hälfte des gepflükten Kaffees, und was über die Schulden hinaus erlöst worden ist, an baar. Hat der Kolonist aber keine Schulden, so wird ihm dann eben der Betrag an Geld ausbezahlt. Die Pächter wissen immer, wie sie stehen, da der Kolonialdirektor jedem in sein Buch einträgt einerseits, was er an Kaffee eingeliefert und was dieser beim Verkauf gegolten hat, anderseits, wie viel er schuldet, sei es nun von der Reise her oder durch Bezüge aus den Vorrathshäusern der Kolonie während der Pachtzeit. Beispielsweise wollen wir hier eine Schlußrechnung aus den Büchern der Kolonie Ibicaba anführen. Sie ist zwar günstig, aber bei weitem nicht die vortheilhafteste für den Halbpächter. Eine Familie von sieben Personen hatte an Reisekosten und Unterhalt (Nahrung, Kleidung u. s. w.) von 1847—50 eine Schuld von 1385 Fr. 74 Rp.

Guthaben für drei Ernten von 1847 bis 1849 und Taglöhne für Arbeiten außer der Kaffeeplantage, die besonders bezahlt werden . . . . . 1760 „ 50 „

Guthaben des Kolonisten ohne die Ernte von 1850 . . . . . 374 Fr. 76 Rp.

Rechnet man für die Ernte von 1850 nur den mäßigen Betrag von 500 Fr., so hat diese ganz arme, mit Schulden beladene Familie nach Abzahlung derselben noch gegen 900 Fr. rein verdient. Eine gleich starke Familie aber, welche die Reisekosten aus eigenem Vermögen bestreiten konnte, würde nach dieser Rechnung neben ihrem Unterhalt bei Ablauf des vierjährigen Vertrages einen Gewinn von ungefähr 2000 Fr. aufweisen. Dazu kommt ein kleiner Viehstand und mancher Nebenverdienst, der, wenn der Familienvater ein Handwerk versteht, beträchtlich werden kann; denn der Kolonist darf über alle Zeit, die ihm von der Arbeit in der Kaffeepflanzung übrig bleibt, frei verfügen. — Streitigkeiten zwischen Gutsbesizern und Pächtern werden durch von beiden Theilen gewählte Schiedsgerichte beurtheilt. Im Uebrigen stehen dem Kolonisten wie jedem andern rechtsuchenden Einwohner die öffentlichen Gerichte zu Gebot und die Provinzialregierung wacht über die Befolgung der Verträge. Für träge Kolonisten besteht die Strafe, daß die versäumten Arbeiten auf ihre Kosten von Andern gethan werden. Unverbesserliche Faullenzer, Liederliche und Händelstifter können aus der Kolonie fortgeschikt werden. Körperliche Strafen sind verboten. — Die erste Halbpachtkolonie, das Muster für alle nachfolgenden, ist Ibicaba, von dem Senator Vergueiro im J. 1847 gegründet. Jezt gibt es in San Paulo wohl ein Duzend größere und kleinere, ferner in Rio de Janeiro vier größere Parceriakolonien nach dem System des Senators Vergueiro, und solche, die nur aus einer oder wenigen Familien bestehen, in dieser und andern Provinzen mehrere z. B. eine auf Ilha grande, einer Insel an der Küste der Provinz Rio de Janeiro.

*) Außer dem Kaffee werden auf den Parceriakolonien auch einige andere Kulturpflanzen, z. B. Zukerrohr, angebaut und zwar unter den gleichen Bedingungen, wie der Kaffee; im Ganzen aber in so unbedeutender Menge, daß sie kaum in Betracht kommen.

Verschiedenes.

Wenn ein unglüklicher Mensch von einem tollen Hunde gebissen wird, so kann er das Wuthgift Wochen, ja Monate lang im Leibe herumtragen, bis die Wasserscheu wirklich ausbricht. Wie diese latente Hundswuth verhält sich die „wüthende Malice" der in Bremen erscheinenden „Deutschen Auswanderer-Zeitung" gegen Brasilien. Von Zeit zu Zeit finden sich Spuren des Uebelwollens gegen dieses ausgezeichnetste Auswanderungsziel in dem genannten Blatte, bisweilen droht der nur nothdürftig verdekte Haß und Neid offen zu Tage zu treten, wie z. B. in dem Artikel „Brasilien und die Einwanderungsspekulation", und man muß sich über kurz oder lang auf einen entsezlichen Ausbruch der ganzen krankhaften Leidenschaft gefaßt machen. — Wenn ferner der D. A. Z. die Ausdrukswese des „Kolonist" nicht gefällt, so können wir ihr zuliebe schon einmal und die übrige aneignen, wie nachstehendes Muster zeigt: Sonderbares, verdächtiges Benehmen der D. A. Z. in Sachen des Nunnernestes Castel-Garden und des heuchlerischen zweifelhaft redlichen Agenten W. Sinn in Quebek! Bedauerliche Parteilichkeit! Tadelnswerthe, durch nichts gerechtfertigte Apologie schändlicher Sünder! u. s. w. So viel zum Zeichen, daß wir die uns persönlich angehende Expektoration der D. A. Z. (Nro. 58) gelesen und beherziget haben.

Deutschland. (Seide aus Brasilien.) Ein Gutsbesizer in der deutschen Kolonie San Leopoldo in Rio Grande do Sul hat einige Kisten voll selbstgezogener Seiden-Cocons einem Freunde in Hamburg geschikt, der die Seide sängst in Darmstadt abhaspeln ließ. Dieselbe ist von ausgezeichneter Qualität und hohem Werth.

— Im Herzogthum Sachsen-Meiningen wirbt ein anrüchiges Individuum, Namens Adalbert Kühn, Auswanderer nach der argentinischen Republik, und zwar nach den bekannten verlokenden Bedingungen zu schließen, für Santa Fé.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Unglüksfälle.) Ein furchtbares Eisenbahnunglük erschütterte alle Gemüther selbst in New-York, wo man an derlei Hiobsposten doch gewohnt ist. Am 17. Juli stießen nämlich durch den unverantwortlichen Leichtsinn eines Maschinenführers (er soll sich später vergiftet haben) auf der Philadelphia-Eisenbahn zwei Züge an einander. Der eine war ein Vergnügungstrain, auf dem sich 500 bis 600, nach Einigen sogar an 1000 Kinder befanden. Er war eben auf dem Wege nach Fort Washington, als ihn sein Schikfal ereilte. Die beiden vordersten Wagen wurden in Atome zerschmettert und mit den Trümmern der Lokomotive in einen brennenden Schutthaufen zusammengeworfen, der die nächstfolgenden Wagen in Brand stekte. Es sollen zwischen 50 bis 100 Personen, darunter meist Kinder, dabei um's Leben gekommen sein. — Die Opfer sind am 22. Juli begraben worden, es sind 57 Menschen, meist Zöglinge der St. Michaelkirche. Am selbigen Tage verbrannte der Dampfer „Rothern Indiana" auf dem Erie-See und auch bei dieser Katastrophe sollen an 50 Personen ihr Leben eingebüßt haben.

— Washington. Brooks, der Prügelsenator, zu dessen Ausstoßung aus dem Kongreß nicht genug Stimmen abgegeben worden waren, ist freiwillig ausgetreten.

— Der Senat hat seine Sizung geschlossen. Im Westen fanden zahlreiche Meetings zu Gunsten der Kandidatschaft Fremonts statt. In Pennsylvanien dagegen soll eine Koalition zwischen den Anhängern Fillmore's und denen des Obersten Fremont erfolgt sein, welche die Ernennung des Kandidaten der Knownothings sichern soll.

— (Ursprung des Beinamens Bruder Jonathan für die Amerikaner.) Nach einer ziemlich verbreiteten Anekdote wandte sich Washington, da er mit der Vertheidigung von Massachusetts beschäftigt war, an seinen Freund Jonathan Trumbull, Gouverneur von Connecticut, um dessen Rath und Beistand, und pflegte auch in der Folge bei schwierigen Sachlagen zu äußern: „Laßt uns sehen, was Bruder Jonathan dazu sagt." Dies war unter seinen Truppen bekannt, und es wurde unter ihnen sprüchwörtlich, sich bei vorkommenden Verlegenheiten auf „Bruder Jonathan" zu verlassen. Wer weiß übrigens, ob diese Benennung nicht schon früher auskam, um den biblisch-brüderlichen Geist der Puritaner zu bezeichnen, wie Patrik, John Bull den respektiven Charakter der Irländer und Engländer.

— In New-York sind mehrere Personen, darunter auch der portugiesische Konsul, unter der Anschuldigung, beim Sklavenhandel betheiligt zu sein, gefänglich eingezogen worden.

— Texas. Die Stadt Austin zählt gegenwärtig 3034 Einwohner, darunter 729 Sklaven.

— Kalifornien. Das Siegel der Vehme zu St. Franzisco in Kalifornien — als welche man annähernd die dortige Lynch-Law-Vereinigung bezeichnen mag — wird in einer Abbildung der Londoner Illustrirten Zeitung dargestellt. In der Mitte desselben erscheint ein Auge, darum die Inschrift Vigilance-Comittee, St. Francisco. Rings herum laufen oben folgende Worte: Fiat Justitia, Ruat Coelum; und unten: No Creed, No Party, No Sectional Issues, d. i.: „kein Bekenntniß, keine Partei, keine Sonderung."

Kanada. Dem früher mit unbegränztem Vertrauen beehrten W. Sinn, Angestellten des Einwanderungsdepartements in Quebek, wird in einem öffentlichen Blatte vorgeworfen, daß er widerrechtlich mit Passagebilleten, von denen ihm jedes wenigstens zwei Dollars Gewinn abwerfe, Handel treibe, daß er Runner in seinem Dienste habe und die Auswanderer auf jede Art abhalte, ihre Reisebillets anderswo zu lösen, daß er also seine von der Regierung zum Schuz und Berathung der Einwanderer gegründete Stelle im höchsten Grade für sein Privatinteresse mißbrauche. In der Allg. Ausw. Ztg. heißt es ferner, Sinn sei nicht selbst Regierungsagent, sondern nur dessen Schreiber, hat sich aber fälschlich dafür ausgegeben, sowie auch bisweilen für den württembergischen Konsul. Nun sei er, da seine Schlechtigkeiten an den Tag gekommen, auch von seiner Schreiberstelle entlassen worden und habe ein selbstständiges Bureau „zum Schuze (!) der deutschen Einwanderer" errichtet.

— Zufolge Nachrichten aus Mexiko hat Präsident Comonfort die Errichtung von 4 Kolonien auf den zwischen Jalapa und Vera Cruz liegenden Ländereien beschlossen, auf Punkten, welche durch Fruchtbarkeit des Bodens, Güte des Klimas und andere Umstände als die bestgelegenen angesehen werden. Die Bedingungen des Ankaufs und der Bezahlung der bewilligten Ländereien sind sehr liberal und ganz berechnet, die Kolonisten in ihren ersten Anstrengungen nicht zu beschweren; es wird nur darauf ankommen, daß sie auch gehalten werden.

Zentralamerika. Am 20. Juni erließ Walker von Granada aus folgende Proklamation: „An das Volk von Nicaragua. In bin nach Nicaragua gekommen, um dessen Frieden und Wohlstand zu befestigen. Zu diesem Zweke unterschrieb ich den Traktat vom 23. Okt. v. J. und half die kraft desselben organisirte Regierung aufrechterhalten. Die Regierung jedoch, weit entfernt mir beizustehen, diesen Traktat zu verwirklichen, hat Hindernisse in den Weg gelegt, und ist so weit gegangen, daß sie sich bemühte, einen Bürgerkampf im Freistaat heraufzubeschwören. Es mag sonderbar erscheinen, aber die frühere Verwaltung von Rivas hat versucht, Unruhen und Schwierigkeiten und Krieg zwischen dem Volke und den hieher gerufenen Amerikanern anzustiften. Nicht genug, daß die Amerikaner alle Krankheiten von Granada ertragen mußten, um die frühere provis. Regierung zu konsolidiren, und für die Dienste, die

sie mit so viel Krankheiten und Verlusten geleistet hatten, keinen Lohn erhielten. Nicht genug, daß sie ihr Blut vergossen haben, um dem Staate den Frieden und die Ehre zu wahren und dafür von der Regierung nicht einmal das Allernothwendigste zur Fristung ihrer Existenz erhalten, — Undankbarkeit allein genügte nicht, um den Heißhunger nach Niederträchtigkeit zu befriedigen, der die Eingeweide der Regierung verzehrte, sondern Verrath war nothwendig, um der Gier nach Verleumdung und Verachtung zu genügen. Sie trachten, ihre Schuld den Amerikanern dadurch heimzuzahlen, daß sie das Volk gegen ihre Wohlthäter aufstacheln ꝛc. Bei solch' gehäuften Verbrechen ist die bisherige provisorische Regierung nicht würdig, weiter zu bestehen. Im Namen des Volkes habe ich somit ihre Auflösung erklärt und eine provisorische Regierung eingesezt, bis das Volk seine angestammten Rechte ausübt, sich seine Regierung wählen zu dürfen.

Will Walker."

Vier Tage darauf war Walker gewählt. Der bisherige Präsident Rivas und der Kriegsminister hatten sich von ihm losgesagt, seien mit 600 Mann in Leon und erklärten Walker für einen gesezwidrigen Eindringling, während sie ihrerseits von Walker als Rebellen gebrandmarkt werden. Es heißt ferner, in Costa Rica sei auch eine Revolution ausgebrochen, nachdem der Präsident Mora gestorben, nach andern erschossen worden sei, und diesen Umstand benüzend, ziehe nun Walker nach Costa Rica mit der Hoffnung auf bessern Erfolg seiner Eroberungspläne als früher.

Australien. Neu-Caledonia. (Die französische Kolonie.) Nach den Mittheilungen der neueren französischen Expeditionen nach und in Neu-Caledonien, besonders einer Reise auf dem Flusse von Port de France aus in das Innere dieser Insel, bis nach Canala, erscheint diese, je weiter landeinwärts, um so fruchtbarer, angebauter und bewohnter zu sein; lezteres zwar von einem arbeitsfleißigen und sanften Völkchen, das sich, nichts weniger als menschenfresserisch, den weißen Reisenden sehr gewogen und freundlich erwies. Es würde bei der starken Bevölkerung und dem völlig als Eigenthum vertheilten Grund und Boden gänzlich unthunlich erscheinen, fremde und erfahrungslose Kolonisten nach dieser Insel zu ziehen, denen man ohne einen ungerechten Krieg gegen die gegenwärtigen Besizer oder zweifelhafte Landankäufe von diesem bedürfnißlosen Volke weder Gelegenheit noch Vortheile der Ansiedelung versprechen könnte. Dagegen stellen sich auf dem Wege eines freundschaftlichen und freien Austausch-Verkehrs unter französischem Schuze für die Einfuhr europäischer Erzeugnisse und die Benüzung und Vermehrung der reichen Landesprodukte die gewinnreichsten und durch die allmälige Zivilisation der Eingebornen folgewichtigsten Verhältnisse in Aussicht.

Feuilleton.

Schwarz und Weiß.

Von F. Gerstäcker.

(Fortsetzung.)

„Nun, viel weiter westlich kann er jezt nicht mehr gehen," meinte Sally ganz ernsthaft, indem sie dem Gast einen Stuhl zum Feuer rükte; „Vater hat ja selbst gesagt, er wäre nun nicht mehr weit vom indianischen Gebiet, und in dem dürfen sich keine weißen Leute ansiedeln. Uebrigens," fuhr sie schelmisch lächelnd fort, „ist ja Mr. Hennigs ebenfalls hier in den Wald gezogen und da muß die Gegend doch wirklich Vorzüge besizen, die man ihr auf den ersten Anblik hin gar nicht zutrauen möchte."

Lucy wandte sich ab und sezte ihre Arbeit an dem großen Baumwollenspinnrade fort.

„Das Wandern müssen Sie uns schon zu Gute halten," erwiederte Hennigs, der ebenfalls Sally's Anspielung vermeiden zu wollen schien und jezt in aller Verlegenheit mit seinem Taschenmesser an dem Stuhle herumschnitt, auf dem er saß. „Dafür sind wir ja eben Pioniere oder Squatter, wie uns der Ost-Amerikaner nennt. Amerika braucht aber gerade solche Leute, die weder wilde Thiere noch wilde Menschen fürchten, sondern kek hineinziehen mitten in ihr Bereich, und der Natur den Boden abtrozen, der ihnen und ihrem Fleiß, nach Aussage aller klugen Leute, nun doch einmal gehört.

„Ja, ja, das ist schon Alles recht schön und gut," meinte Mrs. Draper, „aber lieber wäre ich denn doch in Illinois geblieben."

„Was, in Illinois? in den ungesunden dürren Steppen? zwischen Prairie-Hühnern und Prairie-Wölfen, und in der Gesellschaft der wirklich weltberühmten Correralers!"*) rief Hennigs erstaunt aus: „nein, da lobe ich mir das Kraftland unserer Niederung, das ist nicht todt zu machen, und wollen wir wirklich Prairien haben, nun, dann finden wir sie westlich von hier, schöner und herrlicher, wie sie der ganze Osten mit all seinen so hochgepriesenen Vortheilen aufweisen kann."

„Das mag wahr sein," entgegnete ihm Mrs. Draper; „aber Illinois ist doch kein Sklavenstaat, und, mag dieses Land so schön und gut sein, wie es will, es ist mir fürchterlich, auch nur mit Menschen zusammenleben zu müssen, die ihre Brüdern und Schwestern wie das Schlachtvieh verkaufen."

„Ach Gott, ja, Madame, es mag viel Wahres daran sein," meinte Hennigs kopfschüttelnd, „manchmal, wenn ich so recht allein darüber nachdenke, kommt's mir auch fast so vor, als ob es nicht ganz recht wäre, daß wir die Neger feilbieten und ebenso für sie, wie für andere Waaren, den möglichst höchsten Preis zu erhalten suchen. Für Sünde kann's aber doch auch nicht gelten; denn unsere Väter und Großväter haben's gethan, das Gesez hat den Sklavenhandel geheiligt und die Bibel selbst scheint die Sache als etwas sehr Natürliches zu betrachten, wenigstens habe ich neulich einmal mit dem presbyterianischen Geistlichen, der auch Sklaven hält, darüber gesprochen und der behauptet, Gott selbst habe das so eingesezt, daß die heidnischen Völker den Christen dienen müßten; das klingt auch eigentlich vernünftig genug."

„Ich weiß es, ich weiß es", sagte Mrs. Draper, sie vertheidigen die Sklaverei, selbst aus der heiligen Schrift, aber nur Gott kann erkennen, ob sie daran Recht thun; ich möchte nicht ein voreilig Urtheil fällen. Wir Frauen fühlen uns aber auch vielleicht weit näher darin berührt als die Männer; mir thut's ja schon in der Seele weh, wenn ich ein junges Huhn geschlachtet habe, und sehe nun, wie die alte Henne glukend den ganzen Raum, den sie sonst zu begehen pflegt, durchläuft und das Verlorene sucht; wie vielmehr muß ich Mitgefühl mit einer Mutter haben, der fremde Menschen das Kind aus den Armen reißen, um es für wenige Dollars zu verkaufen, während sie selbst gern das eigene Herzblut dafür hingäbe, und doch zu arm ist es zu bezahlen. — Ich wollte, wir wären in einem Freistaat geblieben."

„Nun, hier in Missouri wird die Sklaverei noch nicht so arg getrieben," sagte Hennigs, „im Süden mag's freilich schlimmer sein; hier hören wir auch ganz selten von entflohenen Negern, und das, sollte ich denken, wäre ein ziemlich günstiges Zeichen. Wo ein Freistaat so nahe ist und die Sklaven trozdem bei ihrem Herrn bleiben, da kann auch ihr Loos noch kein entsezliches sein."

„Und wie sollten sie denn entfliehen können?" frug Mrs. Draper, „muß denn nicht ein Neger, wenn er nur selbst auf eine andere Farm oder Plantage hinübergeht, einen Paß haben, ohne den er von jedem weißen Mann festgenommen werden kann? und liefert nicht selbst dann, wenn der flüchtige Neger den Freistaat wirklich erreicht hat, dieser, zur Schande der Vereinigten Staaten, den festgenommenen Sklaven an seinen Herrn aus? Wie also soll ein solcher armer Mensch denn entkommen, wenn er Niemanden weiß, an den er sich wenden kann, wenn er Niemanden hat, der ihn unterstüzt und ihm forthilft, und wer das thut — hat Zuchthausstrafe zu erwarten."

„Das Ausliefern muß aber sein," fiel ihr hier Hennigs in die Rede, „wie könnten denn die Vereinigten Staaten einig neben einander bestehen, wenn sie einander ihr Eigenthum vorenthalten wollten; das gäbe ja zu endlosen Streitigkeiten Anlaß, und müßte nach und nach zu Haß und Zwietracht führen. Nein, es ist allerdings schlimm, daß wir die Sklaverei haben, und ich selbst wollte Gott danken, wenn es ein Mittel gäbe ihrer los und ledig zu werden, und wir alle von Negern Abstammende wieder über die See zurük in ihre Heimath senden könnten, wie ja der Anfang dazu auch mit Liberia gemacht ist; da aber die klügsten Leute im Lande sich schon seit langen Jahren vergebens die Köpfe zerbrochen haben, wie dem am Besten abzuhelfen wäre, so wird unser Einer doch auch nicht dagegen ankämpfen sollen. Das Bestehende, wie es nun einmal besteht, muß der Einzelne ehren."

Lucy hatte indessen aus einer Spalte über dem Kamine ein zusammengefaltetes Zeitungsblatt herausgenommen, schlug es jezt aus einander und hielt es dem jungen Mann entgegen.

„Sie behaupten, es entflöhen hier in Missouri keine Neger ihren Herren?" sagte sie mit leisem Vorwurf im Tone, „da — da überzeugen Sie sich selbst; hier stehen Drei angegeben, und vor jedem ein kleines Bildchen: ein armer Neger mit seinem Päkchen auf dem Rüken; der eine ist sogar von einem unserer Nachbarn, aus dem nächsten County, von Squire Wallis."

„Das spricht für und wider mich," sagte Hennigs; „wider mich, wegen dem Entlaufen, für mich, weil eben dieser Wallis auch Einer von Ihren sogenannten frommen Leuten ist; er hat sogar schon gepredigt, und die Presbyterianer halten ihn für ein besonderes Licht, das dem Staate und ihrer Kirche in diesem Manne aufgegangen sei. Gott bewahre uns vor solcher Beleuchtung!"

„Behandelt Mr. Wallis seine Sklaven wirklich so arg?" frug die Matrone.

„Dessen waren Draper und ich neulich Zeuge," erwiederte ihr Hennigs; „wir ritten gerade vorbei, als er einen seiner jungen Neger an einen Baum gebunden hatte und ruhig daneben seine Pfeife rauchte; dann und wann nur wie um sich eine kleine Bewegung zu machen, stand er auf und peitschte den Unglüklichen höchsteigenhändig, daß ihm das klare Blut an dem Rüken hinunter lief. Wir frugen ihn, was ihn zu einer so fürchterlichen Strafe veranlaßt habe, er behauptete aber, er thue das aus christlicher Pflicht, es sei gegen seine Grundsäze, einen seiner Sklaven im Zorn zu strafen, und da kühle er sich in der Zwischenzeit immer erst ein wenig ab, um ruhig zu bleiben und nicht hizig zu werden."

„Und das nennen Sie ein freies Land!" rief die Matrone entrüstet.

„Und das nennen Sie einen frommen Christen!" warf Hennigs dagegen ein; „ist Ihnen da nicht Ihr Mann mit all seinen kleinen Fehlern und Eigenheiten, meinetwegen Schwächen, zehntausendmal lieber, selbst wenn er dann und wann das untere Ende des Wiskeykruges höher hebt, als das obere, und seinem Herzen mit etwas rauh klingenden, aber keineswegs bösgemeinten Worte Luft macht?"

„Aber das viele gotteslästerliche Fluchen könnte er doch lassen," sagte Mrs. Draper, freilich schon um Vieles milder gestimmt.

„Ja, und Sie auch, Sir," lachte Sally, „Lucy hat schon oft gesagt, Sie wären ein ganz guter Mensch, wenn Sie nur nicht immer —"

„Sally!" rief Lucy, „wie kannst Du nur —"

Ein plözliches Anschlagen der Hunde unterbrach hier jede weitere Rede, und gleich darauf trat auch, die Mütze fest in die Stirne gedrükt und die Büchse in der Hand, die er, ohne sich weiter umzusehen, auf die über der Thür eingeschlagenen Pflöke legte, Draper ein.

„Da bin ich wieder," sagte er, und drehte sich in diesem Augenblike nach den Seinen um, sein Antlig war aber auffallend bleich, sein ganzes Wesen schien erregt, und er fuhr merklich zusammen, als er einen Fremden an seinem Kamin erblikte, faßte sich jedoch augenbliklich und streckte dem schnell erkannten Freunde die Rechte entgegen.

„Und ohne die Pferde?" frug Hennigs, der die dargebotene Hand derb schüttelte, „mit leeren Zügeln? Die Damen hier scheinen deren Ankunft fest erwartet zu haben."

„Dann müssen die Damen noch etwas Geduld haben," lächelte der Alte, und nahm die Müze ab, die er oben auf eine Eke des Kaminsimses legte. Dabei schienen aber seine Gedanken wieder weit hinweg zu schweifen, und er starrte, die Hand noch immer oben an dem Brett, wohl mehrere Minuten lang, wie in tiefem Nachdenken versunken, auf die im Kamine glimmenden Kohlen nieder.

„Mr. Hennigs hat die Fährten im Potters Creek gesehen, Vater," brach endlich Sally das Schweigen, „sie müssen nach der Niederung hinunter sein, und da, weißt Du wohl, wenn sie erst in den Schilfbruch kommen, findest Du sie immer nicht gleich wieder. Am Ende versäumen wir morgen den Anfang der Campmeeting."

„Das wäre freilich entsezlich," lächelte der Alte, der jezt seine volle Ruhe wieder erlangt hatte und sich behaglich auf dem für ihn hingeschobenen Stuhl niederließ, „und dann könntest Du und Lucy auch nicht eure neuen Kleider und Bonnets zeigen, und Mutter müßte das schöne Umknüpftuch noch ganze vierzehn Tage länger in der Kiste liegen lassen."

„Aber, Mann!" unterbrach ihn vorwurfsvoll Mrs. Draper, „willst Du denn behaupten, daß wir solcher sündlichen Eitelkeit wegen zu der Versammlung reiten? Habe ich Dir dazu schon je Ursache gegeben?"

„Vater ist überhaupt heute so sonderbar?" sagte Sally plözlich, indem sie auf ihn zuging und ihm scharf in's Auge schaute, „es fiel mir gleich auf wie er hereintrat; ich weiß nicht —"

„Aber ich weiß, was Jungfer Naseweis zu thun hat," sagte der Alte, und ergriff sie lächelnd beim Kinn; draußen steht Mr. Hennigs Poney und wiehert nun schon, so lange ich im Hause bin, ganz ungeduldig um den versteckten Mais herum. Geh, und gib ihm ein halbes Duzend Kolben, und dann wollen wir das Pferd anhobbeln,*) es mag sich hier herum sein Futter selbst suchen. Du mußt ihm aber vorher die kleine Glokе umschnallen, sie hängt hinten an der Hausekе."

Sally sprang singend hinaus, den erhaltenen Auftrag zu erfüllen, Draper aber ging zu seiner Frau hin, strich ihr schmeichelnd die nur noch halb schmollend weggedrehte Wange und sagte gutmüthig:

„Bist nicht böse, Alte, weißt schon, wie's gemeint ist; ein Bischen eitel seid ihr aber Alle, wenn ihr's auch nicht wollt merken lassen; denn in ihrem Alltagskleid ginge keine von euch zur Campmeeting, so viel weiß ich." (Forts. folgt.)

---

*) Spottname für die Bewohner von Illinois.

*) Anhobbeln nennt der Amerikaner das Zusammenbinden der Vorderbeine des Pferdes, damit sich dieses zwar langsam von der Stelle bewegen kann, sein Futter zu suchen, aber doch nicht im Stande ist fortzulaufen.

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrückungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 33. | Samstag den 16. August. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | 1856.

Die Kolonie Rio Novo.

Je länger, je mehr macht sich in Brasilien das Bedürfniß geltend, fremde und zwar besonders deutsche und schweizerische Kolonisten in's Land zu ziehen. Die Arbeitsfähigkeit, der Fleiß, die Anstelligkeit, die in mancher Beziehung vorgeschrittene Bildung der leztern bewirkt, daß sie vorzugsweise beliebt sind, wo es gilt, Kolonien zu gründen, welche die mannigfachen noch unbenuzt im Schooße der Natur liegenden Schäze Brasiliens auszubeuten bestimmt sind. Die Regierung des Reiches und der Provinzen lassen es Gesellschaften und einzelnen unternehmenden Männern nicht an kräftiger Unterstüzung mangeln, um einen größern Strom der sich bisher nach allen Seiten hin zersplitternden Auswanderung nach Brasilien zu leiten und die Führer und Ordner dieser von Staatswegen begünstigten Unternehmungen bieten Allem auf, um einer den andern durch Gewährung der günstigsten Bedingungen an die Einwanderer zu überflügeln.

Das seit zehn Jahren immer mehr zur Geltung gekommene Halbpachtsystem hat ohne Zweifel zur Begründung einer geregelten Auswanderung nach Brasilien Großes geleistet, nicht nur für Brasilien, sondern auch für Deutschland und die Schweiz, zumal hinsichtlich der Uebersiedlung ganz armer Familien, welche dort mit der gleichen Thätigkeit zu dahlichem Wohlstande sich aufschwingen, die in Europa nicht einmal hinreicht, sie aller Nahrungssorgen zu entheben und die Hülfe ihrer Gemeinden entbehrlich zu machen. Trotz seinen unbestreitbaren Leistungen hat aber das Halbpachtsystem von manchen Seiten her Anfechtungen erfahren und sind ihm Uebelstände vorgeworfen worden, deren Begründung wir hier nicht untersuchen wollen. Genug, die Kolonisationsgesellschaft von Rio Novo, deren System aus der nachfolgenden Auseinandersezung ihres Verhältnisses zu den Kolonisten erhellt, sucht dieselben zu vermeiden und die nach der von ihr gegründeten Ansiedlung ziehenden Auswanderer der Vorzüge der unbedingt freien, aber deswegen auch ununterstüzten Einwanderung theilhaftig zu machen.

Die Kolonie Rio Novo liegt im Süden der Provinz Espiritu Santo einige Meilen von der Meeresküste, dicht an der Grenze der Provinz Rio Janeiro. Sie umfaßt die Ufer mehrerer Küstenflüsse, an denen bereits Pflanzungen bestehen und Vorbereitungen getroffen sind, um eine bedeutende Anzahl neuer Kolonisten unterbringen und ansiedeln zu können. Die Beschreibung der außerordentlich günstigen Lage der Kolonie entnehmen wir einer Denkschrift des Herrn Gaetano Dias da Silva, Präsidenten der Kompagnie von Rio Novo.

„Das Städtchen Itapemerim, an dem südlichen Ufer eines Flusses gleichen Namens, ist Hauptort einer Gemeinde, welche mehrere bedeutende ländliche Niederlassungen in sich begreift, die auf beiden Seiten des Flusses liegen. Die zu denselben gewonnenen Produkte werden in Booten in den Hafen des genannten Ortes gebracht und sodann direkt nach Rio Janeiro versendet, wo man bei günstigem Wind in 36 Stunden anlangt. — Ungefähr 6 Legoas*) südlich von Itapemerim ergießt sich der Itabapuama in den Ozean; das nördliche Ufer dieses Flusses gehört zur Gemeinde Itapemerim. Das umliegende Land ist sehr fruchtbar und seine Produkte werden ebenfalls nach Rio Janeiro gebracht, was mittelst Booten auf dem Itabapuama nach einem Orte gleichen Namens unweit der Mündung dieses Flusses bewerkstelligt wird. Vier Legoas nördlich von Itapemerim mündet der Fluß Piuma in's Meer; ein Theil der Gegend gehört zu Itapemerim, der andere Theil zur Gemeinde von Villa-Benevente. An den Ufern dieses Flusses befindet sich vortreffliches Ackerland. Die Produkte dieser Gegend werden in Booten, welche in den Hafen von Piuma einlaufen, verführt. Piuma ist der Name der Povagao (Ortschaft) am südlichen Ufer des Piuma, nicht weit vom Meer entfernt. Zwei Legoas nördlich von Piuma liegt Villa-Benevente. Der Boden auch in diesem Bezirk ist vortrefflich und die hier gewonnenen Produkte können gleichfalls in Barken nach Rio Janeiro bequem und mit Nuzen abgesezt werden.

„Aus Obigem geht hervor, daß sich auf einer zwölf Legoas langen Küste vier Häfen befinden, in welche fortwährend Boote einlaufen, um die Ackerbauprodukte derselben auf den großen Markt Rio Janeiro zu bringen; es mangelt also nicht an Transportmitteln weder zu Land noch zur See."

In einem bis anderthalb Tagen können die Kolonisten ihre Erzeugnisse auf kleinen Booten nach einem dieser vier Häfen verschiffen und wieder zu Hause sein; denn Itapemerim und Benevente liegen drei Legoas, Piuma nur zwei Legoas vom Anfange der Kolonie entfernt. Ebenso können sich natürlich die Kolonisten ihre Lebensbedürfnisse, die sie nicht selbst erzeugen, sehr leicht verschaffen und wenn sie nach Rio Janeiro reisen wollen, die zum Waarentransport bestimmten Boote um einen billigen Preis benuzen. Ferner steht eine direkte Dampfschifffahrt zwischen Rio Janeiro und Piuma in Aussicht.

Das durch die benannten Flüsse und die in sie einmündenden Bäche bewässerte Land ist von ausgezeichneter Fruchtbarkeit. So steht beispielsweise in der Denkschrift des Herrn Dias da Silva, daß man von einer Alqueire**) Bohnenaussaat 80 bis 100 Alqueiren ernte, wovon jede einen Verkaufswerth von 2 bis 3 Milreis, also im Durchschnitt 7 Franken, haben. Dabei heißt es, „muß man nicht übersehen, daß man von diesen Produkten (nämlich Mais und Bohnen) jährlich zwei Ernten erhält, denn man säet dieselben im Monat März und erntet im Juni oder Juli und im Dezember die Früchte der Aussaat vom September. — Von einer Alqueire Reis aussaat erhält man 150 bis 200 Alqueiren, wovon man jede für 1200 bis 1600 Reis verwerthen kann." Ueber eines der wichtigsten brasilianischen Bodenerzeugnisse und Lebensmittel, die Mandioca, sagt die Schrift des Herrn Dias da Silva: „Sechs Monate nach der Pflanzung kann man Mandioca ernten. Dieses wichtige und heilsame Knollengewächs liefert das Mandiocamehl, welches für den häuslichen Gebrauch von sehr großem Nuzen ist. Die Mandioca braucht nicht auf einmal, sondern nur nach und nach, wie man sie verwenden will, ausgegraben zu werden. Diese Pflanze hält sich in leichter Erde drei Jahre lang und es kann ihre Wurzel zu jeder Zeit ausgegraben und in der Erde aufbewahrt werden. Sogleich nach dem Ausgraben der Mandioca pflanzt man eine andere Wurzel an ihre Stelle, so daß, wenn man an dem einen Ende der Pflanzung angelangt ist, alsbald am andern Ende zu ernten angefangen werden kann. Die Mandioca ist nicht nur leicht zu bauen, sondern liefert auch einen reichen Ertrag. Um einen solchen zu erzielen, braucht man nur ein Stük Mandioca von 3 Zoll Länge in die Erde zu legen und die Pflanzung ein wenig zu behaken. In dem guten Erdreich der Kolonie kann eine einzige Mandiocawurzel eine Quart*) Mehl ergeben und der Stok derselben hat fast immer noch 2 oder 3 kleinere Knollen daneben. Aus der Mandiocawurzel kann man außer dem schon genannten Mehl noch ein vorzügliches Stärkemehl und vortreffliche Tapioca bereiten, welche beide an Ort und Stelle leicht abgefaßt werden können. Der Preis des Mehls ist 1600 bis 2000 Reis per Alqueire, der der Tapioca und des Stärkemehls 3000 bis 3500 Reis per Alqueire." Ferner über Kaffee- und Zuckerrohrpflanzung: „Von zehntausend Kaffeebäumchen kann man 800 bis 1200 Arroben**) Kaffee ernten, wovon jede Arrobe zu 3 bis 4 Milreis verkauft wird. Diese Quantität vermögen fünf thätige Personen in den Monaten April, Mai, Juni und Juli zu ernten. Der Boden der Kolonie ist namentlich auch für das Zuckerrohr sehr günstig. Zuker wird zu 2000 bis 3000 Reis die Ernte verkauft und jede Pipe Branntwein zu 40 bis 60,000 Reis (zur Zeit ist der Preis des Branntweins auf 120,000 Reis gestiegen)." Es ist hier Branntwein gemeint, der als Nebenfabrikat bei der Zuckerbereitung aus dem Zukerrohr gewonnen wird. Man rechnet von einem gewissen Quantum Zukerrohr noch mehr als halb so viel Branntwein, als der daraus gewonnene Zuker wiegt.

Es lassen sich ferner auf dem Kolonieland treffliche Baumwolle, Tabak und Indigo und außer den schon genannten noch manche andere Lebensmittel erzeugen, wie süße Kartoffeln, Melonen, Kürbisse, u. s. w. Endlich wachsen auf der Kolonie eine Menge nüzlicher Bäume, die den Kolonisten theils ihr werthvolles Holz, theils ihre köstlichen Früchte bieten, wie die Bananen-, Pomeranzen- und Zitronenbäume. Eine besondere Erwähnung verdient

*) Eine Legoa ist gleich 1½ Schweizerstunde.
**) Eine Alqueire ist gleich ', preuß. Scheffel.

*) Die Quart ist der vierte Theil der Alqueire.
**) Eine Arrobe hat 32 Pfund.

noch die Ricinusstaude, von der man mit Leichtigkeit Saamen in großer Menge ernten kann, wovon gewöhnlich eine Alqueire 16 Flaschen Oel gibt, jede im Verkaufswerth von 240 Reis. Eine fleißige Frau kann täglich 5—6 Flaschen bereiten und mit Hülfe von Maschinen kann man sogar per Tag eine Pipe auspressen, deren Werth sich auf 200,000 Milreis beläuft.

Sehen wir uns nun die Verträge an, welche die Gesellschaft mit den Kolonisten abschließt. Sie sind natürlich verschieden, je nachdem der Auswanderer die Reise auf seine eigenen Kosten gemacht hat, oder ihm dieselben von der Gesellschaft vorgestrekt worden sind.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

Die Regierungen von Zürich und Graubünden haben sich nun entschlossen, den ihnen von Hrn. E. de Paravicini aus Auftrag der Herren Vergueiro in San Paulo gemachten Antrag, auf Kosten der leztern einen Kommissär hinüberzuschiken, anzunehmen. Sie sind übereingekommen, mit dieser Sendung den Hrn. Professor Dr. Heußer in Zürich zu betrauen, der sich auch bereits zur Annahme der Wahl bereit erklärt hat. Es steht zu erwarten, daß wir nun einerseits zuverlässige Nachrichten (und zwar solche, welche die ausgestreuten Verläumdungen über die Parceriakolonien auf ihr wahres kleines Maß zurükführen werden) über unsere Landsleute in San Paulo erhalten, anderseits, daß die Naturwissenschaften aus dieser Reise manche Bereicherung ziehen werden; denn die Hochebene von San Paulo ist ein in naturhistorischer Beziehung noch ziemlich brachliegendes Feld und Hr. Heußer vermöge seiner Kenntnisse und seines Eifers ganz der Mann dazu, sie zu durchforschen. — Ferner haben die Herren Vergueiro, um einem längst gefühlten Bedürfnisse der Kolonisten, der Pflege ihrer geistlichen Interessen, nach Kräften Rechnung zu tragen, den Auftrag nach der Schweiz geschrieben, ihnen sofort zwei tüchtige Geistliche, einen protestantischen und einen katholischen, zu schiken und sollen dieselben, wenn angeknüpfte Unterhandlungen noch rechtzeitig zum Ziele führen, mit dem nächsten Schiff, in der zweiten Hälfte des Septembers, abreisen.

— (Neues Mittel gegen Seekrankheit.) In England fabrizirt man jezt einen Liqueur, welcher ein ganz untrügliches Mittel gegen Seekrankheit sein soll. Wir selbst haben es nicht versucht, und wissen also auch nicht, ob es probat ist; mittheilen wollen wir es aber, da es jedenfalls, wenn es nichts nüzt, auch nichts schadet. Im ungünstigen Falle ist auch kein großer materieller Verlust dabei, indem die Zubereitung äußerst billig ist. Also: Man destillire $1/3$ Unze Hydrochlorsäure mit 5 Unzen Alkohol, mische diese Zusammensezung sodann mit 38 Unzen Wasser und versüße sie mit Zukersyrup. — Eine zweite Bereitungsart ist folgende: Man nimmt $2^2/_3$ Unzen Hydrochlorsäure, mischt sie mit 8 Unzen Wasser und $10^1/_3$ Unzen Alkohol, und destillirt die Mischung so lange, bis man $5^1/_3$ Unzen Flüssigkeit erhält. Sodann verdünnt man dieselbe mit 38 Unzen Wasser und versüßt sie mit Zukersyrup. Einige Tropfen Münzen-Essenz und etwas Cochenille-Auflösung geben dem Ganzen guten Geschmak und rosige Farbe. (D. A. Z.)

Deutschland. (Gesezgebung.) Aus Berlin wird am 31. Juli geschrieben: In Veranlassung des Bundesbeschlusses vom 3. Mai d. J. in Betreff der deutschen Auswanderung ist von unserer Regierung eine Zusammenstellung der in Preußen geltenden Geseze und Administrativbestimmungen zur Regelung und Ueberwachung des Auswanderungswesens veranstaltet worden, um dem für diese Angelegenheit Behufs der Berichterstattung gebildeten Ausschusse mitgetheilt zu werden.

— In Meklenburg ist die Hoffnung auf Abnahme der Auswanderung bereits wieder im Sinken begriffen. Es wird von dort geschrieben, daß in den lezten drei Tagen des Juli auf der meklenburgischen Eisenbahn 229 Auswanderer befördert wurden, die theils über Hamburg, theils über Bremen nach Amerika reisten. — Von Hamburg sollen demnächst eine ganze Menge Schafzüchter nach Australien abgehen. Sie sind in Sachsen und Thüringen geworben worden.

Frankreich. Die neue etablirte Havre-Brasilianische Dampfschifffahrtslinie ist in vollem Gange; der zweite Dampfer dieser Linie, „Lyonais" genannt, machte seine erste Reise von der französischen Küste bis Rio de Janeiro in 29 Tagen. Bis jezt hat sich dieses französische Unternehmen noch nicht rentirt, sondern sollen die Schiffe mit bedeutendem Verluste gefahren sein.

England. Die Feuilletons mehrerer französischen Blätter sind gegenwärtig voll von Beschreibung eines Riesenschiffes, das in London gegenwärtig im Bau begriffen ist. Der „große Orientale", wie dieses Monstrum sich nennt, ist in seiner Art eine eben so wunderbare, ungeheuerliche Konstruktion als der Palast von Sydenham. Neben ihm würde ein Dreimaster wie eine Fischerbarke aussehen. Er ist ganz aus Eisen und hat fast 700 Fuß Länge. Es ist eine schwimmende Stadt, welche 5—6000 Passagiere ohne die Mannschaft haben wird. Zwei möblirte Hotels, von denen eines eben so groß wie die größten Londoner-Hotels, werden an Bord etablirt; der Saal dieses Hotels wird 60 Fuß Länge und 41 Fuß Breite haben, und die Schlafzimmer sollen eben so hoch sein wie in Privathäusern. Das Verdek wird seine Straßen, seine Pläze, seine Terrassen, seine Promenaden und Gärten haben. Der „Great-Eastern" wird sich nicht mit einer Leihbibliothek begnügen, sondern eine ganze Drukerei wird an Bord arbeiten, und diese schwimmende Stadt soll ihre Zeitungen, Morgen- und Abendblatt, haben. Der Mannschaft werden die Befehle mit dem elektrischen Telegraphen ertheilt. Um eine Vorstellung von diesem Leviathan zu geben, wird noch hinzugefügt, daß die beiden Boote, welche er vornen und hinten mit sich tragen wird, Dampfschiffe sein.

— (Schändlicher Betrug an deutschen Auswanderern.) London, 29. Juli. „Die Deutschen sind der Deutschen größte Feinde." Dieses Sprüchwort wiederholt sich nirgends so oft, wie auf dem Auswanderungsgebiete, und ganz besonders sind die armen Emigranten den Streichen und Nachstellungen der Deutschen in nichtdeutschen Häfen ausgesezt. Es bestätigt sich dies wiederum durch folgenden in diesen Tagen hier verhandelten Gerichtsfall: Kapitän Lean, ein Regierungs-Emigrationsbeamter dieses Hafens, wandte sich an Hrn. Jardley, wegen eines Warrants oder Klageerlaubniß gegen einen deutschen Auswanderungsagenten, Namens Zitschke, der sein Komptoir auf Tower-Hill hat, und die Passagier-Akte mehrfach übertrat. Er ließ sich nämlich von Auswanderern das Passagegeld nach New-York zahlen, und beförderte sie alsdann nicht dorthin. So zahlte ihm Einer 13 Pfd. Sterl. für sich und seine Familie als Aufgeld, ein Anderer gab ihm 5 Pfd. Sterl. 15 Sh., wieder Andere gaben ihm 7, 6 und 5 Pfd. Sterl. Zitschke hatte die armen Getäuschten auf der Eustonsquare Eisenbahn am 23. Juli auf 7 Uhr Morgens bestellt, um sie nach Liverpool und von da nach New-York weiter befördern zu lassen. Natürlich fanden sich unsere auswanderungslustigen Landsleute zur rechten Stunde an Ort und Stelle ein, wer aber nicht kam — das war Herr Zitschke, und es ergab sich am nächsten Tage, daß er sich unterdessen aus dem Staube gemacht hatte. Nach längerem vergeblichen Warten, wandten sich die armen Betrogenen an die hiesige Emigrationskommission, welche, wie bereits gedacht, zur Verfolgung des Betrügers schritt. Da nun aber dieser nicht ausfindig zu machen war, wurde statt seiner der Schiffs-Rheder Douglas, der für ihn Bürgschaft geleistet hatte, vorgeladen, welcher auch erschien und erklärte, daß er bereit sei, die übervortheilten Auswanderer zu entschädigen. Unterdessen wird auch auf den Entflohenen gefahndet.

(H. Z. f. d. A. u. K.)

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Handel.) Ueber den Stand der Handelskonjunkturen in Nordamerika entnimmt das „Bremer Handelsblatt" einem Privatschreiben Folgendes: „Im Handel herrscht wie gewöhnlich in den Sommermonaten große Stille, und nur einige Artikel, wie z. B. Tabak und augenbliklich auch noch Brodstoffe machen eine Ausnahme. Das Geschäft ist sonst im Allgemeinen gut gewesen und man hört wenig klagen; eine Bürgschaft in der Fortdauer dieses Zustandes scheint in der abermaligen Aussicht auf gute Produkten-Ernten zu liegen. Der neue Weizen beginnt schon zu Markte zu kommen und ist von ausgezeichneter Qualität, auch dürfte das Quantum wenigstens den Durchschnitt früherer Jahre erreichen, obgleich hie und da wenig geerntet sein mag; Mais, Tabak und Baumwolle werden auch einen reichlichen Ertrag liefern. Bei solchen Aussichten ligt nur die Besorgniß nahe, daß man dem Lande gleich wieder eine zu große Konsumationskraft zutrauen werde; schon jezt weisen die Importe gegen frühere Jahre eine namhafte Vermehrung nach und es kann kaum ausbleiben, daß sich die Folgen der Ueberführung demnächst wieder fühlbar machen; etwas liegt freilich bei Ansehung des so vergrößerten Geldwerthes in der allgemeinen Preiserhöhung, welche europäische Stoffe unlängst erfahren. Der Bedarf muß groß sein; so erzählt mir ein Freund, ein deutsches Haus habe hier vor kurzem eine Ordre auf sächsische Strumpfwaaren überschrieben, von dem Fabrikanten aber den Bescheid erhalten, daß man sich vor März künftigen Jahres auf die Ausführung des Auftrages keine Rechnung machen dürfe."

— (Sklavenhandel.) Der schmähliche Sklavenhandel wird von einigen Städten Nordamerikas in neuerer Zeit wieder mit Energie betrieben. Der Gewinn an demselben ist aber auch sehr groß. Eine Ladung von 500 Sklaven kostet an der afrikanischen Küste etwa 5000 Dollars und bringt nach Abzug aller Unkosten wenigstens einen Gewinn von 170,000 bis 180,000 Dollars ein. Auch die Besoldung der Mannschaft von Sklavenschiffen ist geeignet, Leute zu dem verbrecherischen Handel anzuloken. Ein gewöhnlicher Matrose wird für eine Fahrt von New-York nach der afrikanischen Küste und von dort nach Kuba mit 600 Dollars bezahlt.

— Washington. Da sich die Geschwornen über Schuld oder Unschuld des Senators Herbert, der einen Kellner getödtet hat, nicht einigen konnten, indem 10 für gänzliche Freisprechung und 2 für „schuldig des Mordes" stimmen wollten, so muß nun ein neuer Prozeß vor einer andern Jury beginnen. Mittlerweile hat man erfahren, daß Herbert ein ganz gemeiner Verbrecher ist und zu dem bekannten verworfenen Gesindel gehört, gegen dessen Schrekensherrschaft die achtbaren Bürger von Kalifornien sich mit dem Vigilancekomite erhoben haben.

— New-York. (Vermögen.) Der Werth des sämmtlichen Real- und Personal-Eigenthums der Stadt New-York beläuft sich auf 517,889,200 Dollars. Derselbe ist um 30,890,922 Dollars höher, als im vergangenen Jahre. Folgende Tabelle zeigt den Werth des Stadt-Eigenthums in verschiedenen Perioden.

1830	125,288,518	Dollars.
1835	213,723,703	"
1840	255,233,515	"
1845	239,995,517	"
1850	286,061,816	"
1855	486,998,278	"
1856	517,889,200	"

Kenner der Verhältnisse wollen sogar behaupten, daß das Gesammt-Eigenthum gegen 900,000,000 Dollars werth ist. Die Steuern, welche in diesem Jahre davon erhoben werden, betragen zirka 6,000,000 Dollars.

— (Statistisches.) In New-York wanderten in der ersten Hälfte dieses Jahres 56,497 Personen ein, darunter 19,785 Deutsche. Von Hamburg und Bremen waren dort während des lezten Juni beziehungsweise 13 und 16 Schiffe mit 3080 und 3151 Passagieren angelangt.

— Die schweizerische Wohlthätigkeitsgesellschaft in New-York hat im lezten Jahre mit Inbegriff eines Saldo von 2959 Dollars eingenommen 6127 Dollars, worunter 1984 Dollars von Gesellschaftsmitgliedern, 287 Dollars vom Bundesrath, 366 Dollars von 16 Kantonsregierungen, worunter Baselstadt mit 100 Fr., Baselland 60 Fr., Bern 350 Fr., St. Gallen und Aargau je 200 Fr. Ausgaben 1922 Dollars für Unterstüzungen und 675 Doll. für verschiedene Unkosten.

— Louisiana. Man schreibt der A. A. Z.: „In New-Orleans, wo die Wahlen immer tumultuarisch zu sein pflegen, herrscht bei der dießjährigen Wahl im Junius (wie voriges Jahr) der Terrorismus mit solcher Unbeschränktheit, daß — so schreibt die glaubwürdige deutsche Zeitung dort — jeder Versuch sein Recht zu behaupten mit Todesgefahr verknüpft war. Die Zahl der Getödteten, Verwundeten und Mißhandelten war bedeutend. Man hat demnach das sehr beachtenswerthe Beispiel auftauchen sehen, daß ein Adoptivbürger, nach der Wahl aufgefordert, als Geschworner bei einem Distriktsgericht einzutreten, im Gerichtssaale seine Naturalisationspapiere mit den Worten auf den Tisch des Clerks legte: „Ich bin nicht länger amerikanischer Bürger und kann mithin nicht Geschworner sein; ich wollte am Montag meine Stimme abgeben, wurde aber daran durch Gewalt, begleitet von Beschimpfung und Insulten, verhindert. Ich gebe hiemit mein Bürgerrecht auf und will nicht länger amerikanischer Bürger sein."

— Ohio. (Der edle Neger.) Aus Toledo wird geschrieben: Ein wohlbekannter Farbiger von hier saß dieser Tage vor seiner Thüre, als ein wohlgekleidetes Frauenzimmer mit einem kleinen Knaben auf dem Arm zu ihm trat und ihn ersuchte, diesen kurze Zeit unter seine Obhut zu nehmen, da sie sich um eine Stelle umsehen wolle. Ohne weiteres erfüllte er die Bitte und mit einem dankbaren Blike eilte die Mutter davon. Doch vergebens erwartete der Farbige deren Rükkehr und zu spät erkannte er, daß er hintergangen war. Nachdem er es überlegt, entschloß er sich denn, das Kind zu adoptiren und taufte es Charles William Henry. Mag jeder Weiße sich die Handlung dieses Farbigen beherzigen!

— Illinois. (Ein Diebstahl zum Vortheil des Bestohlenen.) An einer der gangbarsten Eken Chicagos baute ein Clerk ein Haus mit Geld, das er seinem Prinzipal ungefragt entlehnte. Endlich war die Entdekung unvermeidlich. Der Clerk brannte durch und sandte einen Agenten zurük, um zu unterhandeln. Der Bestohlene zahlte dem Diebe 10,000 Dollars und behielt dagegen sein Haus; aber so gewaltig ist das Eigenthum in Chicago gestiegen, daß der Prinzipal sein Glük dadurch machte, daß ihn einer seiner Angestellten bestahl.

— Kalifornien. Aus San Francisco wird vom 5. Juli geschrieben, daß das Vigilancekomite sein Reinigungsgeschäft mit dem besten Erfolg fortseze.

Kanada. (Großer Brand.) Ein in dem zu Quebek erscheinenden „Canadian" veröffentlichtes Schreiben aus Chicoutimi vom 9. Juni berichtet, daß dort ein großer Brand wüthe, der sich 3—4 französische Meilen am Ufer des Saguenay entlang hinziehe. Eine Anzahl Wohnhäuser, Scheunen, Nebengebäude und sämmtliche Umzäunungen sind niedergebrannt. Gegen sechzig Familien haben ihre Ernte-Vorräthe eingebüßt, und eine Unmasse Personen sind ohne Obdach. Am 6. und 7. stand Chicoutimi buchstäblich in Flammen, und mehr als die Hälfte des in der Umgebung gesäeten Getreides ist verbrannt.

— In Quebek kamen vom 1. Januar bis 20. Juni d. J. 8058 Einwanderer, darunter 2421 Deutsche, an. Quebek ist fast der einzige überseeische Hafen, wo die Einwanderung bis dato zugenommen, da dort während derselben Zeit 1855 nur 6931 Seelen einwanderten.

Zentralamerika. (Der Kriegszustand.) Neueste Berichte aus Zentralamerika melden: Guatemala, San Salvador und Honduras haben sich verbündet und marschiren gegen Walker. Die Stadt Leon hat dieser bereits räumen müssen.

— Die Regierung der Vereinsstaaten hat von Neu-Granada wegen der jüngsten Emeute an der Panamaeisenbahn Genugthuung verlangt und beabsichtigte, da dieselbe nicht gewährt wurde, eine militärische Besezung des Isthmus durch Truppenaufstellung von Panama bis Aspinwall. Die Neugranadenser werden sagen, die Geschichte gehe sie nichts an, die Amerikaner seien auf dem Isthmus schon lange mehr Meister, als sie.

— Im Staat Honduras sind reiche Goldlager entdekt worden, die bald magnetengleich den Strom der Einwanderer an sich ziehen werden. Vielleicht auch eine bloße Ente, die man schwimmen läßt, um den golddürstigen Amerikanern Honduras beliebt zu machen.

Südamerika. Brasilien. (Verurtheilter Sklavenhandel.) Das nordamerikanische Paketboot Mary E. Smith, welches am 20. Januar d. J., mit 384 Afrikanern am Bord, von der kaiserlichen Kriegs-Schooner-brigg Olinda bei S. Matheus wegen Betreibung von Sklavenhandel genommen worden, ist durch Erkanntniß des Marine-Auditoriats zu Bahia, datirt vom 21. Februar d. J., für gute Prise und die Afrikaner sind für frei erklärt worden. Dieses Erkenntniß ist in Gemäßheit eines Gutachtens der Abtheilung des Staatsrathes für Rechtspflege durch kaiserlichen Beschluß vom 17. Mai dieses Jahres bestätiget worden. Aus der gerichtlichen Untersuchung welche vor der Verurtheilung angestellt worden ist, ergibt sich, daß das vorgenannte Schiff bei einer Tragfähigkeit von nicht mehr als 122 Tonnen, mit 400 Negern beladen, von dem an der afrikanischen Küste gelegenen Kap Lopez am 14. Dezember vorigen Jahres absegelte.

Afrika. Algerien. Auf Antrag des Kriegsministers wird im Departement Algier, auf der Straße von Algier nach Dellys, ein Bevölkerungszentrum von 72 Feuerherden mit einem Akerbaugebiet von 1127 Hektaren gegründet, welches den Namen „Alma" erhält. — Die Schweizerlegion in französischen Diensten kommt nach Setif. Da können die Soldaten ihren Landsleuten in der Nähe kolonisiren und — sterben helfen.

Anzeigen.

Hamburg-Brasilische Dampfschifffahrts-Gesellschaft.

Die ersten beiden der Gesellschaft gehörenden eisernen Dampfschiffe

Teutonia und Petropolis,

jedes zirka 2000 Tons groß,

sind so weit im Bau fortgeschritten, daß dieselben bereits im Herbst dieses Jahres die regelmäßige Fahrt von

Hamburg nach Rio de Janeiro

eröffnen dürften.

Die genannten Dampfschiffe werden,

von **Hamburg** ausgehend,

Southampton, Lissabon, Pernambuco *und* ***Bahia,***

und,

von **Rio de Janeiro** zurükkommend,

Bahia, Pernambuco, Cap Verd, Lissabon *und* ***Southampton***

anlaufen und von **Southampton, Lissabon*), Bahia** und **Rio de Janeiro** Güter und Passagiere (nach und von **Pernambuco** nur Passagiere, Contanten ꝛc. und Proben-Paquete) befördern. ☞ Eine Angabe der Abfahrtstage wird vorbehalten.

*) Güter werden vorläufig nur von Lissabon angenommen.

Die Güterfracht

von **Hamburg** oder **Southampton** nach **Rio de Janeiro** ist bis auf Weiteres, wie folgt, festgesezt:

1. Für ordinäre Güter, als: Mobilien, Glas, Eisen- und Spielwaaren, Spiegel u. s. w. . . . . 2 Pfd. St. 10 Sch. } nebst 15 % Primage
2. Für mittelfeine Güter, als: Baumwollwaaren, Quincailleriewaaren, Stahlwaaren, Piano's u. s. w. . . 3 „ 10 „ } für 40 Hb. Kubikfuß.
3. Für feine Güter, als: Tuche und wollene Waaren, Leinen, halbseidene und seidene Waaren u. s. w. . . 5 „ — „

Für schwere und voluminöse Güter nach Uebereinkunft. — Güter nach den übrigen Stationsplätzen werden zu einer verhältnißmäßig billigen Fracht befördert. — Für Juwelen, Gold, Silber, Contanten ꝛc. 1½ % vom Werth. Für Paquete ohne Connossement bis 2 Kubikfuß 5 Sch., von 2 bis 4 Kubikfuß 10 Sch., von 4 bis 12 Kubikfuß per Kub.-Fuß 3 Sch. — Es wird kein Connossement unter 10 Sch. Fracht gezeichnet.

Passage-Preise

inklusive Beköstigung, aber ohne Wein und geistige Getränke.

von **Hamburg**					von **Southampton**					von **Lissabon**				
Bestimmungsort.	1. Kajüte.	2. Kajüte.	Zwischendek.		Bestimmungsort.	1. Kajüte.	2. Kajüte.	Zwischendek.		Bestimmungsort.	1. Kajüte.	2. Kajüte.	Zwischendek.	
			Erwachsene.	Kinder unter 12 J.				Erwachsene.	Kinder unter 12 J.				Erwachsene.	Kinder unter 12 J.
nach	Thlr. Pr. C.	Thlr. Pr. C.	Rthl. Pr. C.	Rthl. Pr. C.	nach	Pfd. Sterl.	Pfd. Sterl.	Pfd. Sterl.	Pfd. Sterl.	nach	Pfd. Sterl.	Pfd. Sterl.	Pfd. Sterl.	Pfd. Sterl.
Lissabon	70. —.	50. —.	25. —.	20. —.	Lissabon	10. —.	7. —.	4. —.	3. —.	Pernambuco	20. —.	18. —.	8. —.	6. —.
Pernambuco	240. —.	170. —.	70. —.	55. —.	Pernambuco	34. —.	24. —.	10. 10.	7. —.	Bahia	28. —.	20. —.	8. —.	6. —.
Bahia	260. —.	190. —.	70. —.	55. —.	Bahia	36. —.	26. —.	10. 10.	7. —.	Rio Janeiro	32. —.	24. —.	8. —.	6. —.
Rio Janeiro	280. —.	210. —.	70. —.	55. —.	Rio Janeiro	40. —.	30. —.	10. 10.	7. —.					

Jeder erwachsene Passagier hat 20 Kubikfuß Gepäk frei mit sich zu führen. Kinder und Dienerschaft im Verhältniß. — Um Unordnungen zu vermeiden, werden die Passagiere gebeten, jedes Stük ihres Gepäks mit Namen und Bestimmungsort zu bezeichnen. — Die Zwischendekpassagiere müssen Betten und Eßgeschirr für eigene Rechnung anschaffen.

Die Gesellschaft hat sich beim Bau der Dampfschiffe die neuesten technischen Erfindungen und Verbesserungen, sowohl in Betreff der Schnelligkeit wie der größtmöglichsten Sicherheit, zu Nuze gemacht, wie auch die Einrichtungen der Schiffe zur Beförderung der Passagiere auf das Zwekmäßigste, Eleganteste und unter Berüksichtigung aller möglichen Bequemlichkeiten getroffen werden. — Ein Arzt befindet sich am Bord.

Nähere Nachricht wegen Fracht und Passage ertheilen

E. de Paravicini,
bevollmächtigter konzessionirter Generalagent für die Schweiz.
Zürich (Unterstraß No. 132),

und

Knöhr & Burchard,
Schiffs-Makler.
Hamburg (Steinhöft No. 8).

Feuilleton.

Schwarz und Weiß.

Von F. Gerstäcker.

(Fortsetzung.)

„Das würde sich auch nicht schicken, Draper, das würde sich auch nicht schicken; wenn wir zu dem Herrn beten, müssen wir auch zeigen, daß wir etwas darauf halten, mit anständigem Aeußern vor ihn zu treten."

„Das wäre dem lieben Gott, so wie ich ihn kenne, sehr egal," lachte Draper gutmüthig: „doch, Du hast recht, Du meinst's ehrlich dabei, und bist auch sonst brav und waker; nur das scheinheilige Pak kann ich nicht leiden. Aber, Hennig, wo habt Ihr denn die Pferde gesehen?"

„Die Pferde nicht, nur die Spuren," erwiderte dieser, „sie kamen aus den Hügeln herunter und gingen, über den Kreuzweg hinüber, der Niederung zu; wenn ich nicht ganz irre, habe ich sogar die Schelle gehört, die der Fuchs um hat."

„Ja, die schellt am weitesten, 's ist wohl möglich; nun, dann finde ich sie heute Abend an der Buffalolik, dorthin gehen sie gewöhnlich, wenn sie überhaupt die Richtung einschlagen."

„Ich sah auch dort oben die Spuren eines Mannes," fuhr Hennigs fort, „und glaubte erst, als ich hier hörte Ihr wäret ausgegangen die Pferde zu suchen, es seien die euren gewesen. Der die hinterließ trug aber Schuhe; es wird wohl ein Jäger gewesen sein."

„Ja, ja, es wird wohl ein Jäger gewesen sein," sagte der Alte, stand auf und schritt dann ein paar Mal in der Stube auf und ab; „ja, fuhr er dann fort, ich habe sie auch gesehen, sie gingen nach Süden, den Ansiedelungen zu; wahrscheinlich ein Jäger; aber was ist das für ein Zeitungsblatt?"

„Dasselbe, was der Sheriff heute Morgen hier hereingelegt hat, Vater," erwiederte ihm Lucy, „wir blätterten darin herum."

„Nun, giebt es Neuigkeiten aus St. Louis?" frug der Alte, und fuhr sich mit der linken Hand über die breite, offene Stirne, als ob er alle anderen Gedanken daraus verscheuchen wollte; „wie steht's mit der Wahl? was sagt unser Demokrat da? hat Polk Aussichten?"

„Nun, Missouri läßt ihn sicher nicht im Stich," lachte Hennigs. „Das wars aber nicht, wir haben uns nicht mit Politik beschäftigt, sondern nur über eine Frage debattirt, die das gute Verständniß der südlichen und nördlichen Staaten betraf — über die Sklaverei, und zur Erläuterung derselben lasen wir hier einige Anzeigen von entlaufenen Sklaven."

„Von entlaufenen Sklaven? wo? zeigt her!" rief Draper schnell und zwar mit einem Interesse, das einem genauen Beobachter sicherlich hätte auffallen müssen; Hennigs aber, die Bewegung einzig und allein der Neugierde zuschreibend, hielt ihm ruhig das Blatt hin und sagte;

„Drei Stük — Wallis hat auch wieder Einen hineinsezen lassen."

„Neunzehn Jahr alt," las Draper, „schlank gewachsen, mit freier, hoher Stirn und besonders wolligem Haar; Farbe: Ebenholzschwärze, Größe: fünf Fuß sieben Zoll — das stimmt alles."

„Was stimmt?" frug Hennigs.

„Was stimmt? ih nun, die — o, ich kenne den Burschen, der wahrscheinlich entlaufen ist," erwiederte Draper, und wandte sich, wie um besser lesen zu können, mit der Zeitung ab, dem Lichte zu.

„Ist es etwa der, den er vor kurzer Zeit so fürchterlich mißhandeln ließ?" sagte Hennigs.

„Derselbe, derselbe; sein Rüken ist noch jezt blutig und zerfleischt, die Narben hatten noch keine Zeit, wieder zu heilen, der arme Teufel konnte Tag und Nacht kein Auge schließen vor Schmerz und Qual und — mußte dennoch arbeiten; Donnerwetter, Alte, wo ist denn eigentlich der Whisky," unterbrach sich plözlich und bog sich nieder, um unter den Fuß des Bettes zu sehen, wo die fragliche Steinkruke gewöhnlich ihren Plaz hatte, „ich bin troken wie eine Ohio-Chaussee, ich staube ordentlich. Glaubt ihr, man soll euch die Pferde suchen, und nachher nicht einmal einen Tropfen trinken? Ich verdurste, wenn ich nicht bald etwas bekomme!"

„Vater hat wohl die Pferde gesucht, hat sie aber noch nicht gefunden," sagte Sally, und schöpfte dabei, als sie eben in die Thüre trat, den Flaschenkürbis voll des klaren Quellwassers, das in einem Eimer auf dem dort angebrachten Reale stand.

„Ist mein kleiner Kiek in die Welt auch schon wieder da?" lachte der Alte. „Also, weil ich sie nicht gefunden habe, braucht' ich auch nicht troken im Halse geworden zu sein? und Wasser soll ich trinken? Wettermädchen das, folgt der Alten auf's Haar. Nein, Kinder, einen Schluk Whiskey muß ich vorher aufsezen, aber laß nur das Wasser hier, Sally, zum Nachtrinken giebt nichts Besseres auf der ganzen Welt."

„Bester Mann," bat Mrs. Draper, „ist nun das klare, liebe Himmelsgetränk nicht viel besser und zwekmäßiger, selbst den brennendsten Durst zu löschen?"

„Liebe, beste Frau," entgegnete ihr Draper, während er von der ihm gereichten Kruke den, aus dem holzigen innern Theil eines Maiskolben bestehenden Stöpsel abzog und dann etwas von dem goldklaren Inhalt in den großen, vor ihm auf dem Tische stehenden Blechbecher ausgoß, — „das Wasser ist eben ein Himmelsgetränk, wie Du ganz richtig bemerkst, für uns arme Sterbliche aber müssen wir etwas Feurigeres, Herz und Seele mehr Zusammenhaltendes haben, und da hat denn der liebe Gott den Whiskey erschaffen."

„Den hat der Teufel erschaffen!" rief Mrs. Draper lebhafter, als es sonst gewöhnlich ihre Art war, „das ist des Teufels Erfindung."

„So in der That? — dann bin ich dem Teufel wirklich mehr verbunden, als ich bis jezt habe glauben mögen; die Erfindung macht ihm alle Ehre, und söhnt mich theilweise wieder mit ihm aus," sagte der unverwüstliche Draper mit größter Ruhe, und leerte etwa die Hälfte des Inhalts, wornach er den Rest an Hennigs hinüber schob. Dieser aber zögerte, ihn anzunehmen, und blikte sich halb unschlüssig nach Lucy um.

„Lucy sieht nicht her!" nekte ihn Sally, der des jungen Mannes Verlegenheit keineswegs entgangen war, „Sie können's riskiren."

„Laßt Euch durch die Frauen nicht irre machen, Hennigs," ermahnte ihn der Alte, „wenn ich denen glauben wollte, dann wäre das gute Getränk hier vor uns ein Haken, und meine Kehle ein Arm, die mich selbander und mit vereinten Kräften in den Pfuhl der Hölle hineinrissen; so hat's ihnen wenigstens neulich der Presbyterianer erklärt."

„Du bist ein böser Mann, Draper, und drehst Einem immer die Worte im Munde herum," sagte die Matrone, reichte aber dem Gatten dabei freundlich die Hand hinüber: „Du weißt ja doch recht gut, wie ich's meine, und daß es nur immer Deines eigenen Besten wegen ist, wenn ich ein Wort einwerfe über Dein —"

„Trinken und Fluchen!" fiel ihr Draper in's Wort; „ja, ja, ich weiß schon, wovon die Rede ist; übrigens habe ich heute noch nicht ein einziges Mal geflucht, und was den Trunk betrift, den ich selten genug zu meiner Erholung thue, so bin ich allerdings davon überzeugt, daß Du ihn mir nicht mißgönnst, da ist aber der gottverdammte —"

Sally's kleine Hand lag auf seinen Lippen, und er zog sie gutmüthig lächelnd herunter und drükte einen herzlichen Kuß auf den kleinen gespizten Rosenmund des lieben Kindes.

„Nun, schon gut, schon gut, Sally," sagte er dann, „bist mein gutes Mädchen; jezt seht aber nach euren Kühen — ach, ja so, es ist erst eine da; nun, schad't nichts, besorgt die nur, ehe es dunkel wird, es sollen schon mehrere nachkommen, und nachher zündet auch die Lampe an, oder habt ihr die Lichter schon gegossen?"

„Ja, Vater, die lezten drei Hirsche, die Du geschossen hast, hatten gar viel Talg bei sich, und aus den Bienenbäumen, die hier Mr. Hennigs für uns umgehauen, ist auch ein recht schönes Stükchen Wachs gekommen, — die Lichter sind fertig."

„Brav, Kinder, dann macht alles bereit, Hennigs und ich, wir wollen indessen noch einmal nach der Buffalolik hinüber gehen und die Pferde holen; vielleicht finden wir auch unterwegs irgendwo ein Volk Truthühner aufgebäumt, ich will auf jeden Fall den Rifle mitnehmen."

Und der alte Mann hob die schwere Büchse von der Wand herunter, hing sich die kaum abgelegte Kugeltasche wieder um, sezte die Müze auf und wollte eben mit seinem jungen Freunde das Haus verlassen, als er plözlich zurükprallte und erbleichend ausrief: „Tod und Teufel!"

Erschrekt sprangen seine Frau und Töchter hinzu, sie sollten aber über das, was den Vater so überrascht hatte, nicht lange in Zweifel bleiben; ein junger Neger mit bloßem Kopf und nur einer dünnen Leinwandjake und eben solchen Hosen bekleidet, die nakten Füße in groben, rindsledernen Schuhen, das schwarze Antlig eingefallen und verzerrt von Todesfurcht und übermäßiger Anstrengung vielleicht, sprang auf die Schwelle, warf einen scheuen, wilden Blik über die ihn jezt Umstehenden, und brach dann, die Kniee des alten Mannes krampfhaft umklammernd, vor diesem halbohnmächtig zusammen.

„Ben, Ben, um Gottes Willen, was soll das heißen?" rief Draper und sah ängstlich nach Hennigs hinüber, der auch ganz überrascht dastand und gar nicht wußte, wie er sich diese merkwürdige Szene deuten solle.

„Rettet mich, Herr, rettet mich, wenn Ihr nicht wollt, daß sie mich bei lebendigem Leibe verbrennen, wie sie es dem armen Nigger in St. Louis gethann haben, rettet mich um des Heilandes Willen, sie sind dicht hinter mir."

Er blikte flehend zu ihm empor, und Hennigs konnte jezt zum ersten Mal seine Züge erkennen. Kaum hatte er ihn aber einen Moment scharf in's Auge gefaßt, als er vorsprang, den Knieenden bei der Schulter ergriff und ausrief:

„Alle Wetter, das ist Wallis entlaufener Neger, halt, Bursche, wo kommst Du her und wo willst Du hin?"

Der unglükliche Ben warf einen flehenden Blik auf den alten Mann und sank dann, seine Kniee loslassend, ohnmächtig zu Boden.

„Der Bursche hat wahrscheinlich nicht mehr weiter gekonnt!" sagte Hennigs, als er ihn umwandte und fühlte, wie der arme Teufel regungslos in seinen Armen lag, „nun, ein Bischen kalt Wasser wird ihn schon wieder zu sich selbst bringen. Sie werden ihn aber hier behalten müssen, bis wir Wallis davon benachrichtigen können. Der wird nicht wenig froh sein, daß er seinen Neger wieder hat."

„Sie werden ihn doch nicht ausliefern?" rief Lucy entsezt.

„Nicht ausliefern, Miß Lucy? — wir sollen doch wohl nicht etwa gar einem Nigger zum Fortlaufen behülflich sein und nachher das Vergnügen im Zuchthaus büßen?"

„Man will ihn lebendig verbrennen!" rief Sally und faltete in Todesangst die kleinen weißen Händchen auf der klopfenden Brust.

„O bewahre Gott," lächelte Hennigs, „das wäre ja wider des Herrn eigenen Vortheil, einen seiner Sklaven umzubringen; nein, Sally, der kommt mit einer Tracht Schläge davon, und die hat der Schlingel auch eigentlich verdient, warum läuft er fort; er weiß, daß er doch am Ende wieder gefangen wird."

Draper bog sich schweigend zu dem Unglüklichen nieder und wies auf seinen Rüken, die Dämmerung brach schon stark herein, aber deutlich konnten sie noch erkennen, wie rothes Blut durch die dünne Leinwandjake gedrungen war, und diese in langen, theils erhärteten, theils noch frischen Streifen an dem Rüken des Unglüklichen festgeleimt hatte.

Die Frauen stießen einen Schrei der Angst und des Entsezens aus, und selbst Hennigs wandte sich schaudernd ab.

„Der arme Teufel!" brummte er vor sich hin.

Draper brach endlich das Schweigen und sagte mit hohler, fast tonloser Stimme, indem er den Neger noch immer mit seinem Arm unterstüzte:

„Der Knabe hier rettete mir vor drei Wochen das Leben; ich badete im Strom, und nur seiner Dazwischenkunft verdanke ich es, daß ich das steile schroffe Ufer, zu dem mich die zu starke Strömung hingerissen hatte, wieder erklimmen konnte. Heute traf ich ihn flüchtig im Walde, und obgleich ich wußte, daß es ein entflohener Sklave sei, ließ ich ihn ungehindert ziehen. — Ich wandte mich ab, und wollte nicht sehen, wohin er floh. Jezt führt, Gott weiß nur welches Schikal, den Unglüklichen in meine Hütte, und mir bleiben einzig und allein zwei Auswege offen: entweder ich verrathe meinen Lebensretter und überliefere ihn seinen Henkern, oder ich seze mich der Gefahr aus, angeklagt zu werden, einem Neger, einem Sklaven, zur Flucht behülflich gewesen zu sein, — das Zuchthaus ist dann meine Strafe."

„Hier ist, denke ich, ein Ausweg möglich," sagte Hennigs, „Wallis weiß, daß ihm ein Arbeiter nur dann von Nuzen sein kann, wenn er gesund und kräftig ist; auf Euer Wort gibt er überdies etwas, und wenn Ihr zu ihm hinüberreitet und ihm sagt, daß Ihr ihm seinen Neger gegen das Versprechen wieder verschaffen wollt, daß er den schon so arg Gemißhandelten nicht noch mehr züchtige, so glaub' ich, wird er schon ein vernünftiges Wort mit sich reden lassen und kein Unmensch sein. Zum Henker noch einmal, er gehört ja doch auch mit zur Kirche, und da darf er ja schon des Aufsehens wegen nicht den Tyrannen spielen."

„Er schlägt die Augen auf," sagte Mrs. Draper, die ihm indessen Stirn und Schläfe mit Essig eingerieben hatte, „er kommt wieder zu sich, großer Gott, wie weh dem armen Menschen um's Herz sein muß; Vater, wenn nun unser Sohn, der sich jezt in Texas oder Mexiko herumtreibt, so unter fremden Menschen läge, wie wolltest Du, daß ihm da geschähe?"

„Ich glaube wirklich nicht, daß ihm viel Gefahr droht, Mrs. Draper," nahm Hennigs noch einmal das Wort; „wenn Sie es wünschen, so will ich selbst mit Draper hinüber reiten, um Wallis zur Milde zu stimmen, aber ausliefern müssen wir ihn, das verlangt nicht allein das Gesez, sondern auch unsere eigene Sicherheit. Es ist ja denn doch auch nur ein Neger, und sehe nicht ein, weßhalb sich zwei Weiße seinetwegen in so entsezliche Unannehmlichkeiten stürzen sollten, wie daraus entstehen könnten."

(Fortsezung folgt.)

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrükungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 34. | Samstag den 23. August. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | **1856.**

Die Kolonie Rio Novo.

(Schluß.)

Vortheile, welche die Gesellschaft den Kolonisten einräumt.

1) Familien und einzelnen Leuten, die sich durch guten Leumund und Arbeitstüchtigkeit auszeichnen, werden gegen die Verbindlichkeit der Rükzahlung die Kosten der Reise auf die Kolonie vorgestrekt.

2) Jeder Familie wird nach ihrer Ankunft ein Stük Land von 40—50,000 Quadrat-Bragas *) angewiesen, das derselben ohne Kaufpreis, gegen einen jährlichen Grundzins, verbleibt.

3) Um den Ansiedlern die Schwierigkeiten der ersten Kulturarbeiten zu ersparen, ist auf der Landbewilligung für jede Familie eine Streke von 10,000 und mehr Quadrat-Bragas zum Anbau zubereitet, ein landesübliches Wohnhaus darauf errichtet, einige Pflanzungen angelegt und werden ihr die nöthigen Akerbauwerkzeuge zur Verfügung gestellt.

4) Die Familie erhält unentgeltlich so viel Welschkorn, Bohnen und Reis, als sie für ihre Ernährung bis zur ersten Ernte nöthig hat; Mandioca wird während vier Monaten geliefert.

5) Die Gesellschaft überläßt ihr ferner unentgeltlich Schweine und Geflügel zur Zucht und allerlei andere Lebensbedürfnisse gegen spätere Rükzahlung.

6) Den Familien ist die Nuznießung des nachbezeichneten Eigenthums der Gesellschaft gestattet:

a) der Welschkorn-, Reis- und Mandiocamühlen der Gesellschaft;
b) der Vorrichtungen zur Reinigung des Kaffees;
c) der Sägemühle, um Bauholz und Bretter zum eigenen Gebrauch und zur Ausfuhr aus den auf ihrem Land stehenden, ihnen eigenthümlich gehörenden Bäumen herrichten zu können;
d) der Vorrichtungen zur Fabrikation des Ricinusöls, überhaupt aller Werkstätten der Gesellschaft, welche den Kolonisten zur Behandlung ihrer Produkte von Nuzen sein können;
e) die Gesellschaft weist ihnen die nöthigen Transportmittel an, um die Erzeugnisse ihres Fleißes nach den Ausfuhrhäfen bringen zu können;
f) auf den angrenzenden Zukerrohrpflanzungen der Gesellschaft können die Kolonisten so viel Zukerrohr pflanzen, als der eigene Bedarf der Familie an Zuker und Branntwein erfordert.

7) So lange den Kolonisten ihre eigenen Pflanzungen noch wenig Ertrag liefern, können sie auf den Kaffee- und Zukerrohrpflanzungen der Gesellschaft um den halben Ertrag arbeiten.

8) Einzelne Leute, die zu keiner Familie gehören, erhalten Beschäftigung im Monat- oder Taglohn. Der Monatlohn beträgt für den erwachsenen Mann 8 bis 12 Milreis nebst Kost und Wohnung. Nicht verheirathete Leute, die sich durch gute Aufführung, Fleiß und Sparsamkeit auszeichnen, können sich eine Landbewilligung gleich den Familien und mit denselben Rechten und Beschwerden anweisen lassen, wenn sie dieselbe allein oder mit Andern gemeinsam zu bewirthschaften im Stande sind. Ledige Männer, die sich auf der Kolonie verheirathen, treten dadurch selbstverständlich in die Stellung der Familien.

9) Auch angesiedelte Familienglieder können im Monat- oder nach Verhältniß berechneten Taglohn für die Gesellschaft arbeiten. Ein arbeitsfähiges Kind verdient monatlich 4 bis 8 Milreis.

10) Sobald eine gehörige Anzahl Familien angesiedelt ist, wird ein katholischer Pfarrer eingesezt. Protestantische Kolonisten können ihr Bekenntniß frei ausüben und die Gesellschaft wird für zeitweisen Besuch der Kolonie durch einen protestantischen Geistlichen besorgt sein. Die Kolonisten haben für den Gottesdienst keine Auslagen; die Gesellschaft hofft in dieser Beziehung auf die auch andern Kolonien gewährte freigebige Unterstüzung der Regierung.

Lasten und Pflichten der Kolonisten.

1) Jeder Familie oder jedem einzelnen Manne wird der Betrag der bis zu ihrer Ankunft erwachsenen Kosten zur Last geschrieben, welche Summe sechs Monate nach ihrer Ankunft zinsfrei ist, von da an aber zu 6 Prozent verzinset werden muß.

2) Die Besizer sind einer geringen jährlichen ewigen Abgabe von 100 Franken unterworfen.

3) Die Besizer haben die von der Gesellschaft zur Erleichterung ihrer Ansiedlung gemachten Vorarbeiten zu vergüten; dieser Vorschuß wird nach den Ernten nach einem festgesezten, mäßigen Verhältniß erstattet.

4) Die Gesellschaft läßt sich die von ihr bis zur ersten Ernte gelieferten Lebensmittel nicht bezahlen, nach dieser Zeit jedoch werden dieselben den Familien oder einzelnen Leuten zur Last geschrieben und zwar zu den landesüblichen Preisen.

5) Alle sonstigen im vorigen Abschnitt nicht namentlich aufgeführten Lieferungen werden dem Kolonisten sogleich zur Last geschrieben.

6) Die Gesellschaft behält sich als Entschädigung für die Benuzung ihres Eigenthums vor:

a) ein Zehntel des Reises, Mandioca- und Welschkornmehles, sowie alles andern Mehls, das in den Mühlen der Gesellschaft zubereitet wird;
b) die landesübliche Entschädigung für die in den Werkstätten vorgenommene Reinigung des Kaffee's;
c) die Hälfte des auf der Sägemühle der Gesellschaft gesägten Holzes;
d) ein Zehntel des in der Fabrik der Gesellschaft gewonnenen Ricinusöls;
e) die Transportkosten bis zum Hafen von Pinima werden sehr mäßig berechnet;
f) ein Drittel des Zukers und Branntweins, die in den Werkstätten der Gesellschaft von den Kolonisten fabrizirt werden, gehört der Gesellschaft.

*) Die Braça, das brasilianische Klafter, ist beinahe sieben Schweizerfuß.

Um alle Zweifel und Irrungen im Rechnungsverhältnisse zwischen der Gesellschaft und den Kolonisten zu vermeiden, erhält jede Familie und jeder einzelne Mann ein Buch, worin ihre Schuld und ihr Guthaben vermerkt ist und es wird laut dieses Buches Abrechnung gehalten. Jedermann hat somit beständig eine klare Uebersicht von dem Stande seiner Rechnung. Die Abrechnungen werden von beiden Theilen unterzeichnet.

Eine neue Auswanderungsfirma.

Indem wir unsere Leser auf die Ankündigung der Firma Paravicini & Roth unter den heutigen Inseraten aufmerksam machen, können wir nicht umhin, dieselbe mit einigen Worten beim Publikum einzuführen.

Die beiden Herren, aus denen die eben geschlossene Societät besteht, sind jeder für sich schon Jahre lang durch ihre rühmliche Thätigkeit auf dem Felde der Auswandererspedition bekannt. Herr v. Paravicini betrieb bisher seine Speditionen nach Nordamerika gleichsam nur als Nebengeschäft, da die Agentur für die verschiedenen Kolonien Südamerikas ihn vorzugsweise in Anspruch nahm und beförderte seine nordamerikanischen Auswanderer mehr über Nordseehäfen, besonders über Bremen. Da nun aber die Reise über Havre nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika wegen ihrer kürzeren Dauer und ihrer althergebrachten Gebräuchlichkeit unter den schweizerischen Auswanderern immer die beliebtere ist und sich die Havrer Spedition durch manche Verbesserungen in neuerer Zeit diesen Vorzug wirklich zu verdienen bestrebt, so entschloß sich Herr Paravicini auf mehrfach geäußerte Wünsche hin, sein Geschäft in dieser Richtung auszudehnen und wählte dazu den besten Weg, indem er sich mit Herrn Dr. Roth in Hottingen bei Zürich verband, welcher seit Jahren wegen seiner Speditionen über Havre einen vorzüglichen Ruf genießt.

Herr Dr. Roth war in den Jahren 1848 und 49 als eidgenössischer Agent in Havre für die Auswanderung vom Bundesrathe angestellt und gab nachher das, 1851 bei Friedr. Schultheß in Zürich erschienene, treffliche Reisehandbuch für Auswanderer nach Nordamerika heraus. Wie er sich früher in seiner amtlichen Stellung benahm, dafür spricht der folgende Brief des damaligen und noch jezigen schweizerischen Konsuls, Hrn. Wanner in Havre, vom 17. April 1849. „Herrn Dr. Roth,

eidgenössischer Agent für Auswanderung in Havre! Indem ich Ihnen die unerwartete Nachricht mitzutheilen hatte, daß der hohe Bundesrath die Agentur in Havre abzuschaffen beschlossen hat, kann ich nicht umhin, Ihnen den Wunsch auszusprechen, vorläufig an Ihrer Stelle zu bleiben und fortzufahren, wie Sie es bis dahin mit so vieler Hingebung gethan haben, unsern Landsleuten mit Rath und That beizustehen. Daß Sie immer nach bestem Wissen und Gewissen, treu und redlich unsern Auswanderern geholfen haben, weiß Niemand besser als ich, und zu jeder Zeit werde ich mit Freude bezeugen, daß meine Achtung Ihnen folgen wird, wohin Sie auch Ihr Schiksal führen möge." Nach diesem Briefe blieb Herr Dr. Roth dann noch bis zum 1. Oktober in seiner amtlichen Stellung und verlegte sich später auf die Auswandererspedition.

Es liegt außer allem Zweifel, daß die langjährigen Erfahrungen und die bisherige Solidität der Herren Paravicini und Roth sie zur Leitung eines ausgedehnten Auswanderungsgeschäftes in hohem Grade befähigt und daß die Gefühle der Achtung, die Herr Konsul Wanner gegen Herrn Dr. Roth hegt, auch den von der neuen Firma spedirten Auswanderern zum Besten gereichen werden.

Hiezu kommen die Vorzüge der bekannten, nun von Paravicini und Roth in der Schweiz vertretenen regelmäßigen Havrer-New-Yorker Postschifflinie. Dieselbe besizt folgende ausgezeichnete amerikanische (in New-York gebaute) Dreimaster erster Klasse:

Havre,	Kapitän	Mulford,	von 1000	Tonnen.
Helvetia,	„	Marsh,	„ 1200	„
Admiral,	„	Bliffens,	„ 1000	„
Samuel M. Fox,	„	Ainsworth,	„ 1500	„
New-York,	„	Thompson,	„ 1000	„
Isaac Bell,	„	Johnston,	„ 1500	„
Carolus Magnus,	„	Chase,	„ 2000	„
Zürich,	„	Rich,	„ 1000	„
Rattler,	„	Brown,	„ 1200	„
Germania,	„	Wood,	„ 1200	„
Bavaria,	„	Bailey,	„ 1000	„
E. Hamilton,	„	Lewis,	„ 2000	„

Sämmtliche Kapitäne sind ältere Herren und gehören zu den erfahrensten Seeleuten der nordamerikanischen Handelsmarine. Da sie immerfort nur zwischen Havre und New-York fahren und als humane Männer bekannt sind, so hat der Auswanderer die Gewähr einer rüksichtsvolleren, freundlicheren Behandlung auf diesen Schiffen, als auf navires hors ligne, deren Kapitäne zufällig einmal nach Havre kommen und dann erst nach Jahren, oder auch vielleicht nie wieder. Zudem ist die Bemannung auf Postschiffen stets eine vollständigere und es ist dieß eine der Hauptbedingungen einer sicheren Fahrt; denn was nüzt am Ende ein gutes Schiff und ein erfahrener Kapitän, wenn beiden nicht die nöthige Mannschaft zur Seite steht, um in schwierigen Lagen das Schiff regieren zu können?

Verschiedenes.

Schweiz. (Statistik.) Die Auswanderung aus der Schweiz hat dieses Jahr gegen früher wieder beträchtlich abgenommen. Von Hamburg gingen in der ersten Hälfte dieses Jahres 207 (voriges Jahr 968) ab und zwar 182 nach Santos, 23 nach Dona Francisca und 2 nach Quebek. Von Havre gingen 1756 Schweizer nach Amerika (856 weniger). Hievon kommen auf den Kanton Zürich 182, Bern 453, Luzern 28, Uri 6, Schwiz 4, Unterwalden 4, Zug 1, Glarus 61, Solothurn 122, Freiburg 8, Schaffhausen 51, Basel 37, Appenzell 4, St. Gallen 119, Aargau 140, Graubünden 309, Thurgau 21, Tessin 133, Waadt 20, Wallis 41, Neuenburg 11 und Genf 3 Personen.

— Der Bundesrath hat eine Zuschrift aus Joinville, Kolonie Dona Francisca, erhalten, in welcher sich etwa vierzig dort angesiedelte Schweizer gegen die ungünstigen Dona Francisca betreffenden Angaben des bekannten, Ende des vorigen Jahres in Schweizerblättern veröffentlichten Berichtes der schweizerischen Hülfsgesellschaft zu Rio de Janeiro wehren.

— Bern. (Gesezgebung.) „Laut einer neuern Gesezesvorschrift", sagt der Oberländer Anzeiger, „haben die Auswanderer nach Amerika ihr daheriges Vorhaben einen Monat vor ihrer Abreise durch das Amtsblatt zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, damit allfällige Reklamationen an dieselben gehörigen Ortes eingegeben werden mögen. Diese Bestimmung finden wir ganz in der Ordnung; daß hingegen der Staat ganz vermögenslosen Auswanderern, z. B. Dienstboten, Landarbeitern u. dgl., welche kaum das erforderliche Geld zur Ueberfahrt zusammenzubringen im Stande waren und überdieß jeden Centime für die nothwendigsten Lebens- und Reisebedürfnisse zu Rathe zu ziehen haben, — für Schreib- und Einrükungsgebühr erwähnter Publikation 5 Franken, sage fünf Franken, abnimmt, dünkt uns hart und will uns scheinen, es könnte für solche Fälle, wo die Vermögenslosigkeit offenbar vorliegt, den betreffenden Beamten einige Diskretion eingeräumt werden." So weit der Oberländer Anzeiger. Wir wissen aber noch Ferneres, das eben so gut gerügt zu werden verdient. — Das fragliche Auswanderungs-Gesez schreibt auch vor, daß alle von den Agenten mit den Auswanderern abzuschließenden Verträge auf Stempel ausgefertigt und die Unterschriften von einem Notar beglaubigt sein müssen. Was diese Maßregel, die wir auch noch nirgends getroffen, nüzen soll, ist schwer zu errathen, außer es wäre denn, wie böse Zungen sagen, eine bloße Sportelnjägerei zu Gunsten des Staates und seiner Angestellten. Das Fatale dabei ist, daß eben nur wieder die armen Auswanderer diejenigen sind, die für diese Formsache, die ihnen gar nichts nüzt, ihr gutes Geld hergeben müssen, denn begreiflich schlägt der Agent diese Auslagen auf die Reisekosten, so daß alle diese Gebühren und Sporteln, die durch das Gesez bedungen sind, für einen jeden Auswanderer die Reisekosten um 10 Franken vermehren. Dagegen ist dann sehr Wichtiges und wesentlich Nothwendiges, das dem Auswanderer wirklich zum Schuz und Nuzen gereichen würde, in dem Gesezе gar nicht enthalten. Der Wille der gesezgebenden Behörde war wohl gut, aber ihr Wissen in diesem Punkte ungenügend. Eine Revision dieses Auswanderungs-Gesezes wäre gewiß sehr am Plaze, und wir hoffen, sie werde nicht allzu lange auf sich warten lassen.

— Der „Bote aus Amerika" ist doch ein unverschämter Bursche. Bekanntlich schreibt er schon seit lange sozusagen gar nichts mehr selbst, sondern kopirt nur aus andern Zeitungen und Büchern und da er seine Quellen gewöhnlich gar nicht nennt, so schmükt er sich wie die Dohle mit fremden Federn, die ihm billigermaßen ausgerissen werden müssen. In seiner Nro. 33 ist der ganze Abschnitt „verschiedene neuere Nachrichten" aus dem „Kolonist" abgeschrieben. Diejenigen dieser neuern Nachrichten (sie sind zum Theil schon vor mehrern Wochen im „Kolonist" gestanden, waren aber auch damals schon nicht mehr neu), unter welche wir selbst als entlehnt den Namen der Quelle sezten, erhielten diese Bezeichnung auch im „Boten"; was aber von uns selbst redigirt war, das schreibt er ohne weitere Bemerkung wörtlich ab und macht seine Leser glauben, er habe es selbst verfaßt. — Sehr interessant ist in dieser Nummer der Abschnitt „europäische Anzeigen", welcher Titel wahrscheinlich heißen soll: Anzeigen von europäischer Wichtigkeit, z. B. wie daß in Liestall im Schlüssel Einer habe stehlen wollen und abgefaßt worden sei; als wie einem reichen kinderlosen Ehepaar in Waldhäusern ein Kind in den Stall gelegt wurde; von der Geldaristokratie im Oberland, von dem Milchkrieg in Zürich, wo die Stadtleute durchaus für 15 Rappen Milch trinken wollen, während man in Viehzucht treibenden Gegenden 20 und mehr Rappen dafür bezahlen muß; von Hagel im Aargau, von Ueberschwemmung und Erdbeben im Berner Oberland und anderen eben so merkwürdigen Ereignissen, von denen man aber schlechterdings nicht begreifen kann, daß sie in eine Auswanderungszeitung gehören. — Das Allerinteressanteste in dieser Nummer des „Boten a. Am." ist die Thatsache, welche aus einer Korrespondenz hervorgeht, daß es im Kanton Bern eine Person gibt, welche weder männlichen noch weiblichen, sondern sächlichen Geschlechts ist (generis neutrius, also ein Zwitter) und Maria heißt. Die Stelle lautet so: „Das Maria ist sehr begierig zu wissen, ob und wie Ihr ihm entsprechen werdet."

Deutschland. Hamburg, 7. August. Von 11 im Monat Juli mit Passagieren nach überseeischen Häfen expedirten Schiffen gingen 6 mit 1338 Personen nach New-York, 1 mit 234 nach Quebek, 1 mit 135 nach Sidney, 1 mit 70 nach Dona Francisca, 1 mit 52 nach Santa Katharina und Rio Grande, 1 mit 41 nach Melbourne. Ueber England gingen 179 Personen größtentheils nach New-York. Total: 2049, seit Anfang des Jahres 14,499, oder 2259 mehr als voriges Jahr. Bis zum Monat Juni dieses Jahres war die Zahl der von den HH. Knorr und Holtermann verschifften Personen in der Regel die stärkste; seit 2 Monaten ist die stärkste Frequenz bei Hrn. Aug. Bolten annehmbar.

((A. Ausw.-Ztg.)

England. Die englische Regierung hat die Weisung ertheilt, allen Landbauern, Schäfern, Gärtnern, Maurern, Hufschmieden, Stellmachern, Zimmerleuten und weiblichen Dienstboten, die sich melden, eine freie Ueberfahrt nach Moreton Bay, Geelong, Melbourne, Viktoria, Sidney und Adelaide zu bewilligen. Von den Männern darf keiner über 40 Jahr alt sein. — Die Auswanderungslust scheint neuerdings zu wachsen, denn gar Viele ziehen nach Van Diemensland und Neuseeland hin.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Neues Mordinstrument.) Ein Württemberger in New-York, Eduard Lindner, hat ein neues Schießgewehr erfunden, welches alle Vortheile eines Zündnadelgewehres mit denen der Miniékugelbüchse und des Revolvers vereinigt. Die „New-York-Times" sagt hierüber: „Den vollen Werth der neuen Geschosse kann man nur dadurch recht ausdrüken, wenn man sagt, daß man mit einer Lindner'schen Zündnadelbüchse in einer Minute 40 Kugeln auf eine Entfernung von 1500—2000 Fuß abfeuern kann."(?)

— Die Ernte ist beendet; alle Berichte darüber lauten günstig.

— New-York. Die größte Hutfabrik in der Welt besteht in Brooklyn, einer Vorstadt von New-York. Dieselbe beschäftigt 1000 Arbeiter, unter denen 200 Lehrlinge, und liefert täglich 450 Duzend, meist Filzhüte. In der Fabrik werden jährlich 25- bis 80,000 hölzerne Hutschachteln gefertigt und 100,000 papierne.

— Kalifornien. Die gesellschaftlichen und politischen Zustände werden immer gespannter. Der Gouverneur sandte in der Person des Hrn. Terry, Oberrichter, einen Abgeordneten an das Sicherheitskomite in San Francisko, um dasselbe entweder zur freiwilligen Auflösung zu vermögen, oder aber dieselbe mit Gewalt einzuleiten. Das Komite seinerseits sandte ihm seinen Marshall, Hrn. Hopkins, entgegen. Lezterer traf Terry in Begleitung mehrerer zweideutiger Subjekte, von denen eines, Namens Molony, von ihm aufgefordert wurde, ihm zu folgen. Statt der Antwort warf man sich auf den Abgeordneten des Komite, schlug ihn zu Boden und Richter Terry versezte ihm sogar eigenhändig einen sehr gefährlichen Messerstich. In San Francisko verbreitete sich sofort diese Kunde. Das Sicherheitskomite sandte ein Detaschement Leute zu Hopkins Schuz aus, Terry und seine Gefährten wurden in einem Gebäude umzingelt, gefangen und noch San Francisko in's Gefängniß gebracht. Ungeheure Aufregung und allgemeiner Auszug; die Milizen des Gouverneurs, deren man habhaft werden konnte, wurden entwaffnet und ihre Waffen dem Komite zugestellt. Stirbt Hopkins an seiner Wunde, so wird Richter Terry gehängt, wo nicht, wird er bloß verbannt. Der Gouverneur selbst, verlassen von der Staatenregierung und Präsident Pierce, der diesen Zustand als eine ihn nichts angehende innere Angelegenheit (!) betrachtet, zog sich auf das Land zurük, der Zeit überlassend, irgend eine günstigere Konstellation für ihn herbeizuführen. So stehen die Sachen. Neuern Nachrichten zufolge gelang es dem Gouverneur, 62 Mann unter die Befehle seines Generals zu vereinigen, während das Komite von San Francisko ihm bereits 10,000 gut bewaffnete Männer entgegenzusezen vermag, darunter eine französische Legion und 12 Stüke Artillerie. Seit der Einsezung des Sicherheitskomite's sollen bereits 29 Individuen eingesperrt oder gehängt worden sein.

Zentralamerika. Costa-Rica wird nun auch vom Vaterländer Oberländer Anzeiger als Ziel für schweizerische Auswanderer empfohlen und namentlich als Vorzug hervorgehoben „die größte Sicherheit, Ruhe und Ordnung im Innern, die selbst die Nachbarschaft der Walker'schen Freibeuter in Nicaragua noch nicht zu stören vermochte." Wie lange wird das noch wahr bleiben?

Südamerika. Brasilien. (Deutscher Handel.) Eine der verbreitesten Berliner Zeitungen, nämlich die „Vossische", bringt unterm 23. Juli folgenden Artikel: „Von welcher Bedeutung für die Interessen des deutschen Handels die Auswanderung nach denjenigen Landestheilen zu werden verspricht, wo das deutsche Element sich neben dem einheimischen selbstständig erhält und entwikelt, zeigt die brasilianische Provinz Rio Grande do Sul, die bereits eine deutsche und schweizerische Bevölkerung von über 40,000 (?) Seelen besizt, und nach welcher der Handel Hamburgs und Bremens allein, und zwar meist in zollvereinsländischen Produkten, schon dem Englands fast gleichkommt und mehr als der Frankreichs, Belgiens und Spaniens zusammen genommen beträgt. Während England 1855 dorthin für 1,045,700 Milreis ausführte, belief sich der Ausfuhrhandel Hamburgs und Bremens auf 1,040,000 Milreis, und der der Vereinigten Staaten auf 974,200 Milsreis. Ausgeführt wurden von dorther an Landbau- und Viehzuchtprodukten nach den Vereinigten Staaten für 2,213,900 Milreis, nach England für 1,858,150 Milreis, nach Belgien für 220,000 Milreis, nach Hamburg und Bremen für 196,000 Milreis. Dieser überseeische Handel wird meist durch deutsche Kaufleute vermittelt, die sich in der Hafenstadt Rio Grande do Sul und in Porto Alegre, der Hauptstadt der Provinz, niedergelassen haben. Nahe bei Porto Alegre befindet sich die blühende deutsche Kolonie San Leopoldo, welche fast 12,000 ausschließlich deutsche Bewohner zählt, katholische und protestantische Gotteshäuser hat und in der 20 bis 30 deutsche Lehrer Unterricht ertheilen. Der Verkehr zwischen der südlichsten brasilianischen Provinz und Ham-

gar Viele ziehen nach Van
hin.
einigte Staaten. (Neues
n Württemberger in New-
in neues Schießgewehr er-
e eines Zündnadelgewehres
se und des Revolvers ver-
" sagt hierüber: „Den vol-
ses kann man nur dadurch
t, daß man mit einer Lind-
iner Minute 40 Kugeln auf
000 Fuß abfeuern kann."(?)
ndet; alle Berichte darüber

e größte Hutfabrik in
n, einer Vorstadt von New-
000 Arbeiter, unter denen
ich 450 Duzend, meist Filz-
ährlich 25- bis 80,000 höl-
nd 100,000 papierne.
Die gesellschaftlichen und
mer gespannter. Der Gou-
es Hrn. Terry, Oberrichter,
herheitskomite in San Fran-
ur freiwilligen Auflösung zu
nit Gewalt einzuleiten. Das
seinen Marshall, Hrn. Hop-
Terry in Begleitung meh-
von denen eines, Namens
ert wurde, ihm zu folgen.
sich auf den Abgeordneten
den und Richter Terry ver-
inen sehr gefährlichen Mes-
verbreitete sich sofort diese
te sandte ein Detaschement
Terry und seine Gefährten
zingelt, gefangen und nach
gebracht. Ungeheure Auf-
ug; die Milizen des Gou-
werden konnte, wurden ent-
n Komite zugestellt. Stirbt
wird Richter Terry gehängt,
nt. Der Gouverneur selbst,
erung und Präsident Pierce,
ihn nichts angehende innere
og sich auf das Land zurük,
eine günstigere Konstellation
stehen die Sachen. Neuern
dem Gouverneur, 62 Mann
rals zu vereinigen, während
ko ihm bereits 10,000 gut
sezen vermag, darunter eine
ife Artillerie. Seit der Ein-
sollen bereits 29 Individuen
en sein.
Kosta-Rica wird nun auch
iger als Ziel für schweize-
n und namentlich als Vor-
ge Sicherheit, Ruhe und
elbst die Nachbarschaft der
icaragua noch nicht zu stö-
wird das noch wahr bleiben?
ien. (Deutscher Han-
Berliner Zeitungen, nämlich
n 23. Juli folgenden Arti-
ng für die Interessen des
wanderung nach denjenigen
erspricht, wo das deutsche
eimischen selbstständig erhält
anische Provinz Rio Grande
tsche und schweizerische Be-
(?) Seesen besizt, und nach
rgs und Bremens allein,
sländischen Produkten, schon
mt und mehr als der Frank-
iens zusammen genommen
1855 dorthin für 1,045,700
h der Ausfuhrhandel Ham-
040,000 Milreis, und der
f 974,200 Milsreis. Aus-
an Landbau- und Vieh-
Vereinigten Staaten für
gland für 1,858,150 Mil-
00 Milreis, nach Hamburg
Milreis. Dieser überseeische
utsche Kaufleute vermittelt,
o Grande do Sul und in
adt der Provinz, niederge-
rto Alegre befindet sich die
San Leopoldo, welche fast
Bewohner zählt, katholische
aser hat und in der 20 bis
ht ertheilen. Der Verkehr
ilianischen Provinz und Ham-

burg ist neuerlich ein so lebhafter geworden, daß in jüngster Zeit die Herren Wilh. Hühn und Komp. daselbst bereits eine regelmäßige monatliche Paket- und Passagierfahrt von Hamburg aus nach dorthin eingerichtet haben. Schon im Frühjahr d. J. waren von Hamburg 7 Schiffe, von denen zwei Auswanderer an Bord hatten, nach Rio Grande do Sul abgegangen."

— **Argentinien.** Es ist nun gerade ein Jahr, seit wir gegen die Kolonie des Herrn Aaron Castellanos in Santa Fé, oder vielmehr gegen seine Werbungen für dieselbe in der Schweiz uns zu schreiben verpflichtet fanden. Man hat noch immer keine unmittelbaren Nachrichten von den Schweizerkolonisten daselbst, oder, wenn man solche hat, so sind sie nicht veröffentlicht worden. Auch „der wahrheitsgetreue und zuverlässige Berner" hat, wie es scheint, noch nicht geschrieben. (?!) Man ist daher auf diejenige Kunde beschränkt, welche Drittpersonen und fremde Zeitungen, besonders die Laplatablätter über das Schiksal der Kolonie enthalten; aber leztere sind, weil die Angelegenheit das ganze Land zu nahe angeht, nicht ganz unparteiisch. Doch ist man schon froh, überhaupt etwas darüber zu lesen. Ein solcher Bericht steht im „Bund", der beweist, daß die erste unserer Prophezeiungen in Erfüllung gegangen ist, nämlich die „daß bei der Ankunft der Kolonisten die nöthigen Vorbereitungen noch nicht getroffen, namentlich die Gebäulichkeiten noch nicht erstellt sein werden" (es war jeder Familie nebst vielen andern schönen Sachen ein fertiges Haus versprochen). Im „Bund" heißt es: „Die Lage der Kolonisten scheint im Anfang keine brillante gewesen zu sein, doch verbesserte sich dieselbe in kurzer Zeit in Folge der Anstrengungen des Agenten des betreffenden Speditionshauses und des Gouverneurs, dem es wenigstens nicht an gutem Willen fehlt. Die meisten schweizerischen Kolonisten scheinen mit ihrer Lage ziemlich zufrieden zu sein, weniger die Franzosen, die Anlaß zu mancherlei Klagen geben. — Die Kolonie ist 8 — 9 Stunden von Santa Fé und 1½ Stunde vom Salado (nicht Sadado, wie es im „Bund" und andern Ztg. heißt) entfernt. Die Ländereien der Kolonie sind sehr fruchtbar. Der Boden besteht größtentheils aus schönem Wiesengrund, mit hohem Gras bewachsen, das gewöhnlich abgebrannt wird; mit den vier Pferden, welche jede Kolonistenfamilie erhalten hat, lassen sich diese Wiesen leicht und gut pflügen. Mit Fleiß und Arbeit können die Kolonisten jedenfalls gute Ernten erlangen. Der Akerbau muß indeß vorerst durch Versuche und genaue Beobachtungen studirt werden, und ebenso wird auch der Boden erst nach einigen Jahren der Kultur die volle Fruchtbarkeit erlangen. Die Wohnungen mußten sich die Kolonisten meistentheils selbst errichten; die Regierung liefert aber das Holz und das übrige Material und bezahlt für die Errichtung eine Entschädigung von 30 Piastern. Bereits befinden sich auf der Kolonie bei 300 Familien. Vom Gouverneur und der Regierung wird gesagt, daß dieselben für die Kolonie mehr thun, als sie versprochen haben (ein Widerspruch gegen die obigen Angaben). Ueber die Auswanderung nach diesen Gegenden im Allgemeinen bemerkt der Berichterstatter, daß sich dieselbe vorzugsweise für solche Leute eigne, welche die Reisekosten zu bestreiten im Falle seien und überdies noch einiges Geld mitbringen, indem sie alsdann bald in der Lage sich befinden, freies Besizthum zu erwerben. Ganz Arme, für welche die erhaltenen Vorschüsse zurükbezahlt werden müssen, plazire man passender auf die Kaffeepflanzungen Brasiliens." Wie manche andere Schwierigkeit, die wir der Kolonie prophezeiten, mag mittlerweile sie auch noch betroffen haben oder im Schoße der nächsten Zukunft liegen!

Australien. Einer Mittheilung der „Pr. C." aus Adelaide zufolge wohnen in Südaustralien gegenwärtig etwa 10,000 Deutsche neben 80,000 Engländern und Irländern. Von den Deutschen sind ungefähr zwei Drittheile ehemalige preußische Unterthanen. Mehr als 5000 derselben stammen allein aus Schlesien und der Lausiz. Das lezte Drittheil besteht vorzugsweise aus Hannoveranern, Meklenburgern, Hamburgern und Bremern. Süddeutsche befinden sich darunter nur sehr wenige. Im Allgemeinen genießen die deutschen Kolonisten eines sehr guten Rufes. Sie zeichnen sich durch Moralität, Arbeitsamkeit und Wirthschaftlichkeit vor der großen Masse der britischen und namentlich der irischen Bevölkerung sehr vortheilhaft aus. In den lezten sieben Jahren enthielt der Kriminal-Kalender nur 3—4 schwere Verbrechen, die von Deutschen verübt wurden. Ebenso kam von den zur Beurtheilung des Strafgerichtshofes gelangten Verbrechen und Vergehen noch nicht der hundertste Theil auf die Deutschen, während dieselben den neunten Theil der Bevölkerung ausmachen. Auf der andern Seite befinden sich die deutschen Kolonisten im Durchschnitt in sehr geordneten ökonomischen Verhältnissen. Sie nehmen fast niemals die Hülfe der Regierung in Anspruch. Unter den 2000 Personen, welche in Folge der schlechten Auswahl der auf Kosten der Kolonie aus England herbeigezogenen Einwanderer direkt oder indirekt aus öffentlichen Fonds Unterstüzungen erhielten, befinden sich nicht mehr als 20 Deutsche, und zwar Skorbut-Kranke, die eben erst in der Kolonie angekommen waren. In der deutschen Bevölkerung nehmen wieder die Schlesier sowohl durch ihre Zahl, als durch ihre Qualifikation zur Ansiedlung in Süd-Australien eine hervorragende Stelle ein. Die Schlesier konstituiren sich fast durchgängig sofort zu kirchlichen und bürgerlichen Gemeinden und nehmen in der Regel von Anfang an große Länderstreken in Besiz. Bei ihrem landsmannschaftlichen Zusammenhalten leistet nicht bloß ein Nachbar dem andern in jedem Nothfalle Hülfe; es werden auch durch die Begründung von Ortschaften und die Anlage von Verbindungswegen die Ländereien alsbald nicht wenig im Werthe gesteigert. Dabei sind die Schlesier im Ganzen genügsam und an Entbehrungen gewöhnt. Sie bedürfen für ihre Person meistens nicht den dritten Theil so viel, als ein englischer Einwanderer. Ihre Nüchternheit und Sparsamkeit verschafft ihnen nicht selten einen persönlichen Kredit, der es möglich macht, auch bei nur geringer baarer Anzahlung ausgedehntere Landankäufe zu machen. Unter solchen Umständen haben die schlesischen Kolonisten in Australien schon Bedeutendes geleistet. Die ersten derselben kamen im Jahre 1838 an. Dieselben waren zum großen Theile das Passagegeld schuldig und mußten gleich neue Schulden machen, um das Inventar zur Bearbeitung des von ihnen gepachteten Landes zu beschaffen. Seitdem sind die Meisten Eigenthümer ihrer Ländereien geworden. Sie haben in der Kolonie den schönsten Viehstand, besonders an Pferden und Ochsen, und sind großentheils schon wohlhabend. Als ein Beweis ihres wachsenden Wohlstandes ist es anzusehen, daß sie im Jahre 1854 allein von der Regierung in öffentlichen Auktionen für etwa 45,000 Pfd. Sterl. Land kauften. Im Jahre 1855 langten in der Kolonie nicht weniger als 700 neue schlesische Einwanderer an, deren Passage ganz oder theilweise von ihren schon länger dort weilenden Landsleuten bezahlt war. Weniger günstig ist im Ganzen die Lage der hannoverschen Kolonisten. Die hannoversche Berghauptmannschaft sendet schon seit dem Jahre 1849 harzer Bergleute zur Ansiedlung nach Südaustralien. Sie trägt für dieselben die Ueberfahrtskosten, welche kontraktlich von den Betheiligten nach drei Jahren zurükerstattet werden müssen. Auf diese Weise sind seit dem genannten Jahre mehr als 1100 Harzer nach Adelaide befördert worden. Dieselben wissen aber zum Theil nicht, sich durch Thätigkeit rasch emporzuschwingen. Ebenso gehen nicht Wenigen von denselben die nöthigen Eigenschaften ab, um sich bei den übrigen Kolonisten in besondere Achtung zu sezen. Sie sind zum Theil unzuverlässig und anspruchsvoll.

Afrika. Algerien. Ein reicher Kolonist läßt durch einen Chinesen untersuchen, ob der Boden von Algerien sich für den Anbau von Thee und andern chinesischen Produkten eigne. Bejahendenfalls soll eine Kolonie von 800 Chinesen und 200 Indiern in den algerischen Ländereien angelegt werden. — Die Walliser Kolonisten, welche mit den Kanonikern von St. Moriz nach Algier ausgewandert sind, beklagen sich sehr über ihr Schiksal in der Provinz Constantine; die meisten sind wieder in die Heimat zurükgekehrt.

Inserate und Anzeigen.

Hamburg-Brasilianische Dampfschifffahrts-Gesellschaft.

Die ersten beiden der Gesellschaft gehörenden eisernen Dampfschiffe

Teutonia und Petropolis

jedes zirka 2000 Tons groß,
sind so weit im Bau fortgeschritten, daß dieselben bereits im Herbst dieses Jahres die regelmäßige Fahrt von

Hamburg nach Rio de Janeiro

eröffnen dürften.

Die genannten Dampfschiffe werden,
von **Hamburg** ausgehend,
Southampton, Lissabon, Pernambuco und Bahia,
und,
von **Rio de Janeiro** zurükkommend,
Bahia, Pernambuco, Cap Verd, Lissabon und Southampton
anlaufen und von **Southampton, Lissabon***), **Bahia** und **Rio de Janeiro** Güter und Passagiere (nach und von **Pernambuco** nur Passagiere, Contanten 2c. und Proben-Paquete) befördern. ☞ Eine Angabe der Abfahrtstage wird vorbehalten.

*) Güter werden vorläufig nur von Lissabon angenommen.

Die Güterfracht

von **Hamburg** oder **Southampton** nach **Rio de Janeiro** ist bis auf Weiteres, wie folgt, festgesezt:

1. Für ordinäre Güter, als: Mobilien, Glas, Eisen- und Spielwaaren, Spiegel u. s. w. 2 Pfd. St. 10 Sch.
2. Für mittelfeine Güter, als: Baumwollwaaren, Quincailleriewaaren, Stahlwaaren, Piano's u. s. w. 3 Pfd. St. 10 Sch.
3. Für feine Güter, als: Tuche und wollene Waaren, Leinen, halbseidene und seidene Waaren u. s. w. 5 Pfd. St.

Nebst 15 % Primage für 40 Hb. Kubikfuß.

Für schwere und voluminöse Güter nach Uebereinkunft. — Güter nach den übrigen Stationsplätzen werden zu einer verhältnißmäßig billigen Fracht befördert.

Für Juwelen, Gold, Silber, Contanten 2c. 1½ % vom Werth. Für Paquete ohne Connossement bis 2 Kubikfuß 5 Sch., von 2 bis 4 Kubikfuß 10 Sch., von 4 bis 12 Kubikfuß perKub.-Fuß 3 Sch.

Es wird kein Conossement unter 10 Sch. Fracht gezeichnet.

Passage-Preise

inklusive Beköstigung, aber ohne Wein und geistige Getränke.

Von **Hamburg**

Bestimmungsort.	1. Kajüte.	2. Kajüte.	Zwischendek. Erwachsene.	Zwischendek. Kinder unter 12 J.
nach	Thlr. Pr. C.	Thlr. Pr. C.	Rthl. Pr. C.	Rthl. Pr. C.
Lissabon	70. —.	50. —.	25. —.	20. —.
Pernambuco	240. —.	170. —.	70. —.	55. —.
Bahia	260. —.	190. —.	70. —.	55. —.
Rio Janeiro	280. —.	210. —.	70. —.	55. —.

Von **Southampton**

Bestimmungsort.	1. Kajüte.	2. Kajüte.	Zwischendek. Erwachsene.	Zwischendek. Kinder unter 12 J.
nach	Pfd. Sterl.	Pfd. Sterl.	Pfd. Sterl.	Pfd. Sterl.
Lissabon	10. —.	7. —.	4. —.	3. —.
Pernambuco	34. —.	24. —.	10. 10.	7. —.
Bahia	36. —.	26. —.	10. 10.	7. —.
Rio Janeiro	40. —.	30. —.	10. 10.	7. —.

Von **Lissabon**

Bestimmungsort.	1. Kajüte.	2. Kajüte.	Zwischendek. Erwachsene.	Zwischendek. Kinder unter 12 J.
nach	Pfd. Sterl.	Pfd. Sterl.	Pfd. Sterl.	Pfd. Sterl.
Pernambuco	24. —.	18. —.	8. —.	6. —.
Bahia	28. —.	20. —.	8. —.	6. —.
Rio Janeiro	32. —.	24. —.	8. —.	6. —.

Jeder erwachsene Passagier hat 20 Kubikfuß Gepäk frei mit sich zu führen. Kinder und Dienerschaft im Verhältniß.

Um Unordnungen zu vermeiden, werden die Passagiere gebeten, jedes Stük ihres Gepäks mit Namen und Bestimmungsort zu bezeichnen. — Die Zwischendekpassagiere müssen Betten und Eßgeschirr für eigene Rechnung anschaffen.

Die Gesellschaft hat sich beim Bau der Dampfschiffe die neuesten technischen Erfindungen und Verbesserungen, sowohl in Betreff der Schnelligkeit wie der größtmöglichsten Sicherheit, zu Nuze gemacht, wie auch die Einrichtungen der Schiffe zur Beförderung der Passagiere auf das Zwekmäßigste, Eleganteste und unter Berüksichtigung aller möglichen Bequemlichkeiten getroffen werden.

Ein Arzt befindet sich am Bord.

Nähere Nachricht wegen Fracht und Passage ertheilen

Knöhr & Burchard,
Schiffs-Makler.
Hamburg (Steinhöft № 8),
und
Der bevollmächtigte
konzessionirte Generalagent für die Schweiz:
E. de Paravicini,
Zürich (Unterstraß № 132).

Korrespondenz. Herrn J. Sch. B. in Mollis. Wir behalten die Allg. Z. und den „Pilot" selbst auf und veräußern diese Blätter nicht. Red. d. Kol.

Auswanderung.

Wir Endesunterzeichnete haben uns unter der Firma:

Paravicini & Roth in Zürich

für die Spedition von Auswanderern nach Nordamerika mit einander associrt, und von dem geachteten Rhederhause der Herren Chrystie, Schlößmann u. Comp. in Havre die Generalagentur in der Schweiz für ihre Postschiffe nach Nordamerika erhalten.

Wir bitten das ehrende Zutrauen und den stets sich mehrenden Zuspruch, deren Jeder von uns bis anhin sich zu erfreuen hatte, uns auch ferner zu schenken, denn wir werden auch fortan Alles, was in unsern Kräften steht, thun, dieselben zu rechtfertigen.

Unser Vertrag mit oben genannten Rhedern erlaubt uns Auswanderer eben so billig zu übernehmen, als dieß nur irgend einem andern Hause möglich ist.

Unser Hr. E. de Paravicini wird wie bis anhin die Leitung der Spedition nach den Kolonien Südamerika's für eigene Rechnung beibehalten, und wollen sich Auswanderer dahin gefälligst unter der Adresse: E. de Paravicini Nro. 132 in Unterstraß bei Zürich an ihn wenden.

Die Auswanderer-Speditionen nach Nordamerika (New-York, New-Orleans, Galveston (Texas), Quebek (Kanada) leitet wie bis anhin unser Herr Dr. Roth, an den man sich gefälligst unter der Adresse: **Paravicini & Roth in Hottingen bei Zürich** wenden wolle.

Wir haben zugleich die Einrichtung getroffen, daß Auswanderer direkt bei uns, oder durch Vermittelung unserer Herren Hauptagenten in den verschiedenen Kantonen von uns, Sichtwechsel auf New-York und New-Orleans zum jedesmaligen Tageskurse beziehen können, welche, ohne Rücksicht auf die drüben üblichen 3 Respektage, sogleich bei erstmaliger Vorweisung bezahlt werden.

Zürich, im August 1856.

E. de Paravicini.
Dr. Roth.

Feuilleton.

Schwarz und Weiß.

Von F. Gerstäker.

(Fortsetzung.)

„Es ist nur ein Neger, Mr. Hennigs," sagte Sally mit bitterem Vorwurf im Ton, „das klingt, aufrichtig gesprochen, recht garstig von Ihnen. Vater war in seinen Augen auch nur ein Weißer, und er hat ihn doch aus dem Wasser gezogen. Das weiß ich, wenn Sie den armen Menschen wieder auslieferten, und ich wäre Lucy, ich spräche in meinem ganzen Leben kein Sterbenswörtchen mehr mit Ihnen."

„Sein Sie barmherzig!" flehte auch Lucy jetzt, und sah bittend zu dem jungen Mann auf, der sich, den Hut in der Hand, verlegen hinter den Ohren kratzte.

„Aber, beste Miß Lucy," sagte er endlich, „was hülfe es ihm denn; wenn wir unsere eigene Sicherheit auch wirklich nicht einen Pfifferling rechnen wollten, deßhalb wäre ihm doch nicht mehr geholfen. Entfliehen kann er nicht; wie käme ein Nigger von hier bis zu der canadensischen Grenze ohne Paß? Liefern wir ihn also nicht aus, wobei wir uns zugleich für ihn verwenden können, so fängt ihn Jemand Anderes, und dann geht's ihm erst recht schlimm."

Der Neger hatte seine großen, lebhaften Augen geöffnet und zu dem Sprechenden mit einem unbeschreiblichen Ausdruk von Seelenschmerz in den dunkeln Zügen aufgeblikt. Jezt theilten sich seine Lippen, und er flüsterte, mit aber noch kaum hörbarer Stimme:

„Ich bin verloren, die Verfolger sind mir auf den Fersen; ich traf einen der nach mir ausgesandten Männer zufällig im Wald, und nur die Verzweiflung gab mir Kraft genug, ihm in dem dichten Unterholz zu entgehen, das ihm nicht erlaubte mit dem Pferd so schnell hindurch zu brechen. Unfern von hier wußte ich ihn von meinen Fährten abzubringen und floh nun, als lezten Rettungsweg, Ihrem Hause zu. Ich kann nicht weiter, mein Rüken ist zerfleischt, meine Kräfte sind erschöpft, die Wunden brennen mich wie Feuer, und die Glieder versagen mir den Dienst. Liefern Sie mich aus, dann ist's vorbei, und ich habe dieß elende Leben überstanden."

„Es ist nicht so schlimm, Ben!" sagte Hennigs gutmüthig, „wir wollen selbst zu Deinem Herrn hinüber reiten und ihn um Schonung für Dich bitten; er soll Dich nicht weiter mißhandeln."

„Umsonst, umsonst!" stöhnte der Unglükliche, und sah starr vor sich nieder, „das wäre vergebens; lezten Freitag warf er mich zu Boden und trat mich mit Füßen; die harten Steine rissen die noch nicht geheilten Wunden der Peitschenhiebe wieder auf, wahnsinniger Schmerz durchzukte mich, und in aller Verzweiflung, nicht mehr wissend was ich that, was ich beging, ergriff ich einen gerade dort liegenden Axtstiel und — schlug meinen Master zu Boden."

„Unglükseliger!" sagte Hennigs mitleidig, „dann bist Du allerdings verloren!"

„Nein, nein!" rief Draper, „ich will verdammt sein, wenn ich ihn ausliefere. Ich weiß, was ich riskire, ich weiß, was mich bedroht, wenn ich entdekt werde; doch gleichviel; im schlimmsten Falle lasse ich die hier gethane Arbeit im Stich, und ziehe nach Jowa hinein, aber ich will nicht haben, daß mich das Bild dieses Unglüklichen mein ganzes Leben lang, Tag und Nacht hindurch mahnen und martern soll, und ich mir ewig sagen muß: der hatte dir nur das Leben gerettet, damit du ihn nachher gebunden seinem Henker überliefern konntest. Sei guten Muths, Ben, es soll Dir Nichts geschehen, ich will doch einmal sehn, ob der alte Draper so auf den Kopf gefallen ist, daß er nicht ein Mittel findet Dir fortzuhelfen."

„Aber, Draper, Draper, denkt an Euer Weib und Euere Kinder," sagte warnend der junge Mann.

„O, reden Sie dem Vater nicht ab," bat ihn flehend Lucy, „lassen Sie ihn das gute Werk vollbringen, und — wenn Sie sich uns Allen als ein recht lieber, lieber Freund erweisen wollen, o, so helfen Sie nur dießmal, den armen, armen Jungen von so fürchterlicher Strafe zu erretten."

„Liebe Miß Lucy," erwiederte Hennigs, noch immer unschlüssig, „ich will ja gewiß Alles von Herzen gern thun, was Ihnen nur die mindeste Freude gewähren kann; ich sehe aber wahrhaftig nicht ein, wie dem armen Teufel geholfen werden soll. Sind ihm die Verfolger so dicht auf den Fährten wie er sagt, dann können wir sie auch jeden Augenblik hier erwarten, und in dem Zustand, in dem er sich jezt befindet, wäre es für ihn unmöglich zu entfliehen. Hier im Haus sind wir eben so wenig im Stande ihn lange zu verbergen, selbst wenn wir wollten; denn das eine offene Gemach, was Sie haben, bietet nirgends auch nur den geringsten sichern Schlupfwinkel."

„Wir müssen ihm einen Paß schreiben!" rief Mrs. Draper schnell, „das wird ihm durchhelfen; einen mit dem Paß versehenen Neger hält Niemand an."

„Aber womit? frug Lucy ängstlich, wir haben weder Schreibzeug, noch Papier, selbst das Stükchen Bleistift, was in dem alten Haus über dem Kamin stak, muß verloren gegangen sein, ich konnte es wenigstens nirgends finden."

Der Neger hatte indessen mit ängstlichen Bliken von einem der Sprechenden zum andern gestarrt, und seine Augen leuchteten, als er den Paß erwähnen hörte; jezt, da ihm diese lezte Hoffnung abgeschnitten schien, barg er zitternd das Antlitz in den Händen, und wenn auch kein Laut, kein Schluchzen die Stille unterbrach, so kündete doch das convulsivische Zuken seiner ganzen Gestalt den ungeheuren Schmerz an, der ihn durchbebte.

„Hier muß Rath geschafft werden!" rief der alte Draper jezt, und ging mit schnellen Schritten im Zimmer auf und ab. „Ben muß fort, und ein Paß, das seh' ich ein, ist dazu unumgänglich nöthig. So mag er denn hier im Haus verborgen bleiben, bis ich ihm den herbeischaffen kann; ich will noch heute zum Squire Mapel reiten und Tinte und Papier holen."

„Aber das ganze County ist schon in Aufregung," flehte in Todesangst Ben, „der, der mich heute verfolgte, wußte ebenfalls von dem, einem weißen Manne gegebenen Schlag; zweimal hätte er mich niederschießen können, aber er schrie fluchend, er wolle mich lebendig haben, um mich schmoren zu sehen; sie sind zum fürchterlichsten entschlossen."

„Hallo! da drüben!" schallte plözlich eine Stimme von der andern Seite der niedergehauenen Bäume herüber, und gleich darauf übertäubte, wie bei Hennigs Ankunft, das Heulen der Meute jeden weitern Anruf.

„Das ist mein Verfolger!" stöhnte Ben und sank, die Hände gefaltet, in Verzweiflung auf einen Stuhl nieder, an dessen Lehne mehrere Tropfen klaren Blutes, die durch die dünne Jake gequollen waren, hängen blieben.

Der alte Mann trat indessen in die Thür, beschwichtigte mit einem Wort die Hunde, die, der Stimme des Herrn gehorsam, nur leise knurrend den fremden Tönen lauschten, und rief jezt die Gegenfrage an den späten Gast hinüber:

„Wer ist da, und was wollt Ihr?"

„Wer da ist, zum Henker, Pitt ist da, oder ist eigentlich noch nicht da; denn er steht hier in einem undurchdringlichen Gewirr von allem Möglichen, und weiß nicht, wie er herauskommen soll. Wo in aller Welt ist nur der Fahr- oder Reitweg, Draper? Auf dem, wo ich hergekommen bin, liegen wenigstens zwanzig Klafter Holz!"

„Seid Ihr allein?" frug Draper zurük.

„Ja, allerdings, es werden aber gleich noch eine ganze Menge kommen, ich traf sie nicht weit von hier, und sie redeten davon, bei Euch zu übernachten."

„Ich komme gleich, Pitt," rief Draper ihm zu, „bleibt nur einen Augenblik da halten, Euer Pferd könnte sonst in den vielen Splittern Schaden nehmen," und damit warf er die Thüre wieder in die Klinke und trat in das Innere seiner Hütte zurük.

„Es ist zu spät!" sagte er eintönig, als er mit starrem Blik auf den unglüklichen Knaben niedersah, „sie werden hier sein, ehe wir im Stande sind, auch nur einen vernünftigen Rettungsplan zu ersinnen, vielweniger auszuführen."

„Wenn er sich nun draußen im Walde verstekte?" frug schüchtern Sally, „ich will ihm ja recht gern Speise und Trank bringen; morgen früh gelingt es dann vielleicht, dem Armen zu helfen."

„Nein, das ist unmöglich, die Hunde würden ihn dort nicht unbeachtet lassen; überdieß bringen die Fremden, wenn es seine Verfolger wirklich sind, auch auf jeden Fall ihre Rüden mit, und dann wäre seine Entdekung unvermeidlich. Ich begreife ohnedem nicht, wie ihn meine eigenen Bärenfänger so unbelästigt hereingelassen haben."

„So verbirg ihn dort zwischen unsern Betten!" sagte Sally plözlich, „dort mag er liegen, bis sich irgend ein Ausweg für ihn gefunden hat, und wenn es bis morgen früh wäre."

„Das ist das Einzige; Höll' und Teufel, Pitt wird ungeduldig da drüben, ich muß ihn holen; so verstellt ihn denn schnell, und möge Gott geben daß er dort unentdekt bleibt, sonst ist mein guter Name für Missouri dahin, und ich muß selbst der Rache seiner Bürger entfliehen."

Tief aufseufzend verließ er die Hütte, seinen heute so unwillkommenen Gast herein zu holen, während die Frauen indessen ein ziemlich weiches Lager für den armen Gemißhandelten bereiteten und es, zwischen den Betten und durch einen mit Kleidern überhangenen Stuhl, so verdekten, daß, wenn nicht eine wirkliche und hier keineswegs zu befürchtende Haussuchung Statt fand, sein Lager von den in der Hütte befindlichen Personen sicherlich nicht gesehen werden konnte, da sich auch schon ohnedieß keiner der Amerikaner neugierig einer Stelle zugedrängt hätte, die der „Damen-Schlafplaz" war

Bald darauf erreichte der späte Besuch den kleinen, vor dem Hause befindlichen, offenen Plaz, sprach dort einige Worte, seines Pferdes wegen, mit Draper, und betrat dann, schon von draußen den Frauen einen guten und freundlichen Abend hereinrufend, das Innere des jezt durch ein selbstgegossenes Licht erhellten Raumes.

Mr. Pitt war ein kleines, wohlbeleibtes Männchen mit so blonden Haaren, daß er sie oft selbst im Scherz „isabellfarben" nannte, dazu mit großen blaugrauen Augen und gewöhnlich in einen Pfeffer- und Salzfarbenen Oberrok eingeknöpft. So gemüthlich er aber auch sonst in manchen Sachen sein mochte, so viel er selbst auf sein Vieh, auf seine Pferde und Rinder hielt, die er sich mit überarbeiten ließ, so sehr haßte er die Neger, und behandelte seine eigenen Sklaven, wenn er sie auch gut „fütterte," wie er es nannte, stets mit der größtesten Verachtung. Die Sklaven der ganzen Nachbarschaft fürchteten ihn auch ungemein, haßten ihn aber wohl noch mehr und nannten ihn überall nur den „Niggerfresser".

Und doch war dieser Mann ein ganz guter Bürger, ehrlich und rechtschaffen in all seinem Thun und Handeln, und hatte sich, einzig und allein durch eigenen Fleiß, ein gar nicht unbedeutendes Vermögen erworben.

Seinem Ehrgeiz war übrigens dadurch Genüge geschehen, daß ihn sein „Township" zum Friedensrichter, und zwar damals noch ernannt hatte, als die Aufregung für General Harrison selbst bis in den fernen Westen drang; er rühmte sich auch seines eifrigen Whigthums und schwärmte natürlich für Henry Clay, und besonders für Freilinghuysen, der, seiner Ansage nach, der frömmste Mann der Welt sei und eher verdiente, Präsident, als nur Vizepräsident zu werden.

Seiner Religion nach war er Presbyterianer, und hing dabei so eifrig an der Kirche, daß er schon einmal, als er sich bei einer großen Betversammlung befand, wo der andächtig harrenden Gemeinde gemeldet wurde, der plözlich krank gewordene Prediger könne nicht kommen, selbst, unvorbereitet, den Rednerstuhl bestieg, und mit Kraftworten und noch nie dagewesenen Gestikulationen den Leuten erzählte, wie's ihm eigentlich um's Herz sei. Man wollte ihn später allerdings dazu bereden der geistlichen Beredsamkeit sein Leben ausschließlich zu weihen, Mr. Pitt zog es aber vor Friedensrichter zu bleiben, und behauptete, vielleicht nicht ganz ohne Grund, „als Laie den Eingeborenen viel mehr in Erstaunen sezen zu können, als wenn er aus der heiligen Sache eine wirkliche Profession mache".

(Fortsezung folgt.)

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

—00000—

Einrückungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

—00000—

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 35. | Samstag den 30. August. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | **1856.**

Brasiliens Münze, Maaß und Gewicht.

I. Münzen.

a. In Papier.

Das Hauptzahlungsmittel ist Papiergeld, welches früher ohne ziemlichen Agio nicht gegen Gold- oder Silbermünze ausgewechselt werden konnte, nun aber pari steht, d. h. ohne Verlust gegen Geld. Es besteht in Noten der kaiserlichen Bank (Banco de Brasil) zu Rio de Janeiro und wird in verschiedener Größe ausgegeben. (Die größten lauten auf 1 Conto — 1000 Milreis, die kleinsten auf 1 Milreis). — Ein anderes Papiergeld kommt noch von der Bank in Bahia vor, welches aber 20 Prozent weniger gilt als die kaiserlichen Noten.

Das ganze Kaiserthum Brasilien rechnet nach Reis (die Einheit heißt Real, man sagt also: ein Real, 5, 10 u. s. w. Reis). 1000 Reis — 1 Milreis und wird in der Schrift bezeichnet mit dem Dollarzeichen. 1000 Milreis sind ein Conto de Reis und werden durch zwei Punkte (:) bezeichnet.

b. Geprägte.

An geprägten Münzen sind vorhanden:

1. In Gold.

	Durchschnittswerth in Papiergeld. In Rio de Janeiro. Reis.	In Rio Grande do Sul. Reis.
Inländisches.		
Quarenta Milreis	40,000.	42,000.
Vinte Milreis	20,000.	21,330.
Dez Milreis	10,000.	10,660.
(Aelteres Gepräge.)		
Meia Dobra (6400 R. Nennwerth)	16,000.	17,000.
Quarta „ (3200 „ „)	8,000.	8,500.
Moedas (4000 „ „)	9,000.	9,400.
Ausländisches.		
Onça (oder Dublone) . . .	30,000.	32,000.
½ Onça, ¼ „, ⅛ „	je nach Verhältniß.	

2. In Silber.

				Durchschnittswerth in Papiergeld. In Rio de Janeiro. Reis.	In Rio Grande do Sul. Reis.
Inländisches.					
(Aelteres Gepräge.)					
Pataca*) (urspr. 960 R. Nennw.)				2,000.	2,133.
Duas Patacas	640	„	„	1,200.	1,280.
Pataca	320	„	„	600.	640.
½ Pataca	160	„	„	300.	320.
¼ „	80	„	„	150.	160.
(Neues Gepräge.)					
Milreis				1,000.	1,060.
½ Milreis				500.	530.
12 Vintens (1 Vintem = 20 R.)				240.	240.
10 „				200.	200.
6 „				120.	120.

*) Piaster.

3. In Kupfer.

Dous Vintens (2 Vintens) . .	40.	40.
Vintens	20.	20.
Dez Reis (½ Vintem) . . .	10.	10.

Die neuern Münzen sind sehr deutlich nach ihrem Werth zu erkennen, denn auf jeder ist in der Mitte der einen Seite die Werthzahl derselben nach Reis geschlagen mit der Umschrift des Werthes in der Landessprache; auf der andern Seite das brasilianische Wappen mit Kranz und Umschrift.

Das Werthverhältniß der brasilianischen Rechnungsmünze (Papiergeld) stellt sich zu den deutschen und schweizerischen Münzen gegenwärtig ungefähr wie folgt:

1 Onça (30,000 Reis) ist ungefähr gleich	Banko Mark 46. Preuß. Thaler 23. 5 Gr. Reichsgulden 40½. Französ. und Schweizer Fr. 87.
1 Pataca (2000 Reis) ungefähr gleich	Banko Mark 3. 2 ß. Preuß. Thlr. 1. 16 Sgr. Reichsgulden 2. 40 kr. Fr. und Schw. Fr. 5. 80 Cent.
1000 Reis (Milreis) gleich zirka	Banko Mark 1. 9 ß. preuß. Silbergroschen 23. Reichsgeld fl. 1. 20 kr. Franz. (Schw.) Fr. 2. 90 Cent.

und es sind nach diesen Kursen berechnet

1 Livre Sterling	= zirka 8890	Reis.
1 Mark Banko	= „ 652	„
1 preuß. Thaler	= „ 1300	„
1 Reichsgulden	= „ 730	„
1 Franz. und Schw. Franken	= „ 340	„

Anm. Bei schnell zu machenden Reduktionen, wo es nicht auf rappenmäßige Genauigkeit ankommt, wird man um so weniger fehlen, wenn man Milreis zu 3 Franken nimmt, als diese Münze in der That sehr oft höher als von uns, nämlich zu Fr. 2. 94 Rp. berechnet wird.

II. Maaße.

Längenmaaß. Da, wie es scheint, in Brasilien ein Normal-Reichsmaßstab nicht besteht, so ist das alt portugiesische Maaß mit geringen Verschiedenheiten allgemein in Anwendung. In Folge dieser Abweichung aber ist es auch nicht möglich, eine genaue Vergleichung desselben mit den europäischen Maaßen aufzustellen. So hat z. B. das portugiesische Klafter 2192 Millimeter, während dem dasselbe in Brasilien bloß 2095 Millimeter mißt. Vom portugiesischen Maaße gehen 2816 Klafter 8 Spannen auf eine Meile, und von leztern 18 auf 1 Grad des Aequators, vom brasilianischen gehen ebenfalls 18 Meilen auf 1 Grad, aber die Meile ist in 3000 Klafter eingetheilt, daher die leztern kleiner sind.

Das Grundmaaß ist eigentlich die Spanne (Palmo), ein sehr bequemes Auskunftsmittel, da man bei einiger Uebung mit derselben schnell und ziemlich richtig messen kann; demnächst das Klafter (Braça), welches 10 Spannen hat. Die Spanne wiederum hält 8 Zoll (Pollegadas). (Das portugiesische Fußmaaß, wobei der Fuß [Pé] zu 12 Zoll, dieser zu 12 Linien [Linhas] à 10 Punkte [Pontos] gerechnet wird, ist selten gebräuchlich.)

Es sind somit zu erwähnen:

Das Klafter (Braça) —	10 Spannen — 2095 Millim. 6 Fuß 8½ Zoll preußisch. 6 „ 9½ „ Schweiz. Maaß.
Die Spanne (Palmo) —	8 Zoll — 209½ Millimeter. 8¼₀₀ Zoll preußisch. 6‴ 9½‴‴ Schweizer Maaß.

Der Zoll (Pollegada) — 28¼ Millimeter.

Für Abmessen von Zeugen hat man

Den Stab (Vara) — 5 Spannen — 1047½ Millim.

Die Elle (Covado) — 3 „ — 628½ „

Für Entfernung gilt die

Meile (Legoa, 18 auf 1 Grad) mit 3000 Klafter — 6285 Meter — ⅗ deutsche Meile — zirka 1⅕ Schweizerstunden.

Seemeilen rechnet man 20 auf 1 Grad, sie sind somit noch kleiner als die Landmeilen.

Das Flächenmaaß besteht in Quadratklafter.

1 Quadratklafter —	zirka 44½ Quadratfuß preußisch. „ 48⅕ „ Schw. Maaß. „ 4⅕ Quadratmeter.
100,000 Quadratklafter ungefähr gleich	171⅗ preußische Morgen. 108½ amerikanische Ares. 4389 französische Acres. 122 Schweizer Jucharten.

Das Flüssigkeitsmaaß berechnet sich nach Pipas zu 180 Maaß (Medidas) à 4 Quartilhos (= 720 Quart).

Die Pipa —	zirka 126½ englische Gallons. „ 479¼ französische Litres. „ 406 preußische Quart. „ 320 Schweizer Maaß.

(Nach andern Angaben wäre die Pipa gleich 132—144 Gallons, 500—545 Litres, 427½—470 Quart oder 333⅓—363 Maaß.)

Man verkauft gewöhnlich in ganzen, Fünftel- und Zehntel-Pipen.

2 Pipen sind eine Toneladа.

In den Nordprovinzen besteht noch die Canada, welche in Bahia in 2½ Medidas oder 10 Quartilhos eingetheilt wird.

fen werden. Das heißt, eigentlich nur sieben, da Einer von ihnen hier schon ganz behaglich und warm am Feuer sizt und sich ungemein freut, daß er aus den bösen Dornen und Ranken da draußen heraus ist. Dieser Eine, meine theuren Ladies, den ich Ihnen die Ehre habe in meiner unbedeutenden Person vorzustellen, wird nun auch wohl morgen noch hoffentlich das Vergnügen genießen, in Ihrer Gesellschaft zu bleiben; denn ich zweifle keinen Augenblik, daß Sie ebenfalls beabsichtigen der Betversammlung beizuwohnen; die dort aufgehäuften Kleider sind wahrscheinlich schon dazu bestimmt, Ihren holden Gestalten einen wo möglich noch höhern Reiz zu verleihen."

„Wer waren aber die Anderen?" unterbrach ihn ungeduldig der Alte.

„Wer die Anderen waren?" wiederholte lächelnd der kleine Friedensrichter; „die Blüthe des Staats, der Stolz und Schmuk unseres und des benachbarten Countys, lauter wakere Farmer, wie berittene Nimrode, mit ihren Büchsen und Hunden. Apropos, Draper, habt Ihr den Wolfshund noch, den Ihr von Hilbert damals kauftet? das war ein famoses Poppy, muß einmal ein prächtiger Hund werden."

„Waren die Männer auf der Jagd?" mischte sich Hennigs jezt in das Gespräch.

„Jagd? ja," sagte der Kleine; „aber ganz besondere Jagd — Hochwild — Menschenfleisch!"

„Menschenfleisch?" riefen die Frauen entsezt.

„Erschreken Sie nicht, meine Damen, es war weiter nichts als ein weggelaufener Nigger," lächelte der gemüthliche Friedensrichter, „vielleicht haben sie ihn jezt schon und bringen ihn dann gleich mit her."

Keiner im Haus antwortete ihm auch nur eine Sylbe darauf, und der Geschwäzige fuhr plaudernd fort:

„Wallis hat, wie Sie vielleicht wissen, neulich einmal einen seiner Neger exemplarisch abstrafen müssen; der Strik war am lieben Sonntag mit seinen ganz neu gekauften Sachen, wie er selber sagte, in den Fluß gefallen —"

„Großer, allmächtiger Gott! deßhalb hat er ihn gezüchtigt? das ist die Ursache gewesen?" schrie Draper entsezt.

Pitt sah ihn erstaunt an. „Nun", sagte er, „das wäre allerdings eine Ursache gewesen, ihn zu strafen, und er hat auch wohl seine Tracht Schläge deßhalb bekommen; von der Strafe aber, von der ich spreche, war es nur ein entfernterer Grund; denn die Kanaille hatte sich auch noch dabei erkältet und konnte nun ihre Arbeit nicht ordentlich verrichten. Wallis ist ein wenig hizig, und ich weiß nicht recht, wie alles später gekommen, so viel aber ist gewiß, Ben, der Junge, hatte eine trozige Antwort gegeben, und mußte dafür, wie sich das auch von selbst versteht, büßen. Da denken Sie sich nur, überfällt er neulich seinen eigenen Herrn, schlägt ihn mit einem Axtstiel, an dem glüklicher Weise die Axt fehlte, zu Boden und — entflieht. Aber weit wird er nicht kommen, Hilbert ist ihm heute Nachmittag hier ganz in der Nähe begegnet, hatte aber unglüklicher Weise seine Hunde nicht bei sich und verlor, nicht weit von dem Hurricane *), seine Fährte. Gleich darauf traf er übrigens die zur Verfolgung des Niggers ausgezogenen Männer, und nun wollen sie, da diese noch mehr Hunde mitbrachten, den Hurricane ordentlich abtreiben und nachher hierher kommen und hier übernachten. Sie bleiben vielleicht im Walde, es sieht aber heute Abend wie Regen aus, und da ist's doch besser, sie suchen Dach und Fach."

„Aber Ladies, Sie lassen mich die Unterhaltung ganz allein führen; es spricht ja keine von Ihnen auch nur ein Wort."

Wir müssen an's Abendessen denken, Sir", sagte die Matrone, „wenn wir so viele Gäste bekommen, so werden sie, für die anderen Unbequemlichkeiten, denen sie ausgesezt sind, doch wenigstens etwas Warmes zu essen haben wollen; bis wann können sie wohl hier sein?"

„Wird nicht mehr so lange dauern, gar nicht mehr so lange dauern", sagte der Kleine, und zog die Augenbrauen bedeutsam in die Höhe, „in höchstens drei Viertelstunden können sie Alles abgesucht haben, der Hurricane ist nicht so übermäßig groß, und die Hunderace, die sie mit sich führen, vortrefflich. Die Mutter von Eurem Wolfshund ist auch dabei, Draper. Uebrigens kann es auch sein, sie finden den Burschen gleich, und dann halten sie sich weiter gar nicht auf."

Draper und Hennigs hatten leise einige Worte gewechselt, und der leztere nahm jezt seinen Stuhl auf und trug ihn an die entgegengesezte Seite des Kamins, während er zugleich Mr. Pitt bat, ihm dahin zu folgen, damit die Damen nicht so viel in dem Ab- und Anrüken ihrer Kochgeräthschaften gehindert würden.

Mr. Pitt folgte sehr eilfertig dem ausgesprochenen Wunsch, ergriff seinen Stuhl an der Lehne und trug ihn weiter herum, faßte sich aber plözlich erschrekt an die Tasche seines Rokes, fühlte dort etwas, und besah sich dann am hellen Kaminfeuer die gegen dieses ausgestrekte linke Hand.

„Blut!" rief er überrascht und schaute sich nach dem Stuhl um, auf dem er eben gesessen, Mrs. Draper aber sprang schnell hinzu, wischte mit einem alten Tuche die Lehne ab und sagte mit vor Angst und Bestürzung halb erstikter Stimme:

„Ach, seien Sie nicht böse, Mr. Pitt; Lucy — bekam heute so plözliches Nasenbluten; wir haben die Flekken gar nicht gesehen —"

Hennigs bog sich leise zu Sally hinüber und flüsterte lächelnd:

„Erinnern Sie doch Mutter einmal wieder an das Kapitel von der Nothlüge!"

„O bitte sehr, bitte sehr!" rief der artige Friedensrichter, „hat gar nichts zu sagen, so süßes Blut kann mir nur angenehm sein; bitte, geniren Sie sich nicht, ich habe selbst ein Taschentuch; es ist ja bloß ein unbedeutender Flekken. Ich erschrak nur so sehr im Anfang, als ich das Nasse an der Hand fühlte, weil ich glaubte, ich hätte heute beim Reiten eine kleine Dintenflasche zerdrükt, die ich in der Roktasche trage; das wäre mir allerdings fatal gewesen; denn für meine hellen Bein- — meine hellen Kleider würde eine solche Anfeuchtung von bösen Folgen gewesen sein.

„Sie haben Dinte bei sich?" rief Hennigs schnell, und sprang in der Erregung des Augenblikes von seinem Stuhle, auf den er sich eben wieder niedergelassen, empor.

„Ich? allerdings; befremdet Sie das? ja, hier im Walde ist Dinte allerdings ein seltener Gegenstand, ich bin deßhalb auch genöthigt, sie überall mitzuführen; denn komm' ich einmal in ein Haus und muß etwas schreiben, so kann ich mich fest darauf verlassen, daß erstlich keine Dinte in fünf Meilen im Umkreis zu bekommen, und das einzige Papier der Schmuztitel irgend eines verräucherten Buches ist, der vorerst herausgenommen werden muß. Im allergünstigsten Falle stekt dann noch über dem Kamin ein alter, halbverbrauchter Truthahnflügel, dem eine hineingedorrte Feder durch Gemeinkraft sämmtlicher Familienglieder entzogen, und mit dem Jagdmesser des Mannes oder gar der Scheere der Frau nothdürftig geschnitten wird, und dann ist das Schreibzeug fertig. Nein, darauf kann ich mich nicht einlassen, ich muß mein „Handwerkszeug" besser in Ordnung haben, und da trage ich denn immer eine kleine steinerne Kruke, wie etwas Papier und einige Federn bei mir."

Hennigs war indessen einige Mal schnell im Zimmer auf- und abgegangen und blieb plözlich neben dem Stuhle des Redseligen, der in allem Eifer das Fläschchen hervorgeholt hatte, stehen.

„Mein bester Herr!" sagte er, freundlich dabei die Hand auf dessen Schulter legend, „da könnten Sie der Mrs. Draper einen recht großen und vielleicht einen doppelten Gefallen thun!"

„Wer? ich?" rief Mr. Pitt, sich schnell nach der erwähnten Dame umdrehend: „mit dem größten Vergnügen, was ist es? was steht zu Diensten?"

Mrs. Draper blikte verlegen nach Hennigs herüber, dieser aber ließ ihr gar keine Zeit, ein Wort zu erwidern, und fuhr zu dem Friedensrichter gewendet, fort:

„Die Damen wünschten gern eine Abschrift des kleinen, von Ihnen gedichteten geistlichen Liedes zu besizen, das Sie neulich bei Mapels vortrugen, und sie haben mich schon heute Nachmittag darum ersucht, weil ich ihnen vor einiger Zeit einen Vers desselben aus dem Kopf zitirte. Da wir uns aber hier in derselben Lage befinden, wie die übrigen Ansiedlungen, die Sie uns eben so treffend schilderten, nämlich ohne jegliches Schreibmaterial, so möchte ich Sie jezt im Namen der Damen nicht allein um etwas Papier und Dinte bitten, sondern auch noch den Wunsch daran knüpfen, mir die Verse langsam vorzusagen, daß ich sie gleich auf der Stelle nachschreiben könnte."

„Meine Damen, Sie beschämen mich wirklich durch die freundliche Nachsicht, mit der sie meine armseligen poetischen Versuche beehrt haben!" schmunzelte der kleine Mann, während er in größter Geschäftigkeit seine Taschen auskramte und in wenigen Sekunden eine große Brieftafel, ein kleines Pennal und die eben wieder zurükgeschobene Dintenflasche zum Vorschein brachte, was er Alles auf den Tisch stellte und dann seinen Stuhl neben denselben rükte, das Licht mit den Fingern putzte, seine Brille abwischte und jede Vorbereitung traf, um das gewünschte Gedicht augenblicklich selbst niederzuschreiben. Daran verhinderte ihn aber Hennigs, indem er wie scherzend das Pennal an sich nahm und dem Richter versicherte, „er würde unter keiner Bedingung zugeben, daß er selbst seine überdieß schon so schwache Augen bei dem düstern Scheine des flakernden Talglichtes anstrenge."

„Nein," fuhr er in seinen Einwendungen fort, „lassen Sie mich einmal meine, wenn auch von der Führung der Axt etwas steifen Finger mit der Feder versuchen, es wird schon gehen, und Sie sezen sich indessen mir gegenüber an den Tisch, dann haben die Damen auch noch den Genuß des Vortrages und brauchen nicht müßig zuzusehen."

Mrs. Draper war hinter den Friedensrichter getreten und hielt die zusammengefalteten Hände fest, fest auf das Herz gepreßt, als ob sie die Angst, die ihr die Brust zu zersprengen drohte, da bannen und zurükdrängen wollte. Lucy hielt seine Stuhllehne gefaßt und blikte starr und mit halb geöffneten Lippen, aber leichenbleichen Wangen und glanzlosen Augen nach dem Geliebten hinüber, und nur Sally, das sonst so muntere, leichtsinnige Mädchen, hatte die fürchterliche Entscheidung des Augenbliks nicht ertragen können und war hinaus vor die Thür gegangen, wo sie den Kopf in der Schürze barg und sich dort recht nach Herzenslust ausweinte.

Hennigs dagegen schien ganz ruhig und unbefangen, plauderte mit dem Friedensrichter — während dieser ein reines Blatt Papier vorsuchte und aus dem Pennal eingeschnittene Feder nahm — lauter tolles Zeug, erzählte ihm, wie sie in Louisiana immer auf Magnoliablättern geschrieben und in Teneſſee Dinte aus Pulver und Indigo gemacht hätten, legte dann, als er auch die lezten Bedenklichkeiten des also geschmeichelten Dichters überwunden hatte, der nur immer noch selber zu schreiben wünschte, das weiße Blatt vor sich hin, sah nach dem Spalt der Feder, feuchtete diese einmal im Mund an und sagte, sich behaglich auf dem Stuhle zurechtrükend:

„So, jezt bin ich fertig, nun schießen Sie los!"

Draper lehnte am Kamin, und der starke Mann zitterte vor innerer Aufregung so gewaltig, daß die lokeren Dielen unter ihm erbebten; nur Hennigs blieb ruhig und gleichmüthig, und lächelte sogar still und heimlich vor sich nieder, als der Friedensrichter, wohl behaglich im Stuhle zurükgelehnt, die Hände vor sich auf dem Tisch gefaltet, die Brille in die Höh', auf die Stirn geschoben und die kleinen runden Augen andächtig der Dekе und einer Anzahl dort aufgehangener geräucherter Hirschkeulen zugekehrt, mit monotoner singender Stimme begann:

„O, süßer Herr Jesus, o, komm doch zu mir,
Verzeih' mir, o Herr, meine Sünden!"

„Halt! nur nicht so schnell", bat Hennigs, „ich komme ja sonst nicht mit — verzeih' mir —"

— „o Herr meine Sünden?"

Draper trat hinter Hennigs Stuhl und las, was dieser schrieb; auf dem Papier stand:

„Der Träger dieses, Scipio —"

„Also weiter — ich hab' es."

„Und laß mich, Lamm Gottes, beim Vater und dir
Erbarmen und Sühnigung finden."

Hennigs schrieb weiter: „geht mit meinem Wissen und Willen zu seinen Eltern —"

„Haben Sie: Sühnigung finden?" frug der Friedensrichter, schob sich die Brille herunter und blikte nach dem jungen Manne hinüber.

„Gleich, gleich — Sühnigung finden — so, nur weiter."

„Ich bin zwar, o Heiland, ich muß es gestehn,
Dein schlechtester, niedrigster Knecht —"

deklamirte Mr. Pitt, warf einen freundlichen Blik nach der über ihn hingebeugten Mrs. Draper hinauf, seufzte einmal tief auf, und wiederholte:

„Dein schlechtester, niedrigster Knecht —"

— „nach Illinois, und hat von mir dazu vier Wochen Erlaubniß" — schrieb Hennigs.

„Haben Sie das?" frug wieder der Richter.

„Ja, — Erlaubniß —"

„Wie?" sagte Mr. Pitt, und blikte zu ihm auf.

„O, nichts", erwiderte schnell gefaßt der junge Mann, „es hatte sich ein Haar in die Feder gestemmt, also — Knecht!"

„Ja, — warten Sie einmal, nun bin ich herausgekommen, — schlechtester, sündigster Knecht", murmelte er vor sich hin, „ach ja, jezt hab' ich's:

Doch hast du ja auch meine Reue gesehen,
So weise mich, Herr, denn zurecht —"

— „weise mich, Herr, denn zurecht", repetirte Hennigs und beendete indessen den Paß Benjamin's mit dem Wort: „erhalten"; sezte den fingirten Namen Peter Rollins mit dem gestrigen Datum darunter, und faltete das Papier zusammen.

„Halt! ich bin noch nicht fertig", rief da der würdige Friedensrichter aus, dem diese Bewegung nicht entgangen war, „das sind nur die zwei ersten Strophen, nun kommen fünf in einem andern Rhythmus, und dann wieder drei Schlußverse. Schreiben Sie also weiter:

„Ich will Dir, Du teuer Hirte,
Ein getreues Schaaf auch sein,
Führe denn mich, heil'ger Vater,
In den ew'gen Schaa'stall ein."

„Und wenn mir —

aber Sie schreiben ja gar nicht."

(Fortsezung folgt.)

*) Hurricane werden in den westlichen Wäldern auch die, durch einen Hurricane oder Orkan niedergeworfenen Waldstreken genannt, die oft, wenn sie besonders erst einige Jahre gelegen haben, wirklich undurchdringliche Dikichte bilden.

Trokenmaaß besteht
Das Moyo — 60 Alqueires — 249½ Hectolitres.
Der Sacco — 2 Alqueires — 83 Litres.
1 Alqueire — 4 Quartos — 8 Oitavos (Achtel) — 41½ Litres — ¼ preußische Scheffel.
Im gewöhnlichen Verkehr kommen
2½ Alqueires auf 1 französischen Hectolitre.

III. Gewicht.

Dieses ist ganz wie das portugiesische.

1 Zentner (Quintal) — 4 Arroben
- = 98¼ preußisch Pfd.
- = 45⁹/₁₀ Kilogramm.
- = 91⁹/₁₀ Schweizer Pfd. oder Zollgewicht.
- = zirka 82 baierisch und österr. Pfd.
- = „ 98¼ Württemberger Pfd.

1 Arroba hat 32 Libras oder Pfund (der Zentner somit 128 Pfd.).
Das Pfund hat 4 Viertel, Quartos oder 16 Unzen, Oncas, gleich zirka 358 Grammes. „ 23 Loth Schw. G.
Die Unze 8 Oulnichen (Oitavas).
Die Oitave 3 Skrupel (Escrupulos).
Für Schiffsbefrachtung und Kohlenverkäufe gilt die Tonelada von 70 Arrobas — 16 Zentner Schweizer oder Zollgewicht.
Das Juwelen- und Perlengewicht besteht in Oulíate (Karat) von 4 Graos (Gran).

Verschiedenes.

(Temperaturvergleichungen.) Ende Juli und Anfangs August hat das Thermometer in New-York mehrere Male 32 Grade R. im Schatten gezeigt. In Paris stieg das Quekfilber Montags den 11. August bis auf 31¹⁰/₁₀ Grad im Schatten. Hier in Lichtensteig, mehr als 2000 Fuß über Meer, hatten wir in der ersten Hälfte Augusts mehrere Male 28 ° R. und einmal, am 11. August, sogar 29 ° im Schatten. In den heißesten Gegenden des südlichen und mittlern Brasiliens sind solche Thermometerstände außergewöhnliche Seltenheiten. In der deutschen Kolonie St. Leopold war nach zweijährigen Thermometerbeobachtungen des Dr. Meister der höchste Stand 29½ °. In Südaustralien steigt die Hize über 33 Grad. In Algerien hingegen soll die Hize im Hochsommer hin und wieder bis auf 40 ° Reaumür steigen.

Schweiz. (Neue Auflage von Don Quixotes Windmühlenkampf.) Dr. Wilhelm Joos, der Kolonisator von Zentralamerika in spe, ist gegenwärtig mit Geldsammeln für seinen Auswanderungsplan, mit Bekehrung katholischer Schulmeister und mit einem Religionskrieg beschäftigt. Wegen zweier von ihm erschienenen Schriften gegen die katholische Kirche wurde er vom „Wahrheitsfreund" grob abgefattelt. Darauf ließ er im St. Galler Tagblatt eine von fanatischem Hasse gegen den Katholizismus strozende Antwort druken. Allein, wie es in der Jobsiade heißt:

Ueber diese Antwort des Kandidaten Jobses
Geschah ein allgemeines Schütteln des Kopfes,

auch unter denjenigen, die dem Katholizismus zwar nicht besonders grün sind, aber vernünftiger Weise Jeden nach seiner Façon selig werden lassen und nicht ohne Noth in einem paritätischen Land konfessionelle Händel heraufzubeschwören lieben. Der Bischof von St. Gallen aber hat an seine Regierung das Gesuch gestellt, den Herrn Dr. Joos, sowie den Verleger und Herausgeber des St. Galler Tagblattes wegen des betreffenden die Katholiken tief kränkenden Artikels, als der öffentlichen Beschimpfung der katholischen Religion und Kirche schuldig, nach Maßgabe der bestehenden Gesezе dem Strafrichter zu verzeigen. — Die reformatorische Leidenschaft des Hrn. Joos qualifizirt ihn ganz ausgezeichnet zum Führer von Auswanderern nach einem bigot katholischen Lande. An Unterhaltung kann es lezteren gar nicht fehlen.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. In der Präsidentenwahlangelegenheit zeigen sich die besten Aussichten für Buchanan; das kann sich aber wieder ändern, bis es Ernst gilt.

— Zwei Beispiele von den Gefahren und Verlusten, welche mit der Landreise nach Kalifornien über die Felsengebirge verbunden sind, werden aus der Großsalzseestadt berichtet. Zwei Viehhändler, die bei Fort Hall im Oregonterritorium überwintern wollten, verloren durch Kälte und Futtermangel von einer Heerde von 700 Stük Rindvieh alle bis auf 70 Stük. Einer andern Gesellschaft, die vom Schneefall in den Bergen überfallen wurde, blieben von 200 Thieren nur drei und einer der Hirten verlor sein Leben.

— (Briefe nach den Ländern jenseits der Felsengebirge.) Da in Kalifornien, Oregon und den übrigen Gebieten am stillen Meer bislang sehr viele Briefe ihre Adressen nicht erreichten, so hat das Postamt in Washington, mit Genehmigung des Kongresses, Folgendes zur Abhülfe dieses Uebelstandes beschlossen: Wenn man an eine Person, die sich in den Ländern am stillen Ozean aufhält, einen Brief abschiken will, aber den derzeitigen Aufenthalt nicht bestimmt weiß, so soll man nur gleichzeitig einen andern frankirten Brief an die „Pacific Mail List, New-York", versenden, in welchem eine Karte mit der deutlich geschriebenen Adresse des ersten Briefes sich befindet. Diese Adresse wird dann von allen Postämtern am stillen Meer veröffentlicht. Für die Publikation muß jedoch in jedem an die „Pacific Mail List" gerichteten Briefe eine Drei-Cent-Briefmarke oder ein silbernes Drei-Cent-Stük eingelegt sein. Auf diese Weise glaubt das Postdepartement mit ziemlicher Bestimmtheit auf richtige Abgabe rechnen zu können. (A. A. Z.)

— New-York. Gegen die Unregelmäßigkeiten in Castle Garden hat sich endlich die Polizei in's Mittel gelegt. Eine deutsche Frau ließ dort aus Mangel an Geld für das Reisebillet den Kommissioners of Emigration ihren Koffer in Versaz. Als sie dann von Detroit aus das Geld an ein New-Yorker Geschäftshaus sandte mit dem Auftrag ihr den Koffer auszulösen, wollte ihn die Direktion nicht herausgeben. Ein von dem Stadtmajor Wood abgeschikter Polizeibeamte richtete auch nichts aus. Darauf beorderte der Major Wood achtzehn Polizeileute nach Castle Garden, welche den Koffer mit Gewalt wegnahmen; und weil die Kommissioners of Emigration erklärten, sie seien außer Stande gegen die Beamten in Castle Garden einzuschreiten, weil sie dieselben nicht selbst anstellen, sondern die dort geltenden Eisenbahnverwaltungen, so verordnete der Major, daß von nun an zehn Polizeisoldaten unter Anführung des Herrn Semmler zu beständiger Beaufsichtigung des Treibens in Castle Garden in dieser Anstalt zu verbleiben hätten.

— In New-York soll das gelbe Fieber ausgebrochen sein.

— New-York. (Puff oder Bauchrednerei.) Die Fische sind nicht stumm, wie man bisher anzunehmen gewohnt war, sondern es kommt nur darauf an, ihnen die Zunge zu lösen. Diese schwierige Kunst soll nun, wie amerikanische Blätter sagen, dem Professor Dunkard in New-York gelungen sein, und nach unzähligen Versuchen, die er mit der beharrlichsten Ausdauer betrieben, hat er einen Karpfen zum Sprechen gebracht. Er zeigte ihn unlängst in einem kleinen Freundeskreise, und groß war das Staunen der Zeugen, als der aus dem Wasser genommene Karpfen nach einigen Sekunden zwar mit leiser, kaum hörbarer Stimme, aber dennoch ganz deutlich rief: Water, my dear! — Als diese Bitte nicht sogleich erfüllt wurde, rief der Fisch mit dem unverkennbaren Tone des Schmerzes und der Angst: Water! — Water! — Professor Dunkard ließ den Ruf noch einige Male wiederholen, und nachdem er den Karpfen wieder in das Wasser gethan hatte, erhob das Thier nach einigen lustigen Schwanzschlägen den Kopf aus dem Wasser und rief mit freudigem Tone: I thank you! — Der Professor hofft, nun die Bahn einmal gebrochen, noch weit überraschendere Experimente machen zu können.

— Ohio. (Berner Käserei. Die Ernte.) „Der Deutsche in Holmes", herausgegeben von Hrn. J. Räber in Vinesberg, meldet, daß in der Nähe obiger Stadt eine Käsereigesellschaft nach obigem Muster errichtet wurde. Zwei Männer, Gerber und Aeschlimann, aus den Kühergeschlechtern des Emmenthals, ließen die Käserei einrichten, denen sich jezt mehrere andere anschlossen. Ein Andreas Brechbühl ist Käser. Es werden dato Käse von zirka 60 Pfund gemacht. Die Sache läuft gut und macht bedeutendes Aufsehen. — In den Niederungen war mittelmäßige Ernte. Bei Vinesberg klagt man über große Trokene. Die Kartoffeln leiden außerordentlich; Mangel wird zwar nicht entstehen, aber die Brodstoffe werden im Preise steigen. Aus New-York lauten die Berichte im Allgemeinen günstiger, indem es heißt, Amerika werde 75 bis 80 Millionen Buschel Weizen ausführen können. Der Ertrag der Ernte wird 20 bis 25 Prozent höher sein als voriges Jahr.

— In Kalifornien ist unterm 18. April dieses Jahres betreffs der Abschaffung des Heimfallrechtes nachstehendes Gesez erlassen: Art. 1. Kraft des Erbfolgrechts können zukünftig Fremde erben und Eigenthumrecht erlangen an jedem beweglichen und unbeweglichen Besiz, auf dieselbe Weise, als wenn sie Bürger dieses Staates oder der Vereinigten Staaten wären. Kein nicht in Kalifornien wohnhafter Fremder kann indessen Besiz ergreifen, noch den Ertrag eines innerhalb der Grenzen des Staates befindlichen unbeweglichen Vermögens genießen, nachdem 5 Jahre verflossen sind, seit er dieses Eigenthum ererbt hat. Im Falle ein solcher fremder Nichtresident innerhalb der erwähnten Frist nicht erscheinen oder ein Eigenthum, welches ihm zufällt, nicht reklamiren sollte, wird lezteres auf Requisition des Attorney-General dem Gesezе gemäß verkauft und der Ertrag in den Schaz des Staates niedergelegt, zum Vortheil der fremden Nichtresidenten oder ihrer gesezmäßigen Repräsentanten, um ihnen innerhalb der folgenden 5 Jahre zugestellt zu werden, nachdem sie sich dem Schazmeister und Kontrolleur des Staates gegenüber als legitime Erben legitimirt haben. Im Fall die fremden Nichtresidenten nicht erscheinen, um genanntes Eigenthum oder die Summen, welche es repräsentiren, zu reklamiren, verfallen dieselben dem Staate und speziell dem Fond für Schulen. Art. 2. Alle mit obigen Bestimmungen in Widerspruch stehenden früheren Gesezе sind aufgehoben.

— Minnesota. Die Knownothings regen sich auch schon in diesem besonders den deutschen Auswanderern so eifrig empfohlenen Gebiete. Die Hauptstadt, St. Paul, hat das puritanische Sonntagsgesez bekommen. Nun Adieu deutsche Sonntagsgemüthlichkeit in St. Paul!

— Kanada. (Züchtlingstransport.) Am 4. Juli lief das Schiff „Emma Godwin" von Antwerpen im Quebekerhafen ein und landete 50 Verbrecher, für deren schnelle Weiterbeförderung nach den Vereinigten Staaten (nämlich nach der belgischen Ansiedlung bei Greenbay in Wiskonsin) der belgische Vizekonsul in Quebek besorgt war.

Zentralamerika. Ein Korrespondent der Allg. Ztg. (Moriz Wagner?) schreibt: Nach dem Inhalte der neuesten Berichte aus Nicaragua und Nordamerika über Walker bin ich jezt überzeugt, daß das Unternehmen dieses Abenteurers vorläufig als mißlungen zu betrachten ist. Er selbst und seine Gefährten werden von Glük zu sagen haben, wenn sie die eigene Haut retten und über den Nicaraguasee nach San Juan del Norte entfliehen können. Nicht das Bündniß der nördlichen Nachbarrepubliken, nicht der Abfall des Patricio Rivas und der demokratischen Partei, selbst nicht der Aufstand von Leon, der bevölkertsten Stadt der Republik, scheint mir entscheidend, sondern Walker wird fallen aus Mangel an Unterstüzung vom Norden und in Folge der Gleichgültigkeit der Amerikaner gegen den Landerwerb in den Isthmusstaaten. Diese Gleichgültigkeit erklärt sich sehr einfach. Die südlichen Staaten der Union wissen, daß man aus Mittelamerika keinen neuen Sklavenstaat machen kann, daß es dort keine Negerbevölkerung gibt. Sie würden dort nur Konkurrenten ihrer Produkte finden und ihren politischen Einfluß durch die Annexation freier Staaten geschmälert sehen. Den westlichen Staaten war von jeher jede neue Länderakquisition zuwider, welche den Strom der Einwanderung von seiner westlichen Richtung abzulenken drohte. Hängt doch bei ihnen das rasche Steigen der Bodenpreise hauptsächlich von der Dauer der Einwanderung ab. Der Osten aber scheint den Werth der mittelamerikanischen Plateauländer für Akerbau und Handelsverkehr ganz zu ignoriren und kennt nur die heißen Tiefländer von Panama und Nicaragua, deren Werth er lediglich des Durchgangs wegen als Weltpassagelänger schäzt. Seitdem die Eisenbahn von Chagres nach Panama geht, ist man in New-York und New-Orleans gegen Nicaragua trez der bequemeren Häfen und der größeren Nähe gleichgültig geworden. Endlich arbeiten in New-York die Kapitalisten der Vanderbiltschen Gesellschaft, welcher Walker das Durchgangsmonopol entzogen hat, offen gegen ihn. So bleibt diesem Flibustierchef nur die Unterstüzung der Spekulanten von San Francisco, welche das Vanderbiltsche Privilegium für sich zu gewinnen hoffen. Bei der äußerst prekären Lage der Dinge in Kalifornien ist jedoch vorauszusehen, daß Walker von dort nicht hinreichende Unterstüzung zu hoffen hat, um dem gegen ihn anziehenden Sturm mit Erfolg die Stirne zu bieten. Wie äußerst feige und erbärmlich auch die spanisch-indianischen Haufen sind, welche die Demokraten von Leon mit Hülfe von San Salvador und Honduras gegen Walker unter die Waffen bringen, viele Hunde sind bekanntlich des Hasen wie des Wolfes Tod. Walker wird in Nicaragua zu Grunde gehen, da ihm nicht einmal gelungen ist, das Bündniß mit den dortigen Demokraten zu bewahren. Aber sein Unternehmen wird sicherlich binnen wenigen Jahren von glüklichern Nachfolgern mit besserm Erfolg wiederholt werden, und jene erbärmlichen neu-spanischen Freistaaten, welche unaufhörlich zwischen

Anarchie und brutaler Soldatentyrannei schwanken, werden unreitbar ihrem Schikfal verfallen.

Südamerika. Brasilien. Rio de Janeiro, den 18. Juli. Die Blätter veröffentlichen den Text von zwei Freundschafts-, Handels- und Schifffahrtsverträgen, welche von Brasilien mit der argentinischen Konföderation und mit Paraguay geschlossen worden sind.

— **Chile.** Aus Sant Jago wird vom 30. Juni geschrieben, daß die Präsidentenwahl am 25. Juni in ganz Chile vorgenommen wurde. Nach der Ruhe und Ordnung, mit welcher dieselbe in den beiden Hauptstädten Santiago und Valparaiso vor sich ging, darf man sicher voraussezen, daß dieselbe Ordnung überall im ganzen Lande vorherrschte, und daß die Wiedererwählung des jezigen Präsidenten Montt, der in beiden oben genannten Städten fast vollkommene Stimmeneinheit erlangt hat, nicht dem geringsten Zweifel unterlegen ist, denn die Gegenwart dieses Mannes am Staatsruder wird von allen Parteien als äußerst nothwendig betrachtet, um die vom Staate unternommenen bedeutenden Arbeiten zu beenden. Durch die Wahl Montts zum Präsidenten kann Chile nun wieder auf neue fünf Jahre Ruhe und Frieden rechnen.

Australien. Aus **Tasmania** (Van Diemensland) meldet man von neuen Golddekungen bei Fingal, wohin viele Goldsucher strömen.

Afrika. Algerien. Ein Erdbeben richtete am 22. dieß in mehrern Gegenden Algeriens große Verheerungen an. In der Stadt Philippeville stürzte der Kirchthurm zusammen und viele Häuser sind unbewohnbar geworden. Die Hospitäler wurden geräumt, aber Niemand ist umgekommen.

— (Chimäre.) Das Schweizer Regiment Meier, das gegenwärtig auf den Anhöhen von Philippeville kampirt, wird mit Aufhören der großen Hize nach Setif verlegt werden. Bereits wird die Mannschaft für Werke des Friedens verwendet und eine Grenadierkompagnie ist im Dienst der Ingenieurs, welche eine Bahn von Philippeville nach Konstantine bauen. Die Verlegung des Regiments nach Setif wurde auf Meiers Ansuchen beschlossen. Er verspricht sich große Dinge von diesem Aufenthalt. „Wenn die Waadtländer und Genfer Kolonie des Hrn. v. Gingins," so schließt er seinen Brief, „nicht ein dreiundzwanzigster Kanton sein wird, so könnte er doch etwas Aehnliches werden." (Wir denken, wenn Kommandant Meier schreiben würde, die Setifkolonie könne ein schweizerischer Todtenaker werden, was sie so ziemlich schon ist, so wäre er der Wahrheit näher gekommen.) „Stokmar's Idee kam seiner Zeit zu früh und findet bessern Anklang bei Louis Napoleon als bei Louis Philipp. Wenn ich einmal dort bin, so sollst Du mehr von mir hören."

Inserate und Anzeigen.

Hamburg-Brasilianische Dampfschiff-fahrts-Gesellschaft.

Die ersten beiden der Gesellschaft gehörenden eisernen Dampfschiffe

Teutonia und Petropolis

jedes zirka 2000 Tons groß,
sind so weit im Bau fortgeschritten, daß dieselben bereits im Herbst dieses Jahres die regelmäßige Fahrt von

Hamburg nach Rio de Janeiro

eröffnen dürften.

Die genannten Dampfschiffe werden, von **Hamburg** ausgehend, **Southampton, Lissabon, Pernambuco und Bahia,** und, von **Rio de Janeiro** zurükkommend, **Bahia, Pernambuco, Cap Verd, Lissabon und Southampton** anlaufen und von **Southampton, Lissabon*), Bahia** und **Rio de Janeiro** (Güter und Passagiere (nach und von **Pernambuco** nur Passagiere, Contanten ꝛc. und Proben-Paquette) befördern. ☞ Eine Angabe der Abfahrstage wird vorbehalten.

*) Güter werden vorläufig nur von Lissabon angenommen.

Die Güterfracht

von **Hamburg** oder **Southampton** nach **Rio de Janeiro** ist bis auf Weiteres, wie folgt, festgesezt:

1. Für ordinäre Güter, als: Mobilien, Glas, Eisen- und Spielwaaren, Spiegel u. s. w. 2 Pfd. St. 10 Sch.
2. Für mittelfeine Güter, als: Baumwollwaaren, Quincailleriewaaren, Stahlwaaren, Piano's u. s. w. 3 Pfd. St. 10 Sch.
3. Für feine Güter, als: Tuche und wollene Waaren, Leinen, halbseidene und seidene Waaren u. s. w. 5 Pfd. St.

Nebst 15 % Primage für 40 Hb. Kubikfuß.

Für schwere und voluminöse Güter nach Uebereinkunft. — Güter nach den übrigen Stationsplätzen werden zu einer verhältnißmäßig billigen Fracht befördert.

Für Juwelen, Gold, Silber, Contanten ꝛc. 1½ % vom Werth. Für Paquete ohne Connossement bis 2 Kubikfuß 5 Sch., von 2 bis 4 Kubikfuß 10 Sch., von 4 bis 12 Kubikfuß per Kub.-Fuß 3 Sch.

Es wird kein Connossement unter 10 Sch. Fracht gezeichnet.

Passage-Preise

inklusive Beköstigung, aber ohne Wein und geistige Getränke.

Von **Hamburg**

Bestimmungsort.	1. Kajüte.	2. Kajüte.	Zwischendek.	
			Erwachsene.	Kinder unter 12 J.
nach	Thlr. Pr. C.	Thlr. Pr. C.	Rthl. Pr. C.	Rthl. Pr. C.
Lissabon	70. —.	50. —.	25. —.	20. —.
Pernambuco	240. —.	170. —.	70. —.	55. —.
Bahia	260. —.	190. —.	70. —.	55. —.
Rio Janeiro	280. —.	210. —.	70. —.	55. —.

Von **Southampton**

Bestimmungsort.	1. Kajüte.	2. Kajüte.	Zwischendek.	
			Erwachsene.	Kinder unter 12 J.
nach	Pfd. Sterl.	Pfd. Sterl.	Pfd. Sterl.	Pfd. Sterl.
Lissabon	10. —.	7. —.	4. —.	3. —.
Pernambuco	34. —.	24. —.	10. 10.	7. —.
Bahia	36. —.	26. —.	10. 10.	7. —.
Rio Janeiro	40. —.	30. —.	10. 10.	7. —.

Von **Lissabon**

Bestimmungsort.	1. Kajüte.	2. Kajüte.	Zwischendek.	
			Erwachsene.	Kinder unter 12 J.
nach	Pfd. Sterl.	Pfd. Sterl.	Pfd. Sterl.	Pfd. Sterl.
Pernambuco	26. —.	18. —.	8. —.	6. —.
Bahia	28. —.	20. —.	8. —.	6. —.
Rio Janeiro	32. —.	24. —.	8. —.	6. —.

Jeder erwachsene Passagier hat 20 Kubikfuß Gepäk frei mit sich zu führen. Kinder und Dienerschaft im Verhältniß.

Um Unordnungen zu vermeiden, werden die Passagiere gebeten, jedes Stük ihres Gepäks mit Namen und Bestimmungsort zu bezeichnen. — Die Zwischendekpassagiere müssen Betten und Eßgeschirr für eigene Rechnung anschaffen.

Die Gesellschaft hat sich beim Bau der Dampfschiffe die neuesten technischen Erfindungen und Verbesserungen, sowohl in Betreff der Schnelligkeit wie der größtmöglichsten Sicherheit, zu Nuze gemacht, wie auch die Einrichtungen der Schiffe zur Beförderung der Passagiere auf das Zwekmäßigste, Eleganteste und unter Berüksichtigung aller möglichen Bequemlichkeiten getroffen werden.

Ein Arzt befindet sich am Bord.

Nähere Nachricht wegen Fracht und Passage ertheilen

Knöhr & Burchard,
Schiffs-Makler.
Hamburg (Steinhöft Nº. 8),
und
Der bevollmächtigte konzessionirte Generalagent für die Schweiz:
E. de Paravicini,
Zürich (Unterstraß Nº. 132).

Auswanderung.

Wir Endesunterzeichnete haben uns unter der Firma:

Paravicini & Roth in Zürich

für die Spedition von Auswanderern nach Nordamerika mit einander associrt, und von dem geachteten Rhederhause der Herren Chrystie, Schlößmann u. Comp. in Havre die Generalagentur in der Schweiz für ihre Postschiffe nach Nordamerika erhalten.

Wir bitten das ehrende Zutrauen und den stets sich mehrenden Zuspruch, deren Jeder von uns bis anhin sich zu erfreuen hatte, uns auch ferner zu schenken, denn wir werden auch fortan Alles, was in unsern Kräften steht, thun, dieselben zu rechtfertigen.

Unser Vertrag mit oben genannten Rhedern erlaubt uns Auswanderer eben so billig zu übernehmen, als dieß nur irgend einem andern Hause möglich ist.

Unser Hr. E. de Paravicini wird wie bis anhin die Leitung der Speditionen nach den Kolonien Südamerika's für eigene Rechnung beibehalten, und wollen sich Auswanderer dahin gefälligst unter der Adresse: E. de Paravicini Nro. 132 in Unterstraß bei Zürich an ihn wenden.

Die Auswanderer-Speditionen nach Nordamerika New-York, New-Orleans, Galveston (Texas), Quebek (Kanada) leitet wie bis anhin unser Herr Dr. Roth, an den man sich gefälligst unter der Adresse: **Paravicini & Roth in Hottingen bei Zürich** wenden wolle.

Wir haben zugleich die Einrichtung getroffen, daß Auswanderer direkt bei uns, oder durch Vermittelung unserer Herren Hauptagenten in den verschiedenen Kantonen von uns, Sichtwechsel auf New-York und New-Orleans zum jedesmaligen Tageskurse beziehen können, welche, ohne Rükficht auf die drüben üblichen 3 Respektage, sogleich bei erstmaliger Vorweisung bezahlt werden.

Zürich, im August 1856.

E. de Paravicini.
Dr. Roth.

Feuilleton.

Schwarz und Weiß.

Von F. Gerstäker.

(Fortsezung.)

Dabei war er höchst ritterlich und gefällig gegen Damen, obgleich er, als alter Junggeselle, von diesen auch manches Scherz- und Stichelwort ertragen mußte; ja, er hatte sogar selbst, vor nicht so langer Zeit, bei einer Entführung in St. Louis thätigen Antheil genommen. Wenn er aber auch gern von dieser Sache sprach, so verfehlte er doch nie dabei die Bemerkung zu machen, daß das vor der Zeit gewesen sei, wo er als Friedensrichter in Thätigkeit getreten, und er jezt, gerade im Gegentheil, eine solche ungesezliche Handlung mit jeder ihm zu Gebote stehenden Macht verhindern würde.

Mr. Pitt trat also in die Thüre der Hütte, und reichte, sich nicht mit dem allgemeinen „guten Abend, Ladies," begnügend, noch jeder der Damen insbesondere die Hand, führte dabei auch so total allein das Wort und erkundigte sich so angelegentlich nach dem Befinden und Wohlergehen seiner „neuen Nachbarn" (sein Haus lag eilf englische Meilen entfernt), daß er die Verlegenheit und Aufregung, in welcher sich diese befanden, gar nicht bemerkte, sondern geschäftig einen der Stühle zum Kamin schob (und zwar mit dem Rüken gegen die Thür, also den Betten mehr zugewandt), von dem aus er an Draper und Hennigs indessen laufend verschiedene Fragen zu gleicher Zeit richtete.

Draper war übrigens selbst zu aufgeregt, um sich in eine Beantwortung derselben einzulassen, und frug nur seinerseits, wobei er freilich einen Augenblik benuzen mußte, in dem der würdige Mann gerade Athem schöpfte, wen er noch von Fremden im Walde getroffen habe, was diese getrieben und wann sie hier eintreffen würden.

„Stop, Sir — stop!" schrie der Kleine und drehte sich in komischer Verzweiflung nach ihm herum, „das sind eine Menge verschiedener Artikel, die erst geordnet und dann einzeln vorgenommen werden müssen. Vor allen Dingen, Ladies, fürchte ich, daß Ihr Raum heute ein wenig beschränkt werden wird; denn acht Mann kann ich sicher anmelden, die noch vor Ablauf einer Stunde hier eintref-

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrückungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 36. | Samstag den 6. September. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | **1856.**

Verzeichniß der deutschen und schweizerischen Konsuln in Brasilien.

Oesterreich.

Generalkonsul:	Ferdinand Schmid in Rio de Janeiro.
Konsul:	J. G. Lohmann in Bahia.
Vizekonsul:	José Barbosa Cordeiro in Ceara.
„	Clemente José da Silva Nunes in Maranham.
„	Joaquim Francisco Fernandes in Para.
„	Julius Tegetmayer in Pernambuco.
„	Virgilio José da Porincuncla in Rio Grande do Sul.
„	Gustav Wedekind in Santos.
„	Johann Winter in Sergipe.

Baden.

Konsul:	Eduard Lämmert in Rio de Janeiro.

Baiern.

Generalkonsul:	(vacat) in Rio de Janeiro.
Vizekonsul:	Joaquim Jorge Monteiro in Bahia.
„	Joaquim Thomaz de Faria in Campos.
„	Manoel Joao de Amorim in Pernambuco.
„	José Luiz Cardoso de Salles in Porto Alegre.
„	Antonio Ferreira Cardoso in Rio Grande do Sul.

Bremen.

Generalkonsul:	A. J. Mosle (interimistisch B. Schaumann) in Rio de Janeiro.
Konsul:	J. H. Lambertz in Bahia.
„	H. M. Brum in Pernambuco.
Vizekonsul:	C. A. Fraeb in Porto Alegre.
„	J. F. Metzler in Rio Grande do Sul.
„	Gustav Wedekind in Santos.

Frankfurt.

Konsul:	J. H. Andreä in Rio de Janeiro.
„	Philipp Feidel in Pernambuco.

Großherzogthum Hessen.

Generalkonsul:	August Heyn in Rio de Janeiro.
Vizekonsul:	J. J. Pereira Bastos in Campos.
„	Euphrasio Lopes de Araujo in Rio Grande do Sul.

Hamburg.

Generalkonsul:	H. Liebich (interimistisch F. Schmid) in Rio de Janeiro.
Konsul:	C. August Gültzow in Bahia.
Vizekonsul:	Hamton Jorge Demriß in Alagoas.
„	Antonio José Francisco da Cruz in Campos.
„	Joao Gualberto da Costa in Maranham.
„	Joaquim Francisco Fernandes in Para.
„	Julius Tegetmayer in Pernambuco.
Vizekonsul:	C. N. Fraeb in Porto Alegre.
„	Antonio Martins de Freitas jr. in Rio Grande do Sul.
„	José Gonçalves dos Santos Silva in Santa Catharina.
„	Cezar Hartung auf der Kolonie Dona Franzisca.
„	Christian Diestel in Sergipe.
„	Gustav Wedekind in Santos.

Hannover.

Konsul:	A. Heyn in Rio de Janeiro.
„	F. Gültzow in Bahia.
„	Miguel Bryan y Levermoor in Pernambuco.
„	C. H. Claussen in Rio Grande do Sul.
Vizekonsul:	Joaquim da Costa Pimenta in Campos.
„	Felix J. Borman in Porto Alegre.

Lübek.

Generalkonsul:	Alexander Avé Lallemant in Rio de Janeiro.
Konsul:	Joh. Fr. Lütjens in Bahia.
Vizekonsul:	Joao de Oliveira Guimaraens in Campos.
„	Antonio Marques de Amorim in Pernambuco.
„	Manoel Pereira da Silva Lima in Porto Alegre.
„	Miguel Tito de Sa in Rio Grande do Sul.

Meklenburg-Schwerin.

Generalkonsul:	L. von Bönninghausen in Rio de Janeiro.
Vizekonsul:	Theodoro Teixeira Gomes in Bahia.
Konsul:	Antonio de Moraes Gomes Ferreira in Pernambuco.

Meklenburg-Strelitz.

Konsul:	Justiniano José de Araujo in Bahia.
„	José Antonio de Araujo in Pernambuco.

Oldenburg.

Konsul:	J. Liberalli in Rio de Janeiro.
„	Theodoro Teixeira Gomes in Bahia.
Vizekonsul:	Luiz Manoel Gonçalves de Lemos in Bahia.
„	G. H. Präger in Pernambuco.

Preußen.

Konsul:	Victor Heymann in Rio de Janeiro.
„	G. H. Präger in Pernambuco.
„	August Tappenbek in Para.
Vizekonsul:	C. A. Kleinschmidt in Bahia.
„	C. Thomsen in Rio Grande do Sul.
„	F. Fölzer in Porto Alegre.
„	Theodor Wille (interimistisch L. Diedrichsen) in Santos.

Sachsen.

Konsul:	David Mörs in Rio de Janeiro.
Vizekonsul:	Joao Antonio Rodrigues Passos in Campos.
„	José Luiz Lopes da Silva in Rio Grande do Sul.

Württemberg.

Konsul:	Carl Louis Meyer in Rio de Janeiro.
„	Carl Duschek in Bahia.
Vizekonsul:	Manoel Pereira Rosa in Pernambuco.
„	Joaquim José Ferreira Barbosa in Porto Alegre.
„	José da Souza Gomes in Rio Grande do Sul.

Schweiz.

Generalkonsul:	H. David in Rio de Janeiro.
Konsul:	Aug. Decosterd in Bahia.
„	Luiz Brelaz in Para.
„	J. J. Loppacher in Pernambuco.
Vizekonsul:	Ant. Sardenberg in Macahé und Cabo Frio.
„	José Pinto da Fonseca Guimaraens in Porto Alegre.
„	José Vicente Tourinho Filho in Rio Grande do Sul.
Konsul.-Agent:	Lucas José de Alvarenga in Campos.

Verschiedenes.

Wenn das Großniklaus (alias hinkender Bote aus Amerika) im zweiten Theile seiner Apologie etwas Gescheiteres sagen wird, als im ersten, so kriegt es Antwort, sonst nicht.

(Neue Militärkolonien.) Laut einer Korrespondenz des „Nouvelliste Vaud." will die argentinische Republik mit der englischen Schweizerlegion eine Militärkolonie von 1200 Mann gründen. Die Bedingungen wären sehr vortheilhaft. Jeder Soldat erhält 10 Acres Land, der Unteroffizier 15, der Offizier 20, mit nahezu englischem Sold für 3 Jahre. England besorgt die Ueberfahrt, gibt Kleider, Zelten, Lebensmittel ꝛc. Jeder Mann kann eine Frau mitnehmen. Die Republik liefert 50,000 Fr. für Geräthschaften und 25,000 Fr. für Vieh, überdieß das Holz zur Erbauung der Baraken. Die Zahl der Unteroffiziere und Offiziere ist sehr beschränkt: 1 Major, 1 Adjutant, 1 Quartiermeister, 1 Arzt und 8 Kompagniekommandanten, 22 Sergenten und 20 Korporale. Der Major Fornaro von Rapperschwil im Kanton St. Gallen steht an der Spize der Unternehmung, die für die argentinische, wie für die

helvetische Republik gleich wünschbar ist. Die 1200 Mann, die diese sehr gerne entbehrt, können jener von großem Nuzen werden. — Die deutsche Legion in englischen Diensten erhält im Süden Afrikas die gleiche Bestimmung, wie nach dem „Nouvelliste" die schweizerische im Süden Amerikas. Ein Korrespondent des „Schwäbischen Merkurs" sagt darüber: Mit der neuesten Post vom Vorgebirge der guten Hoffnung ist die Rükäußerung des Kapparlaments auf Sir G. Greys Vorschläge eingetroffen. Die Regierung erbietet sich, jeden Legionär, der sich als Militärkolonist am Kap niederlassen will, nicht nur mit einer Enfieldbüchse und vollem Lagergeräth auszustatten, sondern auch seiner Frau und seinen Kindern, falls er mit einer Familie gesegnet ist, freie und bequeme Ueberfahrt zu verschaffen. Wenn er Junggesell ist, so gestattet ihm die Regierung, oder vielmehr sie muntert ihn auf, vor der Abreise in den heiligen Ehestand zu treten. Natürlich ist den deutschen Kolonisten die Aufgabe zugedacht, die wilde Grenzmark der englischen Niederlassung gegen Buschmänner und Kaffern zu schüzen; bei diesem militärisch-landwirthschaftlichen Beruf kann indeß Mancher unserer Landsleute in kurzer Zeit zu einem soliden Wohlstand gelangen, und je größer die Zahl der deutschen Einwanderer, desto sicherer und leichter wird die neue Militärgrenze aufblühen. Die Bevölkerung, welche jezt aus Engländern und Holländern besteht, wird in den Deutschen ein wahlverwandtes neues Element erhalten. Wie erfreut man am Kap über das vorgeschlagene Arrangement ist, zeigt der Umstand, daß der Legislative Council der Regierung durch den Gouverneur seinen Dank sagen ließ, während die Legislative Assembly ihre Danksagung mit einem Votum von 40,000 Pfund Sterling als Beitrag zu den Niederlassungskosten begleitete. Kurz, es scheint, man wird die Deutschen dort mit offenen Armen empfangen. Auch die Mehrzahl der Londoner Tageblätter nimmt die Anzeige mit herzlichem Beifall auf, und seit langer Zeit sind der „deutschen Tüchtigkeit" nicht so viel Komplimente gemacht worden. Es ist ja weltbekannt, heißt es, daß die Deutschen ausgezeichnete Ansiedler sind. Was sich die Times von dem Unternehmen verspricht, ist gar nichts Geringeres: England wird aller künftigen Kaffernkriege los sein. Die Kolonie werde stark genug werden, um ihre Grenzen gegen den innern kleinen Feind selber zu hüten. In der That sei es recht und billig, daß sich das Mutterland und die Kolonie in die Arbeit theilen. Wenn es die Pflicht Englands bleibe, seine Söhne gegen jeden etwaigen Angriff einer fremden Großmacht zu vertheidigen, so dürfe der Hinterwäldler seine eigene Polizei bilden, und der kühne Farmer, der seine Heerden auf eigene Faust immer weiter gegen Norden treibe, müsse sich gewöhnen, den schwarzen Viehräuber mit eigener Faust abzuwehren.

— (Neueste geographische Entdekung.) In Nro. 35 des Boten a. Amer. Seite 137 steht, daß Manilla eine spanische Insel im mittelländischen Meere sei!!! Dieser Bote ist doch „strozend leer" (sein selbsteigener Ausdruk, siehe dieselbe Nro., Seite 139) von geographischen Kenntnissen.

— (Mormonenstatistik.) Theodor Ohlshausen in St. Louis hat in deutscher Sprache ein Werk über die Mormonen herausgegeben, nach welcher sich in Nordamerika von dieser Sekte im Ganzen 68,700 befinden, davon 38,000 in Utah, 5000 in New-York, 4000 in Kalifornien und 5000 in Canada, Nova Scotia ꝛc. In Südamerika und Westindien befinden sich 8000 Mormonen. Dieselbe Autorität gibt die Zahl der Mormonen in Europa auf 39,000 an, von denen 32,000 in Großbritannien und Irland leben, 5000 in Scandinavien, 1000 in Deutschland und in der Schweiz, 500 in Frankreich und 500 im übrigen Europa. Asien zählt 1000 Mormonen, Afrika 100, Australien 2400. Die Gesammtzahl aller Mormonen wird auf 120,000 angegeben.

Oesterreich. (Ruf nach Siebenbürgen.) Vor ungefähr zehn Jahren veranlaßte ein siebenbürgischer (sächsischer) Pfarrer eine ziemliche Anzahl schwäbische Familien zur Auswanderung nach seinem Heimathlande. Er hieß, wenn wir nicht irren, Roth und wurde nachher im ungarischen Revolutionskrieg von den Magyaren hingerichtet. Er versprach den Schwaben ein glänzendes Loos; aber diese wurden so getäuscht, daß die meisten wieder ganz verarmt nach Württemberg zurükkehrten. Eine ebenso lokende und nicht mehr Zutrauen verdienende Einladung zur Auswanderung nach Siebenbürgen, schreibt nach der „Eidgenössischen Zeitung", ein Zürcher, der eine höchst vortheilhafte Anstellung in einem Etablissement bei Kronstadt hat, nach Hause: „Glaubt mir, daß ich hier eine Heimat gefunden habe, wie ich keine schönere hätte erwarten dürfen. Die Gegend ist paradiesisch schön und äußerst gesund, das Wasser wieder klar und angenehm, während es in Ofen äußerst schlecht war. Ihr heimathmüden Landwirthe, kommt mit einem kleinen Kapital hieher, anstatt nach Amerika. Hier sind noch tausend und tausend Jucharten Landes unbebaut (ganz ohne Wald). Da müßt ihr nicht Wälder wegreuten und Jahre lang warten, bis ihr den Boden benuzen könnt. Hier könnt ihr gleich pflügen und säen und gewiß die schönste Ernte hoffen. Ein Joch Land (45,000 schweizerische Quadratfuß) kauft ihr für 3—400 Fr. Der Absaz der Lebensmittel ist reißend. Fabrikanten aller Art könnten gute Geschäfte machen, indem noch nichts der Art hier ist."

Schweden. Eine interessante Erscheinung ist die schwedische Auswanderung, welche immer größern Umfang gewinnt und in diesem Jahre alle Erwartungen übertrifft. Die Erscheinung läßt sich keineswegs allein aus dem Druk erklären, welcher auf den Geschäften lastet. Die Ursache, welche während des Krieges allerdings in hohem Grade vorhanden war, ist seit Beendigung desselben zum größten Theil hinfällig geworden. Auch bemerkt man, daß so gut wie ausschließlich die Bauern vom Wandertrieb ergriffen sind. Was diese der Heimath entfremdet, ist nichts Anderes als das Ehrgefühl, welches nach jahrhundertelangem Schlafe im Schweden erwacht und sein Wesen umgestaltet. Schweden steht hinter den übrigen europäischen Ländern weit, weit zurük. Es bildet gewissermaßen den Uebergangspunkt zwischen der Zivilisation und der Barbarei. Der Bauer ist der Fesseln entkleidet, welche die Leibeigenschaft ihm schmiedete, aber im Grunde genommen hat sein Zustand noch eine verzweifelte Aehnlichkeit mit dem des leibeigenen Knechtes. Es ist ihm ein Theil an der Landesvertretung eingeräumt, jedoch nur der vierte, während sein Stand neun Zehntheile der gesammten Population ausmacht. Man betrachtet ihn als ein untergeordnetes Wesen. Keinem Städter fällt es ein, mit dem Landmann als mit seines Gleichen zu verkehren und ihn anders als mit dem vertraulichem, rectius verächtlichen, Du anzureden. Nun, da sei doch dem Himmel gedankt, daß sich endlich einmal sein Gefühl dagegen empört. Einen Bauernkrieg kann ich mir in Schweden nicht wohl denken. Die Wogen der Revolution wälzten sich bis an die Eider und die Königs-Au, ja selbst die Marmorburg des dänischen Königshauses wurde durch ihren Schaum bespritzt, weiter aber ging es nicht. Der schwedische Bauer ist in einer zu tiefen Degradation erzogen worden, und statt sie jezt, wie der Löwe, der den Käfich zerbricht, grollend von sich abzuschütteln, zieht er es vor, sich ihr durch die Flucht zu entziehen. Bedeutungsvoll bleibt die Erscheinung immerhin. Hierbei noch folgende Bemerkung. Man spricht sein Befremden darüber aus, daß das Mormonenthum so außerordentlich viele Proselyten in Schweden macht. Es ist dies ganz natürlich. Der Schwede ist von Haus zum Mysticismus geneigt und läßt sich leicht allen denkbaren Hokuspokus weiß machen. Die Hauptursache aber ist wiederum einfach der Wandertrieb. Durch die Mormonen-Emissäre wird den davon Ergriffenen zugleich Unterstüzung und ein bestimmter Anhaltspunkt geboten. Der Gedanke, welcher bis dahin nur in ihnen nebelte, wird durch die Vorhaltung eines bestimmten Zieles und eines festen Planes konsolidirt, und auch ohne dem Propheten Glauben zu schenken, denken die Bekehrten: Sind wir nur erst drüben, so findet sich das Uebrige von selbst.

(H. Z. f. d. A. u. K.)

Nordamerika. **Vereinigte Staaten.** (Die Eisenbahn zum stillen Meer.) Von den Maßregeln, welche jezt noch vom Kongreß unentschieden gelassen sind, ist die Appropriation von Staatsländereien — ungefähr 40 Millionen Aker — zum Bau einer Eisenbahn nach dem stillen Ozean gewiß die wichtigste. Die Eifersucht zwischen Süden und Norden ließ das Projekt bis jezt noch nicht aufkommen, und man hat daher den Mittelweg eingeschlagen, drei verschiedene Richtungen der Bahn zu bezeichnen. Wir haben diese drei projektirten Linien früher ausführlich besprochen; wollen sie aber hier in Kürze wiederholen. Eine derselben, die südliche, soll hauptsächlich durch Sklavereistaaten führen und diese mit San Franzisko in Kalifornien verbinden; die andere soll von St. Louis aus die Mitte des Unionsgebietes durchschneiden, und eine dritte soll vom Lake Superior aus nördlich nach dem stillen Ozean führen. Geht die Bill durch, so ist vorauszusehen, daß der Norden, welcher Geld, Menschen und Werkzeuge schneller beschaffen kann als der Süden, seine Bahn schneller bauen wird als der leztere, und daß, wenn die nördliche Bahn einmal vollendet, der Welthandel diesen und nicht den südlichen Weg nach China und Japan einschlagen wird. Das Unternehmen ist ein riesiges; es kommt aber ganz gewiß zur Ausführung, und das bald. Die Nordamerikaner wetteifern in dieser Beziehung mit den europäischen Regierungen, welche die Landenge von Suez bevormundschaften, und hoffen mit ihrer Eisenbahn schneller fertig zu werden, als die Europäer mit dem Durchschnitt der Landenge.

— (Ein unverschämt anspruchsvoller Klopfgeist.) In Bordentown ließ sich ein junges Mädchen mit ihrem verstorbenen Bräutigam trauen, dessen Geist sie klopfend an ihr Versprechen gemahnt hatte. Sie stekte ruhig der Leiche den Ehering an die Finger, und betrachtet sich jezt als Gattin eines Paradiesbewohners. — Sebastian Ammann! geh' nach Amerika!

— New-York. Die Furcht vor der Invasion des gelben Fiebers stüzt sich auf die Thatsache, daß von den 120 bei Abgang der Post in der Quarantaine gelegenen Schiffen viele von dieser Seuche behaftet waren. Die Krankheit ist aber auch schon über die Spitalmauern in das Dorf vor den Thoren des Lazareths gedrungen und die Einwohner haben à la San Francisco einen Wachsamkeitsausschuß ernannt und das Stadtthor verbarrikadirt, um allen Verkehr mit dem Dorf und der Fähre zu sperren, welche täglich Tausende zwischen dem Spital und New-York hin und her befördert. Die südliche Brise, die nächtlich vom Ozean hereinweht und als eine stärkende Labung für die erschlafften Nerven begrüßt wird, hat dieß Mal in ihrem Zug über die angesteften Schiffe das Miasma nach Long-Island getragen. Die im Fort einquartirten Truppen haben arg gelitten und in den schönen Landhäusern am Gestade ist mehr als ein Opfer gefallen. Doch wollte man wissen, daß die Krankheit schon wieder im Abnehmen begriffen sei und die vereinzelten in der Stadt vorgekommenen Fälle von unmittelbarer Berührung mit den angesteften Fahrzeugen herkämen.

— Virginien. (Der Sklavenmarkt.) Ein Journal von Richmond spricht sich in folgender, ganz Börsenberichtartiger Weise über den Stand des Sklavenhandels aus: „Niemals", sagt dasselbe, „war die Nachfrage nach Sklaven stärker als während der Monate Mai, Juni und Juli. Auch waren die Preise während dieser ganzen Zeit über sehr hoch. Lezterer Umstand ist außergewöhnlich, denn die Sommermonate sind im Allgemeinen die schlechtesten vom ganzen Jahr für diesen „Artikel." (!) Man zahlt gegenwärtig für die erste Qualität Frauen 1000 bis 1100 Dollars, Männer 1250 bis 1500 Dollars; noch vor nicht langer Zeit wurde für eine gut aussehende junge Negerin in Richmond um 1700 Dollars, von der Hand in die Hand, bezahlt. Man kaufte eine große Zahl Neger aus Spekulation und nicht weniger als 2 Millionen Dollars liegen in dieser Stadt bereit, um in dieser Waare placirt zu werden.

— Louisiana. Während des Jahres 1855 sind laut einem Bericht des schweizerischen Konsuls im Spital zu New-Orleans 80, in den ersten 7 Monaten dieses Jahres 8 Schweizer gestorben.

— Ohio. (Demonstration.) Am 30. Juli fand auch in Cincinnati eine Versammlung von 300 bis 400 Bürgern statt, um sich über die Gründung eines Sicherheitsausschusses (Vigilancekomite) zu berathen. Es wurden gegen die Mißachtung der Gesezе, gegen die Bestechungen der Richter und Winkelzüge der Advokaten scharfe Reden gehalten und dann beschlossen, den Gerichtsgang über Arrison, den Mörder einer Frau, abzuwarten und dann zu handeln.

Westindien. Man berichtet, daß beabsichtigt wird, den großen Erdpech-See auf der Insel Trinidad auszubeuten. Durch die Mischung des Pechs mit Holzspänen hofft man jährlich 5000 Tonnen vorzüglichen Feuerungsmaterials zu erlangen, was es den Dampfbooten der westindischen Linie möglich machen würde, nur die Hälfte des gewöhnlichen Kohlenvorrathes einzunehmen. — Das „Journal of Arts and Sciences" gibt über diesen See, eine der größten Merkwürdigkeiten der Antillen, nachstehende Beschreibung des Herrn Munroß: Der See liegt in geringer Entfernung vom Dorfe De la Braye, welches selbst auf Erdharz erbaut ist und dessen Häuser zuweilen einsinken. Eine Straße, welche vom Ufer zum See läuft, führt theils durch öde, theils durch reiche mit tropischen Früchten angebaute Ebenen, denn die Bäume kommen in der Stauberde-Schicht, welche das Pech bedekt, sehr gut fort. Als Herr Munroß den See besichtigte, waren mehrere Stellen in Verbrennung begriffen, da einige Wochen vorher ein Brand im Schilfe ausgebrochen war. Der See ist ohne alle Begetation, nur hie und da versucht ein verkrüppelter Baum aufzuschießen. Der Anblik der Oberfläche gleicht so ziemlich einem marmorirten Papier; eine unzählige Menge von Kanälen schlängelt sich durch die Pechlagen, von denen manche glatt und eben, andere leicht hügelig und von 1 bis 32 Meter Umfang sind. Das zwischen dem Pech laufende Wasser ist rein und klar, die Wäscherinnen kommen weitenweit dahin, da das Wasser in der Umgebung des Sees dunkelgrün ist und einen unangenehmen salizigen Geschmak hat, weil es Wasserstoffgas

enthält, welches, angezündet, ein gelbliches Licht gibt. Der starke Pechgeruch scheint auf die Thiere durchaus keinen nachtheiligen Einfluß auszuüben, so wie der Boden keinen solchen auf die Pflanzen ausübt. Zahlreiche Fische, selbst Alligators leben im Wasser des Sees; auch sagt man darin Vögel, welche ihre Eier nicht in Nester, sondern einfach auf das Erdpech legen. Einige Meilen entfernt findet man Naphtaquellen, die ausgebeutet wurden und bald erschöpft sind. Man hat es mehrere Male versucht, die unerschöpfliche Erdpechmenge des Sees zu benuzen. Mit Sand und Kieselsteinen vermischt lieferte es ein gutes Pflaster für die Straßen von Puerto-da-Espana. Man verwendet es auch als Brennstoff, wo es aber mit Holz vermischt werden muß, da es allein zu rasch schmilzt. Auch dient es zum Theeren der Schiffe. — Graf Dundonald hat einen großen Theil dieses Pechterrains angekauft und will damit wasserdichte Apparate anfertigen lassen, wozu man sich jezt der Gutta-Percha bediente. Zur Umhüllung von Telegraphendrähten soll es sich vortrefflich eignen. — Bemerkenswerth ist noch, daß, als die Cholera auf der Insel herrschte, die Bewohner der Pechsee-Ufer davon verschont blieben.

Mexiko. (Neuer Wirrwarr.) General Vidaury, der in Neuleon steht, hat sich gegen den Präsidenten Commonfort empört und den General Alvarez zum Präsidenten ausgerufen.

Zentralamerika. Berichte aus Nicaragua vom 4. August sagen, daß General Rivas mit der Befestigung von Leon beschäftigt war und mit Hülfe von 3000 Mann aus Guatemala den Angriff Walkers erwarte. Vor San Juan lagen unter dem Befehl des Admirals Erokine 7 englische Kriegsschiffe mit 180 Kanonen.

— (Größe und Bevölkerung.) Guatemala hat 3060 geogr. Quadratmeilen, 935,000 Einwohner; St. Salvador 309 Q.-M., 363,000 Einw.; Honduras 930 Q.-M., 308,000 Einw.; Nicaragua 1677 Q.-M., 363,000 Einw. und Costarica 747 Q.-M., 190,000 Einw. Zu diesen Staaten rechnet man auch das sogenannte Königreich Mosquito mit 2300 Q.-M. und zirka 200,000 Einwohnern, die unter brittischem Schuz ein Indianerhäuptling regiert oder vielmehr für Schnaps die Engländer nach Belieben schalten läßt.

Südamerika. Brasilien. (Kaffeeproduktion.) Während noch im Jahr 1822 der brasilianische Kaffee auf dem Markte von New-York jenem von St. Domingo, Kuba und Laguayra nachgesezt wurde, war bereits schon zehn Jahre später, 1833, ein Drittheil der Kaffeeeinfuhren jenes Plazes brasilianischen Ursprunges. Die Gesammteinfuhr der Union an brasilianischem Kaffee wird für 1825—1834 auf durchschnittlich 15 Mill. Pfd. jährlich, für 1845—1853 auf 111 Mill. Pfd. angegeben. Im Jahr 1854 betrug sie 182½ Mill. Pfd., 1855 endlich 238 Mill. Pfd. Die Gesammtproduktion Brasiliens wird für dasselbe Jahr auf 320 Mill. Pfd. veranschlagt, die von Java 111 Mill., Hayti 35, Ceylon 35, Laguayra 30, Cuba und Portorico 25, Sumatra 10, Costarica 5, Mokka 5, englische Kolonien 5, französische und holländische Inseln 3, Manilla 2, zusammen 585 Mill. Pfd. Der Verbrauch stellt sich dagegen: Vereinigte Staaten 200, die europäischen Staaten 438, zusammen 638 Mill. Pfd. Hiernach hat Brasilien den übrigen produzirenden Ländern, namentlich auch Java, den Rang abgelaufen und liefert die Hälfte des Bedarfs aller bloß konsumirenden Länder. Diese Thatsache erscheint doppelt bemerkenswerth bei der verhältnißmäßig geringen Zahl von Händen, welche in Brasilien für den Kaffeebau disponibel sind. In der That macht sich Mangel an Arbeitskräften fühlbar, und die Regierung läßt versuchsweise 6000 Chinesen kommen. (?)
(Schw. H. K.)

Afrika. Algerien. Zur Ermunterung der Baumwollenkultur in Algerien will die Regierung während fünf Jahren sämmliche Produkte den Pflanzern zu einem alljährlich festzusezenden, nach Art und Qualität zu bemessenden Preis abkaufen.

— (Das Erdbeben.) Privatberichte melden, daß Philippeville durch das Erdbeben vom 22. August fast ganz zur Ruine geworden ist. Kein Mensch kann mehr darin wohnen. Die Bevölkerung ist in entsezlicher Lage: es fehlen genießbares Trinkwasser und Lebensmittel, und was man noch erhält, muß mit fabelhaften Preisen bezahlt werden. Die Einwohner sollen so niedergeschlagen sein, daß die Hälfte derselben nach Frankreich auswandert. Auch in Setif und der nahen Schweizerkolonie wurde das Erdbeben verspürt.

Inserate und Anzeigen.

Lebens- und
Renten-Versicherungs-Sozietät
Hammonia in Hamburg.

Garantie-Aktien-Kapital:
Eine Million Mark Banko.

Lebens-, Renten- und Aussteuer-Versicherungen jeder Art werden unter den vortheilhaftesten Bedingungen abgeschlossen.

Die Beiträge sind auf's Billigste gestellt und können selbst monatlich entrichtet werden.

Für Franken 3750, zahlbar beim Tode, beträgt die monatliche Prämie, wenn der Versichernde beim Eintritt alt ist:

20 Jahre:	30 Jahre:	40 Jahre:	50 Jahre:
Fr. 5. 54.	Fr. 7. 13.	Fr. 9. 43.	Fr. 13. 43.

Die Gesellschaft versichert zugleich das **Leben bei Uebersiedelung nach transatlantischen Ländern gegen die Gefahren der Seereise und des fremden Klima's und schließt Versicherungen gegen Kriegsgefahren ab.**

Besondere Vortheile gewährt die Hammonia bei der Versicherung von Aussteuer- und Versorgungs-Kapitalien, welche neugetroffenen Bestimmungen zufolge für Kinder und jugendliche Alter auf jede beliebige Lebensperiode gegen ermäßigte Beiträge erworben werden können. Um beispielsweise ein bei Vollendung des zwanzigsten Lebensjahres zahlbares Ausstattungskapital von Fr. 3750 zu versichern, sind für ein im ersten Lebensmonate stehendes Kind an jährlicher Prämie Fr. 116. 25 erforderlich, welche Prämie sich auf nur Fr. 129. 16 in dem Falle erhöht, wenn bei einem frühern Tode des versicherten Kindes alle gemachten Einzahlungen von der Gesellschaft zurückerstattet werden sollen.

Auch Aussteuer-Versicherungen mittelst Beitragszahlungen eines Versorgers, wobei jede fernere Beitragspflicht aufhört, sobald lezterer stirbt, sind nach Wunsch gestattet und können zu äußerst mäßigen Prämien abgeschlossen werden.

In gleich günstiger Weise versichert die Gesellschaft Leibrenten, Alters- und Wittwenpensionen nach festen Tarifsäzen. Für eingezahlte 3750 Fr. z. B. werden beim Eintrittsalter von 50 Jahren zirka Fr. 262. 50, beim Eintrittsalter von 55 Jahren zirka Fr. 300 und beim Eintrittsalter von 63 Jahren zirka Fr. 375 alljährlich bis an's Lebensende als Leibrente gezahlt.

Statuten, Prospekte, Antragsformulare, sowie jede gewünschte Auskunft ertheilt bereitwilligst und gratis

Der Generalagent in Zürich:
E. de Paravicini
und dessen Agenten.

Auswanderung.

Wir Endesunterzeichnete haben uns unter der Firma:

Paravicini & Roth in Zürich

für die Spedition von Auswanderern nach Nordamerika mit einander associrt, und von dem geachteten Rhederhause der Herren Chrystie, Schlößmann u. Comp. in Havre die Generalagentur in der Schweiz für ihre Postschiffe nach Nordamerika erhalten.

Wir bitten das ehrende Zutrauen und den stets sich mehrenden Zuspruch, deren Jeder von uns bis anhin sich zu erfreuen hatte, uns auch ferner zu schenken, denn wir werden auch fortan Alles, was in unsern Kräften steht, thun, dieselben zu rechtfertigen.

Unser Vertrag mit oben genannten Rhedern erlaubt uns Auswanderer eben so billig zu übernehmen, als dieß nur irgend einem andern Hause möglich ist.

Unser Hr. E. de Paravicini wird wie bis anhin die Leitung der Speditionen nach den Kolonien Südamerika's für eigene Rechnung beibehalten, und wollen sich Auswanderer dahin gefälligst unter der Adresse: E. de Paravicini Nro. 132 in Unterstraß bei Zürich an ihn wenden.

Die Auswanderer-Speditionen nach Nordamerika New-York, New-Orleans, Galveston (Texas), Quebek (Kanada) leitet wie bis anhin unser Herr Dr. Roth, an den man sich gefälligst unter der Adresse:
Paravicini & Roth in Hottingen bei Zürich
wenden wolle.

Wir haben zugleich die Einrichtung getroffen, daß Auswanderer direkt bei uns, oder durch Vermittelung unserer Herren Hauptagenten in den verschiedenen Kantonen von uns, Sichtwechsel auf New-York und New-Orleans zum jedesmaligen Tageskurse beziehen können, welche, ohne Rüksicht auf die drüben üblichen 3 Respekttage, sogleich bei erstmaliger Vorweisung bezahlt werden.

Zürich, im August 1856.

E. de Paravicini.
Dr. Roth.

Feuilleton.

Schwarz und Weiß.

Von F. Gerstäker.

(Fortsezung.)

„Nur die beiden ersten Verse fehlten Ihnen, nicht wahr, Mrs. Draper?" sagte Hennigs, und stand von seinem Stuhle auf.

„Ja, Sir, es waren nur die beiden", stammelte die Matrone, und sie wußte jezt, daß Hennigs Auge fest auf ihr haftete; das Blut strömte ihr quellend in Stirn und Schläfe, und der Athem verging ihr fast vor Angst um den Unglücklichen, vor Scham über die ausgesprochene Lüge.

„Also die andern Verse haben Sie? nun, warten Sie, ich sage sie Ihnen noch einmal vor, dann können Sie, wenn etwas daran nicht richtig sein sollte, es ändern. Zeigen Sie mir nur erst einmal was sie geschrieben haben", und er streckte seinen Arm nach dem Papier aus, das Hennigs mit auf den Tisch gestüzter Hand loker zwischen den Fingern hielt.

Dieser aber schien es gar nicht zu bemerken; mit vorgebeugtem Körper, starr und regungslos stand er da, die linke Hand lauschend hinter das Ohr gehalten; er horchte einem entfernten Geräusch, und hatte für den Augenblik seine ganze Umgebung vergessen.

Mr. Pitt nahm indessen das Papier herüber, öffnete es, schob sich die Brille wieder nieder, und schien dann erst das sonderbare Benehmen des jungen Mannes zu bemerken.

Die Bewohner der Hütte standen entsezt; warf der Friedensrichter nur einen Blik in die Zeilen, die er geöffnet in der Hand hielt, so waren sie entdekt.

„Hennigs!" rief der alte Mann, und faßte seinen Arm.

„Mr. Hennigs!" sagte Pitt, und hielt das Innere der Linken gegen das Licht, um, von diesem nicht geblendet, ihn besser betrachten zu können. Das rief den Träumenden aber mit Gedankenschnelle in seine Umgebung zurük; er blikte den Fremden an, sah den Paß in dessen Hand, und riß ihn mit kekem Griff aus seinen Fingern.

„Mr. Hennigs!" rief überrascht der Richter.

„Ich muß tausend Mal um Verzeihung bitten, Sir", entschuldigte sich jener, verlegen lächelnd, „doch das, was ich hier geschrieben habe, dürfen Sie wahrhaftig nicht lesen, es ist zu schlecht, Sie haben zu schnell gesprochen, und ich mußte mich so eilen; warten Sie noch wenige Minuten, und ich will es in's Reine schreiben, nachher mögen Sie sich überzeugen, daß auch ein Bakwoodsman manchmal keine so üble Feder führt, und den Schulmeister nicht braucht, wenn er Jemandem einen Brief schreiben will."

„Was hatten Sie denn aber eben? Sie starrten ja vor sich nieder, als ob Sie einen Geist sähen?" frug dadurch beruhigt, Mr. Pitt.

„O nichts, wenigstens nichts von Bedeutung", erwiderte jener, „mir war es nur, als ob ich irgend ein fremdartiges Geräusch vernahm, und ich konnte nicht recht herausbekommen, was es war. Halt — da wieder; hören Sie nichts?"

Draper sprang an die Thür und riß sie auf, und deutlich drang jezt der Ruf von fernen Stimmen an ihr Ohr, als ob die Leute über einen Fluß hinüber die Fähre anriefen.

„Da sind sie," sagte der Kleine, sprang auf und griff nach dem an der Wand hängenden Blechrohr, das in fast allen amerikanischen Blokhütten dazu benuzt wird, die Arbeiter zum Essen aus dem vielleicht weit entfernten Felde zu rufen. Die Töne dieses langen, geraden Hornes schallen ungemein weit, und man kann sie mit günstigem Winde, und besonders über das Wasser hin, oft Meilen weit hören.

Mr. Pitt schloß nun auch ganz richtig, daß die Jäger, von der Dunkelheit überrascht, die einzeln und mitten im Walde liegende Hütte nicht hatten finden können, und nun durch ihr Rufen die Aufmerksamkeit der Bewohner zu erweken gedachten, damit diese durch irgend ein Zeichen, durch einen abgefeuerten Schuß, oder den Ton eben solchen Hornes ihren Aufenthalt verriethen. Er nahm denn auch auch ohne weitere Umstände das Instrument vom Nagel, trat in die Thüre und ließ nun nach jener Richtung hin so durchdringende, klagende Laute ertönen, daß

die Hunde mit kurzem Gebell zuerst eine Art Protest geben solche Musik einzulegen schienen, dann aber, vielleicht durch das Weiche der Melodie gerührt, ein so fürchterliches, wehmüthiges, markerschneidendes Geheul ausstießen, daß Mr. Pitt erschrekt mitten in seinem nicht mehr Solo einhielt, den Bestien einen Augenblik zuhörte, und dann kopfschüttelnd sagte:

„Ist nun einem lebendigen Christenmenschen schon so etwas in seinem ganzen Leben vorgekommen?"

Nichtsdestoweniger setzte er seine musikalischen Uebungen fort, und Hunde und Friedensrichter vereinigten sich jezt zu einem so ohrzerreißenden Konzert, daß der Wald ordentlich lebendig zu werden schien, und sämmtliches zahmes Hausvieh, als da war, drei Ferkel und etwa ein halbes Duzend Hühner, die ersteren ihr Lager mieden und grunzend, die Seiten aneinander gedrükt, herbeiliefen, und die anderen mit den Flügeln schlugen und nicht üble Lust zu haben schienen, eine so unruhige Nachbarschaft zu verlassen.

„Hier ist der Paß", rief Hennigs jezt schnell, und drükte das Papier dem alten Draper in die Hand.

„Der Träger dieses, Scipio, geht mit meinem Wissen und Willen zu seinen Eltern nach Illinois, und hat von mir dazu vier Wochen Erlaubniß erhalten."

„Peter Rollins."

„Wer ihn anhält und nicht persönlich kennt, wird ihm kein Hinderniß weiter in den Weg legen; doch muß er noch in dieser Nacht fort."

„Aber wie? Der Richter steht in der Thüre und in wenigen Minuten haben wir das Haus so voll Menschen, daß ein Entrinnen für ihn zur Unmöglichkeit wird."

„Auch dazu wird Rath werden; geben Sie ihm nur einen alten Rok und eine Müze — schnell — der Richter hat aufgehört zu blasen, ich will ihn zu mir hinausrufen. Wenn ich den Eulenruf nachahme, muß Ben rasch hinausgleiten; er soll dann zu mir hinter das Haus kommen; ruhig jezt, er dreht sich wieder um."

Mr. Pitt hatte allerdings seine Lungen paustren lassen und die Bearbeitung des Instrumentes eingestellt, keineswegs waren aber die Hunde gesonnen, sich so schnell und plözlich über das Gehörte zufrieden zu geben. Ein junges Thier, und zwar eben der schon früher erwähnte junge Wolfshund, heulte Sopran, und schien den Ton anzugeben, denn nach jedesmaliger kurzer Pause fiel er stets zuerst wieder ein, und ihm folgte augenblicklich ein alter blinder Schweißhund in E moll, wornach denn die übrige Schaar, als ob sie nur auf das Angeben der Tonart gewartet hätte, im wilden, disharmonischen Chor einfiel und nicht eher aufhörte, bis auch der lezte Vorrath von Luft und Lunge und Kehle erschöpft war.

Mr. Pitt versuchte nun zwar sein Bestes, sie zur Ruhe zu bringen, schimpfte, drohte, und warf sogar einzelne Spähne und Holzstüke, die vor der offenen Thür lagen; das hatte aber weiter nichts zur Folge, als daß sie jezt sämmtlich gegen ihn Front machten, und zwar die Köpfe ihm seitwärts zugedreht, um jedem etwaigen, nach ihnen geschleuderten Wurfgeschoß schnell genug ausweichen zu können, sonst aber fuhren sie in ihren entsezlichen Akkorden ruhig fort.

„Laßt's gut sein, Sir", tröstete ihn jezt Hennigs, als der kleine Friedensrichter halb lachend, halb ärgerlich wieder in der Thüre erschien, „ich will sie schon zum Schweigen bringen."

„Ruhig, ihr Bestien!" schrie er dann mit Donnerstimme, als er eben vor das Haus getreten war, „ruhig, oder ich drehe euch die Hälse um!" und eine dort lehnende Stange ergreifend, fuhr er mit so gut gemeinten und links und rechts ausgetheilten Schlägen zwischen sie hinein, daß sie nach allen Seiten auseinander stoben und sich winselnd theils in den Wipfeln der umhergestreuten Bäume, theils unter dem Hause verkrochen. Hennigs aber blieb jezt einen Augenblik auf die Stange gestüzt und wie in tiefen Gedanken stehen; da schrekte ihn der näher und näher kommende Lärm der Jäger, das entfernte Bellen von Hunden aus seinem Sinnen empor. Er warf den Blik schnell umher, ergriff den noch neben dem Hause liegenden Sattel und Zaum, trug beides hinter dasselbe und rief nun mit leisem Pfiff sein gehorsames Poney herbei.

„Nun, Madame, werden Sie gleich Einquartirung bekommen," sagte der Friedensrichter, während er sich schmunzelnd die Hände rieb und zum Feuer trat, an welchem Lucy und Sally jezt eifrig beschäftigt waren, die verschiedenen, schnell hinzugerükten Lebensmittel zu vertheilen. — — „'s wird freilich knapp hergehen hier in dem engen Zimmerchen, man kann sich das aber Alles eintheilen. Lieber Gott, in Arkansas lagen wir einmal Siebenzehn in einem Raume, der, wenn nicht noch kleiner, auf jeden Fall keinen Zoll breit größer war, als dieser hier. Draper macht wohl schon sein Lager da zwischen den Betten zurecht? ja, ja, werden jedes Eken und Winkelchen benuzen müssen; die Burschе sind wie das wilde Herr. Ob sie den Neger nur haben? hoffentlich doch, hol der Henker eine solche schwarze Bestie, schlägt ihren eigenen Herrn! Ei, wenn da nicht einmal ein Exempel statuirt wird, dann wäre man ja seines Lebens selbst nicht mehr sicher und müßte sich wahrhaftig fürchten, die eigenen Dienstboten zu züchtigen. Wie ich gehört habe, wollen sie zusammenlegen und den Eigenthümer wenigstens etwas schadlos zu halten."

Mr. Pitt hatte sich jezt wieder halb dem Feuer und halb Mrs. Draper zugekehrt, und diese hielt ihre Augen auch fest auf die seinigen gerichtet, aber kein Wort vernahm sie von alle dem, was er ihr mit so bedeutender Zungengeläufigkeit erzählte, ihr Ohr lauschte dem Rauschen der Kleidungsstüke, dem unterdrükten Flüstern ihres Mannes, und sie sah jezt plözlich, wie sich die Gestalt des jungen Sklaven leise und vorsichtig emporhob.

„Weiß nur der liebe Gott, wo die Männer so lange bleiben," unterbrach sich jezt selbst der kleine Mann, indem er einen Schritt vom Kamine zurüktrat und nach der Thüre sah. „Mr. Hennigs kommt auch nicht wieder, der ist ihnen wahrscheinlich entgegen; wo ist denn Mr. Draper?"

„Hier, Sir," antwortete dieser und trat einen Schritt vor, dicht hinter ihm stand der Neger, und die geringste Bewegung hätte ihn dem Friedensrichter verrathen. Die nächste Minute mußte überhaupt das Schiksal des Verfolgten entscheiden.

Da schlugen wiederum die Hunde an, es waren die Jäger, die ebenfalls, wie vor ihnen Hennigs und Pitt, durch den ziemlich begangenen Pfad herbeigelokt, an der Grenze der niedergeworfenen Bäume hielten und das Haus anriefen. — Mr. Pitt wollte in die Thüre treten. Geschah das, so wurde es zu einer Unmöglichkeit, den Neger hinauszulassen, und er war dann rettungslos verloren.

Draußen ließ sich der klagende Ruf einer Eule hören.

„Bester Mr. Pitt!" rief da Lucy plözlich, „dürft' ich Sie wohl einmal bitten, mir den schweren eisernen Topf hier auf die Kohlen zu heben, ich kann ihn wahrlich nicht regieren und unsere Gäste kommen schon."

„O, mit dem größten Vergnügen, mein Fräulein!" rief der bereitwillige Friedensrichter und sprang schnell hinzu, lehnte sich mit dem linken Arme gegen den über den Kamin hinlaufenden Querbalken, und griff mit der Rechten in die von Lucy schnell in den Henkeln des Gefäßes befestigten Topfhaken.

„Sehen Sie, mein Fräulein, das ist gar nicht so schwer, allerdings etwas zu massiv für eine Dame; aber — doch wo wollen Sie ihn denn hin haben? auf die brennenden Scheiter? die müßten wohl erst ein wenig zusammengeschoben werden."

„Ach bitte, bester Mr. Pitt, halten Sie ihn nur zwei Sekunden, die Klöze haben sich verschoben, warten Sie, ich richte sie gleich zurecht."

Lucy rükte mit dem Schüreisen die im Kamin liegenden Brände, und Friedensrichter Pitt hielt indessen, dicht über die Glut gebeugt, den schweren Topf, daß sich ihm das Antlig immer röther färbte und der Schweiß in großen Tropfen auf seine Stirn trat.

Hinter seinem Rüken glitt eine, in einen braunen Ueberrok gehüllte Gestalt, den schwarzen Filz tief in die Augen gedrükt, zur Thür hinaus, strich um die nächste, der entgegengesezten Eke, wo sich die Hunde befanden, und verschwand in der Finsterniß hinter dem Gebäude. Draper folgte ihr hinaus vor die Thüre.

„So, Sir, jezt nur dahin; ah, das ist recht, es ist Ihnen wohl sehr sauer geworden?" sagte mit mitleidigem Tone das schöne Mädchen, und es war ihr in diesem Augenblik, als ob sich eine Zentnerlast von ihrer Brust wälze.

„O bewahre, bewahre," erwiederte der galante Richter und benuzte augenblicklich die nun freigewordenen Hände, sein Taschentuch hervorzuholen und sich die tropfende Stirn damit abzutroknen; „nicht mehr als gern geschehen, das Feuer meint's übrigens gut — blizmäßig heiß. — Wo bleiben denn aber nur die Jäger? Aha, können auch nicht durch die Baumwildniß vor dem Haus, das geschieht ihnen recht, warum reiten sie nicht herum, bis sie einen Eingang finden; habe mir auch meinen Weg suchen müssen."

Draper stand indessen vor der Thüre seiner Wohnung und garrte in die dunkle Nacht hinein, von drüben her schallten die Stimmen seiner Nachbarn, die fluchend und lachend herüberschrieen, daß er ihnen den geheimen Pfad zum warmen Heerde zeigen möchte, und hinter dem Hause raschelte es in den Zweigen und er vernahm leises Flüstern. Schnell schritt er diesem zu. Hennigs stand vor dem Neger, der seine Hand erfaßt hatte und sie trog dem Sträuben des jungen Mannes inbrünstig an die Lippen drükte. Der arme Knabe konnte vor Schluchzen kaum reden und wollte sich immer wieder zu den Füßen seines Retters niederwerfen.

„Unsinn", sagte dieser und schob ihn von sich, „mach' jezt schnell, daß Du fortkommst, sonst wird es zu spät; meine Adresse hast Du, das Pferd schikst Du mir nach St. Louis zurük."

„Euer Pferd?" frug Draper schnell.

„Er kann nicht anders fort!" flüsterte Jener. „Doch nun schnell, sonst wird's beim ewigen Gott zu spät! Kannst Du reiten?"

„Den wildesten Hengst, der je einen Reiter abwarf", lautete die Antwort.

„Desto besser, Du hast's vielleicht nöthig, aber — schone mir das kleine Thier, wenn's irgend geht; es ist ein so gutes Poney, wie eins in den Staaten, und — ein zäges; aber alle Teufel, da kommen die Reiter herum; Pest und Gift, wir haben so lange gezögert, bis sie uns auf dem Kragen sizen. Was nun thun? Willst Du jezt fort, so müssen sie Dir begegnen; der einzige Ausweg hier ist kaum dreißig Schritte breit."

Der Neger stand wenige Sekunden lauschend still, doch das immer näher kommende Galoppiren der Hufe ließ keinen Zweifel mehr übrig; was geschehen sollte, mußte schnell geschehen, und mit kühnem Sprunge schwang sich der Sohn Afrika's in den Sattel, winkte noch einmal mit der Hand und preßte die Flanken des kleinen, ungeduldig stampfenden Poney's. Im nächsten Augenblik überflog es einen vor ihm liegenden umgestürzten Futtertrog und wollte eben in den schmalen Pfad einlenken, der von hier aus allein durch das Gewirr von Aesten und Zweigen führte, als von dorther ein lauter Jubelruf drang und gleich darauf ein in ein helles Jagdhemd gekleideter Reiter erschien.

„Hurrah! hier ist der Weg!" schrie dieser, „kommt an, Hilbert, im Hause ist Licht und da vorn sey' ich auch Gestalten, auf jeden Fall finden wir eine trokene Stube und ein loderndes Feuer; wer zuerst am Kamin ist, bekommt den besten Platz."

Benjamin erkannte mit Entsezen die Stimme seines Herrn, das Blut erstarrte ihm in den Adern, doch hier galt es Entschlossenheit, das Leben stand auf dem Spiele; mit Blizesschnelle glitt er aus dem Sattel, warf sich den Zaum über den Arm und schritt zurük, dem Hause wieder zu.

„Halt da!" schrie der voransprengende Wallis. „Hier Bursche, hörst Du nicht? nimm mein Pferd auch mit, reib es tüchtig ab und gib ihm genug Mais, die Thiere sind alle todmüde; leg' aber auch die Sättel in's Haus."

Und er schwang sich vom Raken seines schnaubenden, schäumenden Rappen, überließ den Zügel dem Schwarzen, ohne diesen weiter eines Blikes zu würdigen und eilte dann mit flüchtigen Sazen der Thüre zu, denn der bis jezt drohenddedekte Himmel fing an in großen Tropfen die Boten eines nahenden Unwetters niederzusenden."

„Gerade zu rechter Zeit, wie abgemessen!" rief er, als er das schüzende Dach über sich sah. „Guten Abend, Ladies und Gentlemen, müssen tausend Mal um Entschuldigung bitten, es kommt aber eine ganze Jagdgesellschaft, die Noth zwingt uns Ihre Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen."

Draußen sprengten die Reiter vor das Haus und hingen die Zäume ihrer Thiere an einzelne Aeste und schwankende Zweige der umhergestreuten Bäume, während sie vergebend nach dem Neger schrieen, die Pferde zu besorgen und zu füttern.

„Gentlemen," sagte Draper, der in diesem Augenblik in die Thüre trat und seine Gäste bewillkommte; „Sie rufen nach einem Neger, ich aber muß sehr bedauern, daß ich keinen habe, deßhalb soll jedoch Ihren Pferden nichts abgehen, ich werde sie selbst besorgen."

„Ich habe doch mein Thier eben einem Neger übergeben!" rief Wallis.

„Das war ich!" lachte Hennigs, der jezt ebenfalls in's Trokene trat; „ich merkte wohl, daß Ihr mich für einen Nigger hieltet."

„O, bitte tausendmal um Vergebung, Sir," sagte der Farmer und trat, ihm die Hand entgegenstrekend, auf ihn zu, „es fing gerade an zu regnen, und ich sah gar nicht ordentlich zu, dachte wahrhaftig, es wäre so ein schwarzer Hallunke gewesen. Seid übrigens froh, Draper, daß Ihr keinen habt, nichts als Sorge und Noth mit den Bestien! Ah, guten Abend, Richter, wie gehts? wohin? zur Betversammlung? das ist recht; es ist ein Glük für ein Land, wenn die, so mit der Polizei desselben beauftragt sind, auch ihren Gott darüber nicht vergessen. Ein frommer Richter ist stets ein gerechter Richter. Ich würde auch mitgehen, aber leider hält mich dieß Mal die Verfolgung eines nichtsnuzigen Buben ab, den ich erst seiner gerechten Strafe übergeben muß."

Der Eintritt der Uebrigen unterbrach hier den Redner, und es war für den Augenblik ein allgemeines Begrüßen, Entschuldigen, Einanderausweichen und Stühlerüken, bis endlich, nach mancher Plazveränderung lebendiger, wie lebloser Gegenstände, eine Anzahl von Personen in dem engen Raume nicht allein untergebracht, sondern auch verhältnißmäßig bequem placirt war, von der sich nur der einen richtigen Begriff machen kann, der einmal selbst in einem solchen Haus gelebt hat und Zeuge gewesen ist, wie in einem Raum von „zwanzig bei zwanzig," das heißt: „zwanzig Fuß lang und zwanzig breit," zwei bis drei Familien mit einer unbestimmten Anzahl von Kindern im Stande sind zu wohnen, zu kochen und zu schlafen.

(Fortsezung folgt.)

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:
Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 37. | Samstag den 13. September. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | 1856.

Die Kolonie Albina in Surinam.

Aus einem Aufsaz der Feuille Officielle von Cayenne geht hervor, daß das in Europa allgemeine Vorurtheil gegen das Klima von Guyana, welches die Ansiedelung europäischer Landarbeiter gänzlich verbiete, wenigstens Ausnahmen zulasse. Eine solche ist die Kolonie des Herrn Kappler auf der holländischen Seite des Maroniflusses. Kappler war früher holländischer Offizier, ist seit eilf Jahren auf dem gleichen Plaze, den er jezt noch inne hat, niedergelassen und bekleidet das Amt eines holländischen Agenten unter den Boßnegern, welche ihn als eine Art militärisches Oberhaupt ansehen. Daneben steht er an der Spize einer Kolonie, bestehend aus einer Anzahl württembergischer Familien, von denen er die ersten selbst mit sich aus Europa hinübergeführt hat. Der Schreiber des fraglichen Aufsazes in der Feuille Officielle von französisch Guyana hat diese Kappler'sche Kolonie Albina im Jahre 1854 selbst besucht und nach seiner Rükkehr dem Gouverneur von Cayenne folgenden Bericht über dieselbe abgestattet, welchen wir aus einem längern Artikel des Süddeutschen Auswanderungsblattes herausnehmen:

„Nachdem ich unser (das französische) Ufer besucht hatte, begab ich mich um 6 Uhr des Morgens in die Niederlassung Albina. Herr Kappler kam mir auf den Wehrder entgegen, wo ich eine große Anzahl numerirter Holzblöke und alle Arten Kaufmannswaaren fand. Zwei lange Stammsägen, unter einem großen Schoppen aufgestellt und von Weißen geführt, waren in voller Thätigkeit.

„Die Niederlassung liegt auf einem Plateau von Sand, mit Thon vermischt, dessen Ausdehnung 5 bis 6 Hektaren ist (à zirka 2¾ Morgen). Sie wird gegen Norden, Westen und Südwest von einem sumpfigen Streifen Landes begrenzt; im Süden und Osten wird sie vom Strome bespült. Die Winde im Allgemeinen, welche dort sehr stark wehen, geben ihr alle zur Gesundheit dienlichen Bedingungen, welche die Sandbänke auf der Seeseite (unter dem Winde) von Cayenne darbieten, wie ich es schon in verschiedenen Berichten angezeigt habe.

„Am Ufer des Flusses sind die Schoppen und die Zimmerpläze. Das Haus des Hrn. Kapplers ist das erste auf der Höhe des Plateaus. Es ist aus Holz gebaut, in dem Style der celles (Hütten, Zellen) von Cayenne, außen und innen mit Oelfarbe gemalt, sehr groß und schließt alle Bequemlichkeiten in sich. Hinter demselben und auf der einen Seite sind die Magazine; auf der andern die cases (so viel als Negerhütten) der Arbeiter. Alle diese Gebäulichkeiten sind aus Holz, mit Schindeln gedekt und außen mit Oel gemalt. Die Cases der Arbeiter sind je für 2 Familien, und es bedarf aller den Deutschen eigenen Reinlichkeit und Ordnung, um erträgliche Wohnungen daraus zu machen. Nur die Familien haben solche Wohnungen; die ledigen Männer, deren bis jezt zwölfe sind, schlafen vorderhand unter dem Dache über den Magazinen. Dem Projekt nach sollten die Cases mit einem kleinen Hofe und einer Küche versehen sein, das Ganze mit einer Pallisade von Wapa umgeben. Diese Arbeit ist nicht beendigt. Die Magazine, welche die Provisionen enthalten, welche Hr. Kappler von Europa erhält, sowohl für die Verproviantirung der Kolonisten als die Waaren zum Tauschhandel, sind von sehr großem Umfange, wohl gebaut und mit Oelfarbe gemalt, sowie die andern Gebäude. Ein großer Schoppen, von zwei Seiten geschlossen und nahe der Küche aufgerichtet, dient als Speisezimmer. Alles dieses wird in größter Reinlichkeit gehalten.

„Hr. Kappler bot sich mit der größten Bereitwilligkeit an, mir seine Einrichtungen ganz im Einzelnen zu zeigen, gab mir alle Aufschlüsse und Nachweisungen, die ich zu wünschen schien und hat mir sogar seine Rechnungszustände vor Augen gelegt. Die Arbeiter waren noch bei ihren Arbeiten, von wo sie erst um 11 Uhr zurükkommen. Bis zu ihrer Rükkehr öffnete mir Hr. Kappler seine Magazine, deren Reinlichkeit und Vorräthe ich bewunderte. Seine Waaren sind alle von guter Qualität. Einige Augenblike darauf sah ich die Männer und Weiber von der Arbeit zurükkommen. Obwohl ich schon einen vorläufigen Eindruk von Hrn. Melinon erhielt, der sie einige Monate früher besucht und mir von dem so befriedigenden Gesundheitszustand von Albina gesprochen hatte, war ich dennoch überrascht über das gesunde Aussehen dieser Bevölkerung. Alle haben frische und blühende Gesichter wie in Europa. Die Männer tragen keinen Hut, sie haben den Kopf mit einer kleinen Leinwand- oder Sammtkappe bedekt, und die Weiber tragen größtentheils ein kleines Kopftuch à la kanchon, um ihre Haare zusammenzuhalten. Hr. Kappler versicherte mich vor den Arbeitern, daß seit 13 Monaten, mit Ausnahme eines Verwundeten und einiger mit Geschwüren behafteter Personen, es keinen Kranken in der Niederlassung gegeben habe. Diese Kolonisten, dreiundvierzig an der Zahl, datiren sich nicht alle von derselben Zeit her.*) Einundzwanzig sind am Maroni seit dem 20. Juni 1853 und die andern seit dem Monat April 1854; indessen war es mir unmöglich, in Bezug auf gesundes Aussehen zwischen dem ersten und zweiten Zuzuge einen Unterschied zu machen. Die Register des Hrn. Kappler, wie schon gesagt, ganz regelmäßig gehalten, geben Zeugniß von den ununterbrochenen Tagesarbeiten der Arbeiter.

„Ich habe die ganze kleine Kolonie ihr Mittagsmahl einnehmen gesehen. Es bestand aus gekochtem Reis mit gesalzenem Ochsenfleisch; dieß in reichlichem Maße. Alle schienen zufrieden. Bis jezt haben sie noch sehr wenig Gebrauch vom Couac, von der Cassave (Mehl und Brod von der Mandiocwurzel) und selbst von Fischen gemacht, welche sie nicht sehr lieben. Sie essen gerne Seeschildkröten und ziehen des Morgens bei ihrem Kaffee Schildkröteneier, von denen ich mehrere Kisten voll im Magazine sah, dem Käse vor. Sie verzehren viele Bananen, Orangen, und besonders Ananas, welche Hr. Kappler ihnen zuläßt, so viel sie wollen. In dem gegenwärtigen Zustande kommt eine Nation der Kolonie täglich auf 1 Fr. 30 Cent. zu stehen. Hr. Kappler kauft den Wein in den Magazinen von Mana. Das Brod wird aus Roggenmehl gemacht, welches sie vorziehen. Das Waizenmehl dient ihnen nur zum Baken von Kuchen und anderem Bakwerk, wovon sie viel verspeisen.

„Der Landbau besteht bis jezt nur erst in anderthalb Hektaren (4 Morgen), bepflanzt mit Maudioc, Bananen, Gemüse. Ein Reisfeld ist in einem sumpfigen Erdreich, leewärts (unter dem Winde) angelegt worden. Auch eine Pflanzung von Cocosbäumen ist zum Behuf der Oelbereitung gesezt worden. Ueberdieß ist das Plateau, auf welchem die Hütten sind, in Alleen ausgelegt, welche als Einfassung 15,000 Fuß Ananas enthalten, sowie einige andere Fruchtbäume, Mangobäume, Orangen u. a.

„Die Unternehmung des Hrn. Kappler hat zum Zwek die Ausbeutung der Hölzer des Maroni durch Europäer aus Württemberg; sie läßt nur Weiße zur Arbeit zu; die alten Negerdienstboten des Hrn. Kappler sind nach Surinam zurükgeschikt worden. Er duldet von Farbigen nur Indianer bei sich und die Boß, welche ihm Holz zuführen. — Die Hauptbedingungen zwischen den Kolonisten und der Gesellschaft sind folgende: Die Arbeiter machen sich auf drei Jahre verbindlich: sie und ihre Familien werden auf Kosten der Kolonie nach Amsterdam und von da zu ihrem Wohnplaze an den Maroni geführt und auf gleiche Weise wieder zurük in ihr Vaterland. Diese Auslage hat zwischen 160 bis 240 Franken gewechselt, je nach den Jahreszeiten und dem Aufenthalte an dem Einschiffungshafen. Die Angeworbenen werden in der ersten Zeit mit europäischen Nahrungsmitteln und in der Folge mit den Erzeugnissen des Landes genährt, sie sollen aber immer Roggenbrod und 20 Centiliter Wein haben (⅔ Schoppen). Sie werden zu allen Feldarbeiten und zum Holzmachen verwendet. Die Aufgabe für die Männer ist täglich 20 Kubikfuß beschlagenes (équarri) Holz und 75 holländische Fuß Sägholz in Brettern. Wenn sie nicht an ihrer Tagesarbeit sind, so ist die tägliche Zeit der Arbeiter 11 Stunden. Der Lohn der Arbeiter ist 1 Gulden des Tags. Die Weiber und Kinder sind zu sechs Stunden Feldarbeit verpflichtet; ihr Lohn ist 30 Cent. Die Weiber müssen ohnedem, der Reihe nach abwechselnd, die Küche besorgen, das Weißzeug waschen u. s. w. Die Kinder werden gebraucht, sobald sie in gehörigem Alter sind.

„Hr. Kappler rechnet, daß jeder Kolonist jährlich von der Gesellschaft 550 Fr. erhält, den Tagelohn nicht mit inbegriffen, welchen man auf eine gleiche Summe anschlagen kann. Das jährliche Arbeitserzeugniß schäzt er auf 15 bis 20,000 Kubikfuß Sägeholz oder anderes. Er denkt, daß er, ohne die gegenwärtige Theurung der

*) Seit jener Zeit hat sich die Kolonie um mehrere deutsche Familien vermehrt, in Allem 80 Personen, mit Inbegriff der Kinder.

Lebensmittel, noch einen Gewinnst dabei finden würde, und bei allen Klagen, die er hören läßt, spricht er von weiteren Projekten und von Vergrößerung der Anstalt. Die niederländische Regierung hat der Gesellschaft ein für alle Mal 10,000 Metres Land (60,000 Fuß) Frontlänge gegen den Strom bei einer gleichen Tiefe verwilligt, nebst Privilegium auf fünf Jahre, auf allen Punkten des Maroni Holz zu fällen oder sonst auszubeuten. Aber Kappler, welcher immer auf die Hölzer gerechnet hatte, welche die Boß seit langer Zeit auf beiden Seiten des Stromes und besonders auf der unserigen (französischen) für Rechnung der holländischen Ausbeuter fällen, findet sich neuerdings sehr beengt durch die Nähe unserer Niederlassungen.

„Die Unternehmung von Albina kann auf den ersten Blik als gewagt und schwer ausführbar erscheinen. Die Bedingungen sind lästig, das ist wahr; wenn es aber Hrn. Kappler gelingt, wie er hofft, behauene Hölzer nach Holland anzubringen, um zu Querriegeln bei den Eisenbahnen verwendet zu werden, so werden ihn die guten Preise dieser Hölzer, wegen ihrer großen Dauerhaftigkeit (wie z. B. des Wacapouholzes und des setten Wapa), in hohem Maße entschädigen. Der Erfolg hängt also einzig von dem Preise der dem Handel übergebenen Hölzer ab. Was aber nach meiner Meinung dieser Niederlassung schaden könnte, ist die einsame Lage dieser Bevölkerung und die Unbequemlichkeit, dieselbe auf zu vielen Unverheiratheten zusammengesezt zu sehen, welchen bald die Zeit lange wird und die nur bleiben werden, wenn die Kolonie sich so vermehrt, daß sie ein großes Dorf bildet. Jedenfalls aber, wenn die Kolonie, industriell zu sprechen, nicht reussiren sollte, so bleibt so viel gewiß, daß bis jezt diese europäische Bevölkerung, wovon die Hälfte schon seit dreizehn Monaten an dem Maroni ist und die andere seit vier Monaten, einen solchen Gesundheitszustand bewahrt hat, daß Hr. Kappler mir sagte, es sei aus seiner Apotheke nichts als Diachylonpflaster abgegeben worden. Und dennoch arbeitet diese Bevölkerung ununterbrochen und hat zum Ausruhen nur die Essenzeit und den Abend. Ich gebe hier nur Das an, was ich gesehen habe. Wenn die Gesundheit der Kolonisten bis jezt vollkommen ist, so verhehle ich mir nicht, daß bei der später nothwendigen Urbarmachung von ganz jungfräulichem Grunde in weniger freigelegenen Stellen sich Krankheitsfälle zeigen werden, welche einsichtsvollere Pflege heischen, als Hr. Kappler, trotz seiner Erfahrung, zu geben im Stande ist. Der Mangel an einem Arzt ist also eine um so geringere Bürgschaft für diese Ansiedlung. Zwar ist in dem Vertrage festgestellt, daß im Falle einer ernstlichen Krankheit die Arbeiter nach Paramaribo gebracht werden sollen, aber die Ueberfahrt zur See erfordert 24 bis 36 Stunden und der Weg durch das Innere 5 bis 6 Tage, und es können Fälle vorkommen, wo der Kranke unmöglich einen solchen Transport aushalten kann. Ich bewundere daher Hrn. Kapplers Zuversicht, aber ich finde sie etwas zu weit getrieben. Uebrigens steht Hr. Kappler dieser Anstalt mit großer Einsicht vor und leitet sie besonders mit vollkommener Ordnung. Mit einem einzigen Blike kann man sich über die Register der täglichen Arbeit eines jeden Individuums, über die gesezten Ausgaben für Nahrung u. s. w. in's Klare sezen. Die laufenden Rechnungen der Anstalt werden doppelt geführt in einem Register und in einem Büchlein. Bei einigen der ersten Kolonisten belaufen sich die Ersparnisse auf mehr als 200 Franken. Im Allgemeinen geben sie nur 6 bis 10 Franken des Monats aus in dem Magazin der Anstalt, wo ihnen Alles um den Ankaufspreis abgelassen wird.

„Man kann, wie mir däucht, aus dem Beispiele, welches gegenwärtig die kleine Kolonie Kapplers darbietet, Folgendes ableiten: Auf den Sandbänken der Meeresgestade und des untern Theiles der Ströme, wo die Seeluft sich mit Kraft fühlbar macht, wie in dem ganzen Theile des Landes unter dem Winde von Kourou an, findet man, wie ich es schon in meinen früheren Berichten bemerkt habe, alle Bedingungen der Gesundheit. Hievon sind der Fleken Mana und die kleine Kolonie Maroni ein Beweis.

„Vielleicht würde sich die Kolonie nicht erhalten, wenn sie immer in denselben Umständen bleiben sollte. Wenn sie sich aber vergrößerte, wenn der Anbau der Nahrungsstoffe, welcher bis jezt erst anderthalb Hektaren umfaßt, sich allmälig ausdehnte und wenn es gestattet wäre, diese von Natur mäßige Bevölkerung mit einheimischen Erzeugnissen zu nähren, würde sie noch Hoffnung auf Erfolg haben. Was Hrn. Kappler am meisten belästigen wird und was ihn vielleicht entmuthigen könnte, wäre wohl Das, daß es ihm künftig nicht mehr gestattet sein wird, auf dem rechten Ufer Holz zu fällen, wie er es seither ohne Einschränkung gethan hat und besonders, daß er möglicherweise zusehen müßte, wie sein Tauschhandel in die Hände der Franzosen übergehen könnte.

„Seit den anderthalb Jahren, ich Albina besuchte, bin ich über die Lage dieser kleinen Kolonie im Laufenden erhalten worden. Der Gesundheitszustand war fortwährend befriedigend; es haben acht Geburten und nur ein Todesfall stattgefunden. Der Kolonist, welcher unterlag, war ein bejahrter Familienvater, mit der Schwindsucht schon vor seinem Abgange von Europa behaftet. Der merkwürdigste Umstand ist der, daß man bei diesen Europäern noch nicht die geringste Abnahme der Kräfte wahrnimmt. Weiber und Männer behalten ihre Stärke und Frische. Dieses Freibleiben von allen krankhaften Einwirkungen ist übrigens auch den Bewohnern des Flekens Mana gemein, der sich unter denselben Bedingungen der Lage findet, das heißt auf einer Sandbank und den frischen Seebrisen ausgesezt. Die sumpfigen und angebauten Ländereien befinden sich unter dem Winde der Ansiedlung, ihre miasmatischen Dünste werden gegen das Innere hingetrieben. Je höher hinauf an dem Strom man vorrüken würde, um so weniger würden die Umstände dieselben bleiben, wenn nicht anders ein großer Theil der Bäume, welche die Brise aufhalten könnten, gefällt und die Ländereien angebaut würden, ohne irgend unbebaute und überschwemmte Zwischenräume zu lassen.

„Die Kolonie von Albina hat sich seit dem lezten Jahre um mehrere Familien vergrößert, welche unter weit weniger lästigen Bedingungen für die Gesellschaft angeworben wurden; andererseits aber haben sich einige ledige Arbeiter entfernt, um nach Surinam zu ziehen, in Folge von Streitigkeiten der Interessen.

„Wenn demnach, wie schon gesagt, diese Kolonie in Rükksicht auf Gesundheitszustände gedeiht, was bis jezt wirklich der Fall ist, so ist zu befürchten, daß sie sich unter den belästigenden Bedingungen, in die sie gestellt ist, nicht wird aufrecht erhalten können. Hr. Kappler hält sich bis jezt durch den Holzhandel, den er mit den Boß führt; wenn aber die lezteren, welche bis jezt die Franzosen als ihre Feinde angesehen hatten, Verbindungen mit uns anknüpfen; wenn unsere Niederlassungen einen kräftigen Aufschwung nähmen und wenn, trotz der Entfernung von 45 Lieues, welche den Maroni von Cayenne trennen, das dortige Gouvernement die Mittel finden könnte, zu verhindern, daß die auf unserm Ufer gefällten Hölzer anderswohin als nach unsern Niederlassungen gebracht würden,*) dürfte die Albina sehr unter dieser Lage der Dinge leiden. Ich verzweifle jedoch nicht daran, daß es Hrn. Kappler, mit der Einsicht, dem Ordnungsgeiste und der Ausdauer, die ich in ihm habe kennen lernen, nicht noch gelingen werde, an dem Strome eine europäische Bevölkerung anzusiedeln, die sich auf die Kultur von Kolonialwaaren legen könnte. Die Niederlassung Albina würde alsdann eine allgemeine Werkstätt werden, wo die Erzeugnisse jedes Einzelnen ausgearbeitet würden."

*) Das holländische Ufer ist auch sehr reich an Holz; aber die Ausbeutung gegen das Innere hin ist sehr schwierig, weil die Creeks oder Wasserströme dort sehr selten sind.

Warnung!!

(Aus der Allgemeinen Auswanderungs-Zeitung.)

Eben erhalte ich eine Nummer der Steamer-Ausgabe des von Dr. Löhr aus Worms redigirten „California Demokrat", worin vor einer Unternehmung, deutsche Einwanderer anzuloken, dringend gewarnt wird. Es heißt, daß eine Anzahl Grundeigenthümer 80,000 Akres Land zu billigen Preisen ablassen wollten; aber die Sache werde geheim gehalten und **das sei ein schlimmes Zeichen; man müsse der Schwindelei auf der Huth sein!** Der „California Demokrat" sagt zur Beherzigung: „Die deutsche Presse im Allgemeinen kennt die traurigen Erfahrungen, die mit solchen Kompagnie-Einwanderungen gemacht wurden; sie hat sie einstimmig stets als Schwindelunternehmungen einzelner Landspekulanten denunzirt, und dieselben haben bereits so viel Elend über die Einwanderung gebracht, daß wir nie geglaubt hätten, daß Unternehmungen der Art wieder auftauchen würden."

Alle, von Wohlgesinnten herausgegebenen Blätter Deutschlands sollten sich die Verbreitung dieser Warnung zur Aufgabe machen, damit Leichtzubethörende nicht in's Elend und in den Tod verlokt werden. Denn wenn ein deutsches Blatt in Amerika auf solche Weise warnt, so ist sicher arge Gefahr vorhanden, weil es im nächsten Interesse solcher Blätter ligt, die deutsche Einwanderung so viel als irgend möglich zu fördern.

Man kann den wahren Stand der Dinge in Kalifornien leicht errathen! **Es fehlt an Bevölkerung, die nicht bloß Gold suchen will,** sondern von welcher der Boden bearbeitet wird und die der Grundbesizer indirekt zinspflichtig machen kann. Der Versuch mit den Chinesen ist insofern mißglükt, als sich dieselben den Yankees an Verschmiztheit und Abgerichtenheit gewachsen zeigten. Mit Deutschen ist besser umzuspringen, wenn man sie erst in Händen hat! Also vorgesehen, ihr Landsleute in Deutschland!

New-York, Mitte August 1856.

E. Pelz.

Verschiedenes.

Deutschland. Die Regierungen mehrerer mitteldeutschen Staaten empfehlen offiziell ein Büchlein von Hermann Jäger in Eisenach, die „Angelroder Dorfgeschichten", welches gegen die unmotivirten Auswanderungen nach Amerika, besonders des deutschen Bauernstandes, gerichtet ist.

Frankreich. (Korrespondenz des Schw. Merkurs.) Havre, den 5. September. Der Andrang der Auswanderer nimmt seit einigen Tagen außerordentlich zu, und die Emigrantenhäuser sind im vollen Sinne des Wortes überfüllt. Traurig ist es oft, anzusehen, wie die armen Einwanderer, trotz den verbesserten Gesezen, hinsichtlich der Behandlung der Emigranten, schon in Deutschland an die hiesigen Wirthe verkauft sind, die sie dann wie in Ställen logiren, und es ist nicht genug zu verwundern, daß in dem Schmuz nicht mehr Krankheiten ausbrechen, besonders da zu dem hiesigen Schmuz auch noch sehr unsaubere Subjekte einkehren, die ihre Wohnungen gleich einem Stalle betrachten. Daß es hier auch deutsche Wirthe gibt, die auf Reinlichkeit und gute Behandlung der Auswanderer sehen, ist nicht zu leugnen, doch ihre Zahl ist sehr, sehr klein, und meistens werden diesen von den Runners wie in New-York die Leute weggeschnappt, indem man sie auf alle mögliche Weise zu verleumden sucht. Die Dampfschifffahrt von hier nach Amerika ist sehr eingeschränkt, indem einige Kompagnieen ihre Schiffe eingezogen, da man sie nicht durch Frachtaufgabe unterstüzte und sie ihre Unkosten durch Passagiere nicht gedekt finden. Das einzige Dampfschiff, das jezt im Hafen ligt, ist der Arago, welcher vorgestern hier ankam, am 24. d. Mts. wieder abgehen wird, und worauf die Plaze schon alle genommen sind. Viele Personen, welche per Dampfschiff nach Amerika wollen, müssen daher nach Liverpool eilen, und sich dort auch in Zeiten mit Reisebillets versehen, oder die Route über Hamburg oder Bremen nehmen, wo jedoch die Gelegenheiten seltener sind als in Liverpool. Zu nächster Woche werden drei Schiffe mit ungefähr 800 deutschen Auswanderern von hier abgehen, um sich nach dem unruhigen Amerika zu begeben; die meisten dieser Auswanderer sind junge und sehr wohlaussehende Leute, die größere Zahl junge Mädchen, die voller Hoffnung (?) den Boden der alten Welt verlassen.

Holland. Amsterdam, den 4. September. Mit der am 31. August von Rotterdam mit einer bedeutenden Anzahl Knaben und Mädchen nach dem Kap der guten Hoffnung abgegangenen holländischen Bark Zalt-Bommel hat die berühmte deutsche Weltumseglerin Frau Ida Pfeiffer ihre abermalige Reise nach Java angetreten. (A. Z.)

Großbritannien. (Schiffbruch.) Das Auswandererschiff „Ozean Home" ist auf der Höhe des Kaps Lizard mit einem andern zusammengestoßen und untergegangen. Von 105 auf dem Schiffe befindlichen Personen gingen 85 zu Grunde; 20: 10 Passagiere und 10 Matrosen wurden durch ein Lootsenboot gerettet.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Der Kongreß hat sich am 18. August unter tumultuarischem Widerspruch der Demokraten vertagt, ohne das Armeebüdget verwilligt zu haben, worauf der Präsident Pierce sofort unter Hinweisung auf die Grenzkriege mit den Indianern und „die anderwärts bedrohte Ruhe", eine außerordentliche Sizung auf den 21. August berufen hat. Die südlichen Mitglieder sind mit der Maßregel sehr unzufrieden, und man bezweifelt, ob am 21. eine beschlußfähige Anzahl zur Stelle sein wird.

— Wieder haben sich zwei Mitglieder des Repräsentantenhauses geprügelt. Der Eine ist Mac-Mullen aus Virginien, der Andere Granger aus New-York.

— Das Kongreßmitglied Herbert, welches bekanntlich im Jähzorne einen Kellner erschoß, ist von der Jury gänzlich freigesprochen worden, und das Verdikt lautet nicht einmal auf Todtschlag, und doch ist der arme Kellner todt.

— (Die diesjährige muthmaßliche Getreideausfuhr.) Da nach ungefähren Schäzungen der diesjährigen Weizenernte der Ertrag um 20 bis 28 % größer sein wird als voriges Jahr, so werden mit Hinzurechnung der nicht unbedeutenden alten Vorräthe und nach Abrechnung des eigenen Bedarfs, so wie des zur Aussaat erforderlichen Quantums, gering angeschlagen zirka 75 bis 80,000,000 Bushel zur Ausfuhr übrig bleiben, zum niedrigsten Preis ein Werth

in Händen hat! Also
Deutschland!
t 1856.
E. Pelz.

—

rdenes.

ierungen mehrerer mittel-
offiziell ein Büchlein von
die „Angelroder Dorfge-
unmotivirten Auswande-
rs des deutschen Bauern-

pondenz des Schw.
September. Der Andrang
einigen Tagen außerordent-
Häuser sind im vollen Sinne
rig ist es oft, anzusehen,
troz den verbesserten Ge-
ung der Emigranten, schon
n Wirthe verkauft sind, die
hen, und es ist nicht genug
Schmuz nicht mehr Krank-
a zu dem hiesigen Schmuz
bjekte einkehren, die ihre
le betrachten. Daß es hier
auf Reinlichkeit und gute
sehen, ist nicht zu leugnen,
lein, und meistens werden
in New-York die Leute
e auf alle mögliche Weise
Dampfschifffahrt von hier
ränkt, indem einige Kom-
en, da man sie nicht durch
sie ihre Unkosten durch
Das einzige Dampfschiff,
er Arago, welcher vorge-
Mts. wieder abgehen wird,
alle genommen sind. Viele
schiff nach Amerika wollen,
eilen, und sich dort auch in
n, oder die Route über
en, wo jedoch die Gelegen-
erpool. In nächster Woche
fähr 800 deutschen Aus-
im sich nach dem unruhigen
eisten dieser Auswanderer
chende Leute, die größere
r Hoffnung (?) den Boden

n 4. September. Mit der
m mit einer bedeutenden
nach dem Kap der guten
ndischen Bark Zalt-Bom-
sche Weltumseglerin Frau
Reise nach Java angetre-
(A. Z.)
iffbruch.) Das Aus-
ist auf der Höhe des Kaps
mmengestoßen und unterge-
Schiffe befindlichen Personen
0 Passagiere und 10 Ma-
enboot gerettet.
nigte Staaten. Der Kon-
ust unter tumultuarischem
vertagt, ohne das Armee-
worauf der Präsident Pierce
die Grenzkriege mit den
ärts bedrohte Ruhe", eine
den 21. August berufen
r sind mit der Maßregel
ezweifelt, ob am 21. eine
le sein wird.
wei Mitglieder des Reprä-
Der Eine ist Mac-Mullen
ranger aus New-York.
Herbert, welches bekannt-
er erschoß, ist von der Jury
, und das Verdikt lautet
und doch ist der arme Kell-
rige muthmaßliche
da nach ungefähren Schä-
enernte der Ertrag um 20
s voriges Jahr, so wer-
nicht unbedeutenden alten
ung des eigenen Bedarfs,
rderlichen Quantums, ge-
s 80,000,000 Bushel zur
iedrigsten Preis ein Werth

von 500 Millionen Franken. Die Maisernte wird der vorjährigen nicht nachstehen und Roggen ist ebenfalls mehr als je zuvor gebaut.

— (Gefahr für das Getreide.) Verschiedene amerikanische Zeitungen berichten, daß der „Kornwurm" und die „hessische Fliege" dem Weizen bedeutend geschadet haben, besonders am Ontariosee herum. Es ist zu befürchten, dieser bekannte Weizenfeind werde sich weiter und in Zukunft auch in den westlichen Gegenden verbreiten. Schuzmittel sind schon viele angegeben worden, aber, wie es scheint, hat noch keines mit Erfolg gewirkt.

— New-York. (Sozialistendemonstration.) Zu New-York haben die revolutionären Arbeiter (und Nichtarbeiter) getagt und sich verpflichtet, beim ersten Zeichen einer demokratischen oder sozialistischen Revolution nach Europa abzureisen. Da können sie noch eine Weile warten.

— Pennsylvanien. (Die Rapp'sche Kolonie.) Der „Pittsburger Despatch" enthält eine Korrespondenz aus Economy, Raven County, Pennsylvanien, vom Juli, in welcher das allmählige Absterben und Eingehen der einst so blühenden Kolonie beschrieben ist. „Die Gemeinde", heißt es in dem Briefe, „oder Gesellschaft zählte einst 800 Seelen; sie hat jezt weniger als 300. Von einem Drittel bis zur Hälfte der Häuser stehen leer. Nette, bequeme Gebäude, sowohl baksteinerne, wie Holzhäuser, sind stumm wie das Grab! Der Korrespondent gibt über die Kolonie einige interessante Mittheilungen, denen wir folgendes Wesentliche entnehmen: Die Gesellschaft ließ sich zuerst 1805 in Old-Harmony, Buttler-County, nieder, da sie sich aber dort zu entfernt von den Wasserstraßen und Märkten befand, so siedelte sie zehn Jahre später nach New-Harmony am Wabash in Indiana über. Hier starben Viele in Folge des ungesunden Klimas und sie zogen daher 1824 bis 1825 nach ihrem gegenwärtigen Wohnsiz. Der geliebte Führer der Gesellschaft, Georg Rapp, von Deutschland, war auf ihren Wanderungen stets an ihrer Spize und predigte sein Evangelium mehr als 50 Jahre. Er starb 1847 neunzig Jahre alt. Sein Adoptiv-Sohn Friedrich war schon vor ihm gestorben. Er ligt in dem gemeinschaftlichen Grabe, ohne daß auch nur ein Hügel den Flek genauer bezeichnete, wo er ligt. Die Führerschaft ging nach seinem Tode auf B. L. Baker über, einen höchst achtungswerthen und intelligenten Mann, der neuerdings durch den Schazmeister Herrn Henici, dem unser Gewährsmann gleichfalls alles Lob zollt, in Erfüllung seiner Amtspflichten als Priester unterstüzt wird. Es herrscht in der Gesellschaft vollständige Gleichheit in jeder Beziehung. Alle sind Grundeigenthümer mit gleichem Rechte und Rang. Der Koch des Hotels, der vor dreißig Jahren schon diesen Posten bekleidete, der Schneider, Barbier ꝛc. sind alle gleichmäßig angesehen. Die Leute sind alle gefällig und gut ohne alle Strenge, ausgenommen des Sonntags, wo sie als mächtige Gottesverehrer erscheinen. Der Berichterstatter erzählt über den Gottesdienst, daß Baker unter Assistenz von zwei älteren Männern denselben leitet. Der Ritus entspricht ziemlich dem der lutherischen Kirche. Die Musik wird von zwei Piano's gebildet. Alle tragen dieselbe Kleidung von blauer Farbe, und nur verschieden durch den Schnitt nach den Geschlechtern. Unter den Andächtigen waren nur wenige junge Leute, aber viele bejahrte. Viele von den früheren 800 verließen die Gesellschaft, viele starben. Ihre frühere Seidenmanufaktur wird nur als Winterarbeit betrieben. Sie sind sogar genöthigt, Lohnarbeiter zur Einbringung der Ernte anzunehmen und müssen das Land, was sie kultiviren, verkleinern. Ihr einstiges Museum existirt nicht mehr, ihre Musikbanden haben aufgehört. Ihre Viehzucht ist dagegen noch in Blüthe, sie haben 50 der schönsten Milchkühe und Herr Baker kaufte unlängst zur Verbesserung des Schlages einen Bullen für 500 Dollars. Ihr Federvieh besteht aus Tausenden der besten Arten Sanghais und anderer Hühner. Für ihre Feldarbeit haben sie etwa 50 Pferde. Sie haben 5000 Aker Land und der Werth ihres ganzen Besizthums mit Häusern ꝛc. wird auf 2 Millionen Dollars geschäzt. Sie haben unter sich Arbeiter und Handwerker von außerordentlicher Geschiklichkeit. Für arme Reisende haben sie eine besondere Herberge angelegt, in der jeder derselben gratis Nachtlager und Essen bekommen kann. Sie brauen Bier, bauen und pressen Wein, bereiten sogar Whiskey und sind keine Temperenzler, aber Trunkenheit ist unter ihnen ganz unbekannt. Der Gebrauch des Tabaks ist bei ihnen nicht üblich. Im Ganzen leben die Leute in der Kolonie zufrieden, glüklich und rechtschaffen.

— Virginien. Die in Wheeling erscheinende „Staats-Zeitung" schreibt vom 16. August: Es sind gegenwärtig mehrere Familien neueingewanderter Deutschen hier, die auf die schmählichste Weise von den Emigrations-Kommissären des Castle Gardens in New-York betrogen worden. Dieselben sind alle im Besize von Durch-Tikets, theilweise nach Cincinnati, Louisville, St. Louis ꝛc., welche „per Dampfboot" lauten. Da aber der Fluß gegenwärtig hier, wie in den meisten Jahren um diese Zeit, nicht schiffbar ist, so laden die herzlosen Kapitäne die Leute nur an's Ufer, unbekümmert um deren weiteres Schiksal. Die meisten der so Ausgesezten haben in New-York für die ganze Passage bezahlt, viele sind ohne Mittel, die Passage bis zu ihren Angehörigen weiter zu bezahlen, und so sizen sie hier in der größten Noth. Wir möchten die Presse bitten, die Eingewanderten darauf aufmerksam zu machen, daß sie während der Monate Juni, Juli und August keine Passage-Kontrakte per Dampfboot machen, denn während diesen drei Monaten ist der Ohio gewöhnlich unfahrbar.

— Louisiana. In Folge der Ungewitter im Süden war New-Orleans überschwemmt und den Ernten großer Schaden geschehen. In Last Island sollen in Folgen dessen 200, auf Insel Grand-Caillou, einem beliebten Seebadort, 300 Personen umgekommen sein. Der Dampfer Nautilus litt Schiffbruch und ging mit Mann und Maus zu Grund.

— (Wieder ein Diker.) Der „Vielfraß" ist der Titel einer neuen Zeitschrift, die sich mit Gastronomie und allen dahin einschlagenden Zweigen beschäftigen wird. Treu ihrer Tendenz, zahlt man daher auch das Abonnement nicht in baarem Gelde, sondern in Lebensmitteln. Das Abonnement beträgt für ein Jahr ein junges Kalb, für sechs Monate ein halbes Kalb, für drei Monate einen Schöps, für einen Monat einen Truthahn. Inserate oder einzelne Blätter werden mit einem Huhn, einer Ente, einem Duzend Eier oder mit andern Produkten bezahlt.

— Jowa. Das Wachsthum der Stadt Dubuque ist ungeheuer, und binnen einer kleinen Anzahl von Jahren wird sie wohl eine der größten Städte des Westens werden. Vor drei Jahren hatte Dubuque 5000 Einwohner, jezt zählt es 16,000. In diesem Sommer werden nicht weniger als 1600 Häuser gebaut. Eine große Menge neuer Kaufladen werden angelegt, ein großes Theater gebaut; die Oddfellows errichten sich eine ausgezeichnete Halle, und drei neue Kirchen sind im Baue begriffen. Dubuque ist der Ausgangspunkt der Zentral-Illinois-Eisenbahn, der Dubuque-Pacific-Eisenbahn, der Milwaukie-Mississippi-Eisenbahn und der Chicago-Galena-Eisenbahn. Täglich fahren zwei Dämpfer nach St. Paul und wöchentlich drei Dämpfer nach Winona.

— Kalifornien. (Coroners Industrie.) Die Coroners, Leichenbeschauer, in San Francisco beziehen nicht einen festgesezten Gehalt, sondern werden vom Stük bezahlt. Um nun möglichst viele Leichen besichtigen zu können und ihr Einkommen so zu erhöhen, werfen sie schon besichtigte und begutachtete Leichname wieder in's Wasser oder sezen sie sonst aus und lassen sich dieselben abermals vorlegen und dieß so lange, als sie überhaupt zusammenhalten.

— (Statistisches.) The annals of San Francisco, by Frank Soulé John H. Gibon and James Nisbet, New-York 1855, gibt interessante Daten über die Entwiklung Kaliforniens. Nach dem Zensus von 1852 betrug die Gesammtbevölkerung Kaliforniens 254,435 Seelen. Bis zum Jahr 1854 hatte sich dieselbe bis auf 326,000 Seelen vermehrt und bestand aus 204,000 Amerikanern, 30,000 Deutschen, 28,000 Franzosen, 5000 andern Europäern, 20,000 amerikanischen Spaniern, 17,000 Chinesen, 20,000 Indianern, 2000 Negern. Von diesen arbeiten etwa 100,000 in den Goldminen, während der Rest in den Städten vertheilt ist. San Francisco hatte um die Mitte 1846 gegen 200 Einwohner, 1847 459, Ende 1853 50,000 Seelen, darunter aber nur 8000 Frauen und 3000 Kinder. Seit dem Brande von 1853 hat San Francisco 250 Straßen und Spaziergänge, 18 Kirchen, 10 öffentliche Schulen mit 21 Lehrern mit 1250 Schülern, 2 Hospitäler, 5 amerikanische, 1 deutsches, 1 spanisches. 1 französisches und 1 chinesisches Theater, 160 Gasthöfe, 66 Speisewirthschaften, 20 Bäder, 63 Bäkereien ꝛc. Zwölf Zeitungen, unter diesen auch ein chinesisches Blatt. Die Stadt besizt 18 See- und 23 Flußdampfschiffe.

— Kansas. Drei- bis vierhundert Kansas-Emigranten brachen am 4. August von Nebraska-City nach Topeka auf. Von lezterem Orte gingen ihnen etwa hundert junge Männer entgegen, um sie vor Angriffen der Missourier zu schüzen, die ihnen dreihundert an der Zahl auflauerten.

— (Der Bürgerkrieg.) Die Stadt Franklin ist von den Freibodenmännern unter Blutvergießen in Besiz genommen und zum Theil verbrannt, am folgenden Tag aber von 100 Mann Regierungstruppen besezt worden.

— Kanada. In Westkanada hat sich eine revolutionäre Partei gebildet, die mehrfache Verfassungsänderungen verlangt und für den Fall des Nichtentsprechens mit Anschluß an die Vereinigten Staaten droht. Bis jezt glaubte man, Kanada sei mit seiner freien Verfassung zufrieden und habe nicht die mindeste Lust, das tolle politische Treiben der Vereinigten Staaten mitzumachen.

Mexiko. (Neue Bestätigung öfterer Warnungen.) Der Präsident Comonfort hat beschlossen, auf der Straße von Veracruz nach Jalapa drei Kolonien zu gründen, von denen jeder 11,000 Aker vorzüglichen Landes angewiesen werden sollen. Vermuthlich im Hinblike auf diesen Plan der Regierung ruft ein wakerer Schweizer in einer Korrespondenz von Mexiko den 5. August 1856, seinen Landsleuten daheim zu: „allen Lokungen zu Werbungen und Militärkolonieen für Mexiko das Ohr zu verschließen", indem er die Lage des Landes wie folgt schildert: „Unzufriedenheit und Gährung, hervorgerufen und genährt von der durch gewisse Verordnungen in ihren höchsten Interessen verlezten hohen Geistlichkeit. Neue Verlegenheiten durch eben angekommene dringende Reklamationen Englands. Der Zustand des Landes ist keineswegs tröstlich. Steigen der Lebensmittel in Folge der nicht gehörig eingetretenen Regenzeit und des dadurch erfolgten Zugrundegehens der Saaten. Dem Wunsche der Jesuiten entsprach die Regierung, indem sie ihre Ausweisung bis Anfangs November (Ende des Schuljahres) verschob."

Zentralamerika. Die Stadt Belize im britischen Theile von Honduras ist am 17. Juli völlig vom Feuer zerstört worden.

Südamerika. **Brasilien.** (Neue Kolonisationsunternehmung.) Ein Herr Joaquim Joze Ribeiro Froes, welcher in der Provinz Bahia, 40 Legoas von der Hauptstadt Bahia und 6 Legoas oberhalb der Stadt Canavieira am Ufer des großen und schiffbaren Rio Pardo, ein 4 Quadratmeilen großes Stük Land besizt, will dasselbe parzelliren und an Kolonisten in Zeit- oder Erbpacht geben; der jährliche Zins von der Quadratbraça ist 1 Real, für eine Kolonie von 50,000 Quadratbraça müßte also jährlich 50 Milreis Pacht bezahlt werden. Die Gegend soll ziemlich hoch und außerhalb von dem in Tropengegenden zu ländlichen Niederlassungen untauglichen Küstenstrich gelegen sein. Sie hat sehr schöne Waldbäume, werthvoll wegen der leichten Verschiffung, denn alle 8 Tage geht ein Segelpaketboot und alle 14 Tage ein Dampfschiff von Canavieira nach Bahia. Baumwolle, Cacao und Kaffee sind trefflich gerathende Kulturpflanzen und die gewöhnlichen brasilianischen Nahrungspflanzen werden reichlich erzeugt. Schöne Campos laden zur Viehzucht ein. In der Nähe gibt es Marmorbrüche. In der gleichen Gegend sind bereits mehrere Deutsche und Franzosen angesiedelt.

Argentinische Republik. Wieder ist eines unserer oft geäußerten gerechten Bedenken gegen die Auswanderung nach Santa Fé in Erfüllung gegangen. Laut Nachrichten aus Buenos-Ayres ist in Santa Fé eine Revolution ausgebrochen. Juan Lopez hat den Gouverneur Cullen abgesezt und selbst die Zügel der Regierung übernommen. Man erwartet allgemeinen Bürgerkrieg. Wie steht es nun für unsere schweizerischen Kolonisten, die kaum unter Dach gebracht sind und noch mit den ersten Lebensbedürfnissen zu kämpfen haben, mit der von Bek und Herzog viel gerühmten Ruhe und Sicherheit in Santa Fé? Wie fest können sie nun auf die Versprechungen der Regierung bauen, da eine andere am Ruder ist? — Legion Fornaro, schiffe dich ein zum Schuze deiner gefährdeten Landsleute, wenn nicht etwa mittlerweile gerade die Regierung, mit der du unterhandelt hast, über den Haufen geworfen worden ist! — Besinnen sich die Herren Bek und Herzog nun nicht ein wenig, ob sie mit ihren Speditionen nach Argentinien eine Pause machen wollen? Sie werben wieder für eine Kolonie Adler, welche in Corrientes, einer argentinischen Nachbarprovinz von Santa Fé, von mehreren Franzosen gegründet werden will. Vor dieser neuen Unternehmung muß nun aus den gleichen Gründen, wie vor Santa Fé, gewarnt werden.

Afrika. (Die Protestanten in Algerien.) Bei einer neulichen Versammlung des „protestantisch-kirchlichen Hülfsvereins der Schweiz" berichtete der in Algier angestellte Herr Pfarrer Dürr über Algerien. Die erste evangelische Kirche ward daselbst im Jahre 1845 eingeweiht; seither sind zwanzig Stätten für den evangelischen Gottesdienst gewonnen worden und zehn evangelische Geistliche stehen dort in Arbeit; überdieß bestehen dort drei evangelische Schulen und zwei Waisenhäuser.

Australien. In Tasmania hat die Legislative ein sogenanntes Prämien-Einwanderungsgesez erlassen, vermöge dessen bereits anwesende Kolonisten, welche Verwandte oder Bekannte kommen lassen, um sie zu beschäftigen, zu einer Prämie berechtigt sind. Diese Ver-

ordnung war noch keine 14 Tage erlassen, als sich schon 100 unverheirathete Ansiedler und 80 Familien meldeten, resp. die Prämie beanspruchten. Die Emigrations-Kommission verfährt dabei so liberal, daß sie Handwerkern, welche beim Erlasse jener Verordnung bereits Verwandte in ihrem Dienste hatten, die ausgeworfene Prämie zuerkannte. Außerdem aber läßt sie noch 350 Unverheirathete und 20 verheirathete Paare aus Schottland, meist von den Shetland- und Orkney-Inseln kommen, sowie sie ferner 150 Prämien an die Londoner Familien-Land-Kolonisationsgesellschaft gesandt hat, um weibliche Personen zuzusenden; zwei Drittel derselben werden in Hobarttown und ein Drittel in Launceston landen. (H. Z. f. d. A. u. K.)

Inserate und Anzeigen.

Lebens- und
Renten-Versicherungs-Sozietät
Hammonia in Hamburg.

Garantie-Aktien-Kapital:
Eine Million Mark Banko.

Lebens-, Renten- und Aussteuer-Versicherungen jeder Art werden unter den vortheilhaftesten Bedingungen abgeschlossen.

Die Beiträge sind aufs Billigste gestellt und können selbst monatlich entrichtet werden.

Für Franken 3750, zahlbar beim Tode, beträgt die monatliche Prämie, wenn der Versichernde beim Eintritt alt ist:

20 Jahre:	30 Jahre:	40 Jahre:	50 Jahre:
Fr. 5. 54.	Fr. 7. 13.	Fr. 9. 43.	Fr. 13. 43.

Die Gesellschaft versichert zugleich das **Leben bei Uebersiedelung nach transatlantischen Ländern gegen die Gefahren der Seereise und des fremden Klima's und schließt Versicherungen gegen Kriegsgefahren ab.**

Besondere Vortheile gewährt die Hammonia bei der Versicherung von Aussteuer- und Versorgungs-Kapitalien, welche neugetroffenen Bestimmungen zufolge für Kinder und jugendliche Alter auf jede beliebige Lebensperiode gegen ermäßigte Beiträge erworben werden können. Um beispielsweise ein bei Vollendung des zwanzigsten Lebensjahres zahlbares Ausstattungskapital von Fr. 3750 zu versichern, sind für ein im ersten Lebensmonate stehendes Kind an jährlicher Prämie Fr. 116. 25 erforderlich, welche Prämie sich auf nur Fr. 129. 16 in dem Falle erhöht, wenn bei einem frühern Tode des versicherten Kindes alle gemachten Einzahlungen von der Gesellschaft zurückerstattet werden sollen.

Auch Aussteuer-Versicherungen mittelst Beitragszahlungen eines Versorgers, wobei jede fernere Beitragspflicht aufhört, sobald letzterer stirbt, sind nach Wunsch gestattet und können zu äußerst mäßigen Prämien abgeschlossen werden.

In gleich günstiger Weise versichert die Gesellschaft Leibrenten, Alters- und Wittwenpensionen nach festen Tarifsätzen. Für eingezahlte 3750 Fr. z. B. werden beim Eintrittsalter von 50 Jahren zirka Fr. 262. 50, beim Eintrittsalter von 55 Jahren zirka Fr. 300 und beim Eintrittsalter von 63 Jahren zirka Fr. 375 alljährlich bis an's Lebensende als Leibrente gezahlt.

Statuten, Prospekte, Antragsformulare, sowie jede gewünschte Auskunft ertheilt bereitwilligst und gratis

Der Generalagent in Zürich:
C. de Paravicini
und dessen Agenten.

Anzeige für Auswanderer.

Zum Anschlusse an eine größere Gesellschaft von Schweizern, die Ende dieses Monats nach der Kolonie
Rio Novo in Brasilien
auswandert, werden noch einige tüchtige Familien, jede von wenigstens 8 bis 10 Personen, gesucht, die für die ganze Reise ab Basel bis auf die Kolonie nicht mehr als Franken 60 per Kopf baar zu bezahlen haben.

Sich sofort anzumelden bei
C. de Paravicini,
Unterstraß № 132
in **Zürich.**

Ankündigung.

Im Verlage des Unterzeichneten ist so eben erschienen:

Der Prophet.

Neuer Volkskalender auf das Jahr 1857.
Dritter Jahrgang.
Mit vielen Originalzeichnungen (Karrikaturen ꝛc.).
Preis 35 Rp. Partieweise billiger.
(Briefe und Gelder franko.)

Einladung zur Bestellung.

Der
„Stauffacher"
beginnt mit nächstem Weinmonat seinen dritten Jahrgang und wird, wie bisher, dem Leser so viel Gutes bieten, als in unsern Kräften steht. Er ist ein durchaus unabhängiges Blatt und geht beharrlich auf dem kürzesten und geradesten Wege zum Ziele vor: ein glückliches würdiges Dasein für das ganze Volk und alle Einzelnen. Er ist ein abgesagter Feind jeder Lüge, darum auch der Scheinfreiheit. Natürlich muß ihm sein rücksichtsloses Vorschreiten viele Feinde erwecken: aber wir wenden uns an Euch, ihr unabhängigen Geister und ihr alle, die ihr ein offenes Wort zu ertragen vermöget; laßt das Banner nicht sinken, das wir entfaltet haben! Und du, o Volk, steinige uns wenigstens nicht, weil wir, ohne Hoffnung auf Dank und Lohn, nur dein Bestes wollen.

Der „Stauffacher" erscheint bei Buchdruker J. Vogel in Glarus jeden Dienstag und Freitag; Preis halbjährlich 3 Fr. 50 Rp.; jährlich 6 Fr. franko durch die Schweiz. Bestellung bei allen Postämtern, bei der Expedition in Glarus, sowie beim Redaktor.

Der Redaktor: C. A. Bruhin in Lachen.
Der Verleger: J. Vogel in Glarus.

Feuilleton.

Schwarz und Weiß.

Von F. Gerstäker.

(Fortsetzung.)

Hennigs und Draper hingen sich nun, als sie das Innere des Hauses ein wenig geordnet hatten, ihre alten wollenen Jagddeken über, und eilten schnell hinaus, die Pferde der Jäger zuerst in einem gemeinsamen Trog zu füttern, und sie dann, da von einem Stall oder Schuppen auch keine Spur in der Nähe war, für die Nacht ihrem Schikal zu überlassen.

Der Sturm zog indeß herauf, und rauschte und tobte in den alten, weitgespreizten Wipfeln der mächtigen Bäume; von Süd und West kam er zusammen, und schleuderte seine gewitterschwangeren Hülfstruppen, die flüchtigen dunkeln Wolkenmassen, mit starken Fäusten gegen einander, daß sie sich, grollend und tobend, mit den zukenden Gluthlanzen die weiten, giftgeschwollenen Bäuche durchstießen, und nun in tollen Schauern ihre Ströme auf die Erde hinabfluthetten. Die Thiere des Waldes suchten ihre verstekten Lager, die Eule selbst barg sich in der sichern Höhlung, und verschob den Raub auf eine günstigere Zeit. Nur der Wolf, der immer gefräßige, zog mit seiner wilden Schaar lauernd und geräuschlos unter den niederkrachenden Aesten hin, schnuppernd dabei die Nase erhoben, den Schlupfwinkel irgend eines scheuen Wildes zu erspähen. Dann und wann aber, wenn ein lauterer Schlag, als gewöhnlich, den Wald durchdröhnte, und das Echo aus den fernen Bergen klagend und grollend antwortete, dann stellte sich wohl der Führer des Rudels, hob den langen, spizen Kopf zu den jagenden, über ihn dahinfliehenden Wolken empor, und heulte seine klagende Weise hinein in den Aufruhr der Elemente, daß sich der unter das sichere Farmhaus gedrükte Hund unruhig erhob, kaurrend einen Augenblik den bekannten gehaßten Tönen lauschte und sich dann, mit halb unterdrüktem Bell wieder fester wärmer zusammen rundete, als vorher.

Die Männer im Innern der Hütte ließen aber den Sturm Sturm seinz das war ein alter Bekannter von ihnen, und das Niederprasseln einzelner Aeste, ja oft ganzer Stämme, das Heulen wilder Bestien und das Rasen der Windsbrut, sie hatten es schon wie oft gehört. Ein loderndes Feuer, ein warmes Abendessen und gute Gesellschaft ließ sie bald Alles vergessen, was um und über ihnen vorging.

Hennigs war besonders ausgelassen lustig, und wenn auch Wallis und Pitt im Anfang nicht so recht mit einstimmen wollten in seine Fröhlichkeit, so riß sie der unverwüstliche Humor des jungen Mannes doch zulezt ebenfalls mit fort. Massen von alten Jagdgeschichten und Anekdoten wurden erzählt, Scenen aus dem Revolutionskrieg wieder aufgefrischt, da Pitt behauptete, die Schlacht von New-Orleans mitgemacht und hinter den Baumwollenballen damals mit vorgeschossen zu haben, und es mochte zehn Uhr sein — eine für den Backwoodsman ungemein späte Stunde — als die Männer erst das Lager suchten, um sich für die Strapazen des morgenden Tages zu stärken und kräftigen.

Die Nacht ging es mit dem Lagerraum allerdings eng genug her, doch wußten die Jäger bald Rath; seine wollene Deke hatte ein Jäger mit. Einige derselben wurden deßhalb vor dem Feuer hingelegt, auf denen dann sämmtliche Gäste in langer Reihe Plaz nahmen, und über diese wieder breiteie nun ihr Wirth Alles, was er nur an breitbaren Gegenständen irgend vorräthig fand. Ein gutes Feuer ward dabei ebenfalls die Nacht über im Kamin unterhalten, und die Männer lagen — wie es sich nur ein Jäger wünschen kann — warm und troken.

Der nächste Morgen fand übrigens die Leztgekommenen am frühesten zum Aufbruch fertig, Wallis war schon draußen gewesen, um nach den Pferden zu sehen, als der anbrechende Tag kaum seine ersten bleichen Strahlen von Osten herauf sandte, und die Uebrigen sachten indessen das fast niedergebrannte Feuer wieder an, füllten den großen blechernen Kaffetopf mit Wasser, und bereiteten Alles zu einem äußerst frühen Aufbruch vor.

Nur Hennigs, sonst immer der erste, zögerte an diesem Morgen; an den Kaminsims gelehnt, stand er, und starrte gedankenlos nach Mr. Pitt hinüber, der, noch der einzige Schlafende, in einer Ele sein besonderes mit einem Unterbett versehenes Lager gefunden hatte.

Hilbert und Wallis, deren Thiere indessen schon wieder gesattelt vor der Thüre standen, kamen jezt herein, um das von den Frauen schnell bereitete Frühstük einzunehmen.

„Nun, Hennigs", sagte der Erstere, als er seine am Feuer aufgehangenen Leggins*) anzog und mit dem einen hart gewordenen eben wieder zur Thüre zurükschritt, ihn auszureiben, „Ihr seid ja heut' Morgen verdammt bequem, Euer armes Poney steht da draußen, kaut an den Aesten herum und scheint unmenschlichen Hunger zu haben.

„Mein Poney?" sagte Hennigs halb verwundert, halb ungläubig, und hob den Blik zu ihm auf.

„Nun ja, das dort drüben gehört doch Euch, wie? so eine kleine rauhhaarige Bestie giebt's ja weiter gar nicht am ganzen Missouri."

Hennigs war mit einem Saz neben ihm und blikte hinaus; wer aber beschrieb seine freudige Ueberraschung, als er dort, mitten zwischen Draper's Pferden, die durch das Unwetter heimgetrieben waren, sein eigenes, liebes, kleines Poney erkannte, an das er den ganzen Morgen mit einem recht wehmüthigen Gefühl gedacht, und jezt schon viele, viele Meilen von da entfernt, todtmüde durch den anstrengenden Ritt eines Verzweifelten, vermuthet hatte.

War denn Benjamin zu Fuße fort? so thöricht konnte er doch nicht gewesen sein.

„Wie ist denn Pitt eigentlich hieher gekommen?" frug Hilbert in diesem Augenblik, und überzählte leise murmelnd die Pferde, die fast sämmtlich in verschiedenen Gruppen vor dem Hause standen.

„Auf seinem Fuchs", sagte Hennigs schnell, und blikte forschend nach dem eben genannten Thier umher.

„Auf dem Goldfuchs?"

„Ja; aber ich sehe ihn nicht."

„Der ist auch nicht hier!" meinte Hilbert, „am Haus wenigstens nicht; denn ich bin seit länger als einer Stunde auf, und fast die ganze Zeit draußen gewesen."

Mrs. Draper rief in diesem Augenblik zum Frühstük, und Mr. Pitt rutschte schnell unter den ihn bis jezt noch immer verhüllenden Pferdedeken hervor, zog seinen Rok an und trat hinaus vor die Thüre, um dort in einem großen blechernen Waschbeken Gesicht und Hände zu baden. Die Jäger aber ließen sich indessen nicht besonders nöthigen, sie langten wakr zu, breudeten schnell ihr Mahl, und griffen dann, ohne weiteres Zögern, nach ihren Büchsen, die gestern aufgegebene Hezе — eine nun allerdings hoffnungslose Arbeit — wieder zu beginnen. Beim Essen schon hatten sie den Plan verabredet, wie sie jezt am Besten des flüchtigen Negers habhaft würden, der ihnen, wie sie äußerten, nach solch furchtbarem Wetter und in dem Zustand, in welchem er sich befand, gar nicht mehr entgehen konnte. Wie Draper jezt vernahm, so waren auch schon am Missouri selbst alle Farmer, die Boote im Fluß hatten, von der Flucht des Sklaven in Kenntniß gesezt und bereit, ihn aufzufangen. Ihre Absicht, was mit dem Unglüklichen geschehen solle, wenn sie ihn ergriffen, äußerten sie ebenfalls unverholen: er hatte sich an einem Weißen vergriffen, und der Tod war dafür sein Loos. Der Friedensrichter stimmte ihnen auch darin vollkommen bei, und versprach sogar, den nöthigen Bericht darüber an den Gouverneur des Staates zu machen, um von dort her wenigstens einen Theil des Schadens für den Eigenthümer vergütet zu bekommen.

Fünf Minuten später waren die Männer beritten, riefen noch Dank und Abschiedswort, von den Pferden herunter, ihren freundlichen Wirthen zu, und sprengten dann, Wallis und Hilbert aufgenommen, in zwei Abtheilungen rechts und links ab, dem Missouri zu, die beiden Lezтgenannten aber bildeten, mit den besten Hunden der Gesellschaft, das Centrum dieser Kette, die also langsam und vorsichtig noch einmal den ganzen Wald durchsuchten, wo sie den Flüchtling vermuthen mußten, und auf diese Art hofften, ihn entweder aus seinem Lager auf-, oder doch den am Fluß hin postirten Helfern in die Hände zu treiben.

*) Die ledernen gamaschenartigen Ueberzieher der Jäger.

(Schluß folgt.)

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrückungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 38. | Samstag den 20. September. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | 1856.

Die Provinz Minas Geraes.

Minas ist gleichsam das Herz des mittlern Brasiliens. Von allen Seiten her ziehen sich die langen Reihen der Gebirge nach Minas hin und häufen sich am stärksten in dem Bezirke Serro Frio zusammen, wie wenn jedes demselben seinen Tribut an Schäzen darbringen wollte; denn er ist der reichste an Gold und Edelsteinen. Keine andere Provinz Brasiliens zeigt so viele und hohe Gebirge; wir nennen von ihnen die Serra do Espinhaço, die Serra de Caraça und die Serra da Canastra mit den Bergen Itacolumi (5700 Fuß) und Itambé (5540 Fuß über Meer). Der größte Theil der Provinz ist ein Hochland, das für sich schon durchschnittlich 2500—3300 Fuß über Meer liegt und auf dem sich die Serras und einzelne Bergspizen erheben. Von dieser Hochebene herab strömen den benachbarten Provinzen eine Menge Flüsse zu. Man zählt deren nicht weniger als vierundvierzig; die vornehmsten sind: der San Francisco, der Rio Grande, ein Hauptquellenfluß des Parana, der Rio Grande de Belmonte, welcher vorher den Namen Jequitinhonha oder Giquitinhonha führt, der Doce, neben dem eben genannten der stärkste Fluß von Espiritu Santo; endlich bildet der Parahyba einen Theil der Grenze gegen Rio de Janeiro. Manche Flüsse wälzen ihre Gewässer gleichsam über ein Goldbett, woraus das Gold durch Wäschereien gewonnen wird. Man hat berechnet, daß Minas Geraes innert hundertfünfzig Jahren nahe an zweitausend Millionen Gulden Goldes nach Europa geliefert hat. Sind nun zwar die Goldwäschereien nicht mehr so ergiebig, wie früher, so ladet doch der Bergbau durch seine lohnenden Ergebnisse zu ausgedehnterem Betriebe ein; und einzelne sehr goldreiche Gegenden gibt es immer noch; so suchen z. B. in den Städten Serro, Minas Novas und andern nach starken Regengüssen die Neger das Gold auf den Straßen und finden bei dieser Beschäftigung einen durchschnittlichen Gewinn von zwei bis drei Milreis im Tag. Außer Gold finden sich andere Metalle massenhaft. Der Eisenbergbau und die Eisenfabrikation sind wichtige Erwerbszweige. Die Kupferlager sind sehr mächtig; ganze Felsen, Berge und Bergketten sollen daraus bestehen. Auch Platina in Platten und Blei ist vorhanden und in Verbindung mit lezterem Silber. Beinahe noch berühmter, als durch seine metallischen Schäze ist Minas durch seine Edelsteine. Bekannt ist in dieser Hinsicht der Diamantendistrikt in Serro Frio, dessen als Diamanten enthaltend erklärte Oberfläche über zwölf Quadratmeilen beträgt. Bis 1831 hatte die Regierung den Alleinhandel mit Diamanten; jezt aber wird die Gegend durch Privatleute ausgebeutet, welche das Aufsuchen der kostbaren Edelsteine auf eigene Kosten, meistens durch Sklaven, betreiben. Aber nicht nur der Schooß der Erde birgt in Minas große Schäze, sondern eben sowohl erzeugt ihre Oeke eine Menge wichtiger Produkte, nämlich neben den gewöhnlichen brasilianischen Lebensmitteln: Mandioca, Mais, Reis, Bohnen, viel Kaffee, Zuker und Baumwolle (die Baumwollenhandweberei ist ein hervorragendes Geschäft der Einwohner von Minas Geraes). Auf den weiten Campos der Provinz wird eine sehr ausgedehnte Viehzucht getrieben und von großer Bedeutung ist die Schweinezucht. Aus nachfolgenden Zahlen läßt sich auf den Umfang der Landwirthschaft und der Industrie von Minas schließen. In zwanzig von den einundfünfzig Municipien, in welche die Provinz eingetheilt wird, zählte man im Jahre 1854 Landgüter mit ausschließlichem Agrikulturbetrieb: 4400, Landgüter ausschließlich für Viehzucht: 2883, endlich Landgüter für Agrikultur und Viehzucht: 2119. In denselben zwanzig Municipien existirten 59 Eisenwerke und 88 Maschinen zum Zerreiben goldhaltiger Mineralien. In 33 Municipien zählte man ferner 3296 Zukerrohr verarbeitende Fabriken und zwar darunter durch Wasserkraft getriebene 729, durch Thiere in Bewegung gesezte 2567. In den nämlichen 33 Municipien waren unter Anderm noch vorhanden 124 Apotheken, 1460 Kaufhäuser und 3864 Wirthshäuser, Weinstuben, Schenken u. dgl.

Die Erdoberfläche von Minas Geraes gewährt einen sehr mannigfachen, durch Abwechslung reizenden Anblik. Im offenen Hochland steigen aus den grünen Weideflächen gleich Inseln die rauhen Felsenmassen der Serras empor, während zerstreute kleine Wälder die Quellen und Bäche umsäumen und die Flußthäler und tiefer gelegenen Gegenden mit kräftigem Urwald bedekt sind.

Das Klima von Minas Geraes ist eines der angenehmsten, mildesten und gesundesten der Erde. In den heißeren Gegenden steigt der Thermometer sehr selten über + 22° R., und fällt nur ausnahmsweise unter + 7° R., die mittlere Temperatur der Provinz stellt sich auf nicht mehr als 14° R. Wärme; denn die regelmäßigen Passatwinde, die Land- und Seewinde, die über die weiten Campos streichen, kühlen die Hize der Tropen ab. Ein wesentlicher Grund der Gesundheit des Klimas liegt in dem starken Fall der Gewässer, die bei ihrem raschen Lauf durch die tief eingeschnittenen Thäler niemals die Ufer überschwemmen; es fehlen daher Sümpfe, deren Ausdünstungen die Luft verpesten und gefährliche Fieber erzeugen könnten.

Mit den angrenzenden Provinzen, die in folgender Reihe um Minas herumliegen: Pernambuco, Bahia, Espiritu Santo, Rio de Janeiro, San Paulo und Goyaz, sind die Verbindungen bisher sehr mangelhaft gewesen; sämmtlicher Waarenverkehr geschah, die unbedeutende Flußschifffahrt auf kleinen Booten abgerechnet, auf Maulthieren. Aber trotz dieser Abgeschiedenheit des Binnenlandes Minas von der übrigen Welt hat dasselbe doch wegen seiner großen natürlichen Reichthümer von allen Provinzen Brasiliens die stärkste Bevölkerung, die schon seit Jahren eine Million überschritten hat und in zehn Jahren, von 1845—1855, sich verdoppelt hat. Wie wird erst diese Bevölkerung anwachsen, wenn die in Arbeit genommenen Verbindungswege, zuerst die große Heerstraße an den Mucury und später die Eisenbahn nach Rio Janeiro, erstellt sein werden! Es ist in Minas noch Platz für viele Millionen Bewohner; denn jezt kommen auf die Quadratmeile noch kaum hundert Seelen, während z. B. auf dem gleichen Flächenraum in der am dichtesten bevölkerten Provinz Brasiliens, Rio de Janeiro, etwa 1230, und im schweizerischen Kanton Appenzell Außerrhoden, welch gewaltiger Unterschied! zehntausend Menschen wohnen. Ungefähr der fünfte Theil der Provinz Minas ist noch gar nicht in Besiz genommen und wird noch ausschließlich von den heimischweisenden Indianern benuzt. Die bemerkenswerthesten darunter sind die Botocudos in den Urwäldern auf der Ostseite der Provinz und die Coroados, welche schon etwas aus ihrer Wildheit herausgetreten sind. Unter den der Kolonisation offen stehenden unbesezten Staatsländereien dürften namentlich die an die Mucury-Kolonie sich anschließenden, weit ausgedehnten Streken an der Grenze der Provinz Espiritu Santo eine besondere Beachtung verdienen. Sie sind von trefflicher Beschaffenheit, und der feinste Kaffee Brasiliens ist es, der hier sowie Zuker und Baumwolle gedeiht. Fernere große zusammenhängende Streken finden sich an den Flüssen Santo Antonio, Doce, Verde, Tetaes, Pinduca u. s. w.

Die Sklavenbevölkerung der Provinz verhält sich zur freien Bevölkerung etwa wie 1 : 4; d. h. es gibt in Minas viermal so viel Freie als Sklaven und die Arbeit ist also sehr überwiegend in den Händen der Weißen, wie dieß überhaupt in Südbrasilien der Fall ist.

Die Hauptstadt der Provinz ist Villa Imperiale do Ouro Preto, d. h. die kaiserliche Stadt vom schwarzen Golde, ein Name, den sie von Pedro I. bei Gelegenheit seiner Erhebung auf den kaiserlichen Thron von Brasilien statt des frühern Villarica erhielt. Sie liegt am Fuße der Serra Mantiqueira, in der Nähe des Itacolumi, zum Theil auf der Spize und zum Theil am Abhange eines hohen Berges erbaut und vom Ribeirao do Carmo durchflossen, berühmt wegen der Menge Goldes, die dieser Fluß geliefert hat. Sie hatte früher eine Bevölkerung von 30,000 Seelen, die jedoch seit der Abnahme des Goldertrags sich bedeutend vermindert hat, ist aber immer noch eine lebhafte Handelsstadt und besizt eine Goldschmelze und eine Münze. — Marianna, Stadt unweit von Ouro preto mit einem prächtigen bischöflichen Palaste und 5000 Einw. — Villa do Principe, jezt Cidade do Serro genannt, Hauptstadt der gold- und diamantenreichen Gemarkschaft Serro Frio, hat eine Goldschmelze und 5000 Einw. — Tejuco, jezt Cidade Diamantina genannt, Hauptort des Diamantendistrikts, in einem Engpasse des Serro Frio und auf dem Abhange eines Berges, hat 6000 Einw. — Minas Novas, Hauptstadt der Comarca do Giquitinhonha. Die beiden Gemarkschaften do Serro Frio und do Giquitinhonha haben zusammen gegen 100,000 Einwohner in vier Städten und etwa fünfzig Dörfern und liegen im Nordosten der Provinz. — Sabara, Stadt in tiefer Lage zwischen Bergen, am goldreichen Rio das Velhas, einem Quellenflusse des San

Francisco, ist hübsch gebaut, der Mittelpunkt vieler Goldwäschereien und hat eine Goldschmelze und 9000 Einw. In der Umgegend wird Waizen gebaut, ein Zeugniß des gemäßigten Klima's. — Paracatu, durch reiche Goldminen berühmte Villa. — Die folgenden drei Ortschaften liegen im südlichsten Theile von Minas: Barbacena, Stadt auf einer Hochebene in einer offenen Gegend mit schönen Campos, hat 6000 Einw. — San Joao del Rey, Villa in einer Ebene am Tejuco, eine halbe Stunde vom Rio das Mortes, freundlich gebaut, hat Goldwäsche und 7000 Einw. — Campanha (da Princeza), Villa, bemerkenswerth wegen ihrer Goldwäscherei und Goldminen. Die lezten beiden Ortschaften sind besonders berühmt wegen des angenehmen und gesunden Aufenthalts daselbst.

Am östlichen Abhange des Hochlandes von Minas Geraes gegen Espiritu Santo liegt die deutsche Kolonie Saxonia, auch Mucurykolonie genannt. Folgendes ist die Geschichte ihrer Entstehung. Im J. 1847 wurde nach vorhergegangenen gründlichen Untersuchungen über die Schiffbarkeit der Flüsse von Espiritu Santo, welche geeignet schienen, dem Verkehr von Minas einen Wasserweg nach dem Meere zu eröffnen, unter dem Namen Mucury-Compagnie eine Gesellschaft gegründet und von der Regierung und Nationalversammlung bestätigt. Die Gesellschaft, an deren Spize die geachtete Familie Ottoni steht, verpflichtete sich, eine regelmäßige Schifffahrtsverbindung auf dem Mucury, der, obwohl einer der kleinern Flüsse, sich doch hiezu am passendsten zeigte, zu erstellen und überdieß von Santa Clara, dem Punkte, bis zu welchem die Dampfschiffe auf dem Mucury gelangen können, zwei Straßenzüge zu erbauen, den einen nach Minas Novas, den andern nach der Stadt Serro. Dagegen erhielt die Gesellschaft das Privilegium des Transportes sämmtlicher Güter von Rio de Janeiro bis Minas Novas unter der Bedingung eines die Hälfte des früher üblichen nicht übersteigenden Frachtpreises und als weitere Begünstigung den Erlaß der von der Provinz erhobenen Eingangs- und Ausfuhrzölle. Ursprünglich bloße Handelsgesellschaft sah aber die Compagnie bald die Vortheile einer gleichzeitigen Kolonisation derjenigen Gegenden ein, durch welche sie Straßen zu bauen verpflichtet war. Sie erwarb sich daher von der Regierung dem Ländereivertheilungsgesez gemäß einen Streifen Landes zu beiden Seiten der Straßenzüge und im Mittelpunkt der ganzen von ihnen durchschnittenen Gegend ein zusammenhängendes, zehn Quadratmeilen großes Stük. Hier gründete sie auf einer schönen Hochebene den Hauptort Philadelphia und ist damit beschäftigt, die nöthigen Vorrathshäuser und andere öffentliche Gebäude, wie Kirche und Schule zu erbauen. Ein Theil des Landes wird für diese öffentlichen Anstalten vorbehalten, der übrige zu der Gemeinde Philadelphia gehörige Boden zu ein Milreis der Morgen an Kolonisten verkauft, und der Rest für Zweke der Gesellschaft verwendet. Philadelphia ist eben so gesund als günstig gelegen, der Boden sehr fruchtbar und der Todos os Santos und der in ihn mündende kleine Fluß Santo Antonio bieten hier Gelegenheit zur Anlegung von allerlei Wasserwerken, wie Sägen, Mühlen u. s. w. Wer ein 2:3 Morgen großes Stük auf dem Kolonielande der Gemeinde Philadelphia kauft, hat zugleich Anspruch auf einen Stadtplaz von Philadelphia, für den er keinen Kaufpreis, sondern eine kleine jährliche Abgabe von ungefähr drei Thaler (etwas zu 11 Fr.) zu entrichten hat. Die Kolonisten auf dem Lande bilden Dorfgemeinden, welche für die erforderlichen Verbindungsstraßen unter sich zu sorgen haben. Der Kolonist wird uneingeschränkter Eigenthümer des gekauften Grundes und Bodens, worüber ihm nach dessen Vermessung sogleich von der Gesellschaft auf deren Kosten ein gesezlicher Kaufbrief ausgestellt wird, wie auch die Gesellschaft dem Kolonisten den Vollgenuß seiner bürgerlichen Rechte und Freiheiten garantirt. Die Gesellschaft gewährt zur Begründung einer deutschen Schule 150,000 Quadratbragas Land zum Nießbrauch für den Schullehrer, und wenn die Zahl der Einwohner tausend beträgt, in den ersten sechs Jahren 600 Milreis als Beitrag zur Besoldung eines Geistlichen von der Konfession, zu welcher sich die Mehrzahl der Kolonisten bekennt. Wenn auch die Gesellschaft den Kolonisten unbedingte Handels- und Gewerbefreiheit zusichert, so hält sie doch zur Bequemlichkeit der Kolonisten zu Anfang die nöthigsten Lebensbedürfnisse, Akergeräthe, Werkzeuge, Samen und Zuchtthiere zum Verkauf bereit, ohne sich ein Monopol anmaßen zu wollen, wie sie sich auch verpflichtet, den Transport der Produkte der Kolonisten von Philadelphia nach Rio für den möglichst geringen Kostenbetrag zu vermitteln und für die erste Zeit nach der Ankunft der Kolonisten in der Weise Sorge zu tragen, daß dieselben bis zu hundert Tagen Beschäftigung im Walde oder an Wegebauten und für den gleichen Lohn zu fordern berechtigt sind, welchen die brasilianischen Arbeiter erhalten. Der Kolonist hat die Auswanderungskosten bis Rio de Janeiro aus eigenen Mitteln zu bestreiten und jede Familie muß nach Abrechnung der Ueberfahrtskosten nachweisen, daß sie mindestens noch 200 Milreis baar besizt, wobei ihr jedoch auch Akergeräthe und andere Werkzeuge zu gute gerechnet werden. Von Rio de Janeiro aus werden die Kolonisten und deren Gepäk bis zu 30 Arroben (zu 32 Pfund) Gewicht kostenfrei nach Santa Clara befördert und ihnen bis zu ihrer Ankunft in Philadelphia die nöthigen Lebensmittel ebenfalls unentgeldlich von der Gesellschaft geliefert; von Santa Clara bis Philadelphia werden die Frauen und Kinder auf Kosten der Gesellschaft zu Wagen gebracht und auf der Kolonie selbst sind für das erste Unterkommen von mehr als dreißig Kolonisten Einrichtungen getroffen, wo diese sich so lange aufhalten können, bis sie sich eigene Wohnungen angeschafft haben. Sogar für den Fall des Eintritts eines unvorhergesehenen Hindernisses in Betreff der Abreise ist für den Kolonisten dadurch gesorgt, daß jeder, ausgenommen Kinder unter 4 Jahren, für jeden Tag des Aufenthalts in der Beförderung 1 Milreis Entschädigung von der Gesellschaft enthält. Der Kolonist kann die Kaufgelder entweder vorausbezahlen, oder in vier jährlichen Terminen in der Weise abtragen, daß die erste Hälfte derselben nach Beendigung der zweiten Mais-Ernte, der dritte Viertheil im dritten, und endlich der lezte Viertheil am Schlusse des lezten Jahres entrichtet wird.

Am 20. August 1855 traf der erste Waarenzug vom Mucury her auf der vorläufig durch den Urwald ausgehauenen Picade in Minas Novas ein und dieses für die Stadt so wichtige Ereigniß wurde mit Freudenschüssen, Beleuchtung und Bekränzung der Häuser und Ball festlich gefeiert. Seit der Zeit wird rüstig an der Verbesserung dieser Straße gearbeitet, sowie an den übrigen nach Serro und Diamantina und südlich zum Mucury. Magazine, Werkstätten, Häuser für die Beamten und Arbeiter erheben sich in rascher Aufeinanderfolge in Philadelphia, und eine weite Strekе Urwald wurde niedergebrannt und mit Lebensmitteln bepflanzt. Zur Vorsicht gegen allfällige feindselige Angriffe der Eingebornen, die sich übrigens ruhig verhalten haben, war gleich Anfangs von der Regierung ein Militärposten in Philadelphia errichtet worden.

Die Bevölkerung deutscher Zunge auf der Kolonie Saxonia beträgt gegenwärtig etwa 100 Köpfe, von denen gegen vierzig Schweizer sind.

Amtlicher Bericht des schweizerischen Konsuls David in Rio Janeiro.

Die Reise, die ich während der Monate Mai und Juni nach Philadelphia im Innern der Provinz Minas Geraes unternommen, war nicht ohne Einfluß auf meine Ansichten bezüglich der Möglichkeit und Thunlichkeit der schweizerischen Emigration. Wenn auf der einen Seite der ungeheure Reichthum der Natur die größten Hoffnungen erweckt, wenn man sich fast fürchten muß, durch das einfachste Erzählen des Gesehenen schon der Uebertreibung angeklagt zu werden, so sind auf der andern Seite auch die Schwierigkeiten der Art, daß sie der Europäer kaum begreift und jedenfalls nur durch Muth und Ausdauer überwinden kann. Wie oft und viel aber Muth und Ausdauer den europäischen Auswanderern fehlen, wie selten sie auch nur eine oberflächliche Vorstellung haben von dem, was sie hier erwartet, habe ich schon manchmal erfahren müssen, und viele Klagen, viele Leiden entstehen gerade aus dem gänzlichen Mangel an moralischer Kraft. Es ist Thatsache, daß der Boden, z. B. gerade um und in der Nähe von Philadelphia, der neugegründeten Hauptniederlassung der Gesellschaft des Mucury, zweimal im Jahre Reis, Mais, schwarze Bohnen zweihundertfältig hervorbringt, daß Tabak ohne Pflege gedeiht, daß Zuker und Kaffee reiche Ernten liefern, daß Pataten, Mandioca und andere kartoffelartige Gewächse die beste und gesundeste Nahrung bieten; und ebenso habe ich mich überzeugen können, daß die leichten Zieher, welche den Ankömmling im Wald und auf frisch gereutetem Boden ergreifen, einfachen Mitteln bald weichen; endlich bin ich der Ansicht, daß die große Heerstraße, welche die Gesellschaft unternommen hat und die binnen kurzer Zeit von Lastwägen kann befahren werden, einen großartigen Verkehr nothwendigerweise herbeiführen, den so reichen und werthvollen Produkten die vortheilhaftesten Märkte erschließen und daher dem Grund und Boden dieser Gegend einen großen Werth verleihen wird. Der Einwanderer kann aber alle diese Vortheile nur durch bedeutende Anstrengung sich zu eigen machen. Der Boden ist Urwald, und von dem, was Urwald ist, hat man, ohne es selbst gesehen zu haben, keinen Begriff. Riesenbäume und Dornendickichte sind zu bewältigen, und dies ist wahrlich keine Kleinigkeit, Entbehrungen zu ertragen, welche zwar nicht übermenschlich sind, aber, wie ich gesehen, vielen Auswanderern oft übermenschlich vorkommen, Unzufriedenheit, dann Muthlosigkeit hervorrufen, und mit der Muthlosigkeit das Elend. Hieher gehört wohl auch eine Bemerkung anderer Art. Es kommen nämlich viele Leute hieher, die durchaus nicht passen, manchmal liederliche, manchmal auch rechtschaffene und ziemlich gebildete Männer, die aber mit der Feldarbeit und überhaupt mit harter körperlicher Arbeit nicht vertraut sind. Den Kopf voller Bilder aus Coopers Romanen oder aus Robinson Crusoe, unglüklich, wenn sie keinen Wein, kein Bier, kein Brod, kein frisches Fleisch, keine Kartoffeln haben, und unzufrieden mit der hier gewöhnlichen Kost (Bohnen, Mandioca, gedörrtes Fleisch, Wasser) passen sie natürlich nicht in den Urwald und werden bald verzweifeln. Die schweizerischen Gemeinden spediren dann auch erbarmungslos Alte, Schwache und Kranke über's Meer oder im Elend verkommene Familien, mit vielen ganz kleinen Kindern. (Hierüber verliere ich kein weiteres Wort; die bloße Erzählung der Thatsache wird genügen*). Nur starken, kräftigen, der Feldarbeit gewohnten Leuten, Familien mit ältern, wenigstens theilweise erwachsenen Kindern ist die Einwanderung nach Brasilien anzurathen; nur diese werden gedeihen, und zwar so gut und wahrscheinlich besser als in andern Ländern, nach denen sich die Einwanderung gegenwärtig zieht.

An der Spize der Gesellschaft des Mucury stehen Männer, wie ein Herr Theophilo Benedicto Ottoni und J. Baptista de Fonseca, deren Wesen und Wirken zu würdigen ich hinreichend Gelegenheit hatte und die ich nach meiner besten Ueberzeugung als ehrenhaft in jeder Beziehung anerkennen muß. Die Gesellschaft ist noch nicht gerüstet, Auswanderer in größerer Menge anzusiedeln; wenn aber die Vorkehrungen getroffen sein werden, dann empfehle ich meinen Landsleuten, die einmal auswandern wollen, einen Kontrakt mit Hrn. Theophilo Benedicto Ottoni zu schließen. Die Gesellschaft verkauft dem Einwanderer Land zum billigsten Preis (2 Reis pr. Quadrat-Braça. 360 Reis — 1 Franken; 1 Braça — zirka 7 Fuß) auf 4 Jahre Kredit, unverzinslich; die Lebensmittel werden die ersten 2 Jahre zu möglichst niedern Ansäzen geliefert.

Die Auswanderungsfrage ist gewiß wichtig für alle Schweizer, weil davon Wohl und Wehe so vieler unserer Mitbürger abhängt, welche in Folge der dem Menschen innewohnenden Sehnsucht nach der Ferne oder durch die Noth, den Druk der europäischen Verhältnisse gezwungen, unser Heimatland verlassen. Brasilien aber ist von der Natur mit Allem reichlich ausgestattet, was ein Land zur blühenden Heimat eines glüklichen Volkes machen kann; ob es geschieht, hängt von der Wendung ab, welche die Dinge jezt nehmen, hauptsächlich von der Regierung, die den Eingewanderten mit Schuz und Schirm beistehen soll.

*) Es wäre doch gut, wenn der Herr Konsul diese Gemeinde nennte. Red. d. Kol.

Verschiedenes.

Die H. Z. f. d. N. u. K. drukt in ihrer Nr. 36 drei kleinere Artikel wörtlich aus dem „Kolonist“ ab und zwar, was gar nicht nobel ist, ohne diesen als Quelle zu nennen; sie stoppelt sie zusammen und überschreibt sie „aus der Schweiz im August“, wie wenn es eine Originalkorrespondenz wäre. Dabei schießt sie noch den Bok, daß sie die Sportelsägerei des Berner Auswanderungsgesezes als in der ganzen Schweiz üblich darstellt, indem sie das im „Kolonist“ vor diesem Artikel stehende „Bern“ weggelassen hat, und behauptet in ihrer kurzen Wochenschau, daß die von uns gerügte, immerhin nicht sehr bedeutende Brandschazung der Berner Auswanderer, offenbar zur theilweisen Hemmung des schweizerischen Auswandererstromes beitrage. Wir glauben nicht, daß dadurch nur ein einziger Auswanderer von der Ausführung seines Planes abgehalten worden sei, suchen vielmehr die Ursache der Abnahme unserer Auswanderung in den verbesserten Verdienstverhältnissen und in den durch das heurige fruchtbare Jahr verminderten Sorgen.

— Herr Großniklaus, wo bleibt die Fortsezung?

Schweiz. Bern. Aus den Verhandlungen der gemeinnüzigen Gesellschaft geht hervor, daß Regierungsrath Schenk in der Beförderung der Auswanderung nicht mehr wie früher eine Abhülfe der Armennoth suche, sondern in der Eröffnung neuer einheimischer Verdienstquellen eine nachhaltige Linderung des Elendes erkenne. Das ist bald gesagt und recht gesagt; ja wohl, schafft nur woher Verdienst her, dann braucht ihr die Auswanderung für einmal nicht; aber ihr müßt eben nicht bloß beim Reden bleiben.

Italien. Von Genua aus wird am 20. Oktober eine direkte Dampfschifffahrt nach Brasilien eröffnet. Die Fahrt soll jeden Monat ein Mal stattfinden, 4 Dämpfer von 2000 Tonnen werden sie unterhalten.

Deutschland. Die Regierung von Sachsen-Weimar warnt öffentlich vor den Werbungen des Hrn. Damian v. Schüz für Peru.

— (Zur Auswanderungsstatistik.) Es wurden im Monat August direkt von Hamburg befördert nach:

New-York			1753 Pers.
Puerto Montt in Chili			223 „
Melbourne	163 Pers.	} Australien	390 „
Port Adelaide	128 „		
Sydney	99 „		
Rio de Janeiro			101 „
Capstadt			9 „
			2476 Pers.

Ueber Hull und Liverpool wurden (der Angabe nach) sämmtlich nach New-York befördert: im Ganzen 219 Personen, nämlich 162 Personen männlichen und 57 Personen weiblichen Geschlechts, darunter 193 Erwachsene, 20 Kinder unter 14 Jahren und 6 Säuglinge.

Es wurden demnach im Monat August von Hamburg nach transatlantischen Häfen befördert:

direkt	2476 Personen,	
indirekt	219 „	
im Ganzen	2695 Personen,	
gegen	1469 Personen im vorigen Jahre.	
Im August wurden befördert		2695 Personen,
„ Juli „ „		2049 „
„ Juni „ „		2810 „
„ Mai „ „		4882 „
„ April „ „		3965 „
„ März „ „		695 „
„ Februar „ „		83 „
„ Januar „ „		15 „
mithin seit Anfang dieses Jahres		17,194 Personen.

Im vorigen Jahr waren bis ultimo August expedirt:

direkt	11,246 Personen
indirekt	2,463 „
im Ganzen	13,709 Personen,

mithin in diesem Jahr mehr als im vorigen 3485 Personen. (Hansa.)

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Bezüglich der Mißbräuche in der Verwaltung Kaliforniens, welche das Vigilancekomite aufdekt, enthält ein Brief aus New-York folgende Stelle: „Es ist eine merkwürdige Geschichte, welche uns die Unterschlagungen, Verschleuderungen und willkürlichen Handlungen, welche bei der Administration von San Francisko vorgekommen sind, enthüllt. Wir wollen nur einige davon anführen: so hat man Gehalte an Commis ausgezahlt, die nie schreiben konnten, eine geographische Karte verrechnet, die nie gemacht worden ist; man hat simulirte Beerdigungen angestellt, um daraus Nutzen zu ziehen, Bücher verfälscht, überhaupt das Land nach dem großartigsten und betrügerischsten Plane geplündert. Wie bei allen Sachen, steht auch hier das Lächerliche neben dem Ernsten. Unter dem Kapitel der Ausgaben erscheint nämlich die Lieferung von Holz für die Geschwornen. Man kennt die Manie der Schüler und einiger Künstler, in jeden harten Gegenstand, der sich ihnen darbietet, zu schneiden. Was in andern Ländern bloß Privilegium der Kinder und einiger exzentrischen Menschen ist, ist in Amerika eine wahre Krankheit. In dem Kongreßsaale tragen deßhalb die Weibel immer Sorge, jedem Mitgliede eine gewisse Anzahl schöner und für das Gefühl angenehmer Stükchen Holz zu geben, welche die Mitglieder während der langen politischen Reden jeder nach seiner Art zerstükeln. Ausgaben dafür kommen unter die Büreaukosten und sie sind um so mehr gerechtfertigt, da sonst am Schlusse einer Sizung nichts mehr von Stühlen und Tischen übrig wäre. Bei den Geschwornen scheint dieses Verfahren noch nicht Mode gewesen zu sein, und dieselben haben die aus Holz bestehenden Gegenstände so arg zugerichtet, daß man nöthig gefunden, den parlamentarischen Gebrauch auch bei ihnen einzuführen, und zu diesem Ende eine ziemlich bedeutende Summe für den Ankauf von Holz zur Verwandlung in Späne ausgesezt hat.

— New-York. Nach dem Bericht der Einwanderungskommissäre zu New-York sind bis zum 22. August zirka 82,990 Passagiere angekommen. Bis zu gleicher Zeit des vorigen Jahres betrug die Zahl 90,480.

— Bei einem neulich abgehaltenen Meeting der Deutschen von New-York wurde Dr. J. Fröbel zum Präsidenten gewählt.

— (Das gelbe Fieber.) Aus dem Sizungsberichte der Emigrations-Kommissäre zu New-York vom 1. August geht hervor, daß man eifrigst bemüht ist, das im Quarantäne-Hospital ausgebrochene gelbe Fieber zu bemeistern. Der Oberarzt zeigte an, daß er zu den bereits vorhandenen 51 Wärtern noch 10 andere in Dienst genommen. Im Ganzen befanden sich 99 Kranke in dieser Anstalt. Die Epidemie soll durch eine aus Havana angekommene Fracht Lumpen hervorgerufen worden sein. Nach neueren Berichten ist die Seuche im Abnehmen.

— Missouri. Dreißig Meilen oberhalb St. Louis verbrannte am 28. Juli der Dampfer „J. H. Larkin." Das Boot, welches zu 100,000 Dollars veranschlagt wurde und zu nur 50,000 Dollars versichert war, ging mit sammt der Ladung, gänzlich verloren. Die Mannschaft rettete sich.

— Illinois. Die New-Yorker Handelszeitung meldet: „Während Heker, einer der Führer der republikanischen Partei, auf einer Rundreise begriffen war, um für Fremont Propaganda zu machen, zündeten einige Schurken der demokratischen Partei seiner Familie das Haus an, welches mit fast allen Mobilien, Kleidern und Küchengeräthschaften in Asche lag, ehe Hülfe geleistet werden konnte. Hekers Schaden beträgt über 4000 Doll.

— Kalifornien. Nach den neuesten Berichten aus Kalifornien ist der Sicherheitsausschuß noch immer in Thätigkeit. Zwei Personen wurden gehängt, viele verhaftet; einer derselben hatte das Verbrechen schon vor einem Jahre begangen und war unter den frühern Verhältnissen ungestraft geblieben. Versuche zu Mordbrennereien waren in San Franzisko und Sakramento gemacht worden und werden ohne Zweifel mit summarischem Verfahren bestraft werden.

— (Eine Hinrichtung.) Alta Californian enthält einen ausführlichen Bericht über die Hinrichtung der beiden vom Sicherheitsausschuß verurtheilten Mörder Hetherington und Brace. Der erstere hielt mit dem Strik um den Hals folgende Rede: „Meine Herren! Sie mögen mich für einen hartgesottenen Sünder halten; aber hier stehe ich kaltblütig, unbekümmert und frei, im Begriff, vor meinen Schöpfer zu treten. Nach meinem Wissen habe ich keinen Tag meines Lebens so zugebracht, daß ich mich fürchten müßte, vor meinen Schöpfer zu treten. (Zu dem Stenographen gewendet: Haben Sie den Satz?) Der Bischof Kipp ist alle die Zeit — (Brace, einfallend: Mach, daß du fertig wirst!) Ich bin heute nicht reuiger als je in meinem Leben. (Brace: Mach schnell, altes Pferd!)"

— Minnesota. Die Einwohner von St. Paul haben das Beispiel Kaliforniens nachgeahmt und einen Sicherheitsausschuß gebildet, um Gauner und verdächtige Personen, die sich bekanntlich in neuen Niederlassungen zu sammeln pflegen, auszuretten oder zu vertreiben.

— Kansas. (Der Bürgerkrieg) Die Gegner der Sklaverei, unterjocht und gedemüthigt, wie sie seit der Sprengung ihres Hauptquartiers Lawrence (im Mai) waren, haben allmälig durch einige Zuzüge aus dem Norden — die, da die Grenze von Missouri von der Partei der Sklavenhalter versperrt war ihren Weg durch Jowa und Nebraska nahmen — neue Kraft gesammelt und die Offensive ergriffen, um einem im umfassendsten Maßstabe vorbereiteten Angriffe Seitens der Missourier vorzubeugen. Sie haben durch neue Gewaltthaten aufgereizt, einige befestigte Blokhäuser, die den Gegnern als Waffendepots dienten, erstürmt und geschleift, sollen sich sogar, den lezten Berichten zufolge, des Fiekens Lecompton, wo die Territorialbehörden ihren Siz hatten, bemächtigt und die dort von Bundestruppen verwahrten politischen Gefangenen befreit haben. Die Missourier Blätter geben haarsträubende Schilderungen von allen diesen Vorgängen, können indessen trog der krampfhaftesten Anstrengungen die Zahl der dabei Umgekommenen nicht über ein halbes Duzend hinauslügen. Wie unbedeutend indessen auch die stattgehabten Konflikte bei genauerer Betrachtung erscheinen mögen, so sind sie hinlänglich, um in den Missourier Grenzbezirken eine an Fieberwahnsinn grenzende Aufregung hervorzurufen. Der Ruf zu den Waffen erschallt überall; Truppen werden geworben, Gelder gesammelt und eine „Armee" von 2000 Mann soll auf dem Punkte stehen, in Kansas einzufallen, um „alle Abolitionisten hinauszufegen", wie sich das „Leavenworther Journal" ausdrükt. „Kein Pardon, sondern Krieg bis zur völligen Vertilgung der Frevler sei die Losung", ruft dieses Blatt am Schluß eines flammensprühenden Artikels aus, und ähnlich tanten die Mahnungen, womit David Atchison, der Ex-Vicepräsident der Vereinigten Staaten, zu den Waffen ruft. Arge Stürme scheinen bevorzustehen und es ist nichts Unmögliches, daß der Kampf, wenn einmal begonnen, sich über die Grenzen von Kansas hinauserstrekt. Kämen die Freistaat-Männer in's Gedränge, so würden sie sich wahrscheinlich nach dem im Norden angrenzenden Territorium Nebraska zurükzuziehen und unter den dortigen Ansiedlern Verbündete suchen. Daß aber die Missourier sich nicht um Grenzsteine kümmern, haben sie schon zu deutlich bewiesen.

Zentralamerika. (Lehrer Altermatt†.) Aus fernem Welttheil ist gestern die erschütternde Kunde von dem Hinschied eines braven Schweizers nach Zürich gekommen. Man erinnert sich, daß Martin Altermatt, der viele Jahre in Zürich aufs treuste den Lehrerberuf ausgeübt, im Juni d. J. ausgewandert ist, um in der zentralamerikanischen Republik Costa Rica ein Asyl zu suchen, das nicht nur seiner zahlreichen Familie, sondern mit der Zeit manchem Landsmann eine Heimat werden sollte. Mit den schönsten Hoffnungen zog er aus; die menschliche Berechnung hatte Alles aufs gewissenhafteste vorbereitet; die besten Wünsche aller, die ihn kannten, begleiteten ihn. Aber eine höhere Hand hatte es anders gefügt: der vielgeprüfte Mann sollte in der neuen Welt nur ein Grab finden. In San Thomas holte er sich das gelbe Fieber und am 8. August erlag er demselben in Panama, fern von dem ersehnten Ziel, fern von den Seinen. Er ist einen schönen Tod gestorben, gleich dem Krieger, im Kampfe treuer Mühen und Sorgen für die Seinen und sein Vaterland. Sein Herz hat die langverdiente Ruhe gefunden. Den Seinen aber wird Gott die Gnade verleihen, daß sie dem schweren Schlag nicht erliegen. Die Freunde des Heimgegangenen werden ihnen ihr Leid redlich tragen helfen. (Eidg. Ztg.)

— Nicaragua dürfte jezt leicht in Verwillungen mit den Vereinigten Staaten gerathen. In Leon wurde nämlich der nordamerikanische Konsul Livingston von der Partei des Expräsidenten Rivas erschossen.

— Die neuesten amerikanischen Blätter bestätigen, daß Truppen aus San Salvador und Guatemala unter dem General Cabanano in Nicaragua eingefallen sind und Leon besezt haben. Obrist Salisar und mehrere Eingeborne sind wegen Verrätherei gegen die Walkersche Regierung erschossen worden, und Papiere, die bei Salisar gefunden wurden, sollen Walker bewogen haben, dem englischen Konsul in Leon das Exequatur zu entziehen. Ein Bericht sagt, daß der amerikanische Konsul als Repressalie für die Hinrichtung Salisars erschossen worden sei. Von Walker war ein anderer Gesandter nach Washington unterwegs.

Südamerika. Argentinische Republik. In Santa Fé hat sich die Furcht vor einem allgemeinen Bürgerkrieg für einmal wieder gelegt. Der neue Präsident hat den Kolonisten die Erfüllung der Versprechungen seines Vorgängers zugesagt.

Inserate und Anzeigen.

Lebens- und

Renten-Versicherungs-Sozietät

Hammonia in Hamburg.

Garantie-Aktien-Kapital:

Eine Million Mark Banko.

Lebens-, Renten- und Aussteuer-Versicherungen jeder Art werden unter den vortheilhaftesten Bedingungen abgeschlossen.

Die Beiträge sind auf's Billigste gestellt und können selbst monatlich entrichtet werden.

Zur Franken 3750, zahlbar beim Tode, beträgt die monatliche Prämie, wenn der Versicherude beim Eintritt alt ist:

20 Jahre:	30 Jahre:	40 Jahre:	50 Jahre:
Fr. 5. 54.	Fr. 7. 13.	Fr. 9. 43.	Fr. 13. 43.

Die Gesellschaft versichert zugleich das **Leben bei Uebersiedelung nach transatlantischen Ländern gegen die Gefahren der Seereise und des fremden Klima's und schließt Versicherungen gegen Kriegsgefahren ab.**

Besondere Vortheile gewährt die Hammonia bei der Versicherung von Luststeuer- und Versorgungs-Kapitalien, welche neugetroffenen Bestimmungen zufolge für Kinder und jugendliche Alter auf jede beliebige Lebensperiode gegen ermäßigte Beiträge erworben werden können. Um beispielsweise ein bei Vollendung des zwanzigsten Lebensjahres zahlbares Ausstattungskapital von Fr. 3750 zu versichern, sind für ein im ersten Lebensmonate stehendes Kind an jährlicher Prämie Fr. 116. 25 erforderlich, welche Prämie sich auf nur Fr. 129. 16 in dem Falle erhöht, wenn bei einem frühern Tode des versicherten Kindes alle gemachten Einzahlungen von der Gesellschaft zurückerstattet werden sollen.

Auch Aussteuer-Versicherungen mittelst Beitragszahlungen eines Versorgers, wobei jede fernere Beitragspflicht aufhört, sobald lezterer stirbt, sind nach Wunsch gestaltet und können zu äußerst mäßigen Prämien abgeschlossen werden.

In gleich günstiger Weise versichert die Gesellschaft Leibrenten, Alters- und Wittwenpensionen nach festen Tarifsäzen. Für eingezahlte 3750 Fr. z. B. werden beim Eintrittsalter von 50 Jahren zirka Fr. 262. 50, beim Eintrittsalter von 55 Jahren zirka Fr. 300 und beim Eintrittsalter von 63 Jahren zirka Fr. 375 alljährlich bis an's Lebensende als Leibrente gezahlt.

Statuten, Prospekte, Antragsformulare, sowie jede gewünschte Auskunft ertheilt bereitwilligst und gratis

Der Generalagent in Zürich:

C. de Paravicini

und dessen Agenten.

Einladung zur Bestellung.

Der

„Staufacher"

beginnt mit nächstem Weinmonat seinen dritten Jahrgang und wird, wie bisher, dem Leser so viel Gutes bieten, als in unsern Kräften steht. Er ist ein durchaus unabhängiges Blatt und geht beharrlich auf dem kürzesten und geradesten Wege zum Ziele vor: ein glückliches würdiges Dasein für das ganze Volk und alle Einzelnen. Er ist ein abgesagter Feind jeder Lüge, darum auch der Scheinfreiheit. Natürlich muß ihm sein rücksichtsloses Vorschreiten viele Feinde erweken: aber wir wenden uns an Euch, ihr unabhängigen Geister und ihr alle, die ihr ein offenes Wort zu ertragen vermöget: laßt das Banner nicht sinken, das wir entfaltet haben! Und du, o Volk, steinige uns wenigstens nicht, weil wir, ohne Hoffnung auf Dank und Lohn, nur dein Bestes wollen.

Der „Staufacher" erscheint bei Buchdruker J. Vogel in Glarus jeden Dienstag und Freitag; Preis halbjährlich 3 Fr. 50 Rp.; jährlich 6 Fr. franko durch die Schweiz. Bestellung bei allen Postämtern, bei der Expedition in Glarus, sowie beim Redaktor.

Feuilleton.

Schwarz und Weiß.

Von F. Gerstäker.

(Schluß.)

Draper sah ihnen lächelnd nach und murmelte, als sie hinter den Büschen der Niederung verschwanden, leise vor sich hin:

„Geht nur, ihr wakeren Männer, hezt eure Hunde und Pferde ab, um einen Menschen zu jagen; den aber, den ihr sucht, bringt ihr mir nicht mehr zurük. Hat er Glük, so kann er jezt schon bald in Illinois sein, und Mr. Peter Rollins mag ihm dort durchhelfen."

Zu seinem keineswegs freudigen Erstaunen entdekte übrigens Mr. Pitt, nach eingenommenem Frühstük die Abwesenheit seines Pferdes, die er sich gar nicht erklären konnte, da das Thier sonst noch nie in der Nacht den Trog verlassen hatte, an dem es gefüttert worden und das Fortlaufen eines Pferdes in solchem Wetter doppelt unwahrscheinlich wurde, wo im Gegentheil alles zahme Vieh gern die Nähe menschlicher Wohnungen aufsucht. Hier half aber weiteres Besinnen nicht und er mußte, wollte er die Betversammlung heute nicht versäumen, Mr. Draper's Vorschlag annehmen, der ihm eines seiner Pferde zum Gebrauch überließ und den Goldfuchs zu suchen versprach, sobald er selbst zurükkehren würde. Die beiden Männer ritten auch zusammen voraus, und nur Hennigs blieb bei den Damen zurük, um diese, die erst noch Manches zu ordnen wünschten, später zu begleiten.

Kaum schlossen sich nun die Büsche hinter dem Friedensrichter und seinem Gefährten, als sich der junge Farmer, der ihr Fortreiten durch eine Spalte der Hütte beobachtete, mit triumphirendem Blik gegen die Matrone wandte. Die arme Frau hatte aber nur mit fürchterlichster Kraftanstrengung bis dahin, und so lange die Fremden zugegen gewesen, ihre äußere Unbefangenheit und Ruhe behaupten können, jezt, da der Zwang aufhörte, ließen auch ihre Kräfte nach, und das Antlig in den Händen bergend, sank sie zitternd auf einen Stuhl nieder und schluchzte laut.

„Mutter!" riefen die beiden Mädchen, und sprangen an ihre Seite: „liebste, beste Mutter!"

„Mrs. Draper!" bat Hennigs, „beruhigen Sie sich doch; schmerzt es Sie denn, daß Sie ein Menschenleben gerettet haben?"

Die Matrone bedurfte einige Zeit, ehe sie sich wieder sammeln konnte; endlich blikte sie mit den thränenden Augen zu dem jungen Mann auf, und sagte leise:

„Sie haben mich hart gestraft, Hennigs, ich werde gewiß in recht, recht langer Zeit nicht den gestrigen Abend vergessen, habe ich aber gefehlt, so mag mir Gott die Sünde vergeben, ich konnte nicht anders. — Ach, unser Herz ist ja so schwach, und weiß wohl oft selbst nicht, wo es irrt und wo es recht handelt. — Wie ist der arme Junge entkommen, und ist er überhaupt gerettet?"

„Er hat Pitt's Pferd mitgenommen," lachte Hennigs, „dem „Niggerfresser" kann das übrigens nichts schaden. Ben muß gestern Abend doch natürlich Alles mit angehört haben, was er über ihn und seine Race sagte, und da verdenk' ich's ihm gar nicht, daß er sich ein Bischen an ihm gerächt hat."

„O, das thut mir leid, das thut mir sehr leid," seufzte die Matrone, „hätten Sie das nur verhindern können; ich würde ihm ja so gerne eins unserer besten Pferde überlassen haben."

Hennigs schwieg und sah vor sich nieder; jezt nahm aber Lucy das Wort, und rief:

„Er hat's verhindern wollen, Mutter, er hatte ihm schon sein eigenes, einziges Poney gegeben, ich weiß es, aber die Ankunft der Fremden trieb den Flüchtling wieder zurük. Erst später, als Alle hier im Hause waren, muß der Negerknabe zurükgekommen sein, noch einmal mit Lebensgefahr das Pferd seines Retters gegen das seines Feindes umzutauschen."

Hennigs reichte ihr die Hand hinüber und flüsterte:

„Ich danke ihnen für das freundliche Wort, Lucy: jener Neger scheint aber in der That Rüksicht auf mein Eigenthum genommen zu haben; er ließ selbst meinen Sattel zurük, den er durch darüber hingelegte Bretter vor dem nächtlichen Regen schüzte, während er sich selbst mit der schlechtesten alten Satteldeke begnügte, die er in der Geschwindigkeit finden konnte."

Wird er aber entkommen?" frug Sally ängstlich.

„Den seh'n wir nicht wieder," lachte der junge Farmer, „seine Verfolger glauben ihn nördlich, weil er auch zu Fuß und ohne Paß gar nicht anders hätte fliehen können, er ist aber jezt in anderer, als der in der Zeitung beschriebenen Kleidung, beritten und mit einem guten Paß östlich, gerade dem Mississippi zugeflohen. In St. Louis wird er sich übersezen lassen, und einmal in Illinois, droht ihm unter diesen Verhältnissen keine Gefahr weiter. Der Goldfuchs ist ohnedem ein Prachtpferd, und muß ihn bald seinem Ziel entgegen tragen."

„Und Canada liefert ihn nicht wieder aus?"

„Nein, wahrlich nicht; einmal dort, bringt ihn ganz Amerika nicht wieder in Banden; aber wollen wir nicht aufbrechen?"

„Ach, Mr. Hennigs, werde ich dem Prediger so frei in's Auge sehen können?" sagte Mrs. Draper seufzend.

„Frei und klar!" rief der junge Mann, „wie Sie Ihr Auge zu dem heute ebenso rein auf uns niederlächelnden Himmel heben können. Wie haben zwar alle gegen die Gesezе des Staates, aber, wie ich es fest überzeugt bin, nicht gegen die Gesezе Gottes gehandelt, und die einzige Bedenklichkeit, die ich jezt bei der ganzen Geschichte habe, ist die, daß wir nicht entdekt werden. Doch auch das hat keine Gefahr, und so wollen wir uns die schöne Zeit nicht selbst mit unnüzer Sorge und Noth verderben. — Ist denn Lucy jezt mit mir zufrieden?" flüsterte er dann, und bog sich leise zu dem schönen Mädchen nieder.

„Sie sind ein guter Mensch!" sagte die Jungfrau, und reichte ihm errötend die kleine Rechte.

Acht Wochen mochten etwa nach den oben beschriebenen Vorfällen entschwunden sein, der junge Hennigs hatte um Draper's ältestes Töchterlein angehalten, und dieses auch, da in dem schönen Lande der Freiheit die Herzen, die sich lieben, nicht erst eine hohe Polizei zu fragen brauchen, ob sie auch einander angehören dürfen, als sein braves Weib in die selbstgegründete Heimath geführt. Um aber nicht so weit entfernt von den Schwiegereltern zu wohnen, so waren die beiden Männer übereingekommen, das einmal von Draper durch seine erste Niederlassung in Beschlag genommene Land gemeinschaftlich anzubauen, und die schweren Aexte der wakeren Hinterwäldler hatten sich denn auch schon recht tief und erfolgreich in den stillen Frieden des Waldes hineingearbeitet.

Mit Hülfe des Feuers, das die niedergeworfenen Riesenstämme verzehren mußte, dehnte sich ein recht stattliches Feld zwischen den beiden einander gegenüber stehenden Blokhütten aus, und von den Nachbarn angekauftes Vieh theilte der kleinen Farm jene eigenthümliche, gemüthliche Lebendigkeit mit, ohne die selbst die bedeutendste Niederlassung doch nur eine Einöde sein würde.

Da hielt eines Sonntags Morgens, gerade als sich die kleine Familie um den reinlich gedekten Tisch gesezt hatte, auf dem saftiges Hirschfleisch, braun gebakenes Maisbrod und die dampfende Kaffekanne zum lekeren Mahl einluden, ein Reiter vor der Thüre der Hütte, und beide Männer sprangen gleich schnell und erstaunt von ihren Sizen auf; denn kein Anderer war es, als Squire Pitt auf — seinem Goldfuchs.

Er wurde augenblitlich hereingenöthigt, und sollte nun schnell erzählen, wo er das Pferd wieder bekommen habe, das seit jenem stürmischen Abend nirgends wieder gesehen worden war; Pitt aber, der schon mehrere Stunden geritten sein und nicht unbedeutenden Hunger verspüren mochte, wollte sich auf keine Erläuterungen einlassen, ehe nicht das Tischtuch abgeräumt wäre; ein Stuhl ward ihm also rasch herbeigerükt, und unser Friedenbrichter ließ dann auch der Kochkunst der jungen Frau alle nur mögliche Gerechtigkeit widerfahren. Dann erst, als das Geschirr beseitigt und der Tisch zurükgeschoben worden, löste sich seine Zunge, und halb in Entrüstung über die Frechheit des Erlebten, halb aber auch froh darüber, sein vortreffliches Pferd, und noch dazu in so gutem Zustande wieder erhalten zu haben, theilte er jezt den ihm aufmerksam Zuhorchenden mit, auf welche wunderliche Art er wieder zu seinem Eigenthum gekommen sei.

„Denken Sie nur, Ladies," erzählte er, „gestern Abend size ich ruhig in meinem Zimmer und bin entsezlich müde; denn ich hatte mich den ganzen Tag im Sattel herumgetrieben; da knurrt auf einmal mein kleiner Feist, der bei mir im Hause schläft, und ehe ich nur aufstehen kann, tritt auch schon, wer anders als der Postmeister vom nächsten Städtchen drüben, zu mir herein. Erst glaubte ich, er käme auf der westlichen Ansiedelung und wollte zu Hause reiten; aber Gott bewahre, er sagte, er brächte mir etwas, faßt mich beim Arm, führt mich vor die Thür und zeigt mir — meinen eigenen Fuchs, der leibhaftig vor mir steht und mich anwiehert. Ladies, es ist zwar nur ein Vieh, aber ich fiel ihm vor lauter Freuden um den Hals und wollte eben anfangen zu fragen, wem in aller Welt ich das Wiedererlangen meines Eigenthums verdanke, als er mir einen Brief übergab und mir sagte, ein Mulatte hätte das Pferd da nach St. Louis gebracht, dort sich nach unserm Postoffice erkundigt und dann einen Boten gemiethet, der Beides — Pferd und Brief — in unsere Ansiedelung brachte. Das war nun schon an und für sich merkwürdig, das Merkwürdigste aber ist der Brief."

„Von wem?" riefen Alle zugleich.

„Ja, das rathen Sie einmal!" sagte der Kleine, indem er beide Arme vor sich auf die Stuhllehne stemmte und ein verzweifelt geheimnißvolles Gesicht machte; „aber geben Sie sich nur keine Mühe, Sie rathen es im Leben nicht, denken Sie nur, von Ben, dem von Wallis entflohenen Nigger."

„Konnte denn der schreiben?" frug Draper ungläubig.

„Nein, das konnte er allerdings nicht," sagte der Friedensrichter, „er hat auch nur sein Zeichen, eine Art Kreuz, darunter gemacht, das ist aber einerlei, ein anderer Nigger hat's für ihn, von Canada aus, geschrieben."

„Von Canada aus?"

„Ja, von Canada: die Bestie ist glüklich, Gott nur weiß freilich auf welche Art, nach Canada entkommen; das ist aber ein neuer Beweis, wie wir den Engländern so bald als möglich ein Land abnehmen müssen, das uns ernstlich, nach der ganzen Natur der Sache, angehört, und durch das die Bürger der Vereinigten Staaten schon so unendlichen Schaden erlitten haben."

„Aber was steht in dem Brief?" frug Sally neugierig.

„Der ist „kurz und süß," wie die Yankees sagen," brummte der Friedensrichter, „noch dazu von einem verwünschten Nigger selbst geschrieben, der sich einen „freien canadiensischen Bürger" nennt und mich — wenn ich die Canaille nur hier hätte! — herzlich grüßen läßt."

„Nun, das ist doch freundschaftlich," lachte Hennigs.

„Freundschaftlich? der schwarze Lump nennt mich sogar sein „liebstes, bestes Pittchen" und bittet mich ich möchte ihn, wenn ich einmal nach Toronto käme, doch auf jeden Fall besuchen."

„Aber Ben? was schreibt Ihnen denn Ben, bester Mr. Pitt!" bat Sally.

„Ih nun, daß er an dem Abend meinem Pferd im Walde begegnet und überzeugt gewesen sei, ich würde mir ein Vergnügen daraus machen, es ihm auf wenige Wochen zu überlassen, — der Schuft! — er kenne mein gutes Herz, sagt er, und wünsche mir nur die Verwirklichung des Segens, den die Neger meiner Nachbarschaft schon seit Jahren auf mich herabgefleht hätten; als ob ich nicht wüßte, daß mich die schwarzen Hallunken alle wie die Pest haßen."

„Und das Pferd?"

„Hat er, Gott weiß durch welche Gelegenheit, nach St. Louis gesandt; es wundert mich übrigens doch, daß ein Nigger ein gestohlenes Pferd zurükschikt."

„Und sollte es unter den Negern nicht auch brave ehrliche Leute geben?" frag Mrs. Draper vorwurfsvoll.

„Hm, ja, Madame, mögen da nicht ganz unrecht haben," sagte der kleine Friedensrichter und machte sich fertig, nach Hause zurükzukehren: „das eine Beispiel spricht wenigstens dafür; doch, ich weiß nicht, es ärgert mich auch wieder, daß uns der schwarze Schuft so zum Narren gehabt hat. Nun, ich will jezt einmal zu Wallis hinüber und den von der glüklichen Flucht seines Sklaven in Kenntniß sezen. Wird sich auch unmenschlich darüber freuen, ist ein kleiner Verlust für ihn von achthundert Dollar."

Der kleine Friedensrichter bestieg seinen schönen Goldfuchs, den er von diesem Augenblik an Ben nannte, und ritt zum „Squire Wallis" in's nächste County, — den aber sollte er nicht mehr unter den Lebenden antreffen. Ein von ihm mißhandelter Mulatte hatte in Rache und Wuth eine Spizhake ergriffen und diese seinem Master in die Schulter gehauen; eine Stunde später war er todt. Der Mulatte floh nun zwar nach der That dem Missouri zu und wollte diesen durchschwimmen, konnte aber der reißenden Strömung desselben nicht widerstehen, und sank in demselben Augenblik unter, als seine Verfolger das Ufer erreicht hatten und eben noch sahen, wie sich die Fluth über ihm schloß.

Das Alles schien übrigens einen höchst wohlthätigen Einfluß auf den Richter Pitt ausgeübt zu haben, er behandelte von da an seine Neger viel besser und freundlicher, und es soll in neuerer Zeit keinem eingefallen sein, ihn den „Negerfresser" zu nennen.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 39. | Samstag den 27. September. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | 1856.

Abonnements-Einladung.

„Der Kolonist" ladet hiemit zu zahlreichem Abonnement auf das nächste Quartal ein.

Der „Kolonist" ist ein Organ für die schweizerische Auswanderung und bespricht als solches sowohl die allgemeinen Verhältnisse derselben, als er namentlich Mittheilungen über sämmtliche Länder bringt, welche ihr Ziel sind. Neben Nordamerika, das dem Europamüden leider schon seit längerer Zeit trübere Aussichten bietet, wird er die Blike seiner Leser wie bisher vorzugsweise auf Brasilien lenken. Er wird fortfahren, nach bestem Wissen und Gewissen vor der Uebersiedlung nach solchen Ländern zu warnen, in welchen den schweizerischen Auswanderer statt dem geträumten und ihm vorgespiegelten Glük nur Elend und Verderben erwarten, wozu immer noch reichliche Gelegenheit geboten ist. — In einem unterhaltenden Feuilleton bringt er Erzählungen, Schilderungen ꝛc. aus jenen Ländern, nach welchen die schweizerische Auswanderung geht.

Der „Kolonist" kostet halbjährlich 2 Fr., vierteljährlich 1 Fr., mit der Post franko durch die ganze Schweiz. Eine Vergleichung unseres Blattes mit der in Bern wöchentlich erscheinenden Auswanderungszeitung ergibt, daß es mehr als doppelt so billig ist, da die Abonnementsgebühr des „Kolonist" bei um die Hälfte größerm Format und viel gedrängterm Saz doch nur zwei Drittheile von dem Preise jener beträgt.

Den bisherigen Lesern wird unser Blatt auch ohne besondere Bestellung wieder zugesandt und die Gebühr nachgenommen. Neue Abonnenten mögen sich an das nächgelegene Postamt wenden oder in frankirten Briefen an die

Expedition des „Kolonist"
in Lichtensteig.

Die Provinz Rio de Janeiro.

Die Provinz Rio de Janeiro wird im Norden von den Provinzen Espiritu Santo und Minas Geraes, im Westen von San Paulo, im Osten und Süden vom atlantischen Ozean begrenzt. Sie liegt noch ganz in der heißen Zone; der Wendekreis des Steinboks geht nahe bei ihrem südlichsten Punkte vorbei. — Ihre Oberfläche ist gebirgig und, den angebauten Boden abgerechnet, größtentheils mit Urwald bedekt; ausgedehnte Campos gibt es im Westen des Parahybathales, sonst sind sie selten. Vom Küstengebirge, Serra do Mar, welches sich von Südwest nach Nordost der Länge nach durch die Provinz zieht, wird diese in zwei Theile getrennt, einen südlichen mit wenig bedeutenden Küstenflüssen und einen nördlichen, welchen der Parahyba do Sul durchströmt. Dieser Fluß kommt aus San Paulo und ergießt sich bei der Villa de San Joao in's Meer; sein Lauf ist wohl hundert Meilen lang. — Zu der Serra do Mar gehört auch das sonderbar aussehende Orgelgebirge, Serra dos Orgaos, im Nordosten der Residenzstadt, eine mannigfaltig durchschnittene, zu steilen, den Orgelpfeifen ähnlichen Spizen aufsteigende Bergreihe. An der nordwestlichen Grenze reicht die Serra de Mantiqueira in die Provinz herein. Das Vorgebirge Capo Frio ist bemerkenswerth als äußerste Ostspize des südlichen Theils von Brasilien, von der aus sich die Küste nach Norden und nach Westen wendet.

Die Gebirgsgegenden abgerechnet, ist im Allgemeinen das Klima der Provinz Rio de Janeiro durchschnittlich heißer, als das von Minas Geraes, jedoch ebenfalls gesund, einige tiefe feuchte Thäler und sumpfige Gegenden in der Nähe der Meeresküste ausgenommen. Entfernt man sich aber von diesen aus nur einige Meilen bis zu den Abhängen des Küstengebirges, so wird hier das Klima schon zuträglich, sogar für europäische Familien, die Akerbau treiben.

Die Bodenerzeugnisse sind, die höhern Gebirgsgegenden abgerechnet, die gewöhnlichen der wärmeren Provinzen; der Plantagenbau auf Kaffee und Zuker nimmt die erste Stelle ein. Hervorragend vor den meisten Provinzen ist aber die Industrie, welche sich mit der Verarbeitung der Produkte des Thier-, Pflanzen- und Mineralreiches beschäftigt. Nach dem Berichte einer amtlichen Kommission über den Bestand der brasilianischen Industrie gab es schon im J. 1853 in der Provinz Rio de Janeiro folgende Fabriken und Werkstätten, von denen weitaus die meisten in der Hauptstadt und deren nächster Umgebung: 8 Tabak- und 120 Cigarrenfabriken, neben vielen kleinern 4 größere Baumwollspinnereien und Webereien, 2 größere Leinwandmaschinen, 6 bedeutende Gerbereien, 12 größere Sattlereien, 36 Talglichterfabriken in der Hauptstadt allein, mehrere Wachs- und Stearinkerzenfabriken, zahlreiche Töpfereien, 3 große Eisenschmelzen, von denen eine der bedeutendsten die Fabrik Porta da Area ist, welche gleichzeitig einen sehr bedeutenden Schiffsbau betreibt und letztes Jahr 411 Arbeiter, darunter 164 Fremde, 117 Brasilianer und 130 Sklaven beschäftigte. In der Hauptstadt gab es 46 Schmieden und Schlossereien, 5 Waffenschmiedewerkstätten und 18 Werkstätten von Maschinenbauern; — mancher anderen in dem Berichte aufgeführten minder wichtigen oder weniger zahlreich vertretenen Gewerbe nicht zu gedenken. Neuere Nachweise über die brasilianische Industrie stehen uns leider nicht zu Gebot; es ist aber nichtsdestoweniger Thatsache, daß dieselbe in den lezten drei Jahren sehr bedeutend zugenommen hat.

Rio de Janeiro, die Hauptstadt des ganzen Reiches, Residenz des Kaisers, Siz eines Bischofs und Versammlungsort der Generalversammlung, liegt auf einer erhabenen Landzunge an der gleichnamigen Bay, eine Stunde vom Eingange des Hafens entfernt, am Fuße mehrerer Berge. Die Stellung dieser Berge um Rio Janeiro herum bewirkt, daß das Klima im Sommer sehr heiß ist, viel heißer als das des 10 Grade nördlicher liegenden Bahia, weil der Zutritt erfrischender Winde dadurch beeinträchtigt ist. Die Stadt ist eine Stunde lang und hat zwar gerade, sich in rechten Winkeln durchschneidende, mit Trottoirs versehene, aber größtentheils schmale Straßen, worunter die Hauptstraße, Rua de Direito genannt, eine der schönsten und breitesten ist. In dieser stehen das schöne Gebäude der Bank, das große Zollhaus und die kaiserliche Kapelle. Die Rua do Ouviedo zeichnet sich besonders durch ihre reichen Kaufläden aus und ist täglich von sechs bis neun Uhr Abends der Versammlungsort der schönen Welt. Rio zählt viele prächtige Häuser; indessen ist gerade der kaiserliche Palast, auf einem viereken mit einem Obelisken gezierten Plaze, ein ziemlich unansehnliches Gebäude. Es befinden sich in der Stadt fünf Klöster und fünfzig Kirchen und Kapellen, von denen die neue Domkirche die schönste ist. Andere bemerkenswerthe Gebäude und Anstalten sind: ein Seearsenal, eine öffentliche Bibliothek mit 70,000 Bänden, eine Militärakademie, eine Akademie der schönen Künste, eine medizinische Schule, ein Priesterseminar, eine Marineakademie und Marineartillerieschule, ein großes Lyzeum oder Kollegium, eine Münze, das große Krankenhaus Misericordia, das von barmherzigen Schwestern bedient wird und mit dem ein Irren- und Findelhaus verbunden ist, Sternwarte, Börse, Theater, Museum. Ein herrlicher Bau, eine Wasserleitung aus zwei Reihen Bogen bestehend, von denen die untere 42 Bogen hat, führt das Wasser von dem Berge Corcovado über ein reizendes Thal zu einem nahe bei der Stadt gelegenen Behälter, aus welchem alle Brunnen unterhalten werden. Am Meere entlang zieht sich ein schöner öffentlicher Spaziergang, Passeio publico genannt, zu dessen Reizen eine Anpflanzung merkwürdiger Gewächse nicht wenig beiträgt. Der eigentliche botanische Garten liegt aber drei Stunden von der Stadt. Es werden in ihm namentlich viele tropische Frucht- und Gewürzbäume gezogen, die sonst in Brasilien nicht einheimisch sind; besonders gedeihet der Brodfruchtbaum. Er enthält auch eine ansehnliche Pflanzung von chinesischem Thee. Allenthalben umgeben schöne Landhäuser und Gärten die Stadt. Die Umgegend, bis auf 1½ deutsche Meilen von der Stadt entfernt, ist, wie diese selbst, sehr gut beleuchtet. Rio de Janeiro hat einen der besten und geräumigsten Häfen der Welt. Er wird durch viele Forts und Festungswerke vertheidigt. Zu beiden Seiten seines schmalen Einganges stehen zwei nakte, mit Festungen gekrönte Granitfelsen. In der Bay liegen mehrere Inseln; eine davon, Cobras, ist ebenfalls befestigt und beschüzt mit ihren Kanonen die Stadt. Der Land- und Seehandel von Rio de Janeiro ist sehr groß

artig; er ist der Mittelpunkt des ganzen brasilianischen Verkehrs. Alle zivilisirten Nationen der Erde haben zahlreiche Vertreter unter dem dortigen Handelsstand. Von den dreimalhunderttausend Einwohnern sind etwa sechzigtausend Ausländer; viele Deutsche und Schweizer befinden sich darunter. Die leztern haben eine Hülfsgesellschaft gegründet, welche armen Landsleuten ihre Wohlthaten spendet und einen Fond von etwa 90,000 Franken besizt. Wie der Handel, so blühen auch die Künste und Gewerbe. Zu nennen sind außer den oben erwähnten noch die Juweliere und Diamantschleifer und von industriellen Geschäften die Segeltuch- und Zukerfabriken und die Wallfischthransiedereien. Auch in Wissenschaft und Bildung eifert Rio de Janeiro den großen europäischen Städten nach; es gibt gelehrte Gesellschaften, wie z. B. das historisch-geographische Institut, von dem auch der Kaiser Mitglied ist. Die Presse behauptet eine hervorragende Stellung; man hat täglich erscheinende, gut redigirte Zeitungen, so groß wie die Times. Das Theater weist namhafte Künstler auf. Außer dem Nationaltheater gibt es auch eine französische und eine italienische Oper. — Eine Legoa von der Stadt liegt das kaiserliche Lustschloß San Christovao mit großartigen landwirthschaftlichen Anlagen, einer Stuterei und einer sogenannten Schweizerei; und eine Stunde von der Stadt die große kaiserliche Pulverfabrik. — Nitheroy, oder Praia Grande, gegenüber von Rio de Janeiro, am Ufer der Bay, ist der Siz der Provinzialregierung und hat bedeutende Eisengießereien. — Cabo Frio, Stadt auf der Südseite des Sees Araruama, mit einer sehr schönen Kirche, einem Hafen und einer großen Salzraffinerie. — Angra dos Reys oder Ilha grande, Villa und Hafenort an der Bay von Angra, treibt einen bedeutenden Handel und zählt 4000 Einw. — Paraty, ansehnliche Villa an der Angrabai, mit einem Hafen. — Ilha grande und Marambaya, zwei bewohnte, vor der Angrabai gelegene Inseln, von denen die erstere viel Kaffee baut. — Vallao dos Veados (Hirschthal), ist eine von der „Gesellschaft zur Bekämpfung des Sklavenhandels und Beförderung der Kolonisation" im J. 1847 gegründete Kolonie, die aber erst seit neuester Zeit allmälig aufkommt. Sie liegt 3½ Legoas von der Stadt St. Fidelis und zählt 3—400 Kolonisten, ein buntes Gemisch von sieben Nationen, darunter aber nur wenige Deutche, mehr als die Hälfte sind Portugiesen. Die Gesellschaft gibt den Kolonisten alles zur Ansiedlung Nöthige auf Kredit, errichtet die Wohnungen und schlägt auf jeder Pflanzung die Hälfte des Waldes; dagegen verpflichten sich jene, die für sie gemachten Auslagen binnen drei Jahren zurükzubezahlen, wofür die Liegenschaft als hypothekarische Sicherheit dient und außerdem ein Pachtgeld von 1 Real für die Quadratbrassa Landes zu entrichten.

Von den deutschen und schweizerischen Kolonien der Provinz Rio de Janeiro ist die älteste

Neu-Freiburg, Novo Fryburgo. König Johann VI. faßte im J. 1818 den Plan, eine katholische Schweizerkolonie zu gründen, welche insbesondere den Zwek haben sollte, seinen brasilianischen Unterthanen als Muster und Vorbild für eine verbesserte Betreibung der Landwirthschaft zu dienen. Mit der Ausführung des Planes wurde der berüchtigte Gatschet betraut. Er sollte nicht mehr als 1500 Schweizer, aber lauter tüchtige, des Landbaues kundige Leute für die neue Kolonie auswählen. Statt dessen warb er nicht nur in der Schweiz, zumal im Kanton Freiburg und im bernischen Jura, sondern auch in Deutschland und Holland, über zweitausend Köpfe zusammen, worunter eine Menge arbeitsscheues Gesindel. In Holland wurden sie eingeschifft. Da die Schiffe weder auf eine so große Anzahl Leute berechnet, noch hinlänglich verproviantirt waren, so brachen auf der Ueberfahrt Krankheiten aus, die Viele wegrafften. Als im J. 1819 noch 1682 Köpfe auf dem Kolonielande ankamen, waren erst mangelhafte Vorbereitungen zu ihrer Aufnahme getroffen. Ein großer Fehler war auch, daß man den Kolonisten zur Bestreitung ihres Unterhaltes baares Geld bezahlte, das die Liederlichen in den von Spekulanten schnell errichteten Kneipen verprasten. Krankheiten waren wieder die Folge dieser Unregelmäßigkeiten. Manche von den Bessern ließen sich, um der herrschenden Unordnung zu entgehen und da auch der Boden von Neu-Freiburg sich als weniger fruchtbar erwies, anderswo auf bessern Ländereien nieder, z. B. in dem unfern gelegenen Canta-Gallo, wo Manche durch Kaffeebau wohlhabend, ja reich geworden sind. Im J. 1825 hatten schon nicht weniger als 645 Kolonisten Neu-Freiburg verlassen. Ein frischer Zuwachs war indessen im Jahr vorher der Kolonie durch 342 neu eingewanderte Deutsche zugekommen. Die Regierung verwendete im Ganzen etwa 3½ Millionen Gulden auf diese ihre Schöpfung, allerdings eine unverhältnißmäßig große Summe; indessen ist der dadurch erzielte Erfolg doch, wenn auch unter den anfänglich gehegten Erwartungen stehend, ein keineswegs unbedeutender und die Ausgaben würden sich belohnt haben, wenn eine bessere Lage für die Kolonie gewählt worden wäre. Jedenfalls hat die Unternehmung dem Lande den Gewinn gebracht, daß dadurch in einer Einöde ein Mittelpunkt für eine weitere Kolonisation entstanden ist, von dem aus manche blühende Niederlassungen gegründet worden sind und noch fortwährend errichtet werden. Von den Schweizern bei Canta-Gallo, welcher Ort nördlich von Neu-Freiburg liegt, haben wir schon gesprochen. Zwei Stunden von Canta-Gallo und 6 von Neu-Freiburg liegt die hübsche Niederlassung Penna zu beiden Seiten des gleichnamigen Flüßchens, die ebenfalls von Neu-Freiburgern Anfangs der Zwanzigerjahre angelegt wurde. Später kamen noch, wie in Canta-Gallo, Genfer und Waadländer dazu; alle befinden sich im Wohlstande. Eben so zahlreiche schweizerische Ansiedlungen finden wir in östlicher Richtung von Neu-Freiburg im obern Theile des Macahéthales. Die romantische Geschichte ihrer Entstehung mag hier an ihrem Plaze stehen.

Der Macahéfluß entspringt 20 Stunden von Neu-Freiburg, fließt aber in einer Entfernung von acht Stunden daran vorbei. Sein Gebiet zerfällt in drei Theile: Ober-Macahé, Cachoeiras (Wasserfälle) und Unter-Macahé. Die beiden ersten, die jezt von sehr wohlhabenden Schweizern, Deutschen, Franzosen und Engländern bewohnt sind, waren zur Zeit der Gründung und ersten Jahre von Neu-Freiburg noch eine völlige Wildniß; im untern hingegen, wo das Städtchen Macahé liegt, gab es brasilianische Pflanzungen. Im J. 1823 hatte man hier Spuren von Buschnegern, deren Wohnort man im obern Thale vermuthete. Als dieß in Neu-Freiburg bekannt wurde, beschloß der Major C. Sinner von Bern, mit 15—20 Mann, von einem der Gegend kundigen Mulatten geführt, die Maronneger in ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen. Nachdem die Schaar sich drei Tage lang unter großen Beschwerden durch den Urwald gearbeitet hatte, mußte sie unverrichteter Sache wieder umkehren. Ein zweiter Versuch gelang besser. Bevor man nach einem abermaligen Marsche von drei bis vier Tagen die Hütten der Neger entdekte, hatte ein Schweizer das Unglük, in eine von den Verfolgten gelegte Falle zu gerathen und sich den einen Fuß zu durchbohren. Das Dörfchen, das mit einer Art Stampfe von kleinen Feldern umgeben war, wurde umzingelt; die Buschneger, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, wollten sich zur Wehre sezen, ergaben sich aber, nachdem im raschen Angriff der Weißen zwei Neger erschossen worden. Ihr Häuptling, den Tod der Gefangenschaft vorziehend, schnitt sich in seiner Hütte den Hals ab. — Die Schweizer, denen die schöne Gegend gefiel, nahmen sie in Beßz und auf der Stätte, wo die Hütte des Buschnegerhäuptlings gestanden hatte, erbaute sich Marchon, ein ehemaliger Schulmeister aus dem Kanton Freiburg, sein Haus und legte eine Pflanzung an, die heute über 200,000 Franken werth ist. Dieses Gut ist noch nicht das bedeutendste am Macahé. Alle Ansiedler, welche damals arm dort ankamen, denn es waren sämmtlich Neu-Freiburger, sind jezt reich und bilden neben Canto-Gallo und Penna eine derjenigen ältern Ansiedlungen Brasiliens, wo das gesellschaftliche Leben am angenehmsten ist. *)

Gegenwärtig zählt die Kolonie Neu-Freiburg außer mehreren brasilianischen Familien etwa 15—1600 Einwohner, wovon ungefähr ⅔ Schweizer und ⅓ Deutsche. Sie besteht aus dem Städtchen Neu-Freiburg, drei kleinen Vorstädten und etwa 20 ländlichen Ansiedlungen bis auf zwei Legoas Entfernung. Die Gegend ist stark bewaldet, meben und an manchen Orten felsig und unfruchtbar. Sie ist so hoch gelegen, daß Bananen und Kaffee nicht mehr recht gedeihen. Die Anpflanzung von Mais, Bohnen und allerlei europäischen Gemüsen und Viehzucht sind die Hauptbeschäftigung der Einwohner. Ein anderer wesentlicher Erwerbszweig ergibt sich ihnen aus dem zeitweisen Aufenthalt von Sommergästen, besonders aus der Residenzstadt. Im Ganzen hat das Städtchen ein ziemlich ärmliches Ansehen. Gibt es auch manche wohlhabende Leute da, so fristen doch mehrere nur ein kümmerliches Dasein. Die schweizerische Hülfsgesellschaft in Rio de Janeiro legt für Arme, Waisen und Greise in Neu-Freiburg in einzelnen Jahren Fr. 3000 bis 3600 aus. Freilich mögen unter diesen von der edelmüthigen Gesellschaft Unterstüzten viele Unwürdige sein; denn es läßt sich denken, daß der Samen, den Gatschet in die Erde von Neu-Freiburg gebracht, nicht die besten Früchte getragen hat. Es wird eben Alles zusammenwirken: mangelhafte Betriebsamkeit der Einwohner, zu wenig fruchtbarer Boden und die Abwesenheit tauglicher und leichter Verbindungswege mit Rio. Sind leztere erstellt, ein thätigeres Geschlecht herangewachsen und neue lohnende Nahrungszweige eingeführt (der Theebau hat z. B. sehr günstige Aussichten), so kann wohl auch Neu-Freiburg zwar nicht zu großer Blüthe, aber doch zu besserem Gedeihen gelangen.

Pedropolis ist dem Alter nach die zweite (der Bevölkerungszahl nach die erste) der Kolonien in der Provinz Rio de Janeiro. Sie hatte in der Entstehung nicht mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen, wie Neu-Freiburg, oder dieselben machten sich wenigst ens nicht so fühlbar, Dank der Thätigkeit und Einsicht des Mannes, dem die Leitung der von ihm selbst entworfenen Unternehmung übertragen war. Dieser Mann war der seither verstorbene Major Köhler. Seinem kräftigen Geiste gelang es, die Ordnung unter den 2400 deutschen Kolonisten aufrecht zu erhalten, die, von der Provinzialregierung bestellt, im Juli 1845 auf einmal ankamen, ehe noch die Vermessungen vollendet und für hinlängliches Obdach so Vieler auf der Kolonie gesorgt war. Doch es ging rasch vorwärts und bald konnten die Meisten, die vorerst in mehreren Orten an der Bai von Rio warten mußten, in der neuen Stadt untergebracht werden. Den Kolonisten wurde Arbeit an den öffentlichen Bauten angewiesen, den verheiratheten zu 1200, den unverheiratheten zu 1000 Reis täglich. Für die Kosten der Ueberfahrt von Europa sollten den Leuten Abzüge vom Lohn gemacht werden, was aber, wenigstens in den ersten Jahren, nicht geschehen ist. Jeder Familienvater bekam ein Stük Land von 50 Klafter Breite und 100 Klafter Tiefe umsonst (später wurden, von der Ortschaft Pedropolis etwas weiter entfernt, auch größere Kolonien, von 72 Klafter Breite und 200 Tiefe, vertheilt), daneben achtjährige Abgaben- und Militärdienstfreiheit. Die Kolonie umfaßt mehrere Thäler, die fast alle bei der Stadt Pedropolis ausmünden. Sie liegt auf der Serra d'Estrella, 2200 Fuß über dem Meere und rechts und links von ihr erheben sich noch die Orgelberge 4000 Fuß hoch. Bei dieser Lage ist der Unterschied des Klima's von der benachbarten Reichshauptstadt, die in wenigen Stunden erreicht werden kann, sehr auffallend. In Pedropolis wollen Kaffee und Zuker schon nicht mehr gedeihen, während alle europäischen Früchte auf das Beste fortkommen. Wegen ihrer kühlern Luft ist denn auch die Kolonie ein beliebter Erholungsort für die Bewohner Rio's, welchen es die Umstände erlauben, in den ermattend heißen Sommermonaten die Stadt zu verlassen. Zahlreich sind die Landhäuser der Fluminenser, wie man bisweilen die Einwohner von Rio de Janeiro nennt. Das hervorragendste Gebäude ist aber das Lustschloß des Kaisers, dessen zeitweiliger Aufenthalt ebenfalls viele Gäste herbeizieht. So fehlt es den Kolonisten nicht an leichtem und lohnendem Absaz ihrer Produkte und sonst an allerlei Verdienst, namentlich finden Bauhandwerker und Taglöhner Arbeit an den zahlreichen öffentlichen und Privatbauten. Außer diesen sind an Gewerben in Pedropolis einheimisch Weberei, Bierbrauerei, Papier-, Uhren-, Eisen- und Oelfabrikation, Töpferei und besonders auch die Gastwirthschaft. Kramladen gibt es eine Menge, daneben auch drei große Handelsmagazine. Der Akerbau ist dagegen, abgesehen vom Gemüse- und Obstbau, wenig entwikelt, einmal weil Klima und Boden für die in Brasilien gewöhnlichen Kulturpflanzen nicht passen, dann weil die Einwohner mit den oben aufgezählten Beschäftigungen mehr verdienen. Auch sind die einzelnen Kolonien für eine ausgedehnte Landwirthschaft nicht groß genug und ist im Allgemeinen zu wenig ebener Boden vorhanden. Ueberhaupt ist das Kolonieland ziemlich dicht bevölkert und die Einwanderung kann nicht mehr bedeutend werden. Die Anzahl der seßhaften Deutschen in Pedropolis beträgt ungefähr 3000, von denen ⅔ der katholischen und ⅓ der protestantischen Konfession angehören. Im Jahr 1854 hatten sie, ein Beweis der Zuträglichkeit des Klima's und des Wohlbefindens im Allgemeinen, 153 Geburten und 53 Todesfälle. Unter den Deutschen hat sich aber eine beinahe eben so große Bevölkerung verschiedener Nationen, natürlich vorzugsweise der brasilianischen, in Pedropolis angesiedelt und täglich vergrößert sich das Städtchen. Für Kirche und Schule ist gut gesorgt. Auf Kosten der Provinz sind ein katholischer und ein evangelischer Geistlicher angestellt und werden fünf öffentliche Schulen, drei deutsche und zwei brasilianische, unterhalten. Für Unterstüzung der Kolonisten in Krankheit und Unglüksfällen besteht eine Hülfskasse, die der Kaiser von Zeit zu Zeit reichlich bedenkt und welche überdies durch Lohnabzüge der Kolonisten und durch Beiträge der Verwaltungsbeamten geäufnet wird und ein Spital, das indessen mehr Auswärtige benuzen.

Außer den beiden, auf freien Grundbeßz gebauten Hauptkolonien Neu-Freiburg und Pedropolis haben wir noch vier deutsche Halbpachtkolonien zu erwähnen, welche sämmtlich im Municipium Valença, im Flußgebiete des Parahyba, etwa 30 Stunden hinter Pedropolis, an der Straße nach Minas liegen. Sie bestehen seit 1852 und heißen:

1) Die Fazenda (Landgut) das Coroas, mit 173 Holsteinern von dem Marquis von Valença angelegt.

2) Independencia, Eigenthum des Herrn Nogueira Valle da Gama.

3) Santa Justa, Eigenthum des Herrn Braz Carneiro Bellens,

4) Santa Roza, Eigenthum des Hrn. Visconde da Baependy.

Die drei leztern zusammen zählten von Anfang a 519 Köpfe, meist Holsteiner und Thüringer, nebst 3

*) Diese Mittheilungen über die Eroberung und Besiedlung von Ober-Macahé verdanken wir dem Herrn C. de Paravicini, der manche frohe Stunde bei seinen dortigen Freunden verlebt hat.

Thätigkeit und Einsicht des
r von ihm selbst entworfenen
ar. Dieser Mann war der
Köhler. Seinem kräftigen
ng unter den 2400 deutschen
n, die, von der Provinzial-
45 auf einmal ankamen,
vollendet und für hinläng-
f der Kolonie gesorgt war.
dbald konnten die Meisten, die
n der Bai von Rio warten
untergebracht werden. Den
den öffentlichen Bauten an-
zu 1200, den unverheira-
Für die Kosten der Ueber-
Leuten Abzüge vom Lohn
, wenigstens in den ersten
Jeder Familienvater bekam
er Breite und 100 Klafter
, von der Ortschaft Pedro-
auch größere Kolonien, von
Tiefe, vertheilt), daneben
ilitärdienstfreiheit. Die Ko-
, die fast alle bei der Stadt
legt auf der Serra d'Estrella,
und rechts und links von ihr
rge 4000 Fuß hoch. Bei
o des Klima's von der be-
die in wenigen Stunden er-
llnd. In Pedropolis wollen
mehr gedeihen, während
uf das Beste fortkommen.
denn auch die Kolonie ein
Bewohner Rio's, welchen
den ermattend heißen Som-
rlassen. Zahlreich sind die
, wie man bisweilen die
eiro nennt. Das herror-
as Lustschloß des Kaisers,
ebenfalls viele Gäste herbei-
nisten nicht an leichtem und
dukte und sonst an allerlei
Bauhandwerker und Tag-
hen öffentlichen und Privat-
n Gewerben in Pedropolis
uerei, Papier-, Uhren-, Ei-
öpferei und besonders auch
den gibt es eine Menge.
ndelsmagazine. Der Aker-
om Gemüse- und Obstbau,
Klima und Boden für die
ulturpflanzen nicht passen,
t den oben aufgezählten Be-
. Auch sind die einzelnen
e Landwirthschaft nicht groß
en zu wenig ebener Boden
as Kolonieland ziemlich dicht
ang kann nicht mehr bedeu-
der seßhaften Deutschen in
3000, von denen $^4/_5$ der ka-
stantischen Konfession ange-
en sie, ein Beweis der Zu-
des Wohlbefindens im All-
53 Todesfälle. Unter den
beinahe eben so große Be-
nen, natürlich vorzugsweise
polis angesiedelt und täglich
n. Für Kirche und Schule
der Provinz sind ein katho-
eistlicher angestellt und wer-
drei deutsche und zwei bra-
Unterstüzung der Kolonisten
illen besteht eine Hülfskasse,
Zeit reichlich bedenkt und
nabzüge der Kolonisten und
ungsbeamten geäufnet wird
n mehr Auswärtige benuzen.
freien Grundbesiz gebauten
und Pedropolis haben wir
olonien zu erwähnen, welche
Valença, im Flußgebiete des
n hinter Pedropolis, an der
Sie bestehen seit 1852 und

dgut) das Coroas, mit
rquis von Valença angelegt.
a, Eigenthum des Herrn

Eigenthum des Herrn Braz

igenthum des Hrn. Viscondo

nen zählten von Anfang a
er und Thüringer, nebst 3

Preußen. Alle vier sind in einem erfreulichen und zufriedenstellenden Zustande, seit Kolonisten und Gutsbesizer sich verstehen gelernt haben; in den zwei ersten Jahren aber fielen zwischen beiden Theilen hie und da Mißhelligkeiten vor, die nun beseitigt sind. Die Veranlassung zum Zwiespalt kam wohl größtentheils von den Kolonisten her. Auf der Fazenda Independencia z. B. machten die Halbpächter die anmaßendsten Forderungen an den Grundherrn, denen er anfangs mit allzugroßer Gutmüthigkeit nachgab, wodurch natürlich die Schuldenlast der Kolonisten bedeutend gesteigert wurde. Die Männer wollten Portwein trinken, die Weiber in seidenen Kleidern einhergehen. Als endlich die Erfüllung dieser übertriebenen Ansprüche verweigert wurde, gab es Tumult. Indessen belehrten sich die Kolonisten bald in ihrem eigenen Interesse zur Mäßigung.

Noch eine fünfte Parceriakolonie wurde im J. 1852 gegründet: die Fazenda Martim de Sa im Municipium Paraty erhielt 67 Ansiedler aus Thüringen. Sie stellte sich als ein verfehltes Unternehmen heraus und zwar ebensowohl wegen der für den Kaffeebau nicht passenden Beschaffenheit ihrer Ländereien, als der Untauglichkeit und Trägheit der Kolonisten; merkwürdig genug war unter ihnen auch kein Einziger vom Lande. Schon voriges Jahr hatte der größte Theil der Kolonisten die Fazenda wieder verlassen.

Es sind überhaupt in der Provinz Rio de Janeiro mehrere verunglükte Kolonisationsversuche gemacht worden. Um noch einen solchen anzuführen, der sehr verderblich endete, so siedelte ein Dr. Saturnino de Souza e Oliveira im J. 1847 140 Rheinländer, welche zu den halbverhungert in Rio angekommenen, von dem Hause Delrue in Dünkirchen verlokten Auswanderern gehörten, in einem tiefen, feuchten und deshalb ungesunden Thale bei Macahé nahe an der Küste an. Nach acht Monaten waren 23 Kolonisten todt und nicht ein Einziger mehr arbeitsfähig; was entfliehen konnte, zog bettelnd in Rio umher und zerstreute sich dann. Schuld an diesem traurigen Ausgang der Unternehmung war nichts anderes als die schlechte Wahl der Oertlichkeit.

Verschiedenes.

*** Der „Bund" will durch Basler (B. u. H.?) Nachrichten wissen, daß es mit der Revolution in Santa Fe nicht weit her sei; die ganze Sache sei ein unbedeutender Putsch gewesen und der neue Präsident habe den Kolonisten glänzende Versprechungen gemacht. Wir hingegen haben ganz andere Nachrichten, welche von unparteiischerer Seite fließen, als die baslerischen. Man*) schreibt uns, die Provinz Santa Fe sei in der schreklichsten Verwirrung, General Lopez sei in der Hauptstadt als provisorischer Gouverneur proklamirt; dagegen General Echague als solcher in einem andern Departement; eine dritte Partei wolle die bestehende Verfassung aufrecht erhalten und den frühern Gouverneur Cullen wieder einsezen; alles greife zu den Waffen und die andern Provinzen werden mit in den Kampf gezogen werden.

Also ganz gemüthliche Zustände, in welchen man sich gewiß in erster Linie um einige arme Auswanderer bekümmern wird; wenn es nur am Ende nicht geschieht, um dieselben ihrer wenigen Habe zu berauben und vielleicht auch zum Kampfe zu zwingen. Wo bleiben denn die Berichte des Abgeordneten des Hrn. Regierungsraths Schenk und die des Agenten Gundlach? Heraus mit der Sprache, Ihr Herren B. und H.! macht es wie ein anderer, uns bekannter Agent: fordert von Eurer Regierung einen Untersuch über Euer Thun und Lassen, und stellt derselben, wie dieser, Eure sämmtlichen Bücher und Korrespondenzen zur Einsicht. Dann werden wir Euch das Prädikat „achtbar" nicht mehr aus Spaß beilegen.

Schweiz. Die Standeskommission von Glarus hat den Hrn. Dr. Heußer in Zürich ersucht, auf seiner Reise in die Parceriakolonien von San Paulo auch nach den dortigen Glarnern zu sehen. Wir halten diesen Schritt für sehr überflüssig, weil sich die Sache von selbst versteht; denn es würde Hrn. Heußer sehr schwer werden, nicht nach den Glarnern zu sehen, wenn er im Auftrage der Regierungen von Zürich und Graubünden die verschiedenen Kolonien besucht, auf denen die Ansiedler durchaus nicht nach den heimatlichen Kantonen geschieden sind. Insbesondere in Lagoa bei Ubatuba, der einzigen an der Küste gelegenen Parceriakolonie, wo das Nachsehen am nöthigsten ist, da die dortigen Kolonisten allein über Mißhandlungen geklagt haben, leben Glarner, Freiburger und Bündner neben einander. Hr. Heußer muß die dortigen Graubündner eigentlich aus den Glarnern heraussuchen, welche die große Mehrzahl der Koloniebevölkerung bilden. — Beiläufig sei hier auch noch darauf aufmerksam gemacht, daß die meisten Schweizerzeitungen die Sendung des Hrn. Heußer so auffassen, als gehe sie lediglich von einigen Kantonalregierungen aus, welche denselben gleichsam als Untersuchsrichter hinschiken. Sie vergessen immer zu sagen, daß die Herren Vergueiro und ihr Agent, Hr. E. de Paravicini, seit Jahren die Absendung eines Kommissärs verlangt haben, daß Alles auf Kosten der Herren Vergueiro geht und werfen dadurch ein falsches nachtheiliges Licht auf die Sache.

*) Wer? etwa ein Schweizer, der mit den Herren B. u. H. nicht zufrieden ist? Aber dann wäre so die Zufriedenheit nicht so allgemein und über jeden Zweifel erhaben, wie die Herren B. u. H. im „Bund" und andern Zeitungen schreiben. (Anm. d. R.)

Sardinien. Die Auswanderung soll in Folge der Traubenkrankheit, welche den Landmann der Früchte seines Fleißes beraubt und ihn zum Bettler macht, in bedenklichem Grade zunehmen; in der einzigen Provinz Chiavari im Genuesischen sollen 3000 Auswanderungspässe im Laufe dieses Jahres verabfolgt worden sein; der Zug geht nach Brasilien, Montevideo und Kalifornien.

Großbritannien. In London fordert ein Oberst Mak die Soldaten der deutsch-englischen Legion auf, weder nach dem Festland zurükzukehren, noch sich zu Militärgrenzern gegen die Kaffern gebrauchen zu lassen. Laut Vertrag stehe ihnen das Recht zu, eine freie Ueberfahrt nach den Ver. Staaten zu verlangen. Dort allein hätten sie eine Zukunft und von den „Freibodenmännern" in Kansas würden sie mit offenen Armen aufgenommen werden.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Politik.) Die Regierung der Ver. St., welcher bis jezt der Kongreß das Kriegsbüdget nicht votiren konnte, da sie es nicht annehmen will, bis ihr auch die Mittel zu einer Intervention in Kansas gegeben seien, hatte, unter dem Vorwand, der Staat habe kein Geld mehr für Kriegsbedürfnisse, die Arbeiter aus allen Zeughäusern und Arsenalen entlassen. Offenbar ein Manöver, um Unzufriedenheit gegen die Kreditverweigerung im Kongreß zu erweken. Darauf hat der Kongreß wirklich auf die Vorbehalte verzichtet; und nun bekommen alsobald die Missourier in Kansas (siehe unter Kansas) verteufelte Courage und hauen die Feinde der Sklaverei zusammen. Sehr liberale Demokratie! Ein prächtiger Kerl, der Präsident Pierce. Die frühere Mehrheit des Kongresses wollte eben deswegen das Kriegsbüdget nicht genehmigen, weil sie wohl wußte, daß der Präsident mit den zu bewilligenden Geldern nur zu Gunsten der Sklavenhalter in Kansas interveniren wollte.

— (Kräftiges.) Interessante Fakta kommen durch die Wahlumtriebe an's Tageslicht. So z. B. erfährt man, daß ein Solawechsel des steinreichen Präsidentschaftskandidaten Fremont im Betrage von 1800 Dollars selbst à 2 % per Monat vergebens angeboten ward. — Der „Expreß" sagte vor Kurzem: „Wir behaupten, Colonel Fremont ist ein Katholik; ist er's nicht, so mag er mit eigener Unterschrift es widerlegen." Ein Blättchen im Lande sagte darauf: „Wir behaupten, der Expreß ist ein vollkommener Esel; ist er es nicht, so mag er's mit eigener Unterschrift widerlegen."

— Eine in New-York erschienene „Geschichte der Einwanderung in den Ver. Staaten" von W. J. Brommell gibt folgende Daten: „Für die Zeit vor der Einführung amtlicher Listen über die Einwanderung, welche im Jahre 1819 eröffnet wurden, sind begreiflich nur allgemeine Schäzungen möglich. Während der zehn Jahre von 1784 bis 1794 dürfte die jährliche Einwanderung schwerlich die Durchschnittszahl von 4000 Köpfen überstiegen haben. Im Jahre 1794 stieg sie bis auf etwa 10,000 Köpfe, doch darf die Durchschnittszahl nur auf etwa 6000 Köpfe jährlich angenommen werden, bis sich die Einwanderung im Jahre 1817 plözlich auf 22,240 Personen hob. Im Jahre 1819 erfolgten dann Geseze zum Schuze der Einwanderung auf der Ueberfahrt und in den Häfen und wurden offizielle Register eröffnet. Nach diesen ergaben sich folgende Zahlen, 30. Sept. 1819 bis 30. Sept. 1829: 128,502, 30. Sept. 1829 bis 31. Dez. 1839: 538,381, 1. Jan. 1840 bis 30. Sept. 1849: 1,427,337, 1. Okt. 1849 bis 31. Dez. 1855: 2,118,404, also zusammen in etwas mehr als 36 Jahren: 4,212,624 Köpfe, von denen 2,143,445 aus Großbritannien und Irland gebürtig. Am zahlreichsten war die Einwanderung im J. 1854, wo sie durch 206,054 Deutsche auf 427,833 anschwoll. Vergangenes Jahr war die Zahl 200,877, darunter nur 66,219 Deutsche. Unter der Gesammtmasse seit 1819 waren aus Deutschland 1,242,082, aus Frankreich 188,725, aus der Schweiz 31,071 (zu wenig), aus Norwegen und Schweden 29,441, aus China (nach Kalifornien) 16,714, aus Mexico 15,969, aus Italien 7185, aus Rußland 938, aus der Türkei 123."

— New-York. (Das gelbe Fieber.) Die Gesundheitsbulletins von Brooklyn, Fort Hamilton und Governors-Island, ohne das Verschwinden des gelben Fiebers von diesen Pläzen anzuzeigen, sind dennoch von einem weniger beunruhigenden Charakter. Die Krankheit verliert an Ausdehnung, und da eine frische Temperatur hilft, so hofft man, daß es in wenig Tagen ganz aufhören werde.

— (Die Creekindianer besch—enkt.) Washington, 9. August. Zwischen den Häuptlingen der Creek-Nation und dem Sekretär des Innern ist gestern ein Vertrag unterzeichnet worden. Erstere erhalten für Landansprüche in Alabama 1,000,000 Doll., wovon 200,000 Doll. für Akerbauzweke und der Rest für persönliche Bedürfnisse verwendet werden sollen. Die Delegation geht morgen nach dem Westen ab.

— Illinois. In einigen nordamerikanischen Zeitungen liest man Folgendes über die Kommunisten-Kolonie zu Nauvoo: Des französischen Kommunistenvaters Cabet Kolonie in Nauvoo, ist durch innere Zwistigkeiten der Auflösung nahe. Der systematische Kommunismus jenes alten Herrn kann die individuelle Freiheit nicht ertragen. Widerspruch gegen seine Autorität ist ihm ein Dorn im Auge, die Prüfung und gar Niederstimmung seiner Vorschläge dünkt ihm vermessen und gefährlich. Daher hatte er schon darnach gestrebt, die Verfassung ändern und sich eine Art Dictatur zusprechen zu lassen. Aber die selbstständigen und denkenden Köpfe der Kolonie widersezten sich dem; Cabet hatte in und außerhalb der Kolonie viele Angriffe zu erfahren und die Bitterkeit nahm so von beiden Seiten fortwährend zu. Die Opposition nannte ihn einen Despoten, ja Schwindler und Betrüger und wurde von der andern Seite Verräther, Spione, Schwachköpfe titulirt. Doch ist sie jezt durch Verstärkungen in der Mehrheit (91), Cabets Partei zählt nur 74 Mitglieder. Nachdem nun „die ikarischen Brüder" ein halbes Jahr lang „wie Hunde und Kazen" mit einander gelebt, kann es die Minorität nicht mehr aushalten und schlägt eine Trennung vor. Sie bietet der Mehrheit die Wahl zwischen Nauvoo und der kommunistischen Kolonie in Jowa an, so nämlich, daß die Scheidenden ihren Antheil herausbekommen, und will, wenn die Mehrheit nicht darauf eingeht, die Auflösung der Korporation auf gerichtlichem Wege durchsezen.

— Nach neuern Berichten ist Hekers Farm nicht von den Demokraten angezündet worden, sondern der Brand entstand von einer zu nahe am Haus befindlichen Obstdarre aus.

— Michigan. Ueber die Minen am Superior-See schreibt das „Lake Superior Journal" unterm 23. v. M.: „Wir haben sehr ermuthigende Nachrichten von den Kupferminen: Die Clark-Mine wurde kürzlich von den französischen Eigenthümern besucht, welche in jeder Hinsicht befriedigt schienen. Diese Mine hat bereits mehrere Tonnen Kupfer produzirt und verspricht für die Zukunft eine gute Ausbeute. Ebenso erfreulich lauten die Nachrichten von den Keweenaws-Minen. Auch die Zentral-Mine verspricht sehr ergiebig zu werden, ebenso die Minen Isle Royale, Pewabia, Toltic, Rokland ꝛc. Sobald die Verhältnisse hier sich erst wieder etwas günstiger gestalten, wird man die Arbeiten mehr forciren.

— Wiskonsin. (Belgische Einwanderung.) In der dritten Woche des August sind von Milwaukie auf der Collingwood-Route bereits wieder 200 Belgier mit dem Dampfer „Louisiana" in Green Bay angekommen. Sobald sie die nöthigen Fuhrwerke bekommen können, begeben sie sich in's Land und beginnen mit der Urbarmachung des Bodens. Von den Ersten, welche in diesem Jahre eingewandert sind, haben viele bereits Häuser gebaut und beträchtliche Quantitäten Getreide eingesäet.

— (Milwaukie's Verkehr mit dem Innern.) Den besten Beweis von dem Wachsthum des Verkehrs unserer Stadt mit dem Innern des Staates einerseits, sowie von dem Aufblühen der Geschäfte im Innern andererseits gibt die Vergleichung der von hier nach den Binnenstädten ausgeführten Handels-Artikel. Bei einer Zusammenstellung dieser Ausfuhr, wie sie sich in den ersten sieben Monaten des lezten und in demselben Zeitraum des gegenwärtigen Jahres aus einer ziemlich genauen Berechnung ergibt, finden wir eine bedeutende Differenz zu Gunsten des gegenwärtigen Jahres. In Bezug auf Bauholz, den Hauptausfuhr-Artikel von hier nach dem Innern, stellt sich das Verhältniß wie 2 zu 3 heraus. Es wurden nämlich vom 1. Jan. bis 1. Aug. 1855 12 und in derselben Periode des gegenwärtigen Jahres 18 Mill. Fuß Bauholz von hier nach dem Innern exportirt. Ein noch günstigeres Resultat finden wir in der Ausfuhr von Kaufmannsgütern. Dieselbe betrug nämlich während der erwähnten Epoche im vorigen Jahr 10,500,000 Pfd., im gegenwärtigen 19,500,000 Pfd. Ein gleich günstiges Resultat wie im ersten Falle ergibt sich endlich in der Ausfuhr von anderen diversen Handelsartikeln. Dieselbe belief sich in ersten 8 Monaten v. J. auf $8^1/_2$, im gegenwärtigen Jahre auf 12 Mill. Pfund. Die Zufuhr aus dem Lande weist dagegen, wie bereits bei mehreren früheren Gelegenheiten bemerkt wurde, nicht ein gleich günstiges Verhältniß nach. Der Ausfall schreibt sich hauptsächlich von der verringerten Zufuhr der gewöhnlichen Getreidesorten, der Kartoffeln ꝛc., her, während die diesjährige Weizenzufuhr etwa dieselbe Höhe erreichte, wie die des vor. Jahres. (N.-Y. H.-Z.)

— Minnesota. Ein Proletarier, der einen Schoppen Zehner bekommt, wie man ihn jezt leider trinkt, läßt sich ihn trefflich schmeken. Dem König von Preußen

aber bisweilen sogar der Champagner fade vor. Man macht eben verschiedene Ansprüche. So macht Minnesota, das etwas verwöhntere Auswanderer als sehr langweilig und schönheitsbaar schildern, auf einen Bremer im Vergleich mit seiner flachen, nebligen Heimat einen ganz paradiesischen Eindruk. Man lese folgenden Briefauszug, der in der „D. Auswand. Ztg." steht: „Ich bedaure, daß meine Feder nicht im Stande sein wird, die Reize des herrlichen Minnesota nach Würden zu schildern. Wirklich, dieses Land ist ein Eden, und mit Recht sind die herrlichen Ufer des gewaltigen Mississippi so oft gepriesen. Wohl schwerlich rollt dieser Riesenstrom seine Wogen durch schönere Gefilde, als die von Minnesota und des benachbarten Jowa. Das erstere bildet eine ununterbrochene Hügelkette, die sich sanft und wellenförmig über ein ungeheures Terrain ausbreitet. Zwischen denselben winden sich plätschernd zahlreiche Waldbäche, die oft die anmuthigsten Wasserfälle bilden, auf's Ueppigste mit Blumen und Sträuchern, Bäumen und Wiesen umsäumt. Steil bis zu 500 Fuß Höhe erheben sich ganz nahe bei St. Paul die schroffen Sandfelsen vom Mississippigestade, Myriaden von Steinschwalben und sonstigem Geflügel willkommene Schlupfwinkel zum Anbau ihrer Nester bietend. Das Klima ist hier ungemein gesund. Aus dem Süden und Norden*) kommen Kranke angeströmt, um in Minnesota's gesunder Luft und herrlichen Quellen Genesung zu finden. Im Sommer warm, selten heiß, häuft sich die Zahl der die Luft reinigenden Gewitter, die, begleitet von heftigen Stürmen, oft furchtbar wüthen, ohne indeß Schaden anzurichten. Anfangs konnte ich nicht ohne Furcht und Angst das furchtbare, nie von uns in Bremen gehörte Krachen des Donners anhören. Jezt geht's indeß schon besser. Bei diesen Gewittern ist der Himmel oft minutenlang eine Feuerfläche, so daß die Augen geblendet werden."

— Missouri. Es wird berichtet, daß in dem nördlichen Theile dieses Staates noch niemals eine solche reiche Ernte von Weizen gemacht worden sei als in diesem Jahre. Die ganze Ernte ist jezt geborgen, und ihr Ertrag ist von zwanzig bis fünfundzwanzig Bushels vom Aker.

— Texas. (Die Deutschen.) Texas enthält viele Deutsche und darunter eine verhältnißmäßig große Anzahl von Gebildeten. Die Kolonie des deutschen Adelsvereins unter Prinz Solms legte den Grund dazu. Die Nachbarschaft der Indianer hat sie dort weit kriegerischer und abenteuerlustiger gemacht, als man sie sonst findet. Viele der verwegensten Texas Rangers waren Deutsche und die deutschen Händler stehen auf recht gutem Fuße mit den Indianern, die sie vom Yankee wie vom Mexikaner leicht unterscheiden. Der große volle Bart, den die Deutschen meist tragen, ist gewissermaßen ein Paß, der unter den regelmäßigen indianischen Stämmen (nicht einzelnen ausgestoßenen Strauchdieben) als ein freies Geleite dient.

— Kansas. (Sieg der Sklavenhalter.) Nach Berichten aus New-York vom 6. dieß hat am 30. August in Osawatomie ein Zusammenstoß zwischen den Parteien stattgehabt. Die Zahl der Kämpfenden war ungefähr 300 auf jeder Seite, der Kampf war erbittert, die Abolitionisten wurden geschlagen, sie ließen gegen 20 Todte auf dem Kampfplaze. M. Brown, ihr Führer, und sein Sohn wurden getödtet. Am 2. Sept. wurde ein neuer Angriff bei Leavenworth auf die Abolitionisten gemacht, welche sich genöthigt sahen, die Stadt zu räumen. Man fügt bei, ein Detachement Missourier (Sklavenhalter) habe sich auf der Straße von Jowa aufgestellt, um den Abolitionisten den Rükweg abzuschneiden. — Der „Niagara" bringt Nachrichten aus Kansas vom 11. dieß. Die Freesoilers wurden zweimal in sehr blutigen Treffen geschlagen. Der Präsident erklärt dieselben für Rebellen (!) und befiehlt die Organisation der Milizen gegen sie. Leavenworth und Osawatomie sind halb zerstört.

— Kalifornien. Die Gauner, Raufbolde u. s. w., von denen der Sicherheitsausschuß Kalifornien gereinigt hat, wurden theils auf Inseln der Südsee ausgesezt, theils nach Australien geschikt, wo die englische Polizei mit ihnen fertig werden mag, theils aber auch sind sie in New-York angekommen, wo sie sich schon durch allerlei Verbrechen bemerkbar machen. Wenn die Polizei sich gegen dieses Gesindel als unmächtig erweist, dürfte auch hier das Lynchgesez zur Ausführung kommen.

— Alabama. Ein Buchhändler in Mobile wurde wegen Vertriebs von Pamphleten aufregenden Inhalts geden die Sklaverei aus der Stadt verwiesen und hat sich dem Lynchgericht nur durch schnellste Flucht entzogen.

— Florida. Ueberschwemmungen haben in diesem ohnehin sumpfigen südlichen Staate Ende Juli großen Schaden angerichtet. Viele kultivirte Felder standen 10 Fuß unter Wasser; Häuser und Mühlen ꝛc. wurden weggeschwemmt; mehrere Ortschaften, z. B. Tampa, waren überfluthet. — In Key-West, einer durch Handel wichtigen Inselstadt, herrschte, aus Havanna eingeschleppt, das gelbe Fieber in seiner bösartigsten Form.

*) Was für Landsleute sind wohl die aus dem Norden nach Minnesota kommenden Kranken? Esquimaux? Kupfer- oder Hundsrippenindianer?

— Kanada. (Französische Auswanderung.) Ein kanadisches Blatt erzählt, daß 15 französische Bauernfamilien aus der Normandie und 52 Personen aus Belgien angekommen seien, um sich auf Regierungsländereien in Unterkanada anzusiedeln, und daß diesen Herbst noch viele französische Emigranten erwartet werden.

— (Land umsonst.) Die Regierung bietet Auswanderern unter gewissen Bedingungen im Norden von Westkanada (unweit des Nipissingsees und Ottawaflusses) neuerdings Land umsonst an, das für den Verkehr, wenigstens in der Zukunft, gut gelegen und stark mit Wald bewachsen ist, aber zu nördlich, in einem zu winterlichen Klima liegt, als daß es Auswanderern empfohlen werden könnte.

Zentralamerika. In Nicaragua haben sich die nationalen Parteien gegen Walker geeinigt. Estrada, der lezte Präsident vor der Revolution, und Rivas, sein demokratischer Nachfolger, haben Friede gemacht und einen Dritten, Don Fernando Guzman, als provisorischen Präsidenten an die Spize der Fusion gestellt. Carrera, der Präsident von Guatemala, wird das Oberkommando der Expedition gegen Walker übernehmen, an die sich 3000 Mann aus den übrigen zentralamerikanischen Republiken anschließen.

Südamerika. Brasilien. Rio Grande do Sul. Das „Frankfurter Journal" enthält bezüglich der schon vielbesprochenen mangelhaften und leichtfertigen Antwerpen-brasilischen Schiffs-Expedition folgende Warnung: „Bei der immer mehr überhand nehmenden Auswanderung nach Brasilien fühlen sich Endesunterzeichnete gedrungen, um ihre Landsleute vor Schaden und Unannehmlichkeiten zu wahren, die Warnung ergehen zu lassen, sich nicht über Antwerpen einzuschiffen. Der Preis ist dort zwar der billigste, die Beköstigung aber schlecht und nur für 84 Tage berechnet, während die Reise oft über 100 Tage dauert. Dabei sind noch von allen hier angekommenen Antwerpener Schiffen Klagen über die rohe und brutale Behandlung der Kapitäne eingelaufen. Anders verhält es sich mit Hamburg. Man zahlt dort einige Thaler mehr, hat aber dafür die doppelte Tagesration, Wein, Zuker, Thee u. dgl. mehr, was in Antwerpen ganz wegfällt und ist auf 126 Tage versehen. Alle über Hamburg gekommenen Auswanderer, die wir hier sprachen, waren voll Lobes über die gute, liebreiche Behandlung ihrer Kapitäne und wir bereuen es bitter, nicht diesen Weg genommen zu haben. — Dieses der Wahrheit gemäß, als guten Rath mittheilend, überlassen wir Jedem seine Entschließung. Rio Grande do Sao Pedro do Sul, im Januar 1856. E. Meinhold. Nicl. Beker F. O. Meinhold. Ph. Herrmann. Nicl. Jung. Joc. Reifschneider."

— (Portugiesische Kolonien in den nördlichen Provinzen.) In der Provinz Amazonas wurde am Ufer des Rio Negro von der Amazonasdampfschifffahrtsgesellschaft die Kolonie Maua mit 100 Portugiesen, worunter nur 8 Frauen und 3 Kinder, im Dezember 1854 gegründet. — In der Provinz Maranhas liegen drei neue Kolonien: 1) Santa Isabel auf das Parceriasystem gebaut, seit 1852, zählte im Februar 1855 61 portugiesische Einwohner, deren Lage als sehr günstig geschildert wird. Die Oertlichkeit ist gesund: in den drei Jahren ihres Bestandes starb nur ein Kolonist. 2) Arapapahy, im August 1854 von der Provinzialregierung mit 216 für die Arbeiten am Kanal gleichen Namens angeworbenen Portugiesen besiedelt. 3) Santa Theresa, Parceriakolonie mit 140 Seelen, seit Anfangs 1855. — Santo Agostinho in der Provinz Espiritu Santo, besteht schon seit 1812 und waren die ersten Kolonisten fünfzig Familien von den azorischen Inseln. Die Kolonie gedieh und bildet heute, mit der brasilianischen Bevölkerung völlig verwachsen, das Kirchspiel Vianna.

— (Schildkröten-Oel.) Eine Einahmsquelle der brasilianischen Regierung bildet das Schildkröten-Oel, wovon sie den Zehnten bezieht. Das Oel wird aus den Eiern der Schildkröten bereitet, welche besonders in der Provinz Rio Negro häufig sind. In den Flüssen Solimoes und Madeira befinden sich große Sandbänke, die den Schildkröten zu Nestern dienen. Sonst ist ihr Aufenthalt in den Seen, aber im Oktober und November verlassen sie dieselben, ziehen die Flüsse herauf und nähern sich den Sandbänken. Die Sache wird planmäßig betrieben. Einige ziehen voraus, wählen sich eine passende Stelle, untersuchen den Boden; der große Haufen folgt in geschlossenen Zügen, die Weibchen in der Mitte, die Männchen auf beiden Seiten. Mit einbrechender Nacht verlassen sie das Wasser, bedeken in einem Augenblike die Sandbank und rüken mit einer solchen Schnelligkeit vor, daß ihre Schaalen ein weithin hörbares Geräusch verursachen; jede Schildkrötel grädt mit den Hinterfüßen ein Loch von ungefähr drei Fuß Tiefe, legt 60 bis 100 Eier hinein, scharrt zu und geht wieder ins Wasser. Im Ganzen brauchen sie zu ihrer Arbeit 3 bis 4 Stunden. Man kann währenddessen dreist unter ihnen herumgehen, ohne von ihnen gebissen zu werden oder sie zu verscheuchen. Mit Einbruch der Nacht wird die Arbeit begonnen, mit der Morgendämmerung beendigt. Sind die Thiere ihrer Bürde los, so kehren sie in die Flüsse und Seen zurük. Um diese Zeit sendet die Regierung Wächter aus, welche jede Störung der Thiere in ihrem Geschäfte verhüten. Ein Oberbeamter vertheilt den Boden und nimmt den Zehnten in Empfang. Die Eier werden nun ausgegraben, in dichte Barken geworfen mit Holzgabeln zerbrochen, mit den Füßen zu einem gelben Brei zerstampft, mit Wasser übergossen und den Sonnenstrahlen ausgesezt. Die Wärme bringt den öligen Bestandtheil der Eier auf die Oberfläche, wo er abgeschöpft und in einem Kessel einem gelinden Feuer ausgesezt wird. Hier gewinnt er allmälig die Festigkeit und Farbe geschmolzener Butter. Ist das Oel abgekühlt, so gießt man es in irdene Töpfe, deren jeder ungefähr 60 Pfund enthält, und verschließt diese mit Palmblättern. Für den Fremden behält das Oel stets einen unangenehm thranigen Geschmak. Die geringere Sorte wird zum Brennen benuzt. Auf den Inseln des Solimoes gewinnt man jährlich etwa 15,000 Töpfe, wozu, nach einer ungefähren Berechnung, 24 Millionen Eier erforderlich sind. Beim Einsammeln werden überdies eine Unzahl von Eiern zerbrochen, dazu kommen die Geier, die Bären, die Jaguaren, die Schlangen, die Schwäne, die Kaimans, die alle ihren Antheil an den Eiern, wie an den auskriechenden Jungen nehmen. Dennoch nimmt die Zahl der Schildkröten nicht ab. (Beob. a. Hubf.)

Afrika. Algerien. Auch Algier wird jezt seine Eisenbahnen erhalten und zwar soll mit dem Bau der nüzlichsten Sektionen begonnen werden. Zuerst wird wohl der Crédit mobilier die Streke von Algier nach Oran, dann eine zweite, vorzüglich mit englischem Geld arbeitende Gesellschaft die Streke von Philippeville nach Konstantine bauen.

— Nach den lezten Berichten aus Algerien war die jüngst unterdrükte Erhebung in Kabylien sehr bedeutend und die Kolonisten wünschen, daß eine Expedition unternommen werde, um neuen Agitationen zuvorzukommen.

Australien. Die lezte Post aus Australien, datirt Sydney 21. Juni, brachte die Nachricht von der Entdekung neuer Goldlager im Wellington-Distrikt, die sich als ungeheuer reich darstellen. Als Beispiel wird angeführt, daß aus 2 Tonnen Quarz nicht weniger als 533 Unzen reines Gold gewonnen wurden.

Inserate und Anzeigen.

Ankündigung.

Im Verlage des Unterzeichneten ist so eben erschienen:

Der Prophet.

Neuer Volkskalender auf das Jahr 1857.

Dritter Jahrgang.

Mit vielen Originalzeichnungen (Karrikaturen ꝛc.).

Preis 35 Np. Partieweise billiger.

(Briefe und Gelder franko.)

Einladung zur Bestellung.

Der

„Stanfacher"

beginnt mit nächstem Weinmonat seinen dritten Jahrgang und wird, wie bisher, dem Leser so viel Gutes bieten, als in unsern Kräften steht. Er ist ein durchaus unabhängiges Blatt und geht beharrlich auf dem kürzesten und geradesten Wege zum Ziele vor: ein glükliches würdiges Dasein für das ganze Volk und alle Einzelnen. Er ist ein abgesagter Feind jeder Lüge, darum auch der Scheinfreiheit. Natürlich muß ihm sein rüksichtsloses Vorschreiten viele Feinde erweken: aber wir wenden uns an Euch, ihr unabhängigen Geister und ihr alle, die ihr ein offenes Wort zu ertragen vermöget: laßt das Banner nicht sinken, das wir entfaltet haben! Und du, o Volk, steinige uns wenigstens nicht, weil wir, ohne Hoffnung auf Dank und Lohn, nur dein Bestes wollen.

Der „Stanfacher" erscheint bei Buchdruker J. Vogel in Glarus jeden Dienstag und Freitag; Preis halbjährlich 3 Fr. 50 Np.; jährlich 6 Fr. franko durch die Schweiz. Bestellung bei allen Postämtern, bei der Expedition in Glarus, sowie beim Redaktor.

Der Redaktor: C. A. Bruhin in Lachen.

Der Verleger: J. Vogel in Glarus.

Abonnementspreis.
Per post franko durch die ganze Schweiz.

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbureaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 40. | Samstag den 4. Oktober. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | 1856.

Abonnements-Einladung.

„Der Kolonist" ladet hiemit zu zahlreichem Abonnement auf das nächste Quartal ein.

Der „Kolonist" ist ein Organ für die schweizerische Auswanderung und bespricht als solches sowohl die allgemeinen Verhältnisse derselben, als namentlich Mittheilungen über sämmtliche Länder bringt, welche ihr Ziel sind. Neben Nordamerika, das dem Europamüden leider schon seit längerer Zeit trübere Aussichten bietet, wird er die Blike seiner Leser wie bisher vorzugsweise auf Brasilien lenken. Er wird fortfahren, nach bestem Wissen und Gewissen vor der Uebersiedlung nach solchen Ländern zu warnen, in welchen den schweizerischen Auswanderer statt dem geträumten und ihm vorgespiegelten Glük nur Elend und Verderben erwarten, wozu immer noch reichliche Gelegenheit geboten ist. — In einem unterhaltenden Feuilleton bringt er Erzählungen, Schilderungen ꝛc. aus jenen Ländern, nach welchen die schweizerische Auswanderung geht.

Der „Kolonist" kostet halbjährlich 2 Fr., vierteljährlich 1 Fr., mit der Post franko durch die ganze Schweiz. Eine Vergleichung unseres Blattes mit der in Bern wöchentlich erscheinenden Auswanderungszeitung ergibt, daß es mehr als doppelt so billig ist, da die Abonnementsgebühr des „Kolonist" bei um die Hälfte größerm Format und viel gedrängterm Satz doch nur zwei Drittheile von dem Preise jener beträgt.

Den bisherigen Lesern wird unser Blatt auch ohne besondere Bestellung wieder zugesandt und die Gebühr nachgenommen. Neue Abonnenten mögen sich an das nächstgelegene Postamt wenden oder in frankirten Briefen an die

Die Expedition des „Kolonist"
in Lichtensteig.

Der Süden von Buenos-Ayres.

Wenn wir zwar der Ansiedlung schweizerischer Ackerbauer in den Laplatastaaten, bis zuverlässige günstige Erfahrungen gemacht sind, nur bedingt das Wort sprechen können, so verhält es sich dagegen anders mit der Anlegung von Militärkolonieen in jenen Gegenden. Wir würden uns im Interesse der Zivilisation freuen, wenn die Schweizerlegion in englischen Diensten eine derartige Verwendung fände, wenn sie einer künftigen friedlichen Auswanderung in diesen durch Klima, fruchtbaren Boden und andere natürliche Vortheile begünstigten Ländern eine Stätte zu bereiten bestimmt wäre. Leider ist über die betreffenden Unterhandlungen des Majors Fornaro in lezter Zeit nichts mehr zur öffentlichen Kunde gekommen; ja man weiß nicht einmal, mit welchem Staate diese Unterhandlungen gepflogen werden. Der nachfolgende interessante Aufsaz in der Allgemeinen Augsb. Zeitung bringt uns auf die Vermuthung, daß es die Regierung von Buenos-Ayres ist, welche unsere Schweizer nebst deutschen und italienischen Legionären als Militärkolonisten anzuwerben im Plane hat.

„Es ist auffallend, aber erklärlich, wie die ehemals spanischen Kolonien seit einigen Jahren in ein neues Geleise einzulenken suchen. Sie sind vom Tage der Unabhängigkeit an fast alle in Zerrüttung und Bürgerkrieg verwikelt und bis heute nicht im Stande gewesen, normale Zustände und dauernde Ruhe zu schaffen. Sie fühlen sich beklommen; durch die meisten dieser Staaten geht eine Angst, welche sie peinigt; sie ahnen oder begreifen, daß sie vor einem tiefen Abgrunde stehen, und tasten nun nach Rettung umher, die sie in sich und aus sich selber nicht finden können. Sie fassen ihre Ohnmacht. Während sie früher die altspanische Abgeschlossenheit festhielten und ein bornirter Haß gegen alle Ausländer die Massen durchdrang; während Mißtrauen und Verbote Staatsmaximen waren, schreien sie jezt in ihrer Noth zu uns nach Europa herüber um Arbeitskräfte, um Zuwachs an Intelligenz, um Rath und um Hülfe. Sie haben das alte System über Bord geworfen und sperren dieselben Pforten, durch welche sie früher nur unwillig Einlaß gewährten, weit auf. Ein Blik auf Nordamerika hat sie emporgerüttelt. Während bei ihnen alles zurükging, machte die Yankee-Republik riesenhafte Fortschritte, die sie zu nicht geringem Theil den mehr als 5 Millionen Europäern und unter diesen zumeist den Deutschen verdankt, welche auf der andern Seite des atlantischen Meeres eine neue Heimat fanden, wohin sie Arme, Kopf und Kapital mitbrachten. Man will das spanische Amerika Einwanderer, vor allen deutsche Einwanderer; der Ruf erschallt vom mexikanischen Rio grande del Norte bis zum Rio Negro und zum Colorado, welche die patagonischen Einöden durchströmen. Zugleich hat man angefangen, das alte Verbotssystem entweder zu lokern oder völlig über Bord zu werfen; man begreift, daß freie Beweglichkeit des Handels und Verkehrs eine Hauptbedingung für die Entwikklung jener Staaten bildet.

Hier finden wir Buenos-Ayres und die argentinische Konföderation an der Spize neben Chile, und man erkennt leicht, daß sie die Bahn des Fortschrittes willig, aufrichtig und mit vollem Bewußtsein betreten haben. Sie sezen eine Art von Stolz darein, daß sie sich zwar mit Bedacht, aber auch ohne allen Rükhalt der Zivilisation hingeben; sie wollen Langversäumtes nachholen, und man muß ihnen wünschen, daß sie in ihrem löblichen Vorhaben nicht durch innere Unruhen noch durch Verwikklungen mit dem Auslande gestört oder gehindert werden. Für sie ist Friede und Ordnung unbedingt nothwendig; nur dabei können sie gedeihen. Sie haben die Stromschifffahrt freigegeben und sowohl den Staat Buenos-Ayres wie die Provinzen der Konföderation dem Unternehmungsgeiste der Nordamerikaner erschlossen; sie fördern den Handelsverkehr in sehr liberaler Weise und machen sich gute Lehren und nachahmungswerthe Beispiele zu nüze. Es liegt ihnen viel daran, daß Europa erfahre, wie sehr die Dinge in Laplata sich im Verlauf der lezten Jahre geändert haben, und die Regierung von Buenos-Ayres hat jüngst zu diesem Behuf eine Reihe von Aktenstüken versandt, die eine Menge Thatsachen enthalten, welche wir hier mittheilen wollen, weil sie noch wenig bekannt und doch von allgemeinem Interesse sind.

Buenos-Ayres erhebt Anspruch auf das ganze Land im Süden der Laplatamündung bis zur Magellansstraße, doch so, daß es den westlich von der großen Cordillere liegenden Küstenstrich den Chilenen nicht bestreitet. Im Staat Buenos-Ayres ist nach Süden hin nur das Land bis zum südlichen Salado in ungestörtem Besiz der Argentiner und einigermaßen dicht besiedelt; was darüber hinaus liegt, wird durch die streifbaren Horden der Pampas-Indianer unsicher gemacht, die während der lezten Jahre lästiger und gefährlicher geworden sind als je zuvor und eine wahre Landplage bilden, deren man sich nur mit Mühe erwehrt. Die Argentiner vermochten den Wilden so wenig anzuhaben, daß jene zum Theil ungemein fruchtbare und metallreiche, auf weiten Streken für ausgedehnte Viehzucht trefflich geeignete Region sich beinahe ganz im Besiz der Indianer befindet. Buenos-Ayres ist, wie es scheint, für sich allein zu schwach, um sie zu bändigen, oder auch nur unschädlich zu machen, und doch gewinnt gerade jezt die Landstreke zwischen den Mündungen der patagonischen Ströme Rio Negro und Rio Colorado einerseits, und der Cordillere und der Küste der Südsee andererseits, eine gegen früher außerordentlich gesteigerte Bedeutung. Denn es ist durch neuere Erforschungsreisen außer allen Zweifel gestellt, daß die Gebirgskette zwischen dem 34sten und 39sten Grad südlicher Breite zum mindesten drei höchst bequeme Uebergangspässe darbietet. Sowohl Chile wie Buenos-Ayres sind entschlossen, diese Vortheile der Lage nicht länger unbenüzt zu lassen, sondern einen Theil des Verkehrs, welcher bis jezt den häufig gefährlichen und langwierigen Weg um das Kap Horn nimmt, durch ihr Land zu lenken. Insbesondere liegt die Gegend zwischen dem 38sten und 40sten Grade für eine Passage durch Südamerika bequem. Auf der atlantischen Seite reicht die St. Mathiasbucht tief in's Land hinein, auf der pazifischen der Busen von Chiloë. Nordöstlich von dem lezteren entspringt der Rio Negro, der im größten Theil seines Laufes schiffbar ist und bei El Carmen mündet. Im Februar 1855 begann der deutsche Ansiedler Geise im Auftrage der Regierung von Chile aus die Unter-

suchung der Cordillere, am 3. März überschritt er die Andes in einer Höhe von nur 2676 Fuß englisch und befand sich nun auf der atlantischen Abdachung. Der Weg nach Patagonien hinüber stieg sanft an und es stellte sich heraus, daß das Gebirge sehr bequem mit Wagen überschritten werden kann und daß ein Fußgänger von Puerto Mount in Chile aus die Reise nach Patagonien binnen 3 Tagen zu machen im Stande ist. Einige Monate später schickte die chilenische Regierung den deutschen Oberingenieur Frik aus, um seinerseits diese Gegend als Fachmann näher zu erforschen. Er bestätigte die Wahrnehmungen Geise's vollkommen und fügte hinzu, daß er die Anlage einer Eisenbahn über das Gebirge für eine leichte Arbeit und für ein Unternehmen ohne alle Schwierigkeiten halte. Der Bau einer Chaussee durch das Gebirge ist auf die geringe Summe von nur 46,501 Piaster veranschlagt worden.

Jene patagonische Einöde will man zu einer Weltpassage-Gegend machen; darüber scheinen Chile und Buenos-Ayres mit einander einverstanden, und allerdings würden beide dadurch großen Gewinn haben. Es fragt sich aber, wie man sich den Besitz dieser von nun an werthvollen Region verschaffen und die patagonischen Beduinen zu Paaren treiben will. Denn Beduinen sind diese Pampas-Indianer; vortreffliche Reiter gleich den Arabern, schlagen sie ihre Toldos (Zelte) heute hier, morgen zwanzig Stunden entfernter auf; sie überfallen die Ansiedelungen und berauben die Karawanen, falls dergleichen sich in die Pampas hineinwagen. So viel wir aus den uns vorliegenden Dokumenten entnehmen können, rechnet man vorzugsweise zweierlei. Senator Calvo schlug in der Senatorenkammer zu Buenos-Ayres am 16. Mai dieses Jahres vor, den Indianern einen jährlichen Transitzoll zu zahlen, damit sie für Menschen und Waaren ein Geleit stellten und denselben als Bedeckung dienen. Er räth zu einem friedlichen Abkommen mit den mächtigsten Kaziken, in der Weise, daß man sich verpflichte, jeder einzelnen Horde eine bestimmte Quantität Paraguay-Thee, Tabak, Branntwein, Zeug und dergleichen zu liefern. Das wäre ein Tribut. Es fragt sich allerdings, ob die patagonischen Beduinen einen solchen Vorschlag annehmen, und sodann ob sie zuverlässig bleiben. Auf das letztere scheint man nicht mit Sicherheit zu rechnen, weil man zugleich beabsichtigt, eine Kette europäischer Niederlassungen vom atlantischen Ozean bis zur Cordillere anzulegen, eine Reihe von Militärposten, welche östlich in Bahia Blanca und El Carmen beginnen, und nach Westen hin bis in's Gebirge reichen sollen. Buenos-Ayres hat nicht Menschenkräfte genug zur Verfügung, um die erforderlichen Soldaten zu liefern, und will entlassene Soldaten der englischen Fremdenlegion verwenden, soviel sie deren erhalten kann. In Genua haben sich im Laufe des Sommers schon 590 Mann nach dem Laplata eingeschifft; daß Buenos-Ayres aber auch auf die Deutschen spekulirt, glauben wir mit Sicherheit annehmen zu dürfen. Also Militärkolonisten, entweder gegen die Kaffern am Kapland, oder am Rio Negro gegen die patagonischen Pampas-Indianer! Das United Service Journal vom 12. Junius brachte die Mittheilung, daß Verhandlungen angeknüpft seien, um 1500 bis 1800 Legionäre als Militärkolonisten anzuwerben, und ihnen Grundbesitz in Patagonien anzubieten, der allerdings im Fortgange der Zeit werthvoll werden kann, nämlich für die, welche am Leben bleiben.

Wir können diese Angelegenheit aus zwei vor uns liegenden Schriftstüken erläutern, zunächst aus den Verhandlungen im Senate zu Buenos-Ayres vom 15. Mai. Schon früher sind mehrere Versüche gemacht worden, die patagonische Küste zu bevölkern. Schon einem Dekret von 1822 zufolge sollten an derselben zwischen Buenos-Ayres und El-Carmen, also zwischen der Mündung des Laplata und jener des Rio Negro, drei Städte gegründet werden. Das Land hatte grüne Weiden, fruchtbaren Akerboden und erzreiche Bergzüge, dazu noch vortreffliche Häfen; aber die Ansiedlungen scheiterten aus Mangel an Menschen und Kapital. Im Jahre 1853 wurde die Regierung von den Kammern ermächtigt, Ansiedlern Landeigenthum zu bewilligen. Sie bildete eine „Akerbauleglon", welche, als Militärposten vertheilt, die Grundlagen für Agrikulturkolonien abgeben soll. Im Laufe des Jahres 1856 hat sie bereits 500 Familien nach dem Süden befördert, welche sie namentlich durch den Militärposten am Salinas gegen die Indianer sicher zu stellen gedenkt, und sie spricht die Ansicht aus, daß alle Schwierigkeiten überwunden seien, sobald sie in jenen Regionen 10,000 streitbare Männer in verschiedenen und doch mit einander in Verbindung stehenden Niederlassungen vereinigt habe. Damit mag sie allerdings ihren Zwek erreichen; die Indianer konnten übermüthig werden, weil und so lange die Bürgerkriege dauerten; auch hat man früher nie mehr als höchstens dritthalbtausend Mann gegen sie aufzubieten gehabt. Uebrigens ist klar, daß jeder, der sich in jenen Kolonien, wenigstens bei den Militärposten im Innern, ansiedelt, Leib und Leben auf's Spiel sezt, denn harte und blutige Arbeit mit den Indianern steht auf jeden Fall in Aussicht. Wer freilich die ersten Jahre überlebt, hat sichere Aussicht auf reichen Gewinn in einem gesunden und fruchtbaren Lande, in welchem er seine Erzeugnisse bequem und vortheilhaft verwerthen kann.

Sarmiento, ohne Frage der beste Schriftsteller des ehemals span. Amerika, sagt (El Nacional v. 30. Juni d. J.) ausdrüklich, daß die europäische Akerbaulegion dienen solle als poblacion guerrera al Sur para defender la frontera. Sie wird, meinen wir, mit den Patagoniern in ähnlicher Weise zu kämpfen haben, wie weiland die Ansiedler in Nordamerika mit Irokesen, mit Indianern algonkinischen Stamms und jenen von den Prairien. Die Raubzüge der Wilden sind überhaupt eine Schattenseite der Zustände am Laplata, und in hohem Grade lästig, sowohl für den Staat Buenos-Ayres, wie für die Cuyo-Provinzen der Konföderation, in welchen z. B. in San Luis und Mendoza ganze Streken ausgemordet und entvölkert daliegen.

Richter Sharkey.

Die Gerichte in Mississippi hatten ohne Ausnahme die alte Rechtsregel behauptet, „einmal frei, immer frei." Aber Richter Sharkey unternahm es, diesen Grundsaz umzustoßen. Für diesen Zwek passirte in der Gesezgebung von Mississippi, auf seine Anstiftung, ein Gesez, welches in jenem Staate die Emanzipation eines Sklaven verbietet. Bald nach Annahme dieses Gesezes ward dem gelehrten und „humanen" Richter Sharkey ein Rechtsfall vorgelegt, der die Sklavenhalter selbst mit Entsezen erfüllte.

Elisha Brazealle, ein Pflanzer von Jefferson Ko., erkrankte, und während er an einer Ekel erregenden Krankheit darnieder lag, wartete ihn eine seiner Sklavinnen, eine schöne Farbige, und rettete ihn durch ihre sorgsame Pflege vom Tode. Er war ein Mann von Gefühl und vergaß ihre liebevolle Aufopferung nicht. Aus Dankbarkeit brachte er sie nach Ohio und ließ ihr eine sorgfältige Erziehung geben. Ihre Fortschritte waren glänzend, und als er sie wieder besuchte, entschloß er sich, sie zur Gattin zu nehmen. Er fertigte eine Emanzipations-Urkunde aus und ließ dieselbe nicht nur in Ohio, sondern auch im Staate Mississippi registriren. Die ausgezeichnetsten Gesezkundigen beider Staaten erklärten, sie sei sicher — frei — und keine Macht im Süden könne sie oder ihre Nachkommenschaft angreifen, und das um so weniger, als das barbarische Gesez erst angenommen war, nachdem Brazealle sie frei gemacht hatte. Hr. Brazealle kehrte nach Mississippi zurük und seine farbige Frau gebar ihm einen Sohn. Nach einigen Jahren indeß ward er krank und starb; er hinterließ ein Testament, worin er der Emanzipations-Urkunde erwähnte, nochmals ihre Gültigkeit bestätigte und all sein Vermögen seinem Sohne hinterließ, den er in seinem Testamente ausdrüklich als solchen anerkannte.

Einige arme und entfernte Verwandte erhoben Ansprüche auf das Eigenthum. Sie begannen einen Prozeß und der Fall (s. Howard's Mississippi-Reports, Bd. II., S. 837) kam vor Richter Sharkey. Er „erklärte den Akt der Emanzipation für ein Vergehen gegen die Moralität, verderblich und verabscheuungswürdig als ein Beispiel", stieß das Testament um, gab das Eigenthum Brazealle's dessen entfernten Verwandten und machte dessen eigenen Sohn und Frau, die Mutter dieses Sohnes, zu Sklaven!

Wir geben einen Auszug aus seiner Entscheidung: „Die Lage der Sache zeigt unwiderleglich, daß der Kontrakt seinen Ursprung hatte in einem Vergehen gegen die Moralität, verderblich und verabscheuungswerth als Beispiel. Aber vor Allem scheint derselbe ersonnen und ausgeführt worden zu sein mit der besondern Absicht, die Strenge der Gesezе dieses Staates zu umgehen. Die Handlungen des Testators, indem er mit den Sklaven nach Ohio ging und dort die Urkunde ausstellte, und gleich darauf mit ihnen nach diesem Staate zurükkehrte, deuten mit überzeugender Sicherheit auf seine Absicht und den Zwek. Die Gesezе dieses Staates können um ihre Wirksamkeit nicht so betrogen werden durch einen seiner eigenen Bürger; ... Die Folge ist, daß die Neger John Monroe und seine Mutter noch immer Sklaven sind und einen Theil der Verlassenschaft des Elisha Brazealle bilden. ... John Monroe, als ein Sklave, kann das Eigenthum nicht antreten, wie es das Testament verlangt, und ich bin der Meinung, es ist ebenso klar, daß dasselbe nur für ihn in Kuratel gehalten werden kann." („Spiznamen in Amerika.")

Verschiedenes.

(Deutsche Uebersezung des brasilianischen Handelsrechtes.) Für die Leser Ihres Blattes wird es gewiß von Interesse sein, zu erfahren, daß kürzlich in Berlin die deutsche Uebersezung des ersten und allgemeinen Theils des brasilianischen Handelsrechts erschienen ist, welche von einem hiesigen jungen Juristen, dem Herrn Hermann Stoly, veranstaltet wurde und von diesem in Gemeinschaft mit dem Stadtgerichtsrath Borchardt herausgegeben ist. Das Buch führt den Titel: „Das brasilianische Handelsrecht. Nach dem Codigo Commercial do Imperio do Brasil übersezt und mit Bemerkungen begleitet von S. Borchardt und Hermann Stoly, Berlin 1856. Verlag der Deker'schen Geheimen Oberhofbuchdrukerei." Daß das Erscheinen desselben ein ebenso zeitgemäßes, wie die Uebersezung eine ebenso genaue, wie sprachlich vollendete ist, dafür bürgen uns die beiden in der Literatur schon hinlänglich bekannten Namen der Herausgeber. Zur Empfehlung des Werkes wollen wir nur die folgende Stelle aus dem Vorworte anführen: „Die Publikation des vorliegenden Gesezbuches dürfte gegenwärtig um so mehr die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, als einerseits der lebhafte Wunsch nach dem Erlaß eines Handelsgesezbuches für Deutschland der Verwirklichung sich zu nähern scheint und anderseits schon ein erheblicher Theil deutscher Auswanderer den Weg nach Brasilien einschlägt, welche aus der Kenntnißnahme dieses Gesezbuches die Ueberzeugung schöpfen werden, daß die dortige Regierung jedenfalls von rühriger Thätigkeit und schaffender Kraft erfüllt und von dem aufrichtigsten Streben für die Förderung der allgemeinen Wohlfahrt durch Schuz des Eigenthums und Regelung der Handels- und Verkehrsverhältnisse beseelt ist.

(H. Ztg. f. d. A. u. K.)

— (Guter Rath, das Gepäke der Auswanderer betreffend.) Es kann dem Auswanderer nicht genug angerathen werden, daß er bei seiner Abreise aus der Heimath sein Gepäk nicht als Frachtgut zur Beförderung nach dem Einschiffungshafen auf die Eisenbahn geben sollte, indem solches dadurch dort oft erst nach seiner Abfahrt eintrifft. Am sichersten geht er, wenn er dasselbe als „Passagiergut" bei sich führt, wobei ihm der Vortheil erwächst, daß ihm oft 100 Pfund Freigewicht gewährt wird. Sollte aber sein Gepäk zu umfangreich sein, um dasselbe als persönliches Passagiergut bei sich zu führen, so gebe er es als Eilgut auf, und zwar so frühzeitig, daß er sicher geht, dasselbe bei seinem Eintreffen im Einschiffungshafen schon vorzufinden. Ferner sollte er seine Habe im Einschiffungshafen stets im Auge behalten, und dieselbe keineswegs, wie dieß vielfach geschieht, namentlich bei seiner Verladung allein andern Händen überlassen. Der Auswanderer sollte sich mit eigenen Augen davon überzeugen, daß sein Reisegut auch in das rechte Schiff gekommen, ja er sollte die Stelle wissen, wo dasselbe gestaut worden, welche Wissenschaft, ihm jedenfalls bei der Löschung der Passagiergüter im Ausschiffungshafen zu gute kommen wird. Schließlich sollte er dasselbe nicht, wie dieß gleichfalls oft geschieht, nur mit Buchstaben, sondern mit dem vollen Namen, Heimaths- und Bestimmungsort bezeichnen.

(H. Ztg. f. d. A. u. K.)

— Den zwischen Bremen und New-York fahrenden Post-Dampfschiffen „Hermann" und „Washington" hat die Vereinigte Staaten Regierung auch für das nächste Finanzjahr die Staatsunterstüzung für Beförderung der Post (100,000 Dollars per Schiff) bewilligt. Ferner erhalten die zwischen New-York und Havre fahrenden Schiffe der „Ocean-Steam-Navigation-Company" jedes 75,000 Dollars und die Collinslinie (zwischen New-York und Liverpool) 819,000 Dollars; lezterer Gesellschaft ist der Vertrag auf ferner hinaus gekündigt worden.

Schweiz. Bern. Aus Santa Fé sind vom Abgesandten der bernischen Regierung der Berner-Zeitung günstige Berichte über das Loos der mit 200 Familien einstweilen vollständigen Kolonie eingegangen. Wenn nur keine Hiobsposten hintennach kommen.

— Solothurn. Unterm 19. September ist dem Agenten des Hauses Bek und Herzog, J. Detporte, die Konzession im Kanton Solothurn entzogen worden.

— Aargau. Aus dem Staatsverwaltungsbericht für 1855 ergiebt sich die Auswanderung betreffend Folgendes: Ausgewandert sind und bloß 1114 Personen, d. h. beinahe ½ weniger als 1854 (892 nach Nordamerika, 181 nach Südamerika, 25 nach Australien). Die Bevölkerung hat durch Todesfälle und Auswanderung abgenommen um 1584 Seelen. Unterstüzt wurden die Ausgewanderten von den Gemeinden mit 122,722 Franken, vom Staate mit 18,354 Franken.

— Graubünden. Während in Unterwaz die Bürgerschaft sich wegen Vertheilung der Allmenden in den Haaren liegt, hat die Gemeinde Zizers an einer ihrer Bürgerfamilien einen Akt begangen, der mehr von christ-

iedenes.

zung des brasilianischen
die Leser Ihres Blattes wird
, zu erfahren, daß kürzlich in
zung des ersten und allge-
nischen Handelsrechts erschie-
hiesigen jungen Juristen, dem
ranstaltet wurde und von die-
n Stadtgerichtsrath Borchardt
ch führt den Titel: „Das
Nach dem Codigo Com-
asil übersezt und mit Bemer-
orchardt und Hermann Stolp,
Deker'schen Geheimen Ober-
Erscheinen desselben ein ebenso
zung eine ebenso genaue, wie
ür bürgen uns die beiden in
glich bekannten Namen der
ung des Werkes wollen wir
us dem Vorworte anführen:
egenden Gesezbuches dürfte
Aufmerksamkeit auf sich zie-
ste Wunsch nach dem Erlaß
Deutschland der Verwirk-
t und anderseits schon ein
uswanderer den Weg nach
aus der Kenntnißnahme die-
gung schöpfen werden, daß
alls von rühriger Thätigkeit
und von dem aufrichtigsten
der allgemeinen Wohlfahrt
s und Regelung der Han-
e beseelt ist.
(H. Ztg. f. d. A. u. K.)
das Gepäke der Aus-
Es kann dem Auswanderer
en, daß er bei seiner Abreise
k nicht als Frachtgut zur
iffungshafen auf die Eisen-
es dadurch dort oft erst nach
sichersten geht er, wenn er
ei sich führt, wobei ihm der
oft 100 Pfund Freigewicht
sein Gepäk zu umfangreich
iches Passagiergut bei sich
Eilgut auf, und zwar so
dasselbe bei seinem Eintref-
chon vorzufinden. Ferner
hiffungshafen stets im Auge
wegs, wie dieß vielfach ge-
Verladung allein andern
uswanderer sollte sich mit
gen, daß sein Reisegut auch
n, ja er sollte die Stelle
orden, welche Wissenschaft,
ng der Passagiergüter im
kommen wird. Schließlich
ieß gleichfalls oft geschieht,
n mit dem vollen Namen,
ort bezeichnen.
(H. Ztg. f'd. A. u. K.)
en und New-York fahren-
mann" und „Washington"
Regierung auch für das
sunterstüzung für Beförde-
llars per Schiff) bewilligt.
New-York und Havre fah-
eam-Navigation-Company"
die Collinslinie (zwischen
9,000 Dollars; lezterer Ge-
f ferner hinaus gekündigt

Santa Fé sind vom Abge-
erung der Berner-Zeitung
oos der mit 200 Familien
lonie eingegangen. Wenn
nach kommen.
Unterm 19. September ist
k und Herzog, J. Delporte,
olothurn entzogen worden.
em Staatsverwaltungsbericht
wanderung betreffend Folgen-
1114 Personen, d. h. bei-
892 nach Nordamerika, 181
ustralien). Die Bevölkerung
swanderung abgenommen um
urden die Ausgewanderten von
Franken, vom Staate mit

Während in Untervaz die
heilung der Allmenden in den
einde Zizers an einer ihrer
gangen, der mehr von christ-

licher Liebe und Schweizersinn zeugt und daher wohl der Oeffentlichkeit übergeben zu werden verdient. Vor ungefähr einem Jahr strekte nämlich die Gemeinde Zizers einigen Familien das Reisegeld zur Auswanderung nach den Parceriakolonien in San Paulo vor. Nun ist kurz nach der Ankunft in Santos ein Familienvater von fünf unerzogenen Kindern durch die Cholera weggerafft worden. Auf Gesuch der Wittwe um theilweisen Nachlaß des vorgestrekten Reisegeldes von über 1600 Fr. ist derselben bei der lezten Gemeindeversammlung dieser ganze Betrag nachgelassen worden. Ehre der Gemeinde!

Deutschland. Württemberg. Die Versammlung der religiösen Partei „zur Versammlung des Volkes Gottes in Jerusalem" hat am 28. August auf dem Kirschenhardthof, einige Stunden von Stuttgart, stattgefunden. Es scheint dabei sehr ruhig hergegangen zu sein. Eine Untersuchungs-Kommission, die vorerst einmal nach Palästina gehen soll, wurde gewählt — aber damit wird es wohl auch sein Bewenden haben. Schwerlich dürfte eine Auswanderung dorthin in Gang zu bringen sein.

— Hamburg. (Gesezgebung.) Der Rath hat eine hier wörtlich folgende Verordnung erlassen, welche einige Abänderungen und Zusäze zu den Vorschriften enthält, welche bisher bei der Verproviantirung der Auswandererschiffe maßgebend waren: „Da es sich als zwekmäßig herausgestellt hat, unter Umständen für längere Seereisen statt der frischen Kartoffeln und Gemüse, solche in getroknetem, resp. gepreßtem Zustande mitzunehmen, wie sie in verschiedenen Fabriken Behufs längerer Aufbewahrung bereitet werden, bei der durch solche Zubereitung herbeigeführten Veränderung des Gewichtes und Volumens aber ein dießfallsiger Zusaz zu den Vorschriften über die auf Auswandererschiffen mitzunehmenden Quantitäten von Proviant nothwendig erscheint, so sieht sich E. H. Rath veranlaßt hierüber Folgendes zu verfügen:

1) Die im §. 8 der Verordnung vom 30. April 1855, die direkte Beförderung von Auswanderern betreffend, enthaltene Vorschrift, wonach für jeden Passagier ⅓ Spint Kartoffeln für jede Woche der wahrscheinlich längsten Dauer der Reise mitzunehmen ist, bezieht sich auf frische Kartoffeln. Inskünftig es ist gestattet, einen Theil dieser Vorräthe durch eine entsprechende (dem Gewichte nach nicht geringere) Quantität von Kartoffel-Präparaten in getroknetem und resp. gepreßtem Zustande zu ersezen.

2) Die Vorschrift desselben §. sub. 1 gedachter Verordnung, nach welcher an Weizenmehl, Erbsen, Bohnen, Graupen, Reis, Pflaumen, Sauerkohl, für jede Woche der wahrscheinlich längsten Dauer der Reise für jeden Passagier 3½ Pfund mitzunehmen sind, wird dahin modifizirt, daß ein Theil der hier erwähnten Gemüse durch eine entsprechende, dem Gewichte nach geringere Quantität gepreßter Gemüse ersezt werden kann.

3) Die Deputation für das Auswandererwesen wird ermächtigt, durch eine besondere Bekanntmachung für die Präparate der verschiedenen Fabriken, welche ihr zur Prüfung werden vorgelegt werden, das Gewichtsverhältniß der getrokneten und resp. gepreßten Kartoffeln und Gemüse zu den in der Verordnung vorgeschriebenen Quantitäten, so wie die erforderlichen Bestimmungen darüber, ein wie vielster Theil des mitzunehmenden Proviants in getroknetem oder gepreßtem Zustande mitgenommen werden dürfe, festzusezen und die Besichtiger der Auswandererschiffe behufig zu instruiren.

Gegeben in Unserer Raths-Versammlung.
Hamburg, den 8. Sept. 1856.

— Frankfurt. (Wichtig für Seereisen.) Die systematisch betriebene Konservation der Lebensmittel aller Gattungen ist eine Erfindung, die mit der Zeit eine totale Umwälzung in dem Verpflegungswesen der lebenden Welt hervorrufen wird. Küche, Speisekammer, Speicher und Keller werden dadurch revolutionirt. Die einzige Fabrik Deutschlands, diejenige der Frankfurter Aktiengesellschaft für Fabrikation komprimirter Gemüse, macht sich an allen Orten bereits rühmlichst bemerkbar, troz des mächtigen Einflusses der viel größeren Etablissements in Brüssel und Paris. Ihre Fabrikate sind von ungemeiner Schönheit und Güte, freundlicher Eleganz und nicht allein die billigsten bis jezt bekannten, sondern auch die zahlreichst assortirten. Die Fabrik in Frankfurt a. M. konservirt die Erscheinungen der ganzen Pflanzenwelt. Wem es vergönnt ist, ihr außerordentlich schönes und freundliches Etablissement zu betreten, der sieht neben den feinen Gemüsen der Saison und der Herrschaftstafel diejenigen des gewöhnlichen, ja des gemeinen Lebens, er sieht die Massen der Verpflegungsmittel für Stadt und Land, die berühmte „Feldkost", er sieht alle Obste, alle Küchen- und Gewürzkräuter und das Massenmittel, die „Kartoffeln", für andere Breitegrade wie die unserigen konservirt, alles auf die mannichfaltigste Art und für alle Bedürfnisse zugerichtet, bald komprimirt in Tafeln, Paketen und Kästen, bald gesotten, gedämpft oder sonst wie erhalten in Glas und Blechbüchsen. Er sieht ferner die herrlichsten Sachen in Essig und Branntwein und dergleichen, die nicht von den englischen zu unterscheiden sind, und er sieht endlich das ganze Arsenal der deutschen Arzneipflanzen, Kräuter und Wurzeln auf einem, jeden Kenner, Aerzte wie Apotheker, auf's höchste interessirenden Weg, für die Ewigkeit haltbar gemacht. Die kleine Hausapotheke dieser Fabrik ist eine Erscheinung, die eine unendliche Verbreitung finden wird und auch im wahren Sinn des Wortes verdient.

Großbritannien. Eine neue Dampfschifffahrtslinie zwischen der englischen Küste und Brasilien ist im Entstehen begriffen. Dieselbe soll mit 4 Schraubendampfern, jeder 700 Tons haltig und 80 Pferdekraft stark, befahren werden, und je am 23. jeden Monats von Southampton nach Bahia und Rio abgehen. Drei dieser Schiffe sind bereits fertig. Die erste Fahrt macht der „Norman" am 23. dieses Monats; die beiden andern fertigen Schiffe heißen „Celt" und „Dane."

— In Folge des Mangels an Arbeitskräften in Australien sind von den dortigen Kolonien der Londoner Auswanderungskommission namhafte Summen zur Förderung der Emigration zur Verfügung gestellt worden. Diese befördert nun Auswanderer nach Australien (Verköstigung eingerechnet) zu folgenden nominellen Preisen: verheirathete Landbauern, Schäfer, Gärtner, Maurer, Grobschmiede, Wagner, Tischler, Zimmer- und Bergleute unter 45 Jahren um 1 Pfund Sterl.; dieselben im Alter von 45 bis 50 Jahren um 2 Pfund Sterl.; dieselben zwischen 50 und 60 Jahren um 5 Pfund Sterl.; sonstige Individuen unter 45 Jahren ebenfalls um 1 Pfund Sterl.; Frauen aus der dienenden Klasse unter 35 Jahren um 10 Sh.; Frauen und Kinder unter 14 Jahren, die mit ihren Männern und Vätern auswandern, ganz umsonst.

Frankreich. Für die Auswanderung nach Brasilien wird in Paris stark geworben.

Nordamerika. **Vereinigte Staaten.** Nicht nur gegen die Freibodenmänner in Kansas, die er Rebellen nennt, sondern auch gegen den Sicherheitsausschuß in Kalifornien will Präsident Pierce einschreiten. Bezüglich des leztern sind geheime Befehle an die Kapitäne verschiedener Kriegsschiffe abgegangen. (S. Kalifornien.)

— (Fischereien in den amerikanischen Binnenseen.) Der Ertrag des Fischfangs in den nördlichen Seen und den in denselben einmündenden Flüssen ist beträchtlicher, als man glauben sollte. Nach statistischen Nachrichten werden jährlich 52,000 Barel Fische im Werthe von 547,000 Dollars gefangen und auf den Markt gebracht. Im Detroit-Flusse sind allein 50 Fischereien.

— In Liverpool ist ein 380 Tonnen haltendes mit Getreide beladenes Schiff direkt von Chicago (am Südwestende des Michigan-Sees) angekommen, was als Vorbote einer großen Umwälzung im Getreideverkehr Europas mit dem Westen Amerikas in der Handelswelt großes Aufsehen macht. Merkwürdig ist diese Thatsache allerdings wegen des Weges, den das betreffende Schiff (über Kanada) nehmen mußte. Sonst sind aber schon viele Schiffe aus dem tiefen Innern der Vereinigten Staaten, sogar von Pittsburg am obern Ohio über New-Orleans direkt nach Europa gesegelt.

— Massachusetts. (Fortschritte der Industrie.) Die ersten statistischen Verzeichnisse über die Industrie des Staates Massachusetts wurden im Jahre 1837 aufgenommen. Nach denselben betrug der Werth der jährlichen Produktion der Industrie damals 86,284,616 Dollars. Im Jahre 1845 stieg derselbe bereits auf 124,949,456 Dollars und im Jahre 1855 ist derselbe bereits auf 295,820,681 Dollars angewachsen, — eine Vermehrung von 242 Prozent seit 1837 — während sich die Bevölkerung des Staates in demselben Zeitraume nur um 62 Prozent vermehrt hat.

— New-York. Man schreibt aus New-York, Mitte September: Die Wahlangelegenheit fängt jezt an, das Volk im Allgemeinen zu influenziren. In Privatzirkeln und öffentlichen Versammlungen, zu Hause und in den Bierstoren, bei der Arbeit und bei Tische, kurz überall sind die Präsidenten-, Kongreß- und Staatswahlen an der Tagesordnung; sowohl der gewöhnlichste Straßenfeger wie der höchste Loafer und Runner, ebenso wie die Advokaten und Gerichtsbeamten, Rowdies, Zollhaus-, Stadt- und Staatsbeamte, Gelehrte und Ungelehrte, Geistliche, Atheisten, Buben und Greise, ja selbst das schöne Geschlecht in seinen vielen Rangstufen, Alles politisirt, erklärt sich für diese oder jene Partei und ist bemüht, durch Besprechung, „Triks", Bestechung, Entziehen oder Zuwenden von Arbeit und Verdienst u. s. w. den Einen oder Andern zu gewinnen. Wo Jemand durch Ueberzeugung 2c. den Andern nicht zu sich herüberzuziehen vermag, macht er sich mit grimmigen Ausfällen oder gar mit der Faust, oder à la Brooks mit dem Stoke über seinen Gegner her.

— (Polizeirechnung.) Eine Polizeirechnung — wie die Emigranten geschüzt werden. Heinrich Ebeling, ein deutscher Emigrant, welcher am 15. Aug. Nachmittags mit dem Hamburger Schraubendampfer in New-York eintraf, gibt an, daß er am 22. August, während er sich in einer Grocery in Washington Street befand, von einem Reisegefährten um seine Börse, 300 Dollars enthaltend, beraubt worden. Der Grocer verfolgte den Dieb, und mit Beihülfe von 2 Officers der 1. Ward gelang es, denselben zu erwischen und nach den Toombs abzuführen. Hier erhielt Ebeling sein Geld wieder zurük; mußte aber dem Grocer 50 Dollars für seine Bemühungen geben. Auf dem Wege nach den Toombs riethen ihm, wie Ebeling angibt, die Officers, keine Klage anhängig zu machen, da er sich dann mehrere Monate in der Stadt aufhalten müsse, bis der Prozeß vorkäme; zudem müßte er die Prozeßkosten bezahlen, sowie die Kosten der Unterhaltung des Räubers im Gefängnisse. Er bot dann jedem der Polizisten 10 Doll. für ihre Mühe, womit diese jedoch nicht zufrieden waren; sie verlangten mehr und behaupteten, daß er ihnen bereits 40 Doll. schulde, nämlich:

für die Verhaftung des Diebes .	Doll.	10
wegen Trunkenheit	„	10
für den Besiz eines blauen Auges (das ihm ein Loafer geschlagen)	„	20
Total .	Doll.	40.

Nach einigem Hin- und Herreden ließ er sich herbei, diese Forderung zu bezahlen und bot Jedem 5 Doll. als Extra-Kompensation; jedoch sie verlangten 10 Doll. Jeder, welche er auch zahlte. Die erpreßte Summe belief sich demnach auf 60 Doll. — Der Fall liegt eben der Polizei-Kommission vor. (D. A. Z.)

— Tennessee. (Famoses Loch.) Aus Pea Ridge in Lincoln County wird ein sonderbarer Vorfall gemeldet. Ein Farmer pflügte auf seinem Aker, als plözlich der Boden durchbrach und Pferd und Pflug versanken und der Farmer beinahe selbst in die Oeffnung gestürzt wäre. Er holte seine Nachbarn zusammen, welche ihn an Seilen ungefähr 40 Fuß in die Tiefe hinunterließen, dann aber, als er noch keinen Boden erreicht hatte und das Loch immer größer zu werden schien, wieder herauf zogen. Mehrere vergebliche Versuche sind gemacht worden, die Tiefe dieser Oeffnung zu ergründen. (?)

— Kalifornien. (Beinahe befreite Coolies.) Eine Peruanische Bark, welche 184 für die Chinchas-Inseln bestimmte Chinesen an Bord hatte, lief im Juli im Hafen von San Francisco ein. Da man wußte, daß diese Menschenladung in Peru einer Sklaverei und sicherm Tode entgegen gehe, so nahmen mehrere Kaufleute sich derselben an und erwirkten für ihrer 3 bis 4 ein „Habeas Corpus", um das Recht des Kapitäns für sein Kargo gerichtlich entschieden zu sehen; allein, ehe gegen die Barke etwas unternommen werden konnte, entfernte sie sich schnell, indem sie sich nächtlicherweise aus dem Hafen von San Francisco bugsiren und hinaus ins Weite bringen ließ. Der Kriegskutter „Marcy" sezte ihr nach, holte sie jedoch nicht mehr ein.

— Das Vigilanckomite hat sich am 18. August freiwillig aufgelöst und die Gewalt ist wieder in Händen der ordentlichen Behörden. Das Komite, um zu zeigen, daß es zum Rüktritt nicht gezwungen sei, hielt noch am 18. August eine Revue über seine Anhänger, bestehend aus 6 bis 10,000 Bewaffneten.

— Kansas. Mit Bezug auf die neuesten Vorgänge in Kansas sagt die „Times" unter Anderm: „Die gegenwärtige Krisis in Kansas bedroht die Union mit einer weiteren Ausdehnung der Sklaverei. Der bisher nur geduldete Pflanzer kann sich jezt stolz als Sieger geberden, und auf dem anglo-sächsischen Boden der Vereinigten Staaten tritt uns gegenwärtig die Gefahr einer starken Reaktion zu Gunsten der Sklaverei entgegen. Im Kongresse hat der Sklavenhalter bereits triumphirt und das Proviso beseitigt, welches der Sklavereifreundlichen Exekutive die Hände band. Die Bundestruppen können jezt in Kansas einmarschiren, die lezten Anstrengungen der schon durch die neulich erlittenen Niederlagen geschwächten Freistaatenpartei unterdrüken und eine Legislatur von Missouriern einsezen."

— Ueber die gegenwärtigen Zustände werden grauenhafte Dinge erzählt. Das Räuberwesen geht weiter als in Italien und Griechenland. Sicherheit der Personen und des Eigenthums sind nicht weiter vorhanden als die Gewalt des Stärkeren reicht. Ein Mr. Hopp, Schwager des Geistlichen Rute, der von einer Bande Missourier gefangen und erschossen worden war, wurde skalpirt, und nachdem die That vorbei war, der Leichnam auf freiem Felde liegen gelassen. Der Thäter aber zog in Leavenworth triumphirend ein, indem er die Kopfhaut seines Opfers zeigte und dabei ausrief: „So soll es jedem Abolitionistenhund ergehen!"

Zentralamerika. Durch den Dampfer „Cahawba" hat man Nachrichten aus Nicaragua erhalten, die aber freilich ohne Ausnahme aus Walker'schen Quellen stammen und also nicht für zuverlässig gelten können. Obschon der Nicaraguense die Lage Walkers so glänzend als möglich zu schildern versucht, muß er

doch selber die sehr bezeichnende Thatsache eingestehen, daß zahlreiche Desertionen unter seiner Armee stattfinden, ferner, daß kein einziger Landeseingeborner mehr in den Reihen dieser Armee steht und Walker somit ausschließlich auf seine Nordamerikaner angewiesen ist. Daß er die Stadt Leon, in welcher sich um Rivas die Hülfskontingente von **San Salvador** und Guatemala schaaren, nur deßhalb noch nicht angegriffen hat, damit sich seine Feinde „unter einander auffressen", ist eine Entschuldigung seiner nothgedrungenen Unthätigkeit, die Manchem ein Lächeln entlocken wird. Hätte Walker die Mittel dazu — an Mannschaften und Geld —, so würde er sicherlich schon lange die von Leon aus drohenden Wetterwolken zerrissen und die feindliche Koalition zersprengt haben. Einstweilen sieht sich Walker auf den Einzelkrieg beschränkt, d. h. er läßt die Anhänger des Präsidenten Rivas ohne Urtheil und Recht todtschießen, wo er ihrer habhaft werden kann. Vier angesehene und wohlhabende eingeborne Bürger, nämlich Desiderio Calvo, Domingo Antonio Berclaran, Moises Ayendanno und Felipe Perez, wurden am 5. August auf Befehl Walkers zu Masaya erschossen, weil sie einige Soldaten zur Desertion zu bestimmen versucht hatten. Durch solche Schreckmittel müssen die Eingebornen, wie es scheint, eingeschüchtert werden, damit sie nicht in Masse von Walker abfallen.

Südamerika. Buenos-Ayres. Die Regierung des Staates Buenos-Ayres hat unterm 26. Juli d. J. ein von den Kammern genehmigtes Gesez veröffentlicht, welches bestimmt, daß die in Europa angestellten Konsuln des Freistaates von Auswanderern nach Buenos-Ayres in Zukunft keine Paßvisirungs-Gebühren (dieselben betragen einen spanischen Thaler für den Paß) mehr erheben sollen. Den betreffenden Konsuln wird dadurch kein Einnahme-Ausfall erwachsen, da die Regierung fortan die Erstattung der Gebühren aus Staatsmitteln übernimmt.

Australien. (Ein theures Inserat.) Der gesezgebende Körper von Viktoria ließ jüngst in dem „Melbourne Argus" eine Liste der Wahlberechtigten vier Mal publiziren. Die Liste füllte 38 Columnen und die Insertionsgebühren waren 10,200 Pfund Sterling — 255,000 Franken.

Anzeige.

Wir Endesunterzeichnete, vom Kolonisationsvereine von 1849 in Hamburg zur Annahme von Passagieren für die Kolonie Dona Francisca in Süd-Brasilien ausschließlich ermächtigte Schiffs-Expedienten zeigen hiemit an, daß wir Herrn

E. de Paravicini in Zürich

zu unserm **alleinigen** General-Agenten für die Kantone **St. Gallen, Appenzell,** Graubünden, Glarus, Thurgau, Schaffhausen, Zürich, Aargau, Schwiz, Unterwalden, Zug und Luzern ernannt haben.

Wir ersuchen deßhalb alle Auswanderungslustige in den genannten Kantonen, welche sich unserer Expedition zu bedienen wünschen, sich **nur** an Herrn E. de Paravicini zu wenden, welcher stets durchaus in den Stand gesezt sein wird, sowohl für die genannte Kolonie, als auch für unsere Paketlinie nach New-York, New-Orleans, Galveston und Australien die günstigsten Bedingungen zu stellen.

Hamburg, im September 1856.

Knorr & Holtermann,
Schiffs-Expedienten.

Feuilleton.

Reise in das Gebiet der Araucaner.*)

Bei der Landung an der Westküste Südamerika's zwischen dem 39.° bis 40.° südl. Br. zieht ein prachtvoller schneebedekter Vulkan, der sich imposant über den Kamm der in dieser Breite vollkommen mit Wald bedekten Cordillerenkette erhebt, die Aufmerksamkeit jedes neu Ankommenden auf sich. Von der See aus kann dieser Gebirgszug gut gesehen werden, wenn das Schiff noch nicht zu nahe am Lande sich befindet; ist dieß einmal der Fall, so wird durch die Küsten-Cordillere, Cordillera de la Costa, die hier 1000 bis 2500' über das Niveau des stillen Ozeans sich erhebt, die Kette der Haupt-Cordillere, Cordillera de los Andes, dem Aug' entzogen, aber bei hellem Wetter erblikt man immer noch die schöne, elegante Form des Vulkans von Villarica, benannt nach einer an seinem Fuße von den Spaniern erbauten Stadt gleichen Namens, mitten im Gebiete der freien Araucaner, des Indianerstamms, den diese ersten Eroberer des südlichen Amerika's nie zu unterjochen im Stande waren. Die Stadt Villarica wurde noch zu Zeiten der spanischen Herrschaft von diesem Indianerstamm vollständig zerstört, und über diesen Ruinen erhebt sich wieder der Wald, wie wenn er noch nie die Art des unberufenen Europäers gefühlt hätte. Indianer und Chilenen fabeln von ungeheuren Reichthümern, die unter den Ruinen dieser Stadt begraben liegen, von Silber- und Goldminen, die in der Nähe der Stadt in früheren Zeiten betrieben worden seien.

Am Fuß der Haupt-Cordilleren liegt eine Kette von Gebirgsseen, die noch auf keiner Karte, in Beziehung auf Form und Umfang, richtig gezeichnet sind:

1) Die Lagune von Villarica am Fuß des Vulkans gleichen Namens.
2) Die Lagune von Calafquen südlich der vorigen und, durch den Rio de Huanchue im Zusammenhang stehend mit der noch südlicheren
3) Lagune von Huanchue oder Panguipulli.
4) Die Lagune von Rinihue am Fuß des gleichnamigen Vulkans.
5) Die große Lagune von Ranco mit höchst interessanten Inseln, auf denen prachtvolle Niederlassungen der Indianer sich befinden, gelegen zwischen 39.° 46' und 40.° 18' südl. Br., von sehr bedeutendem Umfang und durch den Gebirgsfluß Liffen, mit einer kleinen in der zweiten Kette der Cordilleren sich befindenden Lagune, Laguna de Maihue in Verbindung stehend. Oestlich von der Lagune von Ranco sind schwefelhaltige Thermen von 19° Réaumur.
6) Die Lagune von Pingehue am Fuß des gleichnamigen Vulkans; an ihrem Ufer wohnen Indianer aus dem Stamm der Wulitschen (Indianer vom Süden).
7) Die Lagune von Llanquihue; diese ist noch wenig bekannt und ihre Ufer sind noch ganz unberührt von der kultivirenden Hand des Menschen, umgeben von undurchdringlichen Wäldern und baumartigen Gräsern aus der Abtheilung der Bambusarten.
8) Die Lagune von Llanquihue, zwischen 41.° 4' und 41.° 24' südl. Br. am Fuß des Vulkans von Osorno; an ihrem Ufer wurde von der chilenischen Regierung eine deutsche Kolonie gegründet. Diese an Umfang größte obiger Lagunen ist jedenfalls so groß oder größer, als der Bodensee.

Dem Vulkan von Villarica nun hatte ich schon längst einen Besuch zugedacht, und schon geraume Zeit, vor drei bis vier Jahren, machte ich auf meinen vielen botanischen Wanderungen in den Cordilleren Valdivias Bekanntschaft mit den Indianern, besonders ihren Kazilen, um mit ihrer Hülfe eine Reise in jene interessante Gegend machen zu können. Kein Abkömmling der Spanier wird von den mißtrauischen Indianern dort zugelassen; ich suchte daher denselben stets klar zu machen, daß wir Deutschen keine Spanier, sondern ihnen stammverwandte Indianer aus Deutschland seien, hob die Unterschiede zwischen den Spaniern und Deutschen hervor und gab ihnen schöne Redensarten; denn sie sehen sehr darauf, daß man in den sehr formellen Unterredungen recht viel spricht und ihnen Gutes und Angenehmes sagt.

Am 9. Februar 1854 waren alle Vorbereitungen getroffen, um die gewagte Reise in's Herz des Araucaner Gebietes zu unternehmen; ich konnte noch zwei Landsleute, Herrn v. B., Direktor des Lyzeums in Valdivia, und Herrn St., früher Lieutenant in holsteinischen Diensten, zu dieser Reise bestimmen; denn ganz allein wäre es nicht nur sehr gewagt, sondern auch weit weniger unterhaltend und befriedigend gewesen, diesen verwegenen Ausflug zu machen, und mehrere bekannte Chilenen sagten uns vor der Abreise: Sie kommen beim T..... nicht nach Villarica.

Ich übernahm die Bestellung des Führers, den ich schon auf früheren Reisen genau kennen gelernt hatte, ein Indianer mit sehr markirtem Gesicht, ruhigem, kühnem Blik, der gut spanisch und noch besser die Araucaner Sprache sprach, dann eines Maulthiers, um unser Gepäk, bestehend in Fließpapier zum Pflanzeneinlegen, Lebensmitteln und Tauschartikeln, zu transportiren.

Die Tauschartikel bestanden aus Indigo, mit dem die indianischen Weiber ihre selbstgewobenen wollenen Kleider färben; Tabak, den alle Indianer vom Feuerland bis in den hohen Norden von Amerika leidenschaftlich gerne rauchen; Glasperlen und Fingerhüten. Leztere dienen den indianischen Schönheiten zum Puz, aus den Perlen verfertigen sie einen Zoll breite Bänder, immer 4—5 Linien von einer Farbe die ganze Breite des Bandes durch, blau, roth, weiß, gelb u. s. w.; ein solches Band kommt am obern Theile der Stirne um den Kopf und dient dazu, die langen, ungeflochtenen Haare festzuhalten; um die braunen Arme kommt ebenfalls je ein solches Band, an der Stelle, wo auch unsere europäischen Damen das Bracelet tragen. Eine junge Indianerin, auf diese Weise geschmükt, ist gar nicht häßlich, obgleich der übrige Anzug äußerst einfach ist. Ein länglicht viereliges, schwarz gefärbtes, auf die einfachste Weise gewobenes Tuch wird enge um den Leib gewikelt und geht von der Brust bis zu den Knöcheln; über die linke Schulter nur unter dem rechten Arm durch, so daß der rechte Arm nakt bleibt, wird ein kleineres Tuch von gleicher Farbe umgeschlagen, und auf der Brust mit einer langen silbernen Nadel oder bei ärmeren mit einem spizigen Stükchen Holz geheftet; dieß ist der ganze Anzug.

Außer obigen Gegenständen nahmen wir noch Messer, Aexte und Zäume mit, um mittelst dieser Scheidemünze theils Dienstleistungen der Indianer zu bezahlen, theils die nöthigen Lebensmittel zu kaufen, besonders aber, um uns bei den Kaziken und ihren Weibern und Töchtern durch Geschenke in Gunst zu sezen. Hr. St. hatte noch zwei Uniformröke und mehrere Säbel mitgenommen, womit er sich einige Pferde eintauschte.

Um die richtige Auswahl an Lebensmittel für eine solche Reise in unzivilisirten Ländern zu treffen, bedarf es einiger Uebung, die aber nach einigen Ausflügen in die Indianergebiete, wenn sie auch nicht sehr lange dauern, bald erlangt wird. Brod oder Mehl ist nie bei den Indianern zu erlangen; will man sich mit Brod auf einer Reise von 8—14 Tage versehen, was keine Schwierigkeit hat, wenn man von einer Stadt aus die Reise beginnt, so tritt der üble Umstand ein, daß das Brod schon nach zwei Tagen zu sehr ausgetroknet ist, so daß man es nicht mehr genießen mag.

Das Ersazmittel für Brod habe ich von den Indianern selbst gelernt. Die indianischen Weiber sezen einen großen bauchigen Topf von Thon, den sie selbst verfertigen (denn jede Indianerin ist sowohl Töpferin als auch Weberin) auf oder besser neben ein großes Holzfeuer, und umgeben ihn mit glühenden Kohlen, die stets frisch erhalten werden. In den Topf kommt eine Lage von reinem Flußsand, etwa 1½—2" tief; ist der Sand bis zu dem Grad erwärmt, daß man ihn auf der Hand nicht mehr ertragen kann, so werden 6—8Händevoll Weizenkörner in den Topf geworfen und unter fleißigem Umrühren mit einem hölzernen Stabe so lange geröstet bis die Körner eine leichte braune Färbung angenommen haben; dann werden sie von dem Sande getrennt, dieser wieder in den Topf gethan und die Operation so lange wiederholt bis eine beliebige Portion Weizen geröstet ist. Nun wird ein Pellon (als Sattelbek präparirtes Schaffell) so auf die Erde ausgebreitet, daß die Wolle nach unten gekehrt ist; darauf wird ein 2' langer 1' breiter und 3—4" diker flacher Stein von Granit gelegt, und der gerösstete Weizen mittelst eines 1½' langen und nur 2—3" breiten Granitsteines zerquetscht oder gemahlen, indem man den lezteren Stein mit beiden Händen an seinen Enden anfaßt, und damit auf der Längenfläche des großen Steines, auf dem eine Lage Weizen liegt, auf und abfährt.

Das auf diese Weise erhaltene Mehl des gerösteten Weizens wird von den Indianern in einem Kuhhorn mit Wasser angerührt, und zwar, sowohl um den Hunger als auch um den Durst zu stillen; im ersten Fall mit weniger Wasser zu einem diken Brei, der statt des Löffels mit einem breiten Stükchen Holz verspeist wird, im zweiten mit viel Wasser zum Trinken. So lange der Indianer im Besiz solchen Mehles ist, wird er nie Wasser trinken, ohne eine Handvoll Mehl zuzusezen. Diese Mischung heißt in der Araucanersprache Ulpa; und wird sie mit Chicha, Apfelmost, sei es süßem, ungegohrenem (Chicha fuerte), gemacht, welche der Indianer allen anderen Mischungen vorzieht, so heißt sie Cupilca.

Jeder Europäer wird dieses Präparat sogleich schmakhaft finden, besonders wenn er es anstatt mit Wasser mit Milch anrühren kann; um es aber sehr angenehm zu machen, habe ich es mit gestoßenem Zuker vermischt, 1 Theil Zuker auf 6—8Theile Mehl.

Die Verpakung muß ebenfalls ganz nach indianischer Sitte geschehen, um das Gepäk jederzeit ohne viele Umstände bei der Hand zu haben, und um es gegen Regen und Feuchtigkeit zu schüzen; der Indianer wählt sich dazu ein kleines Schaf, einen kleinen Hund, eine Fischotter, ein halb ausgewachsenes noch ungeborenes Kalb, oder sonst ein ähnliches Thier, zieht das Fell ab, ohne es irgendwo aufzuschneiden, indem er sowohl den Schädel als auch das Fleisch und alle Knochen zu der Mundöffnung herausnimmt; die Füße schneidet er auf der halben Länge ab und unterbindet das Fell an den vier Füßen so fest als möglich, ebenso die übrigen Oeffnungen, so daß nur die Mundöffnung übrig bleibt, läßt es nun halb trokaen und reibt es dann so lange, bis es vollkommen gelinde ist und sich wie ein gegerbtes Fell zusammenwikeln läßt.

Dieser Balg wird mit den gerösteten Mehl gefüllt, die Mundöffnung fest zugebunden, der Pak mittelst eines Riemens in der Mitte zusammengeschnürt, und mit dem gleichen Riemen an den Sattel so hingebunden daß die Vorderfüße nach der einen, die Hinterfüße nach der andern Seite herunterhängen.

Kommt man auf dem Ritt während der Reise an einen Fluß, so braucht man nur das Band, das die Oeffnung des Balgs verschließt, zu öffnen, um eine beliebige Quantität Mehl herauszunehmen, was weit umständlicher wäre wenn es auf dem Maulthier mit den übrigen Lebensmitteln verpakt wäre, wo dann die ganze Maulthierlast abgenommen, geöffnet, wieder verschlossen und wieder gepakt werden müßte.

(Fortsezung folgt.)

*) Aus der Zeitschrift „das Ausland".

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrükungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 41. | Samstag den 11. Oktober. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | 1856.

Abonnements-Einladung.

„Der Kolonist" ladet hiemit zu zahlreichem Abonnement auf das nächste Quartal ein

Der „Kolonist" ist ein Organ für die schweizerische Auswanderung und bespricht als solches sowohl die allgemeinen Verhältnisse derselben, als er namentlich Mittheilungen über sämmtliche Länder bringt, welche ihr Ziel sind. Neben Nordamerika, das dem Europamüden leider schon seit längerer Zeit trübere Aussichten bietet wird er die Blike seiner Leser wie bisher vorzugsweise auf Brasilien lenken. Er wird fortfahren, nach bestem Wissen und Gewissen vor der Uebersiedlung nach solchen Ländern zu warnen in welchen den schweizerischen Auswanderer statt dem geträumten und ihm vorgespiegelten Glük nur Elend und Verderben erwarten, wozu immer noch reichliche Gelegenheit geboten ist. In einem unterhaltenden Feuilleton bringt er Erzählungen, Schilderungen ꝛc. aus jenen Ländern, nach welchen die schweizerische Auswanderung geht

Der „Kolonist" kostet halbjährlich 2 Fr., vierteljährlich 1 Fr., mit der Post franko durch die ganze Schweiz. Eine Vergleichung unseres Blattes mit der in Bern wöchentlich erscheinenden Auswanderungszeitung ergibt, daß es mehr als doppelt so billig ist, da die Abonnementsgebühr des „Kolonist" bei um die Hälfte größerm Format und viel gedrängterm Saz doch nur zwei Drittheile von dem Preise jener beträgt

Den bisherigen Lesern wird unser Blatt auch ohne besondere Bestellung wieder zugesandt und die Gebühr nachgenommen. Neue Abonnenten mögen sich an das nächstgelegene Postamt wenden oder in frankirten Briefen an die

Die Expedition des „Kolonist"
in Lichtensteig.

Die Schweizer in Dona Francisca.

Kolonie Dona Francisca, Joinville, den 12. Juni 1856.

An das verehrliche Komite der philanthropischen Schweizer-Gesellschaft in Rio de Janeiro

Hochgeehrte Herren!

Aus dem in Rio erscheinenden „Journal de Commercio" vom 25. April a. c., Nro. 114, haben wir unterzeichnete, in der hiesigen Kolonie ansässige Schweizer, Kenntniß von der öffentlichen Bekanntmachung erhalten, welche das verehrliche Komite der philanthropischen Schweizer-Gesellschaft bereits im Oktober v. J. an alle unsere auswandernden Landsleute und an den hohen Bundesrath in Bern eingesandt hat.

Wir sind fest davon überzeugt, daß es nicht in der entferntesten Absicht des verehrlichen Komite's liegt, uns und die hiesige Kolonie irgendwie in Nachtheil zu bringen, sondern, daß es demselben vielmehr ernstlich darauf ankommt, die reine Wahrheit in Bezug auf die brasilianischen Kolonie-Verhältnisse zu erforschen und zum Besten unserer auswandernden Landsleute an das Licht zu stellen. Hiebei — soweit es unsere Kolonie betrifft — mitzuwirken, halten wir für unsere Pflicht und aus diesem Gesichtspunkte bitten wir das Nachfolgende aufzufassen.

Ohne auf den übrigen Inhalt der öffentlichen Bekanntmachung des verehrlichen Komite's näher einzugehen, wollen wir uns hier nur auf eine einfache Erörterung desjenigen einlassen, was in der Bekanntmachung über unsere Kolonie gesagt worden ist. Zunächst wird darin angeführt: daß sich die Kolonie „Dona Francisca „in keinem blühenden Zustande befinde, und daß es das „Komite für seine Pflicht halte, von der Auswanderung „hierher abzurathen. Dasselbe glaubt ferner, zureichende „Gründe zu haben, daß man den, über diese Kolonie erstatteten glänzenden Berichten nicht trauen dürfe, und „wenn auch zugegeben sei, daß sich einzelne vom Glüke „mehr begünstigte Kolonisten in einem beziehungsweise „guten Zustande befinden, so sei doch der größte Theil „derselben arm, elend (desgraçados, d. i. von Gott „und den Menschen verlassen) und behaftet mit „den Krankheiten des Landes." Endlich wird noch hinzugefügt, daß „der Kaffee das Hauptprodukt „dieser Provinz sei, und daß der auf seine eigenen Kräfte „beschränkte europäische Kolonist hiebei mit dem großen „und reichen Plantagenbesizer nicht konkurriren könne."

Dieß sind die Anführungen der Bekanntmachung in Bezug auf die Kolonie „Dona Francisca." Wir haben dieselben mit dem schmerzlichsten Bedauern gelesen, denn alle dieselben sind ganz vollständig unwahr! Dies versichern wir unterzeichnete hier ansässige Kolonisten bei unserem ehrlichen Schweizerworte!

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das verehrliche Komite in Bezug auf die Verhältnisse unserer Kolonie getäuscht worden ist. Wenn aber das verehrliche Komite Gründe gehabt hat, den über unsere Kolonie erstatteten glänzenden Berichten, von welchen einzelne wohl übertrieben sein mögen, keinen Glauben zu schenken, so hätte dasselbe billigerweise auch den ungünstigen Berichten, aus welchen die in dem Aufrufe enthaltenen unwahren Nachrichten entsprungen sind, nicht ohne Weiteres trauen, sondern sich zunächst überzeugen sollen.

Es gibt hier allerdings auch viel schlechte Subjekte, welche aus eigennüzigen oder boshaften Absichten, gefliessentlich ungünstige Nachrichten über die Kolonie verbreiten und sich und ihre hiesigen Landsleute als arm, elend und krank schildern, um von einer heimathlichen oder irgend einer andern Behörde oder Wohlthätigkeits-Assoziation eine Unterstüzung zu erbetteln, welche sie nicht nöthig hätten, wenn sie nicht durch Faulheit und Liederlichkeit an ihrem Fortkommen verhindert würden. Daß solche Leute nur schändliche Lügen über die Kolonie verbreiten, liegt auf der Hand. Ebensowenig ist den Nachrichten solcher Individuen zu trauen, welche von hier nach Hause zurükkehren, weil sie sich in ihrer Erwartung, hier ohne alle Mühe herrlich leben und ihre Tage in Trägheit hinbringen zu können, getäuscht sahen. Nur aus solchen unlauteren Quellen können die ungünstigen Nachrichten geflossen sein, welche das verehrliche Komite in seiner Bekanntmachung in Bezug auf unsere Kolonie mitgetheilt hat. Bevor aber das verehrliche Komite mit den obigen ungünstigen Nachrichten, durch welche sich dasselbe hat täuschen lassen, an die Oeffentlichkeit trat, hätte dasselbe uns wohl befragen und die Wahrheit erforschen können, zumal da die Entfernung zwischen Rio de Janeiro und Dona Francisca nicht so bedeutend und zwei Mal monatlich Dampfschifffahrtgelegenheit vorhanden ist. Statt dessen sind nun unsere Landsleute in der Heimath durch jene unbegründete Mittheilungen arg getäuscht und es ist durch dieselben zugleich der ganzen Kolonie und uns selbst ein unberechenbarer Schaden zugefügt worden, indem unsere Landsleute in der Schweiz jene öffentliche Bekanntmachung, da dieselbe eine Art amtlichen Ansehens hat und von dem verehrlichen Komite ausgegangen ist, für wahr und wohlbegründet halten, und sich von der Auswanderung hierher abwenden werden.

Es liegt in der Natur der Sache, daß es dem Einen von uns mit seiner Ansiedelung besser geglükt ist als dem Andern, allein es ist eine Unwahrheit, daß die Mehrzahl von uns arm, elend und mit den Krankheiten des Landes behaftet ist. Reich sind wir allerdings nicht, — große Schäze an Gut und Geld haben wir in den zwei, drei bis vier Jahren unserer hiesigen Ansiedelung allerdings nicht sammeln und zurüklegen können, — allein wir müßten geradezu lügen, wenn wir uns als arm und elend bezeichnen wollten. Mit sehr wenigen Ausnahmen sind die Meisten von uns ohne alles Vermögen, ja noch obendrein mit Schulden belastet, hierher gekommen, wie dies unsern heimathlichen Behörden (Gemeinden) sehr wohl bekannt ist. Fast alle haben wir Nichts mit hierher gebracht als unsere Weiber und Kinder, unsere rüstigen Arme, unsern Fleiß und unsere Ausdauer, und mit diesen Mitteln ist es uns in dem kurzen Zeitraum des Bestehens der Kolonie und unseres Hierseins gelungen, von dem Urwaldslande, welches wir von dem Kolonisations-Vereine als freies Eigenthum für mäßige Preise auf Kredit erhielten, soviel urbar zu machen, daß wir uns und die Unserigen ohne Sorge reichlich ernähren und den sonstigen Anforderungen, welche eine einfache

Lebensweise macht, zur Genüge entsprechen können. Wir haben unser eigenes, freies Besitzthum, unsere Häuser, unsere Gärten, unsere Saaten und unser Vieh, und während wir in unserm Vaterlande bei der angestrengtesten Arbeit nicht selten mit den Unserigen darben mußten, leben wir jezt hier ohne Nahrungssorgen und in Zufriedenheit. Geld ansammeln haben wir natürlich noch nicht können, denn wir mußten Alles, was wir durch unserer Hände Arbeit, sei es als Tagelöhner bei dem Bau von Straßen, Brüken, Gräben u. s. w. verdienten, zunächst auf die Urbarmachung und weitere Kultivirung unserer Grundstüke verwenden, um vor allen Dingen den Lebensunterhalt für uns und unsere Familien ganz vollständig sicher zu stellen. Diesen Zwek haben wir alle erreicht und wir können jezt mit Gottes gnädiger Hülfe hoffen, daß es uns im Verlaufe der nächsten Jahre gelingen werde, durch den Erlös aus den Früchten unserer Arbeit, den Verpflichtungen nachzukommen, welche wir theilweise gegen den Kolonisations-Verein, theilweise gegen unsere heimathlichen Gemeinden noch haben. Wir sind selbstständige Eigenthümer freier Grundstüke, wir brauchen den Ertrag unserer Ernte mit Niemanden zu theilen und wir können mit Zuversicht hoffen, unsern Kindern dermaleinst ein schuldenfreies und einträgliches Besitzthum zu hinterlassen. Wir erfreuen uns hier einer vom Staate anerkannten freien Religionsübung und unsere Kinder genießen eines unentgeltlichen Unterrichtes in ihrer Muttersprache.

Das ist in Wahrheit der Zustand, in dem wir uns befinden und wir müssen einen Jeden der Lüge bezüchtigen, der uns als herabgekommen und als in Elend versunken schildern will.

Was ferner die Behauptung anbetrifft, daß wir mit den Krankheiten des Landes behaftet seien, so ist dies ebenfalls eine Unwahrheit. Das hiesige Klima ist gesund und dem Europäer zuträglich. Unzweifelhaft hat es den Vorzug aller andern Theile von Brasilien, welche dem Aequator näher liegen. Wir haben hier weniger oder ganz bestimmt nicht mehr von Krankheiten zu leiden gehabt und noch zu leiden, als in unserem Heimathlande. Die hiesigen, sogenannten Akklimatisations-Krankheiten sind bei einiger Vorsicht weder gefährlich, noch schwer zu heilen und es ist ganz gewiß wahr, daß wir uns alle eines guten Gesundheitszustandes erfreuen. Der klarste Beweis für die Zuträglichkeit des Klima's ist die sehr geringe Sterblichkeit, welche auf unserer Kolonie herrscht.

Bei unserem Worte, als ehrliche Schweizer, können wir versichern, daß, wer hier seinen Kopf und seine Hände gebrauchen und nicht herumlungern und faullenzen, sondern arbeiten will, sich und den Seinigen bald ein gutes Auskommen sichern und in kürzerer Frist und mit geringerer Mühe und Sorge, als jemals im Heimathlande, zu einem freien und unabhängigen Besitzthum gelangen kann.

Was endlich die Schlußbemerkung der Bekanntmachung anbetrifft, daß nämlich der Kaffee das Hauptprodukt der hiesigen Provinz sei und daß der europäische Kolonist damit mit den reichen Plantagenbesizern nicht konkurriren könne, so findet auch diese Behauptung auf unsere Kolonie durchaus keine Anwendung. Unsere Hauptprodukte sind Mais, Reis, Bohnen, Gemüse, Kartoffeln und Knollengewächse aller Art, Mandioca, Aipim und Zukerrohr, und davon hoffen wir mit Bestimmtheit in den nächsten Jahren einen bedeutenden Ueberschuß zu erbauen und durch den Verkauf so viel Geld zu erwerben, daß wir an die Abtragung unserer Schulden gehen können. Der Kaffee, der allerdings von uns in nicht unbeträchtlichem Umfange angepflanzt ist, wird uns allererst in künftigen Jahren Segen bringen und wir fürchten dabei die Konkurrenz der großen Plantagenbesizer nicht im Allergeringsten. Denn während die Erntezeit in den Haupt-Kaffee-Ländern Brasiliens durch die dort herrschende Hize dem europäischen Ansiedler ungemein erschwert wird, fällt sie, — ebenso wie die Zukerrohr-Ernte, — in unserer Kolonie gerade in die kalte Jahreszeit *) und macht uns um so geringere Beschwerde, als wir dazu, statt theure Tagelöhne oder kostspielige Neger, ohne allen Nachtheil für ihre Gesundheit unsere Weiber und Kinder verwenden können, welche diese Arbeit ohne erhebliche Anstrengung zu verrichten im Stande sind. Den Ertrag unserer Ernte haben wir als freie Eigenthümer mit Niemanden zu theilen; wir brauchen uns den Preis unserer Produkte nicht vorschreiben zu lassen, sondern wir können, was wir erbaut haben, verkaufen, wie es uns beliebt und wie es unter den obwaltenden Verhältnissen uns am günstigsten erscheint.

*) In dem, was unsere Kolonisten von Dona Francisco über den Kaffee sagen, sind sie etwas schief gewikelt: der beste Kaffee wächst nicht an der Küste, sondern in den höher gelegenen Gegenden innerhalb der Wendekreise, welche ein viel gleichmäßigeres Klima haben, als jene und wird auch dort in der kühleren Jahreszeit geerntet. A. d. R.

Es ist die reine und unverfälschte Wahrheit, die wir in dem Vorstehenden gesagt haben.

Wir hoffen und erwarten nun von dem verehrlichen Komite mit der vollen Zuversicht, daß dasselbe auch diese unsere Erklärung in eben derselben Weise zur öffentlichen Kenntniß unserer Landsleute bringen werde, wie dies mit der Bekanntmachung vom Oktober v. J. geschehen ist.

Indem wir einer recht baldigen Antwort entgegensehen, zeichnen wir uns mit Werthschäzung

Albrecht Schmalz, von Nidau, Kantons Bern.
Jakob Richlin, von Ostersingen, Kantons Schaffhausen.
Gottlieb Storrer, von Sieblingen, Kanton Schaffhausen.
S. Jakob Kesselring, von Märstetten, Kanton Thurgau.
Michael Erzinger aus dem Kanton Schaffhausen.
Martin Stamm von Schleitheim, Kanton Schaffhausen.
Samuel Heusi von Schleitheim, Kanton Schaffhausen.
Martin Fischer, Bauer, von Herblingen, Kanton Schaffhausen.
Samuel Meyer von Schleitheim, Kanton Schaffhausen.
Heinrich Wanner von Schleitheim, Kanton Schaffhausen.
Jakob Müller von Schleitheim, Kanton Schaffhausen.
Ulrich Bühler, Tischler, von Hemberg, Kanton St. Gallen.
H. H. Stoll, Tambour, von Ostersingen, Kanton Schaffhausen.
Franz Müller von Herblingen, Kanton Schaffhausen.
Isaak Baumer von Herblingen, Kanton Schaffhausen.
Georg Stüde von Schleitheim, Kanton Schaffhausen.
Heinrich Heusi von Schleitheim, Kanton Schaffhausen.
Christian Meyer von Schleitheim, Kanton Schaffhausen.
Konrad Brodbek von Buchthalen, Kanton Schaffhausen.
Hans Rueheberger von Schleitheim, Kanton Schaffhausen.
Georg Rizmann von Ostersingen, Kanton Schaffhausen.
Joh. M. Bächtold von Schleitheim, Kanton Schaffhausen.
Isaak Baumer von Herblingen, Kanton Schaffhausen
Franz Tanner von Sieblingen, Kanton Schaffhausen.
Michael Blum von Beggingen, Kanton Schaffhausen.
Konrad Fischer, Schuster, von Herblingen, Kanton Schaffhausen.
Greg. Hr. Müller von Sieblingen, Kanton Schaffhausen.
Georg Bächtold von Ostersingen, Kanton Schaffhausen.
Fr. Jakob Stoll von Ostersingen, Kanton Schaffhausen.
Melchior Ehrat aus der Gemeinde Lohn, Kanton Schaffhausen.
Andreas Waldvogel, Schuster, von Gr. Stetten.
Johannes Schmitt von Sieblingen, Kanton Schaffhausen.
Christian Gilgen aus der Gemeinde Rüggisberg, Kanton Bern.
Melchior Werner aus der Gemeinde Beggingen, Kanton Schaffhausen.
Bartolomaeus Schmidly von Sieblingen, Kanton Schaffhausen. *)

Daß die vorstehende Abschrift wörtlich mit dem mir vorgelegten Original übereinstimmt, wird hiemit amtlich bescheinigt.

Kolonie Dona Francisca, 30. Juni 1856.

Ulrich Ulrichsen, Subdelegado de Policia.

Das hiesige Vize-Konsulat zu Dona Francisca attestirt hiedurch die Unterschrift des Subdelegado de Policia, Herrn Ulrich Ulrichsen hieselbst.

Joinville, den 30. Juni 1856.

L. S. E. César Hartung,
Hamb. Vize-Konsul.

*) Die unterschriebenen Schweizer sind sämmtlich seiner Zeit durch Herrn C. de Paravicini spedirt worden.

Verschiedenes.

Schweiz. Bundesstadt. Der schweizerische Konsul in Rio-Janeiro, Hr. David, hat wegen eingetretener Mißhelligkeiten mit einem Theil der dortigen domizilirten Schweizer dem Bundesrath die Demission eingereicht; derselbe nimmt sie jedoch nicht an.

— Thurgau. Unter den durch den Konkurs des schweizerischen Generalkonsuls Emery in Rio Janeiro Geschädigten befindet sich auch eine nach Brasilien ausgewanderte arme Familie, der er im Auftrag des thurgauischen Waisenamtes F. die Summe von 1000 Fr. auszahlen sollte, die den Kindern erbsweise zugefallen war. Emery unterschlug aber die Summe, und die armen Kinder erhalten wahrscheinlich keinen Rappen. Mit Recht wird bei dieser Gelegenheit auf den Uebelstand hingewiesen, daß die schweizerischen Konsuln, weil sie keinen Gehalt beziehen, auch keine Bürgschaft leisten.

(N. Thurg. Ztg.)

England. Das Kriegsministerium veröffentlicht die Bedingungen, unter welchen die deutsche Militärkolonie am Kap gebildet werden soll. Diejenigen Legionäre, welche nach dem Kap gehen wollen, sind verbunden, sieben Jahre lang als Militärkolonisten zu dienen; als solche haben sie feindliche Angriffe abzuwehren und die Zivilbehörden zu unterstüzen. Sie müssen während der ersten drei Jahre jährlich (nie länger jedoch als 30 Tage) Exerzitien mitmachen und an jedem Sonntag bei der Kirchenparade anwesend sein. Lezteres gilt auch von den lezten vier Dienstjahren, doch sind in diesen die Exerzitien auf 12 Tage im Jahre beschränkt. Alle Jene, die freiwillig unter obigen Bedingungen nach Südafrika auswandern wollen, werden kostenfrei dahin befördert und auf der Ueberfahrt verköstigt, nehmen ihre Waffen, Uniformen und Feldequipagen mit sich und erhalten überdieß eine Reisekleidung aus Segeltuch. Sie erhalten vom Tage ihrer Landung an das erste Jahr nach ihrer Ansiedlung hindurch freie Rationen oder ein Aequivalent in Baarem ausbezahlt. Sie beziehen ihren bisherigen Sold bis zur Einschiffung, hernach einen anders normirten. Im aktiven Dienst gegen den Feind oder zur Unterstüzung der Zivilbehörden erhalten alle Branchen den Sold britischer Truppen. Im ersten Falle werden die daraus entstehenden Kosten von der Regierung, im zweiten von der Kolonie zu bestreiten sein. Ferner werden Pensionen angewiesen. Nach Ablauf der sieben Dienstjahre gehört der Boden mit allem, was darauf ist, dem pflichtgetreuen Kolonisten. Die Frauen und Familien von Unteroffizieren und Gemeinen werden freie Ueberfahrt und Verköstigung nach Südafrika erhalten und können während des ersten Jahres oder während der ersten Monate dort, wo es der Gouverneur für nothwendig halten sollte, auch mit Rationen versehen werden. Stirbt ein verheiratheter Kolonist, so fällt sein ganzes Besitzthum nach den in den Kolonien zu Kraft bestehenden Erbschaftsgesezen seiner Wittwe oder Familie zu, selbst dann, wenn seine Dienstzeit noch nicht abgelaufen war. Frauen und Kinder von Unteroffizieren und Gemeinen, die sich gegenwärtig in Deutschland befinden, können auf Staatskosten von Hamburg, Bremen, Rotterdam oder Ostende herübergebracht werden, um ihre Angehörigen zu begleiten oder ihnen später zu folgen, wie sich dazu Gelegenheit bietet. Dieselbe Verfügung gilt von Bräuten unverheiratheter Legionäre.

— Ueber die gegenwärtig in Colchester stehende deutsche Legion, welche noch vor Kurzem 9000 Mann zählte und nächstens aufgelöst werden soll, ward am 30. Sept. von Generalmajor Stutterheim die lezte Heerschau gehalten. Nach Beendigung der verschiedenen Manöver hielt der General eine Anrede an die Truppen, in welcher er ihnen zuvörderst für ihre gute Aufführung dankte und sein Bedauern darüber aussprach, daß er jezt von ihnen scheiden müsse. Sodann bemerkte er, daß er trozdem die Hoffnung hege, auch in Zukunft mit einer bedeutenden Anzahl der Mannschaften in Genossenschaft zu leben, da es auch seine Absicht sei, nach dem Kap zu gehen, und daß er es für eine heilige Pflicht halte, so lange es möglich sei, alles, was in seinen Kräften stehe, zu thun, um die Wohlfahrt der Legionäre zu fördern. Er seinerseits betrachte die Bedingungen, unter welchen den Legionären die Auswanderung nach dem Kap geboten sei, als sehr günstig. Ein Jeder aber werde nach reiflicher Ueberlegung zu ermessen haben, ob er nach dem Kap hingehen wolle oder nicht.

Rußland. Der kaiserliche Ukas über die Kolonisation der griechischen Freiwilligen, welche im lezten Kriege unter russischen Fahnen gedient haben, ist veröffentlicht worden. Hauptbedingungen sind folgende: Die Besizungen der ausgewanderten Tataren, so wie andere dem Fiskus verfallene Grundstüke sollen unter die Freiwilligen vertheilt, jedem Familienvater unter diesen lezteren 200 Rubel zu seiner ersten Einrichtung ausgezahlt und seine Kinder auf Staatskosten erzo-

gen werden. Diejenigen Freiwilligen, welche wieder aus Rußland ausgewandert sind, sollen bei ihrer etwaigen Rückkehr in dasselbe aller Bestimmungen dieses Ukases mit theilhaftig sein.

Nordamerika. **Vereinigte Staaten.** (Ein Teufelskonzert.) In einer Stadt im Westen kam ein Violinist auf die Idee, sich als Teufel mit Hörnern und Schwanz zu kostümiren und so den Karnaval von Venedig von Paganini zu spielen. Außerdem versteckte er an mehreren Punkten des Saales Musiker, welche sich nach der Reihe in die Melodie theilen sollten. Das satanische Konzert wurde durch riesige Prospekte und haarsträubende Reklamen angekündigt. Der Tag des Konzertes kam, der Saal war zum Erdrücken gefüllt und der Teufel erschien. Tobender Applaus begrüßte ihn, und in der That fehlte nichts. Die Hörner waren ausgezeichnet, der Schwanz von ungeheurer Länge, seine rothe Haut glänzte wie die Schaale eines gesottenen Krebses. Es war ein schöner Teufel. Einige Minuten lang spazirte er auf und ab. Von Zeit zu Zeit nahm er die geeigneten Stellungen, um das Gemüth der Zuschauer vorzubereiten. Endlich stand er still, hob langsam die Violine, betrachtete lang den Bogen, und plötzlich, wie auf ein Zeichen der Hölle, begann er. Kaum hatte er die Hälfte des Thema's vollendet, als ein unsichtbares Instrument die Melodie aufnahm, seinerseits wieder von andern ebenfalls unsichtbaren Instrumenten unterbrochen und abgelöst, die zulezt aus allen Ecken des Saales ertönten. Während dieses Dialoges der höllischen Geister spazirte der Teufel mit großen Schritten auf der Scene herum, stieß von Zeit zu Zeit ein höllisches Gelächter aus und wiederholte, wenn die Reihe an ihn kam, mit entsezlichen Variationen die Melodie, die von allen Seiten ertönte. Das Konzert schloß mit einem Tutti, das auch dem Ruhigsten Schrecken einflößen mußte. Lange sprach man von diesem originellen Konzert und dem Meister, der den Geschmak der Amerikaner so zu treffen gewußt hatte.

— Washington. (Die deutschen Turner.) Am 2. September begann in der Stadt Washington die Tagsazung des deutschen Turnerbundes in den Vereinigten Staaten. Die Debatten waren heftig, denn es ist eine Spaltung im Werke. Ein Theil will die „Turn-Zeitung" zu einem politischen Partei-Organ gemacht wissen, will überhaupt, wie es auch bereits theilweise geschehen, die Turner bei dem bevorstehenden Wahlkampfe als eine politische Partei auftreten lassen, und die Anhänger dieser Bestrebungen haben deßhalb ebenfalls am 2. September eine Versammlung in Pittsburg beschikt. Dagegen ist aber der in Washington tagende Theil. — Am Nachmittage des 4. Sept. besuchten die meisten Turner das Weiße Haus, wo sie zufällig Präsident Pierce begegneten. Sie wurden ihm einzeln als deutsche Turner vorgestellt und er selbst führte sie in dem Hause und in den Gärten herum. (D. A. Z.)

— New-York. Der aus den Ereignissen im Großherzogthum Baden im J. 1849 bekannte F. Sigl gibt jezt in New-York eine militärische, technische und belletristische Monatsschrift heraus, betitelt: „Revue", die besonders für Milizen, Turner, Sänger und das Vereins- und Erziehungswesen überhaupt bestimmt ist.

— In New-York fand am 12. Sept. eine große Demonstration zu Gunsten Fillmores statt, bei der sich gegen 150,000 Personen betheiligten.

— Bis zum 9. September war die Einwanderung in New-York immer noch sehr schwach gewesen, und wird sie dort die vorjährige Zahl kaum erreichen. (Dagegen soll der Zug über Quebek dieses Jahr fortdauernd viel stärker sein, als in früheren Jahren.) Nach dem Bericht der Emigrationskommission waren in New-York bis zum 27. August 88,085 Einwanderer angekommen; von da bis 3. September 1487, zusammen 89,572. — Bis zu demselben Datum im vergangenen Jahre waren es 95,915.

— (Kurz und gut.) Das Telegraphenbüreau von Utica beförderte neulich folgende lakonische Depesche: „An Hrn. N. — 3. Epistel St. Johannis, Vers 13 und 14. (Name des Absenders.)" Die genannten Verse lauten: „13. Ich hätte euch viele Sachen zu schreiben, aber ich will euch nicht mit Feder und Tinte schreiben. 14. Denn ich hoffe euch bald zu sehen; dann werden wir von Angesicht zu Angesicht mit einander reden."

— Pennsylvanien. (Die Präsidentenwahl.) In Bezug auf den Gang der Wahlbewegung hört man, daß alle Parteien ihre Kraft auf Pennsylvanien konzentriren, welches für den eigentlichen und entscheidenden Kampfplaz gilt. In allen Theilen des Staates finden daher Massen-Meetings statt. Die Erwählung der pennsylvanischen Staatsbeamten, welche Anfangs Oktober stattfindet, wird zeigen, woher der Wind weht. Siegt die Fremont-Partei in Pennsylvanien, so ist sie geborgen.

— Maryland. In Baltimore ist es zwischen Anhängern Fillmores und Demokraten am 12. Sept. zu einer Schlägerei gekommen, bei der 2 Leute erschossen und 20 verwundet wurden.

— Texas. (Statistik.) Der Bericht des Staatsschazmeisters von Texas enthält einige interessante Angaben, die wir nachstehend mittheilen: Im Ganzen sind im Staate Texas 45,893,869 Aker Land besteuert, deren Werth auf 58,671,126 Dollars abgeschäzt wird. Die Anzahl der besteuerten Stadtlots beträgt 40,136, im Werthe von 10,148,528 Doll.; die Negerzahl beträgt 107,606, im Werthe von 58,374,924 Doll.; die Pferdezahl 171,814, im Werthe von 7,943,878 Doll.; die Zahl des Rindviehes 1,433,792, im Werthe von 8,002,545 Doll. Der Gesammtwerth des besteuerten Eigenthums in Texas beträgt demnach 149,521,431 Doll. Die sämmtlichen Steuern, welche von diesem Eigenthum erhoben werden, betragen 225,270,050 Doll. (?) Rechnet man hiezu 20,892,030 (?) Doll. Kopfsteuer, welche erhoben werden, so ergibt sich, daß im ganzen Staate nur 246,252,070 Doll. (?) Steuern erhoben werden. (S. A.)

— (Zuker- und Baumwollenpflanzung.) Die Zukerregion von Texas wird auf 7,529,400 Akres geschäzt, ist also größer als ganz Jamaica, welches jährlich 143,000 Orhoft und über 10 Millionen Pfund Kaffee produzirt, nebst einem großen Betrag von Piment, Pfeilwurz, Ingwer, Indigo ꝛc.

Betrachten wir nun die Baumwoll-Region des Landes, so übertrifft sie bei weitem die eines jeden von unsern Schwesterstaaten. Dieselbe erstrekt sich viel südlicher als das Mississippithal, und dehnt sich über den ganzen Staat westlich vom Guadeloupe aus. In allen Flußthälern haben sich die Versuche im Anbau der Baumwolle erfolgreich erwiesen, und in den von Flüssen abgelegenen Landestheilen bedarf es nur der Eisenbahnen, um die reichen Quellen zu eröffnen. Die Baumwoll-Produktion belief sich

1850 bei 58,161 Sklaven auf 58,072 Ballen,
1855 „ 105,974 „ „ 105,111 „

Wir fürchten, daß sich hier nur ein Reingewinn von 25 Doll. auf den Ballen von 400 Pfund herausstellt, während er bei geeigneten Verkehr-Erleichterungen 30 Doll. betragen müßte.

Stellen wir einen Vergleich der Baumwoll-Produktion in der ganzen Union vom Jahre 1850 an, so erhalten wir folgendes Resultat:

Staat Alabama	564,629	Ballen.
„ Florida	45,131	„
„ Indiana	14	„
„ Louisiana	178,737	„
„ Nord-Karolina	50,545	„
„ Tennessee	193,532	„
„ Virginia	3,947	„
„ Arkansas	65,244	„
„ Georgia	499,001	„
„ Kentuky	758	„
„ Mississippi	484,292	„
„ Süd-Karolina	300,901	„
„ Texas	58,072	„
Total	2,445,893	Ballen.

In vielen dieser Staaten sind inzwischen bedeutende Landstriche in Folge vollendeter und projektirter Eisenbahnen für den Baumwoll-Bau weiter gewonnen worden. Obwohl nun Texas für den Augenblik hinter der Mehrzahl derselben noch zurüksteht, so muß es doch mit der Zeit alle weit überflügeln, wie wir aus folgender Tabelle Andrew's ersehen können:

Staaten.	Zur Baumwoll-Kultur geeignete Fläche.	Erforderliche Arbeitskräfte.	Wahrscheinl. Ertrag in Ballen pr. 400 Pfd.
Florida	6,000,000	750,000	3,000,000
Texas	10,000,000	1,250,000	5,000,000
Arkansas	3,000,000	375,000	1,500,000
Louisiana	3,000,000	375,000	1,500,000
Tennessee	2,000,000	250,000	1,000,000
Süd-Karolina	200,000	25,000	100,000
Mississippi	6,000,000	750,000	3,000,000
Georgien	3,000,000	375,000	1,500,000
Alabama	6,000,000	750,000	3,000,000
Total	39,200,000	4,900,000	19,600,000

(Texas State Gazette.)

— Aus Austin schreibt man unterm 26. August, daß der Sommer heiß und trokn gewesen. Die Ernte sei grade nicht sehr reichlich, werde aber den Bedarf der Bevölkerung und der im Herbst und Winter zu erwartenden großen Anzahl Einwanderer deken. Der Staat schreite in geistiger Richtung so gut, wie in materieller, rasch vorwärts. Namentlich schenke man der Verbesserung des Schulwesens große Aufmerksamkeit. Bis 1860 hoffe man in dieser Beziehung jedem Staate der Union nachgekommen zu sein.

— Michigan. (Schöner Fund.) Das Lake Superior Journal berichtet, daß die Frau eines armen Deutschen, Namens Kaufmann, an der Seeküste einen Diamanten gefunden habe, ¾ Zoll lang und ¼ Zoll dik. Der Stein bildet ein Achtek, ist ungeschliffen und zeigt die Brillanz eines Diamanten vom reinsten Wasser; derselbe würde 2000 Dollar werth sein. Die Frau fand ihn auf einem Gang längs der Seeküste, wo sie auf denselben durch dessen Glänzen in der Sonne aufmerksam wurde.

— Kalifornien. (Profitabel.) In San Francisco verübte man in der lezten Zeit auch schändlichen Betrug dadurch, daß die Leichenbestatter sehr kostbare Särge, im Preise von 200 bis 300 Dollar, verkauften, diese aber, sobald die Leiche auf dem Friedhofe angekommen und die Leidtragenden sich entfernt, leeren ließen und an die nächsten Kunden verkauften. Die Todten wurden in ganz gewöhnlichen hölzernen Kasten begraben. So betrogen die gewissenlosen Spekulanten die Lebenden und die Todten.

— Minnesota-County liegt am obern Ende des Lake Superior an der St. Louis-Bay und dem St. Louis-Flusse und beherrscht etwa 15 Meilen das Nordwestufer dieses herrlichen Hafens. Es enthält eine große Menge Pinewald mit Birken, Pappeln, Kiefern, Fichten und Balsaminen untermischt, auf gutem Lehmboden, und Zukerahornwald, untermischt mit Eichen, Eschen, Linden, Elmen, Eisenholz und schweren Weißtannen auf feinem sandigem Lehm und geröllartigem Untergrunde. Haselnuß- und Aborngesträuche sind in der ganzen Gegend das Unterholz. Es kann im nordöstlichen Minnesota, sowie überhaupt im ganzen Territorium und in Wisconsin kein besseres Gras- und Weizenland gefunden werden. Die Vermessung dieses Landes schreitet jezt rasch vorwärts und das Land ist für das Verkaufsrecht geöffnet. Es sind bereits 30—40 Deutsche an verschiedenen Punkten dieser Gegend angesiedelt, und ihre erste Ernte sieht sehr gut aus. Für ihren Ueberfluß werden sie guten Markt finden.

St. Paul, die Hauptstadt von Minnesota, welche im Jahre 1849 kaum 500 Einwohner zählte, hat jezt eine Bevölkerung von 10,000 Seelen. 28,000 Reisende besuchten die Stadt während dieses Sommers. Die Lage der Stadt bietet dem Handel und der Schifffahrt große Vorzüge, und man darf voraussezen, daß St. Paul binnen 10 Jahren einer der bedeutendsten Plätze des Westens sein wird.

— Kansas. Nach telegraphischen Nachrichten bis zum 10. Sept. waren die Staatsgefangenen gegen Bürgschaft auf freien Fuß gesezt und in der Stadt Lawrence herrschte darob großer Jubel. Zugleich haben die Freibodenmänner daselbst ein Fort fertig gebaut, welches angeblich 1000 Mann fassen wird. Gouverneur Geary hatte eine Proklamation erlassen, welche alle bewaffneten Korps auffordert, auseinanderzugehen. Emerys Bande, die einen Offizier der regulären Armee verhaftet hatte, ist vor den General Smith gebracht worden. — In einem zweiten Treffen sollen die Sklavenhalter besiegt worden sein.

Westindien. Blätter von Havanna liefern detaillirte Berichte über die Verheerungen eines Sturmes, der vom 27. bis 30. August auf der Insel Cuba wüthete und an mehreren Orten großen Schaden anrichtete. Zu Sagua wurden 6 amerikanische und 1 englisches Fahrzeug an's Ufer getrieben. Die Mannschaft wurde gerettet, die Fahrzeuge gingen zu Grunde. Die Leuchtthürme zu Cardenas, Mantanzas und Sagua wurden umgeworfen. Zu Quintana blieb nicht ein einziger Platanenbaum stehen. Eine große Anzahl Schiffe wurden an den Strand getrieben und viele gingen unter sammt der Mannschaft. Die Eisenbahnen wurden an manchen Orten überschwemmt, Telegraphenpfähle umgeworfen ꝛc. Der Sklavenhandel scheint auf der Insel sehr zu blühen. Anfangs Septembers wurde ein Cargo von 600 Schwarzen gelandet.

Mexiko. Der englische Gesandte hat seine Päße verlangt und die zu Havanna stationirte englische Flotte sich bereits nach der mexikanischen Küste begeben.

— Nachrichten aus Vera-Cruz zufolge wird an der Eisenbahn über die Landenge von Tehuantepek, welche den Weg zwischen New-Orleans und San Franzisko sehr bedeutend abkürzt, so kräftig gearbeitet, daß ihre Eröffnung von einem Meere zum andern Ende des Jahres stattfinden soll.

Zentralamerika. Die Bewohner von Nuatan und den andern Theilen Zentralamerikas, welche England an Honduras abgetreten hat, haben gegen diese Abtretung protestirt und zugleich den General Walker um Hülfe gebeten. (?)

— Nach den neuesten Berichten des „Journal de Havre" aus Greytown ist Walker gefährlich erkrankt und zweifelt man an seinem Aufkommen. Die ihn begleitenden Abenteurer desertiren nach allen Seiten. Dafür bekommt er aber immer wieder frische Truppen, so neulich 5—600 Mann aus New-York, die man dort ungehindert ziehen ließ, weil man froh war, so viel schlechte Subjekte weniger in der Stadt zu haben.

Südamerika. „Daily News" theilt drei Freundschafts-, Handels- und Schifffahrtsverträge mit, welche Brasilien mit dem argentinischen Staatenbund und der Republik Paraguay geschlossen hat, und hofft, daß dieselben den Frieden am Platastrom auf die Dauer befestigen werden.

Australien. Neu-Seeland. Sir Robert Peel sagte einmal: „Neuseeland wird das Großbritannien der Südsee werden." In der That scheint die Prophezeihung nicht zu kühn, wenn man den Aufschwung betrachtet, der seit zehn Jahren in jener Kolonie stattgefunden hat. Die Bevölkerung ist von 50,000 auf 180,000 Personen, darunter 50,000 Europäer, gestiegen, und Mr. Smith aus Wellington in Neuseeland, der neulich in Liverpool einem Banket beiwohnte, entwarf von dem raschen Fortschritte der Zivilisation unter den Eingebornen ein überraschendes Gemälde. Die gäng und gäbe Theorie, daß alle Wilden bei der Berührung mit den Weißen von der Erde verschwinden müssen, erhält durch diese merkwürdige Erscheinung einen argen Stoß, und man kommt auf den Gedanken, daß die angebliche Unbildsamkeit vieler wilden Stämme oft an der Methode der weißen Schulmeister liegen mag. (F. J.)

— Die Mittheilung von dem Auffinden neuer Goldminen wird bestätigt. Leute strömen von allen Seiten zu. Das Gold liegt in Stüken von der Größe einer Erbse nur 5—6 Fuß unter der Oberfläche. Beim Abgang der lezten Berichte suchten 300 Individuen und Jedes gewann ½ Unze Gold per Tag.

An die Redaktion der Hamb. Ztg. f. d. A. u. K. Statt so vornehm über unsern Vorwurf, der gewiß genugsam bewiesen ist, hinwegzugehen, hätten Sie besser gethan, in aller Stille sich ein Bischen über Ihre Korrespondenzfabrikation zu schämen. Aber es scheint, Sie halten es gar nicht für Sünde, Ihren Lesern auf diese Weise hie und da eines aufzubeften. In Ihrer Nro. 39 vom 27. September bringen Sie wieder zwei Korrespondenzen, die eine von „Stuttgart, 15. Sept.", welche wir in der ersten Woche des Septembers in Lichtenstein Wort für Wort mit Ausnahme der lezten sehr plump angehefteten Zeile geschrieben, und im Kolonist Nr. 36 vom 6. September als ersten Drittel des Artikelchens Oesterreich (Ruf nach Siebenbürgen) abgedrukt haben. Ferner ist die angebliche Korrespondenz aus Bern vom 15. Sept. in derselben Nummer der Hamburgerin gar nichts anders als wörtlich der Anfang des Artikelchens „Neue Militärkolonien" in Nro. 36 des „Kolonist."

Wir Endesunterzeichnete, vom Kolonisationsvereine von 1849 in Hamburg zur Annahme von Passagieren für die Kolonie Dona Francisca in Süd-Brasilien ausschließlich ermächtigte Schiffs-Expedienten zeigen hiemit an, daß wir Herrn

E. de Paravicini in Zürich

zu unserm **alleinigen** General-Agenten für die Kantone **St. Gallen, Appenzell,** Graubünden, Glarus, Thurgau, Schaffhausen, Zürich, Aargau, Schwiz, Unterwalden, Zug und Luzern ernannt haben.

Wir ersuchen deßhalb alle Auswanderungslustige in den genannten Kantonen, welche sich unserer Expedition zu bedienen wünschen, sich **nur** an Herrn E. de Paravicini zu wenden, welcher stets durchaus in den Stand gesezt sein wird, sowohl für die genannte Kolonie, als auch für unsere Paketlinie nach New-York, New-Orleand, Galveston und Australien die günstigsten Bedingungen zu stellen.

Hamburg, im September 1856.

Knorr & Holtermann,
Schiffs-Expedienten.

Feuilleton.

Reise in das Gebiet der Araucaner.

(Fortsezung.)

Der Regen dringt durch diesen Balg, dessen Haare stets nach außen gekehrt bleiben, lange nicht durch, man kann damit mehrere Tage dem schlechten Wetter ausgesezt reisen, ohne daß das Mehl naß wird.

Charqui (an der Luft getrokenetes, nur wenig gesalzenes Rindfleisch) ist ebenfalls eines der zwekmäßigen Lebensmittel; es verdirbt nicht leicht und ist bald gebraten, indem man es ohne weitere Zubereitung auf glühende Kohlen legt und einigemal umdreht, oder an einem Stok über das Kohlenfeuer hält. Geröstete Erbsen oder Mais und Pferdebohnen hat man auf solchen Reisen stets in den Satteltaschen damit man während des Ritts, im Fall der Magen es verlangen sollte, ohne besonderen Aufenthalt, etwas zu sich nehmen kann. Diese Nahrungsmittel können, wenn sie auf der Reise nicht naß werden, lange aufbewahrt werden, ohne zu verderben; man nimmt aber außerdem noch frisches Fleisch mit, gewöhnlich ein Schaf, das, nachdem es geschlachtet, abgezogen und ausgeweidet ist, ganz offen auf das Gepäk des schon beladenen Maulthiers gebunden wird, damit es stets der Luft ausgesezt bleibt. Während der Mittagshize werden einige Baumzweige über dasselbe so hingebunden, daß es etwas vor der Sonnenstrahlen verwahrt ist; auf diese Weise hat man 8—10 Tage frisches Fleisch, und so lange man solches besizt, wird kein Charqui angewendet. Man ißt übrigens auf derartigen Reisen, wenn man weder Suppe noch Brod oder Kartoffeln hat, so viel Fleisch, daß ein Tiger davon gesättigt sein würde. In der Regel kann man, wenn der Vorrath verzehrt ist, von den Indianern immer wieder Schafe kaufen, wenn man einmal mit ihnen bekannt ist und sie zu behandeln weiß, was übrigens erst durch längere Erfahrung gelernt wird.

In den Satteltaschen führt man noch ein kleines Horn, dessen Spize abgefägt ist und eine kleine Oeffnung hat, während die breite untere Fläche mit einem Boden versehen ist, mit einer Mischung von zerstoßenem (Ari) spanischem Pfeffer und Salz, um das Fleisch, bevor es am Spieß gebraten werden soll, damit einzureiben; Kaffe, Thee, Zuker, Chocolade und ein kleiner kupferner Kessel, gehören auch noch zur Ausrüstung.

Auch das Sattelzeug muß mit Umsicht und Kenntniß gewählt und dem Land angepaßt sein; denn es kann kein englischer Sattel zu solchen Reisen verwendet werden, weil man bei diesem nicht genug Teppiche und Pellone (Satteldeken) mit sich führen kann. Der ungarische Bok und der diesem sehr ähnliche chilenische Sattel eignen sich hiezu am besten. Unter den Sattel kommen zuerst zwei gute wollene Teppiche, dann wird der Bok aufgelegt, gegürtet, und die Satteltaschen (ein Quersak von starkem Wollenzeug, den die Indianer selbst verfertigen), so auf den Bok gelegt daß die beiden vollen Taschen auf den Seiten des Sattels etwas gegen hinten hinab hängen, so daß der Reiter nur auf dem leeren Theil des Sals sizt und die vollen Taschen sich hart an den Schenkeln befinden, ohne hier zu belästigen; nun werden 2—6 Pellone über den Sattel gelegt, so daß man die Satteltaschen nicht mehr sieht, und fest gegürtet. Die Pellone sind aus sehr langhaariger Schafwolle verfertigt, indem zuerst sehr dünne, 5—6" lange Zöpfchen verfertigt, diese dann zusammengeflochten und mit Indigo gefärbt werden. Die feinsten Pellone kommen von einem Bastard von Schaf und Ziege; ein feines kostet 5—6 spanische Thaler (12—15 fl.), und je feinere solche Deken man auf dem Sattel hat, desto besser ist das Bett, das man sich daraus bereiten kann, denn das Sattelzeug ist stets auch Bett.

Nachdem die Vorbereitungen zu der Reise getroffen waren, reisten wird am 9. Februar, sobald die drükendste Hize des Tages vorüber war, von Valdivia ab. Die Straße (el camino real) führt zuerst östlich über eine von den beiden Flüssen Calle-Calle und Angachilla gebildete Ebene, biegt aber bald gegen Nordosten ab und führt in das Flußthal des Calle-Calle. Von dieser Biegung nördlich liegen mehrere deutsche Besizungen, die zum Theil in blühendem Zustande sind, darunter die des Töpfers König aus Hessen, der, als der erste und bisher einzige seines Handwerks, in kurzer Zeit so glänzende Geschäfte gemacht hat, daß er nicht nur sein Gut bereits schuldenfrei gemacht, sondern auch statt der schlechten Laubhütte, worin er den ersten Winter zugebracht, ein hübsches Wohnhaus mit landesüblichen Bequemlichkeiten sich erbaut hat.

Auf dieses Gut folgt die Besizung des Hrn. R. aus Preußen, der seit mehreren Jahren als Landwirth und Branntweinbrenner glükliche Geschäfte macht. Seine Wohn- und Fabrikgebäude liegen auf einer links der Straße gelegenen Anhöhe. Weizen- und Kartoffelbau, gelegentlich Handel mit Brettern und im Winter Destillirung von Fruchtbranntwein, verschaffen dem thätigen Manne ein gutes Auskommen.

Eine englische Meile von hier gegen Norden senkt sich die Straße gegen das Flußufer, von welchem hier die Hügelreihe etwas mehr zurüktritt und ein ziemlich breites Thal von etwa vier englischen Meilen in seiner ganzen Breite bildet; dieses Flußthal, in welchem die Besizungen von Chumpullo und Collico liegen, ist ziemlich bewohnt und mit zahlreichen Apfelpflanzungen bebaut. Beim Eintritt in dasselbe erblikt man von der Höhe aus die Besizung des Herrn E. aus Württemberg, die von einem wasserreichen Flusse, der in den nahen Bergen entspringt, durchströmt, schon früher als Mühlgut benüzt und von Hrn. E. in eine Schneidemühle verwandelt wurde.

Durch dichte Pflanzungen von Apfelbäumen, durch längere Kultur ausgenüzt, nun nur mageres Heideland bildende Länderstreken, durch jugendliche Wälder, die früher ebenfalls Akerland waren und nun seit Menschengedenken wieder nachgewachsen sind, manchmal dicht an den breiten Strom gedrängt, führt der Wegnach dem Portrero (Viehweide- und Zucht-Land) des reichen Valdivianers J. M. Adriasolo.

Hier verläßt die Straße das Flußufer auf eine kurze Zeit und windet sich einen steilen Berg von 5—600' Höhe, Cuesta de Soto genannt, hinauf und zieht sich dann, in dem Schatten des Bergwaldes, der hier hauptsächlich aus zwei Buchenarten (Fagus obliqua und Dombega [?], Mellin und Coppo der Chilenen) besteht, auf dem Bergrüken fort. Außer obigen zwei Holzarten sind in diesen Wäldern zwei Lorbeerarten, aus denen hier Bretter geschnitten und das Bauholz verfertigt wird, zu dem in Deutschland die Tannen dienen. Besonders die alten Stämme dieser Holzarten sind umrankt von sehr schönen Schlingpflanzen und Schmarozern; das niedere Gebüsch sind Fuchsien, Myrthen, Aristotelea Macqui, Edwardsia microphylla und strauchartige Kompositeen, dann die Quila, ein rankendes, 40' Höhe erreichendes Gras.

Nur an wenigen Punkten ist es möglich, von dem Gebirgsrüken aus den Fluß zu sehen, er ist hier stellenweise zwischen die Berge eingeengt, ohne Krümmung, und fließt ruhig wie ein künstlicher Kanal dahin.

Ebenso schnell und steil wie der Weg am Gebirge emporklimmt, ebenso schroff senkt er sich wieder in's Thal und gewährt eine freiere Aussicht auf das jenseitige, hier mit herrlichen Pflanzungen geschmükte Ufer der Subdelegation von Las Animas.

Von zahlreichen Bächen und Quellen durchschnitten, zeichnet sich dieses Thal durch Fruchtbarkeit und Bevölkerung sehr vortheilhaft aus. Gruppen weidender Pferde, Widder und Schafe geben der sonst unbelebten Gegend eine liebliche Staffage, deren das Auge sich erfreut, bis es auf's Neue an der Cuesta de Molino vom waldigen Bergrüken sich die freie Aussicht, wenn auch nur auf kurze Zeit, benommen sieht.

Nach Ueberschreitung dieses Gebirgsrükens führt der Pfad durch eine zusammenhängende Reihe von Pflanzungen bis an die Stelle, wo auf einem freien Hügel früher die alte Mission Arique die gläubigen und ungläubigen Bewohner um sich sammelte; die Kirche ist verschwunden und nur noch einzelne halbverfaulte, in den Boden eingerammte Pfosten bilden die ärmliche Ruine des ehemaligen Gotteshauses.

Bis hieher hatte uns die Sonne begleitet, sie sank nun, und der kurzen Dämmerung folgte der Glanz des Mondes, über die ganze Gegend eine entzükende Beleuchtung verbreitend.

Aus allen Häusern stieg der Rauch des Feuers an welchem die Abendmahlzeit bereitet wurde; durch die offenen Thüren fiel der Schein desselben auf die Straße, und der Vorbeigehende vernahm bald das heitere Scherzen und Lachen, bald den einförmigen Gesang, begleitet von dem eigenthümlichen Ton der chilenischen Guitarre, womit sich die um den Feuerherd versammelten Gruppen den Abend erheiterten. Der Abend war wundervoll schön und erhaben in seiner Ruhe, die durch keinen störenden Laut unterbrochen wurde, außer wenn das Gebell der zahllosen Hunde die Nähe einer Niederlassung verkündete. Dieses treue Thier, welches dem Menschen über den ganzen Erdkreis folgt, spielt eine große Rolle im Haushalt des Chilenen. Es ist keine Hütte, sei sie noch so ärmlich, kein Landmann, sei er noch so dürftig, der nicht 4—5 Hunde um sich hätte.

Die Racen und Spielarten zu bestimmen, oder auch nur sie zu zählen, dürfte die Geduld auch des eifrigsten Naturforschers ermüden. Alle verschiedenen Hunderacen finden sich hier vertreten, aber äußerst selten rein erhalten; Hühnerhund, Schäferhund, Dachs und Spizer, alle sind repräsentirt, aber nicht ohne Zeichen der Vermischung mit fremden Racen.

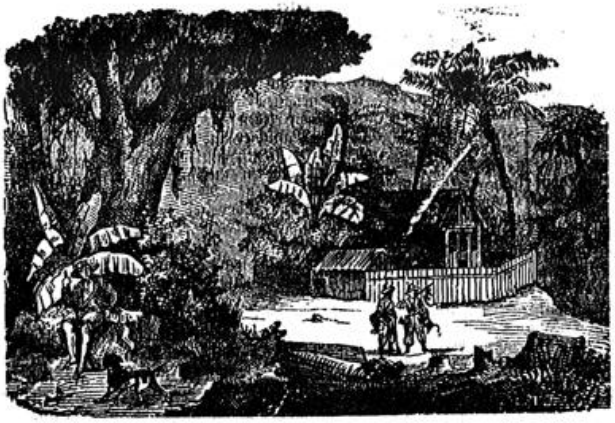
Die Hauptbestimmung des chilenischen Hundes ist die Bewachung und Beschüzung des Hauses und Viehes, die Aufsuchung des lezteren in den dichten Waldungen, des Verlaufen der flüchtigen Stüke und die thätige Beihülfe beim Fangen derselben. Charakteristisch ist bei vielen Exemplaren die spizige Schnauze, ganz dem Fuchs ähnlich. Diese im halbwilden Zustande aufwachsenden Hunde sind ohne alle Dressur, außer so weit ihr Instinct und die Gewohnheit der Viehjagt sie gelehrig macht; niemand sorgt für ihre Nahrung, sie fressen was die Chilenen ohnehin wegwerfen, oft auch sehr nothwendige Gegenstände der chilenischen Haushaltungen, wo sie vieles von roher ungegerbter Ochsen- und Kalbshaut verfertigt ist, Lazos, Sattelgurte, Hosen u. dgl.; besonders leidenschaftlich fressen sie aber menschliche Excremente, aber nur so lange sie noch warm sind; befindet man sich daher in dieser Lage — besonders Lokale sind natürlich im ganzen Lande kein — so warten schon einige Hunde auf die Vollendung des Geschäfts, weßhalb man auch in der Nähe der Häuser höchst selten derartige Verunreinigungen zu bemerken im Stande ist.

(Fortsezung folgt.)

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrückungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 42. | Samstag den 18. Oktober. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | 1856.

Warnung.

Man wird sich erinnern, daß letztes Frühjahr Beschwerden der schweizerischen Hülfsgesellschaft in Rio Janeiro an den Bundesrath gelangten, weil schweizerische Agenten für Kolonien Leute engagirten, für welche sie nicht ermächtiget waren. Dieser Unfug scheint sich wiederholen zu wollen. Wir machen darauf aufmerksam und rathen allen Auswanderern, sich von den betreffenden Agenten, ehe sie Verträge abschließen, ihre Vollmachten vorweisen zu lassen. Es wäre Pflicht der Kantonalregierungen, allen Agenten, welche für Kolonien werben, ihre Vollmachten zur Einsicht abzufordern und sich zu überzeugen, daß mit den Auswanderern kein Schwindel getrieben werde.

Die Provinz San Paulo

besteht aus dem verhältnißmäßig schmalen Küstenstrich und der weiten Hochebene, die sich von zwei- bis dreitausend Fuß über das Meer erhebt. Zwischen beiden ganz verschiedenen Landestheilen zieht das in gleicher Richtung wie die Meeresküste von Nordost nach Südwest verlaufende Seegebirge eine natürliche Scheide, gleichsam eine Mauer, an die sich die dahinter liegende Hochebene anlehnt und von der diese nur wenig gegen den Parana abfällt. Mit einem zweiten Hauptgebirge ziert die von Minas Geraes und Rio de Janeiro herabkommende Bergkette Mantiqueira das Hochland von San Paulo und theilt sich hier, indem einer ihrer Zweige zur Serra do Mar verläuft, mehrere andere aber sich zwischen die in nordwestlicher Richtung dem Parana zuströmenden Flüsse hineinschieben. Diese auf der Serra Mantiqueira entspringenden Flüsse sind es, welche den größern Theil der ungeheuern während zwei Jahrhunderten von Brasilien an Europa abgegebenen Goldausbeute geliefert haben. Jezt ist ihr Ertrag in diesem edeln Metall nur noch gering, bis einst ein kunstverständiger Grubenbau eingeführt sein wird.

In Folge dieser Gestaltung des Bodens ist San Paulo reichlich bewässert. Von der Gränze von Rio de Janeiro her kommt der uns schon bekannte Parahyba und bildet einen großen Bogen von 50 Legoas, bis er wieder in die Provinz Rio eintritt. Im Norden und Nordwesten der Provinz fließt der Parana und bildet ihre Gränze gegen Goyaz und Matto Grosso hin. Der Parana, troz seiner Größe wegen mehrerer Wasserfälle nur strekenweise schiffbar, nimmt mit Ausnahme des Parahyba und der unbedeutenden Flüsse des Küstenstriches alle Gewässer von San Paulo in sich auf. Die bemerkenswerthesten sind: der Para oder Rio Grande, Gränzfluß der Provinz San Paulo gegen Goyaz, der in Minas Geraes entspringt, der Tietê und der Paranapanema. Der Tietê, der an der Serra do Mar nicht weit vom Parahyba entspringt, einen Lauf von ungefähr 180 Legoas hat und seinerseits den Sorocaba und Lançoes auf dem linken, den Jundiahy, Capivary und Piracicaba auf dem rechten Ufer in sich aufnimmt, hat von Porto Feliz an 36 Wasserfälle, ist sehr fischreich und seine zum Theil sehr steilen Wände sind mit den schönsten Wäldern bedekt. Der Paranapanema fließt westlich vom Tietê in ziemlich gleicher Richtung wie dieser von der Serra do Mar zum Parana und nimmt rechts den Itapetininga, links den Apiahy oder Tabagy auf. Er bildet die Gränze gegen Parana. Seine Ufer sind flach und größtentheils von Wäldern entblößt. Er ist der vielen Felsen wegen zur Schifffahrt nicht tauglich. Im Allgemeinen sind, wie aus unserer Beschreibung hervorgeht, die wenigsten Binnenflüsse der Schifffahrt förderlich und nur Straßen und Eisenbahnen werden den innern Verkehr der Provinz im großen Maaßstab vermitteln können.

Was das Klima betrifft, so gehört die ganze Oberfläche der Provinz mit Ausnahme des Erdgürtels am Meeresstrande, wo mehr der Charakter der heißen Zone vorwaltet, in das Gebiet der gemäßigten Zone. An dem heißen und feuchten Küstenstrich, der Auswanderern nicht zu empfehlen, übrigens von Brasilianern ziemlich bewohnt ist, herrschen Wechselfieber. Die Hochebene aber ist gesund. In einigen Gegenden ist, wie in manchen Thälern unserer Alpen, der Kropf zu Hause. Auf der Hochebene übersteigt die mittlere Temperatur im Norden nicht 18°, im Süden nicht 14° R. Wärme. Es gibt zwar auch große Streken weniger fruchtbaren Bodens; im Allgemeinen aber ist die Provinz sehr fruchtbar und erzeugt südeuropäische und tropische Gewächse in seltener Fülle. Von den Ausfuhrartikeln der Provinz sind die ersten Zuker und Kaffee; auch Tabak wird ausgeführt, ferner Reis und eine Menge anderer Lebensmittel. Indigo und Cochenille, Seide-, Bienen- und Schafzucht stehen noch im Hintergrunde, warten aber nur der schaffenden Menschenhände. Das Mineralreich ist auch noch wenig erforscht; Magneteisenstein, Kupfer, Quekſilber, Gold, Edel- und Halbedelsteine sind vorhanden; aber von einem geregelten Bergbau ist so viel als keine Rede. Ein sehr wichtiger Erwerbszweig der Bewohner ist die Rindvieh- und Schweinezucht und die Maulesel von Santo Paulo sind berühmt. Auf den weiten Campos (man rechnet ⅔ offenes Land auf ⅓ Wald von der ganzen Oberfläche der Provinz) vermehren sich die Viehheerden unglaublich.

Die Paulisten, wie man die Brasilianer der Provinz San Paulo nennt, sind ein sehr kräftiger und ausdauernder Volksschlag. Ueberall begegnet man den schönsten und stärksten Männergestalten. Ihr Charakter zeigt viel natürliche Offenheit und Gutmüthigkeit und Gastfreundschaft ist einer ihrer hervorstechendsten Züge Ungefähr der vierte Theil der Provinzial-Bevölkerun besteht aus Sklaven.

San Paulo, die Hauptstadt der Provinz, liegt beinahe unter dem Wendekreise des Steinbokes, 2400 Fuß über dem Meeresspiegel und eine Legoa vom Tietê. Die Entfernung vom Seehafen Santos beträgt 12 Legoas, von Rio de Janeiro 85 Legoas. Die Stadt zählt etwa 25,000 Einwohner, von denen zwei Drittheile Weiße sind. Sie ist Siz der Provinzialversammlung, Residenz des Präsidenten und eines Bischofs und mit mehreren Schulen, worunter ein theologisches Seminar und eine Akademie für die Rechtswissenschaft, ausgestattet. Sie hat ferner einen botanischen Garten, eine bedeutende Bibliothek, drei Spitäler und eine Gewehrfabrik. Das Klima ist vortrefflich. Die schönsten Rosen und Nelken zieren die Gärten. Der vielen Fröste wegen kommen hier Bananen, Apfelsinen und Kaffee nicht mehr recht fort, hingegen für europäischen Obstbau ist das Klima passend. In der Umgebung gibt es viele schöne Landsize. Der zur Stadt gehörende Bezirk ist indessen einer der unfruchtbarsten der Provinz; der Boden eignet sich aber sehr gut für den chinesischen Thee. Handel und Industrie der Stadt San Paulo sind in stetigem Fortschritt begriffen. — Santos, der bedeutendste Seehafen der Provinz, ist eine der ältesten Städte Brasiliens. Schon 1546 war sie unter dem Namen Villa de Sao Vicente bekannt. Sie liegt am nördlichen Ufer der Insel Enqua-Guazu und ist mit dem festen Lande durch einen zwei Legoas langen, auf Pfeilern ruhenden Damm verbunden; der darunter befindliche Schlammboden ist zur Fluthzeit vom Meere bedekt. Der Aufenthalt in Santos ist nicht gesund. Scherzweise sagt man, es regne dort in jedem Schaltjahre 365mal. Die Stadt hat 7000 Einwohner. Die Häuser sind meist von Stein gebaut. Die Kämmerei, das Arsenal, zwei Spitäler, zwei Kirchen und mehrere Klöster sind die ansehnlichsten Gebäude. Santos steht in unmittelbarer Verbindung mit Europa. — Seehafen zweiten Ranges, von denen aus die Landesprodukte vorzugsweise nach Rio de Janeiro verschifft werden, sind östlich von Santos: San Sebastiao mit 2000 Einwohnern. Die gleichnamige Insel, die nahe bei der Küste liegt, hat 3000 Einwohner, welche an dort ankernde Schiffe Proviant liefern und sehr guten Tabak pflanzen. Die Insel hat hohe Berge, die eine schöne Aussicht gewähren. — Ubatuba, ein freundlicher Ort in fruchtbarer, besonders viel Kaffee, Tabak, Reis, Bohnen und Mandioca erzeugender Gegend, mit einem guten Hafen an der schönen Bay gleichen Namens. Der ganze Bezirk hat über 7000 Einwohner, unter denen viele Franzosen. — Südwestlich von Santos liegen die beiden noch weniger bedeutenden Seehafen Iguape und Cananea. — Die beiden Hafen Ubatuba und San Sebastiao dienen gegenwärtig noch, bis die Eisenbahn durch das Flußgebiet des Parahyba erstellt ist, den zahlreichen Plantagebesizern des

obern Parahybathales fast ausschließlich zur Ausfuhr ihrer Produkte nach Rio de Janeiro. Die hauptsächlichsten Ortschaften im Parahybathal, so weit es zu San Paulo gehört, sind: Taubaté, die Hauptstadt dieser Gemarkschaft, zählt mit Inbegriff des ihr zugehörigen Gebietes etwa 12,000 Einwohner. — Areas, in sehr fruchtbarer, wohlbewässerter Gegend an der Gränze der Provinz Rio de Janeiro. — Guaratinguéta, Stadt mit 8000 Einwohnern. — Cunha, hochgelegene Ortschaft mit 4000 Einwohnern. Bedeutende Viehzucht. — Pindamonhangaba am Parahyba treibt sowohl Viehzucht als beträchtlichen Plantagenbau.. 6000 Einwohner. — Jacaraby und Lorena, Ortschaften am Parahyba. Produktenhandel nach Rio de Janeiro. — Zwischen dem Parahyba und der Stadt San Paulo liegt die volkreiche und sehr gewerbliche Ortschaft Mogy das Cruzes unweit vom Tietê. Fabrikation wollener Tücher, Branntweinbrennereien, Plantagenbau, 10,000 Einwohner. — Barbacena, nördlich davon, an der Straße nach Minas, in sehr gesunder Gegend, hat sammt dem Distrikt 10,000 Einw. — Die Stadt Campinas mit 6—7000 Einw., in eine großen Ebene, 18 Legoas nördl. von San Paulo, erzeugt besonders viel Zuker und Branntwein. In der Nähe gibt es prachtvolle Urwälder, die immer das Zeichen sehr fruchtbaren Bodens sind. In derselben Gegend, 11 Legoas nordöstlich von San Paulo, liegt Jundiahy, am gleichnamigen Fluße, schon im Jahr 1656 gegründet, fruchtbarer Boden, besonders für Zukerrohr geeignet, Maulthierhandel, etwas Industrie, von der besonders die Verfertigung von Sätteln zu nennen ist. — Itú, Stadt in einem von hohen Bergen umschlossenen Thale, zählt mit ihrem Distrikte 10,000 Einwohner, hat vier Kirchen, treibt bedeutenden Handel mit Maulthieren, Pferden und Rindvieh, erzeugt außerdem viel Zuker und Thee. Eine halbe Legoa westlich von der Stadt ist der große Wasserfall des Tietê und einige Legoas weiter wird der Fluß schiffbar, bietet aber immer noch viele Hindernisse dar. — Porto-Feliz, etwas weiter unten am Tietê, ist der Sammelplaz der Reisenden und Waaren, welche zu Wasser, durch den Tietê, Parana und Rio Pardo, nach Cuyaba in der Provinz Matto Grosso, etwa 520 Legoas von hier, gehen. Großer Viehhandel. Bevölkerung des ganzen Bezirkes 10,000 Einwohner. — Die Stadt Sorocaba, welche über 15,000 Bewohner zählt, die zu den wohlhabendsten der ganzen Provinz gehören, ist besonders berühmt durch ihre großen Viehmärkte. So weit sich das südliche Hochland erstrekt, werden Heerden hieher getrieben. Man nimmt an, daß jährlich im Durchschnitt 70,000 Stük Vieh hier umgesezt werden. Außerdem ist die Lage von Sorocaba sehr vortheilhaft, da die Stadt an der Straße vom Süden nach Minas sowohl, als nach San Paulo liegt und die Gegend ist sehr fruchtbar und zugleich das Klima sehr günstig; die Gewächse der warmen und der gemäßigten Zone werden neben einander gezogen. — Südlich von Sorocaba gegen Parana und bis an den Rand des Seegebirges liegt eine malerisch schöne Gegend, theils offene Campos, theils herrlich bewässertes, fruchtbares Gebirgsland. Sie ist nur spärlich bevölkert und die Bevölkerung treibt fast ausschließlich Viehzucht. Trauben und Pfirsiche gedeihen hier sehr gut. Die Gegend ist etwas goldhaltig, doch nicht lohnend genug, um auf dieses Metall zu arbeiten. Früher wurde an einigen Stellen z. B. in Apiahy viel Gold gewonnen. — Der bisher von uns geschilderte Theil von San Paulo beträgt wenig über die Hälfte der ganzen Provinz. Die andere Hälfte ist nur schwach bevölkert. Große Streken des fruchtbarsten Landes sind noch in den Händen von Indianerhorden, die kaum aus ihrem Urzustande herausgetreten sind. Zwischen diesen wohnen auf einigen Punkten etliche tausend Viehzucht treibende Brasilianer. Bloß der Landstrich längs der Grenze von Minas Geraes bis zum Rio Grande mit den Ortschaften Franca und Mogy-Mirim bildet insofern eine Ausnahme, als neben der Rindvieh- und Pferdezucht der Anbau von Zuker, Kaffee, Baumwolle und Mais Erwerbszweig seiner Bewohner ist. Auch Käse wird in Mogy-Mirim verfertigt.

Was die deutsche und schweizerische Einwanderung betrifft, so muß man eine ältere, ausschließlich deutsche, freie und die bekannte neuere, der Mehrzahl nach schweizerische, für die Halbpachtkolonien, unterscheiden. Seit 1852 sind über 1800 schweizerische Parceriakolonisten nach San Paulo verschifft worden, der großen Mehrzahl nach aus den deutschen Kantonen, französische besonders aus dem Kanton Freiburg, endlich romanische Graubündner. Mit den Straßenarbeitern und Bauhandwerkern, welche sich die Regierung kommen ließ, den hin und wieder einzeln oder in kleinern Zügen angekommenen Schweizern und der Vermehrung der Ansiedler durch Geburten beträgt die Gesammtzahl nun ziemlich über zweitausend. Aus Deutschland wurden seit 1847 etwa 500 Preußen, Holsteiner, Thüringer und Hessen direkt nach den Halbpachtkolonien von San Paulo verschifft. Hinzu kommen eine Anzahl Familien, die über Rio Janeiro angelangt sind. Die ältern Ansiedler werden (man hat hierüber keine genauen amtlichen Tabellen) zu 6—8000 angegeben. Sie leben als Handwerker, Krämer, Wirthe, Bauern, Maulthierhändler und Treiber über die ganze Provinz zerstreut; fast in jedem bedeutenden Ort sind einige Familien ansässig, in der Hauptstadt mehrere hundert Seelen. Wenn wir die Gesammtheit der Deutschen und Schweizer in runder Summe zu 10,000 annehmen, so werden wir damit den wirklichen Bestand nicht übersteigen. — Mit einem kleinern in Antwerpen eingeschifften Zug Schweizer sind dieses Jahr auch belgische Familien nach den Halbpachtkolonien ausgewandert.

Die ältesten deutschen Kolonien sind Santo Amaro und Itapecirica. Santo Amaro liegt eine kleine halbe Tagereise von der Hauptstadt San Paulo an dem Punkte, wo sich die Straße nach Itu von derjenigen nach Sorocaba trennt. Im Jahre 1829 wurde ein längere Zeit von der Regierung gefütterter und durch das unthätige Leben der Arbeit entwöhnter Trupp Deutscher hieher gebracht, wo für 39 Familien ein treffliches Stük Land ausgewählt und eingetheilt war. Allein die zartgewordenen Hände der Kolonisten wollten sich nicht an den Urwald wagen und der größere Theil derselben zog es vor, von dem Gelde, das sie noch von Hause aus oder von den Unterstüzungen der Regierung besaßen, Land in der Nähe des nicht weit von da gelegenen Dorfes Itapecirica zu kaufen, wo früher die Jesuiten eine Indianerkolonie angelegt hatten, die dann nach dem Rükzug der Schüler Loyolas von den Indianern verlassen worden war. Hier fanden sie urbares Land und konnten gleich anfangen zu pflanzen. Die in Santo Amaro zurükgebliebenen unbemittelten siebenzehn Familien waren thätig mit Eifen und Feuer Felder zu gewinnen, die jezt in ebenso blühendem Zustande sind, wie die ältern Anlagen und alle Kolonisten in beiden Ortschaften haben sich Vermögen erworben. Mit Ausnahme von Kaffee und Zuker gedeiht Alles. Die Kartoffeln geben drei Ernten des Jahres und werden weit verführt. Hafer und Gerste wird viel gebaut. Die Schweinezucht ist bedeutend. Jeder Bauer hat Kühe und verkauft die gewonnene Butter theuer. Aus selbstgepflanztem Flachs weben die Deutschen Leinwand, die sehr guten Absaz findet. Auf eigenen Maulthieren bringen sie ihre Waare zu Markte. Sklaven halten sie nicht, obgleich sie der arbeitenden Hände viel zu wenig haben, da sie aus dem ersparten Gelde immer wieder Ländereien kaufen. Beide Kolonien zählen zusammen nur einige hundert Seelen; Santo Amaro ist der Mehrheit nach protestantisch, in Itapecirica hingegen gibt es fast nur Katholiken.

Der kleine Anfang der nun so blühenden Halbpachtkolonien war folgender. Auf dem Gute Ibicaba, im Kirchspiel Limeira, dreißig Legoas nordwestlich von San Paulo trafen im Jahre 1842 vierzig portugiesische Ansiedler ein, denen der reiche Senator Vergueiro die Reisekosten vorgestrekt hatte. Etwas später kamen weitere fünfzig Köpfe dazu. Als bald darauf in der Provinz San Paulo ein Aufstand ausbrach, liefen die Meisten, zum Theil mit Erlaubniß des Senators, wieder auseinander. Ende 1846 waren nur noch 20 von diesen ersten Kolonisten auf Ibicaba, wozu zwei deutsche und eine zahlreiche Familie von den canarischen Inseln sich gesellten, welche um diese Zeit glüklich und zufrieden neben einander lebten. Sie bildeten die Grundlage der im Jahre 1847 mit Deutschen erneuerten Kolonisation von Ibicaba. Im Juni selbigen Jahres langten 401 Personen, fast lauter Rheinländer, die im Winter 1846 bis 1847 beinahe verhungert waren, daselbst an und wurden in 34 Wohnungen, je zwei Familien in einem Hause untergebracht. Sie konnten alsbald die Kaffeeernte antreten und sammelten über 20,000 Alqueiren Kaffeebohnen. In ihren Gärten und zwischen den Kaffeebäumen pflanzten sie für ihren eigenen Bedarf Bohnen, Mais und Reis, und hielten sich Geflügel, Schweine und Kühe, hin und wieder auch Pferde. Alles ging vortrefflich; von Jahr zu Jahr nahmen die Schulden der Kolonisten ab. Im Jahre 1851 verließen schon zwanzig Familien nach abgelaufenem Vertrag und bezahlter Schuld Ibicaba und siedelten sich bei Campinas an, wo sie, um den Kaffeebau auf eigene Rechnung zu betreiben, ein großes Stük Land, 1½ Legoa tief und ½ Legoa breit, für 6000 Milreis gekauft und 2000 Milreis baar daran bezahlt hatten. Diese Summe war theils von ihnen erspart worden, theils strekte sie der Senator Vergueiro als Zeichen seiner Zufriedenheit den Leuten vor. Diese Ansiedelung führt den Namen Neu-Campinas. — Ein anderes Grundstük, ebenfalls bei Campinas, im Werthe von 4000 Milreis, war von drei Familien schon einige Jahre vorher erworben worden, wozu ihnen Herr Vergueiro einen Vorschuß von 1000 Milreis bewilligte und überdieß für die noch lange nicht abverdiente Schuld dieser Familen sich mit einem einfachen Scheine begnügte.

Noch ein Beweis, wie gut sich die Leute auf den Halbpachtkolonien stehen: im Mai 1856 segelten 53 Holsteiner von Hamburg nach San Paulo, eingeladen von ihren dortigen Verwandten, welche ihnen das sämmtliche Reisegeld hinübergeschikt hatten.

Der glänzende Erfolg der Kolonisation von Ibicaba munterte andere Gutsbesizer auf, dem Beispiele des Senators Vergueiro zu folgen und, meistens durch dessen Vermittlung, sich ebenfalls Arbeiter aus Europa kommen zu lassen. Ferner wurde die Bevölkerung von Ibicaba wieder ergänzt und verstärkt. — Gegenwärtig ist der Bestand der Parceriakolonien von San Paulo nach dem neuesten Bericht des Präsidenten der Provinz folgender:

Der Bericht zählt im Ganzen 31 auf mit einer Bevölkerung von 3501 Köpfen. Davon sind Brasilianer und Portugiesen 1381, Deutsche und Schweizer 2120. Auf nachbenannten Kolonien befinden sich nur wenige Deutsche und Schweizer, zusammen bloß 19 Köpfe: San Joaquim im Municipium Braganza, Morro-Grande im Municipium Rio Claro und Crescimal im Municipium Limeira. Die übrigen, in welchen die Deutschen und Schweizer die Mehrheit bilden oder wenigstens in größerer Anzahl wohnen, lassen wir hier, nach ihrer Lage zusammengestellt, folgen:

a) Im Municipium Limeira liegen:

1) Die Kolonie Senator Vergueiro (Ibicaba). Gutsbesizer: Senator Vergueiro. Deutsche und schweizerische Kolonisten: 596. Brasilianer und Portugiesen: 216. Zusammen: 812. Gegründet (erneuert) im Juni 1847.
2) Die Kolonie Morro-Azul. Gutsbesizer: Joaquim Franco de Camargo. Bevölkerung: 35 Schweizer, 77 Brasilianer und Portugiesen. Zusammen 112. Gegründet den 15. Sept. 1852.
3) Die Kolonie S. Jeronimo e Santa Barbara. Gutsbesizer: Senator Francisco Antonio de Souza Queiroz. Bevölkerung: 205 Deutsche und Schweizer, 27 Brasilianer. Zusammen 232. Gegründet den 30. Mai 1852.

b) Im Municipium Rio Claro liegen:

4) Die Kolonie Bity. Gutsbesizer: Dr. Jose Elias Pacheco Jordao. Bevölkerung: 87 Deutsche und Schweizer, 43 Brasilianer. Zusammen 130. Gegründet im September 1852.
5) Die Kolonie Cauvitinga. Gutsbesizer: Dr. Jose Elias Pacheco Jordao. Bevölkerung: 75 Deutsche und Schweizer, 7 Brasilianer. Zusammen 82. Gegründet im Juli 1855.
6) Die Kolonie Boa-Bista. Gutsbesizer: Benedicto Antonio de Camargo. Bevölkerung: 76 Deutsche und Schweizer, 177 Brasilianer und Portugiesen. Zusammen 253. Gegründet im September 1852.
7) Die Kolonie Angelica. Gutsbesizer: Vergueiro und Komp. Bevölkerung, 109 Schweizer, 7 Portugiesen. Zusammen 116. Gegründet im Juli 1853.

c) Im Municipium da Constituïçao liegt:

8) Die Kolonie Sa Lourenzo. Gutsbesizer: Luiz Antonio de Souza Barros. Bevölkerung: 287 Deutsche und Schweizer, 26 Brasilianer und Portugiesen. Zusammen 318. Gegründet im Dezember 2852.

d) Im Municipium Campinas liegen:

9) Die Kolonie Sete Quedas. Gutsbesizer: Joaquim Bonifacio do Amaral. Bevölkerung: 39 Deutsche und Schweizer, 32 Brasilianer. Zusammen 71. Gegründet den 26. Mai 1852.
10) Die Kolonie Tapera. Gutsbesizer: Senator Francisco Antonio de Souza Queiroz. Bevölkerung: 47 Deutsche und Schweizer. Gegründet im April 1855.
11) Die Kolonie Florense. Gutsbesizer: Hercules Florense. Bevölkerung: 37 Deutsche und Schweizer. Gegründet den 20. September 1855.
12) Die Kolonie des Herrn Floriano de Camargo Penteado mit 32 Schweizern, errichtet den 22. Sept. 1855.
13) Die Kolonie auf der Fazende da Tapera der Dona Maria Innocencia de Souza mit 44 Deutschen und Schweizern. Gegründet den 22. September 1855.

e) Im Municipium Jundiahy liegen:

14) Die Kolonie Santo Antonio. Gutsbesizer: Antonio de Queiroz Telles. Bevölkerung: 63 Deutsche und Schweizer, 2 Brasilianer. Zusammen 65. Gegründet im Juli 1854.
15) Die Kolonie San Józé. Gutsbesizer: Antonio Joaquim Pereira Guimaraes. Bevölkerung: 42 Deutsche und Schweizer, 4 Brasilianer. Zusammen 46. Gegründet im Juli 1854.
16) Die Kolonie San Joaquim. Gutsbesizer: Joaquim Benedicto de Queiroz Telles. Bevölkerung: 7 Brasilianer, 41 Deutsche und Schweizer. Zusammen 48. Gegründet den 2. Sept. 1853.

17) Die Kolonie Morro-Geande. Gutsbesitzer: Joao Eufrozino d'Oliveira Queiroz. Bevölkerung: 34 Deutsche und Schweizer, 4 Brasilianer. Zusammen 38.

f) Im Municipium Braganca liegt:

18) Die Kolonie Boa-Vista. Gutsbesitzer: Joao Leite de Moraes Cunha. Bevölkerung: 21 Brasilianer, 75 Deutsche und Schweizer. Zusammen 96. Gegründet den 14. Sept. 1853.

g) Im Municipium Parahibuna liegt:

19) Nova-Germania, die Kolonie des Deutschen Karl Krüger mit 90 Deutschen. Gegründet im Jahr 1855.

h) Im Municipium S. Sebastiao liegt:

20) Die Kolonie Getuba des Herrn Manoel Jose Vieira de Macedo mit 32 Schweizern; errichtet den 1. Sept. 1855.

i) Im Municipium Ubatuba liegen:

21) Die Kolonie Lagoa. Gutsbesizer ist der Franzose Alberico Robillard. Bevölkerung: 2 Brasilianer und 55 Schweizer (Freiburger); zusammen 57. Entstanden den 7. Juli 1853.

22) Die in dem Berichte nicht erwähnte Kolonie Velha des Hrn. José de Castro, angelegt im Spätjahr 1855 mit 170 Deutschen u. Schweizern, welche de Castro von sich aus, nicht durch Vermittlung des Herrn Vergueiro kommen ließ. Es ist dieß dieselbe Kolonie, aus welcher lezten Frühling so bittere Klagen über den Gutsbesizer und feindselige brasilianische Nachbarn verlautet haben.

In den übrigen Kolonien sind nach den eingelaufenen Nachrichten die Gutsherren sowohl, als die Kolonisten mit den gegenseitigen Leistungen zufrieden. Diese günstigen Berichte veranlaßen auch immer mehr vermögliche Leute aus Deutschland und der Schweiz, welche die Reise aus eigenen Mitteln bestreiten können, sich den Kolonien auf der Hochebene anzuschließen.

Die Municipien Ubatuba und San Sebastiao mit den Kolonien 20, 21 und 22 liegen an der Meeresküste, die übrigen alle auf dem Hochlande. Zieht man auf der Karte um die leztern eine Linie, so bildet diese eine längliche von Nordwest nach Südost verlaufende Figur. Am südöstlichen Ende liegt Parahybuna, am weitesten nordwestlich nahe beieinander die Municipien Limeira, Rio Claro und Constituigao, am südöstlichen, also am nächsten bei der Hauptstadt nämlich etwa 11 Legoas oder 15 Schweizerstunden von San Paulo, Jundiahy. Limeira ist von San Paulo 30 Legoas entfernt, Parahybuna von Constituigao ungefähr eben so weit. Die übrigen Kolonien liegen im Innern der oben beschriebenen Linie.

Schulen gibt es mehrere auf den Kolonien und in den benachbarten Städten. Die katholischen Ansiedler waren hinsichtlich des Gottesdienstes insofern besser daran, als die Protestanten, als sie die brasilianischen Kirchen besuchen konnten, während lezstere auf die seltenen Besuche von Geistlichen ihres Bekenntnisses aus Rio de Janeiro angewiesen waren. Es wird nun aber für beide Konfessionen besser gesorgt werden, indem Unterhandlungen mit zwei deutschen Pfarrern, einem protestantischen und einem katholischen, angeknüpft sind, welche auf Kosten der Gutsbesizer nächstens hinübergehen sollen.

Betreffend das System, auf welches alle die aufgezählten Parcerialkolonien mit geringen Unterschieden gebaut sind, verweisen wir den Leser auf den Artikel „Kolonisation" in Nro. 32, Seite 126 und 127 des Kolonist.

Verschiedenes.

— *** Die sein sollenden günstigen Nachrichten des bernischen Kommissärs aus Santa Fé sind falsch oder wenigstens verfrüht; denn erst vor etlichen Tagen habe ich aus dem Munde eines Angestellten des Hauses B. und H. vernommen, der zuverlässige Berner habe noch gar nichts berichtet.

— (Berichtigung.) Hr. Delporte, Auswanderungsagent in Bern, übermacht uns eine Bescheinigung des Hrn. Staatsschreibers Lak in Solothurn, daß demselben sein Patent als Auswanderungsagent für den Kanton Solothurn aus keinem andern Grunde zurükgezogen worden sei, als weil er nicht mehr im Dienste der Herren Bek und Herzog stehe.

— Wir haben vergessen, zu melden, daß die im Mai auf Verwenden ihrer dortigen Angehörigen mit ganzem Vorschuß auf dem Schiff „Johanna Elisabeth" zu Vergueiro ausgewanderten Aargauer Familien nach einer 70tägigen Reise gesund in Santos angekommen sind.

— Diese Woche ist ein Trupp schweizerischer Auswanderer unter Führung eines Angestellten des Herrn E. de Paravicini von Basel nach Hamburg abgereist. Es sind 120 Personen. Der größere Theil ist nach Rio Novo, der kleinere nach Dona Francisca bestimmt.

— (Nuzen der Auswanderung für die schweizerische Industrie.) Die „Allgemeine Zeitung" spendet der schweizerischen Gewerbsthätigkeit ein glänzendes Lob. „Bedenkt man die Schwierigkeiten", sagt das Blatt, „mit welchen die Schweiz zu ringen hatte, um für ihre Industrie gute Märkte zu gewinnen (theures Brod, kleines Land, keine schiffbaren Ströme, sehr mangelhafte Verkehrswege (!), ringsum die Zollschranken großer Staaten und Industriekonkurrenten), so darf man die Betriebsamkeit, das industrielle wie kommerzielle Talent der Schweizer mit Fug und Recht bewundern und kann ihnen eine gewisse gewerbliche Ueberlegenheit über ihre deutschen Stammgenossen kaum absprechen. Selbst an Baumwollenzeugen produzirt die kleine Schweiz noch heute nur unbedeutend weniger, als sämmtliche Zollvereinsstaaten. Man hat die republikanischen Institutionen, die bürgerlichen und häuslichen Tugenden, die sie errungen haben und befestigen, das Gepräge, das sie dem Charakter und der Bevölkerung geben, den praktischen Sinn, die Gewerbefreiheit, die Sparsamkeit u. s. w. als Gründe zur Erklärung dieser Ueberlegenheit angeführt. Es hat aber mindestens eben so viel das Assoziationstalent, das bessere Zusammenhalten und der Patriotismus der vielen schweizerischen Emigranten in der Fremde zu diesem Resultat beigetragen. Ueberall sind in den Vereinigten Staaten die schweizerischen Ansiedler am verträglichsten, suchen den Verkehr mit dem alten Vaterlande lebendig zu unterhalten, bestellen vorzugsweise viele Bedürfnisse von dort und machen die Industrieherren und Handelsleute der Schweiz auf Alles aufmerksam, was für die fremden Länder paßt. Die zahlreichen schweizerischen Handelsleute in allen größeren Handelsstädten Amerikas bleiben mit ihrer Heimath gleichfalls im engsten Wechselverkehr und sind unermüdlich im Aufsuchen neuer Absazwege für die gewerblichen Produkte der Schweiz, wobei auch die diesseitigen Fabrikanten weit umsichtiger und aufmerksamer als ihre deutschen Kollegen auf alle Winke sind, um ihre Erzeugnisse dem Geschmake und den Bedürfnissen der Fremde anzupassen."

Schweiz. St. Gallen. Die, notabene der Mehrheit nach aus liberalen Katholiken bestehende Regierung des Kts. St. Gallen hat den Reformator des 19. Jahrhunderts und hoffnungsvollen Kolonisator von Zentralamerika Dr. Joos auf die Klage des Bischofs über dessen Angriffe gegen die katholische Kirche dem Strafrichter überwiesen. Man ist begierig, was der katholikenfresserische Fanatiker für ein Urtheil bekommen wird.

England. Von den Schweizersöldnern gehen ziemlich Viele nach Kanada und dem argentinischen Freistart, nach lezterm auch Adrian v. Arx.

Belgien. Die Auswanderungstransporte des Hafens von Antwerpen während der 9 ersten Monate dieses Jahres ergaben folgende Resultate:

	Schiffe.	Auswanderer.
New-York	21	5617
New-Orleans	2	221
Boston	3	285
Quebec und Montreal	7	973
Rio Janeiro	2	209
Rio Grande	3	212
Buenos-Ayres	2	555
	40	8072

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Auf dem Michigansee ist wieder ein Dampfschiff verbrannt, wobei gegen hundert Reisende verunglükten.

— New-York. Die Gold- und Baumwollenfürsten schweben in großer Furcht vor einem Sieg Fremonts und der Sklavereigegner und legen deßhalb große Gelder zur Bearbeitung der pennsylvanischen Wähler zusammen, von denen guten Theils der Entscheid abhängt. — Zu New-York entwikelte Bankes, der Sprecher des Hauses der Abgeordneten, vor einer großartigen Volksversammlung die Grundsäze der republikanischen Partei, die vor Allem den Landdiebstahl verabscheue; durch dessen Anpreisung die Demokraten die Neigung nicht blos der Cubaner, sondern aller Welt von den Vereinigten Staaten abziehen.

— Pennsylvanien. (Buchdruckerei.) Die größte bis jezt gebaute Buchdruckerpresse haben die Besizer des Blattes „Ledger" in Philadelphia für 70,000 Dollars anfertigen lassen. Die Presse hat 12 Zylinder und druckt 60,000 Bogen in der Stunde, 1000 in der Minute. So berichten amerikanische Blätter.

— Texas. Man erfährt von einer weitverzweigten Verschwörung der Sklaven von Colorado-County gegen die weiße Bevölkerung. Sonntag der 7. Sept. war der festgesezte Tag; spät Nachts sollten die Verschworenen sich gleichzeitig erheben, in kleinen Haufen alle Häuser des Landes überfallen und alle Einwohner, mit Ausnahme der jungen Mädchen, die sie als ihre Weiber wegführen wollten, niedermezeln. Glüklicher Weise blieb dieses Vorhaben nicht unentdekt. 200 Neger sind bereits festgenommen und eine Untersuchungskommission ist niedergesezt. Man fand bei den Verhafteten eine Menge Pistolen, Bowiemesser, Flinten und Munition. Das Losungswort war: „Nichts übrig lassen!" Drei der Rädelsführer wurden Freitags, 5. Oktober, gehenkt. Mehrere Mexikaner der niedern Klassen, welche in diese Sache verwikelt sind, wurden fortgesagt und ihnen verboten, die Grafschaft je wieder zu betreten.

— Missouri. (Die Weinlese in Herrmann.) Das „Herrmanner Volksblatt" vom 13. September schreibt: „Die Weinlese hat diese Woche theilweise begonnen und wird wahrscheinlich im Laufe der künftigen zum größten Theile beendigt werden. Die Qualität des diesjährigen Weines muß ausgezeichnet gut werden, denn die Trauben sind so schön gleichförmig reif und so vollkommen, wie wir sie hier noch nie sahen. Keine Spur von Fäulniß ist daran zu entdeken. Wir bedauern, sagen zu müssen, daß die Quantität mit der Güte der Trauben nicht gleichen Schritt hält, allein der harte Winter hat wirklich großen Schaden gethan und der Preis des Catawba-Weines wird daher nicht viel niedriger als bisher zu stehen kommen, um so weniger da der größte Theil desselben in Herrmann selbst konsumirt werden kann. Die Aussichten für das nächste Jahr sind sehr günstig, der Weinstok sah noch nie so gut aus wie diesen Herbst, und wenn kein so barbarisch kalter Winter eintritt, so können das nächste Jahr wenigstens 30,000 Gallonen Wein hier und in der Umgegend gemacht werden.

— Illinois. (Grausame Rache.) Amerikanische Zeitungen melden folgende schauderhafte Geschichte: Ein flüchtiger Neger hatte in der Nähe von Golconda mehrfache Exzesse begangen und sich endlich an einer verheiratheten Frau vergriffen. Am folgenden Morgen wurde er eingefangen; es versammelte sich eine höchst aufgeregte Menge, und man war geneigt, ihn sofort zu hängen. Es gelang den Vernünftigeren jedoch, dies zu verhindern, und der Gefangene wurde einem Komite übergeben, welches nach seinem Gutdünken mit ihm verfahren sollte. Das Komite übergab ihn den Behörden; hiemit war jedoch die Mehrzahl des Volkshaufens nicht zufrieden, und der Neger wurde den Händen des Sheriffs mit Gewalt entrissen. Man stimmte darüber ab, ob er dem Gesez überlassen, oder der Rache der Verletzten und ihrer Angehörigen übergeben werden solle. Lezteres wurde beschlossen, der Gefangene vier Meilen in's Land hineingeführt und dort an einen Baum gebunden. Darauf wurde die Verletzte herbeigeholt und erkannte den Gefesselten als denjenigen, welcher sie angegriffen. Man gab ihr ein altes Schwert in die Hand und stellte es ihr frei, sich zu rächen, wie sie es für gut finde. Von dieser Erlaubniß machte sie denn auch Gebrauch, stach und hieb auf den unglüklichen Menschen los und richtete ihn auf entsezliche Weise zu. Als sie ihre Wuth einigermaßen gesättigt hatte, kamen ihr Mann und ihre Brüder an die Reihe. Diese amüsirten sich damit, sechs oder sieben Mal auf verschiedene Körpertheile des Gequälten zu zielen, bis endlich eine Kugel durch den Kopf seinen Leiden ein Ende machte. Darauf wurde der Leichnam skalpirt und in eine benachbarte Schlucht geworfen.

— Wiskonsin. Nach der „Manitowoc-Tribune" wurde im September auf einer Farm ein fünfjähriges Kind in Gegenwart seiner Muter von einem Bären ergriffen und in den nahen Wald geschleppt. Verfolgende Männer konnten keine Spur mehr von ihm finden.

— Kansas. Der neue Gouverneur von Kansas, John W. Geary, hat eine Ansprache voll friedliebender Versicherungen und Ermahnungen erlassen, zugleich aber die missourische Gesezgebung, nach welcher jeder Wähler gleichsam den Pflanzern Treue und Gehorsam schwören muß, als zu Recht bestehend anerkannt. In der That hatte die Adresse nicht die Wirkung, die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten zu hindern, und alle Korrespondenzen aus Lawrence bis zum 20. September sprechen von Märschen, Gegenmärschen und Scharmüzeln. Zwei Bandenführer, Harvey (Freibodenmann) und Robinson (Sklavereipartisan), lieferten sich bei Hikory Point ein zweistündiges Treffen, in welchem 15 Mann fielen und eine Menge verwundet wurden, und schlossen darauf einen Waffenstillstand auf 30 Tage. 2800 Missourier, die gegen Lawrence marschirten, ließen sich durch das persönliche Einschreiten des Gouverneurs zum Rükzug nach Franklin bestimmen.

Zentralamerika. Ueber die Lage von British

Honduras meldet man aus Truxillo vom 15. und Belize vom 27. August, daß die brittische Autorität auf den Bai-Inseln faktisch aufgehört hatte. Dem Moskito-König wurde durch die Offiziere des brittischen Schiffes Cossak angezeigt, daß das brittische Protektorat und somit auch seine Herrschaft zu Ende sei. Das Walker'sche Blokadedekret machte viel Aufsehen. — In Belize verspürte man am 5. August heftige Erdstöße, deßgleichen in Omoa.

Afrika. Kapland. Port Elisabeth an der Algoabucht, die dritte Stadt der Kolonie mit etwa 4900 Einwohnern, dankt ihr Aufkommen lediglich dem ungeheuern, für die kurze Zeit beinahe unbegreiflichen Aufschwung, den die Schafzucht im Innern des Landes in den jüngsten sechs Jahren erreicht hat. Vor diesem Zeitraum landeten das ganze Jahr hindurch nicht so viele Schiffe vor der Stadt, als jezt in einem Monat da ihre Anker werfen, um das Produkt des Landes, Wolle, nach Europa und Amerika zu verführen. Fünfzig- bis sechszigtausend Ballen Wolle passirten dieses Jahr durch die Hände von etwa einem Duzend Kaufleute in der Bucht nach deren verschiedenen Bestimmungsorten; es ist deßhalb nicht zu verwundern, daß, wohin auch das Auge da sich wendet, es auf den besprochenen Gegenstand stößt. Hier kommen ein paar Duzend Wagen, jeder mit 8—10 Paar Ochsen bespannt und mit etwa 20 Ballen beladen, im Städtchen an, das beständig von einer Menge von Menschen wimmelt; da wird solche nach den Waschhäusern gebracht, dort getroknet und sortirt, in Dampf- und andern Pressen zum Verschiffen gepakt. Hier werden 100—200 Ballen in Auktion an den Meistbietenden versteigert, und dort ist ein Trupp Kaffern beschäftigt, die Ballen nach den Booten und von da nach den Schiffen zu bringen. Der Betrag der Ausfuhr von Port Elisabeth hat bereits denjenigen der Kapstadt und den seiner Einfuhr überholt; die kleine Stadt muß nach diesem Maßstab in Kurzem die bedeutendste des Kaplandes sein.

Feuilleton.

Reise in das Gebiet der Araucaner.

(Fortsezung.)

Die einzige Race, welche einigermaßen dressirt ist, sind die Pastores oder Schafhunde; dieselben werden von einem Mutterschaf aufgesäugt und gewöhnen sich dadurch so an die Heerde, daß sie dieselbe nur selten verlassen, um sich ihr Futter zu holen; sie ziehen mit ihr aus, begleiten sie auf die Weide, vertheidigen sie gegen die Angriffe der Diebe oder Löwen und führen jeden Abend ihre Pfleglinge wieder dem Hause zu.

Dem Löwen gegenüber sind die Hunde nur dann muthig, wenn sie von ihrem Herrn gehezt und angefeuert werden, sonst fliehen sie vor ihm, oder werden nicht selten von ihm verzehrt, wie denn auf einer mir bekannten Hacienda eines Valdivianers in ganz kurzer Zeit sieben Hunde von Löwen aufgefressen wurden.

Die Ueberzahl von Hunden ist dem Fußreisenden sowie dem Reiter um so lästiger, als dieselben der zurükrufenden Stimme des Herrn nur selten gehorchen, sondern sich im Kreis herumstellen, und wenn auch nicht angriffsweise verfahren, so doch durch ihr Gebell und ihre heftigen Gebehrden nicht geringe Besorgniß erweken. Dem Reiter sind sie um so unangenehmer, als sie oft die Pferde in die Füße beißen, beim Schwanz oder beim Maul paken, und dadurch scheu machen, weßhalb an den chilenischen Zäumen sich stets ein langer geflochtener in mehrere Stükchen auslaufender Riemen befindet, der bis auf den Boden reicht, und als Hundepeitsche benüzt werden kann.

So muthig und wild diese Hunde aber auch in ihrem Eigenthum sein mögen, so sind sie doch immer furchtsam, wenn sie fremdes Gebiet betreten, und derselbe Hund, welcher vor seinem Hause den größten und kräftigsten seiner Stammverwandten anfällt und verjagt, flieht in einem fremden Bezirke vor dem kleinsten Köter, zieht den Schwanz ein und krümmt sich, um den unbeschüzten Hinterleib seinem mit Zähnen gewaffneten Rachen, so nahe als möglich zu bringen.

Die erste kurze Tagreise war zurükgelegt, als wir an der großen Hacienda des alten und reichen Don Francisco Abardo Komisario de los Indios vorüberkamen und die erste in der Provinz Valdivia angelegte deutsche Kolonie Arique erreichten.

Diese besteht aus etwa 12 Familien, meistens Schwaben, die theils landwirthschaftliche, theils technische Gewerbe treiben; die Staatsstraße führt mitten durch die Kolonie, und dieselbe ist nach Art eines deutschen Dorfes angelegt, alle Häuser in gleicher Entfernung von der Straße. In wenigen Jahren wird hier eine große Menge Obst erzeugt werden; denn in den wenigen Jahren seit der Gründung der Kolonie sind 3—4000 Apfelbäume gepflanzt worden, und diese gewähren in diesem Lande erstens viel schneller und dann einen viel sicherern Ertrag als in Deutschland. Die chilenische Regierung hat auch in Berüksichtigung dieser Kolonie das Schulgebäude, das früher in Calle-Calle, einem vier Meilen von hier entfernten Dorfe war, hieher verlegt, was für die hier angesiedelten Familien von großer Wichtigkeit ist. Der Lehrer dieser Schule ist ebenfalls ein Schwabe und in Arique begütert.

Im gewöhnlichen Reisetrabe durchritten wir beim herrlichsten Wetter am zweiten Tage von Arique aus das Thal des Calle-Calle, eine Landstreke, die wegen ihrer Fruchtbarkeit zu den besten Gegenden der Provinz Valdivia gezählt werden muß.

Die Weizenfelder standen in voller Pracht, die schweren Aehren harrten zur Erde gesenkt der nahen Ernte; die Zweige der Apfelbäume beugten sich unter der Last ihrer süßen Früchte und die dunkelgrünen Kartoffelfelder versprachen eine gesegnete Ernte.

Das Dorf Calle-Calle besteht aus etwa 50 Häusern, die aber nicht gedrängt beisammen stehen wie es in deutschen Dörfern gewöhnlich ist, sondern zerstreut und durch Apfelwaldungen verborgen, dem flüchtig auf der Straße dahineilenden Reisenden bei weitem nicht alle zu Gesichte kommen. Die Mehrzahl der Bewohner ist reich, sie zählen sich zu den vornehmen Cabelleros und tragen die obligaten silbernen Sporen, was an und für sich das Zeichen eines Caballero ist. Die Häuser sind zwar groß und geräumig, machen aber auf den Europäer einen sehr unfreundlichen Eindruk wegen der sowohl außen als innen herrschenden Unordnung und der eigenthümlichen Bauart, mit lang vorspringenden Dächern, die das Haus in der Regezeit gegen das Anschlagen des Regens an die Fenster und Wandungen schüzen sollen. Uebrigens sind diese Dachvorsprünge auch für die jederzeit an den Häusern stehenden gesattelten Pferde von großem Nuzen; denn der Hauseigenthümer hat fast den ganzen Tag ein gesatteltes Pferd bei seinem Hause stehen, weil er nicht 500 Schritte zu Fuß gehen mag und Stallungen bis heute bei den Gnaso (Herren vom Lande) noch unbekannt sind. Auch bei Besuchen bleibt das Pferd des Gastes gesattelt und aufgezäumt unter dem Dachvorsprung stehen, und in der langen Regenzeit ist man am besten aufgelegt Besuche zu machen und zu empfangen.

Das chilenische Pferd ist eigens dressirt, daß es, wenn der Reiter an einem Haus absteigt, stehen bleibt, ohne angebunden zu werden; der Reiter steigt ab, läßt die Zügel des aufgezäumten Pferdes auf den Boden herunterhängen, was für das Pferd ein Zeichen ist, daß es hier stehen bleiben soll bis es dem Reiter wieder gefällig ist aufzusizen. Ich habe Pferde 24 Stunden so da stehen sehen, wobei freilich manchmal dem Pferde die Geduld ausgeht; es lauft dann einige Schritte dem nächsten Grasplaze zu, tritt aber auf die herabhängenden Zügel, erinnert sich dadurch, daß es stehen bleiben soll, und bleibt nun auch wieder stehen; nach einiger Zeit fängt es wieder an zu laufen, und kommt so nach und nach doch auf die Stelle, die es sucht; aber in der Regel rühren sich die Pferde da, wo sie auf solche Weise hingestellt sind, nicht vom Plaz.

Das Flußthal des Calle-Calle ist hier ziemlich breit, und parallel mit dem Fluß laufen verschiedene Sümpfe und Altwasser, die sich zur Zeit der Ueberschwemmungen bilden. In diesen Gegenden trifft man mehr Vögel an als in den übrigen Theilen des Thales; es sind da die Bandurias (Ibis albicollis), ein Vogel der in Südamerika sehr verbreitet ist — ich habe ihn auf den Falklandsinseln, in der Magellansstraße, auf der Insel Chiloe, dieß- und jenseits der Cordilleren von Valdivia und in dem Hochplateau von Peru angetroffen — Trigles oder Frailos (Vanellus cayennensis); auf den Sümpfen, deren Ufer mit Scirpusarten bewachsen sind, schwimmen verschiedene Enten, Taucher und Rohrhühnerarten (Podiceps Rollandii G., Podiceps americanus. G. rc.) Auf den Apfelbäumen oder den Fenzen der Landgüter läßt der Chiaque (Aquila pezoporus Meyep, Caracara chimonca Gay) ein abscheuliches Geschrei ertönen; dagegen marschirt sein größerer Stammverwandter, der gehaubte Traro der Chilenen (Caracaravulgaris G.) gravitätisch auf den frischbestellten Feldern umher oder auch auf der Landstraße, und ist so wenig scheu, daß er kaum dem Pferd ausweicht. Ist irgendwo ein gefallenes Thier, was in einem Lande wie Valdivia, wo große Viehzucht stattfindet, immer von Zeit zu Zeit vorkommt, so gesellt sich zu den obigen noch der Gallinazo (Cathartes Urubu) und dieser tritt in einer großen Zahl auf, wenn es etwas derartiges giebt, und ruht auch nicht, bis das gefallene Thier vollständig skelettirt ist.

Genannte drei Vögel bringen der Landwirthschaft keinen Schaden, dagegen belästigen unzählige Schaaren von Dincas (Fringilla Dinca), Gilgeros (Fringilla campestris und Fringilla lutea Meyen), Repräsentanten unserer europäischen Sperlinge, die Landleute durch Ueberfallen ihrer Maisfelder, wohin sich ohnehin auch noch ganze Flüge Papagaien (Psittacus rectirostris Meyen) begeben die mit furchtbarem Schreien in merkwürdig kurzer Zeit ein Maisfeld abzuleeren im Stande sind. Je bevölkerter eine Gegend, um so zahlreicher sind auch die Vögel; je einsamer und menschenleerer, um so verlassener ist sie von befiederten Geschöpfen, so daß hier die rastlosen Bewohner der Lüfte in viel innigere Berührung mit den Menschen zu treten scheinen, eine Thatsache, die der Landmann nur zu deutlich jeden Tag zu seinem Schaden empfinden muß. Denn in der That hat die Garten- und Akerkultur hier mit keinem schlimmern Feinde zu thun als mit den unzähligen Schaaren von Vögeln aus der Klasse der Körnerfresser, die dem Samen vom Tag der Aussaat an bis zur Ernte mit heißer Gier und einer aller Vorsichtsmaßregeln spottenden Beharrlichkeit nachstellen. Da im Verhältniß zum beträchtlichen Areal der Provinz Valdivia nur der kleinste Theil, etwa fünf Prozent, angebaut ist, so vertheilen sich diese Schaaren zu wenig, und der dadurch entstehende Schaden ist daher größer und empfindlicher als er unter gleichen Zahlenverhältnissen der schädlichen Vögel in Europa ist.

Wenn auch gegen die durch ihr unanständiges Geschrei von fern her sich ankündigenden Raubzüge der Papageien Maßregeln getroffen werden können, so ist dieß doch nicht der Fall bei den Flügen der kleineren Vögel, die leise und unbemerkt die Körner aus den Aehren fressen und so den Ertrag der Ernte beeinträchtigen. Schießgewehre und Aufhängen der getödteten Räuber, Aufstellung der abenteuerlichsten Figuren als Vogelscheuche, sind Mittel, die anfänglich Wirkung thun, bald aber allen Schreken verlieren, und sogar als Ruhepunkte der ihrer spottenden Räuberschaaren dienen müssen. Am allerschädlichsten sind zur Zeit der Aussaat die Flüge des Tordo del Monte (Icterus sulcirostris M.), der es versteht, das Samenkorn aus dem Boden herauszuholen und so beträchtlichen Schaden anzurichten, weßhalb die Bauern zur Saatzeit ihre Kinder dazu verwenden, um durch unablässiges Geschrei die schwarzen Gäste zu verjagen.

Unmittelbar an das schöne und reich bevölkerte Flußthal, das, von Calle-Calle durch einen Bach getrennt, den Raman Antilhue führt und mit dem vorigen an Fruchtbarkeit wetteifert, stößt ein schöner und schattiger Wald, der es von der ersten Gebirgsreihe trennt. Sehnsüchtig sahen wir bei der großen Mittagshize, belästigt von dichten gelben Staubwolken, dem kühlenden Schuze desselben entgegen, dessen wir uns auch geraume Zeit zu erfreuen hatten, bis die Straße wieder mehr an das bergige Flußufer hervortrat und ziemlich steil sich an demselben empor wand.

Die von Norden nach Süden streichenden Gebirgszüge bilden hier ein sehr coupiertes Terrain, dessen Niederungen meist fruchtbare und bebaute Thäler, dessen Erhöhungen waldige und felsige Bergrüken bilden, deren Uebersteigung für Menschen und Thiere gleich unangenehm ist, obgleich in gegenwärtiger Jahreszeit und bei der herrschenden Trokenheit der Wege von eigentlichen Beschwerden nur wenig empfunden wurde.

Der Straßenbau befindet bei einer noch so wenig bevölkerten Provinz, und bei den geringen bisher darauf verwendeten Mitteln, sich noch ganz im Zustande der Kindheit; wer daher, europäischen Maßstab anlegend, darüber ein Urtheil fällen wollte, würde sich eine große Unbilligkeit zu schulden kommen lassen, denn es kann hier nicht so sein wie in einem längst zivilisirten Staat. Die Wege sind in der trokenen Jahreszeit, die in dieser geographischen Breite (40° S.) vom Oktober bis März dauert, für Reiter und Lastthiere ohne erhebliche Schwierigkeiten passierbar und entsprechen somit ihrem Zweke; denn im Winter ist durch den tropischen Regen und das Anschwellen der Ströme und Gebirgsbäche der Verkehr mit den entlegenen Gegenden der Provinz ohnehin fast unmöglich gemacht. Die Anforderungen, welche die deutschen im Innern der Provinz befindlichen Kolonisten im Verein mit den Landesbewohnern zu machen berechtigt waren, bestimmten die chilenische Regierung vor allem, die Hauptkommunikationswege nach der Kornkammer der Provinz, La Union und Osorno, in eine fahrbaren Zustand zu sezen, während, wie oben erwähnt, der ganze Transport in der Provinz bis auf die neuste Zeit nur mittelst Maulthieren bewerkstelligt wurde; — ein Unternehmen, wozu bedeutende Geldmittel dem mit seiner Ausführung beauftragten Ingenieur, Herrn W. F. aus Berlin, zur Verfügung gestellt wurden. Die Wegstreke aber, welche wir zurüklegten, wird wohl erst in späteren Zeiten einer derartigen Verbesserung sich zu erfreuen haben, wenn die Kolonisirung sich mehr gegen Norden ausdehnen sollte.

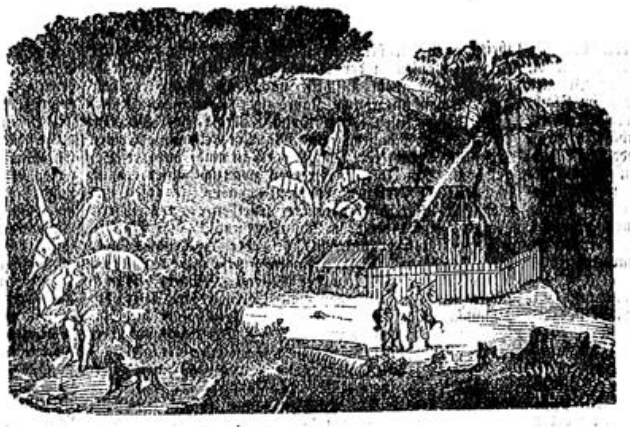
Von den südlichen Nebenflüssen des Calle-Calle wird zuerst der Rio de Colilcusa überschritten, welcher vom Süden kommend in bogenförmigem Laufe die beiden Subdelegazionen Daglipulli und Arique durcheilt, und sein klares Gewässer dem obenbenannten Hauptflusse zuführt.

(Fortsezung folgt.)

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrückungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 43. | Samstag den 25. Oktober. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | 1856.

Die Provinz Parana.

Parana bildet erst seit dem 19. Dezember 1853 eine selbstständige Provinz. Sie gehörte früher unter dem Namen der Gemarkschaft Curitiba zu San Paulo. Ihre Grenzen sind: im Osten der atlantische Ocean und der nördliche Theil der Provinz Santa Catharina; im Süden der zu lezterer gehörende Municipalbezirk Lages und Rio Grande do Sul, von welcher Provinz Parana auf einer weiten Strecke durch den Uruguay geschieden ist, und der argentinische Staat Corrientes; im Westen der mächtige Parana, auf dessen anderem Ufer der Staat Paraguay und ein kleines Stük der brasilianischen Provinz Matto Grosso liegen; im Norden endlich die Provinz San Paulo. Die dreifache Wasserbegrenzung bedingt natürlich eine ausserordentlich günstige Lage für Parana. Außerdem gibt es aber auch im Innern noch mehrere schiffbare Flüsse: der Tibagy, der sich durch den Paranapanema, der Ivahy und der Yguassu, die sich unmittelbar in den Parana ergießen. Diese Wasserstraßen, die jezt noch so viel als gar nicht benuzt werden, sichern einer künftigen zahlreichen Bevölkerung des schönen Hochlandes einen leichten Verkehr mit den Laplatastaaten und durch dieselben mit der übrigen Welt. In dem schmalen und nicht einmal den zehnten Theil der Provinz ausmachenden Küstenstrich fließen nur unbedeutende Gewässer zum Ozean. Hier fällt das Land steil von der Serra do Mar zum Meere ab, während das Hochland sich nur sehr allmälig zum Parana abdacht. Die Oberfläche von Parana ist demnach so ziemlich von der gleichen Beschaffenheit wie diejenige von San Paulo. In dem feuchtwarmen und an mehreren Stellen ungesunden Tiefland an der Küste wird vorzugsweise Kaffee und Zukerrohr gepflanzt; in dem gemäßigten, kühlern Klima der Hochebene, auf der es in höhern Lagen sogar bisweilen schneit, jedoch ohne daß der Schnee liegen bleibt, blüht dagegen der Weizenbau und wird in großen Massen der wildwachsende Congonha gesammelt, der zubereitet das Lieblingsgetränk der Südamerikaner, den Maté, liefert. Am trefflichsten aber gedeiht hier auf den ungeheuern Campos die Viehzucht, die denn auch im ausgedehntesten Maßstab betrieben wird. Den größten Umfang unter diesen Fluren hat das Campo de Palmas, dessen Mittelpunkt im 26. Grad südlicher Breite liegt und das einen Flächenraum von 350—360 Quadratlegoas bedekt. Da man bei der patriarchalischen Betreibung der brasilianischen Viehzucht auf zwei Quadratlegoas etwa 3000 Stük Hornvieh rechnet, so würde das Campo de Palmas allein eine halbe Million fassen und in gute Weide nach europäischen Begriffen umgewandelt, Raum und Nahrung genug für einige Millionen Stük Rindvieh darbieten können. Auch das etwas nördlicher, ungefähr 2400 Fuß über Meer liegende Campo von Guarapuava ist von sehr beträchtlichem Umfange und sehr ansehnlich die Zahl kleinerer Wiesenstreken, die im Ganzen unter der allgemeinen Benennung Campos geraes bekannt sind. Ueberhaupt ist mehr als ²/₃ der Oberfläche der Provinz Flur. Ausgeführt werden aus der Provinz neben Bauholz, Brettern und den Plantagenprodukten der Küstengegend jährlich durchschnittlich für eine halbe Million Milreis Maté nach den Laplatalandern, wo er jedoch an dem Maté von Paraguay einen bösen Nebenbuhler hat; ferner Rindvieh, das, wie wir bei der Beschreibung der Provinz San Paulo gesehen haben, in Sorocaba seinen Hauptmarkt findet; Pferde, Maulesel, Schweine. Früher wurde auch Weizen ausgeführt, dessen Anbau die deutschen Kolonisten in Aufnahme gebracht hatten. Vierzigfältiger Ertrag macht ihn lohnend, obgleich in einzelnen Jahren der Rost großen Schaden anrichtet. Solche Mißjahre veranlaßten die brasilianischen Bauern, welche Anfangs durch die Erfolge der Deutschen aufgemuntert sich ebenfalls damit beschäftigten, die Weizenkultur wieder aufzugeben. Diese aber sind ihr treu geblieben; allein gegenwärtig deken die Ernten den Verbrauch der Provinz nicht. Ebenso wird noch wenig Roggen und Gerste, etwas mehr Mais gepflanzt, für welche Erzeugnisse Boden und Klima sich sehr gut eignen. Soviel von diesen Getreidearten der Landmann der dankbaren Erde abgewinnt, kann er zu guten Preisen in der Provinz verkaufen. An Ausfuhr braucht er für einmal noch nicht zu denken. Das wird nun freilich anders werden, wenn sich die Hochebene von Parana mit einwandernden Akerbauern bevölkert, und diese nicht ferne Zukunft fordert gebieterisch die Erstellung naher Verkehrswege an die Küste. Die jezigen Straßen liegen sehr im Argen; sie sind nicht mehr als Maulthierpfade, die in der Regenzeit fast unwegsam sind. Anfänge zur Verbesserung derselben sind indessen gemacht. Der erste Straßenzug, der zufolge eines Beschlusses der Provinzialversammlung in Angriff genommen wird, ist die zwölf Legoas lange Strekе von dem Hafen Antonina nach Coritiba. Eine andere Straße wird die Hauptstadt mit dem Hafen von San Francisco in der Provinz Santa Catharina verbinden. Von der Küste bis an den Fuß des Gebirges durch die Kolonie Dona Francisca hat sie der Hamburger Kolonisationsverein bereits erbaut. Zur Aufsuchung der besten Richtung für ihre Fortsezung über das Gebirge bewilligte die Provinzialversammlung von Parana die Summe von zwei Contos de Reis (5800 Franken). Zu diesem Zweke unternahm der Direktor der Kolonie Dona Francisca, Herr Papst, im Sommer 1855 mit einer Gesellschaft auf nie betretenen Pfaden durch den Urwald eine Reise, welche ihre Aufgabe sehr befriedigend löste. Die Schaar begegnete auf ihrem Wege einer Horde noch ganz wilder Indianer, die sich aber, ohne sie zu belästigen, scheu zurükzog. Wir schalten hier die von einem Begleiter des Herrn Papst entworfene Schilderung der Hochebene von Coritiba und ihrer natürlichen Vorzüge für die künftige Kolonisation ein.

„Die Bodengestalt dieses ganzen Hochlandes ist wesentlich wellenförmig und hügelig. Nur einige kleine Höhen und Hügelzüge durchschneiden das Land, insbesondere die westlichen, sich langsam abflachenden Ausläufer des Itajahy, und nur fern im Norden, von den Quellen des Cubatao an, streicht eine hohe, zum Theil zerrissene und wilde Serra, in welcher die Quellen des Rio Negro und Rio Varge liegen, gegen Westen hen. Die kleinen Höhenzüge, welche die Hochebene durchstreichen, laufen von Norden nach Süden und sind von geringem Belange. Schöne Laubwälder, welche Gungonho-Bäume in reichlicher Anzahl enthalten, bedeken dieselben, während die dazwischen gelegenen Ebenen und die flächeren, hügeligen Erhebungen ausschließlich mit Pinhen bestanden sind, zwischen welchen sich größere, üppige Grasflächen ausdehnen. Das Unterholz besteht meistens aus Tayaura und die hauptsächlich vorkommenden und an mehreren Stellen zu Tage tretenden Gebirgsarten sind die älteren Flözgebirge. Der ganze Landstrich ist reich bewässert, indem eine Menge kleinerer und größerer Bäche mit vorzüglichem, meistens krystallhellem Wasser durch die Thäler in vielfach gekrümmtem Laufe fortströmt und künftig, wenn einst die Kultur dort hindringt, nicht bloß dem Akerbau vortreffliche Gelegenheit zur Anlage von Wiesen, sondern auch die nöthige Betriebskraft für Mühlen- und andere Gewerbsanstalten darbieten wird. Der Boden ist fast ausschließlich in ausgezeichneter Weise für den Akerbau geeignet. Er hat eine sehr dike Lage von Dammerde auf einem meistens thonhaltigen, durchlässlichen Untergrunde und die durch seine hügelige Beschaffenheit bedingte Abträgigkeit schließt größere Ansammlungen von Wasser und Sümpfe völlig aus. Von Bewohnern findet sich auf diesen weit ausgedehnten, von der Natur so überaus reich ausgestatteten Landstreken noch nicht die geringste Spur. Erst westlich von dem Rio Negro, längs der Picade von Manburita liegen mehrere Passas, deren Besizer etwas Landbau und Viehzucht, so viel eben für ihren Lebensunterhalt nöthig ist, betreiben und sich vorzugsweise mit dem Gewinne von Gungonho beschäftigen, der in den benachbarten Wäldern in sehr großer Menge wächst und als Handelsartikel von Jahr zu Jahr an Wichtigkeit gewinnt. Der gut getroknete Thee wird in Körbe und rohe Ochsenhäute gepakt und dann auf Maulthieren und Pferden auf die Märkte von Moretes und Paranagua gebracht, wozu die Passeiros eine Reise von mindestens 6 bis 8 Tagen zu verwenden haben. Betrachtet man nun diesen Landstrich, dessen Umfang und Beschaffenheit in dem Vorstehenden kurz angedeutet worden ist, aus dem Gesichtspunkte der Kolonisation, so kann es, bei einer vorurtheilsfreien Beurtheilung, auch nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß das ganze, von der Serra do Mar in wechselnden Hebungen und Senkungen allmälig ansteigende Hochland ganz ungleich besser zur Ansiedelung, und besonders zur Ansiedelung für Deutsche geeignet ist, als das Flachland der Küste. — Der Boden dieses Hochlandes, vortrefflich bewässert und bewaldet, ist ungleich vorzüglicher, das Klima gesunder, die Luft trokener, kühler und dem Deutschen durchaus angemessener, als die stets mit feuchten Dünsten geschwängerte, warme und oft tropisch-heiße Luft des Küstenlandes. Dazu kommt, daß einerseits die Urbarmachung des Bodens auf d r

Hochebene, wo die ohne große Mühe niederzuschlageude Tayaura fast ausschließlich das Unterholz bildet und die viel regelmäßigeren Witterungsverhältnisse das Brennen der Waldschläge sichern, viel leichter ist, als im Flachlande, mithin die Ansiedlungskosten sich niedriger stellen, und daß andererseits die vielen, mit nahrhaftem Grase bestandenen, entweder schon vorhandenen oder sehr leicht herzustellenden Campinas schon beim ersten Beginn der Ansiedelung das Halten eines Viehstandes möglich machen, während in Küstenländern die erforderlichen Weideflächen erst im Verlaufe mehrerer Jahre durch mühsame Kultur erzielt werden können; — ganz abgesehen davon, daß die Campinas des Hochlandes selbst zur Schafzucht vortrefflich geeignet sind."

Die Provinzialversammlung zeigt überhaupt viel Eifer und guten Willen für jede Neuerung, welche den Fortschritt befördert und ein einsichtsvoller und thätiger Präsident steht an ihrer Spize. Das Schulwesen ist bereits durch ein gutes Gesez und das Gerichtswesen durch die Eintheilung der Provinz in drei Gerichtssprengel, während früher ihr größter Theil, nämlich das zu San Paulo gehörende, nur einen einzigen bildete, gehoben worden. Endlich unterstüzt die Regierung durch Staatsbeiträge die Kolonisation, in welcher Beziehung sie unter andern auch dem Hamburger Kolonisationsverein Anträge gemacht hat. — Die Einnahme der Provinz wird auf 276 Contos angeben.

Von der ganzen seßhaften Bevölkerung, die Anfangs 1854 aus einigen und sechszigtausend Köpfen, unter denen etwa 10,000 Sklaven, bestand, kommt der dritte Theil auf den kleinen Küstenbezirk. Auch ohne die Einwanderung vermehrt sie sich rasch aus sich selbst durch den Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle. Im Jahr 1853 gab es 3476 Geburten auf 969 Todesfälle, also einen Zuwachs von 2507 Köpfen, oder eine Vermehrung von 4 Prozent. Leztere betrug aber unter den freien Einwohnern 4,5%, unter der Sklavenbevölkerung nur 2,3%, ein sehr erfreulicher Unterschied, der sich in den andern Provinzen ebenfalls zeigt. Die Sterblichkeitsverhältnisse im Küstenstriche und auf dem Hochlande sind sehr verschieden; jener weist ein solches von 2,6, also ungefähr wie in Mitteleuropa, dieses ein mehr als doppelt so günstiges, — 1,15 —, auf. Es wird auf der ganzen Erde wenige Gegenden geben, die sich hinsichtlich des gesunden Klimas mit dem Hochlande von Parana messen können. — Die Indianer der Provinz, meistens im Westen herumziehende Horden, werden zu 10,000 angenommen. Sie leben vorzugsweise von Viehzucht und Jagd, einige Stämme treiben Akerbau, sind aber nicht dauernd seßhaft. Das Guarani ist die allen Stämmen gemeinsame Sprache. Es bestehen nur zwei kleine Ansiedelungen halbzivilisirter Indianer, eine von 152 Köpfen auf den Campos von Palmas, eine andere am Jatahy von 385 Köpfen.

Die Provinz Parana besteht bis jezt aus zwei Gemarkschaften, nämlich Curitiba oder Coritiba und Paranagua. Sie enthalten acht Municipien, nämsich: Curitiba, Castro, Guarapuava, Principe, Rio Negro auf dem Hochlande und Guaratuba, Paranagua, Antonina und Morretes im Tieflande.

Coritiba, die Hauptstadt der Provinz, hat vier Kirchen, gepflasterte Straßen, viele von Ziegelsteinen erbaute Häuser, was eben nicht in allen brasilianischen Städten der Fall ist, und eine Brüke über den Coritiba. Die Stadt zählt 12,000 Einwohner. Es werden hier Deken und andere Wollenzeuge verfertigt. Der Akerbau ist, wie auf dem ganzen Hochlande, noch nicht bedeutend. Die Zucht und der Handel mit Rindvieh, Pferden, Maulthieren und Schweinen sind die Hauptgeschäfte der Einwohner. Coritiba hat auch schon eine Buchdrukerei, in welcher eine Zeitung und die amtlichen Erlasse der Provinzialregierung gedrukt werden. — Andere bemerkenswerthe Ortschaften des Hochlandes sind: Castro mit 3000 Einwohnern, Hauptort eines neuen Gerichtssprengels, im Norden der Provinz gegen San Paulo, und Principe (Villa do) mit 5000 Einwohnern, 10 Legoas östlich von Coritiba; zum Bezirk von Principe gehört das weite Gebiet des Rio Negro. — Dona Thereza, die Kolonie des Dr. Faivre, liegt an der Abdachung des Hochlandes nach dem Parana zu. Ihr Klima ist gesund und angenehm und der Boden außerordentlich fruchtbar. Er erzeugt ebenso wohl Weizen, Mais und Tabak, als Zukerrohr, Reis, Mandioca, Bananen und Apfelsinen. Außerdem ist Rindvieh- und Schweinezucht ein lohnender Erwerbszweig. In der Umgegend gibt es reiche Salzlager. Nimmt man zu diesen Naturschäzen die günstige Lage an dem schiffbaren, sich in den Parana ergießenden, Ivahy, welcher der natürliche Weg des zukünftigen Handels der Provinz Parana nach Matto Grosso, Paraguay und den argentinischen Staaten ist, so muß dieser Kolonie ein sehr glükliches Schikfal vorhergesagt werden. In Berüksichtigung dieser guten Aussichten hat denn auch die Reichsregierung dem Dr. Faivre bedeutende Geldmittel zur Verfügung gestellt, theils zum Straßenbau, theils zur Gründung zweier neuen Kolonien in der Nachbarschaft. Dr. Faivre versteht wirklich allem Anschein nach das Kolonisiren sehr gut. Schon im zweiten Jahre ihres Bestandes (1854) zählte seine Ansiedelung Dona Theresa zwei Mühlen, eine tüchtige Schmiede, eine Mandiocareibmühle, einen Destillirapparat, eine Töpferwerkstatt und mehrere Segelboote. Im Juli 1854 waren zwanzig Häuser erbaut, in denen 90 Personen wohnten, meistens Franzosen und Belgier. Die Zukerrohrernte desselben Jahres lieferte verarbeitete 50 Arroben Rohzuker und 12,000 Flaschen trefflichen Zukerbranntweins. Neuere Nachrichten über die ohne Zweifel nicht geringen Fortschritte von Dona Theresa stehen uns keine zu Gebote. — Morretes, südlich von den Bergen von Coritiba am Ufer des Rhundiaquara, treibt starken Handel in Mais und Zukerbranntwein nach Paranagua. — Der wichtigste Seehafen der Provinz ist Paranagua an der gleichnamigen Bay, welche hier einen sehr guten Hafen bildet und sich durch ihre leichte und geschüzte Einfahrt auszeichnet. Der Boden um Paranagua ist sehr fruchtbar. Diese großen natürlichen Vortheile lassen es bedauern, daß die Lage der Stadt nicht ganz gesund ist. Die Bewohner, ungefähr 9000 an der Zahl, treiben sehr bedeutenden überseeischen Handel, besonders nach den Laplatastaaten und Chile. In's Innere des Landes, bis in die argentinische Provinz Corrientes werden viele Manufakturwaaren abgesezt. — Antonina am südwestlichen Ende der Bay von Paranagua, auf einem kleinen Vorgebirge vor den Mündungen der Flüßchen Cachoeira und Uhundiaquara gelegen, hat ebenfalls einen guten Hafen und ist gesunder als Paranagua. Der Handel mit Reis, Mandioca, trokenem Fleische, Lederzeug, Bauholz und Tauwerk von Imbé ist bedeutend. — Ein dritter Hafen, dem auch eine schöne Zukunft bevorsteht, ist Guaratuba. Dieser Ort liegt nahe an der Grenze der Provinz Santa Katharina, am südlichen Ufer des Flusses oder der Bucht von Guaratuba, eine Legoa vom Meere entfernt.

Am Rio Negro, 12 Legoas von Principe, besteht eine deutsche, protestantische Kolonie, über deren Geschichte man wegen ihrer mangelhaften Verbindung mit der Küste sehr wenig weiß. Sie entstand im Jahre 1828 unter der Leitung des Barons von Antonina. Deutsche Uneinigkeit führte schon in den ersten Jahren zur Trennung und nur ein Theil der eingewanderten Kolonisten blieb am Rio Negro ansässig, während der andere Theil auf der Hochebene sich zerstreute und vereinzelt, wie Land und Lage gerade behagten, niederließ. Am Rio Negro lebten von den ursprünglichen Einwanderern des Jahres 1828 Mitte 1854 noch 102, zu denen 249 auf der Kolonie Geborene kamen. Da die Ansiedelung auf der Heerstraße von Südeu nach Norden, die durch die großen Viehtransporte sehr belebt ist, liegt, so können die Deutschen alle Erzeugnisse zu hohen Preisen vor ihren Thüren verkaufen. Sie pflanzen die europäischen Getreide- und Obstarten. Aepfel, Birnen und Kirschen gedeihen sehr gut. Durch das neue brasilianische Kolonisationsgesez ist den Kolonisten nun auch Gelegenheit geboten, Grundeigenthümer zu werden. Bisher gehörte der Boden dem Staate und nur der Ertrag dem Anbauer desselben. — Ueber die Zahl der von Rio Negro weggezogenen Deutschen und ihrer Nachkommen fehlen die Angaben. Ueberall, wo sie sich niedergelassen, sind sie wohlhabend und ihre Akerwirthschaften Muster für die umwohnenden Brasilianer geworden.

Zu dieser ältern deutschen Einwanderung hat die Gegenwart einen neuen Zuwachs von mehreren hundert Deutschen geliefert, die meist über Dona Francisca auf die Hochebene von Parana gekommen sind und sich namentlich in und um Coritiba angesiedelt haben. Ist die bereits erwähnte Straße hergestellt, so wird man alsobald eine fortlaufende Kette von deutschen Niederlassungen längs derselben entstehen sehen.

Am Eingang der Bay von Paranagua liegt Superaguhy, die Kolonie des Herrn Perret-Gentil, ehemaligen schweizerischen Generalkonsuls in Rio de Janeiro. Die Besizung besteht aus der Halbinsel Superaguhy, einem Theil der Insel des Pegas, welche durch den Kanal von Superaguhy von ersterer getrennt ist, und zwei kleinern im Kanal selbst befindlichen Inseln, Pinheiro, auf der die Wohnung und Magazine des Herrn Perret-Gentil stehen, und Comprida, welche als Viehweide benuzt wird. Die ganze Besizung hat eine Oberfläche von 50,000 französischen Hektaren, also gegen 139,000 Schweizerjucharten. Der Boden steht in dem Rufe großer Fruchtbarkeit; an den einen Orten werden Kaffee, Mais, Tabak, Mandioca und Bohnen gepflanzt, an andern Reis, an dritten Zukerrohr. Als die ersten Kolonisten im Herbste 1851 in Superaguhy ankamen, fanden sie im Walde viele verwilderte alte und junge Kaffeebäume, welche noch von den Jesuiten herrührten, welche vor Zeiten Eigenthümer von Superaguhy gewesen waren. Diese Bäume kamen den Kolonisten bei Anlegung der neuen Pflanzungen wohl zu statten. Waldige Hügel wechseln mit offenen Weiden und mit Niederungen, die in der Regenzeit Ueberschwemmungen ausgesezt sind. Das Klima hat sich in den fünf Jahren seit Beginn der Kolonie im Allgemeinen als gesund herausgestellt; nur wurden die Ansiedler Anfangs von leichten Wechselfiebern befallen. Uebrigens darf nicht vergessen werden, daß Superaguhy unter einem Himmelsstrich liegt, der schon einige Male vom gelben Fieber heimgesucht worden ist. Der günstigste Umstand für die Ansiedelung ist ihre geringe Entfernung von der Stadt Paranagua und die Wasserstraße, auf der sie ihre Erzeugnisse leicht und wohlfeil dorthin bringen kann. Trotz dieser Vortheile und der Fruchtbarkeit der Gegend macht die Bevölkerung nur geringe Fortschritte; sie beläuft sich noch lange nicht auf hundert Köpfe. Deutsche, französische und italienische Schweizer und Elsäßer werden als Kolonisten genannt. Der Grund dieses kümmerlichen Wachsthums ist wohl in den vergleichsweise schweren Bedingungen zu suchen, denen sich der Kolonist unterziehen muß. Der Gutsbesizer weist demselben ein Stük Land von 56 Morgen an, das der Kolonist selbst urbar zu machen und anzubauen hat und worauf er sich fünf Jahre wohnen zu bleiben verpflichten muß. Es liegt ihm ferner ob, neun Morgen davon mit Kaffeebäumen oder Zukerrohr zu bepflanzen. Kaffeebäume sind für diesen Raum 4000 erforderlich, die ihm zu zwei Franken das Hundert geliefert werden. Der Anbau der übrigen 47 Morgen bleibt dem Gutdünken des Kolonisten überlassen; nur muß er einen gewissen Vorrath von Holz darauf stehen lassen. Die Boden-Produkte, welche der Kolonist über den eigenen Bedarf erzieht (Kaffee, Zuker, Reis, Mandioca), müssen in der Fabrik des Gutsbesizers zum Verkaufe zubereitet werden, da sich Herr Perret für dieselben den Vorkauf zu den gleichen Preisen, die der Kolonist sonst dafür erhalten kann, ausbedingt und daher eine gleichmäßige Bearbeitung der Waare nöthig ist. Vom Morgen Landes verlangt Herr Perret, das erste Jahr abgerechnet, eine jährliche Grundsteuer von drei Franken! Gegen Baarzahlung von 440 Franken erstellt der Gutsbesizer dem Kolonisten ein nothdürftiges Wohnhaus. Will der leztere nach Ablauf der fünf Jahre das Grundstük verlassen, so hat er auf jede Rükvergütung zu verzichten, wenn sich die Hütte in schadhaftem Zustande befindet. Auch von einer Entschädigung für die angelegten Pflanzungen, falls nach fünf Jahren das Pachtverhältniß aufhört, steht in den Verträgen zwischen Herrn Perret und den Kolonisten nichts! Diese müssen dann also, um die Früchte ihres Fleißes zu genießen (der Kaffeebaum z. B. wird erst im 4.—5. Jahre ziemlich ertragreich und erlangt im sechsten seine Vollkommenheit), entweder den Vertrag erneuern, oder dem Besizer das Land abkaufen: wofür er aber 50 Franken per Morgen fordert. Das ist der Lohn fünfjähriger Mühen und Arbeiten und der Ersaz für die vier Jahre lang bezahlten schweren Zinsen. Läßt sich der Auswanderer sofort nach seiner Ankunft in Brasilien auf eigene Faust nieder, so kann er ein gleich großes Stük des besten Regierungslandes um 360 Franken kaufen, das sein freies, von keinem Grundzins belastetes Eigenthum ist. Auch gegen den armen Parceriakolonisten ist der Pächter von Superaguhy, der doch Vermögen haben muß, um nur in diese Stellung eintreten zu können, entschieden im Nachtheil. Jener wird auf einer schon bestehenden Pflanzung angestellt und fängt sofort an zu ernten; es gehört ihm zwar nur die Hälfte des gewonnenen Produktes; aber wie lange dauert es, bis der Pächter von Superaguhy seine Pflanzung angelegt hat und über den eigenen Bedarf und die schwere Grundsteuer hinaus auch nur etwas zum Verkaufe erzeugt?!

Verschiedenes.

— Die „Hamb. Börsenhalle" vom 10. d. berichtet, daß am 7. d. M. von Hamburg aus das dritte Schiff nach Santa Catharina, Itajahy und Rio Grande do Su expedirt worden. Es hatte 131 Auswanderer an Bord, 80 davon gingen nach der Kolonie Blumenau. Die Auswanderung nach Santa Catharina sei stark im Zunehmen.

Schweiz. Der Bundesrath hat die Besorgung der Konsulatsgeschäfte im zweiten Konsularbezirk in Amerika (Philadelphia) dem Herrn Generalkonsul Hiz in Washington für einstweilen übertragen.

— Wallis. Die Abtei St. Moriz in Wallis hat bekanntlich vor wenigen Jahren versucht, eine Filiale in Algerien zu errichten. Heute erfährt man, daß die Sache vollständig fehlgeschlagen ist und die unter schönen Versprechungen dorthin gezogenen Kolonisten

wie viele andere Walliser früher schon entblößt und enttäuscht nach ihrem Vaterlande zurükgekehrt sind.

England. Von der Schweizerlegion in englischem Dienst sind 1000 Mann nach Kanada geschikt worden. Bei 300 Mann haben sich von der holländischen Regierung nach Batavia anwerben lassen. Wie viele gehen denn nach dem Laplata?

— Der „Orientoco" hat 26 Millionen Franken an Gold aus Australien nach London gebracht.

— Der Kapitän des amerikanischen Passagierschiffes „Isaak Webb" ist in London gerichtlich belangt worden, weil er mit einer nicht ausreichenden Mannschaft in See ging. Eine Untersuchung der Emigrations-Kommission hat ergeben, daß sich viele Kapitäne ein solches Vergehen zu Schulden kommen lassen. Sie engagiren die gesezlich festgesezte Zahl Matrosen zum Schein und entlassen einen Theil wieder, bevor das Schiff in See geht. Um derartigem Betruge vorzubeugen, haben die Kommissionäre beschlossen, bei dem nächsten Falle die dafür festgesezte Strafe unnachsichtlich anzuwenden. Diese besteht darin, daß Kapitäne von Passagierschiffen, welche beim Auslaufen nicht die vorschriftsmäßige Mannschaft an Bord haben, erstens die gestellte Kaution von 2000 Pfd. Sterl. verwirken, und zweitens noch in eine Strafe von 50 Pfd. St. verfallen.
(D. A. Z.)

Nordamerika. **Vereinigte Staaten.** (Vertheidigung der Sklaverei.) Eine Stelle aus einem in Virginien bei Anlaß der Präsidenten-Agitation herausgekommenen Volksbuch, das sich die Aufgabe stellt, die Sklaverei auch theoretisch vom sozial-sittlichen Standpunkt aus zu rechtfertigen, lautet: „Es ist eine lächerliche Idee, daß ein Mensch so viel Recht haben soll wie der andere. Man kommt der Wahrheit weit näher, wenn man sagt, daß manche mit den Sätteln auf dem Rüken zur Welt kommen, und andere mit Stiefeln und Spornen, um sie zu reiten. Das Gerittenwerden thut ihnen gut; denn Trense, Kanthare und Spornen sind ein Bedürfniß für sie." In diesem Sinne äußern sich auch die demokratischen Blätter. So schreibt z. B. der „Enquirer" von Richmond, das Hauptorgan Buchanan's im Süden: „Die Sklaverei muß allgemein werden. Ist die freie Gesellschaft einmal unsittlich, unnatürlich und unchristlich, so muß sie stürzen, um der Sklaverei Plaz zu machen." — Der zu Charleston in Süd-Karolina erscheinende „Standart", ebenfalls ein Haupt-Buchanan-Blatt, sagt: „Sklaverei ist der natürliche und normale Zustand des Arbeiters, er mag weiß oder schwarz sein. Das Verhältniß des Eigenthümers zum Sklaven ist in der menschlichen Gesellschaft so nothwendig wie das des Vaters zum Kind."

— New-York. Richter Whiting in New-York hat die Frage, ob ein Omnibusführer den farbigen Individuen den Eintritt in seinen Wagen versagen dürfe, dahin gelöst, daß die schwarze Farbe der Haut den Menschen nicht unwürdig mache, in einen öffentlichen Omnibus aufgenommen zu werden.

— (Deutsche Oper.) Am 16. September ist in New-York unter Leitung des Hrn. v. Berkel eine deutsche Oper eröffnet worden, und zwar mit Meyerbeer's Meisterwerk „Robert der Teufel". Das Haus (Niblos Gaden) war gedrängt voll. Die Kräfte scheinen indeß den Aufgaben nicht ganz gewachsen gewesen zu sein. Die englischen Blätter „Times" und „Tribune" kritisiren scharf und verweisen auf die Aufführung der Oper in Paris, was natürlich einer deutschen Schauspielergesellschaft in New-York gegenüber nicht zulässig ist. — Ferner erfahren wir aus New-York, daß in der „Academy of Music" Madame Lagrange in mehreren großen Opern, zulezt in „Norma", aufgetreten und ungeheuern Beifall geerntet. Zunächst wurde nun der „Nordstern" vorbereitet, worauf das Publikum sehr gespannt war. (D. A. Z.)

— Illinois. (Neuer schweizerischer Konsul.) Adolf Glok von Basel, Friedensrichter in Highland, welcher unterm 22. Juli zum Konsul für den 7. schweizerischen Konsulardezirk in Nordamerika, umfassend die Staaten Missouri und Illinois (mit dem Konsularsiz in Highland), gewählt wurde, hat dem Bundesrath die Annahme der auf ihn gefallenen Wahl erklärt. Glok tritt nunmehr an die Stelle Vandelier's, welcher unter Verdankung der dem Vaterlande geleisteten Dienste die nachgesuchte Entlassung erhalten hat.

— Einen Beweis davon, daß die Deutschen in den Vereinigten Staaten anfangen, sich gesellig zu bewegen, liefert die Thatsache, daß in Chicago, der deutschesten und gemüthlichsten Stadt Nordamerika's, ein zweites deutsches Theater gegründet worden, welches man in der ersten Woche des Septembers mit Schillers Maria Stuart eingeweiht hat.

Südamerika. **Brasilien.** Der Marquis v. Parana, Minister der Finanzen und Chef des Ministeriums, ist 56 Jahre alt gestorben.

— Wie bereits mitgetheilt, ist auf Anregen der Regierung von fünf einflußreichen Mitgliedern der brasilianischen Abgeordnetenkammer der Antrag gestellt worden, die Regierung zur Verausgabung von 6000 Contos behufs Unterstüzung der Einwanderung zu ermächtigen. Der Antrag ist von der gesezgebenden General-Versammlung genehmigt, und soll demnächst ein Theil der Summe der Kolonisations-Gesellschaft überwiesen werden, deren Präsident der dortige General-Direktor der Abtheilung für Staatsländereien ist.

— In **Buenos-Ayres** ist der frühere Diktator Rosas durch ein Gesez des Hochverrathes schuldig und der Sequester auf seine Güter als in Kraft bestehend erklärt, zugleich den Wittwen und Waisen seiner Opfer ein Termin von zwei Jahren zur Anbringung von Schadensklagen eröffnet worden.

— (Die deutschen Ansiedler.) Die Zahl der in Buenos-Ayres und der Umgegend angesiedelten Deutschen mag gegenwärtig etwas mehr als 4000 Seelen betragen. Sie bilden einen in jeder Beziehung achtbaren und willkommenen Theil der Fremden. Der Argentiner hat sie gern, weil sie fleißig und rechtschaffen, ruhig und friedliebend sind. Die deutschen Kaufleute stehen in bestem Rufe, und mehrere von ihnen gehören zu den angesehensten Firmen. Auch die Handwerker zeichnen sich durch Solidität aus, und die Viehzüchter, Akerbauer und Gärtner haben sich durch ihre umsichtige Thätigkeit eine gesicherte und zum Theil in ihrer Art glänzende Existenz bereitet. In Buenos-Ayres gab es vor 30 Jahren eigentlich noch gar keinen Akerbau. Die Ausländer fingen an, Getreide zu bauen, und einige Estancieros folgten diesem Beispiele. Es waren Deutsche, welche zuerst die kahlen Ebenen auch mit andern Bäumen, als Pfirsichen, bepflanzten und den Gartenbau einführten. Seitdem versorgen sie, und neben ihnen fleißige Gärtner aus Schottland und Irland, die Stadt mit Gemüse, sodann auch mit Milch, Butter und Käse. Einige deutsche Familien, die vor etwa 20 Jahren auf dem platten Lande sich ansiedelten, haben in folgender Weise sich großen Reichthum erworben. Eine ganz unbemittelte Familie erbat sich von dem Besizer einer Viehheerde, einem Estanciero, die Benuzung von 200 Kühen sammt Kälbern, von denen mehrere Tausende frei, in halbwildem Zustande, auf der Estancia weideten. Sie verpflichteten sich, das geliehene Vieh zurükzugeben, nachdem sie die Milch benuzt hatten. Der Eigenthümer ging um so williger auf einen derartigen Vorschlag ein, weil er die Kühe nicht melkte, also keinen Verlust erlitt. Wohl aber wurden seine Kühe zahm, weil die Deutschen sie des Melkens wegen täglich zusammentreiben mußten. So wurde auf der Estancia eine Milchwirthschaft angelegt, täglich eine Anzahl von 200 Kühen gemolken, Butter und Käse bereitet. Nach Verlauf von fünf Jahren besaß jene deutsche Familie ein Vermögen von 180,000 Fr. netto, und viele Andere sind seitdem einem so lokenden Beispiel gefolgt. Allein die Provinz Buenos-Ayres hat mehr als 4 Millionen Häupter Hornvieh, und in der neuern Zeit hat auch die Schafzucht an Ausdehnung gewonnen. Schon 1843 führte Buenos-Ayres nahe an zwei Millionen Stük Rindshäute aus, von denen freilich eine beträchtliche Menge aus den übrigen Provinzen kam.

(Aus Andree's Buenos-Ayres ꝛc.)

Wir Endesunterzeichnete, vom Kolonisationsvereine von 1849 in Hamburg zur Annahme von Passagieren für die Kolonie Dona Francisca in Süd-Brasilien ausschließlich ermächtigte Schiffs-Expedienten zeigen hiemit an, daß wir Herrn

E. de Paravicini in Zürich

zu unserm **alleinigen** General-Agenten für die Kantone **St. Gallen, Appenzell,** Graubünden, Glarus, Thurgau, Schaffhausen, Zürich, Aargau, Schwiz, Unterwalden, Zug und Luzern ernannt haben.

Wir ersuchen deßhalb alle Auswanderungslustige in den genannten Kantonen, welche sich unserer Expedition zu bedienen wünschen, sich **nur** an Herrn E. de Paravicini zu wenden, welcher stets durchaus in den Stand gesezt sein wird, sowohl für die genannte Kolonie, als auch für unsere Paketlinie nach New-York, New-Orleans, Galveston und Australien die günstigsten Bedingungen zu stellen.

Hamburg, im September 1856.

Knorr & Holtermann,
Schiffs-Expedienten.

Feuilleton.

Reise in das Gebiet der Araucaner.

(Fortsezung.)

Die Mission Quinchilca, eine ziemlich bevölkerte Niederlassung, liegt im Thal des gleichnamigen Flusses, der sich zwei Meilen unterhalb derselben in den Calle-Calle ergießt, und bietet außer den noch sichtbaren Ueberresten eines alten von einem Graben umzogenen Werkes, das den Spaniern seiner Zeit als Festung gedient haben muß, nichts besonders Auffallendes dar.

Der Fluß selbst entspringt aus dem Cerro de Huiti und Malo, und war zwar in der Jahreszeit wie gewöhnlich sehr unbeträchtlich, aber seine steinigen, mit strauchartigen Bacharisarten dicht bewachsenen Ufer lieferten durch die auf beiden Seiten angehäuften Geröllmassen den besten Beweis, wie er in der Regenzeit anschwellen mag, und machten es begreiflich, daß in diesem Fall seine Passage nicht zu den gefahrlosesten gehört, wie denn auch selten ein Jahr vergeht, wo er nicht seine Opfer fordert.

Das eigentliche Missionsgebäude liegt auf einer kleinen Anhöhe zwischen dem Flußthal des Calle-Calle und dem des Rio de Quinchilca und ist durch ein großes hölzernes Kreuz von ferne schon kenntlich, wogegen die Kirche sich durch keine besondere Form, durch keinen Thurm oder ähnliche charakteristische Auszeichnungen von den übrigen Gebäuden unterscheidet.

Durch das steinige Flußbett und über mehrere kleinere Bäche führte der immer mehr den Charakter einer Straße verlierende Pfad an das Ufer des Rio de Iconchico, auf die Besizung eines uns befreundeten Haciendados, welcher daselbst einen großen Portrero (Viehweideplaz) und ausgezeichnete Ländereien hat, wovon er den Gewinn einer sehr beträchtlichen Viehwirthschaft zieht.

Wir trafen den Besizer zu Hause, und da die Sonne sich eben ihrem Untergange näherte, so nahmen wir die freundliche Einladung desselbee, bei ihm zu übernachten, mit Vergnügen an, übergaben die Pferde den dienenden Cholos (Halbindianern) und befanden uns bald recht behaglich in der Gdsellschaft des liebenswürdigen und erfahrungsreichen Gutsherrn, während unser bisherige Führer weiter ritt, um einen Indianer beizuschaffen, der uns von jezt an bis an das Ende der Reise begleiten sollte und der schon früher bei Reisen im Kndianergebiete mein Führer und Dollmetscher gewesen war.

Eine tiefe Stille und Ruhe herrschte in dieser einsamen Gegend, die nur zuweilen durch das eigenthümliche, einer Holzklapper nicht unähnliche Gekrächze der räuberischen Traro unterbrochen wurde, während in der Ferne das Geräusch des flüer sein felsiges Bett hinbrausenden Flusses sich vernehmen ließ.

Die Habienda besteht aus einem alten, und weil selten bewohnten, wenig komfortabel eingerichteten Wohnhause, neben dem sich die nothwendigen Gebäude zur Bereitung des Charquis (luftgetrokneten Fleisch) und der Chicha (Apfelmost) sich befinden. Die erstern bestehen aus einer mit Reisern bedekten Hütte, worauf die in ½ Zoll dike Scheiben geschnittenen Fleischstüke der trokenen Luft ausgesezt und aufgehängt werden, in der ringsum offenen, mit den Blättern der Bromelia crassa gedekten Hütte, welche zur Mostbereitung dient, befanden sich eine Obstmühle nach amerikanischer Konstruktion, wobei in einem kreisrunden hölzernen Trog ein großes Rad von dem schweren Pelinholze durch ein Pferd in Bewegung gesezt wird, und eine Mostpresse mit zwei Spindeln aus dem Holz von Myrtus Luma, wie sie allgemein hier zu Lande üblich sind.

Der Abend verstrich unter angenehmem Gespräch, dessen Hauptinhalt die Verhältnisse der Indianer bildeten. Unser freundliche Wirth, welcher durch vielfachen Verkehr mit den Eingebornen ihrer Sprache ziemlich mächtig war gab uns werthvolle Aufschlüsse über die Art und Weise, wie wir uns bei den Indianern zu benehmen hätten, wenn wir auf guten Erfolg und Erreichung unserer Zwekе rechnen wollten.

Als die Nacht hereingebrochen, legten wir uns im Korridor (ein von dem vorspringenden Dache des Hauses bedekter freier Plaz, der an jedem chilenischen Hause sich vorfindet) zur Ruhe auf aus unserm Sattelzeug bereitete ganz angenehme Betten.

Erst um 10 Uhr des andern Morgens kam der neue Führer mit einem Maulthier und einem Pferd an, und wenige Minuten nachher saßen wir alle zu Pferde, um den Ritt in's Indianergebiet zu beginnen.

Unser Wirth begleitete uns bis an das Flußufer, denn hier mußten wir den Rio de Calle-Calle übersezen. Keiner der schönen großen Flüsse des Südens von Chile hat sich bis heute noch einer Brüke untergeordnet, man kennt deßhalb nur drei Arten die Flüsse zu passiren.

Die einfachste ist die, daß der Fluß an der seichtesten Stelle durchritten wird; die zweite ist die häufigste und besteht darin, daß die Reisenden in Kanoes (einem ausgehöhlten Baumstamm), die an gewissen Stellen der Flüsse bereit stehen, sammt ihrem Sattelzeug übergeschafft werden, während die Pferde entweder an Lazos gebunden nebenher schwimmen und theilweise selbst das Kanoe ziehen, oder, frei und ledig in die Wogen getrieben, dem andern Flußufer zuschwimmen; die dritte, bequemste, aber seltenste Art besteht in einem großen, hinten offenen Fahrzeuge, worin Roß und Reiter, ohne daß man nöthig hat, abzusatteln, mit ziemlicher Sicherheit übergesezt werden. Derartige Fähren bestehen aber bis jezt in der ganzen Provinz nur zwei, eine am Rio Trumao und eine am Rio de Angachilla.

Der Fluß, den wir hier zu überschreiten hatten, mag in der Breite eine halbe englische Meile betragen, und die meisten Stellen der Furt messen in der trokenen Jahreszeit 2—3′ rheinisch.

Die Furt verändert sich aber bei jedem Fluß alljährlich, denn während der Regenzeit schwellen die Flüsse bedeutend an, und die Geschiebe häufen sich bald weiter oben, bald weiter unten an. Hier zog sich die Furt nicht in gerader Linie auf das andere Ufer, sondern geradlinig nur bis in die Mitte des Stromes, dann aber gegen Süden garade stromabwärts und dann wieder quer über denselben, so daß wir wohl eine Viertelstunde zum Durchreiten nöthig hatten, während unser Gepäk in einem Kanoe übergesezt wurde.

Das Wasser war so klar und hell, daß wir überall bis auf den Grund sehen konnten, was beim Uebersezen immer ein beruhigendes Gefühl ist, und ohne irgen einend Unfall wurde das jenseitige Ufer erreicht.

Der Calle-Calle nimmt in seinem etwa 100 englische Meilen langen Laufe verschiedene Namen an, die den früheren Geographen Veranlassung zu dem Irrthum gegeben haben, daß sie zwei Flüsse aus ihm machten. Bei seinem Ausfluß aus dem See von Rinihue führt er den Namen Rio de los Cirodos, weiter gegen Westen heißt er Rio de Arique oder Calle-Calle, und endlich in der Nähe von Valdivia, nach Aufnahme des bedeutenden Nebenflusses Rio Cruces, führt er den Namen Rio de Valdivia, den er bis zu seiner Mündung in den stillen Ozean beibehält. Dieser Strom wäre nach Hinwegräumung einer seine Mündung sehr beengenden Klippenreihe und nach Ausbaggerung einiger seichten Stellen im Stande, die größten Seeschiffe aufzunehmen, da seine Tiefe meistens 30′ übertrifft, jedoch haben auch jezt schon Briggs und Schooner, dann einige Seedampfboote den gelungenen Versuch gemacht, bis vor den Hafendamm der Stadt Valdivia zu gelangen, obwohl sie nicht selten auf Untiefen auffuhren und erst mit der wiederkehrenden Fluth flott gemacht, oder durch ausgeworfene Anker und Ruderböote weiter bugsirt werden mußten. Der Strom wird daher meistens von einer Art großer, einmastiger, mit Klüversegeln versehenen Fahrzeugen, Lanchas genannt, befahren, die von den Schiffen im Hafen Coral die Ladung nach der Stadt Valdivia fördern. Zum gewöhnlichen Verkehr bedient man sich der Flach- oder Kielböote, auch sehr häufig der aus Ulmo-Bäumen (Eueryphia eodikolia) gefertigten Kanoes, die mitunter so groß sind, daß neben einer beträchtlichen Ladung Kartoffeln auch noch die ganze Familie des Verkäufers eingestaut werden kann.

So bedenklich auch dem verwöhnten Europäer auf den ersten Anblik ein derartiges Fahrzeug vorkömmt, so fühlt er doch, nach Ueberwindung des ersten gelinden Schauders, sich bald so sicher darin wie in dem gekupferten schnell segelnden Klipper, der ihn über die mächtige Wasserwüste des atlantischen Ozeans herübergetragen; ja es finden sich gegenwärtig deutsche Ansiedler in Valdivia, die mit derselben Kraft und Geschiklichkeit ein solches Fahrzeug durch die winterlich-stürmischen Wogen des hochangeschwollenen Flusses lenken, wie der seit seiner frühesten Kindheit daran gewöhnte Eingeborne; ich selbst bin in einem Kanoe in Gesellschaft von zwölf Landsleuten über die Bay von Coral an Bord eines Schiffes gefahren, zu einer Zeit, wo die See nichts weniger als ruhig war. Man muß aber solchen Personen, die noch nie im Kanoe gefahren sind, gleich beim Einsteigen anempfehlen, daß das Aus- und Einsteigen oder überhaupt das Aufstehen von dem eingenommenen Size nie von mehreren Personen zu gleicher Zeit und auf der gleichen Seite des Fahrzeuges geschehen darf, weil es dadurch leicht umschlagen kann, sondern daß immer einer rechts mit einem links zugleich aufsteht; gewöhnlich ist es Sitte, daß der Steuermann die Personen nennt, die aufstehen und aussteigen sollen. Am nördlichen Ufer des Flusses angelangt, ritten wir der lezten christlichen Niederlassung zu, welche den treffenden Namen Centinela (Schildwache) führt, weil man, an ihr einmal vorüber, nur noch zu indianischen Anpflanzungen und Häusern kommt, und von da an sich im freien Araucaner-Gebiete befindet.

Nachdem wir eine kleine halbe Stunde im Wald geritten waren, erreichten wir dieselbe und hielten in dem Haus der gerade erkrankten Wittwe und Eigenthümerin eine kurze Rast, erquikten uns mit einem Apfelmost und geröstetem Weizenmehl und sezten unsere Reise getrost fort.

Allmälig verengte sich der Pfad so sehr, daß er fast unkenntlich wurde, und führte bald durch eine finstere Schlucht den Berg hinan in die dichten Waldungen, deren mächtige Stämme kaum je eine Art gefühlt haben.

Die Gebirgszüge, die wir hier von Westen nach Osten überstiegen, tragen denselben Charakter wie die der Küsten-Cordillere, Anhäufungen von Geschieben in den Gegenden, die das Flußthal begrenzen, und darunter Glimmerschiefer.

Der Weg, der durch die Coligue-Wälder führt, ist gewöhnlich nur so breit, als er für einen Mann zu Pferde sein muß, und daß die sich begegnenden Reiter zur Noth sich ausweichen können; er liegt oft große Streken weit voll von abgestorbenen Rohrstüken, welche spröde wie Glas sind, und dann hat der Reiter sehr auf sein Pferd Acht zu geben, denn wenn das Pferd zufällig den Huf auf die Mitte eines Coliguerohres sezt, besonders bei raschem Ritt, so bricht das Rohr in der Mitte ab und eine der beiden Hälften desselben kann das Pferd in den Bauch so spießen, daß es verloren ist. Obwohl keines unsrer Thiere mit Ausnahme des Maulthiers, das unser Gepäk trug, eine Wunde dieser Art bekam, so sahen wir doch an den gebleichten Skeletten, die stellenweise im Wege lagen und nach der Versicherung unsers Führers Ueberreste verwunderter Pferde und Rinder waren, daß nicht Alle, die dieses Weges zogen, sich eines gleichen Glükes zu erfreuen hatten.

Der Reisende, welcher halbe Tage und oft noch länger dazu braucht, einen Rohrsäulenforst zu durchreiten, kann sich eines Gefühles der langen Weile nicht erwehren, und freut sich auf den Augenblik, der ihn aus dieser Einförmigkeit wieder in einen Wald, oder noch besser in eine weniger bewaldete, freie Gegend führt.

Einige Meilen hinter dem Portrero de Malihue, der gegenwärtig einem Chilenen, Namens Remigio Ovanda, gehört, welcher die Stelle eines Capitain de los Amigos bekleidet, findet sich die erste indianische Poblacion, Champulli genannt. Sie liegt auf einer Hochebene und besteht nur aus wenigen Hütten, doch besizt sie schöne Weizen- und Kartoffelfelder, sowie auch reiche Apfelpflanzungen. Da wir wegen der vorgerükten Tageszeit keine Aussicht hatten, zum Nachtquartier einen bewohnten Ort zu erreichen, es dennoch aber zu früh war, hier uns einzuquartieren, so beschlossen wir, weiter zu reiten, bis zu einer kleinen waldfreien Stelle, die Futter für die Pferde, und für uns Wasser und Holz bieten würde, — drei Dinge, die für den in Amerika Reisenden ebenso wichtig sind, als ein komfortabel eingerichtetes Hotel für den reisenden Gentleman in Europa.

Kurz vor Sonnenuntergang langten wir auf dem von unserm Führer zum Nachtquartier ersehenen Plaz an: rasch waren die Pferde abgesattelt, an die Lazos gebunden und sich selbst überlassen, um während der Nacht sich ihre Nahrung zu suchen. Unsere Abendmahlzeit bestand aus einem Spießbraten von Chargui, einigen Stükchen Schinken, Harina Tostata mit Wasser.

Als die Sonne unterging, wurde ein großes Feuer angefacht, das keinen andern Zwek hatte, als uns gegen die Kälte eines allenfallsigen Nachtfrostes zu schüzen, denn Anfälle reißender Thiere oder wilder Horden sind in dieser Gegend nicht zu fürchten — ein Vortheil, den wenige unkultivirte Gegenden Amerika's mit Chile gemein haben.

Mit Anbruch des Morgens am 12. Februar wurden die Pferde zusammengetrieben, gesattelt und bepakt. Wenig veränderte sich die Physiognomie der Gebirgswaldungen, bis wir in das Thal niedersliegen, welches der Rio de Manihue, der lezte Nebenfluß des Calle-Calle gegen Osten, bildet. Hier trafen wir an dem dicht mit Gestrüpp bewachsenen Gestade mit dem Viehtransport eines begüterten Chilenen zusammen, der eben von daher kam, wo wir hin wollten. An den Grenzen von Valdivia und dem Gebiet der unabhängigen Indianer herrscht noch fortwährend ein lebhafter Handels-Verkehr, indem die Bewohner der ersteren den lezteren alle jene Artikel liefern, die für sie im Laufe der Zeit Bedürfniß geworden sind, und an Zahlungsstatt Schafe, Rinder, Ochsen oder Pferde entgegennehmen, die sie stets mit beträchtlichem Nuzen wieder zu verwerthen wissen. Hauptgegenstände dieses bedeutenden Tauschhandels sind Branntwein, dann Indigo, Tabak, Aexte, spanischer Pfeffer und Paraguaythee. Dieser Handel, der sich fast ausschließlich in den Händen der wenigen Chilenen befindet, die der indianischen Sprache vollständig kundig sind und außerdem eine genaue Ortskenntniß besizen, war für dieselben, besonders in früheren Zeiten, eine ergiebige Quelle des Wohlstandes, so daß sie noch jezt etwas eifersüchtig auf alle sind, die es unternehmen, in solche Gegenden vorzudringen, die bisher nur ausschließlich von ihnen besucht worden waren.

(Fortsezung folgt.)

Eine schmelzende Geschichte.

(Seltenstük zu der Erzählung von Don Quixotes Helm mit dem Käs darin.)

Ein Schenkwirth in einem nordamerikanischen Gebirgsstaate war eines Winterabends eben im Begriff, sein Haus zu schließen; während er draußen im Schnee stand und seine Fensterläden zumachte, sah er durch das Fenster hindurch, wie der Gast, der noch allein in der Schenkstube saß, ein Pfund frische Butter vom Brettsimse nahm und schnell in seinen Hut versteke. — „Bleibt doch noch, Sed," sagte der Schenkwirth, indem er eintrat, die Hausthüre hinter sich schloß, die Hände über die Schultern schlug und den Schnee von seinen Schuhen stampfte. Der Gast hatte nämlich die Hand schon auf der Thürklinke, den Hut auf dem Kopfe, das Stük frische Butter im Hute und wünschte sehr, so bald als möglich hinauszukommen. „Sezt Euch, Sed; in einer solchen Nacht wie diese kann ein Glas Warmes nichts schaden; kommt, sezt Euch." — Sed war einen Augenblik entschlossen, dennoch zu gehen; allein die Aussicht auf ein „Glas Warmes" machte ihn wankend. Ueberdieß wurde jeder weitern Unentschlossenheit sehr bald dadurch ein Ende gemacht, daß der breitschulterige Hausherr ihn bei den Schultern nahm und ihn auf einen Siz dicht neben dem Ofen pflanzte, wo er durch Fässer und Kisten so verbarrikadirt war, daß er, als der Schenkwirth sich vor ihm niedersezte, keine Möglichkeit mehr vor sich sah, nach irgend einer Seite hin entweichen zu können. „Sed, wir wollen uns ein warmes Stübchen machen, sagte der Wirth, indem er die Ofenthüre öffnete und so viel Scheite hineinschob, als der Raum gestattete; wärmt Euch noch tüchtig aus, damit Ihr nicht unterwegs erfriert." — Sed fühlte, wie die Butter sich schon fest auf sein Haar niedersezte, und sprang auf, indem er erklärte, er müsse gehen. — „Nicht eher, als bis Ihr etwas Warmes genossen habt; übrigens muß ich Euch auch noch eine merkwürdige Geschichte erzählen, also sezt Euch nur nieder;" und Sed ward von seinem schlauen Quälgeist wieder auf seinen Siz niedergedrükt. — „O, es ist verdammt heiß hier," sagte der Dieb, indem er wieder aufzustehen versuchte. — „Sezt Euch, sezt Euch; Ihr werdet nicht so viel zu versäumen haben," entgegnete der Wirth, indem er ihn auf seinen Stuhl zurüdrängte: — „Aber ich habe noch die Kühe zu füttern und Holz zu spalten und muß fort," sagte der Geängstete. — „O, rennt nur nicht gleich. Sezt Euch, die Kühe werden nicht gleich verhungern, also nur ruhig; Ihr scheint mir wirklich etwas ängstlich zu sein," sagte der schelmische Wirth, indem er ihm einen mißtrauischen Blik zuwarf. Diese Worte schüchterten den Butterdieb ein; er blieb ruhig sizen.

Das Nächste war, daß der Wirth zwei dampfende Gläser Grog zum Vorschein brachte, bei deren Anblik schon in Sed's gegenwärtiger Lage ihm das Haar zu Berge gestiegen sein würde, wenn es nicht durch die Butter wohl einbalsamirt und niedergehalten worden wäre. — „Hier, Sed, habt Ihr ein Stük geröstetes Brod, die Butter könnt Ihr Euch selber darauf schmieren," sagte der Wirth, aber mit so gut verstellter Einfalt, daß der arme Sed immer noch glaubte, man habe keinen Verdacht gegen ihn. „Schauet her, Sed, hier steht eine Weihnachtsgans (es war gegen die Weihnachtszeit) — hier steht eine Weihnachtsgans, fertig gebraten und geschmort. Ich sage Euch, Sed, etwas Delikateres kann es nicht geben. Ihr nehmt wohl auch gewöhnliche Butter dazu, wenn Ihr eine Gans bratet? Frische Butter, gerade von der Sorte, wie Ihr sie dort auf dem Sims liegen sehet, ist das Allerbeste zum Gänsebraten. Na, nehmt Eure Butter . . . ich wollte sagen, sagen, nehmt Euer Glas, Sed, und stoßt an." — Der arme Sed begann nun den Braten nicht blos zu fühlen, sondern auch zu riechen, sein Mund war gleichsam hermetisch verschlossen, als ob er stumm geboren wäre. Tropfen auf Tropfen floß die Butter unter seinem Hute hervor, und sein Taschentuch war schon ganz durchweicht. — „Eine fürchterliche Kälte, diese Nacht! sagte der Wirth. Aber Euch, Sed, scheint es ziemlich warm zu sein. Warum nehmt Ihr Euern Hut nicht ab? Gebt her, ich will ihn aufhängen." — „Nein, rief der arme Sed endlich mit einer krampfhaften Anstrengung, seine Zunge lozuarbeiten, und indem er den Hut mit beiden Händen festhielt; nein, ich muß fort, laßt mich hinaus, ich bin nicht wohl, laßt mich gehen." — Jezt ergoß sich ein förmlicher Butterstrom über das Antlig des Diebes, durchweichte seine Kleider und rieselte an seinem Leibe hinab bis in die Stiefel, so daß er förmlich in Butter gebadet war. — „Na, wenn Ihr Euch nmal nicht mehr halten lassen wollt, so geht, Sed; gute Nacht, schlaft wohl! sagte der humoristische Wirth und rief ihm, als Sed eiligst das Weite suchte, nach: Der Spaß den ich mir mit Euch gemacht habe, Nachbar, ist seine zwölf Cents werth, und ich werde Euch daher für das Pfund Butter weiter nichts anrechnen."

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:
Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „
Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrückungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.
Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 44. | Samstag den 1. November. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | 1856.

Fremont und die Einwanderer.

(Korresp. der D. A. Z. aus Toledo, Ohio, 2. Okt. 1856.)

Am 4. November findet also die Wahl der höchsten Regierungsbeamten der Union statt. Der Kampf für die Kandidaten der verschiedenen Parteien, deren drei im Felde stehen, ist sehr heftig. Buchanan und Breckenridge, Fillmore und Donelson, Fremont und Dayton, sind die Auserwählten der Parteien; die ersteren von der s. g. demokratischen Partei aufgestellt, die folgenden von den Knownothings (Nichtswissern) und die lezteren von den Republikanern. Noch selten waren die Interessen der Auswanderungslustigen in Europa so sehr mit dem Ausgange des Wahlkampfes hier verknüpft, als gerade dieses Mal. Indem wir hier treu zu dem Banner der Republikaner, zu Fremont und Dayton, stehen, kämpfen wir nicht allein für uns, nein, in bei weitem ausgedehnterem Maße für das Wohl derer, die vielleicht in Zukunft noch Amerika zu ihrer zweiten Heimath machen werden.

Die Fragen, die am kommenden 4. November entschieden werden, sind: 1) Sollen die weiten, noch gar nicht oder nur von Wenigen besiedelten Gebiete, die den Vereinigten Staaten gehören, dem Sklavenhalterthum überantwortet und so dem freien Ansiedler entrissen werden, oder nicht; 2) sollen die Einwanderer, wie bisher, nach fünf Jahren das Bürgerrecht erhalten, wählen dürfen und wählbar sein, oder erst nach bedeutend längerem Aufenthalte oder gar nicht.

Siegt die sogenannte demokratische Partei oder siegen die Fillmore-Knownothings, so werden diese Fragen unbedingt zum Nachtheil der Einwanderer entschieden, denn diese beiden Parteien predigen den Grundsaz, daß Sklaverei und Freiheit in der Union gleichberechtigt seien, und daß erstere in allen Territorien eingeführt werden dürfe, selbst entgegen früher erlassenen Gesezen und abgeschlossenen Verträgen, und beide sind gegen die Einwanderung, nur mit dem Unterschiede, daß erstere derselben Freundschaft heuchelt, weil sie glaubt, dieselbe noch zu ihren Zweken ausbeuten zu können, während die lezteren sich offen als deren Gegner erklären.

Welche Partei den Sieg davon tragen wird, ist noch sehr unsicher. Dem nicht ganz einigen Norden, der das Prinzip der freien Arbeit vertritt, steht der, wenn auch nicht ganze, doch jedenfalls einigere Süden gegenüber. Während kein Republikaner sich mit der Hoffnung schmeichelt, daß irgend ein Sklavenstaat seine Stimme für den Vertreter der freien Arbeit abgibt, so rechnet der Süden nicht ganz mit Unrecht auf manche Stimmen aus dem Norden für seine Kandidaten. Hoffentlich waren aber die Anmaßungen der Sklavenhalter in der lezten Zeit dem freien Norden Stachel genug, um ihn anzutreiben, dem Süden einen Strich durch die Rechnung zu machen. Während die Stimmen Ohio's (des dritten Staates im Bunde) Fremont sicher sind, schwankt es noch sehr in New-York und Pennsylvanien (der Heimath Buchanan's); doch lauten auch aus diesen Staaten in lezter Zeit die Nachrichten der Sache der Freiheit günstig. Diese beiden Staaten sind entscheidend; erhält Buchanan keinen von beiden, so ist er verloren, und wenn sich auch, wie man erwartet, die Fillmore-Knownothings, die gar keine Aussicht auf Sieg haben, in der lezten Stunde an die sogenannten Demokraten anschließen, und dadurch der ganze Süden seine Stimmen für Buchanan abgibt.

Unterliegen die Republikaner, dann mögen die Auswanderungslustigen ihren Blik nach anderen Gegenden richten; in den Vereinigten Staaten wird ihnen kein Weizen mehr blühen. Statt der Freiheit wird Sklaverei hier zur vollen Herrschaft gelangen, und die weiten Gefilde der Union werden zum Tummelplaz hochmüthiger Sklavenhalter, die den freien Arbeiter durch ihr Kapital verdrängen oder erdrüken werden. Der Boden, fähig, Millionen Freier zu ernähren, wird durch schlechte Wirthschaft der Südländer ausgesaugt und verdorben werden. Statt emporblühender Städte und Dörfer werden da und dort verlassene Plantagen erstehen, von Niemandem bewohnt, als einem reichen Grundherrn und einer Heerde Sklaven. Statt der Zivilisation ginge das Land dem Untergange, der Barbarei entgegen. Darum mit Fremont und Dayton für Freiheit und Kultur!

Dies der Stand unserer politischen Verhältnisse in Bezug auf deren Einfluß auf Nicht-Amerikaner, die dies jedoch noch werden wollen.

Lovejoy.

Zwei blutige Fleken verdunkeln den Wappenschild von Illinois: die Ermordung des Predigers Elijah P. Lovejoy am 8. September 1837 zu Alton durch einen sklavereiwüthigen Mob von Missouriern und Illinoisern, aus keiner andern Ursache, als daß er von seinem verfassungsmäßigen Rechte Gebrauch machte, eine Druckerpresse nach Alton kommen zu lassen — und die schändliche, vertragsbrüchige Ermordung des Mormonen-Propheten Joe Smith und seines Bruders Hiram im Gefängnisse zu Carthago am 27. Juni 1844. Elijah P. Lovejoy war gebürtig aus Maine und kam nach St. Louis, Missouri, wo er eine religiöse Zeitung, den „Observer", herausgab. Es geschah damals dort (1836), daß ein Neger, der wegen unbekannter Gründe verhaftet werden sollte, Mehrere in der Vertheidigung gestochen hatte und von dem Pöbel, unter Anführung mehrerer der angesehensten Personen der Stadt, lebendig verbrannt wurde. Das Jammergeschrei des teuflisch Gepeinigten und sein Flehen um einen milderen Tod wurde mit Hohngelächter beantwortet: später erklärte der Richter Lawleß (nomen et omen) in seiner Anrede an die Grand Jury, daß keine Strafe deßhalb verhängt werden dürfe; denn das Volk selbst habe es gethan und das Volk stehe über dem Gesez. Gegen jenen teuflischen Mord und diese kaltblütige, unverschämte Verhöhnung aller Gesezе von Seiten eines Richters erhob sich nun Lovejoy mit aller Kraft eines tiefbeleidigten Menschlichkeits- und Rechts-Gefühles. Es waren aber in St. Louis damals die Zeiten, die der „Republican", die Tages-Chronik" und „Chr. Kribben" so gerne wieder zurükführen möchten — wo freie Rede und freie Presse nur dem Namen nach bestand. Ein neuer Mob zerstörte einen Theil der Druckerei, und Lovejoy, der selbst zufällig in St. Charles abwesend war, wurde dort von einem mit Knitteln und Messern bewaffneten Haufen umringt, der sein Leben verlangte; nur die verzweifelte Vertheidigung seiner Frau und der Beistand einiger Freunde machte es ihm möglich, nach Illinois zu entkommen. Er beschloß, mit seiner Presse nach Alton überzusiedeln: aber die wüthenden Sklavenhalter von Missouri und die noch verächtlicheren Lakaien derselben in Illinois verfolgten ihn auch über den Fluß.

Sobald die Presse gelandet war, wurde sie von dem Altoner Mob in den Fluß geworfen, aber in einer darauf folgenden Versammlung der Bürger gelang es Lovejoy's sanfter, aber eindringlicher Darstellung der Sachlage, die wirkliche Bürgerschaft zum Verständniß ihrer Pflichten und seiner Rechte zu bringen. Er sagte ihnen, was auch die Wahrheit war, er sei kein Abolitionist; aber natürlich war er ein Gegner der Sklaverei, und in der einjährigen Wirksamkeit, die sein Blatt hatte, sprach er selbstverständlich seine Meinung darüber entschieden aus, und dies gab den Missouri-Sklavenhaltern und deren verächtlichen Altoner Soldknechten den Vorwand, zu behaupten, er habe sein Wort gebrochen; denn diese Art Canaillenbande, von der wir auch unter den Thompson-Deutschen schöne Pröbchen haben, erklärt eben rundweg Jeden für einen Abolitionisten, der überhaupt ein Uebel oder Verbrechen, das auf der Sklaverei entspringt, aufzudeken oder zu besprechen wagt. Also wurde von den demokratischen Führern in Alton ein neuer Mob veranstaltet und die Presse zum zweiten Male zerstört.

Ungebeugt und unerschroken bestellte er eine dritte Presse und trat mit etwa 250 andern Freunden im Staate zu einer Anti-Sklaverei-Gesellschaft zusammen, deren Wirksamkeit sich aber ausdrüklich nur auf die Presse, die Kanzel und die Rednerbühne beschränkte. Dies erregte die Wuth der Sklavenhalter noch mehr; in Missouri wurde ein Preis auf den Kopf von dem Prediger Coward Beecher, Präsident des Illinois-Kollege, gesezt, und Lovejoy wurde auf alle Weise mit Tod bedroht.

Was die Schrecklichkeit der damaligen Zustände am meisten charakterisirt, ist die Thatsache, daß sonst ziemlich milde und möglichst unparteiische Leute, wie z. B. zwei Geschichtsschreiber von Illinois, Brown und Ford, diese Gewaltthätigkeiten ganz entschuldbar finden — aber es unverantwortlich halten, daß Beecher, Lovejoy und ihre Freunde ihr Versammlungs-Recht bewaffnet ausübten, da doch jedes Kind wußte, daß unbewaffnet sie vom Pöbel zersprengt und gemißhandelt werden würden.

Unerschroken traten beide Männer vor eine öffentliche

Versammlung zu Alton und vertheidigten das Grundrecht eines jeden Amerikaners, seine Meinung frei aussprechen und druken zu dürfen; aber was helfen vernünftige Vorstellungen gegen den wüthenden Fanatismus eines blutgierigen Pöbels, oder gegen die feige Selbstsucht der Fanatiker für Ruhe und Ordnung, welche zwar recht gut einsehen, wer Recht hat, aber in solchen Fällen immer zu verlangen pflegen, daß man sich das Unrecht gefallen lassen soll, damit ihre werthe Ruhe nicht gestört werde? Dieses Pak wirft dann allemal den bittersten Haß auf den im Recht Gekränkten, weil er nicht, ihrer Bequemlichkeit zu Gefallen, sein Recht aufopfert. Das Meeting beschloß, Lovejoy und seine Partei sollten Alton verlassen. Er erklärte, er würde bleiben. Die dritte Presse sollte jezt ankommen; der Pöbel war organisirt, um die Landung derselben zu verhindern; aber sie wurde bei Nacht gelandet und glüklich in den Store von Godfrey und Gillmann gebracht. Die gesezliebenden Bürger hatten sich wieder etwas ermannt und beschlossen, etwas für den Schuz von Freiheit und Gesez zu thun, um so mehr, da der Mob, der sich unterfing, allem Rechte zum Hohne, einen Bürger von Alton aus der Stadt vertreiben und die Errichtung eines gesezmäßigen Geschäfts verhindern zu wollen, großentheils aus Missouriern bestand, die doch gewiß in Alton von rechtswegen nichts zu sagen hatten. (Gerade wie jezt in Kansas, wo es auch die Missourier sind, welche, obgleich sie in dem Lande nichts zu suchen und zu sagen haben, als freche Eindringlinge im Namen der Sklavenhalter brennen und morden.)

Auch Lovejoy und seine Freunde hatten beschlossen, was Niemand tadeln kann, ihr Eigenthum gegen gesezlose Zerstörung mit Ernst zu beschüzen. So wurde denn unter Vorsiz des Mayors eine freiwillige Kompagnie errichtet, um das Gesez zu behaupten; auch Lovejoy schloß sich derselben an. In der nächsten Nacht um 10 Uhr umgab der Mob das Haus und verlangte die Herausgabe der Presse. Dies wurde verweigert. Das Haus wurde dann mit Steinen bombardirt. Mehrere Angriffe wurden abgeschlagen und einer von den Rowdies, Namens Bishop, wurde erschossen. Da stekte der Pöbel das hölzerne Dach des Hauses von einer Seite aus in Brand, wo keine Fenster waren und also die Flinten der Belagerten dasselbe nicht schüzen konnten. Die Belagerten machten nun einen Ausfall und trieben den Mob zurük; aber wenig Minuten darauf, während anscheinend kein Feind vor dem Hause war, wurde Lovejoy aus einem Hinterhalt von fünf Kugeln durchbohrt und sein Begleiter in's Bein geschossen. Er hatte noch Stärke genug, in's Haus zurükzukehren, und fiel dort auf der Treppe zusammen und starb. Hierauf versuchten die Belagerten zu kapituliren, denn das Dach stand in Flammen; aber der wüthende Pöbel wollte sie nicht herauslassen. Endlich entkamen sie auf der Seite des Flusses, verfolgt von den Schüssen des Pöbels. Noch vier von ihnen wurden verwundet. Hierauf brach der Pöbel ein und zerstörte die Presse. Alles dies geschah, während die Straßen von Zuschauern vollgepfropft waren; die Gloken läuteten Sturm, das Haus brannte. die Vertheidigung hielt über zwei Stunden an; aber kein Feuermann, keine Polizei, keine Hülfe ordnungsliebender Bürger ließ sich sehen.

Als Lovejoy's Mutter den Tod ihres edlen Sohnes hörte, sagte sie mit der Größe einer spartanischen Mutter: „Es ist gut, ich will ihn lieber so sterben sehen, als daß er seine Grundsäze aufgäbe!“

So starb Elijah P. Lovejoy, der kühnste Vorkämpfer und der erste Märtyrer der Preßfreiheit in Amerika. Ehre seinem Andenken, und ewige Schande den Feiglingen und Fanatikern, die noch heute, nach siebenzehn Jahren, sein Andenken zu verunglimpfen und seine Ermordung zu beschönigen suchen! (Spiznamen in Amerika.)

Auswanderung.

Im „schweiz. Handels-Courier“ spricht sich ein Einsender über die wichtige Auswanderungsfrage durchaus übereinstimmend mit unsern eigenen oft geäußerten Ansichten aus.

„Wir kommen auf dieses, auch von uns mannigfach und von verschiedenen Seiten berührte Thema durch wiederholte Mittheilungen, die in den lezten Wochen aus Irland herüber gelangten.

„Das furchtbare Elend, unter dem Irland noch vor 10 Jahren schmachtete, war zum Sprichwort geworden. Der große Agitator dieses Volkes war außer Stande, der dunkeln, mächtig und mächtiger anschwellenden Woge des Elends zu steuern. Er starb mit dem Bewußtsein, daß nur die Verhältnisse seinem Volke einen Ausweg aus der Nacht der Trübsal öffnen könnten. Und die Verhältnisse haben mehr gethan, als der mächtige Agitator thun konnte. Vor zehn Jahren begann der irische „Exodus“. Vor 10 Jahren zählte Irland 8 Millionen, jezt zählt es 6 Millionen; 2 Millionen Menschen haben das Land ihrer Väter verlassen, um jenseits des Ozeans sich eine neue Heimat zu gründen. Wie haben sich seitdem die sozialen Zustände Irlands gestaltet? Man kann sagen: Irland ist seit 10 Jahren ein anderes Land geworden. Ruhe ist gekommen, Ordnung, Fleiß, Gedeihen. In besser situirten Distrikten beginnt sich ein verhältnißmäßiger Wohlstand zu entwikeln. Ist dies Faktum nicht in vieler Beziehung lehrreich?

„Wir sind weit davon entfernt, selbst die ärmsten Gegenden der Schweiz irgendwie mit Irland vergleichen zu wollen — von vornherein sind die sozialen Zustände und der Volkscharakter ganz andere — aber zugestanden muß werden, daß es einzelne Landstriche in der Schweiz gibt, in denen eine im Verhältniß zur jezigen Produktionsfähigkeit der Gegend dichte Bevölkerung dahinsiecht, langsam physisch und moralisch herunterkommt, wie das treffende Wort lautet: verbuttet — reduzirt auf die Kost des Elends: auf Erdäpfel und Branntwein. Dagegen wollen nun Kommunen und Private mit „Unterstüzung“, mit „Menschenliebe“, mit „Wohlthätigkeit“ einschreiten. Wie viel ist darüber gesprochen, geschrieben, verhandelt, gezankt, geprophezeit worden! Es ist eine eigene Sache mit der „Wohlthätigkeit“. Wo die Wohlthätigkeit nicht mit großer Umsicht ausgeführt wird, da schadet sie zehnmal mehr, als sie nüzt, da führt sie zur Faulheit, zum „Verlassen auf den lieben Gott und gute Menschen“, da wirkt sie geradezu demoralisirend, da bringt sie einzelne Gaue, manchmal einzelne Klassen dahin, daß sie zur eisernen Kugel werden, welche die andere Bevölkerung galeerensklavenartig an der Kette nachschleppen muß. Gegen den chronischen Pauperismus ganzer Landstriche oder ganzer Bevölkerungsklassen hilft radikal nur die Auswanderung, nichts anderes. Mögen darum weder Private, noch Kommunen, noch der Staat die ernste Sache der Auswanderung aus dem Auge verlieren. Die Auswanderung ist hier zu Land bekanntermaßen nichts Neues. Das Land kennt zwei Arten von Auswanderern. Die eine fliegt aus in den Tagen der Jugend, wie die Biene, um im reifen Alter mit goldnem Honig zurükzukehren und im „sweet home“ das Ideal ihres Strebens zu genießen: ein ruhiges, behagliches Alter. Die andere zieht aus für immer, um einen neuen Heerd zu suchen, um an den Ufern des Mississippi, oder an den rollenden Strömen Südamerika's sich festzusiedeln und mit Schweizerfleiß und schweizerischer Ausdauer sich ein neues Dach zu bauen, sich und ihren Kindern. Und diese Auswanderung soll nicht aus dem Auge verloren, diese Auswanderung soll poussirt werden, speziell für die Gegenden, an die wir oben gedacht haben, als wir von chronischem Pauperismus sprachen. Für diese Auswanderung verlangen wir Aufmerksamkeit der Staatsmänner und der Nationalökonomen, für diese Auswanderung verlangen wir Erleichterung, Anweisung, möglichsten Schuz, bis sie festgewurzelt ist und sich selbst schüzen kann. Daß jenseits des Ozeans kein Eldorado liegt, weiß jedes Kind. Aber mit gutem Gewissen kann gesagt werden, daß manche und viele Menschenpflanzen, die hier trübselig und verschmachtend das Haupt hingen, drüben sich wieder aufrichteten und den Kampf mit dem Leben, den Kampf, der einen Sieg hoffen ließ, ehrenvoll bestanden.“

Verschiedenes.

(Ein Geist ††† als Korrespondent der Hamburger Ztg. für deutsche A. und Kol.) Dieses ehrliche Blatt hat seinen übrigen fabelhaften Korrespondenten nun sogar noch einen aus dem Todtenreiche angereiht; nämlich den vor mehreren Jahren gestorbenen Herrn Kallmann aus Bremen, welchem sie die Rolle überträgt, die vor 10 Jahren von ihm geschriebenen Briefe zu kopiren und ihr als neueste Neuigkeiten aus Brasilien zu übersenden. Vergleiche Nummer 42 der Hamburgerin: „Reisebriefe aus Brasilien. Pernambuco, den 23. Juni.“ Wer Kallmanns, „Reisebriefe aus Brasilien mit besonderer Rüksicht auf die Auswanderung, Bremen 1847, bei C. Schünemann“, in welchen dieser Brief Seite 5 bis 8 unter dem Datum: Pernambuco, den 23. Juni (nota bene 1846) wörtlich steht, nicht kennt, wird, wenn er ihn in der Hamburgerin liest, natürlich denken, er sei im jüngst verflossenen Sommer geschrieben worden. Item, der Hamburgerin sind, wie es auch wirklich der Fall ist, 1846 und 1856 beide dieses Jahr, da der Wein gut gerathen war.“

Frankreich. In Paris hat sich unter dem Titel „Société générale de Crédit algérienne“ eine Gesellschaft zur Hebung der Ausbeutung der Naturreichthümer und Kolonisation Algeriens gebildet und ihr Augenmerk namentlich der Exploitation der Möbel- und Bauhölzer, des Korkbaumes und der Kultur des Olivenbaumes zugewendet.

Deutschland. Von Hamburg sind in diesem Jahre bereits drei Schiffe direkt nach dem Itajahy, respektive Kolonie Blumenau spedirt worden.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Wie man dem Mäßigkeitsgesez Nasen dreht.) Vor einiger Zeit erließ ein New-Yorker Wirth eine Einladung zu religiösen Uebungen, wobei natürlich das Zechen die Hauptsache war. Vor Gericht befragt: ob er das Verbot nicht kenne, Bier, Schnaps und Wein zu verkaufen, bejahte er dieß, sezte aber dann dem Richter unter Beistimmung des Publikums weiter auseinander, daß die Eingeladenen Mitglieder einer bestimmten Religions-Sekte seien, zu deren Kultus hauptsächlich das Biertrinken gehöre. — Ein zweiter Wirth, der ebenfalls wegen Bierverkaufs vor Gericht stand, erklärte auf das Bestimmteste, das Bier habe keine berauschende Wirkung und gehöre also nicht unter die Kategorie der verbotenen Getränke. Als der Richter den Wahrheitsbeweis dieser sonderbaren Behauptung forderte, ließ der Angeklagte einen seiner Freunde, einen geborenen Münchner, holen und dieser lieferte schlagend den Beweis, indem er binnen sehr kurzer Zeit 24 Seidel hinunterrollen ließ, ohne auch nur im Geringsten zu schwanken oder aufgeregt zu werden. Der Wirth ward freigesprochen.

— Nachrichten bis zum 11. Okt. melden das Resultat der Gemeindewahlen einiger Staaten: in Connecticut siegten die Anhänger Fremonts in 23 Städten, die Demokraten nur in 14, auch in Florida (?) unterlag die Partei Buchanan, zu Santa-Rosa erhielt die amerikanische Partei eine Majorität. In Baltimore und Maryland kam es bei den Wahlen zu blutigen Kämpfen.

— New-York. (Waldbrand.) In den Wäldern zwischen Watertown und Rome war in der vorlezten Woche des September ein verheerendes Feuer ausgebrochen, das viele tausende der edelsten Bäume in Asche verwandelte. Der Brand war so gewaltig, daß der Bahnzug nach Watertown nicht abgesandt werden konnte. Ein Tags vorher abgegangener Frachtzug war kaum im Stande, durch das Flammenmeer zu kommen. Der Ingenieur und seine Gehülfen mußen in einem der verschlossenen Frachtwagen ihre Zuflucht suchen, während der Zug durch die brausenden, glühenden Wogen des entfesselten Elements dahinjagte. Glüklich gelangte er über die weite furchtbare Feuerfläche.

— Bei dem großen republikanischen Meeting der Deutschen zu New-York ernteten Struve und Heker rauschenden Beifall. Auf die Sklavereifrage übergehend, warf der leztere einen Rükblik auf die Stellung, welche die Sklaverei schon vor der Unabhängigkeitserklärung in Amerika eingenommen, wies nach, daß die Väter der Republik schon damals energische Gegner derselben und die allmälige Aufhebung derselben ihr Ziel gewesen. Er zitirte die Worte Jefferson's, Washington's, Franklin's und anderer Heroen des Freiheitskrieges, aus denen dieß mit unumstößlicher Gewißheit hervorgehe, zergliederte die Anti-Sklaverei-Ordonnanz von 1787, welche einer Vollzugsverordnung zur Konstitution gleichzuachten sei, und erinnerte daran, daß man eben, um der Sklaverei keinen Anhalt in der glorreichen Konstitution zu geben, es geflissentlich vermieden, das Wort „Sklaverei“ darin aufzunehmen. Diesen Bestrebungen stellte er die Anmaßungen der Sklavenhalter, der „Barone des Südens“, gegenüber, die, nicht zufrieden mit der Herrschaft innerhalb der Sklavenstaaten, nicht zufrieden, daß die Vereinigten-Staaten-Behörden die freien Männer des Nordens zwängen, die Sklavenfänger zu machen, auch die durch das Missouri-Kompromiß gezogene Grenzlinie durch die Nebraska-Bill durchbrochen hätten, um die Sklaverei noch weiter auszudehnen. Ja, die Absichten der Sklavenhalter gingen noch weiter; schon habe Randolph es offen ausgesprochen, daß sie nicht bloß die Farbigen, sondern auch die Weißen zu unterjochen trachteten. Heker zitirte hier Randolph's Worte: „Wir haben Euc[illegible] (die Gegner der Sklaverei) schon einmal besiegt, wi[illegible] werden es noch einmal thun, nicht durch unsere schwar[illegible] zen Sklaven, sondern durch die weißen Sklaven, un[illegible] wenn wir Euch dießmal haben, so werden wir Euch i[illegible] eine Eke drüken und an die Wand nageln, wie falsche[illegible] Geld.“ „Nun“, antwortete Heker, „wer sich annagel[illegible] lassen will, der stimme für diese Sklavenhalter.“

— Die schweizerische Scharfschüzenkompagnie de[illegible] Stadt New-York hat den Republikanern von Neuenbur[illegible] einen Glükwunsch gesandt, verbunden mit einem Ge[illegible] schenk von 350 Franken 20 Rappen für die Kinde[illegible] Bessert.

— (Statistisches.) Laut dem von der Ein[illegible] wanderungskommission veröffentlichten Wochenauswe[illegible] kamen in der Woche vom 1. bis zum 8. Oktober 38[illegible] Einwanderer hier an. Während des Monats Septem[illegible] ber trafen im Ganzen 90 Einwandererschiffe mit 14,48[illegible]

Personen hier ein, welche ein Gesammtbaarvermögen von 1,125,872 Dollars, also etwa 77 Dollars per Kopf, bei sich führten. Am verflossenen Montag und Dienstag landeten am Depot 7 Schiffe, die 2917 Einwanderer an Bord hatten. Im Ganzen sind in diesem Jahre bis jetzt 107,304 Einwanderer hier angekommen gegen 109,520 während desselben Zeitraumes im vorigen Jahre.

— Texas. Castroville in Medina-County wurde im Jahre 1845 von einem Franzosen, Namens Castro, gegründet und hatte dieselben Leidensepochen durchzumachen, welche die übrigen Städte des Westens aufzuweisen haben. Aber ebenso wie die übrigen hat sie sich zu einer blühenden Kolonie entfaltet. Die Bewohner derselben sind zum Theil Elsässer germanischen Ursprungs, die sich nicht Franzosen, sondern Deutsche nennen und Deutsche sind. Die Lage der Stadt ist durchaus günstig und anmuthig. Reiche Prairieen lagern sich darum, ein herrlicher Fluß, die Medina, umfließt sie und in geringer Entfernung davon erheben sich die Ausläufer des Guadeloupe-Gebirges. Die Bevölkerung gehört durchschnittlich der mittlern Klasse an, ist industriell und arbeitsam, fühlt sich unter den texanischen Verhältnissen durchaus wohl und ist rein demokratisch. Sklaven sind nur in sehr geringer Anzahl vorhanden; der Census von 1852 zählt sechs, jetzt mögen es ungefähr zwanzig sein, und diese gehören zum großen Theil zwei deutschen Sklavenhaltern. In kommerzieller Hinsicht wird auch dieser Platz nicht ohne Bedeutung für die Zukunft sein, da die Hauptstraße nach dem Rio Grande ihn passirt.

— Illinois. Die Illinois-Zentral-Eisenbahn ist nun vollendet. Am Sonnabend den 27. September wurde die letzte Schiene gelegt und am Montag fuhr Col. Mason, der Chef-Ingenieur der Bahn, mit D. Watson, dem Superintendenten, über den untern Theil der Chicago-Zweigbahn nach dem Hauptgeleise in Centralia. Durch diese Bahn sind wir nun in direkter Verbindung mit Cairo und ohne Zweifel werden reguläre Trains bald hergestellt sein, so daß man in einem halben Tage Cairo erreichen kann. Bei dieser Gelegenheit kann man nicht unerwähnt lassen, daß diese Bahn das allgemeine Interesse in Anspruch nehmen muß, wenn man die ungeheure Länge in Betracht zieht und die Mittel, durch welche sie entstanden ist, außerdem aber bedenkt, welche ungeheure Streken Urland dem Verkehr eröffnet und dadurch der Wohlstand und die Industrie unseres Staates gefördert wurden. Dem Briefe eines an der Zentralbahn Angestellten entnehmen wir folgende interessante Verhältnisse des Fortschrittes der Umgegend von Urbana: In einem Umkreis von 15 Meilen von der Urbanastation sind gegen 20,000 Aker mit Weizen bestellt, und im Jahre 1856 wurde mehr Land umgebrochen, als seither in Kultur war. Die Stationsbaulichkeiten zu Urbana bieten ungefähr die halbe Räumlichkeit dar, die bei dem jetzigen Geschäftsbetrieb nöthig sind, und müssen bald um's Dreifache vergrößert werden. Zwischen 3—400,000 Bushel Weizen werden dieses Jahr daselbst zu Markte gebracht werden, von dem Welschkorn und den Borden für die Fenzen gar nicht zu sprechen. Man kann überzeugt sein, daß nach Beendigung der Chicago-Zweigbahn die ganze Bahn in ihrem besten Monate des Jahres 700,000 Dollars einnehmen wird.

(Ill. St. Ztg.)

— (Ein neuer Kandidat für die amerikanische Präsidentschaft!) Auf einem Eisenbahnzug, mit dem Senator Douglas nach Galena fuhr, wurde, wie dieß in bewegten Zeiten in Amerika gewöhnlich ist, über die große Tagesfrage abgestimmt. Douglas, den keiner der Passagiere kannte, wurde auch gefragt: „Wem geben Sie Ihre Stimme, Sir, Buchanan oder Fremont?“ Douglas (ärgerlich von der Chicago-Times aufblikend, in die er vertieft war): „Ach was, dem Teufel!“ Bald darauf verlas Jemand folgendes Wahlergebniß: 117 für Fremont, 15 für Buchanan, 17 für Fillmore, 1 für den Teufel!

— Kalifornien. Kalifornien-Zeitungen, die bis zum 5. Sept. gehen, entnimmt die Weserzeitung folgende Mittheilungen: Im Süden und im Norden des Staates fielen fortwährend Gefechte mit den Indianern vor, wobei letztere natürlich immer den Kürzeren zogen, so wenig sie auch die ursprüngliche Veranlassung zu den Streitigkeiten gegeben haben mögen. Die mittleren Counties wurden fortwährend von Räubern beunruhigt, so daß es für einzelne Reisende gefährlich ist, sich von einem Orte zum andern zu begeben. Man glaubt, daß eine weitverzweigte Bande unter Anführung eines gewissen Tom Bell im Staate existirt, und daß nur energische Maßregeln durch Bildung von Ueberwachungs-Ausschüssen dem Uebel Einhalt thun können, weil das Gesez in diesem Falle fast machtlos ist. Außerdem fielen die gewöhnlichen blutigen Raufereien und Unglücksfälle in den Minen vor, welche ihrer großen Zahl wegen nicht einzeln angeführt werden können. — In verschiedenen Theilen des Staates sind Versuche gemacht, Thee und Reis zu bauen, und haben diese so befriedigende Resultate geliefert, daß man hofft, bald diese beiden Produkte in großem Maßstabe zu kultiviren. — Die Minen gaben noch immer reiche Ausbeute, weil es aber in den meisten Berggegenden an Wasser mangelt, so hatten sich viele Goldgräber an die Flüsse begeben, deren Bette bei dem niedrigen Wasserstande leicht zu bearbeiten war. — In San Francisco war in den vorhergehenden zwei Wochen Alles ruhiger gewesen, als in irgend einem gleichen Zeitraume der vergangenen vier Monate.

— Kansas. (Horatier und Kuriatier.) Die New-Yorker Times erzählt, General Lane in Kansas habe den Goliath unter den Kämpen der Slavenpartei zu einem Duell sonderbarer Art herausgefordert. Er möge nämlich 100 Leute seiner Partei mitbringen; er, der General, wolle dasselbe thun, und vom Ausgange dieses Duells im Großen soll das Schikfal von Kansas abhängig gemacht werden.

Westindien. In den lezten Wochen kamen hier, wird der „Times“ aus Kuba geschrieben, 4 britische mit Coolies beladene Schiffe an. — Eines dieser Schiffe, nämlich „Duke of Portland“, war mit 500 Köpfen dieser unglüklichen Menschen beladen, von Hong-Kong ausgesegelt, aber nur 202 wurden hier lebendig an's Land gebracht; denn 130 starben unterwegs eines natürlichen Todes, während 168 sich freiwillig den Tod gaben, indem sie sich in's Wasser stürzten. Ein anderes Schiff, nämlich „John Calvin“, verlor während seiner Reise von 185 Tagen 110 Personen, theils durch den natürlichen Tod, theils durch Selbstmord, wonach auf beiden Schiffen 408 Personen verloren gingen. — Diese Menschenladungen waren auf Bestellungen genommen, sie sollten für 8 Jahre auf Plantagen mittelst Kontrakt in Dienst treten. Wir wollen gern annehmen, daß gedachte Coolies-Arbeiter in diesen Kontrakt gewilligt, also freiwillige Auswanderer waren, und daß ein großer Theil derselben nur das Opfer brutaler Behandlung wurde; allein die Vermuthung liegt ebenso nahe, daß sie wahrhafte Sklavencargoes bildeten, und in der Bay von Bengal und Hong-Kong als Sache gekauft und nach dem Havaneser Sklavenmarkt wider ihren Willen gebracht wurden; denn es steht fest, daß die Cubaer Plantagenbesizer die höchsten Preise für Sklaven verwilligen, um nur mit den britisch-westindischen Kolonien konkurriren zu können.

Zentralamerika. Ein Herr v. Barruel-Beauvert, Delegirter der französischen Bevölkerung von Greytown, theilt dem Constitutionnel zwei Briefe mit, in welchen die Wirthschaft des Flibustiers Walker aus eine abscheuliche geschildert wird. Unter dem 9. August ließ Walker für sich und seine Spießgesellen 120 der schönsten Besizungen der ersten Familien Nicaraguas im Werth von 12½ Millionen einziehen. Dieser Akt sei um so frecher, da er nicht blos die Nicaraguenser, sondern deren Gläubiger in der Union, auf den Antillen und in Europa sehr stark in Mitleidenschaft ziehe. In den ersten Tagen Septembers hatte Walker einem Theil seiner Freunde die prachtvolle Hacienda San Jacinto geschenkt, welche schöne und große Besizung dem Don Miguel Bolano abgenommen worden. Achtzig von Walkers Leuten ließen sich da nieder und lebten mehrere Stunden in Saus und Braus unter dem Schatten des aufgezogenen glorreichen Sternenbanners, als 1000 Granadinos (Einwohner von Granada) aus einem Hinterhalt hervorbrachen und 54 der Flibustier niedermachten. Der Präsident Jose Maria Estrada sammt den Offizieren ist von einem Pankehaufen ermordet worden. In Greytown sieht man mit Bangen dem Absegeln des englischen Geschwaders, bei welchem übrigens einige weitere Fahrzeuge erwartet werden, entgegen. Walkers Moniteur ist der „Nicaraguense“, der nach den Versicherungen des Korrespondenten ein wahres Lügengewebe sei. Von dieser trüben Quelle gehen die Nachrichten nach der Union und Europa. Die neuliche Nachricht, die Bewohner der Hondurasbay hätten Walkers Schuz nachgesucht, sei ein gemeiner yankee-trik, eine pure Erfindung Walkers. Zu Walkers rührigsten Helfershelfern gehört Soulé, der sich mit Walker in die Beute theilt und um Spottpreise die konfiszirten Besizungen verbannter Nicaraguenser kauft.

Südamerika. Brasilien. (Santa Katharina.) Aus Desterro wird berichtet, daß der dort residirende Präsident der Provinz Santa Katharina den mit dem Hamburger Schiff „Wilhelmine“ angekommenen Auswanderern ein Haus zum vorläufigen unentgeltlichen Obdach und ein Schiff zur Verfügung gestellt hat, auf welchem sie mit geringen Kosten nach den benachbarten deutschen Kolonien gelangen können. Im Ganzen haben dieses Jahr nach der Hamb. Z. f. d. A. u. K. schon fünf Speditionen von Hamburg aus nach der Kolonie Blumenau stattgefunden. Auch einige Schweizer sind dahin gezogen, im laufenden Monat Oktober allein 146 deutsche Auswanderer.

Buenos-Ayres. Nach den Berichten der „London Times“, welche sie mit dem zulezt aus den Laplatastaaten angekommenen Dämpfer „Tyne“ erhalten, waren die Behörden in Buenos-Ayres eifrig darauf bedacht, die fremde Einwanderung dorthin zu ziehen; — es wurde jedoch ein starker Widerstand gegen die darauf bezüglichen Vorlagen der Regierung erwartet. — Major Fornaro hat seinen Plan, nach dem Laplata zu gehen, wieder aufgegeben. Sehr Schade!

Australien. Ueber die auf Veranlassung der K. geogr. Gesellschaft unter der Führung Mr. Gregorys unternommene Expedition nach dem nördlichen Australien sind in den lezten Tagen im englischen Kolonialamt die ersten kurzen Berichte angelangt. Die Expedition war von Sidney nach Moretonbay und von da nach der Mündung von Stokes Viktoriafluß gegangen. Hier büßten sie bei der Landung 14 Pferde und 150 Schafe ein, lagerten jedoch, ohne sich durch diesen Unfall abschreken zu lassen, am Viktoriafluß, von wo aus Gregory zu Anfang Januar mit neun Leuten seines Gefolges den Fluß hinauf ging, dessen Quellen (1400 Fuß über der Meeresfläche) er glüklich erreichte. Das Quellengebiet befindet sich in einer Kette von Sandhügeln, die von Osten nach Westen ziehen, so daß das Wasser auf der entgegengesezten Seite nach Süden strömt. Nach dem Uebergang über diese Wasserscheide gelangte Gregory an eine Schlucht, die 600 englische Meilen weiter führte, bis 20° 15′ südlicher Breite und 127° 45′ westlicher Länge (Greenwich), und wo er einen Salzsee inmitten einer Sandwüste fand, dessen Existenz Kapitän Sturt, der bekannte australische Reisende, angedeutet hatte. Von diesem Punkte aus traten sie den Heimweg an, und Gregory beeilte sich nun, von seinem Depot aus einen zweiten Ausflug quer durch das Land bis zum Albertflusse zu unternehmen, wo er eine fruchtbarere Gegend zu finden hofft. Mit den Eingebornen, die sie anrafen, waren sie im besten Einvernehmen gewesen. Die näheren und wissenschaftlichen Einzelnheiten der Expedition werden nicht lange auf sich warten lassen.

Hamburg-Brasilische

Dampfschifffahrts-Gesellschaft.

Die regelmäßige Dampfschiffsverbindung

Hamburg's mit **Brasilien**

wird durch das neuerbaute, prachtvolle, eiserne Hamburger Dampfschiff

„Teutonia“,

zirka **2000 Tons** groß,

geführt von Kapitän C. F. T. Malchin, eröffnet.

In Folge der durch die Jahreszeit zu befürchtenden Behinderung der Schifffahrt auf der Elbe, wird solches für diese erste Reise von

Southampton nach **Rio de Janeiro,**

Lissabon, Pernambuco und Bahia anlaufend,

am 24. Dez., Mittags 2 Uhr, expedirt.

Passagiere und Güter für obiges Dampfschiff werden von **Hamburg** nach **Southampton** franko befördert.

Ein Arzt befindet sich während der Reise am Bord.

Wegen Abgangs der folgenden Dampfschiffe werden die nähern Bekanntmachungen baldmöglichst erfolgen.

Die Gesellschaft hat sich beim Bau der Dampfschiffe die neuesten technischen Erfindungen und Verbesserungen, sowohl in Betreff der Schnelligkeit, wie der größtmöglichsten Sicherheit, zu Nuzen gemacht, wie auch die Einrichtungen der Schiffe zur Beförderung der Passagiere auf das Zwekmäßigste, Eleganteste und unter Berüksichtigung aller möglichen Bequemlichkeiten getroffen worden sind.

Nähere Nachricht wegen Fracht und Passage ertheilen

in Hamburg: **Knohr & Burchard,** J. D. Schirmer's Nachfolger, Steinhöft Nro. 8,

„ Southampton: **Croskey & Komp.**

„ der Schweiz: **C. de Paravicini** in Zürich, Unterstraße 132, und dessen Kantonal-Agenten.

Feuilleton.

Reise in das Gebiet der Araucaner.

(Fortsetzung.)

Gegen Mittag hatten wir eine jener Hochebenen erreicht, welche die östlichen Theile der Provinz bilden und an den Fuß der Cordillerenkette stoßen. Auf derselben liegt Panguelebue, der Portero des Kaziken Ailapan von Panguipulli. Bei dem Hause seines Verwalters oder Mayors Domo's wurde angehalten, und wir erhielten die Nachricht, daß so eben der älteste Sohn des Kaziken, Namens Cathringil, sich hier befände, in dessen Begleitung wir den Weg nach Anguipulli zurüklegen könnten. Bald erschien auch derselbe und wurde von unserm Führer in einer ziemlich langen Rede, wie sie unter den Araucanern gebräuchlich sind, mit unsern Absichten bekannt gemacht. Der junge Amerikaner, dessen Gesichtszüge, wie die fast aller seiner Landsleute, sehr markirt, jedoch von großer Regelmäßigkeit waren, empfing uns sehr freundlich und versprach uns seine Verwendung bei seinem Vater und seinen übrigen Landsleuten. Hier sahen wir zum ersten Mal fast alle Indianer in ihrer eigenthümlichen Tracht, d. h. mit den an den Lenden befestigten, bis auf die Knöchel reichenden Chamal und dem Poncho.

Der Chamal ist ein von den Indianerweibern gewobener Teppich, 7′ lang und 4′ breit, von verschiedener Farbe, jedoch fast immer mit einem oder zwei dunkler gefärbten Streifen. Derselbe wird um die Hüften mit einer wollenen Binde befestigt und beim Reiten so zwischen die Beine geschlagen, daß er diese etwas bis über die Kniee bedekt.

Das Haupt ist entweder ganz bloß, und dann werden die Haare nur durch das Tharilonco oder Kopfband zusammengehalten, oder es wird manchmal, vorzüglich von den Bejahrteren, mit einem Tuche umschlungen, in der der Form, wie es die Landleute mancher Gegenden Süd-Deutschlands tragen.

Um sich gegen die Dornen und das Gestrüpp des Waldes, und besonders gegen den Regen zu schüzen, tragen die Eingebornen Hosen von getrokneten Rinderhäuten, welche die Form großer Wasserstiefel haben, hinten offen bleiben und ebenfalls um die Hüften befestigt werden. Die Füße sind entweder bloß oder mit einer Art selbstverfertigter Schuhe bekleidet, die von vielen Reisenden Südamerika's beschrieben, auch unter dem chileinischen Landvolk üblich und unter dem Namen Zumeles bekannt sind.

Unser in Rede stehender Kazikensohn trug außerdem ein scharlachrothes Wamms, mit einer Reihe kleiner messingener Knöpfe, das er von irgend einem Handelsfreunde sich verschafft haben mußte und das ihm gar nicht übel stand.

Nachdem ein stärkendes, mit spanischem Pfeffer und Knoblauch reichlich gewürztes Gericht von am Spieß gebratenem Hammelfleisch und Kartoffeln eingenommen worden und einige Cigarren geraucht waren, wurde uns der Vorschlag gemacht, einige der häufig hier vorkommenden Banduriss und Tregles zu erlegen. Mit kindischer Neugierde begleiteten uns die der Feuerwaffen unkundigen Indianer auf diese Jagd und freuten sich nicht wenig über die geschossenen Vögel.

Der Weg von dem Portrero bis zur Wohnung des Kaziken war bald zurükgelegt, da er in etwas besserm Zustande sich befand, als jene, welche wir vorher zu passiren hatten, ja, wir waren ganz angenehm überrascht, als wir eine Art Brüke fanden, welche über eine sumpfige Stelle des Weges führte, und, wenn gleich roh und unvollkommen, doch wenigstens als ein Zeichen von Kultur uns im Voraus vortheilhafte Begriffe von der Kulturstufe der Eingebornen gab. Aus dem Walde auf eine freie Ebene gekommen, hatten wir plözlich die schöne Lagune von Panguipulli vor unsern Augen, am Fuße der gewaltig aufragenden Gebirgskette, aus welcher vorzugsweise zwei schneebedekte Vulkane die Aufmerksamkeit fesselten, der von Panguipulli und der von Rinihue.

Von hier aus erreichten wir in sehr kurzer Zeit die Wohnung des Kaziken Ailapan. Als wir vor seinem Hause ankamen, fanden wir gerade die Leute mit Dreschen des Getreides beschäftigt, d. h. es waren vier Pferde an einem Pfahl angebunden und wurden von einem Reiter auf dem rings herum ausgebreiteten Getreide herumgetrieben, so lange bis die Aehren vom Stroh getrennt und ausgetreten waren, dann kamen drei bis vier Indianerweiber, um die gedroschene Frucht zu puzen, was sie durch Schwingen in kleinen, von einer zierlichen Schlingpflanze (Lapageria rosea) geflochtenen, sehr platten Wannen recht ordentlich machten. Nachdem wir längere Zeit gewartet hatten, erschien der Kazike, auf einem schönen Pferde einhersprengend. Ailapan ist ein im ganzen Lande der Araucaner wohlbekannter Name und sein Inhaber steht in großer Achtung, sowohl wegen seines Reichthums als auch wegen seines persönlichen Charakters. Die Einfachheit seines Kostüms, sein kräftiger Körperbau, das ehrwürdige, scharf markirte Gesicht, umkräuselt von langen ergrauten Haaren, erinnerten an die heroischen Gestalten der homerischen Vorzeit, wo die Könige noch einfache Landleute waren und es nicht verschmähten, mit eigener Hand den Gästen zu Ehren ein Schaf aus ihrer Heerde zu schlachten. Ueberhaupt finden sich in der einfachen naturgemäßen Lebensweise dieses Volkes sehr viele Anklänge an die homerische Heldenzeit.

Wer sollte nicht unwillkürlich daran erinnert werden, wenn er hört, wie der Dollmetscher in langer Rede des Gastes Herkunft, Verhältnisse und Zwek der Reise auseinandersezt, und wenn dann nach einer eben so wortreichen Erwiederung der Widder gefangen, geschlachtet und das frische Blut desselben, sobald es gestanden ist, gegessen, dann das Fleisch an einem hölzernen Bratspieß gebraten, den Gästen noch an dem Spieß befestigt überreicht wird.

Es herrscht unter den Indianern eine ziemlich strenge, aber überall gleichförmige Etikette. Kommt ein Fremder bei einer indianischen Niederlassung an, so hält er 20 bis 30 Schritte vor dem Hause sein Pferd an, schikt den Dolmetscher zu Pferde zum Herrn des Hauses, der sich etwa einige Schritte vor seiner Hausthüre befindet, und läßt ihm den Namen des Fremden und den Zwek der Reise sagen; will der Indianer den Gast empfangen, so sagt er dem Dollmetscher, sein Patron möchte näher kommen und absizen, sagt er das aber nicht, und das kam mir öfter vor, so mag man ruhig seines Weges weiter ziehen. Nun steigt der Fremde ab, geht zum Hausherrn und wechselt mit ihm den stereotypen Gruß: „Mari-mari cume megmi? mari, cume megmi cag?“ (Sei gegrüßt, befindest Du Dich wohl? Ja, und Du befindest Dich auch wohl?)

Während der Besprechung mit dem Führer wurden die feinsten Pellone, Sattelteken von Schaffellen, entweder bloß auf den Boden oder auf einer roh gearbeiteten, mit einer Rüklehne versehenen Bank ausgebreitet, ein Geschäft, das die Frauen zu besorgen haben, und auf diese hat sich nun der Fremde zu sezen; vorher übergibt er dem Dollmetscher die obligaten Geschenke, für die Männer Tabak und Indigo, für die Frauen Salz, spanischen Pfeffer, Glasperlen und Fingerhüte, dann beginnt das Geschäft des Rauchens, bis das Essen für die Gäste fertig ist.

Unser Dollmetscher hatte dem Kaziken unsere Pläne mitgetheilt und ihn gebeten, uns mit Rath und That an die Hand zu gehen; wir hatten dieser Bitte ansehnliche Geschenke beigefügt und zweifelten nicht an einem guten Erfolge, erhielten jedoch an diesem Abend keine bestimmte Antwort, eben so wenig am andern Mongen, und benüzten deßhalb den Vormittag, um die Lagune und überhaupt die Panguipullis einigermaßen zu besichtigen. Das Indianerdörfchen Panguipulli mag im Ganzen aus 18 Häusern bestehen, die theils auf dem Grat eines Hügels, theils an dessen östlicher Abdachung zerstreut sind. Die größten unter denselben sind die des Kaziken, seiner beiden Söhne, Cathringil, Pagi, und seines jüngern Bruders Pagilef. In der Bauart unterscheiden sie sich noch wenig von denen der chileinischen Guassos, außer daß sie sämmtlich einer Zwischenwand entbehren, während bei einigen Ranchos eine Art Verschlag die Schlafstelle des Hausherrn und seiner Gattin umschließt.

Rings um die Behausungen befinden sich die angebauten Länderstreken oder dichte Apfelpflanzungen, die den sehr beliebten Chicha (Cider) in reichlicher Menge liefern. Scheunen und Ställe sind nicht vorhanden, da der eingeerntete Getreidevorrath in kolossalen, aus Ochsenhäuten verfertigten Säken aufbewahrt wird und alle Hausthiere frei umherlaufen und zur Arbeit oder zum Schlachten jedesmal mit dem Lazo eingefangen werden müssen.

Kein Indianer versteht ein besonderes Handwerk, was der eine kann, können alle; den Lazo wirkt jeder, die Axt weiß ebenfalls jeder zu gebrauchen, doch nur zu sehr rohen Arbeiten. Es leben deßhalb unter ihnen stets Holzarbeiter aus der Insel Chiloe, die etwas mehr Gewandtheit in den Holzarbeiten haben; sie führen eine Säge und wohl auch einen Hobel und ein Stemmeisen bei sich, und damit machen sie den vornehmen Indianern ihre luxuriösern Einrichtungen, die etwa in einer Bank oder Hausthüre bestehen. Die Araucaner stehen auf einer Mittelstufe der Kultur und der Barbarei, können aber doch wohl mit größerm Recht den zivilisirten als den wilden Nationen zugezählt werden.

Die Sprache der Araucaner, die ich zwar nur wenig verstehe, wird im Allgemeinen von den Chilenen für sehr rauh gehalten; aber auch unsere deutsche Sprache erhält von ihnen das gleiche Lob, während sie bei uns für wohlklingend gilt. Ein Chilene aus der höhern Gesellschaft führte mir öfters vergleichende Beispiele an und behauptete, man könne mein Herz! gar nicht weich aussprechen, das laute gerade, wie wenn einer niesen müsse; da laute das spanische mi corazon doch ganz anders. Dem araucanischen Idiom ist eine gewisse Weichheit nicht abzusprechen, besonders wenn es von Mädchen oder Weibern gesprochen wird; und wenn Vokalreichthum als Beweis für die Weichheit einer Sprache gilt, so ist dieser im Araucanischen in hohem Grade vorhanden, indem besonders die Diphthongen eu, ei, ayen, ai u. s. w. sehr häufig sich wiederholen. Der Bau der ganzen Sprache ist so regelmäßig und ausgebildet, daß der Jesuit Febres eine vollständige Grammatik und Wörterbuch davon verfassen konnte. Noch mehr als das bisherige spricht für meine Behauptung, daß die Araucaner der Kultur sehr nahe stehe stehen, daß sie eine große Anzahl von Wörtern für geistige Begriffe haben, als da sind: denken duamtun, lernen guneytun, Seele pulli, nachforschen inadugun, verehren nochinragun u. s. f.; überdies finden sich ursprüngliche Wörter für eine Menge häuslicher Einrichtungen und Bedürfnisse, die sie, wie z. B. die Weberkunst, längst vor Ankunft der Spanier gekannt und geübt haben müssen, während alle Wörter für christliche Begriffe und für Bezeichnung der durch die Spanier eingeführten Thiere hispano-araucanisch klingen, wie z. B. cahuellu — caballo, huaca — vaca, mansu — manso u. s. f.

Die Lagune von Panguipulli hat ihre größte Ausdehnung von Norden nach Süden, ist aber nicht sehr breit, sondern drängt sich um verschiedene Gebirgszüge, so daß sie mehrere Arme zu haben scheint. An ihrem östlichen Ufer stößt noch eine Reihe Berge an sie, die sie von den höhern Anden trennen.

Vulkanischen Ursprungs scheint sie eine bedeutende Tiefe zu haben, meistens bildet schwarzer Basaltsand den Grund; ihr helles klares Wasser schmekt vortrefflich, und wegen ihrer geringen Breite und eingeengten Lage ist sie weniger stürmisch als die gewaltigen Lagunen von Ranco und Llanquihue. Unmittelbar gegenüber der Poblacion von Panguipulli liegt eine kleine, äußerst malerische Insel, welche den Schweinen der Indianer zum Aufenthalt dient, die dort von Haselnüssen und Aepfeln sich mästen, sich nicht verlaufen können und vor den Ueberfällen des amerikanischen Löwen, sowie vor der Gefahr des Diebstahls sicher sind, denn Fahrzeuge sind außer einem Kanoe, das dem Kaziken Ailapan gehört, keine auf der ganzen Lagune. An den Ufern sind eine Menge Krabben und Anodonten, Fische konnte ich keine zu sehen bekommen, dagegen sind eine Menge Enten, besonders Kriekenten, weiße und graue Reiher, Taucher und Wasserhühner da, wodurch die Lagune sehr belebt erscheint.

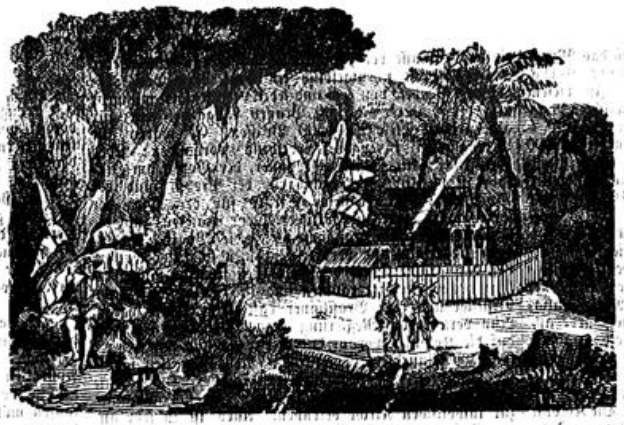
Der Nachmittag war trübe und regnerisch, und es blieb uns nichts zu thun als die Verhandlungen wegen der Weiterreise, wegen Miethen von Pferden und begleitenden Mozos fortzusezen, bei welcher Gelegenheit wir die äußerst unangenehme Entdekung machten, daß Jemand den Kaziken gegen uns eingenommen haben mußte, denn er war sehr ungeneigt, uns Pferde um billigen Preis zu vermiethen, verlangte 5 Thaler Silbergeld für jedes Pferd, und auch die Mozos wollte er uns nur gegen Bezahlung verabfolgen, was sie sonst in der Regel gerne umsonst zu geben pflegen. Wir mietheten nun Pferde und Mozos gegen sehr hohe Bezahlung, konnten aber nichts weiteres von dem Kaziken erlangen; wir hatten nämlich erwartet, er werde uns seinen Sohn mitgeben, um uns den unbekannten Indianerstämmen, die wir zu besuchen hatten, persönlich zu empfehlen.

Herr v. B. erhielt von dem Sohn des Kaziken, Pagi, ein hübsches junges Pferd gemiethet auf die ganze Reise, die wir von Panguipulli noch zu machen hatten, für einen chileinischen Zaum im Werth von 10 Realen, während wir alle andern Pferde mit 3—4 Thalern bezahlen mußten; es war nämlich nöthig, unsere eigenen Pferde hier ausruhen zu lassen, damit wir auf dem Rükwege wieder frische Pferde hatten. Endlich, als alles so weit im Reinen war, konnten wir uns mit der sichern Hoffnung niederlegen, des andern Morgens dem Feuerberge von Villarica, dem ersehnten Ziel unserer Reise, beträchtlich näher zu kommen.

Es ist Sitte, wenn man von einem bewohnten Orte abreist, vorher ein tüchtiges Frühstük einzunehmen, während man von einem Bivouak nüchtern abreist und erst gegen 10 Uhr sich irgendwo ein Frühstük zurecht macht. Nachdem wir demnach am folgenden Morgen einem sehr ausgiebigen Frühstük angewohnt hatten, wurden die Pferde gebracht, jeder sattelte das für ihn bestimmte, weil der Dollmetscher mit dem seinigen und noch mit dem Pakpferde zu thun hatte. Herr v. B. bekam ein junges, feuriges, überaus schüchternes Thier, welches beim Satteln schon erschrak, so oft ein neues Stük ihm aufgelegt wurde, was auf solchen Reisen natürlich viel umständlicher ist, als wenn man bloß ein Pferd zum Spazierenreiten sattelt. Endlich war auch Herr v. B. fertig, und der Renner stand wohl gegürtet und fest bepakt, allein anstatt des chileinischen Gebisses, das viel schärfer als unsere deutschen Stangenzäume ist, hatte v. B. seinem Pferde nur eine deutsche Trense angelegt, mit welcher man fast kein deutsches Pferd reiten kann; nun wollte er sich so rasch, als es über den gepakten Sattel möglich war, aufschwingen, als das Thier, über das neue Gewicht und den ihm fremden Reiter entsezt, anfing durchzugehen, und zwar mit solcher Wuth, daß v. B. nicht im Stande war, es mit der Trense zu halten.

(Fortsezung folgt.)

Abonnementspreis:
per Post franko durch die ganze Schweiz.
Jährlich . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . 1 „ — „
Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrückungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.
Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 45. | Samstag den 8. November. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | 1856.

Die Provinz Santa Catharina.

Das irdische Paradies, o paraiso terrestre, wie die Brasilianer die Provinz Santa Catharina gerne nennen, erstreckt sich längs der Meeresküste vom 26. bis 29. Grade südlicher Breite. Westlich durchschnittlich 10 bis 15 Stunden vom Meere entfernt, begränzt ein Theil der Serra do Mar die Provinz gegen Parang bis ungefähr zum 27. Grad. Von da zieht sich die Grenzlinie südwestlich zum Uruguay, wo sie mit derjenigen von Rio Grande zusammentrifft. Das so bezeichnete jenseits der Serra do Mar gelegene Dreiek umfaßt das Hochland von Lages, eine herrliche Gegend mit südfranzösischem Klima von derselben Beschaffenheit wie die Hochebene von Parana. Im Süden bildet der Rio Mambituba die Grenze des Tieflandes gegen Rio Grande do Sul. Das Seegebirge ist an den Stellen, wo es bis jezt auf nothdürftigen Maulthierpfaden und fast unbrauchbaren Fußwegen überstiegen worden ist, nicht eine einzelne Höhenlinie, sondern zwei bis drei Bergketten ziehen sich ungefähr in gleicher Richtung von Norden nach Süden und lassen zwischen sich schöne mit kräftigem Urwald bestandene Thäler. Diese von Weißen erst wenig erforschten Berggegenden, deren Eröffnung für die Kolonisation nahe bevorsteht, werden jezt noch von einigen unbedeutenden Stämmen wilder Indianer, insgemein Bugres bravos genannt, durchstreift. Nach dem Meere zu dacht sich das Gebirge meist in sanften Hügeln, denen zahlreiche Bäche und kleinere Flüsse entquellen, ab. Diese ergießen sich entweder in's Meer oder in die von der Serra herabkommenden Flüsse, die zwar wegen ihres kurzen Laufes sich mit den Hauptströmen der bereits beschriebenen Provinzen nicht vergleichen lassen. Indessen giebt es doch einige, die vom Meere aus mehrere Stunden weit schiffbar sind. Der beträchtlichste ist der große Itajahy, der einen längern Lauf hat, als die übrigen, indem er nicht bloß am Abhange der Serra, sondern auf dem Hochlande selbst entspringt, wo ihn die von Rio Grande nach San Paulo führende Straße als einen starken Bach überschreitet. Er durchfließt also den größten Theil der Provinz von Westen nach Osten und bekommt viele zum Theil für Kähne schiffbare Zuflüsse, von denen wir den kleinen Itajahy, Itajahy mirim, als den bedeutendsten seines unteren Laufes anführen. Einen beträchtlichen aber noch wenig erforschten Seitenarm erhält er nach seinem Austritt aus der Serra von Süden her. Der Itajahy grande ist bis zu den Wasserfällen etwa 12 Stunden weit für große Küstenfahrer schiffbar und bietet an seiner Mündung einen guten Hafen für mittlere Seeschiffe.

Der Boden ist überall, in den Thälern und auf den Höhen, sehr fruchtbar. Meist bedekt ihn schöner Wald; die Campos sind selten und klein. Sumpfige Niederungen sind nicht in großer Ausdehnung vorhanden, ausgenommen in dem nördlichsten Theile der Provinz, der an das Küstenland von Parana grenzt, zwischen den Flüssen Saby grande und Sao Francisco do Sul; diese Gegend ist wegen ihrer tiefen Lage und des schlechten Wassers, welche daselbst häufig Wechselfieber veranlassen, verrufen. Sonst ist das Land sehr gesund, ja wegen seines milden heilsamen Klimas berühmt und hat an gutem Trinkwasser Ueberfluß. Die Wärme der Luft zeichnet sich durch ihre Gleichmäßigkeit aus; die Temperaturschwankungen sind geringer, die Sommer etwas weniger heiß, die Winter wärmer, als in dem benachbarten Rio Grande do Sul. Auf der Insel Santa Catharina sinkt der Thermometer im Winter selten tiefer als 10 Grad R. und die höchste Wärme im Sommer ist, zwar ebenfalls sehr selten, 27 Grad R. Einige Stunden landeinwärts im Hügelland nimmt die Temperatur ab, sinkt aber doch nicht bis zum Gefrierpunkt, in den höheren Gegenden kommt Reif öfters vor. Aus der Kolonie Dona Francisca wird berichtet, daß zur Zeit der höchsten Hize im Sommer (Dezember, Januar, Hornung) der Thermometer im Schatten nur in den allerseltensten Fällen mehr als + 26° R. weise und in den kältesten Wintertagen (Juni, Juli, August) gewöhnlich noch + 4° R. zeige; nur Nachts gebe es dann hin und wieder Reif und werde wohl auch ein im Freien stehendes Gefäß voll Wasser mit einer dünnen Eisrinde belegt. Die Lage der Provinz am Meere bedingt dieses milde gleichmäßige Klima des Tieflandes; die den Tag über wehenden Seewinde und die Nachts vom Hochlande herabkommenden Landwinde mildern die Hize, die unter gleichen Breitegraden in andern Erdtheilen oft so lästig wird, und erfrischen die Luft.

Man baut in der Provinz besonders Mais, Bohnen, Kartoffeln, Reis, Mandioca, Bananen, etwas Gerste, ziemlich viel Zukerrohr, wenig Kaffee und Tabak. Viele europäische Gemüse und Obstarten gedeihen ganz gut, sind aber erst von den neueingewanderten Deutschen in geringem Umfange gepflanzt werden.

Santa Catharina hat unter 105,604 Einwohnern (diese Zahl ergiebt nach dem Berichte des Präsidenten vom 1. März 1856 die neueste Volkszählung, wonach unsere frühere Angabe zu berichtigen ist) nur 17,119 Sklaven und ungefähr 4000 freie Farbige. Die Sklaven bilden also nicht einmal den fünften Theil der ganzen Bevölkerung, überdieß nimmt ihre Zahl immer eher ab, als zu. Deutsche von der ältern Einwanderung, meist sogenannte Moselschwaben, giebt es etwa 2000, von der neuern zwischen 2 und 3000. Es sind unter den leztern manche mit Vermögen, welche die Landwirthschaft in größerem Maßstabe und mit den erforderlichen gewerblichen Anlagen betreiben. Sonst ist die Industrie in der Provinz kaum nennenswerth und beschränkt sich auf etwas Töpferei und Handweberei. Unter der obgenannten Zahl der Deutschen sind etwa 650 Schweizer mit inbegriffen, welche von Anfang 1851 bis zum Spätjahr 1856 in der Kolonie Dona Francisca eingewandert und theils dort geblieben sind, theils sich anderswo niedergelassen haben.

Im Finanzjahre 1854 — 1855 hatten die Provinz und die einzelnen Municipalbezirke zusammen eine Einnahme aus den Steuern von 160,160 Milreis. Die Ausfuhr der Provinz hatte in demselben Jahre einen Werth von 1,020,403 Milreis und eingeführt wurden gleichzeitig Waaren für 1,138,358 Milreis. Oeffentliche Primarschulen besaß die Provinz im lezten Jahre 43, wozu noch 20 Privatschulen und eine höhere Unterrichtsanstalt mit Lehrstühlen für die lateinische, französische und englische Sprache kamen. Zur Aeufnung einer der Provinz angehörigen noch ziemlich dürftigen Bibliothek sind 600 Milreis ausgesezt.

Die Provinz wird in zwei Comarcas, die des Südens und die des Nordens eingetheilt. Jene enthält drei, diese vier Municipien, welche zusammen 18 Kirchspiele umfassen. Die nachbezeichneten drei Städte und vier Flekken sind die Hauptorte der nach ihnen benannten Municipalbezirke. Die Hauptstadt der ganzen Provinz, Desterro (Nossa Senhora do Desterro) hat etwa 9000 Einwohner, der ganze Bezirk, der die Insel Santa Catharina umfaßt, über 20,000 in sechs Kirchspielen. Der Meeresarm, der die Insel vom festen Lande trennt, mißt, wo er am breitesten ist, nicht einmal eine Wegstunde. Er bildet in der Mitte, etwas nördlich von der Stadt eine schmale Meerenge und erweitert sich dann zu dem innern Hafen von Santa Catharina, in dem nur kleinere Schiffe ankern; die größten aber können bis zu dem auf der kleinen Insel Anatomirim, gegenüber von der Nordspize der Insel Santa Catharina, gelegenen Fort Santa Cruz gehen und finden hier einen ausgezeichneten Ankergrund. Die Seefahrer räumen dieser Bay von Santa Catharina den zweiten Plaz unter denjenigen Südamerikas ein, in dem sie die Bay von Rio de Janeiro für die erste erklären. Als Erholungsort für Schiffe, die nach Australien oder dem Stillen Meere bestimmt sind, dürfte sie aber wegen der kühlen Luft, des guten Wassers und der billigern Lebensmittel den Vorrang vor dieser verdienen. Die Insel Santa Catharina ist gebirgig, wald- und wasserreich, der Boden sehr fruchtbar und bereits stark angebaut. Früher war sie außer ihrem lieblichen Klima und der herrlichen Natur auch berühmt durch den an ihren Küsten betriebenen Wallfischfang, der nun nicht mehr so ergiebig ist. Die Stadt hat viele hübsche, meistens massive Häuser und zwei Forts, die den Hafen beschützen. — Das Municipium San José mit dem gleichnamigen Flekken, drei Kirchspielen (eines davon in die Kolonie San Pedro de Alcantara) und zwischen 16 und 17,000 Einwohnern, liegt der Insel Santa Catharina gegenüber auf dem Festlande; dasjenige der Stadt Laguna (fünf Kirchspiele und 21,000 Einwohner) bildet den südlichsten Theil des Küstenlandes. Die Stadt hat etwa 7000 Einwohner, deren Hauptgeschäft der Fischfang ist und liegt unweit der Einfahrt in den Binnensee, von dem sie ihren Namen erhalten hat. — Die Comarca des Nordens hat nur eine einzige Stadt, San Francisco auf der gleichnamigen Insel. Das Municipium, dessen Hauptort sie ist, umfaßt den nördlichsten Theil der Provinz und zählt in zwei Kirchspielen gegen

14,000 Seelen. — Südlich davon erstrekt sich das Municipium des am Meere gelegenen Flekens Porto Bello, zwei Kirchspiele mit über 12,000 Seelen. In diesem liegt die Kolonie Blumenau. — Die Lüke zwischen Porto Bello und San Jose füllt das Municipium San Miguel, mit dem gleichnamigen Fleken und gegen 12,000 Einwohnern in zwei Kirchspielen. — Das ganze Hochland von Santa Catharina, 3—400 Quadratmeilen groß, bildet ein einziges Kirchspiel mit dem Fleken Lages und hat nur 6500 Einwohner.

Kolonien. Außer den nachstehenden deutschen Ansiedelungen wurden in der Provinz eine italienische (sardinische) und eine belgische Kolonie gegründet. Die Kolonie Don Alfonso, 1836 durch Demaire und Shutel mit 180 Sarden begonnen, hieß anfänglich Nova Italia, seit 1838 führt sie den obigen Namen. Sie wurde anfänglich schlecht geleitet und ist jezt noch eine der mindest gedeihenden in der Provinz. Sie zählt 200 Ansiedler (auch deutsche Familien sind darunter), wovon die wenigsten mit dem Landbau sich beschäftigen, sondern meist Holz sägen und auch im Taglohn arbeiten. — Die Kolonie Belga, von van Lede, Fontaine und Le Bom im Jahr 1845 gegründet, ist wieder erloschen, nachdem die daselbst eingeführten 80 Belgier nach Itajahy und Bargem Grande sich gezogen haben.

Von den deutschen Kolonien ist die älteste San Pedro d'Alcantara, vier Meilen in gerader Richtung von der Küste, Desterro gegenüber, auf dem festen Lande gelegen. Die Gegend ist sehr schön, der Fluß Imaruhy (Maruhy) schlängelt sich durch alle Theile der Kolonie, an beiden Seiten desselben sind die Ansiedelungen; auf einer Anhöhe steht die katholische Kapelle. Die Ansiedler sind sämmtlich Katholiken. Die Begründung der Kolonie erzählt Kalkmann in seinen Reisebriefen mit folgenden Worten: „Es war im Jahre 1829, als etwa hundert*) deutsche Familien, größtentheils über Bremen eingewandert, die bereits ein volles Jahr im Depot in Rio Janeiro unthätig gelegen hatten, hierher nach Desterro geschikt wurden; in einer Kaserne untergebracht, mußten sie noch weitere sechs Monate in Unthätigkeit zubringen; endlich wurde ihnen vier Legoas entfernt ein Urwald angewiesen, der den Namen Kolonie San Pedro de Alcantara erhielt. Nun aber wurden den Leuten mit einem Male alle Unterstüzungsgelder abgeschnitten — vom Direktor, Major S. und einem Landmesser, wurden sie bald ihrem Schiksale überlassen, und als gleichzeitig die Revolution in Rio ausbrach, konnte die neue Regierung sich nicht mehr um die Kolonisten bekümmern und die Männer, die noch nichts aus ihrem Lande ziehen konnten, sahen sich deßhalb genöthigt, für einen erbärmlichen Lohn von 160 Reis Arbeit zu suchen, die armen Weiber und Kinder aber sah man hier auf den Straßen betteln gehen. — Doch deutsche Geduld, Beharrlichkeit und Kraft gaben dem traurigen Schiksal unserer Landsleute bald eine bessere Wendung, und kaum war eine halbes Jahr verflossen, so hatte, Dank der Fruchtbarkeit des Bodens, jeder sein Auskommen. So hat sich diese Kolonie aus eigener Kraft ohne fremde Hülfe entwikelt und die Lage der Kolonisten von Jahr zu Jahr gebessert." Kalkmann erwähnt hier nicht den langwierigen Prozeß, den viele Kolonisten um ihr Land führen mußten. Bei der Vermessung war nämlich nicht sorgfältig genug verfahren worden und man hatte zum Theil auch Privateigenthum zum Kolonieland gezogen, was sich erst später herausstellte. Der Prozeß, der nun entstand, dauerte mehrere Jahre und wurde zulezt dadurch verglichen, daß die Deutschen die streitigen Ländereien unter billigen Bedingungen ankauften. Auch mit den Indianern hatten die Ansiedler im Anfang zu kämpfen; sie bewiesen denselben aber ihre Ueberlegenheit bald so sehr, daß sie fortan in Ruhe gelassen wurden. Als einmal die ersten Schwierigkeiten überwunden waren und bei dem gesunden Klima vereint mit der Fruchtbarkeit des Bodens die Kolonie immer mehr aufblühte, ließen sich auch viel Brasilianer in ihrem Bereiche nieder und so zählt denn heute das zum Range eines Kirchspiels erhobene San Pedro d'Alcantara eine überwiegend deutsche Bevölkerung von mehr als 1500 Kolonisten. Sie leben sämmtlich im Ueberfluß und der größte Theil von ihnen besizt ausgedehnte, werthvolle Güter und einen Reichthum an Rindvieh und Pferden.

Durch deutsche und brasilianische Bauern von San Pedro d'Alcantara wurde im Jahr 1836 die Kolonie Itajahy am gleichnamigen Flusse gegründet. Nach einem Beschlusse der Provinzialversammlung erhielt jeder ledige Kolonist unentgeldlich ein Stük Land von 300, der verheirathete von 400 und jeder verheirathete mit mehr als drei Kindern von 500 Brassen Länge bei einer für alle gleichen Tiefe von 500 Brassen. Es waren alle Bedingungen künftigen Gedeihens vorhanden: jedes Grundstük hatte fließendes Wasser, der Boden am Itajahy ist vielleicht der fruchtbarste der Provinz und der Fluß bietet eine bequeme Straße für den Absaz der Erzeugnisse. Aber unglüklicher Weise machten, als die Ansiedelung kaum begonnen war, die Bugres wiederholte Ueberfälle und verbreiteten einen solchen Schreken, daß der größte Theil der Kolonisten für gut fand, die Gegend wieder zu räumen und 1837 nur noch sechs Deutsche und zwei Brasilianer daselbst geblieben waren. Nun verlegte die Regierung eine Abtheilung Soldaten auf die Kolonie, worauf das Vertrauen und mit ihm die flüchtigen Ansiedler zurükkehrten. Neue Familien schlossen sich an, so namentlich mehrere belgische. Die Kolonie zählt nun mehr als 400 Einwohner, die sich sämmtlich zur katholischen Kirche bekennen. Alles ist in sehr gutem Zustande. Außer ihren weit ausgebreiteten Kulturen und einem zahlreichen Viehstande besizen die Kolonisten unter andern Gewerken 15 Zukerfabriken und 20 Mandiocamühlen.

Die Kolonie Bargem Grande ist auch ein abgerissener Zweig von San Pedro de Alcantara, welcher im Jahre 1837 sich trennte und am Rio Cubatao, zwei Legoas nördlich von da im Municipium San José, sich niederließ. Diese Kolonie wurde im Jahr 1837 von 43 Deutschen und einem Dänen nebst einigen Brasilianern gegründet, und zählte im Jahr 1853 schon 116 Ansiedler, wovon 67 daselbst geboren waren. Eine gesunde Gegend! Fast alle Bewohner sind katholisch. Ihre Vermögensverhältnisse sind sehr befriedigend. Die Hauptmärkte für ihre Erzeugnisse finden sie in der Provinzialhauptstadt und in San José.

Diese drei Kolonien sind sämmtlich Schöpfungen der deutschen Einwanderung von 1828. Sonst giebt es noch auf mehreren Punkten der Municipalbezirke von San José, San Miguel und Porto Bello kleinere deutsche Ansiedelungen, die von derselben herstammen; die nennenswerthesten sind diejenigen an den Flüssen Biguassu, Tejucas und am kleinen Itajahy.

Ein zweiter Zeitraum der deutschen Kolonisationsgeschichte von Santa Catharina beginnt mit dem Jahre 1847, in welchem eine Anzahl der von Antwerpen und Dünkirchen nach Rio de Janeiro gekommenen Auswanderer von der Regierung unentgeltlich hierher befördert wurde. Von denselben sind folgende drei Kolonien besiedelt worden:

Die Kolonie Santa Isabel bildete sich mit 256 Personen, die im Juli 1847 in der Nähe des Flusses Bugres, an der Straße nach Lages, sechs Legoas von dem Städtchen San José im gleichnamigen Municipalbezirke, sich niederließen. Die Oertlichkeit der Niederlassung ist sehr fruchtbar und gesund und die Ansiedler kommen gut fort. Ihr Viehbestand an Rindern, Maulefeln, Pferden, Schweinen und Schafen ist schon beträchtlich. Seit Gründung der Kolonie sind nur sieben ältere Personen gestorben, dagegen aber 58 Kinder geboren worden, und sie zählt jezt über 300 Köpfe.

Die Kolonie da Piedade, im Jahre 1847 nördlich von der Barre der Stadt Desterro mit 150 Deutschen begründet, ist schon auf 90 Köpfe herabgesunken und wird sich troz der günstigen Lage nicht erhalten, weil der Boden wenig taugt. Die abgegangenen Ansiedler haben sich nach andern Niederlassungen begeben und gedeihen.

Die Kolonie Leopoldina, 1848 begründet mit vier deutschen und einer belgischen Familie, welche von Piedade gekommen waren, im Ganzen 15 Personen, im Jahre 1852 durch mehrere neuangesiedelte Familien auf 38 Köpfe verstärkt, liegt oberhalb der Quellen des Biguassu, an der alten Straße von San Pedro nach Lages, etwa 7 Legoas von der Küste. Der Boden ist fruchtbar; es scheint aber, daß diese Ansiedelung nicht gesucht ist, da seitdem keine weiteren Einwanderer dahin gekommen sind.

Die neuesten Kolonien sind Dona Francisca und Blumenau. Sie sind für die deutsche und schweizerische Auswanderung unstreitig die wichtigsten, nicht allein der Provinz Santa Catharina, sondern für die nächste Zukunft Südbrasiliens überhaupt; denn von ihnen aus wird das schöne und schwach bevölkerte Hochland von Parana und Santa Catharina kolonisirt werden. Wir werden daher in nächster Nummer auch beide etwas ausführlicher behandeln, als es bei andern Kolonien der Fall war.

*) Nach einer andern Quelle landeten schon im Jahr 1828 bei Desterro zwei Schiffe mit 146 deutschen Familien aus 524 Köpfen bestehend, mit denen sich 112 Soldaten von der damals entlassenen deutschen Legion vereinigten und blieben fast 11 Monate daselbst. Als die Hauptmasse nach dem endlich vorbereiteten Koloniela nde im Municipium San Jose abzog, blieben 14 Familien zurük und mehrere andere verließen bald darauf die Kolonie wieder. In San Pedro d'Alcantara erhielt jede Familie ein Landgeschenk von 50—100 Brassen Front an der Straße nach Lages und 750 Brassen Tiefe.

Verschiedenes.

*Lügen ist überhaupt ein häßliches Laster, aber doppelt wüst ist es, wenn Einer seine Lügen mit extrafetten Lettern in einem öffentlichen Blatte druken läßt, wie der Herr Franz von Erlach in Bern seine falsche Behauptung und grundlose Prahlerei, daß er zuerst auf Berner Gebiet für die Gesellschaft Vergueiro gesezliche Verträge geschlossen habe. Er thut dieß seit April 1855; Herr C. de Paravizini in Zürich aber wurde schon den 16. Februar 1845 durch Herrn Bühler, damaligen Direktor der Justiz und Polizei in Bern, ermächtiget, die Kolonie von Vergueiro in dortigen Blättern auszuschreiben.

England. Ein Korrespondent der A. Ausw.-Ztg. berichtet aus Liverpool, daß dort mehrere Deutsche angekommen seien, in der Meinung, sie würden frei nach Australien befördert. Dieselben seien aber bitter enttäuscht worden und haben ihre lezten Habseligkeiten verkaufen müssen, um nur wieder von Liverpool wegzukommen. Jedes Versprechen freier Ueberfahrt von Liverpool nach Australien für Deutsche sei Schwindel; denn diese Begünstigung beziehe sich ausschließlich auf Engländer, Schotten und Irländer.

Rußland. Der Kaiser will in Finnland fünf neue Städte bauen, eine davon nur drei Meilen von Tornea an der schwedischen Grenze, hoch oben am Ende des bothnischen Meerbusens. Man will deutsche Ansiedler gewinnen. Es wird aber doch in Deutschland Niemand so thöricht sein, in ein Land auszuwandern, wo Füchse und Hasen einander Gutnacht sagen, um unter russischem Szepter Nachbar der Lappländer zu werden.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Die bevorstehende Präsidentenwahl, der man jezt in den Vereinigten Staaten mit so lebhafter Spannung entgegensieht, ist die achtzehnte, die seit Errichtung der Union vorgenommen wird. Die siebenzehn Wahlen, die von 1788 bis 1852 stattgefunden, haben zwölf Bürger der Republik zur höchsten Staatswürde erhoben, indem fünf, Washington, Jefferson, Madison, Monroe und Jakson, auch für ein zweites Quadriennium erwählt worden. Zum dritten Mal hat noch Niemand den Präsidentenstuhl bestiegen, obschon eine solche Wahl durch die Konstitution nicht ausdrüklich untersagt ist. Von den zwölf Präsidenten waren nicht weniger als sechs aus dem Staate Virginien gebürtig, welcher deßhalb auch den Namen des Präsidentenstaates erhalten hat.

— Das Kameel hat sich in Amerika so vortrefflich als Lastthier bewährt, daß die Regierung der Vereinigten Staaten, aufgemuntert durch den ersten Probeversuch, eine zweite Ladung kommen lassen will, zu welchem Zweke Kapitän Porter mit dem Transportschiff Supply ausgeschikt werden soll. Der erste glükliche Versuch war vergangenes Jahr mit 34 Kameelen in Texas gemacht worden, und ein kalifornisches Blatt meint, dieselben könnten kaum irgendwo besser verwendet werden, als auf der sandigen Fläche zwischen Missouri, dem Salzsee-Thal und Kalifornien.

— Ohio. Das ungeheuerste Aufsehen in den Vereinigten Staaten macht die Kühnheit eines begüterten Landbesizers, der seine schöne 17jährige Tochter an einen Neger verheirathet hat, den er in einem der für Schwarze besonders gegründeten Kollegien hatte erziehen lassen.

— (Ein Schweizer, dessen politische Grundsäze seinem Vaterlande keine Ehre machen.) Unter den Agitatoren für Buchanan zeichnet sich besonders ein Hr. J. C. Egli von Goßau (St. Gallen) aus. Derselbe, ein Sohn vermögensloser Eltern, war in den Jahren 1842 bis 1849 Schüler der Realschule in Rorschach und der Kantonsschule in St. Gallen. Da ihm die Neigung zum geistlichen Stande, zu welchem er ursprünglich bestimmt war, fehlte, siedelte er nach Amerika über, wurde hintereinander Hauslehrer, Anwalt, Notar und zeichnete sich besonders als Redner aus, was ihm einen Plaz im Repräsentantenhause des Staates Ohio verschaffte. Die Blätter der Partei Buchanan, zu dessen Gunsten Egli glänzende Reden hielt, überfließen von seinem Ruhme und Alles deutet darauf hin, daß unser Landsmann für den Fall, daß Buchanan an's Ruder kommt, in der Union eine nicht unwichtige Stellung einnehmen dürfte. Ob eine dahin zielende Spekulation die Triebfeder von Egli's sklavereifreundlichen Bemühungen, oder ob dieselben wirklich aus seiner Ueberzeugung entsprungen seien, wird nicht gesagt.

— Kalifornien. (Schöner Zug von Lola Montez.) Aus San Francisco wird berichtet, daß Lola Montez daselbst zum Besten der Kinder ihres auf der Ueberfahrt von Australien nach San Francisco gestorbenen Agenten Folland ihre Pretiosen öffentlich versteigern ließ. Ein Paar Ohrringe mit Diamanten wurde zu 3000 Fr., ein Kamm mit Diamanten zu 3200 Fr., eine reichgefaßte Nadel zu 2800 Fr. erstanden. Im

...enes.

n häßliches Laster, aber
seine Lügen mit extrafet-
n Blatte druken läßt, wie
Bern seine falsche Be-
erel, daß er zuerst auf
chaft Berguetto gesezliche
thut dieß seit April 1855;
ich aber wurde schon den
Bühler, damaligen Di-
Bern, ermächtiget, die
ortigen Blättern auszu-

dent der A. Ausw.-Ztg.
ort mehrere Deutsche an-
ng, sie würden frei nach
seien aber bitter ent-
lezten Habseligkeiten ver-
er von Liverpool wegzu-
freier Ueberfahrt von Li-
eutsche sei Schwindel;
e sich ausschließlich auf
der.
ll in Finnland fünf neue
drei Meilen von Tornea
hoch oben am Ende des
will deutsche Ansiedler
in Deutschland Niemand
uszuwandern, wo Füchse
sagen, um unter russischem
er zu werden.
nigte **Staaten.** Die bevor-
hl, der man jezt in den
so lebhafter Spannung
, die seit Errichtung der
Die siebenzehn Wahlen, die
en, haben zwölf Bürger
atswürde erhoben, indem
Madison, Monroe und
s Quadriennium erwählt
t noch Niemand den Präsi-
ine solche Wahl durch die
unterſagt ist. Von den
t weniger als sechs aus
g, welcher deßhalb auch
tes erhalten hat.
sich in Amerika so vor-
, daß die Regierung der
nuntert durch den ersten
ung kommen lassen will,
orter mit dem Transport-
en soll. Der erste glük-
s Jahr mit 34 Kameelen
nd ein kalifornisches Blatt
irgendwo besser verwendet
Fläche zwischen Missouri,
nien.
heuerste Aufsehen in den
ie Kühnheit eines begüter-
höne 17jährige Tochter an
den er in einem der für
ten Kollegien hatte erzie-

, dessen politische
nterlande keine Ehre
oren für Buchanan zeichnet
C. Egli von Goßau (St.
Sohn vermögensloser El-
342 bis 1849 Schüler der
der Kantonsschule in St.
ng zum geistlichen Stande,
estimmt war, fehlte, siedelte
hintereinander Hauslehrer,
e sich besonders als Redner
n Repräsentantenhause des
Die Blätter der Partei Bu-
Egli glänzende Reden hielt,
ne und Alles deutet darauf
für den Fall, daß Buchanan
Union eine nicht unwichtige
Ob eine dahin zielende Spe-
Egli's sklavereifreundlichen
n wirklich aus seiner Ueber-
ird nicht gesagt.
(Schöner Zug von
an Francisco wird berichtet,
m Besten der Kinder ihres
ralien nach San Francisco
ihre Pretiosen öffentlich ver-
ringe mit Diamanten wurde
it Diamanten zu 3200 Fr.,
2800 Fr. erstanden. Im

Ganzen brachte die Versteigerung den Holland'schen Kindern 50,000 Fr. ein.

— **Kansas.** Aus Lawrence schreibt man, daß Viele von dort aus Angst vor einer Hungersnoth auswandern. Von Missouri aus war man eines neuen gewaltsamen Einbruchs gewärtig. Gouverneur Geary hatte 107 Freistaatenmänner auf eine Mordanklage hin in Lecompton verhaften lassen. Andere Auswanderer, etwa 300 mit Weibern und Kindern, mußten in Jowa erfahren, daß General Geary ihnen mit 250 Dragonern die Einwanderung nach Kansas verbieten wolle, und am kleinen Nebraskafluß dürfte es zur Begegnung mit ihm kommen.

Kanada. Der „Three Rivers Enquirer und Co. Advertiser" bringt einen Artikel über den großartigen Aufschwung von Kanada in den lezten 25 Jahren, welchem wir folgende Daten entnehmen. Im Jahre 1831 hatten die beiden Kanada's eine Bevölkerung von etwa 733,370 Seelen, nach dem lezten Zensus von 1851 schon 1,842,265. Wir können jezt ungefähr 2,500,000 annehmen. In 1831 betrug der Werth der Einfuhr 1,705,623 Pfd. Sterling und der Werth der Ausfuhr 1,193,512 Pfd. St., im Ganzen 2,901,135 Pfd. St. In 1854 dagegen belief sich die Einfuhr auf 9,021,542 Pfd. St., die Ausfuhr 6,230,861 Pfd. St., im Ganzen 15,252,403 Pfd. St., oder fünf Mal so viel als 1831. Der Tonnengehalt der 1831 eingelaufenen Schiffe ist auf 281,344 festgesezt, der von den ausgelaufenen auf 278,533. In 1854 der Tonnengehalt von ankommenden Schiffen auf 705,342, der von abgehenden auf 781,765. Eben so viel Fracht wurde ungefähr auf der Eisenbahn befördert. In 1831 hat sich ein damals noch nicht bestehender inländischer Handel gebildet, über welchen wir aus den Berichten unserer Provinzial-Kanäle Folgendes entnehmen. In 1855 fuhren durch diese Kanäle 20,850 Schiffe mit 2,611,910 Tonnen Last. Die Anzahl der bei diesen Fahrten beschäftigten Schiffe betrug 2140. Der Betrag der Zölle in 1855 ist auf 81,172 Pfd. St. 17 Sh. festgesezt, wonach der Provinz ein reines Einkommen von 65,568 Pfd. Sterling 2 Sh. blieb. Die Kosten für Eisenbahnen, Kanäle und andere öffentliche Anstalten betrugen bis leztes Jahr 15,000,000 Pfd. St. Die Einkünfte des Landes beliefen sich in 1831 auf 231,841 Pfd. St., die Ausgaben auf 263,894 Pfd. St.; in 1854 die Einkünfte auf 1,423,520 Pfd. St., die Ausgaben auf 939,585 Pfd. St. 19 Sh. Das im Umlauf befindliche Metall- und Papiergeld wird für 1831 auf 1,000,000 Pfd. St. geschäzt. Gegenwärtig haben wir 13 Banken in Kanada. Das Kapital der 7 hauptsächlichsten davon beläuft sich auf 5,350,100 Pf. St. Die Bank von Oberkanada allein discontirte während der 10 ersten Monate von 1854 Noten bis zum Betrage von 19,033,245 Pfd. St. Kanada umfaßt 125,188,425 Quadrat-Akres. In 1831 waren 5,781,793 Akres in Besiz genommen und 3,165,813 Akres urbar gemacht, in 1851 dagegen 17,939,796 in Besiz und 7,300,830 kultivirt. In 1831 wurden 4,607,079 Bushel Weizen, 4,773,406 Bushel Hafer und 1,427,082 Bushel Erbsen produzirt, in 1851, troz des Wegfallens von Unter-Kanada in der Weizen-Produktion, 16,155,946 Bushel Weizen, 21,434,840 Bushel Hafer und 4,223,487 Bushel Erbsen. In 1831 wurden die Schulen von 63,203 Kindern besucht, 1855 von 366,755. In 1836 hatte das Land 37 Zeitungen; gegenwärtig besizt es deren 165, darunter 17 tägliche. 11 davon erscheinen in französischer, 1 in deutscher und die übrigen in englischer Sprache.

Meriko. Mit der neuesten amerikanischen Post erfährt man, daß England wirklich den diplomatischen Verkehr mit Meriko abgebrochen hat. Das englische Geschwader war zum Einschreiten bereit. Auch ist eine weit verzweigte Verschwörung entdekt worden und man erwartet den Ausbruch einer Revolution wegen des Verkaufs der Kirchengüter. Spanien will von Cuba aus auch eine Flotte an die merikanische Küste schiken.

Südamerika. Kolumbia. Eine wichtige wissenschaftliche Expedition befindet sich gegenwärtig auf dem Wege nach Südamerika. Der Zwek der Reise ist ein gründliches Studium der Fauna, der Flora und der geologischen Beschaffenheit eines erst sehr unvollkommen bekannten Theiles von Südamerika, den seit Alexander von Humboldt, also seit einem halben Jahrhundert, kein bedeutender Gelehrter wieder bereist hat. Die Expedition begibt sich zuerst in das Cauca-Thal, von dort über die Andes nach Neu-Granada. Hier werden sich die Reisenden südwärts wenden, den Magdalenenfluß hinaufziehen und die alten spanischen Städte Laplata und San Augustin besuchen. Sie beabsichtigen, einige der Quellen des mächtigen Amazonen-Stromes aufzufinden, und wollen dann durch die große südamerikanische Ebene nach dem atlantischen Ozean wandern. Das Unternehmen ist von einer Anzahl für die Wissenschaft begeisterter Männer in Jowa in Anregung gebracht und gefördert worden; einer Unterstüzung von Seiten der Regierung hat es sich bis jezt nicht zu erfreuen.

Afrika. Kapland. Es tauchen wieder Besorgnisse wegen eines Kaffernkrieges auf, den ein neuer Kaffernprophet predigt. Da kommt die deutsche Legion eben zur rechten Zeit.

Feuilleton.

Reise in das Gebiet der Araucaner.

(Fortsezung.)

Einen Fuß im Bügel, den andern hinter dem hochgepakten Sattel, behielt er dennoch in dieser kritischen Lage das Gleichgewicht, und suchte unter dem schallenden Gelächter der Indianer, die bestimmt glaubten, er werde abgesezt werden, den rechten Fuß über den Sattel zu bringen, was ihm auch gelang, nachdem das Pferd eine halbe Meile über die Ebene dahingesaust war. Nun brachte er es, nachdem er es mit aller Kraft herumgeworfen hatte, zum Stehen; wäre er abgesezt worden, so wäre er bedeutend in der Achtung dieser halben Centauren gesunken, da sie, an derartige Reiterkünste gewöhnt, den Unbeholfenen oder Zaghaften verspotten und ihn für einen Schwächling halten. Ob er nun gleich diesmal der Gefahr entronnen war, sollte er dennoch seinem Schiksal noch unter viel bedenklichern Umständen nicht entgehen.

Nach diesem Zwischenfall ging es im Galopp davon; wir kamen an vielen indianischen Niederlassungen und malerischen Punkten vorüber und erreichten nach einem Ritt von 4 Stunden die herrliche Ebene von Coth-Coth, eine Gegend, die vom großartigen Rahmen der Cordillerenkette eingefaßt, mit manchen Thälern der Schweiz an Schönheit und Lieblichkeit wetteifern kann. Immer strahlender und glänzender zeigte sich uns der Vulkan mit seinen riesigen Schneefeldern und dem mächtigen, schwarze Rauchwolken ausstoßenden Gipfel; Freude und Sehnsucht wechselten mit dem Gefühl der tröstlichen Gewißheit, bald in unmittelbare Nähe des stolzen Bergriesen zu gelangen. So rasch als die Pferde zu laufen vermochten, sprengten wir die Anhöhe hinauf und auf der Rükseite hinunter, wo das Haus des Kaziken Llaneapi sich befand.

In der gebührenden Entfernung machten wir Halt und sahdten unsern Dollmetscher Mathias und den in Panguipulli gemietheten Mozo voran, um dem Kaziken den Gruß, oder wie die Indianer es nennen, Recaro des Kaziken Ailapan zu überbringen. Wir blieben natürlich auf unsern Pferden sizen, rauchten einige Papier-Cigaritos, als nach ziemlicher Verzögerung unser Dollmetscher Mathias mit sehr verstimmter Miene uns aufforderte, näher zu kommen. Wir ritten heran und fanden uns vor einer sehr zahlreichen Versammlung von Eingebornen, die im tiefsten Stillschweigen mit untergeschlagenen Beinen auf den ausgebreiteten Schaffellen im Kreise herumsaßen, in deren Mitte der Kazike, dessen tief gefurchte düstere Miene uns wenig Gutes hoffen ließ; ihm zur Seite standen seine Söhne, schlanke, trozige Gestalten, den weißen Poncho malerisch umgeschlagen. Vom Pferde abgestiegen, fanden wir Size für uns ausgebreitet, worauf man zur Linken des Häuptlings Plaz nehmen ließ. Wir entboten den landesüblichen Gruß, legten zum Beweise unsers Vertrauens die Säbel ab, händigten dem Führer unsere Geschenke zur Uebergabe an die Familie des Kaziken ein und erwarteten den Bescheid. Wie sehr erstaunten wir aber, zu vernehmen, daß man uns nicht weiter vordringen lassen wolle, und zwar aus einem Grunde, der auf den ersten Schein hin ein Beweis besonderen Antheils an unserm Schiksale und besonderer Liebe zu sein schien, obschon nur wenig Scharfsinn und Menschenkenntniß dazu gehörte, den ganzen Plan und die Unwahrscheinlichkeit des Vorwandes zu durchschauen. Unser Dollmetscher sezte uns auseinander, daß die Versammlung zwar nichts gegen unsere Weiterreise einzuwenden hätte, daß wir aber dieselbe augenbliklich nicht bewerkstelligen könnten, indem gestern die Nachricht eingetroffen sei, es werde von den Pehuenchen ein Raubzug beabsichtigt, dessen Ziel gerade Gonayrupu wäre, wohin wir zu ziehen gedachten; es konnten also der Kazike und seine Freunde unmöglich gestatten, daß wir unser Leben und Eigenthum einer so unvermeidlichen Gefahr aussezten, und wir sollten daher warten, bis eine nähere Nachricht in diesem Betreff eingetroffen wäre, der man stündlich entgegensehe. Wir erkannten zwar dankbar diese Vorsicht an, versicherten aber, vor diesen Räuberhorden keine Furcht zu haben, sondern im Gegentheil entschlossen zu sein, den armen Einwohnern von Gonayrupu thätige Hülfe zu leisten, bedeuteten ferner, daß die sehr ehrenwerthe Versammlung keine Verantwortlichkeit habe, wenn allenfalls den waghalsigen Reisenden troz dieser Verwarnung die Köpfe abgeschnitten würden.

Dieß alles entgegneten wir natürlich in der festen Ueberzeugung, daß die ganze Geschichte bloß ausgesonnen sei, um uns einen heilsamen Schreken einzujagen und uns zum Aufgeben unsers Planes zu bestimmen; denn wenn wirklich ein derartiger Raubzug in Aussicht gestanden wäre, so wären wir nie so tollkühn gewesen, den wilden Horden zu einem Kampfe entgegenzutreten, der im besten Falle mit einer schleunigen und gefahrvollen Flucht für uns hätte enden müssen; überdieß glaubten wir, daß der Dollmetscher Mathias eben so gut wie wir den diplomatischen Plan seiner Landsleute durchschaue, und daß wir fest auf ihn zählen könnten. Man kann sich also unser Erstaunen denken, als dieser uns auf einmal erklärte: er wolle sein Leben keiner solchen Gefahr aussezen und gehe um keinen Preis weiter vor. Alle Gegenreden, die dazu dienen sollten, ihn von dieser handgreiflichen Unwahrheit des Vorwandes zu überzeugen, waren fruchtlos, er war oder schien wenigstens von der Wahrheit der Nachricht überzeugt; es blieb uns somit nichts übrig, als den Rükzug anzutreten, denn ohne Führer und ohne Dollmetscher konnten wir nicht weiter vorwärts. Wir kehrten also um, und zwar mit Gefühlen, die unser militärischer Reisegenosse S. mit denen verglich, die sich des Soldaten nach einer verlornen Schlacht, oder auf einem zweklosen Rükzuge bemächtigen. In der That war auch unser Rükzug ein trauriger; Mathias war stumm wie das Grab und hing, wie es schien, Todesgedanken nach; wir aber faßten und verwarfen verschiedene Pläne, bis wir uns endlich entschlossen, nach dem Rancho zu reiten und dort den Uebergang über die Cordillere zu versuchen. Jedenfalls waren wir entschlossen, nicht mehr in das Haus des Kaziken Ailapan zu gehen, den wir wohl nicht mit Unrecht im Verdacht eines geheimen Einverständnisses mit dem Kaziken in Coth-Coth hatten.

Die Sonne sank, als wir in die Nähe von Chilcoco kamen, wo eine kleine Prairie uns zu einem Bivouak passend zu sein schien und wir deßhalb dem Mathias erklärten, wir würden hier übernachten. Dieser fügte sich nur ungerne darein und vertröstete sich und uns auf die bald bevorstehende Ankunft seines Bruders Morales, der über die Cordilleren herüber komme und jedenfalls Kunde über die Wahrheit oder Unwahrheit des Kriegsgerüchtes von Coth-Coth bringen werde, und siehe da, wie ein Deus ex machina erscheint Morales noch am gleichen Abend in unserm Nachtquartier und bestätigt unsere ursprüngliche Ansicht mit der Versicherung, daß Niemand von einer derartigen Räuberexpedition etwas wisse. Mit Morales entfernte sich nun Mathias und ließ uns auf der Pampa allein. In der vollen Ungewißheit über das, was wir zu erwarten hatten, beschlossen wir, jedenfalls wachsam und vorsichtig zu sein und die Nacht über abwechslungsweise Wache zu halten, auch ein großes Feuer die ganze Zeit über zu unterhalten. Bald lagen meine beiden Gefährten, behaglich in ihre Teppiche gehüllt, in der Nähe des auflodernden Feuers, und ich lehnte mich an einen Baumstamm, wo ich meine Wache abzuhalten gedachte. Die Nacht war dunkel, der Himmel mit Regenwolken überzogen und eine Todtenstille herrschte um uns her, nur unterbrochen von dem Knappern der Rosse, die auf der grasreichen Ebene weideten. Meine zweistündige Wache war zu Ende, ich wekte v. B., an den die Reihe kam, legte meine Waffen unter meine Teppiche, die mein Hund mir unterdessen warm gehalten hatte, und legte mich zur Ruhe; v. B. stekte sich eine Papier-Cigarre an, bot auch mir eine und trat seine Wache auf 2 Stunden an; ich selbst schlief, ehe meine kleine Papier-Cigarre ausgeraucht war, ein, wurde aber bald durch heftiges Gebell meines Hundes, der neben mir lag, aufgewekt, und v. B. rief: „Auf, Kameraden!" Im Nu waren wir auf den Beinen, die Flinten in Bereitschaft; da rief uns eine bekannte Stimme zu: „Soy yo Mathias!" Er hatte das Spannen der Hahnen gehört und hielt es für rathsam, uns möglichst bald kund zu thun, wer uns in unserer Ruhe zu stören wage.

Mathias kam mit unserem Freunde Cathringil, dem ältesten Sohne des Kaziken Ailapan, um uns die Nacht über Gesellschaft zu leisten. Wir waren nicht wenig überrascht, zu hören, daß nicht nur unserer Reise nichts mehr mehr entgegenstehe, sondern daß der Kazike sogar uns ohne Entschädigung neue Pferde und Führer geben und daß sein Sohn Cathringil uns selbst weiter begleiten wolle, damit uns keine fernern Hindernisse in den Weg gelegt würden; ja noch mehr, Ailapan erbot sich, die bereits bezahlten 5 Thaler zurükzuerstatten, ein Anerbieten, von dem wir natürlich keinen Gebrauch machen wollten. Diesen plözlichen Umschlag der Gesinnungen schob der Führer auf die Abwesenheit des früher erwähnten Capitain de Amigos, der den Kaziken am ersten Tage gegen uns eingenommen haben sollte und aus Furcht vor welchem der Kazike sich uns so unfreundlich zeigte; wir aber glaubten, in Folgendem die Ursache zu finden. In vollem Unmuthe über die erfahrene Zurükweisung hatte ich auf dem Rükwege von Coth-Coth dem Mathias erklärt, ich glaube, daß diese ganze Komödie eine zwischen Ailapan und dem Kaziken von Coth-Coth ab-

gemachte Geschichte sei und daß die Indianer auf diese Weise, anstatt an den Deutschen sich Freunde zu erwerben, sich diese zu Feinden machen werden; daß ich gesonnen sei, geradewegs über den Andenpaß bei Ranco zu gehen und mich zum Pehuenchen-Häuptling Chocore zu begeben, der, wie Mathias wohl wisse, mir sehr gewogen sei und längst einen Besuch von mir erwarte. Unter seinem Schuz werde es mir wohl gelingen, bis zu den Pinones (der Araucaria) vorzudringen. Ich hatte nämlich auf meinen verschiedenen Ausflügen in die Cordilleren viele Pehuenchen kennen gelernt und mit ihnen Tauschhandel getrieben; durch diese war dem Kaziken mein Name zu Ohren gekommen, worauf er mehrmals Einladungen an mich ergehen ließ, ihm einen Besuch zu machen. Dieß alles hat wahrscheinlich Mathias dem Araucaner-Häuptling gesagt, und meine exotische Erklärung mag demselben Respekt eingeflößt und ihn umgestimmt haben.

Nach dieser Besprechung waren wir ziemlich beruhigt, fühlten uns durch die Gegenwart der beiden Indianer sicher und legten uns behaglich zur Ruhe; das große Feuer hatte eine prächtige Glut gebildet, die eine genügende Wärme verbreitete, so daß wir eine recht angenehme Nacht hatten. Der Morgen des andern Tages brachte uns aber einen starken Regen, der uns nöthigte, länger zu satteln, als wir es wohl sonst gethan haben würden, und da es den Anschein hatte, daß der ganze Tag für die Reise so ungünstig bleiben werde, so ritten wir in das nächste Indianerhaus. Hier traf alsbald der Kazike Ailapan selbst in Begleitung einiger Notabilitäten aus der Umgegend ein und ließ uns nochmals die bereits vernommenen Anerbietungen durch den Dollmetscher übersezen, in Folge dessen eine Aussöhnung bald erfolgt war. Der ganze Tag mußte des schlechten Wetters wegen im Hause zugebracht werden, wobei wir viele Gelegenheit hatten, die Gutmüthigkeit der Männer und den häuslichen Fleiß der Weiber zu bewundern.

Ziemlich früh am andern Morgen wurden frische Pferde gebracht, und in Begleitung von Cathringil und Morales, einem Mozo von Ailapan und unserm alten Mathias ritten wir ab. In Coth-Coth fanden wir dießmal die freundschaftlichste Aufnahme; es war sogar Chicha bereitet worden, der uns alsbald im Kuhhorn kredenzt wurde; ein Widder wurde geschlachtet und die Hälfte sogleich am Spieß gebraten und verzehrt. Außerdem wurden ein halbes Dutzend Hennen für Glasperlen eingehandelt und von den Indianerinnen zubereitet, sodann unter Theilnahme der ganzen ehrenwerthen Gesellschaft verzehrt. Als weiterer Begleiter schloß sich hier ebenfalls der Sohn des Kaziken an, so daß wir von hier an 5 Mann zur Begleitung hatten. An demselben Nachmittag überschritten wir noch den reißenden Strom von Huanchue, welcher die beiden Lagunen von Calafquen und Panguipulli vereinigt. Als wir uns seinen wilden Fluten anvertrauten, sprachen die Indianer die christliche Gebetsformel: „Dios me ayuda!“ (Gott stehe mir bei!) und spornten durch die schäumenden Fluten, gegen welche die Pferde sich mit aller Gewalt anzustemmen hatten, um nicht fortgerissen zu werden.

Bei ziemlich guter Tageszeit kamen wir nach Thalcapulli, wo der Häuptling Thipapan seinen Wohnsiz hat. Dieser selbst, ein Mann von höherer Statur, als die Araucaner in der Regel sind, und von einnehmendem Aeußern, empfing uns äußerst freundlich und erwies uns alle üblichen Ehren der Gastfreundschaft, so daß wir, ohne unhöflich zu sein, nicht sofort weiter reisen konnten, wie wir es eigentlich im Sinn hatten, und gezwungen waren, die noch übrige Tageszeit und die Nacht bei ihm zuzubringen. Wie gewöhnlich hatte sich die Nachricht von der Ankunft so seltener Gäste rasch verbreitet, und in Folge dessen waren bald die männlichen Bewohner der Umgegend und später auch deren Frauen herbeigekommen, theils aus Neugierde, theils in der Hoffnung — Geschenke für ihre kleine Gabe von Arina zu erhalten, die sie uns überbrachten. Thalcapulli, vollständig von Bergen umschlossen, ist ein sehr abgelegener Ort, dessen Bewohner wenig wohlhabend sind und in ihrem ganzen Aeußern schon mehr den transandinischen Stämmen gleichen; wie auch hier bereits die Bolas (Schleudern) neben dem Lazo geführt werden und der Poncho auf eine eigenthümliche Weise umgeschlagen wird, so daß er einer römischen Toga zu gleichen scheint. Als wir am folgenden Morgen aufbrechen wollten, blieben Cathringil und der Sohn des Kaziken von Coth-Coth zurük; lezterer, der von seinem Vater eigentlich den Befehl hatte, uns bis Gonayrupu zu begleiten, gab vor krank zu sein, und an ihrer Stelle gab uns Thipapan einen andern Begleiter. Von hier an führte unser Weg durch dichte Waldungen der Cordilleren; wir reisten aber dennoch ziemlich rasch, so daß wir gegen Mittag auf die Pampa von Guillinhue gelangten, wo wir uns ein Mittagsmahl bereiteten.

Sehr beschwerlich und mitunter gefahrvoll wurde von dieser Pampa aus der Weg; sah zog er sich an den Bergen hinauf, war bald von Baumstämmen gesperrt, bald durch Felsenstüke verengt, bald trat er so weit an den Abgrund vor, daß das Auge gern sich davon abwandte. Wir waren nun in der Nähe der Lagune von Calafquen und bekamen sie hoch vom Berg herab zu Gesicht; wir reisten ihrem östlichen Ufer entlang, bald hart an demselben, bald 500' darüber an der Bergwand. An einer jener Stellen, wo der Weg bis an die jähe Felsenwand vortrat und so schmal war, daß kaum das Pferd hindurch konnte, während der linke Fuß des Reiters über dem Abgrund schwebte, begegnete v. B. der Unfall beim Umbiegen um einen Felsenvorsprung, durch einen überhängenden Baumstamm vom Pferd gestreift zu werden, so daß er im Herabfallen sich für verloren hielt und nur dadurch, daß er sich bemühte auf die rechte Seite zu fallen, Gelegenheit bekam, eine Baumwurzel zu erfassen, an der er sich halten konnte und wieder glücklich auf sein Pferd gelangte. Es war seine erste Reise in den Cordilleren, nun war er so naiv, die ganze Schuld des Unfalls mir aufzubürden. Ich ritt nämlich unmittelbar vor ihm, und er meinte, der Vordermann sollte den Nachkommenden auf die Gefahren des Weges aufmerksam machen. Jeder hat aber auf einer solchen Reise auf sich und sein Pferd mehr als genug Achtung zu geben und kann diese Sorge nicht auch noch auf seinen Hintermann ausdehnen; besser ist's, wenn man den Vordermann stets vor Augen hat und dessen Manöver nachahmt. Wenn z. B. dieser sich bükt und den Kopf an den Hals des Pferdes legt, so ist in der Regel ein Baumstamm über den Weg geneigt, wie dieß hier bei v. B. der Fall war. Er hatte den Baum nicht bemerkt, das Pferd ging unten durch, und weil er aufrecht blieb, mußte er herab.

(Schluß folgt.)

Anzeigen.

Auswanderung.

Wir Endunterzeichnete haben uns unter der Firma:

Paravicini & Roth in Zürich

für die Spedition von Auswanderern nach Nordamerika mit einander assoziirt und von dem geachteten Rhederhause der Herren Chrystie, Schlößmann u. Komp. in Havre die Generalagentur in der Schweiz für ihre Postschiffe nach Nordamerika erhalten.

Wir bitten das ehrende Zutrauen und den stets sich mehrenden Zuspruch, deren Jeder von uns bis anhin sich zu erfreuen hatte, uns auch ferner zu schenken, denn wir werden auch fortan Alles, was in unsern Kräften steht, thun, dieselben zu rechtfertigen.

Unser Vertrag mit oben genannten Rhedern erlaubt uns Auswanderer eben so billig zu übernehmen, als dieß nur irgend einem andern Hause möglich ist.

Unser Herr E. de Paravicini wird wie bis anhin die Leitung der Speditionen nach den Kolonien Südamerika's für eigene Rechnung beibehalten, und wollen sich Auswanderer dahin gefälligst unter der Adresse: E. de Paravicini Nro. 132 in Unterstraß bei Zürich an ihn wenden.

Die Auswandererspeditionen nach Nordamerika (New-York, New-Orleans, Galveston [Texas], Quebec [Kanada],) leitet wie bis anhin unser Herr Dr. Roth, an den man sich gefälligst unter der Adresse: **Paravicini & Roth in Hottingen bei Zürich** wenden wolle.

Für den Kanton **St. Gallen** hat die obrigkeitliche Konzession erhalten und ist von den Unterzeichneten zu Akkord-Abschlüssen ermächtiget Hr. **J. Grob zur Harmonie in Lichtensteig.**

Wir haben zugleich die Einrichtung getroffen, daß Auswanderer direkt bei uns, oder durch Vermittlung unserer Herren Hauptagenten in den verschiedenen Kantonen, von uns Sicht-Wechsel auf New-York und New-Orleans zum jedesmaligen Tageskurse beziehen können, welche ohne Rüksicht auf die drüben üblichen drei Respekttage, sogleich bei erstmaliger Vorweisung bezahlt werden.

Zürich, im August 1856.

E. de Paravicini.
Dr. Roth.

Hamburg-Brasilische Dampfschifffahrtsgesellschaft.

Die regelmäßige Dampfschiffsverbindung
Hamburg's mit **Brasilien**
wird durch das neuerbaute, prachtvolle, eiserne Hamburger Dampfschiff

„Teutonia“,
zirka **2000 Tons** groß,

geführt von Kapitän C. F. T. Malchis, eröffnet.

In Folge der durch die Jahreszeit zu befürchtenden Behinderung der Schifffahrt auf der Elbe, wird solches für diese erste Reise von

Southampton nach **Rio de Janeiro,**

Lissabon, Pernambuco und Bahia anlaufend,

am 24. Dez., Mittags 2 Uhr, expedirt.

Passagiere und Güter für obiges Dampfschiff werden von **Hamburg** nach **Southampton** franko befördert.

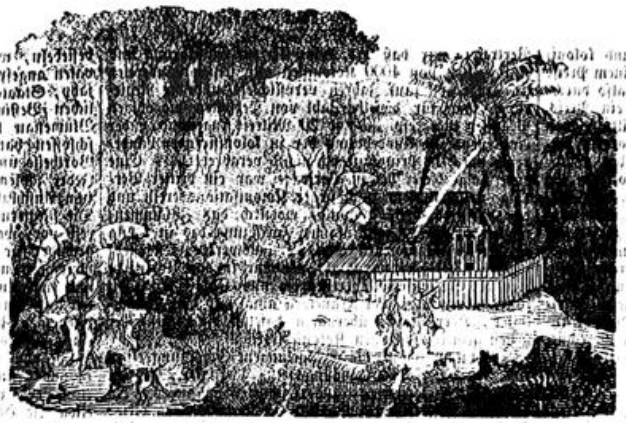
Ein Arzt befindet sich während der Reise am Bord.

Wegen Abgangs der folgenden Dampfschiffe werden die nähern Bekanntmachungen baldmöglichst erfolgen.

Die Gesellschaft hat sich beim Bau der Dampfschiffe die neuesten technischen Erfindungen und Verbesserungen, sowohl in Betreff der Schnelligkeit, wie der größtmöglichsten Sicherheit, zu Nuzen gemacht, wie auch die Einrichtungen der Schiffe zur Beförderung der Passagiere auf das Zwekmäßigste, Eleganteste und unter Berüksichtigung aller möglichen Bequemlichkeiten getroffen worden sind.

Nähere Nachricht wegen Fracht und Passage ertheilen

in Hamburg: **Knohr & Burchard,**
J. D. Schirmer's Nachfolger,
Steinhöft Nro. 8,
„ Southampton: **Crookey & Komp.**
„ der Schweiz: **E. de Paravicini**
in Zürich, Unterstraße 132,
und dessen Kantonal-Agenten
(in Lichtensteig **J. Grob** z. Harmonie).



Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 46. | Samstag den 15. November. | Lichtensteig, Druk und Expedit von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | 1856.

Die Kolonien Dona Francisca und Blumenau.

Dona Francisca liegt im Norden der Provinz. Das Gebiet der Kolonie bildete früher einen Theil der Ländereien des Prinzen und der Prinzessin von Joinville. Der „Kolonisationsverein von 1849 in Hamburg" erwarb sich anfänglich eine Fläche von neun Quadratlieues, welche durch einen neuen voriges Jahr zwischen dem Prinzen und dem Verein geschlossenen Vertrag auf mehr als die doppelte Größe erweitert wurde. Es ist ein waldiges Hügelland mit Erhebungen von 3—400 Fuß, welche im westlichen Theil bis zum Seegebirge zu bedeutenden Höhen ansteigen. Im Süden, ungefähr vier Stunden vom Hauptort Joinville wird die wellenförmige Bodenbildung von einer sumpfigen Niederung unterbrochen, während jenseits derselben eine sanfte, allmälig gegen das Gebirge hin sich erhebende weite herrliche Ebene sich ausbreitet. Der nordwestliche Theil ist am gebirgigsten und die ihn durchfließenden Bäche bieten reiche Kräfte zum Treiben von Mühlen und andern Wasserwerken. Ueberhaupt ist das Koloniegebiet in allen Richtungen durch Bäche gut bewässert. Der Fluß Pirahy-Piranga, welcher mit der Lagoa Bonito in Verbindung steht, durchfließt es vom westlichen Gebirge her in südöstlicher Richtung. Im Osten der Kolonie haben wir den mächtigen San Franciscofluß. Die Lage der Kolonie ist eine sehr vortheilhafte. — Die Wahrheit des Sprüchwortes: „aller Anfang ist schwer", hat auch die Kolonie Dona Francisca an sich erfahren müssen. Der Kolonisationsverein ließ es an der nothwendigen Vorsicht und Sorgfalt nicht fehlen. Vom Mai 1850 bis Anfangs März 1851, da die ersten 124 Deutschen und Schweizer von Hamburg und 74 Norweger, welche nach Kalifornien bestimmt an der brasilianischen Küste Schiffbruch gelitten, von Rio de Janeiro her auf der Kolonie eintrafen, waren Empfangshäuser gebaut, Lebensmittelmagazine angelegt, vorläufige Wege in den Urwald geschlagen und etwas Land bepflanzt worden. Noch im gleichen Jahre folgten zwei andere Schiffe mit gegen 300 Personen, wovon etwa die Hälfte Schweizer, so daß am Schlusse desselben bereits 484 Köpfe auf der Kolonie eingetroffen waren. Leider waren unter diesen zu viele Leute, die von Hause aus an ein bequemeres Leben und manche Genüsse gewöhnt waren, wie sie sich mit der harten Arbeit des Hinterwäldlers nicht vereinigen lassen. Die meisten waren mit den überspanntesten Erwartungen und hochfliegenden Hoffnungen hergekommen, denen die bittere Enttäuschung bald folgen mußte. Die leicht erklärliche Unzufriedenheit und gedrükte Gemüthsstimmung leisteten den aus der feuchten Ausdünstung des eben erst gelichteten Urwaldes und der veränderten Lebensweise hervorgehenden Krankheitsursachen Vorschub. Im ersten Jahre starben nicht weniger als fünfzig von den Eilgewanderten. Später nahm die Sterblichkeit mit dem Verschwinden der genannten Veranlassungen ab; im Jahr 1853 starben von einer Bevölkerung von ungefähr 900 Personen nur 11 und im Jahr 1854 unter etwa 1200 Einwohnern nur noch 12, ein Verhältniß, das mehr als doppelt so günstig ist, als durchschnittlich in den gesunden Gegenden Deutschlands und der Schweiz. Diese beiden Jahre scheinen sich freilich durch besondere Gesundheit ausgezeichnet zu haben; denn im laufenden Jahre stellt sich die Sterblichkeit ungefähr so heraus, wie sie hiezulande gewöhnlich ist. Dagegen ist die Zahl der Geburten bedeutend größer und erweist sich Dona Francisca auch in dieser Beziehung als eine sehr fruchtbare Gegend. Bezeichnend für die Gesundheitsverhältnisse ist der Umstand, daß vier eingewanderte Aerzte aus Mangel an Beschäftigung und Verdienst die Kolonie wieder verlassen haben, obgleich der zeweilen von dem Verein angestellte ein monatliches Wartgeld von 30 Milreis, also jährlich ungefähr 1050 Franken erhielt. Im lezten Sommer theilten sich ein Apotheker, ein Wundarzt und drei Hebammen in die ärztliche Praxis. Die im jüngsten Bericht des Direktors aufgeführten Todesfälle betrafen fast ausschließlich kleine Kinder und die bemerkenswerthesten Krankheiten waren unbedeutende gastrische und leichte Wechselfieber. Von äußern Verlezungen kam ein Schlangenbiß vor, der nach wenigen Tagen ohne üble Folgen heilte. Es war der zweite in den fünf Jahren seit Beginn der Kolonie. Zieht man in Betracht, daß wenigstend ⅔ der Kolonisten das ganze Jahr baarfuß gehen, so wird man die Furcht vor giftigen Schlangen eine sehr ungegründete nennen müssen, wie sie es überall in Südbrasilien ist. — Gegenwärtig wird sich die Bevölkerung von Dona Francisca auf 11—1200 Seelen belaufen (der Bericht vom 25. Juli 1856 zählt 1052), von denen über 400 auf das Städtchen Joinville kommen. Im Ganzen sind bisher durch die Vermittlung des Vereins etwa 2000 Deutsche und Schweizer in Dona Francisca gelandet; es hat demnach wieder eine beträchtliche Auswanderung von da stattgefunden und ist so diese Kolonisationsunternehmung auch andern Gegenden von Santa Catharina z. B. Blumenau und der Nachbarprovinz Parana nüzlich geworden. Seit dem Jahre 1853, da die erforderliche Zahl älterer Kolonisten brasilianische Bürger geworden, ist Dona Francisca eine selbstständige Gemeinde. Dieselben wählten einen Friedensrichter und die Regierung ernannte einen von ihnen zum Polizeihauptmann. Auch ein Kirchen- und Schulrath wurde auf Anregung des Pastors Hölzel von den Ansiedlern gewählt. Schulen giebt es zwei, die ordentlich besucht werden, die eine in Joinville, die andere in der Mittelstraße. Der eine Lehrer wird vom Verein, der andere von der brasilianischen Regierung besoldet. Ebenso hat die leztere schon im Jahr 1853 eine jährliche Summe von 1600 Milreis bewilligt, um davon zu gleichen Theilen je einen Geistlichen protestantischen und katholischen Glaubensbekenntnisses zu besolden. Der protestantische Gottesdienst wurde bis jezt in einem provisorischen Gebäude zu Joinville, bisweilen auch hinten in der Kolonie gehalten. Der Kirchenbesuch wird als fleißig gerühmt und man hofft, daß die Regierung in nächster Zeit die Mittel zum Bau einer protestantischen Kirche anweisen werde. — Das Straßenwesen ist in sehr gutem Zustande. Der Verein hat große Summen darauf verwendet und die Regierung ließ ihm im Jahr 1854 einen Beitrag von 2000 Milreis zu Theil werden. Die Ansiedler sezten aus ihrer Mitte eine Wegebauverwaltung nieder, welcher nebst den Zuschüssen der Regierung die für das Straßenwesen von den Grundbesitzern zu erhebenden Abgaben überwiesen wurden. Zur Erstellung der so wichtigen Verbindung mit dem Hochlande sind manche vorbereitende Schritte geschehen. Außer der von uns schon erwähnten Untersuchungsreise des Direktors Papst sind seither noch mehrere andere in verschiedenen Richtungen ausgeführt worden. Man ist nun darüber einig geworden, daß die am vortheilhaftesten und leichtesten auszuführende Straße nach dem Hochlande von Parana durch das Thal des Cubatao führen müsse, hat bereits einen gangbaren Weg von der Mittelstraße nach diesem Flusse hergestellt und arbeitet an dessen Verbesserung. Die ältern in den ersten Jahren erbauten Straßen, welche fächerartig von Joinville aus nach Norden, Westen und Südwesten führen, und an denen die meisten Ansiedelungen liegen, sind, sowie die nöthigen Brüken über Flüsse und Bäche, gut unterhalten und fahrbar. Mehreres ist auch für Entwässerung sumpfiger Stellen gethan worden und man geht mit dem Gedanken um, den Cachoeiro zu kanalisiren, wofür ein Geldbeitrag von der Regierung in Aussicht steht. — Die Mehrzahl der Bevölkerung von Dona Francisca besteht aus Landbauern. Der Ertrag der Pflanzungen war dieses Jahr sehr reichlich; namentlich ist die Ernte aller Gemüse und Knollengewächse, von denen die Kolonie über den eigenen Bedarf erzeugt, und der des Reis, Kaffees und Zukerrohrs sehr günstig ausgefallen. Der Viehstand hingegen deckt die Bedürfnisse noch nicht; doch vermehrt er sich von Jahr zu Jahr, was besonders mit der Schweinezucht der Fall ist. An gewerblichen Unternehmungen sind nach und nach entstanden zwei Zukerfabriken, zwei Reisstampfen, zwei Maismühlen, zwei Oelpressen, sechs Mandiocamühlen und zwei Zigarrenfabriken. Ferner bestehen auf der Kolonie eine Brettschneide, zwei Ziegeleien und eine Töpferei, wozu endlich drei Mühlenwerke kommen, die im Juli 1856 noch im Bau begriffen waren. Alle nothwendigen Handwerke sind so gut vertreten, daß für einmal, bis die Bevölkerung mehr angewachsen ist, kein Zuzug von Professionisten verlangt wird mit Ausnahme von Zieglern und Maurern. Durchschnittlich verdient ein Handwerker gut täglich seine 1½ bis 2 Milreis nebst Kost und ein gewöhnlicher Taglöhner, je nach seiner Anstelligkeit, Fleiß und Geschicklichkeit, von 600—1000 Reis die Kost inbegriffen. Arbeitet er im Akkord, so kann er es ohne die Kost auf 1500 Reis und darüber im Tag bringen. — Das Land verkauft der Hamburger Kolonisationsverein bei sofortiger Baarzahlung, außer in ausnahmsweise begünstigten Lagen — wie innerhalb des

Stadtplatzes und zwischen bereits bebauten und kolonisirten Ländereien u. s. w. — den Morgen zu einem Preise von zwei und drei Thaler preuß. Courant, also durchschnittlich ungefähr neun Schweizerfranken, ein Preis, der in Ansehung der vorgeschrittenen Verhältnisse von Dona Francisca als sehr billig erscheint. Hat der Ansiedler die Mittel, die erste schwere Arbeit des Waldschlagens durch Andere vollziehen zu lassen, so kostet ihn das Zurüsten des Bodens bis zur Aufnahme der Saat für den Morgen mindestens dreißig Franken. Ein Ansiedler, der sich seinen Lebensunterhalt bis zur ersten Ernte nicht durch Lohnarbeit erwerben will, muß ferner noch für Lebensmittel, Sämereien, einen kleinen Viehstand und den Bau einer landesüblichen Wohnung etwa 1000 Franken zu verwenden haben. Nach diesen Angaben können die Kosten einer Ansiedelung in Dona Francisca für einen wohlhabenden Auswanderer berechnet werden. Aber auch der völlig mittellos auf der Kolonie ankommende Einwanderer hat, wenn er mit der Tüchtigkeit zur Arbeit auch den redlichen Willen zu solcher verbindet, die Gewißheit, binnen einigen Jahren im schuldenfreien Besiz eines ihn nährenden Grundstükes zu sein. Der Hamburger Kolonisationsverein verkauft nämlich an solche unbemittelte Einwanderer sein Land auf drei- bis fünfjährigen Kredit und schafft ihnen zugleich lohnende Arbeit, welche überhaupt seit dem Bestehen Dona Francisca's noch keinem Arbeitssuchenden jemals gefehlt hat. Der Einwanderer theilt nun seine Zeit ein, daß er einen Theil zur Lohnarbeit, sei es beim Verein, sei es bei einem Privaten, verwendet, die übrige Zeit dagegen auf seinem Lande arbeitet, und allmälig so viel Land urbar macht, als erforderlich ist, um ihm die nothwendigsten Lebensmittel zu liefern. Auf diese Art leben Viele der in den ersten Jahren nach Dona Francisca ausgewanderten ganz armen Schweizer. Sie kommen zwar langsam, aber sicher vorwärts, haben dem Verein schon ordentliche Summen an die Schulden für ihr Land, Lebensmittel u. s. w. abbezahlt und den Heimathgemeinden, welche ihnen das Reisegeld vorgestrekt hatten, haften ihre Grundstüke für die spätere Rükzahlung. Fortwährend erleichtert auch jezt noch der Verein ärmern Leuten die Auswanderung nach Dona Francisca dadurch, daß er ihnen die Hälfte der Ueberfahrtskosten vorschießt, welche Schuld sie drüben abverdienen können.

Noch erübrigt uns eine Darstellung der Verhältnisse, in welche der Verein behufs der Erweiterung der Kolonie seit dem Jahr 1855 getreten ist. Dieselben erhellen am besten aus den Verträgen, welche die drei Kontrahenten: die Regierung, der Prinz von Joinville und der Hamburger Verein, gegenseitig schlossen. Wir geben etwas genauer auf dieselben ein, indem wir sie als Beispiel dienen lassen möchten, unter welchen Bedingungen auch andere Kolonisationsunternehmungen von der brasilianischen Regierung begünstigt werden. In dem ersten Vertrage verpflichtete sich der Verein: „Die Einwanderung von 2250 gut beleumundeten europäischen Kolonisten direkt von Europa oder von den Vereinigten Staaten in die Kolonie Dona Francisca binnen drei Jahren zu bewirken. 10 % davon sollen Handwerker, die übrigen Landbauer sein. Empfangshäuser zum vorläufigen Obdach von mindestens 200 Kolonisten zu halten, den armen Einwanderern Lebensmittel für 8 Tage zu geben und ihnen lohnende Arbeit auf sechs Monate nachzuweisen. Die Straßen und Wege, welche zum Verkehr der Ansiedler in Dona Francisca dienen, herzustellen. Für Nichterfüllung jeder Bestimmung dieses Kontraktes eine Strafe von 4000 Milreis zu bezahlen." Dem gegenüber verpflichtete sich ihrerseits die Regierung: „Dem Verein zur Deckung der Unkosten, welche die Erfüllung der obigen Verpflichtungen nöthig macht, einen Beitrag zu liefern in Form einer Prämie für die eingeführten Kolonisten und zwar für jede Person von 10 bis 45 Jahren 30 Milreis und für jede Person von 5 bis 10 Jahren 20 Milreis; die Kosten der Erhaltung der Brüken zu übernehmen; Kirchen, sowohl für die Katholiken, als auch für die Protestanten, so wie auch Schulen auf ihre Kosten bauen zu lassen und die katholischen und protestantischen Prediger, so wie die Lehrer für den Elementarunterricht zu honoriren; eine fahrbare Straße über das Gebirge zu bauen, welches die Kolonie von der Provinz Parana trennt, wenn dies ohne große Kunstwerke geschehen kann." Im Weitern stellt die Regierung dem Verein frei, nach Vollendung der Straße über das Gebirge auf der dahinter belegenen Hochebene zwei Quadratlegoas Land zum Preise von ½ Realen per Quadrat-Braça zu kaufen, wogegen der Verein auch dies Gebiet mit 2000 Kolonisten zu bevölkern haben würde, mit Hülfe einer gleichen Prämie, als die oben angegebene. Schließlich sichert die Regierung dem Verein das Verkaufsrecht über fernere 16 Quadratlegoas, angrenzend an die besagten 2 Quadratlegoas unter Zusage, dem Verein für Kolonisirung derselben ebenfalls Begünstigungen gewähren zu wollen. — Ganz ähnlich lautete der mit dem Prinzen von Joinville abgeschlossene Vertrag; nur daß der Prinz sich zur Einführung und Ansiedelung von 4000 Kolonisten auf seinen Ländereien im Laufe von fünf Jahren verpflichtete und die Regierung ihm für dieselbe Zahl von Personen die obigen Prämien von resp. 30 und 20 Milreis zugestand, über eine eventuelle Ausdehnung der zu kolonisirenden Ländereien mit dem Prinzen jedoch nichts verabredete. — Eine erste Folge dieser beiden Verträge war ein dritter Vertrag zwischen dem Hamburger Kolonisationsverein und dem Prinzen von Joinville, wodurch das Zusammenwirken beider zu gemeinsamer Fortsezung des in Dona Francisca begonnenen Kolonisationswerkes festgestellt wurde. Der Prinz trat als Aktionär in das Unternehmen des Kolonisationsvereins ein und sein bereits seit fünf Jahren in Dona Francisca ansässiger Bevollmächtigter, Herr Aubé, übernahm daselbst die Leitung der neuen gemeinschaftlichen Kolonialdirektion.

Blumenau, die wohlgelungene Schöpfung eines einzelnen durch Unternehmungsgeist, Thätigkeit, Einsicht und Charakterfestigkeit ausgezeichneten Mannes, des deutschen Dr. Blumenau, liegt auf beiden Ufern dieses Flusses, oberhalb der schon genannten deutschen und belgischen Kolonie Itajahy. Nach mehrjährigem Aufenthalt und Reisen in Brasilien erwarb sich Dr. Blumenau durch Kauf und Abtretungen ein über 155,000 preußische Morgen messendes Stük Land am Itajahy, errichtete auf demselben eine Pflanzung mit Sägemühle und Zuckerfabrik und begann seine Kolonie im September 1850 mit 17 Personen. Ihr Wachsthum war, jedoch nicht zu ihrem Nachtheil, nur langsam; sie zählte Ende 1854 erst etwas über 300 deutsche Einwohner, fast lauter Protestanten. Mit Schluß dieses Jahres wird die Bevölkerung, hauptsächlich durch Zufluß in den lezten Monaten, doppelt so groß sein. Die frühern Ansiedler erhielten ihr Land, je ungefähr 96 Morgen, umsonst, nur hatten sie eine geringe Summe für die Vermessung und in die Kolonialkasse zu bezahlen. Ebenso schenkte Dr. Blumenau eine beträchtliche Fläche Land für kirchliche, Schul- und Gemeindezweke, gewährte den unbemittelten Ankömmlingen Arbeit und Allen zeitweiliges Obdach in eigen errichteten Aufnahmehäusern. Zur Verbesserung der Wege, Brükenbauten u. dgl. kam ihm die kaiserliche Regierung mit einem Darlehen von 10,000 Milreis zu Hülfe und die Provinzialregierung stellte auf ihre Kosten einen deutschen evangelischen Lehrer an. Ein Apotheker ist auf der Kolonie angesiedelt, ein Arzt unweit davon. In zwei Kramladen können sich die Ansiedler ihre einfachen Bedürfnisse kaufen. Der Akerbau blüht; denn reichlich lohnet der dankbare Boden die auf ihn verwendete Arbeit und zur Verarbeitung der Erzeugnisse sind manche Anlagen entstanden: zwei Mandiocamühlen, eine Mühle zum Mais- und Reismahlen, Reisschälen und Oelpressen. Zuker und Branntwein konnte schon voriges Jahr ausgeführt werden. Das Zukerrohr wächst in einer Stärke und Ueppigkeit, wie in den heißen Niederungen. Die jungen Kaffeepflanzungen versprechen binnen wenigen Jahren einen kostbaren Ertrag; denn die von ältern Bewohnern am Itajahy erhaltenen Bohnen werden dem besten Rio-Kaffee gleich geschäzt. Der auf der Kolonie gepflanzte Tabak liefert ein vorzügliches Blatt. Mais, Reis, Bohnen, Mandioca und die übrigen einheimischen Wurzelgewächse sind erstaunlich ergiebig. Deutsche Kartoffeln werden von Itajahy ausgeführt; man pflanzt sie jährlich zwei Mal, im Herbst und im Frühling; doch fällt gewöhnlich die Saat der lezgenannten Jahreszeit nicht so gut aus, wie die der erstern. Mit deutschen Getreidearten und Futterkräutern sind gelungene Versuche gemacht worden; ebenso mit unsern Gemüsen und Küchengewächsen. Die Erdbeere gedeiht neben der Ananas, der nordische Apfel neben der tropischen Banane; Trauben, Pfirsiche, Quitten, Feigen und Apfelsinen und Zitronen vermehren den Reichthum an einheimischen trefflichen Früchten. Der Urwald bietet eine Menge kostbarer Holzarten, die um so werthvoller sind, als überall im Itajahythale sich Wasserkraft zur Anlage von Sägen (die Kolonie hat deren bereits drei) findet und der Fluß die Ausfuhr erleichtert. Sehr häufig ist ein feiner Thon, der der Errichtung von Töpfereien und Ziegeleien ruft, und ein scharfkörniger Sandstein wurde bereits zu Schleifsteinen verarbeitet. Das Dasein von Braunstein, Eisen- und Kupfererzen und von Goldsand im Itajahy ist vollständig festgestellt. Das Klima ist durchaus gesund; epidemische Fieber herrschten noch nie auf der Kolonie; die Akklimationsbeschwerden sind leicht und bald überstanden. Man sieht demnach, daß der Kolonie Blumenau nichts mangelt, um die glükliche Heimath einiger tausend deutscher und schweizerischer Ansiedler zu werden. Noch mehr; sie wird einer viel größern Zahl Auswanderer als Landungsplaz dienen, wenn die Wahrscheinlichkeit, daß das Itajahythal auf der ganzen Küstenstreke von Santa Catharina den bequemsten Weg nach dem Hochlande biete, sich zur Gewißheit herausstellt. Vorher aber gilt es erst, die schöne Kolonie Blumenau besser zu bevölkern und die fruchtbare Gegend zwischen ihr und dem Seegebirge zu bestedeln, welche mit Ausnahme einer kurzen von Privaten angesprochenen Strekelauf beiden Ufern des Itajahy, Staatseigenthum ist. Wir lassen hier die wesentlichen Bestimmungen des Vertrages folgen, den Dr. Blumenau lezten Jahr mit der Reichsregierung abgeschlossen hat. Der Leser wird daraus namentlich die Vortheile und Hülfsquellen kennen lernen, auf welche Jeder zählen kann, der dem Rufe des Dr. Blumenau zum Anschlusse an seine erweiterte Unternehmung folgt. Die Regierung streft ihm den Betrag von 86,000 Milreis vor, welche binnen sieben Jahren auszuzahlen sind, gewährt für dieselbe Zeit den Gehalt eines evangelischen Predigers mit 800 Dollars jährlich; ferner 10,000 Milreis zum Ankauf von Ländereien am Seehafen des Flusses und Errichtung einer Landungsbrüke auf demselben, und einen Zuschuß von 32,000 Milreis zu den Kosten eines Weges vom Itajahythale direkt auf das Hochland, welche vom vierten Jahre an jährlich mit 8000 Milreis zu zahlen sind. Sie gestebt dem Unternehmer und seinen Ansiedlern zum Minimalpreise das Vorkaufsrecht auf etwa die Hälfte der Ländereien zu, welche diesen Weg begrenzen, und dieselben Befreiungen und Begünstigungen auf 10 Jahre, welche am 15. Mai 1850 der Kolonie Dona Francisca gewährt wurden, und wodurch auch den Auswanderern, welche sich nach der Kolonie Blumenau wenden, in Zukunft die direkte Fahrt und Ausschiffung an der Mündung des Itajahyflusses, die freie Einfuhr ihres Gepäkes und Geräthes, Handelswaaren jedoch streng ausgenommen, der Erlaß desselben Zehntens beim Verkaufe von Ländereien, der Abgabe vom Ankauf und Halten von Küstenschiffen und verschiedene geringfügigere Begünstigungen, dem Unternehmer außerdem die freie Einfuhr einiger der ersten Bedürfnisse für die Arbeiter der Kolonie gesichert werden. — Dagegen unterwirft sich dieser folgenden Verpflichtungen: Der Unternehmer hat seine Kolonie im Allgemeinen auf den höchstmöglichen Grad des Gedeihens zu bringen, und zu diesem Behufe in den ersten fünf Jahren des Vertrages mindestens 1600, in den folgenden fünf Jahren 2400 Auswanderer aus Europa oder den Vereinigten Staaten an den Itajahy einzuführen, sowie die übrigen, in seinem eingereichten und im Generallandamte aufbewahrten Entwurfe enthaltenen Vorschläge und Maßregeln in's Werk zu sezen. Es gehört dahin in kürzester Frist der Bau eines gottesdienstlichen Gebäudes, der Wohnung des evangelischen Predigers und eines geräumigen Schulhauses mit Lehrerwohnung verbunden; der Bau von fernern zwei Schulhäusern in 3 und 5 Jahren und Anstellung und Besoldung von zwei weitern Lehrern in derselben Frist oder früher; die Errichtung von Aufnahmehäusern am Hafen des Itajahy, in der jezigen Kolonie und den auf der Straße nach dem Hochlande weiter zu bildenden Kolonieen oder Einwanderer-Knotenpunkten, um den Anlangenden für die erste Zeit ihres Aufenthaltes freies Obdach zu gewähren; der bessere Ausbau und die Erhaltung der von der Kolonie nach der See führenden Straße, sowie die Eröffnung von Wegen und der Bau von Brüken im Innern der Kolonie, dem eingereichten Voranschlage gemäß; weiter der Bau eines landesüblichen Weges auf das Hochland nach vorheriger Genehmigung ihrer Richtung von Seiten der Regierung, und längs desselben, von etwa 4 zu 4 Meilen, die Errichtung von Kolonialpunkten und von Obdach-Schuppen für Reisende; die Errichtung einer Pflanzen- und Obstschule und ihre allmälige Ausbildung zu einem Versuchs- und Kulturgarten u. s. w. Für Vorschüsse, welche ihm gewährt werden, haftet Dr. Blumenau's gesammtes Eigenthum, und besonders sein Gut am Bache La Velha in der Kolonie mit hypothekarischer Verpfändung; jedoch ist er nicht behindert, den Einwanderern Ländereien als ihr Eigenthum abzugeben, und bleibt dieses ihnen als unantastbar gewährleistet, wie auch immer jener seinen Verpflichtungen gegen die Regierung nachkommen möge. Durch Brechen oder Nichterfüllung von irgend einer derselben verfällt er in eine Strafe von 4000 Milreis. — Die Tilgung der erhaltenen Vorschüsse und die Rükzahlung des früher von der kaiserlichen Regierung gewährten Darlehens soll endlich in der Weise geschehen, daß ihm für die Einführung und Ansiedelung eines jeden Kolonisten am Itajahy, für solche von 5 bis 10 Jahren je 20, für diejenigen von 10 bis 45 Jahren aber je 30 Milreis vergütet werden. Sind nach Ablauf der festgesezten 10 Jahre nicht so viel Einwanderer angelangt und angesiedelt, als genügen, den Gesammtbetrag der Schuld zu tilgen, so ist eine weitere Frist von zwei Jahren zur Vervollständigung gelassen, während welcher jedoch der noch schuldige Rest zu verzinsen ist. — Die im Anfang geübte Landschenkung an die Ansiedler hat gegenwärtig keine grundsäzliche Geltung mehr; aber die Preise des Landes sind billig. Die Grundstüke zerfallen in mehrere Klassen: diejenigen auf dem Stadtplatze, hauptsächlich für Handwerker, Kaufleute, überhaupt für Ansiedler, die sich weniger mit Landbau beschäftigen, bestimmt, messen je einen Morgen; diejenigen

e einer kurzen von Pri-
f beiden Ufern des Ita-
r lassen hier die wesent-
rages folgen, den Dr.
r Reichsregierung abge-
daraus namentlich die
nen lernen, auf welche
ufe des Dr. Blumenau
rte Unternehmung folgt.
Betrag von 85,000 Mil-
Jahren auszuzahlen sind,
rhalt eines evangelischen
lich; ferner 10,000 Mil-
n am Seehafen des Fluß-
ngsbrüke auf demselben,
Milreis zu den Kosten
direkt auf das Hochland,
hrlich mit 8000 Milreis
Unternehmer und seinen
das Vorkaufsrecht auf
zu, welche diesen Weg
ungen und Begünstigun-
15. Mai 1850 der Ko-
wurden, und wodurch
sich nach der Kolonie
die direkte Fahrt und
des Itajahyflusses, die
nd Geräthes, Handels-
nen, der Erlaß desselben
Ländereien, der Abgabe
Küstenschiffen und ver-
igungen, dem Unterneh-
r einiger der ersten Be-
olonie gesichert werden.
ser folgenden Verpflich-
seine Kolonie im Allge-
Grad des Gedeihens zu
in den ersten fünf Jah-
500, in den folgenden
r aus Europa oder den
jahy einzuführen, sowie
ten und im Generalland-
thaltenen Vorschläge und
Es gehört dahin in kür-
esdienstlichen Gebäudes,
Predigers und eines ge-
erwohnung verbunden;
chulhäusern in 3 und 5
oldung von zwei weitern
früher; die Errichtung
en des Itajahy, in der
r Straße nach dem Hoch-
nieen oder Einwanderer-
enden für die erste Zeit
zu gewähren; der bes-
g der von der Kolonie
sowie die Eröffnung von
en im Innern der Ko-
hlage gemäß; weiter der
s auf das Hochland nach
Richtung von Seiten der
von etwa 4 zu 4 Mei-
iepunkten und von Ob-
e Errichtung einer Pflan-
allmälige Ausbildung zu
rten u. s. w. Für Vor-
erden, haftet Dr. Blu-
und besonders sein Gut
onie mit hypothekarischer
t behindert, den Einwan-
enthum abzugeben, und
ar gewährleistet, wie auch
gen gegen die Regierung
chen oder Nichterfüllung
illt er in eine Strafe von
der erhaltenen Vorschüsse
von der kaiserlichen Re-
soll endlich in der Weise
führung und Ansiedelung
aby, für solche von 5 bis
en von 10 bis 45 Jahren
rden. Sind nach Ablauf
so viel Einwanderer an-
nügen, den Gesammtbe-
ist eine weitere Frist von
igung gelassen, während
e Rest zu verzinsen ist. —
enkung an die Ansiedler
liche Geltung mehr; aber
ig. Die Grundstüke zer-
jenigen auf dem Stadt-
verker, Kaufleute, über-
weniger mit Landbau be-
einen Morgen; diejenigen

der nähern Umgebung von 1—40 Morgen. Diese Grundstüke gelten je nach ihrer Entfernung und Güte, 6 bis 10 Milreis der Morgen, wenn sie noch bewaldet (diese sind nicht mehr zahlreich), und 20—50 Milreis, wenn sie schon abgeholzt sind. Die ländlichen Grundstüke, kleinere von 5—30 und größere von 80—120 und mehr Morgen kosten im Innern der Kolonie ½—2 Milreis, am Ufer des Itajahy, wo aber die meisten schon vergeben sind, 2½—5 Milreis der Morgen. Familien erhalten unter gewissen Bedingungen Land auf dreijährigen Kredit, sogar wenn sie arm, aber rechtschaffen und tauglich sind, mehrere Monate Unterstüzung. Im Allgemeinen haben sie jedoch nachzuweisen, daß sie die Kosten der Einrichtung und des Unterhaltes für zwei Jahre, die sich von 150—300 Milreis belaufen, bestreiten können. Unverheirathete Männer hingegen müssen das Grundstük baar bezahlen und noch ein Kapital von 250 bis 400 Milreis besizen, um Arbeiter zu miethen und die nöthigen Einrichtungen zu treffen; denn das Kolonieland soll nicht nur auf Spekulation gekauft, sondern wirklich bebaut werden. Aus diesem Grunde gilt denn auch die Bestimmung, daß jeder Uebernehmer binnen vier Monaten eine Wohnung auf seinem Lande zu errichten hat und dieselbe binnen 6 Monaten bezogen werden muß; wo nicht, so hat jener sein Eigenthumsrecht verwirkt, und wenn ein Grundstük 10 Jahre lang nicht von dem Besizer oder seinem Stellvertreter bewohnt ist, so wird es versteigert und der Ertrag fällt zur Hälfte in die Kolonie-, zur Hälfte in die Schul- und Kirchenkasse. — Die Kolonie besteht aus dem bereits abgegränzten Stadtgebiet und einer Anzahl, vorläufig fünf, Landgemeinden, jede ungefähr eine Quadratmeile groß. Zu protestantischen Kirchen- und Schulzweken schenkt Dr. Blumenau dem erstern 600 Morgen Land, den leztern je 400 Morgen und überdieß jeder 25—40 Morgen zu Friedhöfen, Gemeindeplaz u. s. w. — Auf die Kolonieverfassung, wie sie von Dr. Blumenau entworfen, treten wir nicht näher ein, da es uns unbekannt ist, ob sie bereits zur Ausführung gekommen, d. h. der Kolonie, die ihm untergeordneten Gemeinderäthe und die Kirchen- und Schulkommission gewählt worden sind. Sie scheint uns auch in einigen Punkten, z. B. in der Beschränkung des Stimm- und Wahlfähigkeitsrechtes, etwas engherzig zu sein. Hingegen ist aller Anerkennung werth, wie für Aeufnung eines öffentlichen Fondes gesorgt wird, aus dem künftig die Auslagen für gemeinnüzige Zweke fließen sollen. Von jedem auf dem Landgebiete vergebenen Grundstüke ist nämlich ein Jahr nach der thatsächlichen Besiznahme, alljährlich von der Quadratbraçe ¹⁄₂₅ Real, mithin für 100 Morgen alljährlich 2 Milreis zu entrichten; ausgenommen sind nur die Kirchen-, Schul- und zu öffentlichem Dienst verwendeten Ländereien, sowie diejenigen des Unternehmers, welche zur Abgabe an Einwanderer bestimmt sind, aber noch nicht vergeben wurden, während er für seinen eigentlichen Privatbesiz, etwa 1000 bis 1500 Morgen, der Steuer unterworfen ist. Auf dem Stadtgebiete zahlt jede Feuerstätte jährlich ein Milreis und eben so viel auf dem Landgebiete jeder Handwerker oder überhaupt alle diejenigen, welche neben Akerbau noch irgend ein industrielles Geschäft betreiben, wofern die von den Grundstüken, auf welchen die betreffenden Feuerstätten sich befinden, zu erhebende Steuer 1 Milreis nicht erreicht. Außerdem hat bis jezt Herr Dr. Blumenau fünf Prozent von dem für den Landverkauf eingegangenen Gelde an die Koloniekasse abgegeben.

Verschiedenes.

(Drukfehler.) In lezter Nummer, Seite 178, Spalte 3, Zeile 9 von oben, muß es heißen 1854 statt 1845.

— (Neueste geographische Entdekung.) Nach dem „Boten aus Amerika“ liegt die türkische Insel Samos in Amerika.

Schweiz. Wallis. Bekanntlich hat jüngst die Regierung auf Nachrichten hin, die der „Courier“ als sehr ungünstig bezeichnete, die Auswanderung nach Santa Fé verboten. Nun bringt die „Gazette du Valais“ im Widerspruch mit dem „Kourier“, daß von Walliser Angehörigen in jener Kolonie günstige Berichte eingelaufen seien. Nichts desto weniger beharrt der Staatsrath auf dem Verbot der Werbung nach Santa Fé, weil jene Berichte keinen offiziellen Charakter tragen. Der Staatsrath von Wallis wird wohl wissen, wo die Santa-Fé-Ruhmposaune geblasen wird.

Deutschland. Der katholische Verein Deutschlands empfiehlt allen katholischen Zweigvereinen, die Auswanderung nach Ungarn, statt nach Amerika, nach Erscheinen eines Kolonialgesezes für Ungarn, kräftig zu befördern und zu unterstüzen.

Oesterreich. Dem Vernehmen nach beabsichtigt man zur Kultivirung des zwar fruchtbaren, aber arg verwilderten Suczawa-Thales in der Bukowina, vorzüglich in der Gegend bei Ulma, 50 bis 60 Familien aus dem Röhngebirge in Franken oder einer andern Gegend Deutschlands anzusiedeln. Man braucht dort Leute, die Gewerbe mit Gebirgswirthschaft betreiben und zugleich die apathische Bevölkerung durch gutes Beispiel zur Thätigkeit anspornen. Das einige Meilen von Ulma befindliche Karlsberg ist eine erst seit 20 Jahren bestehende schwäbische Kolonie und befindet sich in blühendem Zustande.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Macht des Biers.) In einer Korrespondenz der „Augsb. Allg. Ztg.“ vom 1. November aus Chicago, 6. Okt., heißt es: „Weit wichtiger als der Einfluß der Emigration von 1848 auf amerikanische Angelegenheiten ist der der deutschen Bierbrauer, namentlich im Westen. Die Einführung des deutschen Lagerbiers als erfrischendes und unschädliches Getränk hat mehr als alle Mäßigkeitsvereine auf die Trinksucht der Amerikaner gewirkt, und die heilsamsten Veränderungen im geselligen Leben hervorgerufen. Nicht nur giebt es jezt weniger Trunkenbolde, sondern der Genuß des Branntweins überhaupt wird durch den des deutschen Biers verdrängt, was selbst für die Landwirthschaft von günstigen Folgen ist. Gesellig sizen jezt die Amerikaner neben den Deutschen in den Bierkneipen, statt daß sie früher ihren Branntwein nur stehend tranken, und dabei kein Wort verloren. Auch ist an jenen Orten, wo das Wasser viele fremde mineralische oder Pflanzenstoffe enthält, die Einführung des Biers ein Mittel gegen Fieber und andere Krankheiten, so daß man wohl voraussezen darf, daß der Mäßigkeitsfanatismus in Zukunft beim deutschen Bier eine Ausnahme machen wird. Was die Deutschen im Westen an Belustigungsorten, Bällen, Konzerten u. s. w. besizen, verdanken sie hauptsächlich dem bei solchen Gelegenheiten nie fehlenden Lagerbier. Ich bin jezt seit mehr als zwei Monaten im Westen, und wo ich kein Lagerbier fand, da waren auch keine geselligen Deutschen, und noch weit weniger gesellige Amerikaner. „Das Lagerbier“, versicherte mich ein Amerikaner, „ist eine große und schöne Institution, die mit der Zeit die einzige soziale Revolution hervorbringen wird, vor der wir nicht zurükschreken.“ Gegen das Lagerbier kämpfen selbst die Mäßigkeitsvereine hier vergebens, und gewiß wird kein gewandter amerikanischer oder deutscher Politiker dieses Element unangenehm berühren. Von dem Wachsthum des Westens, seinen Hülfsquellen und seinen geselligen Umständen will ich ein andermal berichten. Nur will ich hier bemerken, daß diese Stadt (Chicago) zur Zeit als ich sie zum ersten Male im Jahr 1848 besuchte, nur 17,000 Einwohner zählte, und daß sie jezt 100,000 Einwohner besizt, worunter mehr als 30,000 Deutsche. Was vermögen gegen solchen Fortschritt die Prediger des Sozialismus!“

— (Guter Wiz.) Der große Humbugger Barnum in New-York soll bei Hrn. Vattemare in Paris angefragt haben, ob er wohl mit dem Zwerg Tom Thumb in Europa nochmals Geschäfte machen würde, oder ob seine Autobiographie eine solche Spekulation beeinträchtigt haben könnte. Vattemare antwortete ihm: „im Gegentheil; er besäße durch dieses Werk mehr Reputation, als je; er würde deßhalb weit mehr Geld verdienen, wenn er dem Tom Thumb erlaube, ihn (den Barnum) für Geld sehen zu lassen.“

— (Metamorphose.) Der bekannte badische Revolutionär Friedrich Heker, der sich in der gegenwärtigen Wahlagitation in den Vereinigten Staaten wieder bemerkbar macht und neulich in einer Versammlung republikanisch gesinnter Deutschen in New-York als Redner auftrat, wird von einem Korrespondenten der „Allg. Ztg.“ folgendermaßen geschildert: „In seiner äußern Erscheinung ist Heker sehr veramerikanert, und kaum vermochten ihn seine nähern Freunde von früher her zu erkennen. Das wallende Haupthaar und der „Hekerbart“ sind unter der Scheere gefallen, und von leztern sind nur noch die allerprosaischsten „whiskers“ übrig. Der „Hekerhut“ hat einem gewöhnlichen, in ziemlich anfänglichen Winkel nach hinten zu balancirenden Hut von herkömmlicher Oc=rohr-Façon Plaz gemacht, schwarzer Frak und ditto unmentionables sind an die Stelle der Blouse und der großen Stiefel getreten, die man sammt dem Hut als seine Attribute zu betrachten pflegte. Beim Reden schlüpfen ihm nicht allzu selten englische Wörter mitunter, wie sie hier auch der Gebildete für gäng und gäbe Begriffe, sei es aus Bequemlichkeit oder Nachlässigkeit, zu gebrauchen pflegt. Verschweigen will ich nicht, daß er als Redner die Erwartungen derjenigen, die ihn früher nicht gehört, sehr getäuscht hat. Ob seine lange Zurükgezogenheit vom öffentlichen Leben seine rednerische Befähigung beeinträchtigt hat, oder ob der Maaßstab, der hier an die Leistungen öffentlicher Redner gelegt wird, bedeutend höher ist als in Deutschland, mag dahingestellt bleiben.“

— (Die Präsidentenwahl.) Buchanan hat aller Wahrscheinlichkeit nach gesiegt und Fremont scheint leider völlig durchgefallen zu sein.

— Während der Prügeloberst Brooks im Süden der Vereinigten Staaten auf alle Weise fetirt und mit Ehrenstöken beschenkt wurde, kam ihm auch aus dem Norden ein Geschenk zu, das ihm aber weniger Freude gemacht haben wird. Es bestund nämlich aus 30 kleinen Silbermünzen (an den Judaslohn erinnernd), aus einem Strik, einem Leichentuch und einem mehr aufrichtigen, als schmeichelhaften Liebesbriefchen. Die Geberinnen waren Fabrikarbeiterinnen von Lowell in Massachusetts.

— New-York. (Gerechtigkeit.) Der Karrenführer Luke Toole, der vor einiger Zeit zwei Einwanderer mißhandelte und dafür eine Strafe von sechs Monaten Arbeitshaus erhielt, ist nun auf Empfehlung desselben Richters, der ihn verurtheilte, vom Gouverneur des Staates begnadigt worden.

— Kansas. (Die Delawaren ausgekauft.) Das Vereinigte-Staaten-Departement für Indianer-Angelegenheiten hat dem Vertrage gemäß die Ländereien der „Delaware-Reservative“ abschäzen lassen. Sie liegen im Thale des Kansas-Stromes, westwärts von seiner Mündung, im Ganzen 200,000 Acres, die am 17. Nov. d. J. zum Verkaufe kommen. Der Boden soll ausgezeichnet sein, ist aber doch durchschnittlich nur auf 1 Doll. 25 C. per Acre abgeschäzt worden. Spekulanten haben schon vor einiger Zeit in dieser „Reservative“ eine Stadt, Leavenworth, mit 2500 Bauplätzen, ausgelegt. Diese lezteren sind von den Regierungsbevollmächtigten von 2—10 Dollars das Stük geschäzt worden.

Zentralamerika. Walker in Nicaragua scheint die Offensive gegen die Costaricaner und deren Verbündete ergriffen zu haben. Mit 1000 Mann soll er 4000 Mann geschlagen und ihnen einen Verlust von 1100 Mann beigebracht haben. Neuere Nachrichten, aber ebenfalls über New-York und New-Orleans, bestätigen Walkers Sieg, wogegen andere, die es mit Zentralamerika halten, sagen, Walker sei in Neu-Granada eingeschlossen und seine Armee habe mit Hunger und Seuchen zu kämpfen.

Feuilleton.

Reise in das Gebiet der Araucaner.

(Fortsezung und Schluß.)

Die Lagune von Calafquen ist an Gestalt der von Panguipulli ähnlich, doch scheint sie größer zu sein; mehrere Inseln befinden sich ebenfalls in ihr, und ihr nördliches Ende scheint sich fast bis an den Fuß des Vulkans von Villarica zu erstreken; ihre größte Ausdehnung von Norden nach Süden mag ungefähr 25—30 engl. Meilen betragen; die größte Breite, die wir beobachteten, war nicht über 5—6 Meilen. Mehrmals noch berührten wir ihre Ufer, nachdem wir wieder neue Bergrüken überstiegen hatten, ehe wir in die Ebene von Gonaypupu gelangten, die als das Ziel dieser Tagesreise bestimmt war. Nach einem kurzen Besuche beim Bruder des regierenden Kaziken ritten wir von demselben begleitet zur Wohnung des leztern und trafen dort ein, als die lezten Sonnenstrahlen auf den Schneefeldern des Villarica erglänzten.

Obwohl wir hier, wie allerwärts, alles aufboten, um so viel als möglich jeden unangenehmen Eindruk auf die Eingebornen zu vermeiden, wozu besonders das Abnehmen der Brillen gehörte, obwohl wir freigebiger als bisher unsere Geschenke darreichten, so mußten wir dennoch bald bemerken, daß wir hier keineswegs willkommene Gäste waren. Düstere Gesichter umstarrten uns von allen Seiten, Niemand näherte sich uns so vertraulich, als wir es bisher gewohnt waren; gleichgültig und wie einen schuldigen Tribut nahm man den freigebig gespendeten Tabak, und zwischen unsern Begleitern und dem Kaziken entspann sich eine für uns sehr peinliche, lang andauernde Verhandlung, in die sich nach und nach die ganze Umgebung des Kaziken mischte, und deren Inhalt unser Dollmetscher uns nicht übersezte. Endlich, nachdem jeder einzelne unserer vier Begleiter vor die Versammlung berufen und seinen Bericht erstattet hatte, kam Mathias und verkündete uns, daß unsere Ankunft hier keinen günstigen Eindruk hervorgerufen, denn seit den Unabhängigkeitskriegen der Chilenen sei kein Huinca (Name für Weiße) mehr in diese Gegend gekommen, und sie glauben, daß unsere Ankunft für sie Unglük bringe, vielleicht sogar Regen, daß die Ernte, womit sie jezt sich beschäftigten, ihnen zu Grunde gehen könnte, und sie empfangen uns daher nur mit Widerwillen. Kaum war uns dieser unfreundliche Bescheid geworden, als auch schon schwere Regentropfen zu unserm größten Verdruß herabfielen und den weiteren Besprechungen ein Ende machten. Zum Nachtquartier wies man uns einen freien Plaz unter den Zweigen einer jungen Roble (Fagus obliqua Mirb.), und fügte den wohlgemeinten Rath bei, die Pferde gut und kurz anzubinden, damit sie uns nicht gestohlen würden. Ich impro-

visirte ein Zelt aus der Kleidung eines patagonischen Indianers, Capa genannt, die aus sieben Pumafellen, welche mit Sehnen gut zusammengenäht sind, bestand, und uns gegen den immer heftiger herabströmenden Regen wohl schüzen konnte, und wir beschlossen hier mehr als je auf unserer Hut zu sein und regelmäßig Wache zu halten. Es wurde Nacht, und ein ächt südamerikanischer Winterregen mit aller seiner Hartnäckigkeit troze allen unsern Schuzmitteln; wir wurden völlig durchnäßt, das Wasser fiel den Schlafenden in's Gesicht und bis in die Ohren, während auch von unserm Gepäk nicht ein Stükchen troken blieb. Diese unangenehme Lage wurde noch gesteigert durch das Ungewisse dessen, was uns bevorstund, das Unheimliche des düstern, von schroffen Felswänden eingeschlossenen Waldthales, die thätige Phantasie, welche die trozigen Gesichter der wilden Araucaner nicht vergessen konnte, das Unbequeme einer durchnäßten Lagerstätte — alles vereinigte sich, um uns diese Nacht zu einer der längsten und unangenehmsten zu machen, die wir jemals zu durchleben hatten. Der Morgen brach endlich an und brachte zwar kein besseres Wetter, aber doch besseres Einverständniß mit den Indianern. Mariniameo, der Kazike, berühmt als Redner und in seiner Jugend als Krieger, ist jezt von der Last der Jahre und eines hartnäkigen Rheumatismus im Genik gebeugt, aber seine gedrungene Gestalt, der gewaltige Fluß seiner Rede, die mir mehr als bei allen bisher gesehenen Kaziken ausdruksvoll und pathetisch vorkam, das noch jugendliche Feuer seines Auges verfehlen nicht, auch jezt noch eine Art Ehrfurcht und Scheu hervorzurufen. In einer langen fließenden Rede erzählte er uns, als wir auf den obligaten Schaffellen um ihn herum auf dem Boden saßen, die Geschichte seines Mißgeschiks, wie er zu Zeiten der spanischen Herrschaft, mit den Behörden im Freundschaftsbunde, jährlich von diesen reiche Geschenke erhalten, wie er damals wohlhabend und reich an Heerden gewesen, wie seine Unterthanen vielen Verkehr und Handel mit den Weißen getrieben; seitdem aber Chile sich unabhängig gemacht, oder, wie Mathias übersezte (desde que entrava la patria), seit das Vaterland eintrat, habe dieß alles aufgehört, er sei verarmt, die Pehuenchen hätten ihm seine zahlreichen Heerden geraubt und jegliche Unterstüzung von Seiten der Regierung habe aufgehört. Darum könne er die Ankunft der Huincas in diesem Thale nicht als ein gutes Zeichen betrachten; doch wolle er uns nicht zürnen, sondern Gastfreundschaft mit uns schließen; zu diesem Zwek wolle er diesen Widder, den er am Lazo hielt, uns als ein Zeichen der Freundschaft überreichen. Nun gab er mir den Lazo, an dem das Thier gebunden war, und fuhr in seiner Rede fort: was unsere Reise betreffe und die Absicht, in die Wälder des Pehuen (der Araucaria) zu gehen und dort Pinones (Saamen derselben) und Zweige zu sammeln, so müsse er uns zu seinem Bedauern bemerken, daß er dieß jezt nicht gestatten könne, es sei nämlich bei ihnen ein religiöses Gesez, diese dem Pillan (großen Geist) gehörigen Waldungen nur zu betreten, wenn die Getreide-Ernte vorüber sei; während der Ernte aber dulde der Pillan keinen Besuch, sondern bestrafe jeden derartigen Versuch mit Regenwetter, daß die Ernte verderbe, wie denn jezt schon bei unserer bloßen Absicht bereits verderbliche Witterung eingetreten sei. Aus dieser Rede ging klar hervor, daß ein weiterer Versuch, die Araucaria-Wälder, die wir schon deutlich in der Nähe der Schneegrenze am Villarica unterscheiden konnten, zu besuchen und weiter vorzudringen, von den Indianern verhindert würde und für uns unzweifelhaft von üblen Folgen wäre. Auch unsere Führer schienen an den Zorn des Pillan zu glauben, und da die zunächst den Araucaria-Wäldern wohnenden Indianer sich als die alleinigen Besizer und Herren derselben ansehen, so wäre deren Betreten gegen ihren Willen als eine Handlung der Feindschaft erschienen. Um uns einigermaßen zu entschädigen und unsere Neugierde zu befriedigen, boten sie sich an, uns junge Pehuen zu zeigen, allein zu den großen alten Bäumen konnten wir nicht gelangen.

Sobald es aufgehört hatte zu regnen, ließen wir uns durch einen jungen Indianer zu den jungen Pinones*) fahren. Wir trafen einen kleinen Grasplaz, wo einige 6—8 Fuß hohe Araucarien standen, die ohne Zweifel durch die Indianer selbst dahin gepflanzt, oder aus von ihnen gebrachtem Saamen entstanden waren; denn die Wälder selbst waren immer noch ½ Tagreise entfernt. Ich stieg hier vom Pferde, um einige Aeste abzuschneiden, und in demselben Moment spielte uns eine Wolke den Possen, eine solche Wassermasse fallen zu lassen, daß unsere Indianer, dieß alles dem Zorn des Pillan zuschreibend, bedeutungsvolle Blike wechselten und vielleicht bereits ihre Verbindung mit den Frevlern bereuten. Der Glaube der Araucaner an Quima (Geister) aller Art, an Gespenster und Hexen ist nämlich ganz unbestritten, so daß sie in dieser Beziehung manchem sich für aufgeklärt haltenden europäischen Volksstamme wenig nachgeben.

Ihre religiösen Gebräuche beschränken sich auf einige Gebete um gute Witterung, wobei Tabakswolken gegen den Villarica hingeblasen werden, mit den Worten „Pillan bun“, und auf ein paar ähnliche Feste, die dem Pillan zu Ehren mit allgemeiner Berauschung begangen werden. Priester oder privilegirte Klassen der Heiligkeit kennen sie nicht; ihre Vorstellungen von einem höhern Wesen scheinen sehr vag und unbestimmt zu sein, und da sie demselben auch böse Handlungen zuschreiben, so wurde aus ihrem Pillan von den Missionären ein „Teufel“ gemacht.

Gegen das Christenthum haben sie entschiedene Abneigung, jedoch weniger, wie ich glaube, aus Anhänglichkeit an ihre eigene Religion, die keineswegs ein festes System bildet, als aus dem Grund, daß sie an Vielweiberei oder Polygamie gewöhnt, die Monogamie als unzulänglich betrachten; wenigstens waren sie alle erstaunt, daß wir Alemanes, die doch nicht dieselben Christen wie die Chilenen wären, uns mit einer Frau begnügten; troz meiner Versicherung, daß manchmal eine schon zu viel wäre, meinten sie doch, unsere Kaziken in Deutschland würden wohl auch mehr als eine Frau haben, wenn auch nicht in demselben Hause, worauf ich ihnen allerdings nicht mit unbedingtem Nein antworten konnte.

Theils durch den hartnäkigen Aberglauben der Indianer, theils durch die wirklich schlechte Witterung, welche alle Wege in die Cordillere ungangbar und alle Flüsse unpassirbar zu machen drohte, gezwungen, mußten wir den Rükzug antreten. Wehmüthig betrachteten wir den stolzen Berg, der, in so unmittelbarer Nähe gesehen, einen wirklich großartigen Eindruk machte; sein Fuß schien bis in die Fluten der Lagune zu reichen, während sein Gipfel hoch in den Wolken sich barg. Mehr als die Hälfte des Berges war mit Schnee bedekt, und nach der Annahme, daß unter 38° südl. Br. in Südamerika die Schneegrenze wenig mehr als 2120 Meter beträgt, dürfte nach beiläufiger Schäzung die Höhe des Vulkans weit über 4200 Meter betragen. Dicht an der Schneegrenze ziehen sich die dunkeln Araucaria-Wälder hin, die durch ihre schmakhaften, nahrungsreichen Kerne für einen großen Theil des Jahres den dürftigen Ureinwohnern zum Lebensunterhalt dienen. Man denke sich unsere Gefühle nach einer höchst beschwerlichen und gefährlichen Reise von 8 Tagen so nahe am Ziel sich zu befinden — denn in 4—5 Stunden wären wir von Gonayrupu aus in den Wäldern gewesen — und durch einen thörichten Aberglauben an der Erreichung desselben gehindert zu werden; wir konnten uns nur damit trösten, daß es dem großen Naturforscher Gay, dem wir die einzige ausführliche Geschichte Chile's in politischer und naturwissenschaftlicher Beziehung zu verdanken haben, nicht besser erging, indem er, mehreremal von den Indianern zurükgewiesen, erst dann bis nach Villarica vordringen konnte, als ein mir wohlbekannter, mit den Indianern und ihrer Sprache sehr vertrauter Chilene, der älteste Sohn des Commissario de los Indios, der bei den Indianern in hohem Ansehen stand, ihn begleitete und den Eingebornen diesen Herrn als den Leibarzt des Präsidenten der Republik vorstellte, welcher ein Heilkraut suche, das nur hier am Vulkan von Villarica wachse.

Da wir uns bisher wohl gehütet hatten, mineralogische Untersuchungen zu machen, und auch nicht von jener Seite herkamen, wo die Ueberreste der Stadt Villarica lagen, unter welchen der Sage nach viele Schäze vergraben liegen sollten, so konnten wir keinen Argwohn erregt haben, nach Gold- oder Silberminen zu suchen; es scheint also der angegebene Grund der Zurükweisung wirklich der einzige gewesen zu sein, in welcher Annahme uns die noch öfter wiederholte Einladung der Eingebornen bestärkte, wir sollten nächstes Jahr vor oder nach der Ernte wiederkommen, wo sie uns dann selbst begleiten und uns Früchte und Zweige der Araucaria sammeln helfen würden.

Demgemäß gaben wir ihnen die Antwort, wir seien von der Wahrheit ihrer Angaben vollkommen überzeugt, und da wir als ihre Freunde ihnen nicht zum Schaden sein wollten, so haben wir den Plan, in die Araucaria-Wälder zu gehen, aufgegeben und kehren wieder zurük; nach dieser Versicherung und mit dem bestimmten Versprechen, das nächste Jahr wieder zu kommen, sezten wir uns zu Pferde und traten die Rükreise an.

Durch den heftigen, mehr als 12stündigen Regen waren die Bergpfade der Cordilleren so schlüpfrig geworden, daß wir gerne an manchen Stellen abstiegen und zu Fuß gingen. Gegen Abend kamen wir auf die Pampa von Guillinhue, wo wir diesmal unsern Pferden zu Liebe übernachten mußten; denn dadurch, daß wir sie in der lezten Nacht aus Vorsicht hart an unsere Lagerstätten nur kurz angebunden hatten, war denselben nur ein kleiner Raum zum Abweiden geblieben, und sie hatten nicht Kraft genug, um die schlechten, gefährlichen Wege und angeschwollene Flüsse auf ihnen passiren zu können.

Die Nacht über hatte zwar der Regen aufgehört; allein unsere Kleider waren naß geblieben; es ist dieß eines der unangenehmsten Gefühle, aus den warmen Teppichen, die das Bett ersezen und die unter dem Sattel auch beim Regen troken bleiben, Morgens herausschlüpfen und in die vom vorigen Tag durchnäßten Kleider sich hineinzwängen zu müssen. Es hätte uns dießmal zwar nicht viel genüzt, wenn die Kleider über Nacht getroknet wären, denn es überfiel uns wieder mitten in den Wäldern ein solch' furchtbarer Regen, daß wir durchnäßt bis auf die Knochen in Thalcapulli ankamen.

Hier wurden in der gastlichen Wohnung des Kaziken Chipayan das Sattelzeug und die Kleider getroknet, der obligate Hammel getödtet und zubereitet, und der Abend dazu benüzt, ein Pferd von den Indianern zu kaufen; denn eines unserer Pakmaulthiere war durch die schlechten Wege in seinen Kräften so herabgekommen, daß es seine Ladung nicht mehr weiter zu tragen im Stande war. Wir kamen daher mit einem Indianer überein, daß er uns sein Pferd gegen einen Säbel vertausche; es war alles in Ordnung und der Indianer, scheinbar ganz zufrieden, ging ab, um uns sein Pferd zu holen und zu übergeben. Als er wieder kam und ich ihm den Säbel überreichte, erklärte er, er verlange noch 3 Thaler zu dem Säbel; und als ich ihn fragte, warum er denn nun mehr verlange, während der Handel vorher schon fest abgeschlossen worden sei, erwiederte er: „Weil ich sehe, daß Ihr das Pferd nöthig habt, denn auf das Pferd könnt Ihr die Ladung paken oder darauf reiten, aber auf dem Säbel könnt Ihr nicht reiten.“

Am Abend des andern Tages trafen wir, nachdem glüklich die reißenden, hoch angelaufenen Flüsse passirt waren, in Panguipulli ein, wo wir uns in der Wohnung des Sohnes von Ailapan, Pagi (der Löwe), einquartirten.

Obgleich wir fest entschlossen waren, früh des folgenden Tages abzureisen, zeigte es sich doch, daß wir nicht mehr Herren unserer Zeit und unsers Reiseplanes waren.

Der Dollmetscher Mathias hatte in seinem Herzen beschlossen, nach so vielen Leiden noch einmal recht physikalisch zu schwelgen, und so konnten denn die Pferde nicht gefunden werden, ehe der Nachmittag so weit vorgerükt war, daß an eine Weiterreise nicht mehr gedacht werden konnte.

An diesem Tage empfanden wir mehr als je das Lästige einer freundlichen Aufnahme, die es sich zur Aufgabe macht, den Gast durch übermäßige Bewirthung fast zu tödten, da derselbe, um nicht gegen die Gebräuche der Indianer zu verstoßen, gezwungen ist, alles, was man vorsezt, gänzlich aufzuzehren, eine Sitte, die unter Umständen zur wahren Marter werden kann.

Drei Frühstüke, bestehend aus gesottenem Hammelfleisch und Erbsen, waren glüklich vertilgt, als noch zwei Nachbarsfrauen mit ähnlichen Unheilstöpfen angerükt kamen, die ihren Gerichten dieselbe Ehre angethan haben wollten. Da half kein Ausweg, bis auch diese Töpfe vollkommen geleert und unsere Magen auf eine sehr bedenkliche Weise angefüllt waren; denn die Indianer blieben bei uns, um uns zuzusehen, wie es uns schmeke, und beobachteten alle unsere Bewegungen mit der größten Aufmerksamkeit, so daß es mir nur selten gelang, ein Stük Fleisch meinem Hund beizubringen, ohne daß sie es bemerkten. Unser Führer Mathias hatte wohl einen fast unausfüllbaren Magen und einen unsterblichen Appetit, zwei große Vorzüge bei einem Führer und Dollmetscher, allein unser Unstern wollte gerade damals, daß er sich bei seinem Bruder befand und uns allein die Vertilgung der unseligen Erbsentöpfe überließ.

In der lezten Nacht, die wir in Panguipulli zubrachten, erlebten wir noch ein hubsches Abenteuer. Wir schliefen alle vier, d. h. die drei Reisenden und der Führer Mathias, unter dem Dachvorsprung des Hauses und hatten unsere Waffen, Zäume, Gurten, überhaupt dasjenige Sattelzeug, das wir nicht als Bettzeug benuzen konnten, über uns aufgehängt. Gegen 2 Uhr Nachts fing mein Hund heftig zu bellen an, so daß wir alle aufwachten; ich wollte ihn mehreremal beruhigen und hieß ihn schweigen; umsonst, er tobte immer fort, aber hart an meinem Lager; plözlich sprang er über mich herüber und legte sich schweigend zu mir hin. Fast in demselben Augenblik ging ein Gerassel an, daß ich zuerst dachte, all' unser Sattelzeug sei herabgefallen; es war aber etwas anderes. Hrn. v. B. wurde mit einem gewaltigen Ruk der Sattel unter dem Kopfe weggezogen; die Indianer sprangen mit dem Rufe: Pagi vamen! (der Löwe ist da!) aus ihren Hütten und verfolgten denselben mit ihren Hunden, allein vergebens. Hr. v. B., der die Gegenwart des Löwen zuerst empfand, sah denselben auf eine Entfernung von 30 bis 40 Schritten, wie er mit seinem Sattel davon eilte, und will auch den heißen Athem der Bestie gefühlt haben.

Bei Tagesanbruch des andern Morgens gingen wir der Fährte nach und fanden auf einer Entfernung von tausend Schritten den Sattel, den der Puma, als die Indianer ihm mit ihren Hunden nachsezten, hatte fallen lassen. Wahrscheinlich wurde der Löwe von dem Sattel angelokt, weil v. B. am rechten Steigbügel einen kleinen Becher angebracht hatte, um den Lauf der während des Rittes am Gürtel befestigten Flinte hineinzusteken. Dieser Becher, aus frischer, ungegerbter Ochsenhaut, war durch den Regen weich geworden und an diesem hatte das Thier den Sattel gefaßt, denn wir erkannten deutlich daran die Eindrüke seiner mächtigen Zähne.

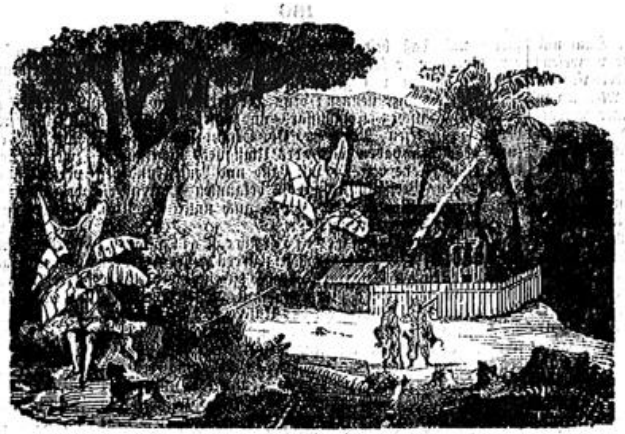
Gegen 10 Uhr Morgens traten wir auf unsern eigenen Pferden, die hier ausgeruht hatten, die Rükreise an und trafen nach zwei tüchtigen Tagmärschen wieder in Arique ein, als die Sonne eben im Untergehen war, getäuscht zwar in unsern Hoffnungen, aber bereichert an Erfahrungen, und nicht wenig ergözt durch die mancherlei abwechselnden Erlebnisse und Zwischenfälle dieser für alle Theilnehmer höchst interessanten Reise.

*) Spanischer Name für Araucaria.

Abonnementspreis.
Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrückungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika

№ 47. | Samstag den 22. November. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | 1856.

Die Provinz Rio Grande do Sul.

Sie bildet den südlichsten Theil des Reiches und grenzt östlich an's Meer, gegen Norden an Santa Catharina und Parana, gegen Westen an den argentinischen Staat Corrientes, südwestlich und südlich an Uruguay oder die Banda Oriental. Die Grenze gegen diese Republik ist noch nicht vollständig geregelt; die bezüglichen Arbeiten werden aber bald beendet sein. Die Küste ist größtentheils flach und besteht aus Sanddünen; sie leidet Mangel an guten Häfen und die Schiffe können sich nur mit Vorsicht der Mündung des Rio Grande nähern. Um so günstiger sind die Verhältnisse für die Binnenschifffahrt beschaffen. Nahe am Meere, nur durch breite Landzungen mit einer Reihe kleinerer seichter Seen von ihm getrennt, erstreken sich zwei große Seen: die Lagoa dos Patos, welche durch den Rio Grande do Sul mit dem Ozean zusammenhängt, und die Lagoa Mirim, deren Abfluß, Rio S. Gonsalves, in die Lagoa dos Patos mündet. Diese Seen nehmen eine Menge Flüsse in sich auf; die wichtigsten sind der Rio Jacuhy und der Rio Camacuam, die sich in die Lagoa dos Patos ergießen. Der beträchtlichste Strom aber ist der Uruguay, der auf einer langen Streke die nördliche und westliche Grenze bildet. — Der Gestalt ihrer Oberfläche nach zerfällt die Provinz in Hochland und Tiefland; jenes ist die Fortsezung der Hochebene von Parana und Santa Catharina und hat dasselbe Aussehen einer wellenförmigen Fläche, auf der fruchtbare offene Campos mit kleinern lieblichen Wäldchen und größern Laub- und Brasilfichtenwaldungen abwechseln. Auf diesem Hochlande entspringen zum Theil die Quellenflüsse des Uruguay. Es wird von dem Tieflande durch mehrere mit dem prächtigsten Urwalde bestandene Gebirgsketten, die Ausläufer der mehrerwähnten Serra do Mar oder Serra Geral geschieden. Auch im Niederlande sind die Campos sehr ausgedehnt, aber von anderer Art als auf der Hochebene. Diejenigen zwischen dem Meere und den Seen sind fast ganz flach, nur von unbedeutenden Hügelreihen, Felsen und zerstreuten Wäldchen durchzogen, der Boden mehr oder weniger sandig, doch fruchtbar am Ufer der Seen. Die Campos im Süden und Westen der Provinz sind meist hügelig, der Boden von ungleicher Güte, stellenweise mager, überall aber zu der schwunghaft betriebenen Viehzucht tauglich.

Das Klima ist sehr gesund, die Luft mild und rein. Im Winter wird es bisweilen empfindlich kalt, besonders wenn bei klarem Himmel der Südwind oder der West- und Südwestwind (Pamvero) von den argentinischen Ebenen herweht. Das Klima hat überhaupt große Aehnlichkeit mit dem der benachbarten Laplata-Länder. Regen fällt viel weniger als in den nördlichern brasilianischen Provinzen. Die europäischen Gemüse, Feld-*) und Gartenfrüchte gedeihen ganz vortrefflich, von Obstarten besonders Kastanien, Trauben, Orangen und Pfirsche, in der nördlichen Hälfte der Provinz (die pflanzengeographische Grenze läuft zwischen dem 30. und 31. Grad südlicher Breite) neben diesen auch Baumwolle, Indigo, Reis, Thee, Ananas, Cocosnüsse, Mandioca und Bananen. Kaffee wird in dieser Provinz nicht mehr gebaut, Zuker wohl fast nur zum Branntweinbrennen. — An einigen Stellen gibt es Steinkohlenlager, an andern Kupfererze; auch edle Metalle kommen vor; so führen einige Flüsse in der Caga pava Goldsand; allein es wird kein Bergbau betrieben und die Ausbeute dieser Schäze der Erde bleibt der Zukunft vorbehalten. Reich ist die Provinz an Salz, das schon eher benuzt wird.

Etwa der dritte Theil der Bevölkerung besteht aus Sklaven. Zivilisirte Indianer gibt es viele, besonders im Westen, wo im vorigen Jahrhundert die Jesuiten ihre blühenden Missionen hatten. Diese zählten damals 100,000, jezt 10,000 Einwohner. Von wilden Stämmen mögen in den Urwäldern der Gebirge noch Ueberbleibsel vorhanden sein, um den immer weiter vordringenden Ansiedlern bald für immer zu weichen. Die Zahl der Deutschen wird auf 25,000 angegeben.

Die Industrie von Rio Grande do Sul und der Handel mit Landesprodukten sind beträchtlich. Das Hauptgeschäft der Einwohner ist die Rindviehzucht und diese liefert denn auch weitaus den größten Theil der Handelsgegenstände.*) Im Jahre 1854 wurden über die Grenze gegen Norden, also nach Parana und San Pauto, 56,310 Stük Vieh ausgeführt, d. h. so viel sind angegeben; die ganze Ausfuhr mag indeß 70,000 Stük betragen. Darunter befanden sich 9230 Pferde, 46,497 Maulthiere und 583 Ochsen und Kühe. Die Ausfuhr von gesalzenem und an der Luft getroknetem Fleische hat in den lezten Jahren abgenommen. 1853 betrug die Ausfuhr 1,754,026, 1854 — 1,403,539 und 1855 — 1,170,983 Arroben von 32 Pfund. Ferner werden im Durchschnitte jährlich ungefähr 600,000 getroknete und gesalzene Häute, gegen 400,000 Stük Hörner, 34,000 Arroben Pferdehaare, 135,000 Arroben Fett und Talg ausgeführt. Schlächtereien und Salzereien gab es in der Stadt Pelotas allein im Jahr 1854 dreiundzwanzig. Hiezu kommen zahlreiche Gerbereien, Sattlereien und Riemereien, eine Industrie, deren Mittelpunkt die deutsche Kolonie St. Leopold ist, und mehrere Fabriken zur Bereitung thierischen Leims und thierischer Kohle, lezere für die Zukerraffinerie. Von sonstigen industriellen Geschäften sind noch erwähnenswerth etwa 60 Ziegeleien, deren Fabrikat wegen seiner Vorzüglichkeit berühmt ist, und die Töpfereien, in denen auch gute irdene Geschirre verfertigt werden.

Die Einnahme der Provinz wird auf 700, die Ausgabe auf 850 Contos angeschlagen, der Ausfall wird von der Zentralregierung gedekt.

Im Jahr 1850 war Folgendes die Eintheilung der Provinz. Sie zählte 7 Gemarkschaften, 4 Städte, 17 Städtchen oder Fleken (Villas), 21 Municipien und 51 Kirchspiele, welche sämmtlich in 87 Distrikte getheilt waren.

Porto Alegre, Hauptstadt der ganzen Provinz und zugleich der ersten Gemarkschaft, Siz der Provinzialregierung, liegt an dem durch Vereinigung von fünf Flüssen gebildeten Rio Grande, welcher sich der Stadt gegenüber in ein weites Beken mit vielen Inseln ausbreitet und hernach in den Dos Patossee geht. Sie liegt äußerst reizend zwischen zwei Bayen auf einem anmuthigen Hügel und hat einen schönen sichern Hafen, der besonders von den Schiffen der deutschen Kolonie St. Leopold stark besucht wird, ein Zollhaus, fünf Kirchen, ein Spital und ein Theater. Den Gipfel des Hügels, von dem aus man eine herrliche Aussicht genießt und an dessen Abhang die Stadt erbaut ist, zieren die Regierungs- und Munizipalitätsgebäude und das prächtige Haus des Vizegrafen von Leopoldo. In der Umgegend gibt es inmitten herrlicher Gärten und lieblicher Spaziergänge eine Menge schöner Landhäuser. Unter den 20,000 Einwohnern der Stadt befinden sich 2000 Deutsche. Vor einigen und sechszig Jahren standen an der Stätte von Porto Allegre nur einige ärmliche Fischerhütten. Diese Gemarkschaft zählt außer der Hauptstadt noch vier Villas, nämlich Triumpho am Jacuhy, Taquary, nördlich von lezterm Städtchen, am gleichnamigen Flusse, der sich in den Jacuhy ergießt, San Leopoldo, der Hauptort der bekannten deutschen Kolonie am Rio Sinos, und Patrulha, östlich von San Leopoldo. — Rio Grande do Sul, Hauptstadt der zweiten Gemarkschaft und Haupthafen der Provinz, 3½ Stunden von der Mündung des Rio Grande in's Meer, in einer traurigen sandigen Gegend, wie auch das auf dem gegenüberliegenden Ufer des Stroms, der hier ¾ Stunden breit ist, gelegene San Jose do Norte. Schiffe von mehr als zehn Fuß Tiefgang können nicht bis Rio Grande gelangen, sondern müssen bei Norte bleiben. Beide Städte zusammen haben etwa 12,000 Einwohner. Längs des Rio Grande sind schöne Quais erbaut, an welchen die zahlreichen Schiffe landen. Zollhaus und Theater. Der Handel ist sehr bedeutend. — Pelotas, hübsche Stadt mit breiten Straßen und Häusern von spanischer Bauart und einem Theater. 10—12,000 Einwohner. Die Stadt liegt in einer schönen grünen Ebene am Flusse S. Gonsalves, 2½ Legoas von seiner Mündung in die Lagoa dos Patos. Das Ufer gleicht auf zwei Stunden Länge einem einzigen ungeheuren Schindanger, auf dem jährlich etwa ½ Millionen Stük Rindvieh und 5—10,000 Stuten getödtet werden. Trotz dem Gestanke, der von den großen Schlächtereien ausgeht (denn die Eingeweide des Rindviehs und die

*) Walzen wurde vor 40 Jahren in Rio Grande viel gebaut. Im J. 1817 führte diese Provinz über 300,000 Alqueiren aus. Seit 1818 aber, da dieses Getreide von der Brand- oder Rost genannten Krankheit, die seitdem nicht mehr ganz aufgehört hat, heimgesucht wurde, nahm die Ausfuhr fortwährend ab. Die Deutschen in San Leopoldo haben sich indessen nicht abschreken lassen, den Waizenbau fortzutreiben und stehen sich, trez einzelner Mißjahre, gut dabei.

*) Eine einläßlichere Darstellung des Handelsverkehrs von Rio Grande do Sul folgt über acht Tage.

Leichen der Pferde, von denen man nur die Haut und etwas Fett benuzt, läßt man auf dem Plaze verwesen) ist doch das Klima durchaus nicht etwa fieberhaft; die Leute sind ganz gesund und kräftig. — Zwei Meilen von Pelotas wurde vor einigen Jahren von einer Privatgesellschaft die Kolonie Pedro Segundo gegründet. Die Gesellschaft verwendete aus ihren Mitteln hiefür 24,000 Milreis und die Provinz 14,000 Milreis. Die Lage war gut gewählt, aber der Boden für den Ackerbau durchaus unpassend und die Leute, Irländer, taugten auch nicht viel. Daher ist die Kolonie wieder eingegangen. — Nordwestlich von der Gemarkschaft Rio Grande liegt die Comarca Piratinim mit dem gleichnamigen Hauptorte und dem Städtchen Jaguarao, am westlichen Gestade der Lagoa Mirim. Dampfschifffahrt. — Nordwestlich von Piratinim liegt die vierte Gemarkschaft, Cagapava, mit den Städtchen Cagapava, S. Gabriel und Bagé. — Rio Pardo, mit 4000 Einwohnern, auf einer von den Flüssen Jacuy und Rio Pardo gebildeten Halbinsel, hübsch gebaut, hat lebhaften Handel und Schifffahrt auf dem Jacuy. Rio Pardo ist die Hauptstadt der siebenten Gemarkschaft, zu der auch die Städtchen Encruzalhada und Cachoeira gehören. — Santa Borja, Villa am Uruguay in der Gegend der ehemaligen Missionen, Hauptort der gleichnamigen Comarca, die sich auf das Hochland bis an die Grenze der Provinz Santa Catharina erstrekt. Auf dieser Hochebene dehnen sich die weiten Campos von Vaccaria aus. Der Fleken, von dem sie den Namen haben, liegt am Rio Pelotas, einem Quellenflusse des Uruguay, der die Grenze gegen Parana bildet. Zur Verbindung dieser Gegend mit der deutschen Kolonie St. Leopold ist von der Provinzialregierung der Bau einer Straße beschlossen worden. Die dritte Villa dieser Gemarkschaft ist Cruzalta im Quellengebiet des Jacuy. — Südlich von S. Borja im Westen der Provinz liegt die Gemarkschaft Alegrete mit den sezt noch unbedeutenden, aber günstig am Uruguay gelegenen Städtchen Alegrete und Uruguayana.

Die deutschen Kolonien von Rio Grande liegen sämmtlich in einer von Ost nach West verlaufenden Reihe am Fuße der südbrasilianischen Hochebene und am Saume des Urwaldes, in den sie gleichsam hineingehauen sind.

(Eine Beschreibung der Kolonien folgt in nächster Nro.)

Verschiedenes.

Amtlicher Untersuch der Parceriakolonien. Die Nachricht, daß die Regierungen von Zürich, Graubünden und Glarus den Hrn. Dr. Heußer als ihren Abgeordneten auf Kosten des Hrn. Bergueiro nach San Paulo zu schiken beabsichtigten, ist seiner Zeit von der schweizerischen Presse mit lebhaftem Interesse aufgefaßt worden und seither bot sich bei mehreren Anlässen Gelegenheit zu lesen, daß man seinen Reiseberichten mit Spannung entgegensehe. Allein unbegreiflicherweise hat Hr. Dr. Heußer, der sich, so viel wir wissen, schon im Juli zur Annahme seiner Mission bereit erklärte, seine Reise immer aufgeschoben, bis sie nun — unnüz geworden ist! Es verhält sich damit folgendermaßen. Hr. Dr. F. Schmidt in Hamburg trug in Betreff der bekannten Klagen schweizerischer Parcerlakolonisten bei der brasilianischen Regierung darauf an, die Sache untersuchen zu lassen. Der neueste Bericht des Ministers des Innern a die gesezgebenden Kammern enthält nun folgende hierauf bezügliche Stelle: „Grobe Beschuldigungen gegen die Kolonie Bergueiro waren kürzlich in der deutschen (der Minister meint die schweizerische) Presse enthalten. Ich wandte mich daher an den Unternehmer, bat ihn, mich darüber aufzuklären und mir die darauf bezüglichen Aktenstüke zu liefern, damit ich im Stande sei, jene heftigen Angriffe zu widerlegen, welche gegen seine Kolonie gemacht werden. Der Herr Senator Bergueiro erwiederte, indem er die Thatsachen erklärte und die Gründe anführte, warum sie entstellt wurden, zugleich bittend, daß eine strenge Untersuchung Seitens der Regierung durch einen Vertrauensmann gemacht werden möge. Es wurde darauf vom Präsidenten der Provinz der Vorsteher der dortigen Landbehörde behufs Förderung der Kolonisation als Kommissär ernannt, die Untersuchung einzuleiten, die Ansiedler über die in der Presse enthaltenen Klagen zu befragen und mir über das Resultat Bericht zu erstatten, der, wie ich hoffe, ganz günstig sein wird, da auch bei der preußischen Legation keine Klage vorliegt und der preußische Minister versichert, daß er, allen gesammelten Nachrichten zufolge, eine günstige Meinung von der Kolonie Bergueiro habe." Weiter vernehmen wir aus zuverlässiger Quelle, daß der schweizerische Generalkonsul, Hr. David, damit dem Berichte des brasilianischen Regierungskommissärs nicht Einseitigkeit vorgeworfen werden könne, den leztern begleite und daß beide die Reise schon angetreten haben. Hr. Dr. Heußer kommt also post festum und wir haben gewiß nicht zu viel gesagt, wenn wir seine verspätete Reise eine unnüze nennen; denn wir werden den Bericht des brasilianischen Kommissärs und unsers Konsuls in der Schweiz lesen, bevor Hr. Dr. Heußer seinen Untersuch begonnen haben wird, des Umstandes nicht zu gedenken, daß jene beiden, mit Land und Leuten und den betreffenden Verhältnissen schon bekannten Herren die kompetentern Richter sind. (Vgl. auch unten Brasilien. Die maßgebenden Grundsäze ꝛc.)

England. (Der unterseeische Telegraph.) Loudon, 14. Nov. Bei Lloyds wurden gestern Proben des unterseeischen Telegraphendrahts gezeigt, der Amerika mit Europa (Neufoundland mit Irland) verbinden soll. Mr. Field, der das Unternehmen leitet, hielt bei dieser Gelegenheit einen kurzen Vortrag über unterseeische Telegraphen im Allgemeinen und speziell über den in Rede stehenden. Zur Vervollständigung des leztern, sagte er, sind noch 1900 Meilen Drahtlänge erforderlich. Die tiefste Stelle des Ozeans zwischen den beiden Festländern betrage 2070 Faden, und diese liege innerhalb 13 Meilen der Mittellscheide. Bei günstigem Wetter könnte der Draht mit Hülfe zweier Dampfer, die von der Mitte aus nach den entgegengesezten Küsten auslaufen und ihn abwikeln, binnen 6 Tagen versenkt werden; er würde auf die oft erwähnte, von Lieutenant Maury nachgewiesene fortlaufende Meereserhöhung zu liegen kommen, täglich 1400 Worte zwischen der alten und neuen Welt befördern können, und zwar würde (vermöge des westlichen Abstandes) eine aus Liverpool abgehende Depesche in New-Orleans um 4 Std. 48 Min. früher, als sie aufgegeben wurde, ankommenn. Der Draht ist nicht allzu dik, aber, nach dem Zeugniß aller Sachverständigen, stark genug, um viele Jahre auszuhalten, und dabei, was der wechselnden Meerestiefe wegen sehr wünschenswerth sein muß, von genügender Biegsamkeit. Viele glauben, er werde mit den Jahren an Festigkeit eher zunehmen, da sich Infusorien mit ihren Kalkpanzern und Seeprodukte aller Art um denselben zu einer felsenfesten Rinde lagern würden. (Schwäb. Merk.)

Nordamerika. Vereinigte Staaten. (Freigelassene Sklaven.) Mr. G. W. Johnston, einer der reichsten Zukerpflanzer am Mississippi, dessen liegende Gründe allein auf mindestens 700,000 Dollars geschäzt wurden, ist gestorben. In seinem Testamente verordnete er, daß seine sämmtlichen Sklaven, über 200, freigelassen und jedem 50 Dollars gegeben würden, um seine Laufbahn als freier Mann nicht mit leeren Händen antreten zu müssen. Solche Testamente sind aber in Sklavenstaaten schon oft als ungesezlich umgestoßen worden.

— (Präsidentenwahl.) Die Wahl Buchanans ist so gut wie offiziell. Derselbe hat 174, Fremont 114 und Fillmore 8 Stimmen.

— Von Hrn. Buchanan, der jezt wahrscheinlich erwählter Präsident der Vereinigten Staaten ist, berichtet der „Standard" eine Anekdote, die sich kurz vor seiner Abberufung als Gesandter der Vereinigten Staaten aus London zugetragen haben soll. Er war bei einem Lever der Königin, worin zugleich ein großer schöner Neger in prächtiger Uniform, der Abgesandte des Kaisers Soulouque, vorgestellt wurde und großes Aufsehen erregte. Als die Mitglieder des diplomatischen Korps sich aus der Gegenwart der Königin entfernt hatten, gerieth Hr. Buchanan dicht in die Nähe des Negers. Einer der Anwesenden, der dies bemerkte, fragte ihn, was er von lezterm halte. Hr. Buchanan wandte sich um, maß den Neger mit prüfendem kaltem Blik und antwortete: „Nach meiner Ansicht ist er 1000 Dollars werth."

— New-York. (Große Bäkerei.) In Brooklyn, gegenüber New-York, besteht jezt eine großartige Maschinen-Bäkerei. Der Ofen mißt 20 Fuß Höhe bei 18 Fuß Länge und 8 Fuß Breite, und wird nach einem System geheizt, welches die leichte Herstellung des verlangten Hizegrades und dessen konstante Erhaltung gestattet. Vermöge eines Apparates ohne Ende, ähnlich wie bei Bagger-Maschinen, senken sich nacheinander 16 mit Brodteig belastete Wagen, deren jeder drei bis fünf Fuß Quadrat hat, in den Ofen, während dieselbe Zahl mit fertigem Brod in entgegengesezter Bewegung nach einander denselben verlassen. Zwei Thüren, eine für den Eingang, eine für den Ausgang, öffnen und schließen sich durch die Bewegung des Mechanismus von selbst bei der Passage jedes einzelnen Wagens. Die Zeit, welche zwischen Eintritt und Austritt desselben Wagens verfließt, beträgt 20 Minuten. Sofern der Ofen in dieser Weise in ununterbrochener Thätigkeit bleiben kann, soll nach dem Anschlage des Ingenieurs Verdan, nach dessen Plane die Bäkerei gebaut wurde, derselbe 100,000 Stük Brode binnen 24 Stunden zu liefern im Stande sein, oder 500 Faß Mehl in diesem Zeitraume verbrauchen, während starke Bäkereien es kaum auf 5 Faß bringen. Die Ersparniß aber, welche naturgemäß durch ein solches System erzielt wird, soll die Lieferung von 3½ Pfund Brod für 2½ Cents statt der bisherigen 2¼ Pfund ermöglichen. Der Betrieb dieser Fabrik hat mit dem Anfang des Oktober begonnen.

— Arkansas. (Negerverschwörung.) Wie in Texas, so ist auch in Arkansas eine weitverzweigte Negerverschwörung entdekt worden! Wie man versichert, war die Erhebung für den Tag der Präsidentschaftswahl verabredet. Erst sollten die Weiber und Kinder der Weißen ermordet und dann die unbewaffnet auf dem Wahlplaze befindlichen Männer angegriffen werden. Auch einige Weiße sollen bei dem Anschlage betheiligt gewesen sein. Man hatte ihnen zu verstehen gegeben, daß man sie hängen würde, wofern sie nicht in einer bestimmten Frist das Land verließen.

— Kalifornien. Die Bürger von San Francisco, die Recht und Ordnung wieder zur Geltung gebracht und ihre Stadt von den schlechtesten Subjekten gesäubert haben, gaben jüngst einem hochstehenden Manne einen deutlichen Wink über ihre Grundsäze. In San Francisco langte nämlich das Kongreßmitglied Herbert an, welcher einen irischen Aufwärter getödtet hatte, von der Juri in Washington aber freigesprochen war. Seine Wähler in Kalifornien scheinen aber über die ganze Affaire und das Urtheil anders zu denken. Kaum war der brutale Volksvertreter in San Francisco angekommen, als eine Deputation erschien, die ihn im Namen von 2000 Bürgern erstens zu erkennen gab, daß er nicht länger würdig sei, als ihr Repräsentant zu fungiren, und ihn zweitens ersuchte, für seinen Aufenthalt einen andern Staat zu wählen.

— Utah. Vom Salzsee, aus der Niederlassung der Mormonen, wird berichtet, daß eine ungeheure Dürre Felder und Wiesen auf eine Weise ausgetroknet, die schlimme Tage befürchten läßt.

— Der Mormonen-Prophet Brigham-Young, dem man unter anderem auch nachredet, er gehe in der Erwartung eines Zerfalles der Union wegen der Sklavereifrage mit dem Plan um, König von Utah zu werden, verbittet seinen Anhängern jeden Verkehr mit den sogenannten „Gentiles" (Heiden), deren bloße Berührung er als sündhaft erklärt. Er hat feierlich im Tempel die Gemeinde aufgefordert, Schulden, welche Mitglieder der Gemeinde der „Heiligen" an die Gentiles haben, nicht zu bezahlen, und dergleichen Dinge mehr. Sogar allerhand Gewaltthätigkeiten gegen Andersgläubige sollen sich die Mormonen neuerdings zu schulden kommen lassen, die wohl ein Einschreiten der Vereinigten Staaten-Regierung zur Folge haben werden. — So berichtet wenigstens ein Korrespondent der „Kölner Zeitung" aus New-York.

Zentralamerika. Die Triumphe Walkers in Nicaragua sind, wie man vermuthete, von den amerikanischen Versionen sehr übertrieben worden. Vor Massaya soll er sämmtliche Provision, seine Equipage und seine Papiere verloren haben. Sein Schikal — so heißt es — hänge von der nächsten Schlacht ab.

Südamerika. Guyana. Einen glüklichen Fluchtversuch haben mehrere politische Flüchtlinge aus der Strafkolonie Cayenne gemacht. Dieselben entwichen von der Teufelsinsel, wo man sie, von den gewöhnlichen Sträflingen getrennt, untergebracht und wie es scheint, gar nicht bewacht hatte. Von 41 Personen, die dieses kühne Unternehmen wagten, sind 39 glüklich in Paramaribo, Hauptstadt von Holländisch-Guyana, 400 Kilometres von Cayenne entfernt, angekommen. Sieben Transportirte hatten die Teufelsinsel zuerst verlassen. Dieselben hatten seit Anfang dieses Jahres schon mehrere Versuche gemacht, sich ein kleines Schiff zu bauen. Ihre Versuche mißlangen Anfangs. Sie kamen jedoch endlich mit dem Bau eines Floßes zu Stande, auf dem sie sich am lezten 12. August einschifften. Nach einer viertägigen Fahrt wurden sie an ein sumpfiges Ufer geworfen, und das Floß scheiterte. Ihre Lebensmittel waren ausgegangen. Zwei derselben, der Italiener Pianori (der Attentäter ?) und der Pole Bogenski, stiegen an's Land, um eine Wohnung aufzusuchen. Sie kamen aber nicht wieder. Später erzählte ein Indianer, er habe dieselben mit zerfressenem Gesichte unter dem Sumpfe halb begraben wieder gefunden. Die übrigen fünf Transportirten, welche die Unmöglichkeit einsahen, ihre Kameraden wieder aufzufinden, entschlossen sich, sich wieder einzuschiffen. Sie waren doch genöthiget, ein neues Floß zu bauen. Während acht Tagen fuhren sie an der Küste her, indem ihre einzige Nahrung Seewasser und rohe Krabben waren. Vierzehn Tage nach der Abreise der sieben, unternahmen einige andere Transportirte den Bau eines zweiten Floßes, das 15 bis 30 Personen fassen konnte; aber bald ergriff die ganze Kolonie ein solches Sehnen nach Freiheit, daß fast Keiner zurükbleiben wollte. Man baute deßhalb ein drittes Floß für 20 Personen. Material hatte man im Ueberfluß, da die Behörden Holz auf die Insel zum Bau einer Wohnung hatten bringen lassen. Die Reise wurde

tem erzielt wird, soll
d für 2⅓ Cents statt
chen. Der Betrieb die-
Oktober begonnen.
verschwörung.)
Arkansas eine weitver-
worden! Wie man
den Tag der Präsi-
sollten die Weiber und
dann die unbewaffnet
Männer angegriffen
en bei dem Anschlage
tte ihnen zu verstehen
rde, wofern sie nicht
verließen.
Bürger von San Fran-
ieder zur Geltung ge-
schlechtesten Subjekten
n hochstehenden Manne
Grundsäze. In San
ongreßmitglied Herbert
ter getödtet hatte, von
gesprochen war. Seine
ber über die ganze As-
denken. Kaum war
n Francisco angekom-
, die ihn im Namen
erkennen gab, daß er
Repräsentant zu fun-
für seinen Aufenthalt

ee, aus der Nieder-
richtet, daß eine unge-
auf eine Weise aus-
irchten läßt.
Brigham-Young, dem
t, er gehe in der Er-
wegen der Sklaverei-
von Utah zu werden,
Verkehr mit den soge-
eren bloße Berührung
feierlich im Tempel die
welche Mitglieder der
Gentiles haben, nicht
ge mehr. Sogar aller-
Andersgläubige sollen
schulden kommen las-
Vereinigten Staaten-
erden. — So berichtet
„Kölner Zeitung" aus

Triumphe Walkers
uthete, von den ameri-
en worden. Vor Mas-
n, seine Equipage und
sein Schiksal — so heißt
chlacht ab.
Einen glüklichen Flucht-
e Flüchtlinge aus der
Dieselben entwichen von
von den gewöhnlichen
cht und wie es scheint,
1 Personen, die dieses
d 39 glüklich in Para-
isch-Guyana, 400 Kilo-
angekommen. Sieben
insel zuerst verlassen.
eses Jahres schon meh-
leines Schiff zu bauen.
gs. Sie kamen jedoch
es zu Stande, auf dem
inschifften. Nach einer
ein sumpfiges Ufer ge-
Ihre Lebensmittel wa-
en, der Italiener Pia-
Pole Bogenoki, stiegen
ufzusuchen. Sie kamen
hlte ein Indianer, er
Gesichte unter dem
gefunden. Die übrigen
Unmöglichkeit einsahen,
en, entschlossen sich, sich
doch genöthiget, ein
acht Tagen fuhren sie
einzige Nahrung See-
. Vierzehn Tage nach
hen einige andere Trans-
Floßes, das 15 bis 30
ergriff die ganze Kolonie
, daß fast Keiner zurük-
shalb ein drittes Floß
tte man im Ueberfluß,
Insel zum Bau einer
. Die Rükreise wurde

auf den 13. September festgesezt, an welchem Tage man Lebensmittel erwartete. Die Behörden schikten nämlich alle acht Tage ein Boot nach der Insel, um die Transportirten mit Lebensmitteln zu versorgen. Nach dem Abgange des Bootes schifften sich 34 Mann ein, obgleich das Wetter fürchterlich war. Nur zwei, Belange und Revaillon, blieben zurük. Der Sturm dauerte zwei Tage, bis zum 16.; dann wurde das Wetter schön. Die 20 Mann, die sich auf dem größeren Floß befanden, erblikten bald darauf Land und schifften sich in der Nähe einer Holland angehörigen Kolonie aus. Hier aber wurden sie schlecht empfangen, und sie entschlossen sich, ihren Weg zu Fuß fortzusezen. Ihr Versuch mißlang aber, und sie waren genöthigt, ihr Floß wieder zu gewinnen. Die Indianer hatten Besiz von demselben genommen, und die Transportirten waren glüklich, die Nacht in einer verlassenen Hütte zubringen zu können. Am 18. führten endlich die Indianer, die sich williger zeigten, sie zum Kommandanten der holländischen Kolonie von Tribou, wo sie auf das Beste empfangen wurden. Derselbe stellte ihnen ein Fahrzeug zur Verfügung, das sie nach Paramaribo brachte. Dort kamen sie am 27. September an. Die Behörden empfingen die Flüchtlinge mit großer Güte und führten sie zu den fünf, die zuerst die Insel verlassen hatten. Die vierzehn Transportirten, die sich auf dem kleinen Floß ebenfalls am 13. eingeschifft hatten, kamen am 29. in Paramaribo an. Die holländischen Behörden, die nicht wußten, ob sie wirklichen politischen Transportirten oder Galeerensträflingen Asyl gaben, brachten sie in einem Gefängniß unter. Am 30. September waren sie noch dort, aber sie sollten zwei Tage später entlassen werden.

Brasilien. Die maßgebenden Grundsäze der brasilianischen Regierung hinsichtlich des Parceriasystems sind nach dem neuesten Bericht des Ministers des Innern an die Kammern folgende: Die Regierung hat früher erklärt, daß, wenn sie auch ihrerseits der Regel nach nur die Einwanderung und Kolonisation freier Eigenthümer direkt zu unterstüzen gewillt sei, sie doch andere Systeme, wie die der Ansiedelung auf Halbpacht oder auf Tagelohn auf den Gütern der größeren Grundbesizer, als Systeme des Uebergangs nicht absolut ausschließe und in besonderen Ausnahmefällen auch direkt zu subventioniren nicht unterlassen werde. Ein solcher Ausnahmefall liegt jezt im weitesten Umfange vor und die Regierung glaubt daher, kein Bedenken mehr tragen zu dürfen, auch diesen Systemen ihren fördernden Beistand zu leihen. Dieser Beistand wird jedoch kein bedingungsloser sein, und die Regierung muß dafür sorgen, daß, wenn sie den Grundbesizern ihre Hülfe zur Erlangung der ihnen fehlenden Arbeiter bietet, sie zugleich das gegenwärtige und zukünftige Loos der leztern sichert. In erster Reihe wird sie demgemäß zur Regelung des Verhältnisses der Halbpächter oder Tagelöhner dem Gutsherrn gegenüber bestimmte Vorschriften erlassen, welchen die den Beistand der Regierung in Anspruch nehmenden Grundbesizer sich zu unterwerfen haben. Zugleich wird die Regierung durch ihre auswärtigen Agenten die Anwerbung der bezüglichen Einwanderer in Europa dahin überwachen lassen, daß nur gesittete, arbeitsame und arbeitfähige Individuen und nicht der Ausschuß der europäischen Bevölkerung angeworben werden. Endlich aber wird sie vor Allem sich die Ueberführung der angeworbenen Kolonisten aus dem Stande der Halbpächter oder Tagelöhner in den freier Eigenthümer angelegen sein lassen und zu solchem Behufe besonders darauf sehen, daß entweder die betreffenden Grundbesizer in den Verträgen mit den Einwanderern verpflichtet werden, vermessene und abgegrenzte Grundstüke zum Verkauf an deijenigen Kolonisten, welche ihren Verbindlichkeiten genügt oder ihre Schulden abbezahlt haben, bereit zu halten, oder wo dies nicht angeht, von Staatswegen solche Grundstüke in der Nachbarschaft bereit gehalten werden. Auf diese Weise wird das Halbpächter- und Tagelöhnerthum nur zu einem Stadium des Uebergangs in das System der auf den Erwerb freien Grund-Eigenthums gegründeten Kolonisation und die Aussicht auf solchen Erwerb zugleich die Triebfeder für den einzelnen Einwanderer zu Fleiß und Sparsamkeit. Wie schon früher, erklärt aber die Regierung wiederholt, daß sie selbst direkt die Rolle des Kolonisateurs nicht zu übernehmen gewillt ist, und demgemäß nicht daran denkt, ihrerseits und auf eigene Rechnung Arbeiter einzuführen, um sie dann, sei es in Halbpacht oder auf Tagelohn, an die Grundbesizer zu vertheilen. Statt dessen überläßt sie dieses Amt der freien Thätigkeit der Privaten, indem sie sich, was ihre Wirksamkeit betrifft, darauf beschränkt, da, wo ihr die erforderlichen Garantien gegeben werden, ihre pekuniäre Unterstüzung zu leihen und die Anwerbung der Kolonisten, so wie den Abschluß und die Ausführung der Verträge zwischen Grundbesizern und Einwanderern zu überwachen.

— In Rio de Janeiro war die Kafferausfuhr im September so bedeutend gewesen, wie noch niemals vorher während der Zeit eines Monats. Die Eisenbahn von der Haupstadt bis zum Fuß der Serra do Mar wird im Juni 1857 befahren werden können.

Afrika. Algerien. Von den Schweizer Kolonieen in Setif erhält der „Handels-Kourier" direkte und unparteiische Berichte. Sie lauten für die junge Kolonie nicht günstig. Die Genfer Gesellschaft behält das gute Land für sich, die Kolonisten müssen magere Aeker übernehmen, deren Anbau schwer, wie der Ertrag dürftig ist. Auch würden, so versichert der Berichterstatter, die Kolonisten sammt und sonders wieder heimkehren, wenn sie nur könnten. Einen ebenso ungünstigen Bericht von einem ehemaligen Freiburger Jesuiten, der französischer Feldprediger in Afrika ist, haben wir jüngst im Chroniqueur gelesen. Es heißt darin, die Gesellschaft mache zwar eine sehr gute Spekulation für sich selbst, nicht aber für die Ansiedler. Es ist mit diesem Setif gerade gekommen, wie wir es bald vor drei Jahren vorausgesagt haben.

Feuilleton.

Die Wolfsgloke.

Von Gerstäker.

In den Washita-Bergen Nord-Amerikas liegt der Schauplaz, auf den ich den Leser führen will. Dort, in den wilden Thälern jener reizenden Hügelketten existirt noch der richtige Bakwoodsman; schlicht und ehrlich, rauh und derb, aufopfernd in seiner Freundschaft, aber gefährlich in seinem Haß, und sein Leben großentheils von der Jagd, etwas vom Akerbau, und meist von der Viehzucht abhängig machend.

Die leztere wird ihm besonders durch das milde Klima jener Gegend, durch die grasreichen Hügel, durch die noch hie und da mit dichten Schilfbrüchen gefüllten Thäler erleichtert, und wenig Mühe ist es, die ihm die Zucht einer oft nicht unbeträchtlichen Heerde kostet. Dann und wann eine Hand voll Salz, nahe zu seiner Hütte hingeworfen, eine häufige und regelmäßige Wanderung von einem der kleinen zerstreuten Trupps zum andern, daß sie den Anblik des Menschen gewohnt blieben und nicht wild wurden — und der Sorgfalt, die er möglicher Weise darauf verwenden konnte, war vollkommen Genüge geleistet.

Einen Feind aber hatte er, den er, so oft er ihm auch nachstellte und ihn mit Büchse und Falle unermüdlich verfolgte und zu vernichten strebte, doch nicht bewältigen konnte, einen Feind, der Nachts in heulenden Schaaren die ängstlich blökende Heerde umschlich, und manch kräftiges Kalb, ja sogar manche einzeln abschweifende Kuh — und wie viel Ferkel und junge Schweine! — überfiel, erwürgte und verzehrte — dieser listige, blutgierige und erbarmungslose Feind war der Wolf.

Durfte man es dem Bakwoodsman verargen, wenn er seine ganze List und Jagdkenntniß anwandte, solch schlauem und gefräßigem Diebe beizukommen? — aber so eifrig er auf der Lauer lag, so manche Nacht er, Mosquiten und Holzböken zum Troz, in den Aesten irgend einer knorrigen Eiche eingeklemmt hing, und bei mattem Mondeslicht den scheuen Räuber durch angeschlepptes Aas herbeizuloken und zu belauern gedachte, so selten war er im Stande der höchst umsichtigen Bestie die tödtliche Kugel in den Pelz zu schiken. Die Zahl der Raubthiere mehrte sich, troz den unermüdlichen Nachstellungen, von Jahr zu Jahr, und im Verhältniß dazu wurden die Heerden gelichtet, so daß wirklich etwas ernstlich geschehen mußte, wenn sich die Viehzüchter nicht genöthigt sehen sollten ihre Weidegründe, nur allein dieser Plage wegen, aufzugeben. — Und ein Hinterwäldler einem Wolf das Feld räumen, — ei Klapperschlangen und Poppkorn! das wäre ja wahrhaftig eine Schmach und Schande für sein ganzes Leben gewesen!

Daß unter solchen Umständen derjenige, welcher die meiste Geschillichkeit auf der Jagd bewies, auch der geachtetste der Jäger war, versteht sich wohl von selbst, und so geschah es auch, daß sich Benjamin Holik, der erst seit kurzer Zeit aus Missouri heruntergekommen war, in kaum einem halben Jahre, wo er allein mit seiner Büchse siebzehn der Bestien erlegt hatte, den Ehrennamen „Wolfs Ben" verdiente, und bald für den besten Wolfsjäger im ganzen Reviere galt.

Wolfs Ben war auch noch außerdem ein gar stattlicher und wakerer Bursche; gut seine sechs Fuß hoch, mit wahrhaft riesigen Schultern und Armen und einer Kraft, der es keiner der doch sonst gewiß nicht schüchternen Hinterwäldler, gewagt hätte, im Einzelkampf zu begegnen, zeigte er sich sonst in seinem ganzen Wesen als der gutmüthigste, verträglichste und gefälligste Freund. — Mit einem guten Wort ließ sich von ihm alles erlangen, die vorlezte Ladung Pulver gab er her und den lezten Bissen, den er in seiner Deke gewikelt bei sich trug; dabei war er der trefflichste Gesellschafter, wußte Unmassen der abenteuerlichsten Geschichten zu erzählen, half, wo er einmal irgendwo übernachtete, mit unermüdlichem Fleiße Feuerholz schlagen und zum Haus schaffen, den Mais in der Stahlmühle mahlen, die Thiere versorgen ꝛc.; und hatte sich dadurch sowohl wie durch sein männlich schönes Aeußere die Herzen sämmtlicher Frauen der Ansiedlung dermaßen gewonnen, daß er die übrigen jungen Burschen wahrhaft zur Verzweiflung brachte und schon anfing, trozdem daß er noch Keinem auch nur eines Strohhalms Hinderniß in den Weg gelegt, recht tüchtige Feinde unter ihnen zu zählen.

So still und ruhig aber Wolfs Ben dabei seinen Weg ging und anscheinend harmlos in den Tag hinein lebte, so hatte er doch auch die Augen weit genug offen und wußte selber am besten, unter welchem Dach er am liebsten schlief, in welche Augen er am unermüdlichsten schauen konnte und wohin ihn — nicht das freundlichste Gesicht, denn die Mädchengesichter bewillkommten ihn alle freundlich — wohl aber das süßeste Erröthen begrüßte, das ihm bis jezt noch stets das Blut in rasender Schnelle durch die Adern gejagt.

Doch ich will dem Leser keine langen Räthsel aufgeben, die er jedenfalls schon eine Weile vorher errathen hätte. — Benjamin Holik liebte — wie nur seine treue einfache Seele lieben konnte — so recht aus Herzensgrunde Robert Suttons liebliches und einziges Töchterlein, und die einzige und alleinige Sorge, die ihn dabei quälte, war, daß Sutton, der die größte Farm und Baumwollenplantage unten am Washita und Red River besaß, und im Sommer hier nur eigentlich seiner Heerden und seiner Gesundheit wegen in die Berge zog, für einen sehr reichen und — was noch schlimmer, geizigen Mann galt, und er — armer Teufel! — weiter Nichts auf der weiten Welt besaß als seine Büchse, sein Messer und seinen gesunden Körper. — Sein braves, ehrliches und treues Herz schlug er dabei gar nicht an, und doch war das die kostbarste Perle, die in ihrer Umhüllung nur wie in einer weit minder werthvollen Schaale saß.

Ben hatte aber schon oft und lange, und nicht selten mit recht trüben Sinnen darüber nachgedacht, wie er es eigentlich anfangen sollte, etwas Geld zu verdienen und einen kleinen „start" wenigstens zu haben, mit dem er beginnen könne, denn sich um Arbeit auszubingen und langsam und mühsam Dollar nach Dollar in schwerer Tages- und Monatsarbeit zu verdienen, das schien ihm ein viel zu langer und weitläufiger Weg und hätte ihn seinem Ziele auch wohl nun und nimmermehr entgegengeführt. — Und doch war es nöthig, denn er wäre nicht der erste Freier gewesen, dem der alte Sutton, seiner ärmlichen Verhältnisse wegen, einen Stuhl vor die Thür gesezt, und wo zeigte sich ihm in dem einfachen, ruhig dahin fließenden Waldleben eine Gelegenheit, so auf einmal mit raschem Schlag das Glük beim Schopf zu erfassen — und zu halten? —

Er wurde immer nachdenkender und schwermüthiger, mied die geselligen Wohnungen der Ansiedlung, trieb sich Tag und Nacht draußen im Wald herum und hatte als einzigen Gewinn die Scalpe der erbeuteten Wölfe, die ihm der Staat allerdings mit drei Dollar Prämie pro Stük vergütete, die aber immer noch zu keiner Summe erwachsen wollten, um auch nur einigermaßen seine Ansprüche auf der holden Betsy Hand zu begründen.

In dieser Zeit etwa war es, daß der alte Sutton einmal einen kleinen Abstecher nach Texas gemacht und dort von eben so abgeschieden wohnenden Viehzüchtern ein Mittel gehört hatte, die Wölfe aus einer Gegend, in die sie sich gezogen und wo sie überhand genommen hätten, vollkommen zu vertreiben.

Dies bestand einfach darin, daß sie vorher einen Wolf lebendig fingen, ihm dann eine Gloke, wie einem Pferd, um den Hals schnallten, und — ruhig wieder laufen ließen. Der Wolf kehrte hiernach natürlich, so rasch er konnte, zu seinem Rudel zurük; dort aber hörten sie kaum die fremdartige Schelle, als sie auch schon vor dem frühern Kameraden die Flucht ergriffen und in wilder Eile einem so unheimlichen Gegenstand zu entkommen suchten.

In jedes Verstek, das sie annehmen, folgt ihnen nun der beglokte Wolf, dem es mit dem unbequemen Riemen um den Hals und dem ewigen Gebimmel unter seiner Kehle selber unheimlich wird, wenn er sich allein sieht. Er glaubt Schuz unter den Brüdern zu finden, schüttelt sich, wälzt sich, springt, schwimmt, kurz thut alles Mögliche, seine Qual loszuwerden, und ist besonders darüber auf's Aeußerste empört, daß er nicht mehr wie früher so leise und geräuschlos seine Beute beschleichen kann, sondern sich jedesmal selbst durch lauten Glokenklang verrathen muß, und flieht nun, hat er das eine Rudel förmlich verjagt, zu einem andern, treibt auch dieses aus den Bergen, die er sich selber bis dahin zum Wohnort erwählt, und sieht sich endlich — was er aber auch nur im äußersten Fall und erst dann thut, wenn er wirklich ganz allein zurükgeblieben ist — genöthigt, selbst einen andern Jagdgrund zu suchen, da auch die Heerden sich bald den Ton der Gloke merken und nicht selten in festgeschlossener Phalanx den nächsten Ansiedlungen zustürmen, sobald sie den klingelnden Feind nur nahen hören.

Der Versuch mußte auch am Washita gemacht werden; Sutton kehrte rasch dorthin zurük, berieth sich mit

sämmtlichen benachbarten Farmern und kam mit ihnen darin überein, daß sie eine Prämie von zwanzig Dollars darauf sezen wollten, einen Wolf lebendig überliefert zu bekommen, so daß sie ihm selber die Gloke umschnallen und ihn dann wieder in's Freie hinauslassen könnten.

Der Preis ließ sich aber gut sezen! Die Wölfe waren schlauer, als die Jäger, und wenn besonders Wolfs Ben noch manchen Scalp einbrachte, so schien es doch selbst ihm unmöglich zu sein, einen der schlauen Schurken wirklich unbeschädigt und lebendig zu erhaschen, denn seine Fallen, die er stellte, blieben leer und in den Fallgruben, die er auswarf, fingen sich nur der Nachbaren Rinder und Schweine.

Da es ihm nicht gelang, waren es die übrigen Jäger noch weit weniger im Stande, und der auf einen lebendig eingebrachten Wolf gesezte Preis stieg endlich, da die Farmer jezt auch hizig wurden, und den Versuch unter jeder Bedingung, und zwar so bald als möglich zu machen wünschten, bis zu der für den Wald ungemein hohen Summe von zweihundert Dollars empor.

Das war ein Sporn für unsern Benjamin. Zweihundert Dollars, alle Wetter, damit konnte er sich eine vollkommen eingerichtete kleine Farm mit einem mäßigen Rinder- und Schweineanfang kaufen — und Betsy — ei wer weiß, ob sich der Alte nicht dann noch überreden ließ, wenn er nur erst einmal den schwarzen Burschen einbringen und überliefern konnte! Zeit durfte er übrigens dabei auch nicht verlieren, denn der Preis hatte natürlich alle Jäger der ganzen Umgegend auf die Füße gebracht, und überall im Walde hallten die Axtschläge der Männer wieder, die sich kleine Baumstämme fällten, um damit die einzig mögliche Art von Fallen zu errichten, die man dort kannte, eine solche wilde Bestie wirklich unbeschädigt zu fangen. Stahlfallen durften nämlich nicht angewandt werden, da diese jedenfalls den erfaßten Lauf verwundet, vielleicht gar zerschmettert hätten und die Prämie ausdrüklich nur für ganz gesunde Wölfe garantirt wurde.

In dieser Zeit etwa war ein Besuch in die Hügel gekommen, der unsern armen Benjamin Holik bald auf das Bösartigste beunruhigen — ja, was noch schlimmer war — ihm wirklich gefährlich werden sollte. —

Es war dies Niemand anders als ein sogenannter „Vetter" von Suttons, ein „Städter" mit blauem Tuchfrak, blanken Knöpfen und „Strippen" an den Hosen. Jesus! wie die Kinder lachten, wenn er irgendwo in ein Haus kam, und sich niedersezte; wie sie sich dann mit den schmuzigen Gesichtern zusammendrükten, mit einander flüsterten, dann einen scheuen Seitenblik nach den „Strippen" warfen und plözlich in ein lautes, mit aller Mühe nicht zu unterdrükendes Gelächter ausbrachen und wild und toll aus dem Hause stürmten! Das blieb sich aber gleich, die Kinder waren dumme Bälger, die noch nichts von der Welt verstanden und am wenigsten beurtheilen konnten, ob an einem Manne wirklich etwas sei, oder nicht; — und an diesem war jedenfalls etwas, denn sein Onkel galt für einen der reichsten Pflanzer in Alabama und hatte nur den einzigen Erben. Ist es da ein Wunder, daß ihn der alte Sutton freundlich aufnahm, wie den eigenen Sohn behandelte und sich und sein ganzes Haus (die Hand der Tochter mit eingerechnet) zu seiner Disposition stellte?

Mr. Metcamp schien denn auch recht gut einzusehen, welch' ein Schaz ihm hier geboten wurde, und wenn ihn auch die junge Dame selber scheu und in der That absichtlich vermied und ihm auf jede nur mögliche Art zu verstehen gab, es sei ihr an seinen Artigkeiten nicht das Mindeste gelegen, so war er — in New-Orleans selber auferzogen — keineswegs der Mann, der sich durch solche „ländliche Sprödigkeit" so rasch und leicht hätte abschrekken lassen. Er wußte sich nun vor allen Dingen kluger Weise bei dem Vater in festeste Gunst zu sezen, lauerte dem alten Manne bald seine Schwachheiten ab und machte ihn in kürzester Zeit glauben, er sei der beste Jäger, der unerschrokenste Reiter und überhaupt das muthigste Herz, das nur je unter einem ledernen Jagdhemd geschlagen, also unter einem feinen blauen Tuchfrak doppelten Werth haben mußte, und wußte dabei den schlichten Hinterwäldler durch seine Gelehrsamkeit und sein tiefes Wissen — lauter solche Sachen, von denen dieser bis jezt noch nicht einmal eine Idee gehabt — so zu verblüffen, daß Sutton endlich schwor, Mr. Metcamp sei der „smartest" und beste Mann in der ganzen „range" und wenn seine Tochter ihm nicht ihre Hand geben wolle, so bekäme sie es mit ihm selber, ihrem Vater, zu thun. —

Betsy machte bei einer — der ersten — heimlichen Zusammenkunft mit dem Geliebten, diesen mit Allem bekannt, was ihr das Herz abzudrüken drohte, erklärte ihm, nicht ohne ihn leben zu können, und behauptete, das unglüklichste Wesen zu sein, das die Erde trüge. Benjamin war vollkommen damit einverstanden, hielt der Geliebten Hand fest, fest in der seinen, schaute ihr mit recht wehmuthvollen Bliken in die treuen Augen und sagte endlich mit leiser, zum Trost bestimmter, aber ach! den Trostes selber sehr bedürftiger Stimme:

„Liebe Betsy, verzage nicht — es wird schon noch Alles gut gehen — sieh, ich habe die ganze Nacht gearbeitet und vier neue Fallen aufgestellt und in alle schon und zwar treffliche Lokspeise gelegt; fang' ich den Wolf, dann hab' ich ein keines Kapital und kann nachher sagen: Nachbar Sutton, ich möchte Eure Tochter zum Weibe und bin im Stande, ihr gleich ein freundliches Obdach zu bieten, so daß ich Eurer Hülfe gar nicht weiter bedarf — und wenn er dann hört, daß Du, Betsy, mir wieder so recht von Herzen gut bist —"

„Ach, Du wirst gar nicht den ersten Wolf fangen können!" sagte Betsy unter Thränen; „der häßliche Fremde hat dem Vater den ganzen Abend von weiter nichts als den neuerfundenen Fallen erzählt, die er hier anwenden will — der kennt gewiß lauter neue Schliche und Pfiffe, wie sie in den Städten ausgedacht werden, und wird Dir auch da am Ende störend in den Weg treten."

„Laß nur sein, mein Herz!" beruhigte sie, jezt aber wirklich in stolzem Selbstgefühl lächelnd, der Jägersmann. „Darum sorge Dich nicht — wo's in den Wald schlägt und mit wilden Bestien zusammenhängt, da laß sie in den Städten getrost sinnen und grübeln: in der Ausführung sollen sie's uns hier schon nicht zuvorthun, oder — es ist unsere eigene Schuld, und wir haben's nicht besser verdient. Da Du mir jedoch sagst, mein Kind, daß er auch etwas von der Jagd zu verstehen vorgibt, so kommt er mir da auf einen Boden, wo ich ihm meinen Mann stehe, und siehst Du, jezt — ich weiß selber nicht, wie das so eigentlich gekommen ist — hab' ich auf einmal weit mehr Muth und Selbstvertrauen als vorher. Bleib' Du mir nur hold, Du gutes Kind! Zwingen kann Dich der Vater zur Heirat doch nicht, und wenn er erst findet, daß ich Dich nur zu meinem lieben Weibe haben will, weil ich nun einmal ohne Dich nicht leben kann, und keineswegs seines Geldes und Gutes wegen, ei so wird er auch einsehen, daß ihm ein solcher Schwiegersohn mehr Ehre bringt als der geschniegelte Städter, und vielleicht bekomme ich dann noch ein herzliches „Ja" von ihm."

(Fortsezung folgt.)

Anzeigen.

Auswanderung.

Wir Endsunterzeichnete haben uns unter der Firma:

Paravicini & Roth in Zürich

für die Spedition von Auswanderern nach Nordamerika mit einander assozirt und von dem geachteten Rhederhause der Herren Chrystie, Schlößmann u. Komp. in Havre die Generalagentur in der Schweiz für ihre Postschiffe nach Nordamerika erhalten.

Wir bitten das ehrende Zutrauen und den stets sich mehrenden Zuspruch, deren Jeder von uns bis anhin sich zu erfreuen hatte, uns auch ferner zu schenken, denn wir werden auch fortan Alles, was in unsern Kräften steht, thun, dieselben zu rechtfertigen.

Unser Vertrag mit oben genannten Rhedern erlaubt uns Auswanderer eben so billig zu übernehmen, als dieß nur irgend einem andern Hause möglich ist.

Unser Herr E. de Paravicini wird wie bis anhin die Leitung der Speditionen nach den Kolonien Südamerika's für eigene Rechnung beibehalten, und wollen sich Auswanderer dahin gefälligst unter der Adresse: E. de Paravicini Nro. 132 in Unterstraß bei Zürich an ihn wenden.

Die Auswandererspeditionen nach Nordamerika (New-York, New-Orleans, Galveston [Texas], Quebek [Kanada],) leitet wie bis anhin unser Herr Dr. Roth, an den man sich gefälligst unter der Adresse: **Paravicini & Roth in Hottingen bei Zürich** wenden wolle.

Für den Kanton **St. Gallen** hat die obrigkeitliche Konzession erhalten und ist von den Unterzeichneten zu Akkord-Abschlüssen ermächtiget Hr. **J. Grob zur Harmonie in Lichtensteig.**

Wir haben zugleich die Einrichtung getroffen, daß Auswanderer direkt bei uns, oder durch Vermittlung unserer Herren Hauptagenten in den verschiedenen Kantonen, von uns Sicht-Wechsel auf New-York und New-Orleans zum jedesmaligen Tageskurse beziehen können, welche ohne Rükficht auf die drüben üblichen drei Respekttage, sogleich bei erstmaliger Vorweisung bezahlt werden.

Zürich, im August 1856.

E. de Paravicini.
Dr. Roth.

Hamburg- Brasilische
Dampfschifffahrtsgesellschaft.

Die regelmäßige Dampfschiffsverbindung
Hamburg's mit **Brasilien**
wird durch das neuerbaute, prachtvolle, eiserne Hamburger Dampfschiff

„Teutonia",
zirka **2000 Tons** groß,

geführt von Kapitän C. F. T. Malchis, eröffnet.

In Folge der durch die Jahreszeit zu befürchtenden Behinderung der Schifffahrt auf der Elbe, wird solches für diese erste Reise von

Southampton nach **Rio de Janeiro,**

Lissabon, Pernambuco und Bahia anlaufend,

am 24. Dez., Mittags 2 Uhr, expedirt.

Passagiere und Güter für obiges Dampfschiff werden von **Hamburg** nach **Southampton** franko befördert.

Ein Arzt befindet sich während der Reise am Bord.

Wegen Abgangs der folgenden Dampfschiffe werden die nähern Bekanntmachungen baldmöglichst erfolgen.

Die Gesellschaft hat sich beim Bau der Dampfschiffe die neuesten technischen Erfindungen und Verbesserungen, sowohl in Betreff der Schnelligkeit, wie der größtmöglichsten Sicherheit, zu Nuzen gemacht, wie auch die Einrichtungen der Schiffe zur Beförderung der Passagiere auf das Zwekmäßigste, Eleganteste und unter Berüksichtigung aller möglichen Bequemlichkeiten getroffen worden sind.

Nähere Nachricht wegen Fracht und Passage ertheilen

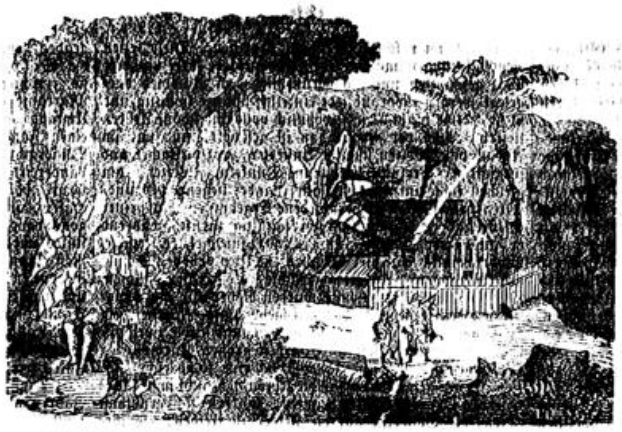
in Hamburg: **Knöhr & Burchard,**
J. D. Schirmer's Nachfolger,
Steinhöft Nro. 8,
„ Southampton: **Crosley & Komp.**
„ der Schweiz: **E. de Paravicini**
in Zürich, Unterstraße 132,
und dessen Kantonal-Agenten
(in Lichtensteig **J. Grob** z. Harmonie).

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrückungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 48. | Samstag den 29. November. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | 1856.

Die Kolonien der Provinz Rio Grande do Sul.

Die größte und blühendste aller deutschen Kolonien in Brasilien ist bekanntlich St. Leopoldo. Im Jahr 1824 trafen die ersten 126 Deutschen daselbst ein, nachdem die Regierung durch Schwarze den Urwald etwas aushauen und Gebäude für den Empfang der fremden Ankömmlinge hatte errichten lassen. Die fernere Einwanderung geschah nun in einer für das Gedeihen der Ansiedlung sehr wohlthätigen Weise, indem sie nur allmälig zunahm. Im Jahr 1829 bekam die Kolonie mit 1689 Köpfen den stärksten Zuwachs, theils aus Deutschland, theils entlassene Soldaten von der deutschen Legion. Mit der Thronentsagung des Kaisers Dom Pedro im Jahr 1831 hörte die Einwanderung für einmal ganz auf, da die Kammern den Deutschen abgeneigt waren und keine Gelder mehr zur Kolonisation bewilligen wollten. Um diese Zeit bestand die gesammte deutsche Bevölkerung von St. Leopold aus ungefähr 5000 Seelen. Die Kolonie ward in Deutschland so zu sagen vergessen; man glaubte sie durch den achtjährigen Revolutionskrieg (1836—1844) völlig vernichtet. Allerdings hatte sie in dieser verhängnißvollen Zeit schwer zu leiden und zwar, wie es scheint, durch die eigene Schuld der Kolonisten; denn statt die ihnen von beiden Parteien, der kaiserlichen und republikanischen, angebotene Neutralität anzunehmen, theilten sie sich selbst in zwei feindliche Lager. Merkwürdigerweise stand die Mehrheit der Protestanten mit dem Direktor auf Seite der Kaiserlichen; die Katholiken hingegen, die beiden protestantischen Pfarrer an der Spize, hielten zu den Republikanern. Bald entbrannte nun der erbitterte Kampf, in dem sich die Deutschen durch Tapferkeit und leider auch durch Grausamkeit auszeichneten. Der eine evangelische Pastor, sein Sohn und manche Kolonisten blieben vor dem Feinde. Eine Anzahl von den Kaiserlichen gefangene aufständische Deutsche wurden nach Angola in Afrika deportirt, kamen aber nicht lange nachher mit vielem verdientem Gelde über Pernambuco ruhig wieder nach St. Leopold. Der Wohlstand der Kolonie litt durch den Krieg außerordentlich; alle Gewerbe, mit Ausnahme der Gerbereien, Sattlereien und Hutfabriken, lagen darnieder; viele Familien flohen in ruhigere Theile der Provinz und kehrten zum Theil später nicht mehr zurük. Dessenungeachtet war nach wiederhergestelltem Frieden die Bevölkerung der Kolonie nur um wenige Köpfe geringer als beim Beginn der Revolution und nach kaum zwei Jahren waren die Spuren des Bürgerkrieges vollständig verwischt. Im J. 1844 wanderten nun wieder die ersten 66 Deutschen aus Europa ein, 1845 87, im J. 1846 aber 1515 u. s. w. Gegenwärtig beträgt die ganze deutsche Einwohnerschaft der Kolonie zwischen 11 und 12,000 Seelen, wovon über 1000 auf das Städtchen S. Leopoldo kommen. Dieses, mit dem kleinern Theil der Kolonie, liegt am südlichen Ufer des Rio dos Sinos, eines schönen Flusses, auf dem die Kolonisten ihre Erzeugnisse nach Porto Alegre und ihre Bedürfnisse an Waaren von da zurükführen. Sie besizen eigenthümlich über 30 größere Fahrzeuge (Lanchoes), die 600—700 Säke laden und außerdem besteht bereits eine regelmäßige Dampfschifffahrt zwischen der Hauptstadt und S. Leopold. Eine zweite schiffbare Wasserstraße hat der auf dem rechten Ufer des Rio dos Sinos (zu deutsch Glokenfluß) gelegene größere Theil der Kolonie in dem sie im Westen durchströmenden Caby. Von den dreizehn im Norden des Sinos gelegenen Kolonie-bezirken sind die bedeutendsten und bestangebauten das Nordcamp, im Jahr 1854 mit 1351 Einwohnern, und die Zweibrüderpicade, damals von 1579 Personen bewohnt. — Das Klima ist außerordentlich gesund; die Sterblichkeit beträgt nach Berechnungen von den Jahren 1852 und 1853, welche die ganze Kolonie umfassen, nicht einmal ½ % der Lebenden, ein Verhältniß, das man anderswo vergeblich suchen wird. Außer Mais, Mandioca und schwarzen Bohnen baut S. Leopoldo in größter Ausdehnung von den deutschen Getreidearten Gerste und auf ihren Hügeln, wie oben bemerkt, mit erfreulichem Erfolge Weizen, sowie treffliche Kartoffeln; die am wenigsten bedeutenden unter den die Hauptausfuhrartikel liefernden Kulturen sind die von Tabak und Baumwolle, und je mehr sich namentlich in lezter Zeit eine gesteigerte Nachfrage nach Mais, Mandioca, Bohnen, Gerste und Weizen seitens der Südprovinzen Brasiliens herausgestellt hat, werfen sich die Kolonisten auf die Erzeugung dieser viel und zu hohen Preisen begehrten Bodenfrüchte. Vorzugsweise Akerbauer, treiben die Kolonisten die Viehzucht nicht als vorwiegendes, sondern als Nebengewerbe. An den Grenzen des Urwaldes gedeihen die Schweine vortrefflich und finden kostenlos reiche Nahrung; auf allen Gütern wird Federvieh in großer Menge gezogen; Weiden für Rindvieh bieten die Ufer des Sinos und Caby. In allen ältern Theilen der Kolonie herrscht die Pflugwirthschaft, nur in den jüngst angebauten, dem Urwald erst vor Kurzem abgewonnenen Theilen ersezt, da die im Boden befindlichen Baumstämme seine Anwendung unthunlich machen, den Pflug noch die Hake. Von verhältnißmäßig größerer Ausdehnung ist die Industrie, und der Bezirk von Leopoldo verdankt deutschem Gewerbefleiß den Ruhm, der gewerbreichste in der Provinz zu sein. So besaß er am 1. Januar 1854 nicht weniger als 27 Gerbereien. Ausgezeichnet sind ferner die von den Deutschen in Leopoldo gearbeiteten Geschirre, welche fast die ganze Provinz versorgen und ihre Abnehmer nicht minder in der Banda Oriental und in Buenos-Ayres finden. Weiter werden von ihnen Seilerarbeiten verschiedener Art und Federmatrazen, sowie gesteppte Baumwolldeken verfertigt. Ihre Bierbrauereien, Hutfabriken und Wagenbauanstalten liefern gern gekaufte Erzeugnisse und außer einer großen Menge von Oelpressen, Getreide-, Mais-, Mandiocamühlen und Holzschneidemaschinen erfreut sich namentlich das zahlreich vertretene Schmiedehandwerk der Kolonie eines weit verbreiteten Rufes seiner Arbeiten. Der Werth der gesammten jährlichen Ausfuhr aus der Kolonie wird bereits zu 1 Million Milreis, also drei Millionen Franken angeschlagen. — Nicht weniger gut als die materiellen Verhältnisse haben sich die geistigen herausgebildet. An deutschen Schulen und Kirchen ist kein Mangel und was mehr, diese Schulen und Kirchen erfreuen sich eines zahlreichen Besuches. Nicht weniger als 24 deutsche Schulen mit über tausend Schülern werden auf dem Gesammtgebiet der Kolonie gezählt und die meisten Bezirke derselben haben deren mehrere. Die Kolonisten erhalten ihre Schulen selbst und bedürfen einer Beisteuer der Regierung nicht. Nirgends in ganz Brasilien, hebt ein offizieller Bericht des Provinzialpräsidiums hervor, genießt der Unterricht der Jugend solcher Pflege, wie in San Leopoldo, — ein Zeugniß aus dem Munde eines hochstehenden brasilianischen Staatsmannes, wie es nicht ehrenvoller für die Kolonisten sein kann. Die meisten der aufgeführten Schulen dienen begreiflicher Weise dem Elementarunterricht, es fehlen aber auch einzelne Anstalten nicht, in denen der Unterricht über die Grenzen dieses hinausgreift. Als eine solche wird namentlich die Schule des evangelischen Pastors Sinz gerühmt. Nach den verschiedenen Konfessionen getrennt, werden die Schulen grossentheils in den Kapellen abgehalten. Großen Beifall findet bei den Brasilianern der in fast allen Kirchen eingeführte Gesangunterricht. An Kirchen und Kapellen besizt die protestantische Bevölkerung 12, die katholische 9. Für den Gottesdienst in den erstern sind drei evangelische Geistliche vorhanden; der katholische Kultus zählt eine gleiche Anzahl von Priestern. Die Kirchen vertheilen sich auf die verschiedenen Theile der Kolonie so, daß zwei protestantische und eine katholische auf dem linken, die übrigen sämmtlich auf dem rechten Ufer des Sinos liegen. Im Städtchen Leopoldo besizt jede Konfession eine Kirche; auf dem Nordcamp die protestantische drei neben einer katholischen und in der Zwei-Brüder-Picade jede Konfession zwei.

S. Leopoldo ist das Musterbild der deutschen Kolonien in Brasilien; aber dessenungeachtet ist sie dem Auswanderer nur bedingungsweise zur Niederlassung zu empfehlen. Hat er einen unternehmenden Kopf, scheut er keine Arbeit und besizt Vermögen, so wird er in S. Leopoldo gute Geschäfte machen; ist er aber Akerbauer und ohne hinlängliche Mittel, so ist es schwierig, etwas Passendes zu finden. Passend ist eine noch mindestens zur Hälfte mit Urwald besezte Kolonie; allein derartige Grundstüke sind in S. Leopoldo fast gar nicht zu erstehen, da die alten Kolonisten ihr Eigenthum nur selten verkaufen. Der Einwanderer ist daher gezwungen, oft 10 bis 11 Legoas vom Flusse entfernt sich anzukaufen, und kann alles Fleißes ungeachtet nie rasch vorwärts kommen, weil die Transportkosten seiner Produkte den Verdienst zu sehr schmälern. Wer also nach Rio Grande auswandern will, thut besser, sich einer der neuern Kolonieen zuzuwenden. Doch, bevor wir diese aufzählen, müssen wir erst noch mit einigen Worten zweier andern ältern Kolonieen erwähnen, die sich keines so fröhlichen Gedeihens erfreuen, wie St. Leopold, mit dem sie ungefähr zu gleicher Zeit entstanden sind.

Tres Forquilhas ist in einem reizenden Thal-

im Nordosten der Provinz, am Abhange des Gebirges hinter der langen Reihe von Seen gelegen, die sich zwischen dem Meere und der Lagoa dos Patos von Süden nach Norden erstreken. Die Schifffahrt auf diesen Seen ist gewöhnlich sehr langwierig und beschwerlich, weil die Verbindungskanäle zwischen ihnen häufig durch hineingefallene Baumstämme verstopft sind, und die Landwege befinden sich ebenfalls in schlechtem Zustande. Hiedurch wird den Kolonisten der Absaz der Erzeugnisse ihrer außerordentlich fruchtbaren Ländereien erschwert. Dieselben ziehen ihren Hauptgewinn aus dem Tauschhandel mit den Bewohnern des Hochlandes, denen sie Zuker und Branntwein gegen Vieh, Häute, Käse u. s. w. liefern, und haben einige Gerbereien. Die Kolonisten, zu 615 Personen angegeben, sind norddeutsche Protestanten und besolden, wenn auch kärglich, einen eigenen Geistlichen.

Noch weniger gedeiht die Kolonie das Torres, etwa vier Meilen nördlich von Tres Forquilhas, ebenfalls am Abhange des Gebirges gelegen. Der Boden ist zwar auch sehr fruchtbar, aber die Verbindung mit der übrigen Welt noch mangelhafter und die Thätigkeit der Bewohner geringer, als in Tres Forquilhas. Die werthvollsten Produkte sind, wie dort, Zuker und Branntwein, die nach dem Gebirge verkauft werden. Die Bevölkerung besteht aus etwa 420 süddeutschen Kolonisten.

Wir kommen nun zu den neuern Kolonieen.

Santa Cruz, gegründet im Jahr 1849 im Municipium von Rio Pardo, besteht aus zwei langen parallel laufenden Reihen angebauter Grundstüke, welche sich in der Richtung des Gebirges erstreken, eine längs der Straße von Santa Cruz, die andere längs des Laufes des Pardinho, und einer diese beiden im Anfang der Kolonie durchschneidenden Querreihe. Die erste Reihe hat eine Ausdehnung von 5, die andere von 3 Legoas. Die am nächsten bei Rio Pardo wohnenden Kolonisten haben 7 Legoas nach dieser Stadt, die entferntesten aber 12 Legoas. Das Kolonieland war von Anfang in 206 Stellen eingetheilt, die ersten Einwanderer Schlesier aus dem Glogauer Kreise. Die meisten Ansiedler zählt die Picada (Waldstraße) do Rio Pardinho, weniger bevölkert ist die obere Picada von Santa Cruz. In Rio Grande angekommen, wurden die Einwanderer kostenfrei, auf Dampfschiffen der Regierung, nach Porto Alegre und Rio Pardo gebracht, von wo sie zulezt auf Wagen nach Santa Cruz befördert und während der ganzen Zeit unentgeltlich beköstigt wurden. Jeder männliche, über 16 Jahre alte Kolonist erhielt bei seiner Ankunft in Porto Alegre entweder ein Geschenk von landwirthschaftlichen Geräthen, oder den dafür festgesezten baaren Betrag von 32 Milreis, sowie 10 Milreis für Sämereien und 6 Milreis für einmonatliche Beköstigung auf jede Person der Familie berechnet. Denjenigen Familien dagegen, welche in der Picada Santa Cruz sich niedergelassen, wurde, in Betreff der entferntern Lage der Kolonie von der Stadt und dem Flusse, noch eine weitere monatliche Unterstüzung von 6 Milreis auf jeden Kopf während 18 Monaten bewilligt, auch jedem Familienvater und über sechszehnjährigen jungen Burschen eine Kolonie von 100,000 Quadratbrassen (etwa 187 pr. Morgen) als freies Eigenthum überwiesen, wobei zu erwähnen, daß sämmtliche Unterstüzungen als Geschenke der Regierung gereicht wurden. Die zu vergebenden Grundstüke sind aber schon vergriffen und die Landschenkungen haben aufgehört. Die Preise der Kolonieen in und bei Santa Cruz, wie früher zu 100,000 Quadratbrassen, sind nun auf 350—500 Milreis festgesezt und die Zahlung soll binnen fünf Jahren geleistet sein. Wird dieser Termin vom Käufer nicht eingehalten, so wird die nach Verfluß desselben noch übrig bleibende Schuld als Hypothek auf das Grundstük geschrieben und soll verzinst werden. Diese Provinzial-Ländereien sind besonders zur Viehzucht geeignet und preiswürdig, und wenn eine Familie fleißig arbeitet, auch hinlängliche Mittel besizt, um im schlimmsten Falle ein Jahr lang davon zehren zu können, so kann sie binnen drei Jahren die Kaufsumme einer Kolonie bezahlen, wie es schon mehrfach sich herausgestellt hat. Der Gesundheitszustand von Santa Cruz ist vortrefflich. In den Jahren 1853 und 1854 sind bei einer Bevölkerung von mehr als tausend Seelen nur drei Erwachsene, von denen zwei das Alter von sechszig Jahren überschritten hatten, und vier Kinder, die leztern im zartesten Alter, gestorben, so daß ein Arzt, der sich dort häuslich niederlassen wollte, seine Absicht wieder aufgab, aus Furcht, er möchte dort kein Fortkommen finden. Die Kolonisten mußten dann ärztliche Hülfe in Rio Pardo suchen, wo den Minderbemittelten die erforderlichen Arzneien unentgeltlich geliefert wurden. — Der Boden von Santa Cruz ist außerordentlich fruchtbar. Von Mais und schwarzen Bohnen konnten Anfangs Juni 1855 schon 9000 und 10,000 Säke zu sehr hohen Preisen ausgeführt werden. Die Kolonisten befassen sich fast ausschließlich mit der Pflanzung von Lebensmitteln, wobei sie sich am besten stehen. Der Anbau von Tabak, der sehr gut gedeiht, hat deßwegen gegen früher abgenommen. Was den Getreidebau, besonders Gerste und Hafer, betrifft, so ist er im raschen Fortschritt begriffen. Diese leztern Fruchtgattungen müssen sehr dünn gesäet, drei bis vier Mal geschnitten und als Grünfutter dem Rindvieh vorgelegt werden, worauf jede einzelne Pflanze zwanzig und mehr Halme treibt, die gewöhnlich volle und schöne Aehren liefern. Auch der Roggenbau ist gesichert, und nur im Anbau von Weizen sind die Ansiedler, troz vielfacher und sorgfältiger Versuche, noch im Dunkeln. Weizen, am gleichen Tage auf nicht weit auseinander liegenden Grundstüken gesäet, lieferte verschiedene Ergebnisse. Auf einer Stelle gab er die Aussaat vierzigfältig zurük, während er auf einer andern kaum Ersaz für dieselbe leistete. Wahrscheinlich war hier der allzufette Urwaldboden Schuld am Mißlingen. Andere Gewächse, als Erbsen, Linsen, Oelfrüchte und Baumwolle wurden bisher nur zum häuslichen Bedarfe gebaut, dagegen mehr Aufmerksamkeit dem Reis geschenkt, welcher gut gedeiht und etwa zweihundertfältige Ernten liefert. Von den großen Kürbissorten (Abobaras) wurde im Jahre 1854 eine so überschwängliche Ernte gewonnen, daß die Kolonisten nicht im Stande waren, sie völlig einzuheimsen, sondern sich genöthigt sahen, die Schweine auf die Felder zu treiben, wo ihre Mästung schnell erfolgte. Das Zukerrohr wintert in Santa Cruz nicht überall durch, doch gibt es einige schöne Pflanzungen, die ein gutes Gewächs zu Branntwein liefern. Die einheimische süße Batata sowohl als die europäische Kartoffel geben im Jahre einen doppelten Ertrag und werden theils zum Hausbedarf, theils ebenfalls zur Schweinemast verwendet, weil Spek sehr begehrt ist und mit 7 bis 8 Milreis für die Arrobe bezahlt wird. Von Futterkräutern sind Klee, Esparsette und Lucerne am meisten verbreitet, während deutsche Gemüse und Blumen neben Pfirsichen, Mandeln, Quitten, Trauben, Ananas, Melonen u. s. w. in den oft sehr niedlich angelegten Gärten der Kolonisten gefunden werden. Von gewerblichen Anlagen gab es am Schlusse des Jahres 1855 eine Mühle, Brauerei, Brennerei, Ziegelei und zwei Pottaschesiedereien. Ein einträglicher Handelsartikel wäre für Santa Cruz das Bauholz, da die Wälder mit den schönsten und kostbarsten Hölzern bestanden sind; aber der Rio Pardinho ist noch nicht einmal mit Flössen zu befahren. An den Straßen wird theils von den Kolonisten, theils auf Rechnung der Regierung fleißig gebaut. Auch für die geistigen Bedürfnisse der Kolonie ist schon Erhebliches geleistet worden. In der Picada Santa Cruz traten 60 Familien zusammen, gründeten eine evangelische Gemeinde, wählten einen ihnen bekannten Prediger zu ihrem Seelsorger nebst einem Schullehrer und haben in kurzer Zeit ein geräumiges Schulhaus gebaut, wie auch die Errichtung eines Gotteshauses mit großem Eifer in Angriff genommen, was um so erfreulicher ist, als die Ansiedler beide Männer selbst besolden. Ein anderer Lehrer, der unentgeltlichen Unterricht in der deutschen und portugiesischen Sprache ertheilt, wird von der Regierung besoldet. — In der vor Santa Cruz liegenden Niederung (Farinal), da, wo die drei Picaden zusammenmünden, hat der frühere, um die Provinz und besonders auch die deutsche Einwanderung und Kolonisation vielfach verdiente Präsident, Dr. Sinimbou, eine Villa gegründet. Auf den durchgehends vermessenen Bauplätzen, von denen bis Mai dieses Jahres schon fünfzig vergeben waren, erheben sich rasch Häuser und eine große katholische Kirche wird auf Kosten der Regierung gebaut und soll laut des geschlossenen Vertrages binnen drei Jahren vollendet sein. Für die Bauplätze in der Villa Santa Cruz muß bloß der Besiztitel, etwa 6 Thaler preuß. oder 22½ Franken bezahlt werden. — Die Bevölkerung der ganzen blühenden Kolonie Santa Cruz beträgt bereits gegen 1400 Seelen.

Die Kolonie Barcellas. Oberhalb Rio Pardo, unweit Santa Cruz, liegen die dem Hrn. Dr. Barcellas gehörigen Ländereien im sogenannten „Schlupfwinkel des Königs" (Rincao del Rey), welche ungefähr drei Quadratlegoas umfassen. Jedes Grundstük besteht aus 30 bis 40,000 Quadratbrassen Wald und 60 bis 70,000 Quadratbrassen Weideland. Der Boden ist im Allgemeinen nicht so gut als in Santa Cruz; wer aber Viehzucht und Milchwirthschaft betreiben will, kann wegen der Nähe der Stadt Rio Pardo auf gutes Fortkommen rechnen. Ueber achtzig Grundstüke waren schon 1855 von Deutschen besezt, und die Preise richten sich nach dem Verhältniß von Wald und Weideland zwischen 400 und 500 Milreis, entweder baar oder in Terminen zu zahlen.

Zwischen Santa Cruz und San Leopoldo liegen am Flusse Taquary die früher dem Herrn Claussen gehörigen beiden Landgüter, welche die Namen Conventos und Lageados führen und nun in Kolonieen vermessen sind. Es waren dort Ende 1855 bereits eilf Familien angesiedelt, welche von San Leopoldo herüber kamen. Der Kaufpreis beträgt 350 Milreis für 100,000 Quadratbrassen, und die Ländereien sind zum Theil sehr vorzüglich. Der Flächenraum beider Kolonien beträgt ungefähr 2½ Quadratlegoas.

Unmittelbar in der Nähe von Conventos und Lageados, ebenfalls am Taquary, liegt die neue Kolonie da Silva Mareante. Die Ländereien, auf denen sie errichtet wird, sind Eigenthum des Herrn da Silva Mareante und von vorzüglicher Güte. Sie haben einen Umfang von drei Quadratlegoas. Jede zur Ansiedlung einer Familie bestimmte Bodenfläche enthält 125,000 Quadratbrassen, oder ungefähr 236 pr. Morgen. Diese Ländereien sind zwei Tagreisen von Porto Alegre entfernt, haben in ihrer Nähe am Taquary einen guten Hafen, und der Fleken gleichen Namens ist nur drei Legoas davon entfernt. Beim Verkaufe eines solchen Grundstükes wird nur eine kleine Summe baar verlangt; der Rest kann nach zwei Jahren entweder in Geld oder in Produkten getilgt werden. Die Lage der Kolonie ist gut und hat einen besonders schönen Holzbestand. Herr Mareante ist ein sehr wohlwollender, rechtlicher Mann, wird den Käufern ihre Ansiedlung erleichtern und zu ihrem Fortkommen behülflich sein. Der Preis eines Grundstükes wie oben angegeben beträgt 500 Milreis.

Die Kolonie Mundo Novo besteht seit etwa vier Jahren und ist auffallend schnell aufgeblüht. Ihre größtentheils deutsche Bevölkerung wird bereits auf 600 Seelen angegeben. Sie liegt an der Mündung des Flusses Santa Maria in den schiffbaren Rio dos Sinos, sieben Legoas oberhalb San Leopoldo. Der Fruchtbarkeit ihres Bodens, welcher alles in Ueberfluß hervorbringt, sowie der Gunst ihrer Lage verdankt diese Kolonie den Wohlstand, dessen sie sich erfreut und der noch größer werden muß, sobald die Straße von Mundo Novo vollendet sein wird, welche sie mit den Bewohnern der Hochebene bis Baccaria in Verbindung bringen und den Kolonisten auf diese Weise einen neuen und vortheilhaften Markt erschließen wird. Bis jezt geht der Verkehr nur in Einer Richtung, nämlich nach S. Leopoldo und Porto Alegre. Der Holzhandel dahin ist bedeutend. — Die Kolonisten halten auf ihre Kosten mehrere Schulen. Der Gründer von Mundo Novo und Eigenthümer der noch unverkauften Ländereien ist Herr Tristao Jose Monteiro; sein Verstand und seine Thätigkeit, sowie das Wohlwollen, das er den Einwanderern erzeigt, verdienen Anerkennung. Die ganze Kolonie hat einen Umfang von 8—9 Quadratlegoas, die einzelnen Grundstüke von 100,000 Quadratbrassen. Die leztern werden in rohem Zustande schon mit 600 bis 700 Milreis bezahlt, während sie anfangs um 300 Milreis verkauft wurden. Die Kaufschuld wird auf einige Jahre kreditirt.

Santa Maria da Soledade (zu deutsch Maria Einsiedeln) liegt unweit vom Flusse Cahy, dreizehn Legoas von Porto Alegre und ist erst leztes Jahr gegründet worden. Sie sollte nach dem ursprünglichen Plane am Ufer des Cahy selbst angelegt werden; als aber die Vermessungen begannen, stellte sich heraus, daß dort keine Staatsländereien mehr vorhanden, sondern schon alles Privateigenthum war. So wurde die Kolonie vom Flusse Cahy gegen den äußersten Theil der Kolonie S. Leopoldo, die sogenannte Picada Feliz, zurükgedrängt, wird nun aber mit denselben durch eine Straße verbunden. Der Unternehmer von Santa Maria da Soledade, Graf von Montravel, ein Franzose, hat von der Zentralregierung etwa sechszehn Quadratlegoas Land unter der Bedingung gekauft, binnen fünf Jahren sechshundert Familien darauf anzusiedeln, und hat sich zur Ausführung seines Werkes mit mehreren reichen Brasilianern verbunden. Eine Kolonie von 100,000 Quadratbrassen wird auf fünfjährigen Kredit zu 500 Milreis verkauft, wozu dann noch der Zins von dieser Summe zu 2½ % gerechnet wird; wer aber baare Zahlung leistet, erhält 2½ % Abzug. Den Kolonisten bleibt es überlassen, die Schuld zu tilgen, wie es ihnen beliebt; nur sind sie verpflichtet, jeden Monat einen Tag mit ihren Familien bei den zum Besten der Kolonie erforderlichen öffentlichen Arbeiten sich zu betheiligen. Jede Quadratlegoa soll einen besondern Distrikt bilden, wozu die darauf befindlichen Ansiedler einen Obmann und sechs Räthe wählen können. Zum Empfang der Einwanderer sind Gebäude errichtet, in welchen sie so lange aufgenommen werden, bis ihre eigenen Wohnhäuser fertig und eingerichtet sind. Die sich vorfindenden Wasserkräfte behält sich Graf Montravel selbst vor, wird sie aber gern den Kolonisten überlassen, welche sie nüzlich verwenden können. Vorrathshäuser sind vorhanden und werden mit allen zum Gebrauch nöthigen Gegenständen versehen. Die Unternehmung des Grafen Montravel genießt von der Reichsregierung ähnliche Begünstigungen, wie wir sie bei den Kolonieen Dona Francisca und Blumenau auseinandergesezt haben. — Die ersten Kolonisten kamen im Oktober 1855 in Santa Maria da Soledade an. Es waren zweiunddreißig katholische Schweizer, welsche Berner und Freiburger, welchen die Hälfte der Reisekosten vorgestrekt wurde. Hiezu kamen noch etwa zwanzig Franzosen. Die Kolonie soll eine ausschließlich katholische werden. Für die nächste Zeit sind 120 Familien aus Deutschland und der Schweiz mit halbem Vorschuß dahin verlangt. Die deutsche Bevölkerung wird künftig ohne Zweifel überwiegen.

Noch ein neues, größeres Kolonisations-Unternehmen bereitet sich in der Provinz Rio Grande do Sul vor. Der Unternehmer ist ein daselbst seit längerer Zeit ansässiger Deutscher, Jakob Rheingantz, und die von ihm gewählte Oertlichkeit das Hochland von Tayes im Süden der Provinz. Dasselbe produzirt namentlich Mais, Bohnen, Bataten und Mandioca und versorgt damit Pelotas. Die Regierung verkauft ihm in dieser Gegend acht Quadratlegoas Reichsländereien und bewilligt ihm dieselben Subventionen für Einführung von Kolonisten, wie dem Grafen Montravel für seine Kolonie.

Verschiedenes.

Der sogenannte „Bote aus Amerika“ wird ergebenst eingeladen zu sagen, wann der „Kolonist“ Dona Francisca „verlästert und herabgewürdigt“ habe oder es „zu vernichten bemüht“ gewesen sei? Wenn der „Kolonist“ einmal für Dona Francisca nachtheilig geschrieben hat, so war es zu der Zeit, als dieses Blatt von dem bemitleidenswerthen Großniklaus so miserabel redigirt wurde, denn es ist klar, daß seine überschwenglichen Lobhudeleien der jungen Kolonie Dona Francisca damals, als sie mit den Schwierigkeiten des Anfangs zu kämpfen hatte und die übertriebenen Nachrichten davon nach Europa kamen, mehr geschadet, als genützt haben. Wenn wir Dona Francisca in Beziehung auf die Armen auswanderung den Parceriakolonien in San Paulo nachgesetzt haben, so sind wir auch jezt noch der gleichen Ansicht, was uns durchaus nicht hindert (und auch früher nicht abzuhalten hat) Dona Francisca selbstständigen Auswanderern zu empfehlen; ja auch ganz Arme werden unter den gegenwärtigen vorgeschrittenen Verhältnissen Dona Franciscas daselbst ihre Rechnung nun ungleich besser finden, als früher. Hätte Herr Großniklaus unsern „Kolonist“ immer leidenschaftslos und mit Verstand gelesen, so würde er uns keine so grundlosen Vorwürfe machen. Aber freilich, um etwas mit Verstand zu lesen, muß man auch Verstand haben, was bei Herrn Großniklaus bisweilen etwas zweifelhaft ist. Endlich ersuchen wir ihn, künftig etwas mehr an das Gleichniß vom Splitter in des Nächsten, und vom Balken im eigenen Auge zu denken.

Deutschland. Durch Auswanderung hat Kurhessen in der Periode von 1852 bis 1855 nicht nur den gesammten Ueberschuß der Bevölkerung verloren, sondern noch eine absolute Einbuße von 18,836 Menschen erfahren.

— Seit dem 1. Januar bis 31. Oktober dieses Jahres betrug die Auswanderung über Hamburg 23,776 Personen. Im vorigen Jahre waren im gleichen Zeitraume 17,542 Personen (darunter 2848 indirekt) befördert worden.

Oesterreich. Die Gesellschaft, welche sich in Triest gebildet, um eine regelmäßige Verbindung mit Südamerika herzustellen, wird von der Anzahl Schiffe, welche sie zu dem Zweke bauen läßt, ihr erstes in den Anfangsmonaten des nächsten Jahres an den Ort der Bestimmung abfahren lassen. Allmonatlich soll ein anderes folgen.

Frankreich. Havre. Die Havrer Auswandererspediteure machen dieses Jahr schlechte Geschäfte. Eine der angesehensten Firmen ist in Folge der Liquidation der „Union Line“, wobei sie viel Geld verlor, im Begriff einzugehen. B., ein Basler, ist mit einem Defizit von 60,000 Franken durchgegangen; seine Hinterlassenschaft galt bei der Gant wenige hundert Franken. Ein Basler Auswanderungsgeschäft ist stark betheiligt.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Man rechnet, Herr Buchanan werde eine Majorität von 30 Stimmen im Kongreß und von 14 Stimmen im Senate haben. Buchanan will unerwarteter Weise die Zulassung von Kansas in die Union als freien Staat. Dafür soll dann Texas in zwei Sklavenstaaten gespalten werden. Die Herren Foncey aus Connecticut, Slidel aus Louisiana und Wyse aus Virginien werden wahrscheinlich Mitglieder des Kabinets sein.

— (Die Abstimmung.) Nach den Stimmtabellen des „Herald“ erhielt in den nördlichen Staaten Buchanan 348,294, Fillmore 199,934, Fremont 554,187 Stimmen, d. h. so viele Bürger stimmten für Wähler, welche den genannten Kandidaten günstig sind. Das Resultat ist, daß 51 Buchanan-Wähler, kein Fillmore-Wähler, und 125 Fremont-Wähler gewählt wurden: daß demnach Fremont sich im Norden einer Majorität von 205,893 indirekten und 74 direkten Wählern rühmen kann. In den südlichen Staaten erlangte Fremont keine einzige Stimme, Fillmore 26,192, Buchanan 108,435. Der Süden gab also Buchanan eine Majorität von 82,243 indirekten und 104 direkten Wählern (da Fillmore 8 und Buchanan 112 direkte Wahlstimmen hatte). Im Süden und Norden zusammen hat Buchanan 163, Fremont aber nur 125 Stimmen. Aus dem speziellen Tableau der Abstimmungen geht ganz deutlich hervor, daß Pennsylvanien mit seinen 27 Stimmen wirklich den Ausschlag gegeben hat.

— Ein amerikanisches Blatt macht einen detaillirten Kostenüberschlag über die Wahlkosten für die verschiedenen Parteien aus Anlaß der neuesten Präsidentenwahl. Als Summe stellt sich über 60 Millionen heraus. Dabei figuriren 1000 Wahlredner, je auf drei Monate gemiethet zu 500 Dollars, im Durchschnitt mit 500,000 Dollars.

— Die Wahl Buchanan's ist nicht ohne Messerstiche und Flintenschüsse abgelaufen. In Baltimore wurden etwa 50 Personen verwundet.

— (Witterung.) Der erste Schnee ist in Philadelphia, Baltimore und Washington am 31. Okt. gefallen. In New-York ist das Wetter rauh; Schnee ist noch nicht gefallen.

— (Die Getreideernte.) Der „Price Current“ von Cincinnati veröffentlicht das genaue Ergebniß der dießjährigen Ernte in den Vereinigten Staaten; er schlägt dieselbe auf reichlich 10 Prozent besser an, als in den Vorjahren. Die 28 Staaten produzirten dieses Jahr 142,836,000 Buhel Getreide, und zwar: Maine 400,600, New-Hampshire 230,600, Vermont 640,000, Massachusetts 46,000, Connecticut 60,000, New-York 16,200,000, New-Jersey 1,800,000, Pennsylvanien 18,250,000, Delaware 700,000, Maryland 5,100,000, Virginien 12,500,000, Nord-Carolina 4,200,000, Süd-Carolina 2,100,000, Georgien 1,750,000, Alabama 1,200,000, Mississippi 500,000, Texas 150,000, Arkansas 300,000, Tennessee 3,200,000, Kentuky 5,750,000, Missouri 5,600,000, Illinois 14,600,000, Indiana 11,250,000, Ohio 16,000,000, Michigan 5,200,000, Wisconsin 8,250,000, Iowa 4,100,000, Kalifornien 1,600,000 Buhel.

— (Rükwanderung.) Wie amerikanische Blätter schreiben, ist die Rükwanderung von New-York nach Europa auch in diesem Jahre ziemlich bedeutend, und die Zusammenstellung der in den lezten sechs Monaten alleiu vom New-Yorker Hafen nach Liverpool beförderten Rükwanderer ergiebt eine Zahl von zirka 8000. Außerdem kehrte noch eine verhältnißmäßige Anzahl von Boston und Philadelphia nach Europa zurük.

— (Buchhändleranzeige aus dem Süden.) „Heimisches Schriftthum. Jene, welche der Yankee-Bücher müde sind, welche gar oft eine schlechte Regierung und noch schlechtere Sitten predigen, können sich zu gesündern und reinern Erzeugnissen der Heimat wenden. Randolf, Verleger in Richmond, verkauft: biblische und statistische Ansichten zu Gunsten der Sklaverei; 8. Auflage. Die virginische Geschichte der afrikanischen Kolonisation. Dew's Versuch über Sklaverei. Fletcher über Sklaverei. Furchtsame Staatsmänner sollten diese Bücher lesen; sie würden zufrieden gestellt durch die Segnungen der Sklaverei. Virginische Verhandlungen von 1788—89. Politiker, die es nie lesen, schwören auf dieses Buch. Russins landwirthschaftlicher Versuch. Kauft es und die Erde wird diese Höflichkeit mit einem Lächeln lohnen.“

— New-York. Der berühmte Kommunist Schneider Weitling ist in neuester Zei in Castle Garden angestellt! Daß der zum Runner paßt, unterliegt gar keinem Zweifel.

— Texas. In Sisterdale ist am 12. Okt. Hr. G. M. v. Ross, der vieljährige Redaktor der Allgemeinen Auswanderungs-Zeitung in Rudolstadt, plözlich gestorben.

Kanada. Die Eisenbahn von Montreal nach Toronto ist am 27. Oktober eröffnet worden. Die Strecke wird in 14 Stunden zurükgelegt.

Mexiko. Die Stadt La Paz in Unterkalifornien ist am 16. Oktober durch einen Orkan beinahe ganz zerstört worden. Sämmtliche im Hafen liegende Schiffe wurden dabei an den Strand geschleudert und zerschellt; auch einige Leute kamen dabei um's Leben. Der Sturm, der von Regen begleitet war und von allen Richtungen her wüthete, dauerte dreißig Stunden. Die Häuser, die er verschonte, wurden von der Fluth weggeschwemmt.

Zentralamerika. Ob Walker seine Feinde zurükgeschlagen, wie behauptet wurde, und der „New-York-Herald“ noch behaupt, ist noch immer sehr ungewiß. Der „Constitutionnel“ erhält nun Berichte aus Granada vom 14. Oktober, nach welchen die Sachen keineswegs so günstig für Walker stehen. Am 11. Oktober habe nämlich Walker Granada verlassen, um dem Feinde entgegen zu gehen, kaum aber hatte er sich von der Stadt entfernt, als eine Schaar aus Nicaragua dieselbe überfiel, die zurükgelassene Garnison erschlug oder in die Flucht jagte, die Archive Walkers mit sich fortnahm, seine Kriegsvorräthe zerstörte und sich dann wieder zurükzog. Am 12. Oktober sei dann Walker zurükgekehrt, ohne den Feind gesehen zu haben, und befinde sich nun in einer sehr verzweifelten Lage.

— Man behauptet, Walker habe die Sklaverei eingeführt. Das Wahre ist: die Bundesversammlung hat die Abschaffung beschlossen, und Walker hat ihre Beschlüsse aufgehoben, dabei aber ausdrüklich alle Rechte anerkannt, die etwa durch dieselben erworben worden.

Südamerika. Englisch-Guyana. Als ein Beispiel der glüklichen Stellung der in Demerara einwandernden Kulis wird in „Galignanis Messenger“ erwähnt, die auf der „Kaiserin Eugenie“ Heimkehrenden haben als Ersparniß 20,543 Dollars mit sich geführt.

Französisch-Guyana. Aus Cayenne wird wieder die Auffindung reicher Goldminen berichtet. Daß dort Gold vorhanden, ist schon längst konstatirt, eine andere Frage aber, ob die Minen so reichhaltig sind, der ganze Lärm vielleicht bloß eine Spekulation auf Einwanderer in das arbeitender Hände so bedürftige Land.

Neu-Granada. Der britische Konsul zu Bogota hat wegen Rükweisung gewisser Ansprüche englischer Bürger seine Flagge eingezogen, und es sollen nun alle Häfen Neu-Granada's gesperrt werden. Der Statthalter der Provinz Carthagena erklärt hierauf in einer Ansprache, man werde dieser Maßregel nichts entgegensezen, als die guten Rechtsgründe, die in den Augen der gesitteten Welt schwerer wiegen, als die größten Flotten und Heere.

Brasilien. Im Hafen von Bahia wurde am 22. September der Schraubendampfer „La France“, der zweite der Marseiller Linie nach Brasilien, durch Feuer völlig zerstört.

Australien. Vandiemensland. Die Bevölkerung der Insel Tasmania oder Vandiemensland belief sich am 31. Dezember 1855 auf 97,069 Seelen, dieselbe vermehrte sich während desselben Jahres um 7813 Köpfe. Diese Zahlen sind sehr befriedigend, denn sie zeigen, daß der in Folge der Goldentdekungen in andern Theilen Australiens stattgehabte Bevölkerungsabzug der Insel im Grunde nichts schadete, da diejenigen, welche sich dorthin als Goldgräber begaben, meist wieder hierher zurükkehrten, um dauernd ihren Siz in der Kolonie zu nehmen. Als Gold zuerst in Australien entdekt wurde, also im Jahre 1851, besaß Tasmania eine Bevölkerung von 69,497 Seelen. Im Jahr 1852 verlor die Insel in Folge ebendesagter Ursache 9288 Bewohner; in dem darauf folgenden Jahre wanderten jedoch schon wieder 2298 Seelen mehr ein als aus. In 1854 erlitt die Kolonie wieder eine Verringerung von 1755 Seelen, indem in diesem Jahre die Einwanderung nur sehr gering war. In 1855 trat in der Populationsstatistik zuerst der angegebene günstige Wendepunkt ein. Bekanntlich ist nun auch auf Tasmania Gold entdekt worden.

Feuilleton.

Die Wolfsglokе.

Von Gerstäker.

(Fortsezung.)

Es lag eine so freudige, vertrauensvolle Zuversicht in den Worten, daß sie selbst der muthlosen Jungfrau neue Hoffnung gab. Durch das Gerüchт von des Fremden Kenntniß im Fallenstellen war aber auch Benjamin aufgereizt worden, seine Anstrengungen zu verdoppeln, daß er nicht etwa durch Lässigkeit sein ganzes Glük versäume. Einen fast fröhlichen Abschied nahm er von dem schwermüthigen Mädchen, küßte ihr die thränenden Augenlider, schulterte seine Büchse und wanderte frisch uno getrost in den dunkeln Wald hinein.

Die Fallen, die Ben Holik für Wölfe stellte, befanden sich alle ziemlich in der Nähe der Ansiedlungen, da die wilden Bestien die bewohnten Plätze, wohin sich das Vieh Abends zurükzog und wo auch die säugenden Sauen ihre Betten hatten, am liebsten aufsuchten. Eine besonders, auf die er seine Hoffnung sezte, da sie nicht weit von einem Wechselpfad der Wölfe zwischen zwei Hügelketten lag, war mit einer außerordentlichen Sorgfalt hergerichtet und so gestellt, daß sie von den Wölfen gesehen werden mußte. Ebenso stak die trefflichste Lokspeise, die ganze Keule eines erst gefallenen Pferdes, daran, und den Vortheil hatte sie noch außerdem vor den übrigen, daß er nicht jedesmal, wenn er nachsehen wollte, ob sich etwas gefangen habe, dicht hinzugehen brauchte, wodurch er gezwungen gewesen wäre, Spuren zurükzulassen, sondern von einem nicht fernen, ziemlich steilen Hügelrüken aus, der dort in eine starre Felsspize vorragte, mit seinen Adleraugen den ganzen Platz recht gut übersehen konnte. Ließ sich dann auch nicht gleich bestimmen, ob sich etwas gefangen hätte, so ließ sich doch recht gut erkennen, ob die Falle noch aufgestellt oder niedergeschlagen wäre.

In der Nacht mochte er freilich den Ort nicht stören, deßhalb ging er jezt geradenwegs zu seinem Lagerplaz, den

er sich, bis er sein Ziel erreicht, in den Bergen aufgeschlagen, entzündete dort sein Feuer wieder, verzehrte sein einfaches Abendbrod, rollte sich in seine Deke und war bald sanft und süß, jeder weitern Anstrengung für diese Nacht entsagend, eingeschlafen.

Am Morgen bedurfte er des Hahnenschreis nicht, munter zu werden; sowie der „Whip poor will" seine ersten klagenden Laute wieder hören ließ, sprang er auf, kochte seinen Kaffee, den jeder Jäger gebrannt und gemahlen in einem Leinwand- oder Ledersäkchen bei sich führt, und erwartete nun ungeduldig den ersten matten Dämmerschein, der sich im Osten zeigen würde.

Endlich, endlich kam das dießmal so heiß ersehnte Licht, mit dem sich der Wolf jedesmal wieder in seine bestimmten und gewöhnlich unzugänglichen Schlupfwinkel zurükzieht — und vorsichtig, dürre Aeste und brechendes Holz meidend, damit das Geräusch nicht etwa noch in der Nähe weilende Bestien aufscheuche, kroch er in der That mehr, als er ging, dem Felsen zu, der ihm zur hohen Warte diente.

Jezt hatte er ihn erreicht — jezt konnte er den flachen, eben von grauem Licht kalt durchgossenen Flek überschauen -- beim Himmel, der ungewisse Schein mußte ihn täuschen — er vermochte das aufgestellte Dach der Falle nicht mehr zu erkennen. — War sie -- war sie niedergeschlagen?

Das Herz schlug ihm in fieberhafter Ungeduld, und gewaltsam fast bezwang er sich, den heller herausbrechenden Morgen abzuwarten, ehe er seine Fährte dem Thalgrunde einpresse.

Aber lange hielt er es so nicht aus; weder Ruhe noch Rast ließ ihm die Ungeduld, und je mehr er jezt den Blik anspannte, die Gegenstände unter sich zu erkennen, desto deutlicher wurde ihm die Thatsache, und der Zweifel endlich zur Gewißheit. — Die Falle war wirklich zugeschlagen, und es m u ß t e also ein Wolf in ihr steken, denn die Kühe, die manchmal, sehr zum Aerger der Jäger und zu ihrem eigenen Schreken, die Stüzen umstoßen, kamen gar nicht in dies felsige grasleere Thal hinunter.

„Betsy!" das war der einzige Laut, den er, sich selbst vielleicht unbewußt, ausstieß, als er mit flüchtigen Füßen den Thalgrund hinab und der Stelle zuflog, wo im Schatten dichter Sassafras und Spicebüsche, gar schlau in einen wilden Haufen des dort von dem manchmal reißend geschwollenen Bergstrom hingeschwemmten Holzes hineingestellt, und von dem klar vorbeisprudelnden Wasser bespült, die Falle stand.

„H u r r a h!" er konnte sich nicht helfen, er m u ß t e seinem Jubel wenigstens in e i n e m recht herzlichen, recht aus tiefster innerster Seele kommenden Aufschrei Luft machen. — Und er hatte wahrlich auch Ursache, darüber zu jauchzen, denn in der Falle saß, scheu und verschämt, als ob er sich genirte, bei dem heller und heller heraufdämmernden Tageslicht hier noch ertappt zu sein, ein prachtvoller rabenschwarzer männlicher Wolf, und die Augen funkelten dunkelglühend zwischen den wohl eine Hand breit auseinanderliegenden Stämmen nach dem grimmsten Feind durch, dem er in diesem Theile des Waldes hätte in die Hände fallen können -- dem jungen Jägersmann entgegen.

„Siehst Du, Bestie, sagte aber der, so habe ich Dir endlich das Handwerk gelegt, Du alter grauer Sünder — wirst die andern wohl gestern von der gefundenen und so vortrefflich geglaubten Beute weggebissen haben und sizest jezt in der beneidenswerthesten Lage von der Welt hinter Glas und Rahmen. Nun warte nur, Dir ist noch weit besserer Spaß aufbewahrt. An's Leben geht's Dir dießmal allerdings nicht gleich, wenn Du aber nur erst einmal mit der Gloke um den Hals spazieren läufst, so wirst Du schon finden, was es heißt, in Ben Holik's Hände gefallen zu sein!"

Der Wolf fletschte, als er sich nach der Falle hinunter bog, ingrimmig die Zähne gegen ihn, behauptete aber seinen Plaz und schien, wie ein ärgerlicher Hund, nur einen Angriff zu erwarten, um gleich zufahren zu können. Ben dachte aber gar nicht daran, ihn weiter zu reizen, sah nur noch einmal lächelnd nach ihm zurük und rief:

„Bin Dir nicht böse, alter Bursche, bist zwar ein gar unwirsch aussehender Brautwerber, sollst mir aber doch zur Braut verhelfen, und da müssen wir schon gute Freunde mitsammen bleiben."

Und einen fröhlichen Gruß dem Gefangenen hinüberwinkend, warf er seine Büchse über die Schulter und sprang in flüchtigen Säzen den ziemlich steilen Abhang der Schlucht hinauf, um die Ansiedlung auf dem geradesten Wege und so rasch als möglich zu erreichen, damit er von dort aus gleich Hülfe herbeiholen könne, dem wilden Burschen das Halsband mit der Gloke umzulegen, und ihn dann wieder -- hei! wie er springen würde! -- frank und frei laufen zu lassen.

So hatten die Männer der Ansiedlung (die sie, um ihr doch eine Art Stadtnamen zu geben, W o o d v i l l e getauft, obgleich sie nur aus drei Häusern und zwei Ställen bestand) den jungen Jägersmann noch nie gesehen. Jubelnd und jauchzend kam er in Suttons Haus gesprungen, umarmte, in Ermanglung der Tochter, den alten Sutton selber, und schwazte eine solche Masse tolles Zeug von Wölfen, Skalpen, Farmen, Gloken, Striken und Holzhaufen, daß eine Art Gerücht, „Wolfs Ben sei wahnsinnig geworden", schon wirklich anfing Glauben zu gewinnen.

Nach und nach klärte sich aber die Sache auf, und der alte Sutton erfuhr kaum, um was es sich handle, als er auch schon selber mit fast eben solchem Eifer darauf einging und jezt nur bedauerte, daß Metcamp den Augenblik nicht gegenwärtig wäre, da er ebenfalls die Nacht im Wald gewesen sei, um sein Glük zu versuchen.

„Hallo, jezt bekommen wir am Ende gar zwei!" lachte der Alte endlich, während er seine Büchse vom Nagel nahm und die Kugeltasche umhing. Metcamp hatte verdammt gute Aussichten, und scheint seiner Sache ziemlich gewiß zu sein. Nun, schadete nichts; dann theilt Ihr die Prämie und zwei Wölfe wären am Ende immer noch sicherer als einer. Ist Euerer denn ein Wolf?"

„Ei und solch ein derber Bursche, wie nur je einer ein Kalb zerrissen hat."

„Vortrefflich, vortrefflich! Nun so kommt, Benjamin, und du, Scip', kommst gleich mit den andern beiden nach; wo ist's denn? an der Froschquelle sagtet Ihr?"—

„An den Wassern der Froschquelle, etwa sechshundert Schritt von dem scheidenden Bergrüken und gerade da gegenüber wo des „Teufels Kanzel" über den Bach hängt."

„Nun da könnt Ihr ja gar nicht fehlen — also die Strike und den Sak — habt Ihr das Halsband, Ben?"

Der junge Mann bejahte es, klingelte mit der kleinen Gloke und schien selber die Zeit nicht erwarten zu können, wo sie wieder aufbrechen würden, seine Siegstrophäen in Empfang zu nehmen. —

Mit raschen Schritten wanderten die beiden Männer den schmalen Pfad entlang, der von der Ansiedlung aus in den Wald lief, verließen diesen aber bald darauf wieder, eine nähere Richtung einzuschlagen, und benuzten einen von den Hügeln hin auszweigenden Abhang, der in leiser Niederdachung den Wassern der Froschquelle zuführte.

Aber, Ben, Ihr habt ihn doch auch sicher? fragte da Sutton, ganz plözlich stehenbleibend, und sah den jungen Jägersmann dabei mißtrauisch von der Seite an. Ihr wart mir heute Morgen so — so kreuzfidel — es ist zwar noch etwas früh — ich hoffe doch nicht, daß Ihr mich etwa zum Narren habt?"

Ben Holik lachte, als ob er im Leben nicht wieder zu sich selber kommen wollte, und schüttelte das Halsband, das er in der Hand trug, dermaßen, daß der Ton hell und klingend durch den Wald tönte. —

„Hahahaha -- das ist kostbar. Nein, Sutton — das ist wirklich kostbar — jezt — jezt fällt Euch auf einmal ein — hahaha — daß ich Euch könnte — hahaha — angeführt haben!"

„Mr. Holik! —"

„Nein, lassen Sie's gut sein, Sir, sagte der Jägersmann, plözlich seine Fröhlichkeit zügelnd, da er sah, wie ernst der alte Mann die Sache zu nehmen schien. Sie dürfen aber wahrlich nicht bös darüber sein, wenn ich vielleicht ein Bischen zu munter bin — es freut Einen doch, am Ende so einen verwünschten Kälberdieb, der so oft und schlau jeder Versuchung widerstanden hat, zulezt doch noch überlistet zu haben. Wir müssen übrigens gleich an Ort und Stelle sein; da drüben seh' ich schon die Kiefern der Teufelskanzel über das andere Schwarzholz hervorragen, und gleich dort unten, wo der Hikory über die enge Schlucht gestürzt ist, liegt das Triftholz, wo meine Falle steht. Die Neger werden den Plaz doch finden?"

„Scipio kennt jeden Fußbreit Boden hier, sagte Sutton. Also hier unten stekt die Bestie; nun warte, mein Schaz, Du sollst Deinen Kameraden so lange Musik vormachen, bis ihnen vor lauter Bimmeln die Ohren klingen. Hört, Ben, dies ist ein nichtsnuziger Weg hier; wir sind auch wohl gerade auf den steilsten Flek gekommen — nun, Ben? -- wollen wir noch ein Bischen? — was habt Ihr denn zu guken?"

Der junge Mann war auf einen umgefallenen Baumstamm getreten, hatte mit der Linken den niederhängenden Ast einer jungen Buche gefaßt und schaute mit stierem unverwandtem Blik die Schlucht hinab in die Tiefe -- erwiderte aber kein Wort.

„Nun, Ben? -- was giebt's? -- Ihr wißt wohl selber nicht mehr recht, wo Ihr daheim seid? rief der Farmer und sah ungeduldig nach ihm zurük — wir sind wohl in der falschen Schlucht?"

Ben Holik erwiederte keine Sylbe; nur bleichen Angesichts und keines Wortes mächtig, deutete er nach einem wirren Haufen wild über einander gestürzter dürrer Aeste und Stämme, zwischen dem das scharfe Auge des alten Mannes gar bald das rauhe vierekige und massive Gestell einer zugeschlagenen Wolfsfalle, wie sie in den Wäldern eben üblich ist, erkannte.

„Meiner Seel', an den falschen Kasten gerathen; brummte der Greis, nachdem er sich durch einen zweiten Blik überzeugt hatte, wie die Falle leer sei, — na, das fehlte auch noch, jezt können wir die steile Partie wieder hinauf machen."

Er wandte sich, den Berg wieder empor zu klimmen, hier aber fiel ihm das verstörte wilde Aussehen des eben noch so fröhlichen Jägers auf, und als er schon den Mund öffnete, ihn zu fragen, was ihm fehle, hörte er die halblaut und heftig ausgesprochenen Worte desselben:

„Sie ist l e e r!"

„Da unten in d e r hat der Wolf gesessen?" fragte der alte Farmer rasch und erschrekt.

„Dort unten", lautete die monotone Antwort des aus seinen Himmeln erbarmungslos Niedergeschmetterten.

„Na, das ist eine schöne Geschichte", murmelte Sutton, klomm, so rasch dies eben gehen wollte, und sicherlich viel rascher, als er im Anfang beabsichtigt, den steilen Hang hinunter und stand gleich darauf vor der allerdings leeren, aber heruntergeschlagenen Falle.

Das Fleisch im Innern war augenscheinlich nicht berührt, eine Art Wolfsgeruch glaubte er aber selber zu wittern, und bei genauerer Untersuchung entdekte er an dem einen rauhen Balken sogar einzelne weiße Bauchhaare, die kaum von einem andern Thiere als von einem Wolfe herrühren konnten. Wo aber war dieser hin verschwunden, denn daß er sich sollte unter der schweren Klappe vorgearbeitet haben — Sutton stemmte seine Schulter darunter und suchte sie emporzuheben, er war es kaum im Stande -- schien rein unmöglich.

Während er noch so beschäftigt war, stieg Benjamin Holik langsam und schweigend zu ihm nieder, stellte seine Büchse an den nächsten Baum, legte Halsband und Gloke daneben und trat dann dicht zur Falle heran, die er, ohne sie jedoch zu berühren, auf das Aufmerksamste und Genauste betrachtete.

„Und Ihr habt heute Morgen wirklich einen Wolf darin gefangen gehabt?" fragte Sutton nach längerer Pause, während er troz des Beweises der gefundenen Haare ungläubig dabei mit dem Kopfe schüttelte.

„Ich gebe Euch mein Ehrenwort, sagte Ben tonlos -- ein starker männlicher Wolf stak in der Falle, als ich vor kaum einer Stunde diesen Plaz verließ; d r e i Wölfe hätten aber nicht Kraft genug gehabt, diese Balken emporzuheben und darunter vorzuschlüpfen, und w e n n ihnen das wirklich gelungen wäre, so mußte wenigstens die Hälfte ihres ganzen Pelzes an der rauhen Rinde dieser Stämme hängen geblieben sein."

„Das dachte ich eben auch, sagte Sutton — und Ihr wißt gewiß, daß es auch wirklich ein Wolf" —

„Nun, zum Henker! rief der Jäger, dem der Ingrimm über die getäuschte Erwartung auch endlich durch das sonst überhaupt nichts weniger als geduldige Hirn zu blizen begann; ich werde doch einen Wolf von einem Stük verendeten Pferde unterscheiden können? — aber da — seht hier — und — und überzeugt Euch selber!"

Noch während er sprach, sprang er plözlich auf die Falle zu, warf mit einem Ruk seiner gewaltigen Kraft die Klappe zurük, als ob's ein loses Brett gewesen wäre, und schwang sich mit einem Saz über die niedere Wand in's Innere.

„Da! rief er, während er vor sich auf den feuchten Boden niederzeigte — da und da — und da sind die Spuren der Bestie, wenn Ihr denn meinen Worten nicht mehr glauben wollt; hier ist die Stelle, wo sie die Fänge in die Lokspeise einschlug, als die Klappe wahrscheinlich zufiel. — Wollt Ihr mehr Beweise, daß ich Euch nur eine Thatsache verkündet und nicht etwa eine — Lüge in den Bart geworfen habe? Pest und Gift, das hat mir Einer der schleichenden Halunken, die mich in der Ansiedlung immer nur so scheu von der Seite anblinzen, wenn ich einmal hinauf komme, zum Possen gethan; — herausgelassen, muthwillig herausgelassen ist das Raubthier, und weiß es Gott, Dem, der seine Hand in so schmählich schändlicher Art an Ben Holiks Eigenthum gelegt hat, wäre besser, er hätte den Washita in seinem Leben nicht gesehen, als daß er mir, hab' ich ihn erst aufgespürt, wieder unter die Augen käme!"

„Hm, das ist eine wunderliche Geschichte, brummte der Alte, wer, zum Henker! soll sich die Mühe geben, Euch die Wölfe aus der Falle zu lassen? Und müßte er nicht die ganze Nacht gerade hinter Euch her gekrochen sein, um den einzigen Zeitpunkt, wo er es unentdekt thun konnte, so genau abzupassen?"

Ben erwiederte nichts, sondern stieg aus der Falle und suchte auf dem Holz nach irgend einem Zeichen, das ihn vielleicht hätte auf die richtige Spur bringen können. Das trokene Holz bot seinem Auge aber nichts, von dem geleitet, es hätte weiter forschen können — nur die Spuren von Haaren entdekte er bald, auch die Fährten des Raubthieres, wo es vom lezten Stamm hinab auf die weiche Erde gesprungen und dann wieder die andere Seite der Schlucht hinauf in geradester Richtung seinen Schlupfwinkeln zugeflohen war.

(Fortsezung folgt.)

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".

Einrückungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 49. | Samstag den 6. Dezember. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | **1856.**

Amtliche Nachrichten aus Brasilien.

Die Anfangs Novembers in Europa angekommene brasilianische Post hat manche interessante Nachrichten über die in unserm Blatte behandelten Verhältnisse gebracht, deren wesentlichen Inhalt wir theils zur Ergänzung, theils zur Berichtigung unserer frühern Mittheilungen hier folgen lassen.

Der neueste Bericht des Ministers des Innern an die gesezgebenden Kammern enthält folgende Angaben über die Bevölkerung Brasiliens. Minas Geraes zählt 1,300,000 Seelen, Rio de Janeiro 1,200,000, Bahia 1,100,000, Pernambuco 950,000, San Paulo 500,000, Ceara 385,300, Maranhao 360,000, Parahyba 209,300, Para 207,400, Alagoas 204,200, San Pedro do Sul 201,300, Rio Grande do Norte 190,000, Sergipe 183,600, Goyaz 180,000, Piauhy 150,400, Santa Catharina 105,000, Matto Grosso 85,000, Parana 72,400, Espirito Santo 51,300, Amazonas 42,600; sämmtliche Provinzen zusammen also 7,678,100. In runder Zahl wird man daher 8 Millionen annehmen können.

Für den Elementarunterricht bestanden im Jahr 1855 in der Hauptstadt Rio Janeiro und 19 Provinzen zusammen 1571 vom Staate erhaltene öffentliche Schulen, mit im Ganzen 61,620 Schülern. Weiter zählten die vom Staate unterhaltenen Schulen für den Unterricht des zweiten Grades in der Hauptstadt und 16 Provinzen 5000 Schüler. Nimmt man für die Provinzen, über deren Schulzustände für das Jahr 1855 die amtlichen Berichte fehlen, die Zahlen des Vorjahres und rechnet diese zu den obigen hinzu, so ergeben sich resp. 62,375 und 5636 Schüler oder insgesammt 68,011 Besucher der Primar- und Sekundarschulen des Staates. Aus der Hauptstadt und 16 Provinzen liegen ferner Angaben über den Besuch der Privatschulen beider Grade vor, und stellt sich demnach eine Schülerzahl dieser von 21,766 heraus, eine Summe, die für die Gesammtzahl der Provinzen sich auf mindestens 22,500 erhöhen dürfte. Die beiden Rechtsschulen von San Paulo und Recife zählten 627, die beiden medizinischen Fakultäten von Rio de Janeiro und Bahia 422 Studenten. Rechnet man zu diesen nach einem mäßigen Anschlage die nicht mitverzeichneten Schüler der geistlichen Seminarien und der Rechtsschulen, so wird sich die Gesammtzahl aller Schulbesucher Brasiliens im J. 1855 über 95,000 belaufen; es kamen also auf je tausend Köpfe der Bevölkerung etwa 12 Schüler.

Dem Postwesen des Reiches wurde im Jahre 1855 eine neue Erweiterung zu Theil, indem 20 neue Postagentien und 9 neue Postlinien geschaffen wurden. Die Zahl sämmtlicher Agentien hob sich dadurch auf 417, unter 21 in der Reichs- und den Provinzialhauptstädten bestehenden Hauptpostämtern.

Die Vermessung der öffentlichen Ländereien schreitet rüstig vorwärts und zwar werden vorzugsweise diejenigen Ländereien in Angriff genommen, wo schon Ansiedelungsgebiete sich gebildet haben, wie z. B. in Rio Grande do Sul, Parana, Santa Catharina, besonders auf den Kolonieen Blumenau und Dona Francisca, ferner San Paulo, Rio de Janeiro, Espirito Santo u. s. w. Laut Angabe der General-Landesbehörde (Repartiçao geral das Terras publicas) in Rio de Janeiro werden die darauf bezüglichen Ausgaben vom 1. Juli 1857 bis 30. Juni 1858 auf folgende Summen sich erheben:

1)	Für die Beamten und Kanzlei in Rio	23,300 Milr.
2)	Für die Beamten in 9 Provinzen, in welchen schon untergeordnete sogenannte „Spezielle Landämter" errichtet sind, aber noch anderweitig errichtet werden sollen	61,660 „
3)	Für Vermessung und Absteckung von Ländereien in 9 Provinzen	545,000 „
4)	Für Kommissarien in den Provinzen Amazonas und Matto-Grosso	6,000 „
5)	Für Einführung und Ansiedelung von -Kolonisten	306,926 „
	Voranschlag im Ganzen	962,886 Milr.

Die unter 5) berechneten Kosten sind für Prämien ausgesezt, welche den Unternehmern der verschiedenen Kolonien für die von ihnen herbeigezogenen und angesiedelten Einwanderer ausbezahlt werden; nach Angabe des Ministers des Innern sollen sich leztere im Ganzen auf mindestens 37,000 Seelen belaufen, aber diese Zahl sich auf vier Jahre vertheilen. Den einzelnen Unternehmern sind 92 Quadratlegoas für den Preis von 414 Contos verkauft. Der obige Voranschlag der Generallandsbehörde kann übrigens nur für die bereits bestehenden Kolonisationsunternehmungen als maßgebend betrachtet werden; denn die Kolonisation wird zufolge dem Beschlusse der am 20. Sept. beendigten gesezgebenden Generalversammlung, welche für Kolonisationszwecke 6000 Contos bewilligt hat, auf viel größerem Fuße betrieben werden.

Aus dem Berichte des Ministers des Innern entnehmen wir ferner, daß außer den von uns angegebenen beiden Kolonien Rio Novo und Santa Isabel in der Provinz Espirito Santo noch eine dritte, die Kolonie Santa Maria, von der Regierung angelegt wird, welche am Flusse gleichen Namens beim großen Wasserfalle sich befindet. Es sind dazu 4 Quadratlegoas bestimmt, welche in Parzellen von 62,500 Quadratbrassen vermessen werden, und da jede Quadratlegoa 9 Millionen Quadratbrassen enthält, so wird diese Kolonie 576 Grundstüke von obiger Ausdehnung enthalten und einer gleichen Anzahl von Familien ein Unterkommen bereiten. Von diesen 4 Legoas werden 500,000 Quadratbrassen in bester Lage zur Anlegung der Ortschaft bestimmt und in Stadtloose getheilt, wovon jedes 10 Brassen lang und 25 tief ist. Rechnet man nun die Brasse auf 7 Fuß rheinländisch, so werden jeder Behausung 12,250 Quadratfuß zugetheilt. Zur vorläufigen Aufnahme von 50 Familien wird ein Gebäude errichtet, so wie auch Wohnungen für den Direktor und die erforderlichen Magazine angelegt werden. Eine Straße von der Kolonie nach dem Verschiffungshafen am Santa Maria wird gebaut. Derselbe liegt nur einige Legoas nördlich von der Hauptstadt Vittoria, während Santa Isabel ungefähr in gleicher Entfernung aber in südwestlicher Richtung gelegen ist. Die jüngste Zählung dieser leztern Ansiedlung ergibt 225 Kolonisten. Sie haben schon gegen 150,000 Kaffeebäume gepflanzt, welche bereits einen Ertrag von 6000 Arroben liefern. Außerdem hat die Kolonie 1200 Alqueiren Maniokmehl, auch Bohnen und Mais ausgeführt, und der Viehstand an Rindern und Pferden soll mehr als 200, außer vielen Schweinen und Geflügel. Daraus geht hervor, daß die Ausfuhr von Kaffee und Maniokmehl allein etwa auf den Werth von 30 Contos sich erhebt und diese deutsche Niederlassung in gedeihlichem Fortschritte sich befindet. Nach einigen Jahren werden die erwähnten Kaffeepflanzungen mindestens 12,000 Arroben jährlich liefern. — Die größte Kolonie von Espirito Santo hat Rio Novo Aussicht zu werden. Die Gesellschaft „Associaçao Colonial do Rio Novo", deren Präsident der Major C. Dias da Silva ist, hat an mehreren kahnbaren Küstenflüssen im Süden der Provinz, nur wenige Legoas vom Meere entfernt, von der Regierung nicht weniger als 20 Quadratlegoas Land gekauft. Auf dieser so günstig gelegenen Streke sollen 2880 Familien angesiedelt werden, von denen jede 40—50,000 Quadratbrassen in Erbpacht, gegen einen jährlichen Zins von 100 Franken, erhält. Der vierte Theil des Grundstükes ist abgeholzt und es steht eine landesübliche Wohnung darauf. Die den Kolonisten gestellten Bedingungen sind sehr günstig. Außer dieser Landstrekе von 20 Quadrat-Legoas, welche die besagte Gesellschaft für 120,000 Gulden gekauft hat, sind aber noch weitere 20 Legoas in der dortigen Gegend zur Ansiedelung verfügbar, woraus hervorgeht, daß über 5000 Familien ihr Unterkommen daselbst finden werden. Ueberhaupt enthält die Provinz Espirito Santo noch große Streken dicht bewaldeter Staatsländereien, und da die meisten sehr fruchtbaren Boden haben, wie es aus den Holzarten zu ersehen, womit die Wälder bestekt sind, so wird dort in wenigen Jahren ein großes Ansiedelungs-Gebiet sich gestalten, wozu die bestehenden Verhältnisse von selbst einladen.

Die Zahl der Parceriakolonieen in San Paulo gibt dieser Bericht auf 33 (der vorlezte hat 31, eine ihm fehlende, schon früher bestandene, Velha, haben wir Seite 65 genannt), und deren Kolonistenbevölkerung auf 3517 Köpfe an.

Ueber die Provinz Parana sagt der Bericht, daß die Kolonie Superaguhy nicht vorwärts wolle, weil es an Händen fehle. Auf der Kolonie des Dr. Faivre, Dona Thereza am Ivahy, befinden sich 40 Familien, welche aus 170 Köpfen bestehen, wovon die meisten Brasilianer sind. Es scheinen also keine Franzosen mehr neu hinzugekommen zu sein. In der Nähe der Stadt Coritiba wird ein

Normal-Garten für den Anbau des Thees hergerichtet, welcher in dieser Provinz besonders gut gedeiht. Es sind dazu 10 Chinesen und 20 Neger bestimmt, und da hier Zuker und Kaffee nicht mehr gedeihen, so kann mit den Jahren ein großer Theeban getrieben werden, der die darauf gewandte Mühe reichlich lohnen wird.

Schließlich noch eine kurze Notiz über die wachsende Schifffahrt Brasiliens. Vor zwanzig Jahren liefen in Rio Janeiro ein 572 Schiffe von 134,912 Tonnen Gehalt; 10 Jahre später 878 Schiffe von 158,940 Tonnen, und 1855 nicht weniger als 1285 Fahrzeuge von 380,872 Tonnen. Aus- und eingelaufen sind in die brasilianischen Häfen während des Jahres 1855: 4849 Schiffe von 718,702 Tonnen, 1424 Fahrzeuge und 70,000 Tonnen mehr als 1854. Die Einfuhrzölle stiegen während desselben Jahres von 69 auf 73 Millionen und die Ausfuhrzölle von 12 auf 15 Millionen.

, Handelsverkehr von Rio Grande do Sul.

Ueber den Handel von Rio Grande do Sul besize ich in diesem Augenblike keine näheren Angaben, welche auf die lezten Jahre sich beziehen; kann aber dagegen mit einer Uebersicht vom Finanzjahre 1846 bis 1847 (1. Juli 1846 bis 30. Juni 1847) aufwarten, woraus die ungemeine Wichtigkeit dieser Provinz ersichtig ist. In diesem Jahre liefen im Ganzen 262 größere und kleinere Schiffe im Hafen von Rio Grande und San Jose do Norte ein. Darunter befanden sich 35 von den Vereinigten Staaten mit Mehl, Baumwollenwaaren, Salz u. s. w.; 23 in Ballast von Rio de Janeiro; 15 von Großbritannien mit Manufakturwaaren und Kohlen; 14 vom Plata mit Salz und etwas Wein; 41 von Spanien ebenfalls mit Salz und Wein; 9 von Frankreich mit Wein und Manufakturwaaren; 11 von Hamburg mit Manufakturwaaren, Kohlen, Genever u. s. w. und 3 mit Kolonisten. Ueberdies kam 1 Schiff von Triest mit Weizenmehl und 1 Schiff von Holland mit Brettern, Pech, Genever ꝛc. Der Werth dieser Einfuhren wurde damals wie folgt berechnet:

Von den Vereinigten Staaten	600	Contos.
„ Großbritannien	1000	„
Vom Plata	100	„
Von Portugal	150	„
„ Spanien	150	„
„ Frankreich	300	„
„ Hamburg	600	„
„ Triest und Holland	50	„
Von fremden Häfen im Ganzen	2850	Contos,

wozu noch etwa 750 Contos in Gold kommen, und mithin die Einfuhr auf 3600 Contos erheben. Rechnet man nun noch ferner hinzu, daß auch über Rio de Janeiro, Bahia und Pernambuco für 3300 Contos an fremden Waaren gebracht wurden und auch Baarsendungen von 300 Contos stattfanden, so ergibt sich eine Gesammt-Einfuhr von 7200 Contos, oder etwa 22 Millionen Franken, wogegen die Ausfuhr auf etwa 6800 Contos sich erhob. Dies bedingt für das ganze Jahr einen Gesammt-Verkehr von 14,000 Contos oder 42 Millionen Franken. Unter der damaligen Ausfuhr befanden sich 1,079,835 Häute von Rindvieh und Pferden, wovon aber ein Theil von dem benachbarten Uruguay gekommen war, weil die Ausfuhr über Montevideo nicht stattfinden konnte. Ebenso gingen auf demselben Wege viele von den eingeführten Waaren ebenfalls dahin, so daß das besagte Jahr kein reines Ergebniß von Rio Grande do Sul in sich schließt.

Seitdem die obigen Angaben gemacht wurden, ist mir kein vollständiges Bild der ganzen dortigen Handelsbewegung zu Gesicht gekommen; allein nach genauen Berichten weiß ich, daß die Ausfuhr der ersten drei Monate von den Jahren 1854, 1855 und 1856 folgendermaßen sich gestellt hat:

	1854.	1855.	1856.
Häute, troken und gesalzen,	195,411	137,182	117,345
Hörner, Stük	222,400	184,404	112,731
Pferde-Haare, Arroben	11,581	6,331	8,326
Getroknetes Fleisch „	434,735	360,557	285,737
Fett „	27,734	26,712	19,767
Talg „	16,512	17,509	11,178
Im zweiten Trimester:			
	1854.	1855.	1856.
Häute, troken und gesalzen,	109,987	199,033	178,577
Hörner, Stük	266,986	234,024	177,795
Pferde-Haare, Arroben	12,514	10,329	8,785
Getroknetes Fleisch, „	413,144	299,757	248,667
Fett „	24,866	17,568	19,589
Talg „	18,861	13,964	17,161

Nimmt man nun für die betreffenden Jahre das Doppelte obiger Ausfuhr an, so wird man ungefähr zu einer Schäzung der Masse gelangen. Eine genaue Uebersicht der beiden lezten Trimester der Igenannten Jahre vielleicht später.

Verschiedenes.

Der „Bund" sagt, die Nachricht des „Kolonist", daß Dr. Heußers Reise durch den von der brasilianischen Regierung angeordneten Untersuch der Parceriakolonien von San Paulo unnüz geworden sei, klinge etwas räthselhaft. Wir wollen zur Ehre der Redaktion des „Bund" annehmen, daß sie den betreffenden Artikel des „Kolonist" nicht selbst gelesen, sondern die gemeldete Thatsache einem andern Blatte unvollständig nachgeschrieben habe; sonst würde in der Nichterwähnung des den brasilianischen Kommissär begleitenden schweizerischen Generalkonsuls eine böswillige Verdächtigung liegen. Offenbar faßt jedenfalls der „Bund" die Sendung des Hrn. Dr. Heußer unrichtig auf, indem er ignorirt, daß der Anstoß zu derselben nicht von den Regierungen von Zürich, Graubünden und Glarus, sondern von den Agenten der Herren Vergueiro ausgegangen ist und daß keine dieser Regierungen dem Hrn. Heußer etwas an die Reise bezahlt, sondern die Kosten von den genannten Agenten getragen werden. Wenn wir nun sagen, der offizielle Bericht, den der schweizerische Generalkonsul dem Bundesrath einsenden wird, mache Hrn. Dr. Heußers verspätete Reise überflüssig, so ist doch das gewiß nicht räthselhaft, viel weniger als das Liebäugeln des „Bund" mit einer andern Kolonisationsunternehmung, welche einen amtlichen Untersuch wohl mehr zu fürchten hätte, als diejenige der Herren Bergueiro. Durch die „Eidg. Ztg." vernehmen wir übrigens, daß Hr. Dr. Heußer nächstens bestimmt abreisen werde, und das freut uns. Da werden wir also nächstes Jahr zwei zuverlässige Berichte über die Parceriakolonien haben.

— Hr. E. de Parapicini ersucht uns, dem Hrn. Großniklaus zu sagen, daß er ihn künftig bei seinen Federkämpfen mit dem „Kolonist" ungeschoren lassen möge, da ihn die Redaktorenhändel gar nichts angehen.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Die neuen Centstüke, welche vor Kurzem aus der Vereinigten-Staaten-Münze zu Philadelphia hervorgingen, sind von der Größe der alten Halbcentstüke und bestehen aus 57 Theilen Kupfer, 7 Theilen Nikel und einem Theile Zink. Sie sehen weißlich aus, mit einem röthlichen Schein, und haben einen angenehmen Contrast mit unseren Gold- und Silbermünzen. Das Gewicht dieser neuen Cents beträgt nur 72 Gran, während der jezt im Umlaufe befindliche Kupfercent 168 Gran schwer ist.

— Der bekannte Staatsmann John Clayton ist am 9. November gestorben. Er war Senator von 1825 bis 1837 und Staatssekretär unter dem Präsidenten Taylor, als welcher er den berühmten Clayton-Bulwer-Vertrag abschloß, der zwischen England und der Union schon so viel Stoff zu Verwikkungen gegeben hat. Der Morning Herald will wissen, die allgemein ausgesprochene Ansicht, er sei von Bulwer gemeistert worden, habe ihm das Herz gebrochen.

— Ueber die Wahl Buchanans bemerkt der Kourier, es habe ein Kandidat, der nicht durchdrang, noch nie so viele Stimmen, wie Fremont, ein erfolgreicher Kandidat deren nie so wenige, wie Buchanan für sich behalten.

— (Amerikanische Schiffe verunglükt.) Der Schooner „Splendid of New-London" ist bei Tukernuk als Wrak angetroffen worden. Mannschaft wahrscheinlich umgekommen. — Die Brigg „Nancy Anna of Wels" kam am 24. Oktober auf der Fahrt nach Portland mit einem anderen Schiffe in Collision und verlor Mast, Bugspriet, Segel und Takelwerk. Das Schiff wurde nach Monomy bugsirt. — Die Barke „Maria", von New-York nach Boston bestimmt, bekam am 14. Oktober ein Lek und mußte von der Mannschaft verlassen werden. Bei deren Landung schlug ein Rettungsboot um und die Frau des Kapitäns, ein Matrose und der Steward ertranken. — Am 24. Oktober wüthete auf dem Eriesee ein furchtbarer Sturm, in welchem der Propeller „Toledo" bei Port Washington an den Strand geschleudert wurde, daß er zerschellte. 19 Personen von der Mannschaft und 45 Passagiere sollen dabei umgekommen sein. Die Ladung war 200,000, das Schiff 20,000 Dollars werth. Lezteres versichert. — Das Schiff „Constitution" scheiterte am 21. Oktober in der Nähe von „Hole in the Wall", Kap Fear, North-Carolina. Es war in halb entmastetem Zustande von der Mannschaft verlassen. — Am 19. Oktober brach in Bridgeport, drei Meilen von Chicago, Feuer aus und zerstörte den Propeller „Falcon." Der Schaden, welchen der Brand im Ganzen (er vernichtete einige Gebäude und viele Waaren) angerichtet, wird auf 115,000 Dollars geschäzt. — Der Dämpfer „Elm City" von New-Haven lief am 20. Okt. bei Hurlgate auf den Strand. Güter und Menschen gerettet. — Der Steamer „Roswalk", welcher im North-River zu New-York zur Ausbesserung lag, brannte am 15. Oktober. Er wurde auf 18,000 Doll. geschäzt. (D. A. Z.)

— New-York. (Feuersbrunst.) In New-York hat eine Feuersbrunst für 500,000 Dollars Schaden angerichtet; eine andere Feuersbrunst in Syracuse soll Eigenthum im Werthe von einer Million verschlungen haben.

— Nach der New-Yorker Handels-Zeitung war die Firma W. Brunner und Komp. (Importeurs von Schweizer Waaren) jüngst nahe daran, um zirka 16,000 Dollars bestohlen zu werden. Bereits hatten die Diebe ihren Raub in Säke gepakt und in ein Nachbarhaus gebracht, als sie überrascht wurden und ihre Beute sammt ihren Diebsgeräthschaften im Stich ließen.

— Maryland. Bei den lezten Wahlverhandlungen in Baltimore ging es kriegerisch zu. Die Knownothings waren zum Kampfe bereit, alle wohlbewaffnet erschienen, beim mindesten Anlaß machten sie Gebrauch von ihren Pistolen. Am Morgen erhielt ein Polizei-Offizier, der einen Betrunkenen des Mißhandlungen einer Rotte entziehen wollte, eine Kugel in den Schenkel. Ein wenig später sah ein andrer Polizeibeamter seinen Sohn an seiner Seite von zwei Schüssen getroffen niedersinken. Weiterhin wurde mitten in einen Haufen von Wählern hineingeschossen und die Kugel zerschmetterte einem jungen Mann die Hand und dringt in den Unterleib eines angesehenen Bürgers, der seiner Wunde erliegen wird. Die Personen, welche den Schwerverwundeten auf einer Trage nach Hause brachten, wurden durch Steinwürfe verfolgt. Nachmittags kam es zu einem mörderischen Gefechte. Es wurden nicht mehr bloß Pistolen angewendet, man hatte Steinmörser herbeigebracht und beschoß während einer Stunde die Wähler, die sich in die Markthalle geflüchtet und dort verbarrikadirt hatten. Den vereinigten Kräften der Polizei gelang es endlich, diese Belagerung aufzuheben. Auf dem Kampfplaz blieben gegen 30 Verwundete, mehrere tödtlich, einige mußten amputirt werden. Während man hier die Opfer der Rohheit aufhob, begann an einem andern Orte eine neue Bataille. Auch dort blieben 20 Verwundete. Im Ganzen wurden an diesem Wahltage über 80 Personen verwundet. Das Resultat dieser Gewaltthätigkeiten war natürlich der Sieg der Knownothings.

— Ohio. Der „Deutsche von Holmes" ist ganz empört über die Wahl Buchanans zum Präsidenten und versichert, daß beinahe alle Schweizer der Gegend für Buchanan gestimmt haben.

— Illinois. Die Streitigkeiten in der Kommunistengemeinde Nauvoo sind für einmal dadurch beigelegt worden, daß Cabet, dessen Tyrannei der Mehrheit verleidet war, austrat und mit etwa 70 seiner Getreusten nach St. Louis zog. Nauvoo steht nun unter einem Direktorium mit häufig wechselndem Präsidium. Die Blüthe der Zweigkolonie in Iowa wird gerühmt.

— Missouri. Cabet hat seine Verstoßung aus Ikarien nicht überlebt. Er starb den 10. Nov. an einem Schlagfluß zu St. Louis, 69 Jahre alt.

— Kalifornien. Die Löhne für Dienstmädchen sind noch immer sehr hoch in Kalifornien. Anzeigen in Blättern von San Francisco bieten 40 Dollars den Monat für ein Mädchen an. Ein Schreiben sagt: „Sie würden staunen, wenn Sie einige unserer Dienstmädchen in vollem Staate in der Montgomery-Straße erblikten. Ein blaues Sammetkleid von 75 Dollars, ein Hut zu 30 Dollars, goldene Ketten und große Kameen sind gar nichts Ungewöhnliches."

Australien. Der schweizerische Vizekonsul in Melbourne machte in seiner Depesche vom 6. August d. J. dem Bundesrathe mit Rüksicht auf Auswanderung folgende Mittheilung: „Fremde Goldstüke im Allgemeinen und 20-Frankenstüke im Besondern sind in Neu-Süd-Wales nur mit großem Verluste zu verwerthen, weßnahen die Auswanderer sich ausschließlich mit englischen Sovereigns versehen sollen, zumal selbst auf englischen Banknoten 5 % verloren gehen. Einwanderer, welche sich nur einigermaßen im Englischen verständigen können, dürfen versichert sein, in der gedachten Kolonie einträgliche Beschäftigung zu finden, wogegen einem, der die englische Sprache nicht kennt, nur grobe Handarbeiten zugewiesen werden. Die Minen liefern im Durchschnitt mehr als früher, so daß in der ersten Hälfte dieses Jahres 1,588,052 Pfd. Sterl. gewonnen wurden, ungeachtet ganz außerordentlich nasses Wetter die meisten Goldgräber für längere Zeit aus den Schachten herausgetrieben hatte. Den Schweizern, welche in Geelong und dessen Umgebung wohnen, geht es gut: sie beschäftigen sich beinahe ausschließlich mit Weinbau und Baumzucht, wobei viele bereits ein schönes Vermögen sich erworben haben. Grobe Verbrechen, von Eingewanderten begangen, kommen nur selten noch vor."

Afrika. Der Aufenthalt in Algier scheint bei der vornehmen Welt Mode zu werden und die Pariser Aerzte fangen (nicht etwa des gesunden Klimas wegen, sondern eben der Mode zu lieb) an, ihre Patienten dahin zu schiken. Die Stadt ist jezt schon so voll von Fremden, daß kaum ein Unterkommen zu finden ist. In 60 Ortschaften hat man überdies Mineralquellen verschiedenen Gehalts und Wärmegrades aufgefunden und man geht damit um, Heilbäder anzulegen.

Anekdoten. Der ärztliche Beruf scheint unter den Chinesen bisweilen etwas gefährlicher Natur zu sein, nämlich nicht bloß für die Patienten, wie bei uns auch, sondern für die Aerzte. Auf einem von Hongkong nach Adelaide gerichteten Auswandererschiffe wurde ein Himmlischer seekrank und starb. Seine Landsleute legten den Tod dem in ihrer Mitte befindlichen Arzt, gleichfalls einem Chinesen, zur Last, indem er, wie sie behaupteten, nicht die zur Hebung dieser Krankheit geeigneten Mittel bei sich geführt habe oder doch seine Kunst schlecht verstünde. Sie bemächtigten sich seiner und hingen ihn an einen Mast, zum Glük jedoch vermochte ihn der Kapitän noch zu retten, und er mußte ihn, um ihn vor der Rache seiner Landsleute zu schüzen, während der ganzen Reise vor denselben als Gefangenen abschließen.

— (Nicht übel.) Ein unternehmender und kluger Yankee hatte eine Zeitung in einem Städtchen im Westen herauszugeben angefangen, und als er im Ort und der Gegend Unterschreiber zu sammeln suchte, sagte man ihm, daß man ihn unterstüzen wolle, wenn er tüchtig gegen die berüchtigten Spieler, die sich dort aufhielten, zu Felde zöge. — Er erfüllte diesen Wunsch seiner Patrone und erntete ihren Beifall durch einen scharfen Leitartikel gegen die Spieler in seiner nächsten Nummer. Am andern Morgen, als er in seinem Sanktum seinen Pflichten oblag, trat ein grimmig aussehender Mensch mit einem Knittel zu ihm ein und fragte, ob er der Redaktor wäre. Der kluge Yankee antwortete: „Nein, er ist so eben hinausgegangen, ich will ihn rufen, sezen Sie sich so lange.“ Unten an der Treppe begegnete ihm ein anderer wüthender Mensch, ebenfalls mit einem Knittel bewaffnet, und fragte, ob der Redaktor droben wäre. „O ja, er sizt auf seinem Stuhl und liest Zeitungen“, war die Antwort. Mit einem schrecklichen Fluche eilte der Wüthende die Treppe hinauf und fiel den auf einem Stuhl sizenden und eine Zeitung lesenden Spieler in blinder Raserei an. Es folgte eine schreckliche Keilerei und beide hieben wakker auf einander los, daß das Blut in Strömen floß, bis der Leztere den Ersteren die Treppe hinunter warf. Der Yankee hatte den Leuten, die der Lärm herbeigezogen hatte, den Spaß erklärt, und als der eine unten anlangte, rief man ihm unter einem lauten Hurrah zu: „Wie geht's, Herr Redaktor?“ Als die beiden Spieler ihren Irrthum inne wurden und Jedermann sie auslachte, verließen sie den Ort und verwünschten den Redaktor, dessen Zeitung guten Absaz fand.

— (Eine neue Fliegenfalle, und wie Einer damit angeführt wird.) Keiner kann die Yankees an Erfindung übertreffen. In New-Haven hat Einer einen Fliegenfänger ausgeheft, der in einer Stunde einen ganzen Buschel fängt und einsperrt. Das Ding ist so: Unten ist ein einen Fuß breiter Kasten von ichtem Draht, oben läuft eine Walze mit Tuch beschlagen, an die ringsherum Syrup als Köder gerieben ist. Die Fliegen, gerade wie manche Bekannte von uns, die nur an's Biertrinken und nicht an den Kazenjammer hinterdrein denken — bedeken in fünf Sekunden die Walze — die aber dreht sich durch ein Uhrwerk ganz langsam nach unten, wo ein Stük Draht im Kasten angebracht ist, das sie wegstreicht und zu Gefangenen im Kasten macht. Auf dem anderen Theile der Rolle haben sich während dem neue Fliegen gesezt und so geht das Fangen fort. 'S ist ein richtiges Yankeestük. — Ein Agent zum Verkaufe der neuen Erfindung war nun mit einem Stük davon als Probe nach New-York gezangen, um Bestellungen darauf zu sammeln. Ein Fleischer, zu dem er kam, wollte erst sehen, ob das Ding auch wirklich gut sei und verlangte eine Probe in seinem Shop. Gut, in einer Viertelsstunde war der ganze Kasten voll und keine Fliege mehr zu sehen. Der Fleischer war ganz vergnügt, aber meinte, da jezt die Fliegen fort seien, so brauche er das Ding nicht. Well, agte der Agent, braucht ihr meine Maschine nicht, so brauche ich auch eure Fliegen nicht! Damit zog er den Dekel vom Boden auf und der ganze Schwarm summte um des Fleischers Ohren und ehe er recht zur Besinnung kam, war nichts mehr von dem Agenten zu sehen.

(Nichm. Anz.)

Inserate und Anzeigen.

So eben hat die Presse verlassen und ist in **C. J. Meisel's** Buchhandlung in Herisau und bei **J. M. Wälle** in Lichtensteig zu haben:

Brasilien,

für den deutschen und schweizerischen Auswanderer beschrieben

von

Dr. Ad. Steger.

Dieses 226 Seiten starke Schriftchen zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die erste Brasilien im Allgemeinen behandelt und von der Geschichte, Geographie, von den politischen und gesellschaftlichen Zuständen und vorzüglich über die Kolonisation des Landes in gedrängter Darstellung dasjenige [illegible], was der Auswanderer von seiner neugewonnenen Heimath wissen muß, wenn er dieselbe nicht unvorbereitet betreten will. Die zweite Abtheilung beschreibt einläßlicher die südbrasilianischen Provinzen und die dort bestehenden deutschen und schweizerischen Kolonien und wird daher besonders dem Auswanderungslustigen, der sich nicht schon für die eine oder andere Kolonie entschlossen hat, zur Lösung der Frage behülflich sein, welche derselben er zu seinem künftigen Wohnort wählen soll. Aber nicht nur dem Auswanderer empfehlen wir dieses Schriftchen, sondern wir wünschen ihm einen ausgebreiteten Leserkreis. Wir hoffen und zweifeln nicht, daß es das Seinige dazu beitragen wird, manches grundlose Vorurtheil und ungerechtes Mißtrauen, das immer noch, wenn auch nicht in dem Grade wie früher, gegen die Auswanderung nach Brasilien kämpft, durch Belehrung zum Schweigen zu bringen.

Lebens- und

Renten-Versicherungs-Sozietät

Hammonia in Hamburg.

Garantie-Aktien-Kapital:

Eine Million Mark Banko.

Lebens-, Renten- und Aussteuer-Versicherungen jeder Art werden unter den vortheilhaftesten Bedingungen abgeschlossen.

Die Beiträge sind auf's Billigste gestellt und können selbst monatlich entrichtet werden.

Für Franken 3750, zahlbar beim Tode, beträgt die monatliche Prämie, wenn der Versicherude beim Eintritt alt ist:

20 Jahre:	30 Jahre:	40 Jahre:	50 Jahre:
Fr. 5. 54.	Fr. 7. 13.	Fr. 9. 43.	Fr. 13. 43.

Die Gesellschaft versichert zugleich das **Leben bei Uebersiedelung nach transatlantischen Ländern gegen die Gefahren der Seereise und des fremden Klima's und schließt Versicherungen gegen Kriegsgefahren ab.**

Besondere Vortheile gewährt die Hammonia bei der Versicherung von Aussteuer- und Versorgungs-Kapitalien, welche neugetroffenen Bestimmungen zufolge für Kinder und jugendliche Alter auf jede beliebige Lebensperiode gegen ermäßigte Beiträge erworben werden können. Um beispielsweise ein bei Vollendung des zwanzigsten Lebensjahres zahlbares Ausstattungskapital von Fr. 3750 zu versichern, sind für ein im ersten Lebensmonate stehendes Kind an jährlicher Prämie Fr. 116. 25 erforderlich, welche Prämie sich auf nur Fr. 129. 16 in dem Falle erhöht, wenn bei einem frühern Tode des versicherten Kindes alle gemachten Einzahlungen von der Gesellschaft zurückerstattet werden sollen.

Auch Aussteuer-Versicherungen mittelst Beitragszahlungen eines Versorgers, wobei jede fernere Beitragspflicht aufhört, sobald lezterer stirbt, sind nach Wunsch gestattet und können zu äußerst mäßigen Prämien abgeschlossen werden.

In gleich günstiger Weise versichert die Gesellschaft Leibrenten, Alters- und Wittwenpensionen nach festen Tarifsäzen. Für eingezahlte 3750 Fr. z. B. werden beim Eintrittsalter von 50 Jahren zirka Fr. 262. 50, beim Eintrittsalter von 55 Jahren zirka Fr. 300 und beim Eintrittsalter von 63 Jahren zirka Fr. 375 alljährlich bis an's Lebensende als Leibrente gezahlt.

Statuten, Prospekte, Antragsformulare, sowie jede gewünschte Auskunft ertheilt bereitwilligst und gratis

Der Generalagent in Zürich:

C. de Paravicini

und dessen Agenten.

Feuilleton.

Die Wolfsgloke.

Von Gerstäker.

(Fortsezung.)

Wohin man auch blikte — nirgends ließ sich die Spur eines menschlichen Fußes erkennen — nur ein paar unnatürlich tief in die Erde eingedrükte Steine, die der Blik des Jägers bald erkannte, lenkten seine Aufmerksamkeit auf sich — sie waren, selbst da, wo sie mit Erde bedekt lagen, noch vollkommen trokn — Der, der sie eingetreten, mußte also erst vor ganz kurzer Zeit hier herübergeschritten sein.

Holik zeigte sie dem alten Mann und dieser gab auch zu, daß es ihm selber so vorkäme, als ob da Jemand gegangen sei, an die Erkennung einer genauern Fährte war aber nicht zu denken. — Oben auf dem Hügelkamm zog sich ein starrer Felsstreifen meilenweit über den Berg hin, und zweigte überall in rauh steinige Schluchten aus. Wem hier daran gelegen war, seine Spur zu verheimlichen, konnte das leicht genug, und die beiden Männer sahen sich auch endlich genöthigt, jeden derartigen Versuch als nuzlos aufzugeben.

Die Neger wurden zurükgeschikt, und Sutton folgte ihnen, selber in keineswegs rosiger Laune, allein, denn Ben Holik wollte jezt vor allen Dingen den Wald nach der Richtung hin durchstreifen, wohin die muthmaßlichen Fährten liefen, möglich doch, daß ihm sein gutes Glük — er stampfte mit dem Fuß, als er die Worte sprach — den Thäter gerade in den Weg führte.

Er fand nichts — den ganzen Tag durchkreuzte er den Wald, und als er Abends müd' und matt in die Ansiedlung zurükkehrte, mußte er noch ertragen, daß man ihn bemitleidete und sich, anscheinend theilnehmend, in der That aber nur neugierig, nach den nähern Umständen erkundigte; ja Metcamp erbot sich sogar höchst freundlich, wieder mit ihm zu gehen und die Spur noch einmal aufzunehmen, — er hätte, wie er selber den alten Sutton dabei versicherte — eine ungeheure Uebung in Fährtefolgen, und war überzeugt, er könne ihr nachgehen. Ben Holik aber hielt sich, was den Wald betraf, für einen eben so guten Mann wie irgend einer, dessen Füße je in Mochasins staken, und lehnte das Anerbieten artig wohl, aber rund ab.

Dieser Metcamp hatte für ihn etwas Unheimliches in Blik und Ton. War er selber so parteiisch oder eifersüchtig, ohne allen sonstigen Grund den Menschen zu hassen, und wäre es nicht —

„Verzeih' mir Gott die Sünde!“ unterbrach Ben selber seine Gedanken, als er wieder zum Walde zurükschritt, denn Betsy konnte und wollte er in diesem Zustand von Aufregung und getäuschter Hoffnung nicht vor die Augen kommen — „verzeih mir Gott die Sünde, daß ich von einem Menschen, der mir bis jezt wissentlich noch kein Leid gethan hat, Unrechtes denke, aber dieser Metcamp kommt mir immer vor, wie mein böser Geist, und wenn es einen Menschen in der weiten Gotteswelt gäbe, dem ich den Bubenstreich zutrauen möchte — so ist es Der. Aber wart! mein Bursche, bist Du's gewesen, so hast Du ein Paar so scharfe Augen auf Deiner Fährte, wie sie in der Ansiedlung nur zu finden sind, und wer weiß dann, ob wir nicht noch einmal ein Paar Worte im Vertrauen reden!“

Ben war ein seelenguter, herzlicher und schwer zu kränkender Mann — wie es fast alle recht kräftig kernige Naturen von so riesigem Körperbau sind, aber leichenbleich färbte ihm doch der Zorn die Wangen, als er den Ort wieder erreichte, wo er das Ziel seiner Wünsche, nach dem er Wochenlang gestrebt, endlich gefangen gehalten, und dann ihm eine tükische Hand den Becher, den er gerade zum Munde führen wollte, entrissen und zu Boden geschleudert hatte.

Was aber half ihm der ohnmächtige Zorn — er fand keine weitere Anzeichen! Die Spuren des Gestohenen waren so schlau verdekt, daß er anfing es dem geschniegelten Städter nicht einmal mehr zuzutrauen, und seinen Verdacht von Einem zum Andern der jungen Leute unter seinen Bekannten schweifen ließ, die, wie er recht gut wußte, ihn um sein Glük bei Betsy beneideten und ihn dadurch vielleicht abhalten wollten, ihre Hand zu erringen. Es blieb aber auch immer nur wieder bei dem Verdacht; eine Gewißheit konnte er auf keiner Seite erlangen.

Das schlimmste bei der Sache war übrigens auch das noch, daß ihm diese seine beste Falle dadurch für eine geraume Zeit unbrauchbar geworden, denn in die ging, wenigstens nicht eher als bis einmal ein Wolkenbruch jedes Zeichen der gefangen gewesenen Bestie abgewaschen, kein Wolf wieder hinein — und welche Falle lag so vortrefflich wie gerade diese!

Wolfs Ben war übrigens nicht der Mann, der sich durch eine ihm in den Weg geworfene Schwierigkeit so leicht hätte abschreken lassen; noch standen ihm drei andere Fallen und selbst in dieser Schlucht konnte er, wenigstens weiter oben, eine neue anlegen. Mit unermüdlichem Fleiß arbeitete er also auf's Neue, lag Tag und Nacht draußen

und hielt von jezt an eine so scharfe Wache in seinem gewöhnlichen Jagdrevier, daß kein Kaninchen, viel weniger denn ein Menschenkind unbeachtet durchschlüpfen konnte. Voll neuer Hoffnung dachte er nun mit jedem Morgen den Fang eines zweiten Wolfes begrüßen zu können — aber vergebens. Was er auch that, blieb fruchtlos, und Ben wurde zulezt so schwermüthig und menschenscheu, daß er gar nicht mehr aus seinem Wald herqus mochte, sondern jezt, mit dem einen und einzigen Ziel vor Augen, fast nichts anderes dachte, als einen Wolf lebendig zu fangen.

Die Ansiedlung besuchte er gar nicht mehr, oder doch nur bei Nacht, wo er nicht zu fürchten brauchte, daß Betsy's Blik auf ihn fiel — denn nachgerade fing er an sich zu schämen, ein so „schlechter Jäger" zu sein, und er meinte, die Leute müßten ihm das Alle an den Augen ansehen.

Drei Wochen waren solcher Art verflossen und wenn Ben's Herz auch wohl immer und unverändert daffelbe geblieben war, so hatten doch die Sachen in der Ansiedlung indessen eine ganz andere Wendung genommen.

Der „Stadtherr", wie ihn die übrigen Jäger gewöhnlich nannten, bekam Briefe aus Alabama, die seine Rükreise dorthin so rasch als möglich verlangten. Sein Onkel war plözlich gestorben — er zum Universalerben eingesezt, und jezt natürlich genöthigt, die dortigen Verhältnisse, die durch eine bedeutende Sklavenzucht noch weit mehr Aufmerksamkeit erforderten, selber zu ordnen. Er mußte also ohne weiteres Zögern zurük, und seine im Anfang langsam genug eingeleitete Werbung um die liebliche Waldblume, des alten Suttons Töchterlein, wurde nun zum raschen Heirathsantrag. Mr. Metcamp hielt noch an dem nämlichen Tag um des Mädchens Hand an, und wenn auch Betsy unbedingt nein sagte, sprach doch der Vater, dem der jezt um so reichere Schwiegersohn desto mehr zu behagen schien, ein um so entschiedeneres Ja, versicherte seinen künftigen Erbam, „das Mädchen ziere sich nur, wolle erst angegangen sein, und bat ihn, sich um das keine Sorge weiter zu machen."

Metcamp hätte allerdings lieber eine freundlichere Antwort der Tochter, wenigstens keine so bestimmt abgeneigte gehabt; da es aber nun einmal nicht anders ging, schien er sich auch hineinzufinden, hoffte durch Freundlichkeit zuerst ihr Wohlwollen, dann vielleicht ihre Liebe zu gewinnen — wenigstens sagte er das dem Vater, — und beschloß, jedenfalls an dem Abend, an dem er den Brief erhalten, eine Art Fest zu geben, wozu sämmtliche Bewohner der Ansiedlung eingeladen wurden, und was er dadurch zu einer Art Verlobungsfest zu stempeln gedachte.

Der Abend kam heran und das Gerichtshaus (ein leer stehendes und aus Stämmen roh aufgeführtes Gebäude, das in früherer Zeit einmal zu einer Gerichtssizung gedient und davon den Namen und später auch noch das Versprechen erhalten hatte, bei nächster Gelegenheit zu einer Schule benuzt zu werden, jezt aber nur zur Aufbewahrung des Mais diente) war zu dieser Begebenheit gar festlich und brillant hergerichtet. Viele Pfund Wachslichter — aus dem rohen gelben Wachs gegossen, wie es die Jäger den gefällten Bienenbäumen entnehmen — erleuchteten den ziemlich großen Raum, der Boden war von allen Maishülsen gereinigt und rings herum Bänke für die Damen, wie auch ein Tisch mit einem Stuhl oben darauf in die Ekе geschoben, auf dem der einzige Musikant — ein Violinspieler — seinen Siz nehmen sollte. Kurz, es war alles nur Mögliche angewandt, den Raum so behaglich als möglich zu machen, und wer am späten Abend die Fröhlichkeit der äußerst zahlreich versammelten Gäste gesehen hätte, wäre gewiß mit dem Resultat zufrieden gewesen.

Nur Betsy war traurig — sie dachte an ihren armen Ben, der jezt wahrscheinlich draußen allein im Walde herumirrte, und wollte nicht Theil nehmen an Tanz und Lustbarkeit. Nur mit Mühe wurde sie in den Tanzsaal selber gebracht, dort wies sie aber jede Aufforderung auf das Entschiedenste zurük und blieb ruhig, dem fröhlichen Treiben zuschauend, auf ihrem gleich im Anfang eingenommenen Plaz.

Benjamin Holik war aber nicht draußen im Wald, wie sein armer, hier in der lustigen Schaar nur um so viel betrübteres Liebchen in ihrem Schmerz geglaubt. Der alte Sutton hatte ihn sogar, wie sich das übrigens von selbst verstand, da man Niemanden ausschloß, noch besonders dazu eingeladen, Ben jedoch die Einladung abgelehnt.

In der Nähe mußte er aber doch weilen — geschäftige Freunde brachten ihm bald die Nachricht, daß es ein Verlobungsfest sein werde, was man hier feiern wolle, und er gedachte erst doch noch einmal zu sehen, mit eigenen leiblichen Augen zu sehen, daß ihn Betsy — seine Betsy auch wirklich ganz und gar vergessen habe und dann — ei dann zog er nach Texas. — Onkel Sam ward gerade für den beginnenden Krieg, und solche Leute, wie er war — Ben brauchte keinen Spiegel, sich das selber zu sagen — fanden rasche und freudige Aufnahme im Dienst.

Scheu und furchtsam, daß ihn Niemand erkenne und seinen Schmerz errathe, umschlich er wohl eine Stunde lang das Haus und horchte den munkern, kreischenden Tönen der Violine. Näher hinan zu gehen, daß er einen Blik hineinwerfen konnte, mochte er nicht. Da kamen endlich ein Paar seiner Bekannten aus dem Hause heraus, blieben vor der Thüre stehen und schritten dann zusammen dicht an dem Orte vorüber, wo sich Ben verstekt hielt, ihren Wohnungen zu.

Ben drängte sich, so gut das gehen wollte, hinter den Stamm eines dort stehenden Hikory und der Eine der Männer sagte, als sie eben dicht neben ihm waren:

„Betsy hat doch, so lange ich im Hause war, keinen Schritt getanzt."

„Den ganzen Abend noch nicht, und hat es ein für alle Mal rund abgeschlagen, erwiederte der Andere — ich glaube noch nicht einmal, daß sie ihn nimmt."

„Ah bah — sagte der Erste wieder — da müßte man die Mädchen kennen — der hat Geld, und da —"

Die weitern Worte wurden in der Entfernung unverständlich, aber was brauchte Ben auch noch weiter zu hören. Das Lezte war schändliche Verleumdung.

„Noch keinen Schritt getanzt", jubelte der junge Jäger in sich hinein — „also doch nicht falsch, doch nicht treulos, doch ihren Ben nicht vergessen — aber — was kann's Dir auch helfen, armer Ben — Du hast doch kein Glük — Betsy ist doch für Dich verloren — und wenn sie Dich nicht vergessen könnte — ach, dann wär's nur so viel schlimmer für sie — besser für Dich selber aber nimmer und nimmer."

Die Büchse, die er nicht weit von da in einen dichten Busch hineingestellt, hob er vom Boden auf, noch einen Blik nach dem hell erleuchteten Hause warf er zurük, und still und schweigend wanderte er den Fußpfad entlang dem nächsten Hügelrüken zu. — Es litt ihn — die Nacht wenigstens — nicht in der Ansiedlung, und er wollte draußen am Feuer schlafen.

Ein Plaz war endlich ander klaren Quelle, die hier dem felsigen Boden rein entquoll, bald gefunden, eine Flamme entzündet, und in die Deke gehüllt lag er, den Kopf auf einen untergeschobenen Stein gelegt, und schaute sinnend und ernst zu den freundlich auf ihn niederblizenden Sternen empor.

Im Wald war es merkwürdig still, selbst die Frösche quakten nicht so toll und wild durcheinander, wie er das sonst wohl gehört, den leisen Schritt des Opossums, das zu nächtlichem Hühnerraub nach den bewohnten Ansiedlungen schlich, konnte er deutlich und bestimmt hören, und dort hinten — er hob den Kopf und lauschte einen Augenblik — wahrlich, es war ein Wolf, der weit hinten auf dem scheidenden Gebirgsrüken sein klägliches Abendlied heulte.

„Winsle nur, Bestie!" murmelte er endlich und sank in seine frühere Stellung zurük, „winsle, aber bleib' mir außer Schußnähe; auf Deines Gleichen und auf — noch Einen hätt' ich besonders heute Abend Appetit."

Eine halbe Stunde lag er wohl so noch und suchte seine Gedanken wieder auf die früher durchträumten Pläne zu richten — es war aber nicht möglich — das immer näher und näher kommende Geheul des Wolfes lenkte seine Aufmerksamkeit immer wieder dort hin, und jezt — alle Wetter, das war gar nicht so weit entfernt — antwortete eine andere Stimme aus einer hinter ihm liegenden Schlucht, wo auch, wie sich bald auswies, das ganze Rudel stekte.

Er sprang rasch von seinem Lager auf und griff nach der Büchse; der Mond stieg eben hinter den düstern Schatten der fernen Bergketten hell und freundlich empor — die alte Jagdlust erwachte und verdrängte, für den Augenblik wenigstens, jeden andern Gedanken.

Er befand sich auf einem äußerst günstigen, ziemlich offenen und vom Mond hell beschienenen Flek und zwar gerade mitten zwischen dem Rudel und dem vereinzelten, jezt zu diesem zurükkehrenden Wolf — das Feuer war niedergebrannt, und die noch glimmenden Kohlen schrekten die Bestien auch nicht ab, da fortwährend brennende Stämme im Wald liegen und Hirsch und Wolf daran gewöhnt sind, Feuer auf ihrem Pfad zu finden. Ein vom Winde niedergeworfener Stamm, der die Höhe hinunter, nach dem Thale zu, lag, gewährte ihm dabei einen trefflichen Hinterhalt. —

„Warte, Kanaille", murmelte er, griff seine Büchse auf und glitt hinter den Stamm — „komm mir nur aus dem Busch vor, und freu' Dich dann auf Ben Holik's Kugel."

Er hob sein Gewehr auf den Stamm, richtete die Mündung nach der Gegend zu, von der er den einzelnen Wolf erwartete — denn das Rudel bleibt in solchem Fall so lange auf dem einmal behaupteten Plaz, bis der Vereinzelte dazu gestoßen ist — und harrte dann lange und geduldig — der Wolf wollte sich aber immer noch nicht sehen lassen.

Sollte die Bestie etwas gemerkt haben — aber der Wind war doch günstig. — Holik ließ seine Büchse auf dem Stamm liegen, hielt seine Hände trichterförmig an den Mund — und heulte kläglich. — Der Laut war täuschend ähnlich nachgeahmt und schallte gar wehmüthig durch den düstern Wald.

Wenn aber auch keine Stimme von dort, wo der einzelne Wolf sein mußte, antwortete, so war Ben doch ein viel zu alter Jäger, um nicht auf der Hut zu sein, oder sich durch Uebertreibung einen einmal gewonnenen Vortheil zu verderben. Leise griff er wieder nach der Büchse, blieb ruhig im Anstand liegen, und erwartete das Resultat.

Das sollte auch nicht lange ausbleiben. — Der Wolf antwortete allerdings nicht mehr, aber nur, weil er zu nahe war, und als Ben mit gespannter Aufmerksamkeit selbst dem leisesten, unbedeutendsten Geräusche lauschte, hörte er plözlich im trokenen Laub der benachbarten Baumgruppe rasche, aber vorsichtige Schritte. — Trap, trap, trap, trap — und das Thier stand — noch einmal — es windete wieder. Hatte es vielleicht den Rauch in die Nase bekommen. Der Wolf beteilt übrigens jedesmal vorsichtig einen freien Plaz, weil er wahrscheinlich nicht allein Gefahr fürchtet, sondern auch vielleicht selber nach Beute ausschaut.

Ben konnte, von wo er stand, genau die Schritte hören, den Plaz selbst aber noch nicht mit seinem Blik durchdringen, wagte deshalb auch nicht, sich zu bewegen, weil er nicht wissen konnte, ob des Raubthiers Augen nicht gerade in diesem Moment dorthin gerichtet waren, wo er lag. Heulen durfte er auch nicht wieder — die Entfernung mußte jedenfalls zu gering sein, als daß die scheue Bestie den Betrug nicht hätte merken und den falschen Rufer erkennen sollen. Es blieb ihm Nichts anders übrig, als jezt ruhig und regungslos abzuwarten, bis das Thier in's Mondenlicht heraustreten würde.

Da wurde plözlich hinter ihm — ein klein wenig nach rechts, das Rudel wieder laut, und ein triumphirendes Lächeln zukte über Ben's Antlig — es machte aber auch eben so schnell einem Ausdruk peinlicher Spannung Plaz, denn in dem nämlichen Moment schon trat der Wolf, der durch den lezten Lokton bestimmt schien, aus dem düstern Schatten vor auf den freien, nur mit einzelnen Bäumen bewachsenen Raum.

Ben's Herz schlug fast hörbar, aber sein Arm lag fest wie Eisen — ruhig richtete er das todbringende Rohr nach dem Feind und suchte mit dem scharfen Blik dessen dunkle Gestalt auf das Korn seiner Büchse zu bringen. Doch vergebens — in dem matten ungewissen Licht schmolz Korn und Ziel so ineinander, daß er um's Leben nicht hätte genau bestimmen können, wo die Kugel sizen würde, und fehlen — nein, das durfte er nicht.

Vorsichtig hob er den Lauf gegen den helleren Himmel, wo er das Korn deutlich gegen einen der funkelnden Sterne konnte abstechen sehen, legte sich dann fest in den Kolben, fuhr nieder, und so wie er die Gestalt des noch immer regungslos und jezt seitwärts in's Thal schauenden Thieres voll im Korn hatte, berührte sein Finger den Drüker.

Der Schuß schmetterte dröhnend durch den Wald und Ben sprang blizesschnell empor.

„Siehst Du, Kanaille", sagte er da, als er den dunkeln Körper regungslos im, vom Mondlicht hell beschienenen Laube liegen sah — „siehst Du — ich habe Dir's prophezeit. — Das ist doch wenigstens ein Trost, einem solchen herumschleichenden Schuft das Handwerk gelegt zu haben. Panther und Bären — ich wollte, daß Gottes Strahl all das Lumpengesindel träfe, das so wie Du, Bestie, das Licht scheut, im Dunkeln herumschleicht und Unheil anrichtet, wohin es den Fuß gesezt und seinen Athem gehaucht!"

Ben war bei den obigen Worten, die er mit festzusammengebissenen Zähnen in den Bart murmelte, ruhig auf seinem Plaz stehen geblieben und hatte, nach Jägerart, vor allen Dingen die Büchse wieder geladen, hob sie jezt mit einem noch leise gemurmelten Fluch auf die Schulter, und schritt langsam der Stelle zu, wo der so glüklich erlegte Feind im Laube ausgestrekt lag.

Es war ein großer, kräftiger Wolf, kohlschwarz und nur mit dem einen kleinen herzförmigen weißen Flek auf der Brust, der im Mondenlicht ordentlich zu glühen schien — die Kugel mußte ihm gerade durch den Kopf gefahren sein — er rührte und regte sich nicht.

„Ich habe ihn nicht einmal zuken sehen, sagte der Jäger leise, und bog sich zu ihm nieder, um nach dem Kugelloch zu fühlen. Ueber den ganzen Kopf strich er hinüber und herüber, dort war aber nichts, auch kein Schweiß — und die gegen das Mondenlicht gehaltene Hand weiß und rein. Wunderlicher Schuß! brummte der Jäger — ei zum Henker, 's ist einerlei wo die Kugel sizt, wenn sie nur sizt, und da ich den Schuß — Hallo! unterbrach er sich plözlich — lebt der Bursche noch?"

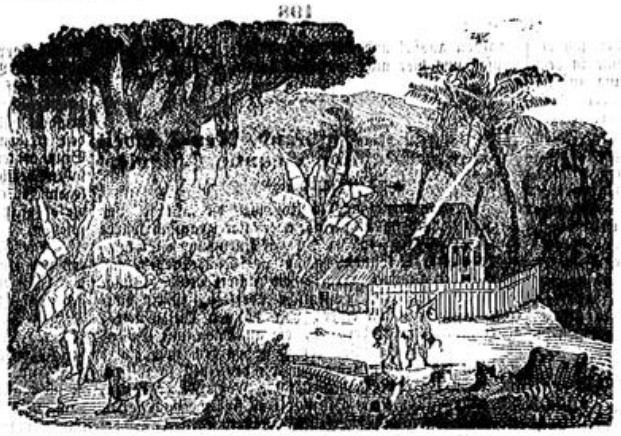
Er stand mit gespannter Aufmerksamkeit die Büchse im Anschlag, jede Bewegung des Raubthieres beobachtend, und allerdings gab dies jezt wieder Lebenszeichen von sich, warf einmal den Kopf auf, und schnellte sich dann auf den linken Vorderlauf in die Höhe. (Fortsezung folgt.)

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich . . . . . 4 Fr. — Rp.
Halbjährlich . . . . . 2 „ — „
Vierteljährlich . . . . . 1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrükungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 50. | Samstag den 13. Dezember. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | 1856.

Die Kolonie Dona Francisca.

Dem allgemeinen Verwaltungsberichte der Direktion der Kolonie Dona Francisca für den Monat August d. J. nehmen wir nachstehende, die jüngsten Zustände auf dieser deutschen Kolonie betreffende Angaben:

Joinville, den 15. Sept. 1856.

1. Witterungs- und klimatische Verhältnisse.

Der Monat August, der dritte hiesige Wintermonat, hat uns in diesem Jahre ein durchweg heiteres, schönes und kühles Wetter gebracht, welches insbesondere der Kaffee-Ernte und dem Gedeihen der europäischen Kulturpflanzen, die in den beiden vergangenen Monaten gesäet und gepflanzt worden sind, sehr günstig gewesen ist.

Die bei Weitem größte Hälfte des Monats, während welcher südliche Winde vorherrschten, war völlig regenfrei, und im Ganzen kamen nur 4 Tage mit leichten, meistens kaum eine Viertelstunde anhaltenden Strichregen vor, welche alsbald wieder dem schönsten Wetter Platz machten und in der That nur dazu dienten, die Pflanzenwelt zu erquiken, ohne dem Menschen und der Akerarbeit irgendwie lästig oder hinderlich zu werden.

Die Tagesdurchschnitts-Temperatur für den ganzen Monat beträgt 10,₇₉° R., und mehrere Tage und Nächte waren recht empfindlich kühl. Auch gereift hat es in einigen Nächten, und zwar besonders in den näher nach der Serra zu gelegenen Gegenden.

Wir müssen es wiederholen, daß nach den jezt hier seit Begründung der Kolonie gemachten Erfahrungen die hiesigen Wintermonate — Juni, Juli, August — durchschnittlich recht empfindlich kühl sind, etwa in solcher Weise, wie ein recht schöner, regenfreier Maimonat in Deutschland. — Ein tüchtiges Kaminfeuer ist hier im Winter an vielen Tagen und Abenden eine große Annehmlichkeit, und kleine eiserne Oefen zum Erwärmen des Zimmers sind bereits mehrfach im Gebrauche. Auch ist allen schwächlichern, an Federdekbette oder an Federbett überhaupt gewöhnten Auswanderern dringend anzurathen, dieselben bei Uebersiedelung hieher nicht zurükzulassen. Sie würden sie hier im Winter und im Frühjahr eben so schmerzlich vermissen als eine warme Bekleidung, so wie dieselbe etwa im nördlichen Deutschland im Frühjahr getragen wird.

2. Gesundheitsverhältnisse.

Auch im August ist der Gesundheitszustand der Kolonie ausgezeichnet günstig gewesen, wozu ganz unzweifelhaft die vorherrschenden kühlen südlichen Winde und die trokene Witterung das Ihrige beigetragen haben. — Erst gegen Ende des Monats kamen zwei Fälle von Bräune vor, welche schnell und glüklich geheilt wurden, und außerdem erkrankten im Verlaufe des Monats 28 Kinder am Keuchhusten, von welchen zwei starben, alle übrigen dagegen geheilt wurden. Auch diese beiden Todesfälle hätten wir wohl nicht zu beklagen gehabt, wenn rechtzeitig Hülfe herbeigeholt worden wäre. — Außerdem starb ein Mann in den Siebzigen an Altersschwäche.

Außer diesen Krankheitsfällen hat sich im Laufe des August auch nicht eine Spur von andern Krankheiten gezeigt, und es dürfte dies um so beachtenswerther sein, als am 7. August 124 neue Einwanderer hier anlangten, welche sich nach kurzem Aufenthalte am hiesigen Orte alsbald in den Urwald am Ende der Norderstraße begaben, um daselbst theils die von ihnen ausgewählten Grundstüke in Besiz und in sofortige Bearbeitung zu nehmen, theils bei den öffentlichen Arbeiten für [illegible] wie bisher [illegible] nicht unerwähnt lassen, daß die Bemühungen des Apothekers Bemba, welcher jezt seit länger als 8 Monaten, seit dem Abgange des Dr. Gerhard, die Stelle eines praktischen Arztes hieselbst vertritt, alle Anerkennung verdienen und bisher von den günstigsten Erfolgen begleitet gewesen sind.

3. Neue Einwanderung.

Am 6. August traf das von dem Kolonisationsverein von 1849 in Hamburg expedirte holländische Barkschiff „Mechthilda Cornelia", Kapitän Lundgren, mit 124 Einwanderern in dem Hafen von Sao Francisco ein, nachdem dasselbe am 24. Mai in See gegangen war, die Ueberfahrt also in dem zwar nicht kurzen Zeitraum von 74 Tagen, aber auch ohne den geringsten widrigen Zufall glüklich zurükgelegt hatte. Unter den Passagieren befanden sich zwei Personen, die während der Seereise mehrere Wochen lang am Wechselfieber gelitten hatten und ziemlich erschöpft hier ankamen. Beide sind in kurzer Zeit wieder hergestellt worden und befinden sich vollkommen wohl. Außerdem waren keine Erkrankungen an Bord vorgekommen, wohl aber hatte sich die Anzahl der Passagiere durch drei während der Reise an Bord Geborene vermehrt.

Schon am 7. August, dem Tage nach der Ankunft, wurde die Ausschiffung und Beförderung hieher bewirkt. Die neuen Kolonisten bezogen die für sie bereit gehaltenen Wohnungen in den Empfangshäusern und erhielten sämmtlich während der ersten 3 Tage freie Beköstigung, die Mittellosen aber noch auf 8 Tage Lebensmittel aus dem Schiffsproviante.

Ueber die Behandlung und Beköstigung während der Ueberfahrt sind keine Beschwerden Seitens der Passagiere erhoben worden.

Dem Alter nach befinden sich unter den neuen Ankömmlingen 17 Personen unter 5 Jahren, einschließlich der an Bord geborenen Kinder, 14 Personen von 5 bis 10 Jahren, 86 von 10–45 Jahren, 7 über 45 Jahre.

Die Gesammtbevölkerung der Kolonie hat sich durch diese Einwanderung auf 1176 Köpfe erhöht.

4. Gewerbliche Verhältnisse.

Die Anzahl der hiesigen Handwerker hat sich durch die jüngst eingetroffenen Kolonisten um 16 vermehrt. Im Ganzen sind jezt auf der Kolonie vorhanden: 7 Schneider, 18 Tischler, 13 Schuster, 3 Bäker, 2 Schlosser, 2 Klempner, 10 Zimmerleute, 1 Goldschmied, 1 Seifensieder, 2 Mühlenbauer, 1 Seiler, 5 Schlachter, 1 Brauer, 2 Schmiede, 1 Sattler, 2 Maurer, 2 Töpfer, welche sich zugleich mit Ziegelbrennerei beschäftigen, 4 Cigarrenmacher, 3 Mechaniker, 1 Böttcher, 1 Uhrmacher, 1 Essigfabrikant und 1 Korbmacher.

Es erhellt hieraus, daß die für eine neue Ansiedlung von der angegebenen Kopfzahl erforderlichen Handwerker nicht bloß zur Genüge vertreten sind, sondern daß [illegible] zu ziehen, daß [illegible] Handwerker, mit wenigen Ausnahmen, keineswegs ihr Handwerk als ausschließlichen Erwerbszweig betreiben, sondern sich außerdem auch noch mehr oder minder mit Akerbau beschäftigen und daß andererseits mehrere von diesen Handwerkern bald für eigene Rechnung, bald als Gehülfen etablirter Meister arbeiten, ja wohl auch periodenweis ganz den Betrieb ihres Handwerkes aufgeben und als gewöhnliche Akerarbeiter und Tagelöhner ihren Verdienst suchen.

Ein wirkliches Bedürfniß rüksichtlich der Handwerke ist zur Zeit in der hiesigen Kolonie nur in Bezug auf Ziegler und Maurer vorhanden.

Gute Handwerker sind unzweifelhaft ein dringendes Bedürfniß für eine neue Ansiedlung, die sich aus der üppig emporgeschossenen Masse des Urwaldes zu einer geregelten Wirthschaft emporarbeiten soll; allein die eigentliche Akerarbeit ist und bleibt die Hauptquelle, aus welcher für eine solche Ansiedlung der Segen des Unterhaltes und des Wohlstandes fließt.

Von der ersten Begründung hiesiger Kolonie an ist diese Wahrheit Seitens des Kolonisationsvereins von 1849 in Hamburg sehr wohl anerkannt worden, und man hat — so weit dies möglich war — stets darauf hingewirkt, vorzugsweise recht tüchtige Landleute und Akerarbeiter hierher überzusiedeln. Allein es konnte von vorn herein nicht verkannt werden, daß zu gleicher Zeit auch darauf gesehen werden müsse, die Uebersiedlung derjenigen Handwerker, welche dem Akerbautreibenden unentbehrlich sind, wenn er nicht von seinem eigentlichen Geschäft fortdauernd abgezogen werden soll, nicht zu vernachlässigen. In dieser Weise hat der Kolonisationsverein — so weit es irgend in seiner Macht stund — durch Vorschüsse, Bewilligungen von Erleichterungen aller Art fortdauernd gewirkt, was von Niemanden geläugnet werden kann, der die Verhältnisse vorurtheilsfrei beurtheilt.

Dessen ungeachtet hat es auch hier in Brasilien nicht an gewichtigen Stimmen gefehlt, welche dies aus Unkenntniß der Sache verläugnet und dem Kolonisationsverein sehr unbegründete Vorwürfe gemacht haben. Ein herbes Urtheil dieser Art gab uns unlängst Veranlassung, dem Präsidenten der Provinz Santa Catharina, Dr. Joao José Coelho, eine statistische Uebersicht der hiesigen

Akerbauverhältnisse zu übersenden, aus welcher sich die sehr bedeutenden Fortschritte, welche die Kolonie in dem kurzen Zeitraume von fünf Jahren in Bezug auf die Agrikultur gemacht hat, in völlig überzeugender Weise ergeben. Gerade der Akerbau ist es, welcher die Kolonie erhalten und gehoben hat, und zwar in einer solchen Weise, daß ihr Bestehen und ihr Fortschritt gegenwärtig auch nicht dem geringsten Zweifel mehr unterliegt. Wie gesagt, betreibt fast jeder Handwerker, welcher hierher zieht, neben seinem eigentlichen Gewerbe auch einen größern oder geringern Akerbau, wie auch in Deutschland auf dem Lande und in den Landstädten solches gebräuchlich ist. Auch andere Klassen der Einwanderer, als z. B. frühere Militärs, Beamte, Kaufleute u. s. w. wenden sich hier vorzugsweise dem Anbau des Landes zu, weil sie einsehen, daß dies die Bedingung ist, um zur Unabhängigkeit und zu einem soliden Wohlstande gelangen zu können.

5. Landwirthschaftliche Verhältnisse.

Eine spezielle Uebersicht der diesjährigen Ernteresultate sind wir noch nicht zu geben im Stande, weil einerseits die Kaffee-Ernte erst im Laufe des Monats August beendigt worden ist, und weil es andererseits große Mühe und Zeit erfordert, die in dieser Beziehung nothwendig ganz zuverläßigen Nachrichten einzusammeln.

So viel ist aber im Allgemeinen gewiß, daß die diesjährige Ernte ein sehr lohnendes Resultat ergeben hat und ungemein günstig ausgefallen ist.

Den Beweis dafür liefert insbesondere auch die Thatsache, daß ganz erhebliche Quantitäten von Knollengewächsen, nämlich Aipi, Taja, Cara und Mangariten, von hiesigen Kolonisten in Bootsladungen nach der Stadt Sao Francisco gebracht worden und dort mit erheblichem Vortheil verkauft werden konnten.

Es ist dies das erste Mal, daß die Kolonie an Akerbauprodukten bedeutend mehr erzeugt hat, als sie selbst verbrauchen kann. Alle die vorgenannten Knollengewächse, welche hier die Stelle der Kartoffel vertreten und dieselbe sogar in Bezug auf Wohlgeschmak und Nahrhaftigkeit übertreffen, waren hier in einer solchen Menge vorhanden, daß die Preise dafür bis auf ein Minimum — ¼ bis 1 Vingt — 3—6 Pfennige preuß. pro Pfund — hinabgingen. In der benachbarten Stadt Sao Francisco dagegen wurde das Vier- und Fünffache dafür bezahlt, weil die Brasilianer, so sehr sie auch diese Gemüse lieben, sich mit dem Anbau derselben höchstens auf den nothwendigsten Hausbedarf beschränken und sich — nach althergebrachter Gewohnheit — fast ganz aus- [illegible]

6. Landverkauf und neue Ansiedlungen.

Die mit dem Schiffe „Mechthilda" hierselbst eingetroffenen Kolonisten haben sich, mit alleiniger Ausnahme einiger jungen ledigen Leute, welche hier in der Stadt Joinville selbst als Gesellen oder Tagelöhner sofort ein Unterkommen fanden, nach der von dem Ende der Nordstraße nach dem Cubatao führenden, von uns neu angelegten Straße gewendet und daselbst Besiz ergriffen.

Es sind dort 11 Morgen Stadtland und 550 Morgen Akerland verkauft worden, und die Erwerber haben nicht versäumt, alsbald mit der Urbarmachung ihrer Grundstüke einen Anfang zu machen, wobei sie von der vortrefflichen kühlen und trokenen Witterung des Monats August ungemein begünstigt wurden.

Der größte Theil derselben hat außerdem bei den für Rechnung des Kolonisationsvereins zur Herstellung des Weges von dem Ende der Nordstraße nach dem Cubatao-Flusse auszuführenden Wege-, Gräben- und Brüken-Arbeiten Beschäftigung gefunden. Das von uns am Eingange dieses Weges erbaute große Empfangshaus hat hinlänglichen Raum zur Aufnahme dieser neuen Ansiedler dargeboten, bis sich dieselben, womit bereits mehrseitig der Anfang gemacht ist, eigene Wohnungen verschafften. Eine in jener Gegend etablirte Venda liefert, nach Maßgabe des Kontraktes, den wir mit dem Pächter abgeschlossen haben, alle nothwendigen Lebensmittel zu denselben Preisen, welche hier in der Stadt gezahlt werden.

Wir können nicht umhin rühmend zu erwähnen, daß diese neuen Kolonisten, obgleich sie meistens kein Kapital mitgebracht haben, sehr fleißige und betriebsame Leute sind, von denen mit Recht ein segensreicher Erfolg für das Fortschreiten der Kolonie zu erwarten steht.

7. Gesellschaftlicher Verkehr u. s. w.

Der Besuch des Herrn Musik-Direktors Hauß aus Santa Catharina gab Veranlassung zu einer Vereinigung aller in der hiesigen Kolonie vorhandenen musikalischen Kräfte, und nach mehreren sorgfältig abgehaltenen Proben wurde von dem neugebildeten Gesangverein ein Konzert gegeben, welches durchaus überraschend und glanzvoll ausfiel und den Beweis liefert, daß auch die Musen uns hier nicht verlassen haben.

Zwei Tage in Highland, Neu-Schweizerland, Madison County, Illinois.

(All. Stud.)

— — — Kurz nach 4 Uhr hielt die „Stage" vor der Thüre und ich stieg ein, aber wie grausam wurde meine Erwartung, mich jezt durch einen kurzen Schlummer erquiken zu können, getäuscht. Die „Stage", von mir — der Himmel vergebe die unwissentliche Sünde — bisher immer mit Postkutsche übersezt, ist ein viereckiger Holzkasten mit einer, von dünnen Latten getragenen, Deke und Ledersizen, die an Härte mit Eichenbrettern wetteifern. Vor der Post wurden noch einige Säke in den Wagen geworfen, die denselben so füllten, daß ich und mein Reisebegleiter die größte Mühe hatten, für unsere Füße einen Stüzpunkt zu finden. Noch hatten wir nicht das Fährboot erreicht, als mir schon der Schlaf für mindestens 24 Stunden aus den Gliedern gerüttelt war. Außerdem war die Nacht empfindlich kalt und so trat ich meine Vergnügungsreise unter höchst ungünstigen Verhältnissen an. Selbst auf der ziemlich gut erhaltenen Plankenstraße, oder dem noch bessern Wege nebenan, war das Stoßen der Stage für meinen ermüdeten Körper eine wahre Marter. Bald aber wurde ich durch das Schauspiel der aufgehenden Sonne für alle Qualen entschädigt und weidete mein Auge an dem lang entbehrten Anblik der golddurchhauchten Wolken, die dem Sonnenball voraus langsam emporstiegen, deren Brillantränder immer heller blizten, bis endlich die dunkelglühende Feuerkugel selbst heraufrollte und ein magisches Licht auf die Nebel der Prairien warf. Mein Reisebegleiter, den ich bisher für stumm gehalten, machte die Bemerkung, daß es Tag geworden wäre. Der Weg führte durch Gebüsch, welches längere Zeit jede Aussicht versperrte. Sieben Meilen von St. Louis wurde Halt gemacht und die Pferde gewechselt. Durch flache Prairien, mit Farmen besäet, deren reiche Kornfelder unter einem frischen Morgenwinde wogten, führt die Straße bis Collinsville und Troy fort, welche Orte ziemlich unbedeutend sind und deren amerikanischen Bewohnern der Temperenzfanatismus aus den faden Gesichtern leuchtet. Hinter Troy wird die Gegend hügelig und ist von ziemlich dichtem Walde bewachsen. Aber so sehr mich diese Abwechslung ergözte, sehnte ich mich doch, Highland zu [illegible] St. Jakob eröffnete sich wieder die Prairie, im fernsten Gesichtskreis von einer Hügelkette begrenzt, die mit einem frischgrünen Walde bewachsen ist.

Da erhebt sich bei einer Biegung des Weges ein Hügel ganz in der Nähe. Er ist mit freundlichen Häusern bedekt, die einladend herüberleuchten. An den beiden Seiten des Hügels sehe ich Farmen, deren Häuser von größerer Wohlhabenheit zeugen, jezt eröffnet sich bereits eine Straße, an deren beiden Seiten stattliche Gebäude stehen; am ersten lese ich in großen Buchstaben die Worte: „Hôtel français." Wir sind in Highland.

Das Geräusch und Treiben einer großen Stadt, an das man sich seit Jahren gewöhnt, läßt anfangs ein kleines Landstädtchen als öde und todt erscheinen, und so erschien auch mir Highland am Anfang, jedoch fand ich bald, daß daselbst ein im Vergleich fast eben so reges Leben herrscht, als in St. Louis. An allen Seiten wird gebaut oder werden neue Gebäude vervollständigt, und obschon gegenwärtig die flaueste Geschäftszeit im ganzen Jahre ist, machen die Geschäftsleute in dem Städtchen doch gute Einnahmen. Den ersten Abend benuzte ich, den schönsten Punkt der Umgegend, auf welchem Herrn Börnstein's Farm liegt, zu besuchen. Er ist ungefähr eine halbe Meile von Highland entfernt und von hier aus bietet die Stadt den freundlichsten Anblik. Eine schöne Nußbaum-Allee führt von der Stadt nach diesem hochgelegenen Punkt. Auf der Spize des Hügels übersieht man zwei große Plateaux, das eine mit Highland im Vordergrunde und mit Waldhügeln umsäumt, das andere mit reichen Farmen besäet und von Hügeln unterbrochen, auf denen sich stattliche Pappeln wiegen. Der Weg nach diesem schönen Plaze führt an der großen Dampfmühle der Gebrüder Suppiger vorüber, die seit längerer Zeit Tag und Nacht im Gange ist. Die Mühle ist zugleich Mahl- und Sägemühle und hat ihren fleißigen Eigenthümern schon ein beträchtliches Vermögen eingebracht.

Später am Abend gab es einen Ball im Städtchen. Der Saal eines großen noch unvollendeten Gebäudes wurde dazu benuzt, und obschon die Wände noch roh und die Balken der Deke unbekleidet waren, tanzten die vergnügten Paare doch bis zum hellen Morgen. Das Musik-Korps, welches zum Tanze aufspielte, bestand aus achtbaren Bürgern Highlands, welche die verschiedenen Tänze auf ihren Blechinstrumenten ganz passabel executirten, obgleich sie die Musik nicht zu ihrem Geschäfte gemacht haben, sondern dieselbe nur in ihren Feierstunden treiben. Es herrscht überhaupt ein musikalischer Sinn unter der Bevölkerung Highlands, der äußerst lobenswerth ist. So hatte ich am nächsten Tage Gelegenheit, ein Musik-Korps von acht Knaben zu sehen, die ebenfalls mit Blechinstrumenten an einem Ball aufspielten.

Die Einwohnerzahl des Städtchens, dessen Zensus erst vor ein paar Tagen aufgenommen wurde, beträgt jezt 1449 Köpfe, während sie bei Aufnahme des vorhergehenden Zensus vor 3 ½ Jahren nur 800 betrug. Dieses Wachsthum ist leicht erklärlich, denn in ganz Illinois dürfte kein schönerer Punkt gefunden werden, der so viele Vortheile für die Ansiedelung bietet, als Highland. Das herrliche fruchtbare Land der Umgegend ist nicht allein im Besiz von Farmern, sondern auch bebaut, so daß man in der unmittelbaren Nähe Highlands nur wenige Aker flaches Land finden kann, welches nicht umbrochen ist. Die Folge ist, daß der frühere, nicht besonders gute Gesundheitszustand des Städtchens sich so verbessert hat, daß Patienten Raritäten für die Doktoren werden. Mit der wachsenden Wohlhabenheit der Farmer ist auch das Städtchen emporgeblüht und mancher Geschäftsmann hat daselbst in wenigen Jahren ein bedeutenderes Kapital gewonnen, als er es z. B. in St. Louis mit halsbrechenden Spekulationen hätte erwerben können.

Highland wurde vor etwa 24 Jahren von zwei Schweizern, Suppiger und Köpfli, und einem Amerikaner, Namens Semple, angelegt, und umschließen die Grenzen einhundert Aker Land. Die Straßen sind gerade und weit und zum größten Theil mit Baumreihen bepflanzt, die ihnen ein sehr freundliches Ansehen geben. Eine Anzahl schöner Häuser, unter denen das des Friedensrichters Suppiger in erster Reihe steht, und drei oder vier Kirchen zieren die Stadt. Das Verhältniß der Schulen zu den Kirchen ist wie in fast allen Städten in Amerika — eins zu drei. Die vorher erwähnte Mühle, welche unter der Firma Joh. Suppiger und Komp. geführt wird, eine mit neuer und großer Maschinerie versehene Wollfabrik des Herrn Stähl, eine Destillerie der Herren Hermann und Spindler, eine Sodawasser-Fabrik der Herren Müller und Weber und eine Brauerei des Herrn Gugenbühler sind die größeren Geschäfte des Städtchens. Außerdem wird binnen Kurzem eine Brauerei des Herrn C. L. Bernays vollendet sein und in Opera- [illegible], vermuthlich die größte im Staate Illinois, ist nach dem Muster von Brauereien in St. Louis mit eisernem Kessel eingerichtet und hat Herr Bernays einen bedeutenden Keller bauen lassen, so daß er im Stande sein wird, das Geschäft in großartigem Maßstabe zu betreiben. Eine neu eingerichtete Pulvermühle des Herrn Jakob Blattner wird gleichfalls in einigen Wochen in Gang kommen. Ein für Highland wahrhaft wohlthätiges Institut ist die Bank, unter der Direktion des Herrn Fr. Ryhiner. Mit einem, zum größten Theil aus der Schweiz hergeschikten, Kapital von über 30,000 Dollars versehen, leiht diese Bank Geld an Highländer Bürger zu den niedrigsten Zinsen und befähigt sie so, manche Unternehmungen auszuführen, die sonst unterbleiben müßten. Dieses Institut kann nicht rühmlich genug erwähnt werden und wenn Highland, was nicht ausbleiben kann, sobald die sogenannte Brough-Eisenbahn erst vervollständigt wird, zu einer Stadt zweiten Ranges gediehen ist, werden sich die Nachkommen der jezigen Bewohner noch dankbar daran erinnern, daß die Bank unendlich viel zum Wohlstand und Emporblühen der Stadt beitrug.

Ein strahlender frischer Morgen fand mich wie neugeboren. Die Sonntagsruhe des Städtchens hatte heute nichts Lebloses. Die Jugend von Highland stattete sich gegenseitig Besuche ab, und ich hatte so recht Gelegenheit, den Biedersinn der Bewohner kennen zu lernen, die, fern von Neid, sich gegenseitig auf das Bereitwilligste und Kräftigste unterstüzen und an dem wachsenden Wohlstand ihrer Mitbürger ebenso großes Wohlgefallen finden, als an dem Gedeihen ihrer eigenen Geschäfte. Am nächsten Tage beobachtete ich z. B., daß der hochgeachtete, biedere Friedensrichter, Herr Suppiger, fast den ganzen Tag über thätigst beim Einmauern des Kessels in der Brauerei des Herrn Bernays behülflich war, während einer der Mühlenbesizer drei Stunden lang auf das Angestrengteste arbeitete, um eine Abflußröhre zu befestigen. Dieser gute Geist herrscht durchgängig unter der Bevölkerung, die, wie bekannt, fast ausschließlich aus Schweizern, Deutschen und Franzosen besteht. Die amerikanischen Familien, welche früher daselbst ihren Wohnsiz hatten, haben nach und nach bis auf sehr wenige den Ort verlassen, so daß das deutsche Element sich unbehindert frei entwikeln konnte und auch zu einer Blüthe ge-

kommen ist, deren praktische Resultate beschämender für die Know-Nothings sein müssen, als die größte Demonstration, die jemals veranstaltet werden konnte. Das freisinnige Element ist unter der Bevölkerung zahlreich vertreten, wovon das neue, sehr schöne Schulhaus zeugt, in welchem Unterricht in englischer, französischer und deutscher Sprache, mit Ausschluß jeder religiösen Färbung, ertheilt wird.

Am Nachmittag besuchte ich Köpfli's Berg, im Norden der Stadt gelegen, auf dem ein schöner Park steht, wo sich Sonntags die Bewohner des Städtchens versammeln, und bei Bier und Wein, beim fröhlichen Tanz und traulicher Unterhaltung den Nachmittag verbringen. Von dem platten Dache des Hauses Herrn Köpfli's genießt man ebenfalls eine reizende Aussicht, obschon nicht so schön wie von Herrn Börnstein's Farm aus. Wohlthätig war es für mich, zu bemerken, daß unter der Masse der im Park Anwesenden keine Spur jener abscheulichen Plage zu bemerken war, die in St. Louis jede Festlichkeit trübt, nämlich die Anwesenheit von Rowdies.

Vor Köpfli's Hause ist ein großer Weinberg angelegt, dessen Reben mit den dichtesten Trauben behängt sind. Der Weinbau wird in der Umgegend stark betrieben und dürfte später so wie die, jezt noch sehr unvollständige, Ausbeutung der reichen Kohlenlager zu einer neuen Quelle des Reichthums werden. Der reiche Weizenboden der Prairien um Highland hat in diesem Jahre eine beispiellos gute Ernte gegeben, so daß der Aufschwung der Geschäfte auch die bessere Ausbeute jener Gruben zur Folge haben wird. Der in anderen Prairien so fühlbare Mangel an Holz wird durch die Waldungen, die von allen Seiten Highland umgeben, dort gänzlich gehoben; dennoch werden im Städchen, was wieder von der Wohlhabenheit zeugt, alle neuen Gebäude von Bakfteinen gebaut, und ist mir auch nicht ein einziges Blokhaus zu Gesichte gekommen, während die Farmehäuser an Stattlichkeit mit den Bakfteingebäuden wetteifern.

Am Abend dieses Tages besuchte ich ein Kinder-Konzert. Ueber die Leistungen selbst kann ich nicht viel Rühmliches berichten, doch war es äußerst erfreulich, daß auch unter der jungen Bevölkerung der musikalische Sinn gewekt und genährt wird.

Am Montag erwachte in mir das Heimweh nach St. Louis und ein Spaziergang in den Busch, den ich mit Herrn Gustav Börnstein, der als junger Kaufmann bereits viel Popularität im Städchen gewonnen, zur Zerstreuung unternahm, ließ mich zuerst eine der Unannehmlichkeiten des Landlebens empfinden. Vom Regen überfallen irrten wir mehrere Stunden im Gebüsch herum und kamen endlich in einem Zustande zurük, der besonders mir das herzlichste Gelächter meiner gütigen Freunde, bei denen ich logirte, zuzog.

Der Abend bot einen neuen Genuß. Es war eine musikalische Soirée, obschon sie als solche keineswegs gelten sollte, im Hause des Herrn C. L. Bernays. Einer von ihm mit gewohnter Meisterhaftigkeit vorgetragenen Simphonie von Beethoven folgte ein nicht weniger gut ausgeführtes Terzett aus Don Juan, dann ein Quartett aus derselben Oper. In diesem Hause werden alle Erholungsstunden in ähnlicher Weise zugebracht, und dieser Umstand erwekte in mir den Wunsch, noch oft Stunden der Ruhe in jener Gesellschaft zubringen zu können.

Von der Lust des Landlebens angestekt, kehrte ich mit einem jungen, intelligenten Farmer auf dessen Wagen nach St. Louis zurük. Obgleich mein Entschluß, als der hoch mit Haferfäken beladene Wagen am nächsten Morgen um 5 Uhr vor der Thüre hielt, etwas schwankend wurde, kletterte ich dennoch beherzt auf diesen hohen Siz und nach einem herzlichen Lebewohl von meinen trefflichen Freunden rollte ich wieder St. Louis zu. Anfangs ging die Fahrt gut von Statten, doch bald sollte meine Freude in etwas getrübt werden, denn in den Hügeln von Troy überfiel uns ein Regen, der den Weg so schlüpfrig machte, daß wir nur mit Mühe vorwärts kommen konnten. Endlich blieben wir ganz steken und seit drei Jahren habe ich nicht so schwer gearbeitet, als an jenem Tage. Ich wurde lebhaft an den Mann erinnert, der auf einem Kanalboote fahren wollte und sich nach dem Fahrpreis erkundigend, die Antwort erhielt: „Wenn Sie im Boot fahren wollen, kostet es einen Thaler, wenn sie aber am Seil ziehen helfen, können Sie für den halben Preis mitkommen." Wir mußten abladen und von dem jezt eingetretenen Plazregen durchweicht, den ausgespannten Wagen, dessen Pferde weder vorwärts noch rükwärts zu bringen waren, den Berg, dessen halbe Höhe wir erreicht, herunterrollen und sodann auf Umwegen zur andern Seite zu gelangen suchen. Kaum waren wir eine halbe Meile weiter gekommen, als wir noch ein Mal steken blieben und dieses Mal noch schwierigere Arbeit hatten, weiter zu gelangen. Kurz, die Reise dauerte, mit Einschluß von etwa fünf Stunden, während des furchtbarsten Gewitters, die wir schlafend in einer Herberge am Wege zubrachten, etwa 28 Stunden, so daß ich halb gerädert in St. Louis ankam. Dennoch zählte ich die in Highland verbrachten Tage zu den angenehmsten meines Lebens und selbst auf das Risico, eine noch schlechtere Hin- und Rükfahrt zu haben, ist ein neuer Besuch der biedern und gastfreundlichen Bewohner jenes Städchens mein innigster Wunsch.

Verschiedenes.

Ob der „Bote aus Amerika" (richtiger der Knote aus Bern) den „Kolonist" versteht oder nicht, ist ganz gleichgültig; denn für ihn und seinesgleichen ist er nicht geschrieben, nach dem biblischen Spruch: „Werfet die Perlen nicht vor die Säue!" Ganz gleichgültig ist uns ferner das Urtheil des besagten Knoten über den Gehalt des „Kolonist"; denn Herr Großniklaus, ein ungebildetes Individuum, welches man als Schulmeister nicht mehr brauchen konnte, weil er nicht einmal orthographisch zu schreiben versteht, ist sicherlich kein kompetenter Richter über den Werth oder Unwerth irgend eines Blattes, obgleich er die unverschämte Anmaßung hat, selbst eine Auswanderungszeitung herauszugeben, die nun freilich in jeder Nummer nicht nur seine Unwissenheit, sondern auch seinen Mangel an gesundem Menschenverstand an den Tag legt. Der poetische Erguß (d. h. die kindischen Knittelverse, mit denen er sich in seiner Nro. 49 wieder blamirt), läßt in der That befürchten, daß man ihn nächstens in der Waldau werde versorgen müssen. Damit man uns aber nicht den Vorwurf machen könne, wir haben durch Reizung dazu beigetragen, daß sein bischen Verstand noch völlig überschnappe und um unsern Lesern eine fernere derartige unerquikliche Lektüre zu ersparen, so wollen wir unserseits den Federkampf mit ihm schließen und ihm das lezte Wort lassen.

— Auf der Liste der auf dem jüngst durch Zusammenstoß mit einem andern Schiffe untergangenen, von New-York nach Havre bestimmten Dampfer „Lyonnais" verunglükten Passagiere finden sich keine Schweizer-Namen, außer einem Herrn und einer Frau Huber, welches Geschlecht jedoch auch in Deutschland sich findet. Gerettet wurden blos 16 Personen, nachdem sie 6 Tage in einem kleinen Boote auf dem Meere herumgetrieben worden.

— Bei dem neulichen Festmahle der transatlantischen Telegraphen-Gesellschaft hat man die Zuversicht ausgesprochen, daß, wenn der unterseeische Draht gelegt sein wird, welcher Europa mit Amerika verbinden soll, eine Depesche von Liverpool nach New-Orleans sechs Stunden vor ihrer Aufgabe anlangen werde. Dieß ist gewiß für Manchen ein Räthsel, welches aber sofort gelöst wird, wenn man an die verschiedene Tageszeit denkt. Bekanntlich beträgt die Differenz der Zeit zwischen England und dem Mississippi zirka 6 Stunden, und wir bekommen um so viel eher Tag, als die drüben. Ginge also eine telegraphische Depesche von Europa punkt 12 Uhr Mittags ab, und sie erlitte keine Unterbrechung, so würde sie, da die Dauer des Laufes der Elektrizität gleich Null ist, Morgens 9 Uhr (also 6 Stunden vor ihrer Aufgabe) in New-Orleans ankommen!

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Die Streitfrage über die zukünftige Politik Buchanans dauert in den amerikanischen Blättern fort. Wenn die demokratischen Blätter des Südens ihn drängen, die Gestaltung von Kansas zu einem Sklavenstaat, und die Durchführung des Ostender Programms, d. h. Eroberung, Einverleibung und Unterstüzung der Freibeuterei nach allen Seiten hin zur Grundlage seiner Politik zu machen, mahnen die Blätter des Nordens zur Mäßigung, und warnen ihn vor selbstmörderischen Schritten.

— New-York. In den Straßen von New-York sind Anschläge angeheftet, worin freie Ueberfahrt und Landbesiz allen denjenigen angeboten wird, welche sich für Walker anwerben lassen.

— Nach dem lezten Bericht der Commissioners of Emigration waren in New-York bis zum 5. November 120,599 Einwanderer angekommen, gegen 121,224 im vorigen Jahre.

— Von New-York wird geschrieben, daß die Arbeiter-Verhältnisse dermalen nicht gut ständen. Der Tagelohn einiger Arbeiter ist auf 15 Cents per Tag gesunken. In mehreren Geschäften drohen die Handwerker mit Strikes (Ausständen), um höheren Lohn zu erzwingen.

— Massachusetts. (Eine schlimme Nachricht für die Schuhmacher.) In Boston sind Schuhe erfunden worden, die vermittelst Cement gemacht werden, womit man die verschiedenen Stüke Leder zusammenbefestigt. Auf diese Weise werden Schuhe ohne einen „Peg" oder Stich gemacht und das Leder soll eher reißen, als die auf diese Weise gemachten Nähte. In Ballard Vale ist eine bedeutende Kompagnie für diese moderne Schuhmacherei zusammengetreten; man cementirt dort die Schuhe aber gewöhnliche Leisten und troknet sie in Oefen. Allein es soll neulich eine große Verbesserung darin gemacht worden sein und ein Paar Schuhe in fünf Minuten angefertigt werden können. Die Stüke werden über einen hohen Metallleisten zusammencementirt; der Leisten wird vermittelst eines Hahnens durch Dampf geheizt und der Cementin einem Augenblik getroknet und gehärtet.

— Kentuky. Von Louisville wird berichtet, daß ein Trupp Irländer in ein irisches Kosthaus an der 10. Straße gedrungen und den Nessen der Wirthin „buchstäblich in Stüke zerschnitten." Die Ursachen zu der Gräuelthat kannte man am 30. Okt. noch nicht, wie auch die Mörder noch nicht aufgegriffen waren.

Mexiko. Die „Times" zitirt einen Handelsbrief, dem zufolge die Republik ihrer Auflösung oder ihrer Einverleibung in die Vereinigten Staaten sehr rasch entgegen geht. Die Straßen, heißt es darin, sind im Besize von starken Räuberbanden, welche nicht bloß Reisende plündern, sondern gelegentlich auch in die Städte dringen und deren Bewohner brandschazen und berauben. So haben dieselben vor Kurzem die Stadt Celaya zwölf Stunden lang wie eine siegreiche Feindesschaar ausgeplündert. Der Handel liegt begreiflicherweise sehr darnieder, und die Regierung weiß nicht mehr aus und ein, zumal da die Konfiskation der Kirchengüter ihr nur wenig geholfen hat, denn wer einige von diesen an sich riß, gibt sie nach und nach aus Furcht, exkommunizirt zu werden, wieder heraus. Die Zustände sind so ungewiß, daß Niemand es mit der Geistlichkeit verderben will. Die Goldentdekungen im Staate Guerrero aber sind nach diesem Briefe eher ein Unglük als ein Glük für's Land; denn wenn sie wirklich so bedeutend sind, wie es den Anschein hat, so werden sie ein neuer Sporn für die Vereinigten Staaten werden, der Unabhängigkeit Mexiko's so rasch als thunlich ein Ende zu machen.

Südamerika. Buenos-Ayres. Bei Bahia Blanca wird eine deutsche Kolonie, Neu-Germania, planirt, deren erste Stadt Neu-Hamburg heißen soll. In und um Buenos-Ayres giebt es bereits etwa 3000 Deutsche, darunter besonders viele Holsteiner.

So eben hat die Presse verlassen und ist in **C. J. Meisel's** Buchhandlung in Herisau und bei **J. M. Wälle** in Lichtensteig zu haben:

Brasilien,

für den deutschen und schweizerischen Auswanderer beschrieben

von

Dr. Ad. Steger.

8. geh. Preis 2 Fr. 40 Rp.

Dieses 226 Seiten starke Schriftchen zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die erste Brasilien im Allgemeinen behandelt und von der Geschichte, Geographie, von den politischen und gesellschaftlichen Zuständen und vorzüglich über die Kolonisation des Landes in gedrängter Darstellung dasjenige bringt, was der Auswanderer von seiner neugewählten Heimath wissen muß, wenn er dieselbe nicht unvorbereitet betreten will. Die zweite Abtheilung beschreibt einlästlicher die südbrasilianischen Provinzen und die dort bestehenden deutschen und schweizerischen Kolonien und wird daher besonders dem Auswanderungslustigen, der sich nicht schon für die eine oder andere Kolonie entschlossen hat, zur Lösung der Frage behülflich sein, welche derselben er zu seinem künftigen Wohnort wählen soll. Aber nicht nur dem Auswanderer empfehlen wir dieses Schriftchen, sondern wir wünschen ihm einen ausgebreitetern Leserkreis. Wir hoffen und zweifeln nicht, daß es das Seinige dazu beitragen wird, manches grundlose Vorurtheil und ungerechtes Mißtrauen, das immer noch, wenn auch nicht in dem Grade wie früher, gegen die Auswanderung nach Brasilien kämpft, durch Belehrung zum Schweigen zu bringen.

Feuilleton.

Die Wolfsglocke.

Von Gerstäcker.

(Schluß.)

Ben hatte aber zu manches Stük Wild erlegt, als daß ihn diese Bewegung auch nur einen Augenblik länger über den Zustand des Wolfes in Zweifel lassen konnte. Im ersten Augenblik fuhr er allerdings noch einmal, und wie unwillkürlich mit der Büchse an den Baken — das war auch nur ein Moment — im nächsten warf er sie fort und sprang plözlich im keken Muth auf das, von der Minute an sich wieder ganz kräftig und rasend sträubende Thier.

„Hoho, mein Bursche!„ rief der junge Jägersmann dabei, und lachte mit wilder Freude in sich hinein, während er seinen Arm mit eiserner Gewalt um den wüthend dagegen ankämpfenden Körper des Wolfes schlang — „hoho — einfach ge ereast — hahahaha — ja strample nur, strample nur Herz, der Falle entgeht Du nicht — wenn Du nicht im Stande wärst, aus der Haut zu rutschen."

Das Thier, das nun sein volles Bewußtsein wieder erlangt hatte, schien jezt erst zu begreifen, in welcher höchst mißlichen Lage er sich eigentlich befinde und suchte mit aller ihm zu Gebote stehender Kraft um sich zu beißen, und durch Treten und Kratzen seine Freiheit wieder zu gewinnen. Doch vergebens, Ben hielt es wie in einem eisernen Schraubstok und drükte sich dabei so mit dem ganzen Gewichte seines schweren Körpers darauf, daß der arme, also ertappte Wolf endlich und als auch seine Kräfte vollständig erschöpft waren, wenigstens für kurze Zeit, ruhig liegen mußte.

Was aber nun thun? — den Wolf tödten? das wäre allerdings mit nur wenig Schwierigkeiten verknüpft gewesen, denn Ben trug sein haarscharfes Jagdmesser im Gürtel. Aber war nicht jezt sein Ziel erreicht? — einen lebendigen, gesunden, unbeschädigten Wolf wollte er haben, und den hielt er in diesem Augenblik hier unter sich so fest, als ob er ihn im Leben nicht wieder loslassen wollte. Doch wie ihn binden und festhalten? nicht einmal einen Lederriemen führte er bei sich, nichts als seinen Gürtel, und wie hätte er es überhaupt wagen dürfen, auch nur den Versuch zu machen? Ließ er dem Wolf nur ein wenig Luft so, gab es nachher einen Kampf, in dem er ihn entweder ernstlich beschädigen, oder gar frei lassen mußte — das eine fast so schlimm wie das andere. Und das schwere Thier bis zur Ansiedlung tragen? — er hätte ohne den Wolf eine halbe Stunde gebraucht, sie zu erreichen — viel weniger mit ihm — aber es blieb ihm weiter keine Wahl.

„Entweder oder", murmelte er, „Du oder ich, Bursche, und so mag denn der Abend über mein Unglük entscheiden. Zum Teufel auch, habe doch schon manchen starken Hirsch getragen, der noch einmal so schwer war wie der hier, und das bloß um des elenden Wildbrets wegen, — Werden mir heute die Kräfte nicht versagen, da es das Höchste — oder doch wenigstens einen Triumph über den schurkischen Feind gilt."

Und mit dem raschen Entschluß nahm er seinen Halt fest um das, sich jezt wieder mit rasender Wuth sträubende Thier, brachte den rechten Fuß unter sich, und stand, die Schulter gegen einen kleinen danebenstehenden Gumbaum stüzend, langsam auf. Er hatte den Wolf mit dem Rüken gegen sich, mit dem linken Arm zwischen beiden Vorderläufen durch gepakt, und den rechten Arm ihm fest um die Weichen geschlagen und hielt ihn so eng zusammengepreßt, daß er ihm mit seinen Zähnen gar nicht schädlich werden konnte.

Die Büchse mußte er natürlich zurüklassen, auch die Müze war ihm bei dem Ringkampf entfallen, doch das hinderte ihn nicht; mit fest zusammengebissenen Zähnen und zum Aeußersten entschlossen, wanderte er seine wunderliche, sich unaufhörlich sträubende Last im Arm, Schritt vor Schritt weiter — der fernen Ansiedlung zu.

Im alten Gerichtshaus herrschte indessen noch immer laute lärmende Fröhlichkeit, Bowle nach Bowle wohlschmeckenden süßen Getränkes war gebraut, und der Raum endlich durch Kerzen, Trunk und Tanz so heiß geworden, daß man selbst das kleine, nach dem Holz hinausführende Fenster öffnete, um nur frische Luft herein zu bekommen.

Die Töne der Violine schwirrten immer rascher und gellender in Jigs und Hornpipes, die Füße der Tänzer klapperten immer behender auf dem schon blank gescharrten Boden; Metcamp war besonders ausgelassen lustig, er nannte die arme Betsy — die sich übrigens hartnäkig weigerte, weder mit ihm noch einem der andern Gäste zu tanzen — nicht anders wie sein süßes Bräuschen", umarmte den alten Sutton ebenfalls zweimal als „Schwiegerpapa" und wußte seiner Ausgelassenheit gar keine Grenzen.

Eine kleine Unterbrechung hatte indessen stattgefunden; „Lord Howe's Hornpipe" war eben beendigt und einige Erfrischungen wurden herumgereicht. Betsy, die auf ihres Vaters Befehl die Bedienung überwachen mußte, saß unfern dem Eingang, nicht weit vom Schenktisch, und Metcamp, der sich dicht neben sie gestellt, flüsterte ihr eben einige fade Schmeichelreden in's Ohr, die ihr die zornige Röthe auf die Wangen trieben, als plözlich etwas mit gewaltigem Poltern von außen gegen die Thüre schlug.

„Hallo!" schrie der Bräutigam zusammenfahrend — das ist ein unhöfliches Anklopfen — „wer da?"

Die übrigen Gäste wandten sich Alle rasch und erstaunt nach dem Lärmen um, die einzige Antwort von dort her war aber ein erneutes noch viel stärkeres Gepolter.

„Ei se hol' doch der Henker die Unverschämtheit!" rief da Metcamp; ich will doch sehen —"

Rasch ergriff es den ledernen Riemen, der an dem Drüker hing, riß daran und stieß die Thüre auf.

„Ha!" — Vor sich ein Paar stiere funkelnde, fast aus ihrem Höhlen drängende Augen — ein weit aufgerissener Rachen mit blutiger, heraushängender Zunge und weißem fürchterlichen Gebiß — ein Wolfskopf, wie ihn sich die Einbildung nur schrecklich und Entsezen erregend ausmalen kann — hinter ihm aber, dicht über dem gräßlichen Rachen, das todtenbleiche, wildblikende Angesicht Ben Holik's, vom Schein der Kerzen geisterhaft beleuchtet.

„Der Wolf! — Der Wolf!" schrie da Metcamp nach einem, nur fast flüchtigen Blik auf die schauerliche Gruppe. — „Der Wolf!" und durch die hinzudrängenden Gäste brach er in wilder Hast sich Bahn, zum Fenster sprang er, und ehe nur noch irgend Jemand sein Vorhaben hätte errathen, oder ihn gar daran verhindern können, flog er mit scheuem Saz hinaus und in's Freie.

Die Hinterstehenden, die noch gar nicht sehen konnten was eigentlich die Ursache solch wunderbarer Behendigkeit gewesen, lachten; die nächst der Thüre aber fuhren ebenfalls, kaum minder als Metcamp selbst, erschrekt zurük, und starrten überrascht die wunderliche Gruppe an, aus der sie Ben Holik's todtenfahle Züge jezt erkennen konnten.

„Die Glokе — die Glokе!" war aber Alles, was der Jäger mit heiserer, nur den Nächsten verständlicher Stimme zu lallen vermochte — „die Glokе — ich kann — ich kann nicht mehr."

„Heiliger Gott!" schrie da Betsy, die schon bei dem ersten Ausruf Metcamp, entsezt empor gesprungen war, und ihren Augen kaum trauen, keines Wortes, keiner Bewegung mächtig, in das todtenbleiche, fürchterlich entstellte Antlik des Geliebten gestarrt hatte, „heiliger, allmächtiger Gott! zu, Hülfe — zu Hülfe!"

„Die Glokе!" flehte aber nur Ben — „Betsy die Glokе oder meine Arme erstarren."

„Die Glokе? — was für eine Glokе?" fragten die Umstehenden wild durcheinander.

„Ha — die Wolfsglokе!" rief da das Mädchen — das Ganze ihr bis dahin Entsezliche, jezt rasch und froh begreifend — „die Wolfsglokе, nur noch einen Moment Ben — nur noch wenige Sekunden und ich bin wieder da."

Und rasch zur Thür hinaus, dicht an den klaffenden Fängen der Bestie vorbei — so dicht, daß ihre Schulter die blutlaufende Zunge fast berührte, glitt die Jungfrau flüchtigen Laufes in das dicht daneben gelegene Haus ihres Vaters, wo die Glokе noch in der Stube (unter der Büchse, wo er sie neulich bei seiner Zurükkunft hingethan) hing, hob sie schnell herunter und war in kaum einer Minute Zeit schon wieder zurük mit dem Verlangten.

Indessen hatten sich aber die Männer dort ebenfalls von ihrer ersten Ueberraschung erholt; der alte Sutton war zu ihnen getreten, und rasch begreifend, um was es sich hier handle, wollte er Ben unterstüzen und ihm den Wolf vielleicht abnehmen. Das gab aber der Jäger nicht zu, da er seiner wie des alten Mannes Sicherheit wegen nicht wagen durfte, dem festen Halt, den er einmal an der Bestie hatte, zu entsagen. Kaum erschien aber Betsy mit der Glokе, so nahm sie ihr Sutton rasch aus der Hand, schlang den Riemen um den des, jezt wieder wie wüthend um sich beißenden Wolfes Hals, und schnallte ihn nicht zu fest, aber sicher genug, daß er nicht über den Kopf hinüberrutschen konnte, den Wolf jedoch auch nicht hinderte, oder gar würgte.

Was aber jezt, nachdem dies geschehen war, thun? — wie die Bestie, da der Zwek erfüllt war, wieder loswerden? denn war es nicht möglich, daß sie, in so gereiztem Zustand freigegeben, anstatt zu fliehen sich gerade gegen ihre Feinde wenden, und dort Unheil anrichten konnte, ja am Ende gar, um sie nur wieder los zu werden, doch noch getödtet werden mußte? Das Klingeln der Glokе beunruhigte den Gefangenen dabei immer mehr, seine Anstrengungen wurden wüthender, je mehr die Kräfte des armen Jägers nachließen. Zwar sprangen von vielen Seiten die Männer mit Stricken herbei und Einer machte sogar eine Schlinge, den Wolf daran zu hängen und ihm die Kehle zuzuschnüren, bis er betäubt wäre und hinaus in den Wald geschafft werden könnte — das aber schienen viel zu gefährliche Experimente, denn geschah dem Thier dadurch ein Schaden, so war die ganze Anstrengung vergebens gewesen, Da rief Betsy, die in Todesangst um den Geliebten, die Hände fest gegen die Schläfe gepreßt, daneben gestanden und dem ganzen wirren Treiben zugeschaut, den tausend verworfenen Vorschlägen, wie sie gemacht und verworfen wurden, in namenloser Furcht gelauscht hatte, plözlich aus:

„Trag ihn in den Garten, Ben, wo der Fluß die Biegung macht — dort ist die Uferbank eingestürzt, und da hinabgeworfen, kann er nur an's gegenüberliegende Ufer schwimmen!"

„Bei Gott, das Mädchen hat Recht!" rief der alte Sutton, und Ben schritt schon um's Haus herum, dem bezeichneten Orte zu. Die Zenz, die ihn noch von dem Garten trennte, wurde augenblicklich eingerissen, und wenige Sekunden später stand der Wolfsjäger an dem schroffen Ufer, das unten der vorbeischäumende kleine Bergstrom bespülte — Betsy hatte seinen Arm ergriffen und ihn gestüzt, daß er nicht etwa einen Schritt zu weit vorgehe und selber mit hinabstürze.

„Jezt Ben!" rief sie ihm zu, als sie ihn plözlich zurükhielt, „jezt laß los!"

„Gott sei Dank!" murmelte Ben, und während er noch die Arme öffnete, glitt der dunkle Körper am nachgebenden Sande hinab und schlug plätschernd in die unten über ihm zusammenbrechende Fluth.

Jezt kamen auch Mehrere mit rasch herbeigeholten Lichtern herbei und bei dem matten ungewissen Schein derselben konnten sie erkennen, wie der schwarze Körper des befreiten Wolfes rasch und mit heftigem Stöhnen durch die Fluth strich. Als er aber drüben an's Ufer stieg, klingelte die wakere Glokе laut und hell — er hatte sich schütteln wollen, erschrak jedoch so über den fremden Laut, daß er rasch die Uferbank hinansprang, und noch eine lange Strekе durch den Wald hörten sie das gleichmäßige Anschlagen der Schelle, wie der Wolf in dem, diesen Thieren eigenen langen Gallop mit flüchtigen Säzen nicht mehr den Feinden, die hatte er kaum gefürchtet, nein, diesem unerträglichen scharfen Lärm unter seiner Kehle, zu entfliehen suchte.

„Hahahaha!" brach endlich Ben, der jezt lachend seine halb erstarrten Arme schwenkte, das athemlose Schweigen, mit dem die Männer den immer mehr verschwimmenden Tönen der Glokе gelauscht hatten — „er hat sie — beim ewigen Gott, er hat sie — so — das soll mir der Mr. Metcamp einmal nachmachen!"

Metcamp? ja wo war denn Metcamp die ganze Zeit eigentlich — das weiß der Himmel, am Wahita hat ihn wenigstens kein sterbliches Auge mehr gesehen, sein Fenstersprung könnte nicht bezweifelt werden, denn Zeugen gab es dafür genug, und vom Fenster aus ließ sich die Spur noch weit hinaus in den Wald, aber immer dem Arkansas zu, verfolgen, sein ganzes Gepäk aber, ja selbst seinen Hut ließ er, ohne auch nur einmal darum zu schreiben, in der Ansiedlung zurük und Ben hatte gewiß recht als er meinte — „den habe nur sein böses Gewissen aus den Bergen getrieben."

Und was wurde aus Betsy? —

Ich will dem Leser die weitläufige Auseinandersezung ersparen und ihm nur mit kurzen Worten einzelne Thatsachen mittheilen, aus denen seine Einbildungskraft dann leicht den weitern Verfolg der Sache, viel besser als ich ihm das selber klar machen könnte, herausfinden wird.

Mr. Metcamp war wirklich flüchtigen Fußes förmlich davon gelaufen; der Brief aber, den er zu der Zeit am Washita erhalten hatte, mußte jedenfalls gefälscht gewesen sein, denn noch in demselben Monat hörten sie von einem Reisenden, daß Metcamp's Onkel etwa vier Wochen vorher, ehe dieser zum Washita gegangen, total bankerott gemacht habe und der vermeintliche Erbe noch schlimmer als ein Bettler sei, da er sogar rasend in Schulden stekе. Die reiche Farmerstochter hatte er dabei leicht zu gewinnen geglaubt und auch natürlich alles Mögliche gethan, seinem ihm allerdings gefährlichen Nebenbuhler den Besiz des Mädchens unmöglich zu machen.

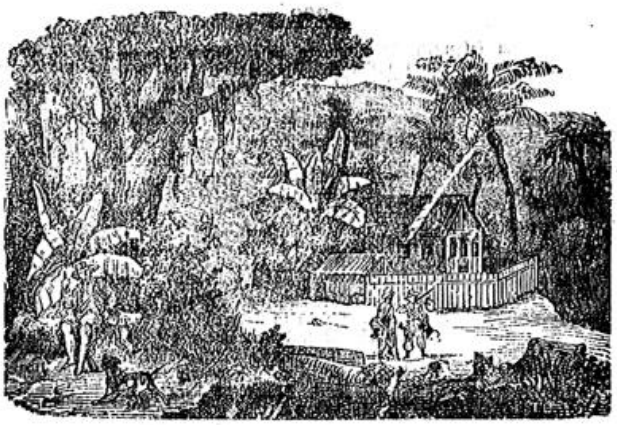
Daß er es gewesen, der damals den gefangenen Wolf befreit, ließ sich ebenfalls immer weniger verkennen, wenigstens sprach man die Ansicht kurze Zeit darauf ganz offen in der Ansiedlung aus; und daß sich der alte Sutton nach alle dem Vorangegangenen schämte, den beabsichtigten Schwiegersohn aus der Stadt auch nur noch einmal zu erwähnen, versteht sich wohl von selbst.

Es sind jezt seit der Zeit zehn volle Jahre verflossen, und Farmer Sutton schläft in seinem eigenen Garten still und ruhig unter dem grünen hinnigen Rasen; Ben Holik aber hat das unstäte Jägerleben aufgegeben, ist ein ordentlicher Farmer worden und lebt mit seinem lieben Weib, seiner Betsy, und den drei Jungen und zwei Mädchen, die sie ihm in ihrer neunjährigen Ehe geboren, so glüklich und zufrieden, wie nur ein Mensch in der weiten Gotteswelt leben kann. Seine Heerden haben sich dabei ungemein vermehrt, denn die Wölfe trieb der mit der Glokе Behangene richtig hinaus aus der ganzen Nachbarschaft, und seine Felder hat er ebenfalls um viele fruchtbare Aker erweitert; dort aber, wo er den Wolf damals lebendig gefangen, baute er auf der lustigen Bergkuppe ein kleines Haus und nannte es, zum Gedächtniß jenes glüklichen Abends — die Wolfsglokе.

Abonnementspreis.
per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrükungsgebühr:
10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 51. | Samstag den 20. Dezember. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | 1856.

Abonnementseinladung.

„Der Kolonist", welcher mit Neujahr seinen siebenten Jahrgang antritt, ladet hiemit zu zahlreichem Abonnement ein.

Der „Kolonist" ist ein Organ für die schweizerische Auswanderung und bespricht als solches sowohl die allgemeinen Verhältnisse derselben, als er namentlich Mittheilungen über sämmtliche Länder bringt, welche ihr Ziel sind. Neben Nordamerika wird er die Blike seiner Leser wie bisher vorzugsweise auf Brasilien lenken, über welches Land ihm stets die neuesten Berichte, sowohl amtlicher als privatlicher Natur, zu Gebote stehen. Ebenso wird er fortfahren, nach bestem Wissen und Gewissen vor der Uebersiedelung nach solchen Ländern zu warnen, in welchen den schweizerischen Auswanderer statt dem geträumten und ihm vorgespiegelten Glük nur Elend und Verderben erwarten, wozu immer reichliche Gelegenheit geboten ist. — In einem unterhaltenden Feuilleton bringt er Erzählungen, Schilderungen ꝛc. ꝛc. aus jenen Ländern, nach welchen die schweizerische Auswanderung geht.

Der „Kolonist" kostet halbjährlich 2 Franken, vierteljährlich 1 Franken, mit der Post franko durch die ganze Schweiz. Eine Vergleichung unseres Blattes mit der in Bern wöchentlich erscheinenden Auswanderungszeitung ergibt, daß es mehr als doppelt so billig ist, da die Abonnementsgebühr des „Kolonist" bei um die Hälfte größerem Format und viel gedrängterem Saz doch nur zwei Dritttheile jener beträgt.

Den bisherigen Lesern wird unser Blatt auch ohne besondere Bestellung wieder zugesandt und die Gebühr mit Nro. 3 nachgenommen. Neue Abonnenten mögen sich an das nächstgelegene Postamt wenden oder in frankirten Briefen an die

Expedition des „Kolonist"
in Lichtensteig.

Wohlverdiente Abfertigung.

(Eingesandt.)

Der Redaktor des „Bündner Tagblattes", der zugleich auch Herausgeber des berühmten (?) Bündner Kalenders ist, gefällt sich seit längerer Zeit gar besonders darin, über die Auswanderung nach Brasilien herzufallen und die Zustände der dortigen Kolonien, sowie die Verhältnisse der Schweizer Kolonisten in den grellsten Farben zu schildern. — Wie es scheint, hatte er übrigens für seine giftigen Ausfälle im Tagblatt nicht Plaz genug, sondern mußte seine Zuflucht auch noch zum Bündner Kalender nehmen, für dessen Jahrgang 1857 er eine höchst alberne, wahrhaft kindische und, weil die Thatsachen absichtlich entstellende, auch böswillige Darstellung erfand.

Was für edle (?) Motive den Herrn Verfasser zu einem solchen Vorgehen veranlassen, das wird er selbst am besten wissen, wir wissen nur, daß er sich mit seinen Faseleien, die von Lüge und Verleumdung strozen, und die seine Unwissenheit*) so recht offen zur Schau tragen, in den Augen jedes denkenden Lesers blamirt. — Es ist nichts leichter, als über irgend eine Unternehmung, von der man gar nichts versteht, zu schimpfen und zu lästern; das kann am Ende jeder Tölpel, wenn er auch nicht gerade Zeitungsredaktor und Kalenderschreiber ist, aber ehrenhafte Männer beurtheilen eine Sache nur dann, wenn sie dieselbe kennen; dann bleiben sie aber auch die Beweise nicht schuldig, um ihr Urtheil und ihre Behauptungen zu begründen. Dem Herausgeber des Bündner Tagblattes ist es aber nur um's Schimpfen und Verläumden, nicht aber um Herbeischaffung der Beweise zu thun, und damit qualifizirt er sich und sein Auftreten von vornherein.

In Nro. 293 des Bündner Tagblattes entblödet sich der Herr Redaktor sogar nicht, sowohl unsern Schweizer Konsul David in Rio de Janeiro, als auch den von den hohen Regierungen von Zürich und Graubünden als Abgeordneten nach den Kolonien gesandten Hrn. Dr. Heußer zu verdächtigen, indem er erklärt, er würde weder dem Bericht des Einen noch des Andern Glauben schenken. Er macht damit unserm Bundesrathe, sowie den beiden Regierungen wahrlich ein schlechtes Kompliment, denn nach seiner Erklärung haben die genannten Behörden den Mißgriff begangen, käufliche Subjekte statt ehrenwerthe Persönlichkeiten zu ihren Vertrauensmännern zu wählen. Gewiß, eine solche Anmaßung von einem Manne, der, beinebens gesagt, genug vor seiner eigenen Thüre zu kehren hätte, ist etwas wohl stark, und es ist nur gut, daß die Worte dieses Herrn eben auch nicht vox populi sind. Es drängt sich uns bei dieser Angelegenheit und mit Bezug auf die Anspielungen von Bestechlichkeit oder Untauglichkeit der beiden Berichterstatter durch den genannten Herrn Anti-Brasilianer unwillkürlich der alte, aber wahre Saz in's Gedächtniß: „Wer noch nie hinter dem Ofen gestanden, sucht Niemanden dort." Immerhin bleibt es jammerschade, daß die beiden Regierungen statt des Hrn. Dr. Heußer nicht den Redaktor des Bündner Tagblattes als Abgeordneten nach Brasilien geschikt haben, denn dessen Bericht würde sicherlich die ganze Eidgenossenschaft auf's Wort geglaubt haben, währenddem wir nun die fatale Aussicht haben, daß dieser Herr laut seiner eigenen Erklärung den Berichten der HH. David und Heußer auch dann nicht glaubt, wenn sie selbst nicht günstig für die Kolonien lauten sollten. Ach! und der gute Zukerbranntwein, wie würde das herrliche brasilianische Getränk die lechzende Schneider'sche Gurgel gelabt haben. Der gute Mann ist wahrlich ebenfalls zu bedauern, daß die Wahl nicht auf ihn gefallen ist. Schlußfrage: Ist C. Schn.'s Benehmen und Schreiben dümmer als boshaft, oder boshafter als dumm?

*) Den Schauplaz der dummen Geschichte im Bündner Kalender versezt er z. B. nach Minas Geraes, wo es gar keine Parcerialkolonien giebt. A. d. R.

Die Kolonisationsbestrebungen der Laplatastaaten.

(Privatkorrespondenz der Hamburger Börsenhalle.)

In den Plata-Gegenden kommen einzelne Einwanderer sehr gut fort, die Gründung von Kolonien gelingt nur schwer. Nach einem uns neuerdings zugegangenen Bericht soll es mit den bisher gegründeten Unternehmungen dieser Art zur Zeit gar nicht glänzend aussehen. Die französische Kolonie Nueva Burdeos (Neu-Bordeaux), unweit Assuncion, von der Paraguay-Regierung mit vielen Kosten hervorgerufen, ist vollständig aufgelöst. Die Kolonisten sind heute nach allen Richtungen des Plata-Gebietes zerstreut, und die Regierung hat, als Unternehmerin, erhebliche Summen dabei verloren. Die französische Kolonie, unweit Corrientes, in der argentinischen Provinz gleichen Namens, erhält sich nur Dank der Aufopferung und energischen Hülfe des Provinzial-Gouverneurs. Sie vegetirt aber doch eben nur in grosser Aermlichkeit weiter. Auch die aus Deutschen und Schweizern bestehende Kolonie Esperanza bei Santa Fé (ebenfalls in der Argentina) würde sehr bald auseinanderlaufen, wenn die Angehörigen derselben nicht der empfangenen Vorschüsse wegen überwacht wären. Der Unternehmer der Kolonie, Herr Aaron Castellanos, welcher mit diesen Kolonisationen ein gutes kaufmännisches Geschäft zu machen hoffte, hat sein ganzes Vermögen zugesezt, und wird vielleicht zulezt seine Zahlungen einstellen müssen, wenn nicht, wie allerdings die Rede geht, die Regierung in Parana ihm seine Rechte auf die Kolonie abkauft. Einer von der bonairensischen Regierung im Süden des Staates Buenos-Ayres in Bahia Blanca gegründeten Militär-Kolonie — für die, beiläufig gesagt,

gerade in diesem Augenblik auch in Deutschland geworben werden soll — exgeht es durchaus nicht besser. Es kann nur dringend davon abgerathen werden, sich für die Kolonie anwerben zu lassen. Die Kolonie hat wesentlich den Zwek, einen Gürtel zur Schirmung der innerhalb derselben liegenden bonairensischen Landbesizer gegen die Indianer-Einfälle zu bilden. Wäre schon bei der Anlage der Kolonie ihr Gedeihen nur ein Vorwurf von durchaus sekundärer Natur, so ist dasselbe durch die vorzugsweise italienischen Elemente, auf denen sie begründet worden, gänzlich in Frage gestellt. Die Kolonisten sind selbst bereits eine ganz undisziplinirte Horde. Ganz neuerdings ist sogar der Chef der Kolonie, der Graf Olivieri, welcher Zucht in diese Horden zu bringen im Begriff stand, sammt einem treuen Diener von einigen Gliedern dieser verwilderten Soldatesa gemeuchelmordet worden. Je mehr Auswanderer aus Deutschland nach den für deutsche Auswanderer im Allgemeinen nicht unempfehlenswerthen Plata-Ländern ihren Weg nehmen, desto mehr mag dies die deutschen Interessen in dieser Gegend fördern. Aber die Einwanderer müssen, wenn sie gedeihen wollen, nach Ansicht unseres Berichterstatters, ganz frei am Plata anlangen, nicht an Kolonieldistrikte und nicht durch Vorschüsse gebunden, so daß sie Ort und Land wählen können, wo es ihnen gefällt. Sie müssen durchaus aus eigenem Antriebe sich in diese Gegend gewendet haben, nicht verlokt durch die am Plata schon angesiedelten europäischen Landbesizer, deren persönliches Interesse das Herbeiziehen massenhafter Einwanderer erheischt. *)

*) Ganz dasselbe, was wir immer über diese Auswanderung nach den Ländern am Silberstrom gesagt haben.
D. v. Red. des Kol.

Der Untergang des Dampfers „Lyonnais".

Die Aussage des zweiten Steuermanns des verunglükten Dampfers „Lyonnais" über die schrekliche Begebenheit, die, wie es nun ziemlich sicher, nur etwa der zehnte Theil der auf demselben befindlichen Passagiere überlebte, lautet folgendermaßen:

Wir verließen New-York am Sonnabend den 1. Nov., 12 Uhr Mittags. Alles ging glüklich bis Dienstag Nacht 11 Uhr, 58 Meilen nördlich vom Nantuket-Leuchtfeuer. Gerade, nachdem die Passagiere und die Meisten der Besazung sich zur Ruhe begeben, wurde ein Dreimaster bemerkt, welcher auf uns zusegelte. Wir gebrauchten alle möglichen Mittel, um einer Kollision vorzubeugen, als: durch Läuten der Gloke und durch die Steampfeife ihm unsere Nähe anzuzeigen, aber ehe wir es uns versahen, hatte er die Mitte des Schiffes angesegelt und ein völliges Quadrat der Eisenplatte herausgerissen. Das Wasser stürzte mit großer Kraft herein und obgleich alle mögliche Anstrengung gemacht wurde, das Loch zu stopfen, so mußten wir doch bemerken, daß das Wasser die Ueberhand erhielt. Eine holbe Stunde war kaum verstrichen, als das Feuer der Maschine erlosch. Die Steampumpen, welche fast mit Kohlen bedekt waren, konnten nur wenig Nuzen schaffen. Alle Personen wurden vom Schreken erfaßt und nur mit großer Mühe gelang es dem Kapitän, die Passagiere und die Mannschaft zu beruhigen. Nachdem nach vieler Anstrengung, das Wasser zu bekämpfen, die Unmöglichkeit eingesehen wurde, begannen wir am Montag ein Floß zu bauen, welches 4 Uhr Nachmittags fertig war. Um diese Zeit sank das Schiff bedeutend. Um 5 Uhr wurden fünf Boote hinabgelassen und schnell mit Passagieren angefüllt. Der Kapitän rieth, nach Norden zu steuern. Die Boote waren jedoch ohne Kompasse und schlecht verproviantirt, da das Wasser das Brod durchnäßt und wegen des Sturmes keine andern Lebensmittel zu erhalten waren. Kaum hatten zwei Boote das Wrak verlassen, als sie auch schon umschlugen; die an Bord Befindlichen suchten das Floß zu erreichen. Von den 45 oder 50 Personen, welche sich in jenen Booten befanden, ertranken wenigstens zwei Drittel. Als die Nacht heran kam, verlor ich die andern zwei Boote und das Floß aus dem Gesicht. Beim schwachen Licht der Nacht sah ich den Dampfer in einiger Entfernung, aber nach und nach verschwand auch dieser. Als ich das Schiff verließ, war der Kapitän mit Einigen der Besazung noch an Bord; ihr Schikfal ist mir unbekannt.

— Ich vergaß, zu bemerken, daß jenes Schiff, welches mit uns in Kollision gerieth, obgleich anscheinend unbeschädigt, sich keine Mühe gab, uns beizustehen, noch nach dem erlittenen Schaden zu fragen, sondern seinen Lauf fortsezte. Am Dienstag Mittag fing es heftig an zu schneien, zu hageln und zu regnen. Wir litten sehr. Der Sturm nahm zu; am folgenden Tage erging es uns auf gleiche Weise. Unser Lebensmittelvorrath schmolz ungemein zusammen; auch das Wasser ging zu Ende. Am folgenden Tage wurden unsere Leiden noch durch heftigen Sturm vermehrt. Während der Nacht glaubten ich und ein Matrose nicht, daß unsere Leidensgefährten am Leben bleiben würden. Durch viele Mühe gelang es jedoch. Es ist unmöglich, unsere schreckliche Lage zu schildern; weder Wasser noch Speise, die Kleider an unsere Rüken angefroren, die Füße naß und von Frost steif, und unsere Kräfte durch fortwährendes Rudern erschöpft. — Am Sonnabend Morgen bemerkten wir ein Segel. Wir machten Signale durch Aufhebung der Hände und Schwingen eines Taschentuches. Ein Schiff kam heran; es war die Bremer Bark „Elise", Kapitän Nordenholtz, von Baltimore nach Bremen bestimmt. Wir wurden an Bord desselben mit der größten Freundlichkeit aufgenommen und der Kapitän bot Alles auf, unsere Schmerzen zu lindern, so weit dies möglich war. Kapitän Nordenholtz konnte eine so große Anzahl Passagiere, wegen Mangel an Trinkwasser, auf längere Zeit nicht beherbergen und telegraphirte deßhalb schnell einem amerikanischen Schiffe, welches anscheinend nach Amerika bestimmt war, aber dem Signalisiren ward keine Aufmerksamkeit bewiesen. Am Montag Morgen, nachdem wir 2 Tage am Schiffe zugebracht, sprachen wir die Hamburger Bark „Elise", Kapitän Nielsen, von Hamburg nach New-York bestimmt; nachdem wir unser Unglük mitgetheilt und den Wunsch geäußert, nach New-York zu reisen, wurde uns bereitwillig die Ueberfahrt auf diesem Schiffe angeboten. Alle gingen an Bord und wurden von dem Kapitän, den Matrosen und Passagieren auf das Freundlichste behandelt. Herr und Frau Scheler zogen es vor, nach Bremen zu segeln, und wurden von der Bremer Bark dorthin mitgenommen. Im Ganzen befanden sich 150 Personen an Bord. Gerettet sind 5 Passagiere und 11 von der Mannschaft.

Verschiedenes.

Schweiz. Während bekanntlich die Regierung von Wallis die Auswanderung nach Santa Fé im argentinischen Bundesstaat verboten hat, nimmt der Direktor des bernischen Armenwesens, Regierungsrath Schenk, öffentlich Partei für dieselbe; er habe günstige Berichte von den dortigen Berner Kolonisten erhalten, die ihren Zustand sehr loben und nichts Wesentliches daran aussezen, als den Mangel an Bauholz. Nächstens werde eine neue Kolonie daselbst errichtet, die Herr Schenk auch empfiehlt. Welche Berichte nun die wahren sind, die günstigen der Berner oder die ungünstigen der Walliser Regierung, das wird die Zeit lehren. (Vergl. übrigens obigen Artikel „Kolonisationsbestrebungen in den Laplatastaaten" aus der Hamburger Börsenhalle.) — Der Bundesrath hat die Aufstellung eines schweizerischen Konsulats in den Laplatastaaten beschlossen, aber die mit dieser Stelle zu betrauende Persönlichkeit noch nicht bezeichnet. Da der eine Chef des Auswanderexpeditionsgeschäftes Bel und Herzog bereits zum argentinischen Konsul bei der schweizerischen Eidgenossenschaft ernannt worden ist, so schlägt der „Kolonist" unmaßgeblich vor, den andern zum schweizerischen Konsul am Laplata zu machen; dann könnten uns hiezulande, und besonders dem Herrn Regierungsrath Schenk in Bern, unparteiische Berichte aus jenen Gegenden gar nicht fehlen.

— Zürich. Freitag den 12. Dezember ist Herr Dr. Christian Heuher nach seiner Bestimmung verreist; den 24. Dezember wird er sich in Southampton nach Brasilien einschiffen. Zahlreiche Freunde aus allen Kreisen gaben ihm Tags vorher noch ein Abschiedsmahl und weihten ihm reiche Wünsche für seine Zukunft. Alle sprachen ihre Hoffnung aus, daß er dem Vaterlande, dem er so wohl angestanden, nicht auf immer verloren sein möge. Der Dichter Gottfried Keller widmete dem Scheidenden folgendes schöne Gedicht:

Von Berg und grünen Weiden
Steigt nieder der Genoß,
Und wieder heißt es meiden,
Was treue Lieb' umschloß!
Die letzten Jugendtage
Sind eben nun verraucht;
Mit rauhem Flügelschlage
Der Wind ein Segel bauscht!

Nun geh' zu Schiff, Geselle!
Und fahre Deine Bahn!
Ein muthig Wehen schwelle
Dir alle Segel an!
Doch hält, wie Deine Ehre,
So treulich, wie Dein Sinn,
So tragen Dich die Meere
In der Atlantis hin!

An Weltmeer's Silberschäumen
Durch fernes Palmengrün
Such' nicht in wehem Träumen
Der Heimat Firnengrün'n!
Doch fehlt Du bang sich sehnen
Verlass'nes Schweizerblut,
Da bist und stirbst die Thränen,*)
Das steht den Schweizern gut!

So schreite fest, umwand're
Die Welt an Wundern reich!
Kehr' einst und find' uns And're,
Will's Gott, uns selber gleich!
Du kennst die besten Bande,
Die Alles binden neu;
Bleib' treu dem Vaterlande,
So bleib'st Dir selber treu!

*) Herr Dr. Heuher wird seine Aufgabe ohne Zweifel etwas weiter auffassen, als die eines blosen Thränentrokners. Die hätte er sich leicht machen können. Da brauchte er nur ein Paar Kisten voll Tabakspfeifen den lieben Landsleuten drüben zum Krame mitzubringen; denn nach Tabakspfeifen steht ihr „bangstes Sehnen", wie man aus den zahlreichen Briefen von Pareriakolonisten zu schließen berechtigt ist.

Deutschland. Oesterreich hat seinen Plan, nach Nord- und Südamerika Dampfschifffahrtslinien zu errichten, aufgegeben.

— Ueber Hamburg wurden im verflossenen Monate 1916 und in den ersten eilf Monaten dieses Jahres 25,692 Personen nach überseeischen Ländern befördert.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Der nächste Kongreß, welcher am 4. März nächsten Jahres zusammentritt, wird hinsichtlich der Parteistellung seiner Mitglieder, so weit bis jezt zu ersehen, wie folgt zusammengesezt sein: 1) Senat: 62 Mitglieder, von denen 37 Demokraten, 19 Republikaner und 4 Knownothings; 2 Senatoren für Kalifornien sind noch zu erwählen. 2) Repräsentantenhaus: 234 Mitglieder, von denen 150 bereits erwählt sind, nämlich 62 Demokraten, 85 Republikaner und 3 Knownothings.

— Die Wahl Buchanan's zum Präsidenten der Vereinigten Staaten beginnt schon ihre Früchte zu tragen, indem die dortige südliche Presse bereits darüber lange Erörterungen führt, ob es nicht wünschenswerth wäre, Neger aus Afrika wieder einzuführen.

— Die bisher Walker in Nicaragua günstige Stimmung im Süden der Vereinigten Staaten droht in's Gegentheil umzuschlagen, da man ziemlich sichere Beweise hat, daß er mit dem Gedanken umgeht, eine selbstständige südliche Republik, zu der außer Zentralamerika auch Cuba gehören soll, zu gründen, statt diese Staaten mit der Union zu vereinigen.

— (Stürme). Seit dem Untergang des Dampfers „Lyonnais" hat der Sturm auf dem Michigansee außerordentliches Unglük hervorgerufen, indem nicht weniger als 137 Menschen ihr Leben verloren und über 60 Schiffe zu Grunde gingen; überhaupt war der November d. J. eine große Unglüksperiode für die Schifffahrt, indem auch vom Golf von Mexiko, sowie von der atlantischen Küste täglich große Verluste berichtet werden.

— New-York. (Amerikanische Justiz.) Vor kurzem wurde in New-York ein deutscher Familienvater erschlagen. Ein Amerikaner that's, mit dem der Deutsche Wortwechsel hatte; aber die brutalen Seevölker wechseln überhaupt nicht Worte wie der denkende Deutsche; sie antworten mit Hieb und Stich. Der Mörder wird vor Gericht gezogen. Zufällig steht sein Name in der Klageschrift nicht ganz korrekt, der Beklagte sieht es, und wendet dem Gerichtshof mürrisch den Rüken. Warum man ihn seine Zeit versäumen lasse, fragt er den Anwalt, hier sei eine Person mit einem Doppel-m zitirt; was gehe das ihn an? er schreibe sich mit einem einfachen. Vor dem englischen Gesezbuch war das ein vollgültiges Argument. Der Beklagte wird freigesprochen. Eine neue Anklageschrift mit korrektem Namen ist nicht mehr zulässig, denn niemand kann desselben Vergehens wegen zwei Mal belangt werden. So geht der Mörder ungekränkt seinen Geschäften nach, alle Welt kennt ihn als solchen — aber was schadet das? Er hat ja nur einen Deutschen umgebracht! Und in seinem Schul- und Kirchenvorstand bleibt er das respektable Mitglied, als hätte er ein Schwein in Cincinnati geschlachtet.

— Die Ausrüstung von Sklavenschiffen wird in New-York nach offiziellen Mittheilungen unverschämter als je betrieben.

— In New-York ist wieder ein großes Frauen-Emanzipations-Meeting abgehalten worden, dessen Resultat die gewöhnlichen Resolutionen waren: Berechtigung der Frauen, sich bei politischen Wahlen zu betheiligen, und ihre Arbeiten in wissenschaftlichen Vereinen vorzulesen.

— Missouri. In Warren County, unweit der Grenze von St. Charles County, ermordete Anfangs November ein gewisser Dr. Kersten in trunkenem Zustande seine zwei Kinder, dann suchte er sich selbst die Halsader mit einer Lanzette zu durchschneiden, und als dies mißglükte, brachte er sich eine lange Schnittwunde neben der Pulsader bei. Doch auch damit kam der ge-

wünschte Tod nicht, und der Kindes- und Selbstmörder rannte in einen vor dem Hause befindlichen See. Aber der war wieder zum Ertrinken nicht tief genug, und der Unglückliche durchschritt ihn, ohne zu sterben. Endlich stürzte er am jenseitigen Ufer hin. Als man ihn fand, war er ganz erschöpft. Kurz vor seinem Tode kam er noch einmal zur Besinnung, und er verlangte nach seinem einzigen Sohne. Als man ihm sagte, daß er diesen ja erschossen habe, schrie er: „Nein! nein! das hat der Teufel gethan; er hat mir fortwährend über die Schultern geschaut!“ Der gräßliche Missethäter war jedenfalls vom Säuferwahnsinn befallen worden. (D. A. Z.) — Starker Säuferwahnsinn das!

— Indiana. Am 1. Nov. verübten die Temperenzweiber in Moorsville eine große Heldenthat. Sie ließen die Kirchenglocken läuten, worauf der einzige Wirth in der Stadt, auf den es abgesehen war, seine Thüren und Fensterläden schloß; allein wie Furien versammelten sich die Weiber in großer Masse vor dem Hause, zertrümmerten mit Axthieben die Thüre, rollten die Getränke aus dem Keller und ließen Bier, Wein, Genever und Whiskey in die Gassen laufen; sie drohten, das Haus niederzubrennen, falls der Wirth versuchen sollte, abermals geistige Getränke zu verkaufen.

— Kalifornien. Gegenwärtig durchziehen chinesische Schauspieler Kalifornien und geben überall dieselbe Vorstellung; nichts desto weniger sind sie genöthiget, sich ziemlich lange an einem Orte aufzuhalten. Die Stüke, welche sie aufführen, und die der chinesischen Geschichte entnommen sind, erfordern nämlich nicht weniger als sechswöchentliche Vorstellungen, um ganz gegeben zu werden. In manchen Ortschaften gibt die Truppe daher zwei Vorstellungen per Tag, um die Aufführungszeit abzukürzen. Diese Stüke machen immer ein volles Haus.

— Minnesota. Shakopee-City ist gelegen in Scott-County, 25 Meilen südwestlich von St. Paul zu Land und 30 Meilen zu Wasser, 20 Meilen westlich von Fort Snelling und 150 Meilen von Fort Ridgeley. — Der Minnesota-Fluß ist von seiner Mündung bis zu diesem Orte durch das ganze Jahr für kleine Dampfboote schiffbar und bei hohem Wasserstande gehen Boote sehr oft bis nach Ridgeley. Die natürlichen Vortheile von Shakopee-City machen es zur ersten unter den Städten am Minnesota-Fluß, und eine regelmäßige Dampfschifffahrt findet zwischen hier und St. Paul statt. Shakopee-City liegt auf einem erhabenen Plateau, allmälig abhängend bis zu einem zwei Meilen entfernten Wald von großen schweren Bäumen. Bereits sind 320 Aker in Lots von 80 Fuß Breite und 120 Fuß Länge abgetheilt. Die Straßen laufen rechtwinklicht nach Norden, Süden, Osten und Westen. Die Bevölkerung zählt bereits etwa 12,000 (?). Die regste Betriebsamkeit herrscht unter allen Klassen und die Menge der an unserer Levee empfangenen Güter würde einem Fremden unglaublich scheinen. Unser Landungsplatz ist leicht zugänglich, die Levees sind ausgedehnt und die Waarenhäuser bequem, so daß unsere Stadt bald sich als der große kommerzielle Fokus einer großen herrlichen Landschaft ausweisen wird. Wir haben jeden Sonntag Gottesdienst, 2 Kirchen — eine Episkopal und eine Presbyterianische. Unsere Schulen sind das ganze Jahr hindurch, Sommers und Winters, offen. Bauholz ist leicht zu erhalten; Dampfsägemühlen sind in Thätigkeit; Bakksteine werden in großer Quantität verfertigt; Kalk ist sogar ein Ausfuhrartikel, und frisches Quellwasser ist reichlich vorhanden; Brunnenwasser findet sich wenige Fuß unter der Erdoberfläche. Shakopee wurde benannt nach einem indianischen Häuptling der Sioux, der einst an diesem Orte eine mächtige Kriegerbande anführte. Er war bekannt unter dem Namen Shokpay, welches „Little Six“ bedeutet. Seine Wildheit, Blutgier und Grausamkeit, die er an seinen Feinden, den Chipewas, ausübte, werden von seinem eigenen Stamm mit Schrecken und Verachtung (?) erzählt. (Westbote.)

Südamerika. Brasilien. In der „Köln. Ztg.“ vom 25. Nov. lesen wir unter den „Anzeigen“ eine Bekanntmathung, betreffend die kontraktliche Uebernahme des Weiterbaues der Eisenbahn D. Pedro II. von Belem in der Provinz Rio de Janeiro bis an die Grenzen der Provinzen Minas Geraes und St. Paulo. Der erste, durch Herrn Eduard Price übernommene und 37 engl. Meilen lange Abschnitt dieser Bahn wird bis nächsten August fertig; die zweite, 160 engl. Meilen lange Strecke soll in Kontrakt gegeben werden und sind das kais. brasilianische General-Konsulat in Hamburg und die kais. brasilianische Legation in Berlin bereit, alle hierauf bezüglichen Anerbietungen entgegen zu nehmen und nach Rio de Janeiro weiter zu befördern.

Laplatastaaten. Der Oberst der italienischen Legion in Bahia Blanca, einer neuen Kolonie am Gestade des Staates Buenos-Ayres, ist von seinen eigenen Soldaten ermordet worden. Im Innern von Buenos-Ayres sind die Indianer wieder unruhig, und man befürchtet einen ernstlichen Einfall in die bewohnten Gegenden.

Afrika. Das Solothurner Blatt berichtet: Hr. Werner Munzinger, der jüngste Sohn des sel. Hrn. Bundesrath Munzinger, der zuerst die orientalischen Sprachen studirte, nachher in Alexandrien in einem dort befindlichen Handelshause arbeitete, dessen Zutrauen er sich in so hohem Grade erwarb, daß er mit der Gründung einer Faktorei am rothen Meer (in Massua) beauftragt wurde, hat sich dann in dortiger Gegend niedergelassen und betreibt seit etwa zwei Jahren mit Erfolg die Landwirthschaft. Die „Triester Ztg.“, eines der geachtetesten Organe der Handelswelt, veröffentlicht nun „Briefe vom rothen Meer“, interessante Briefe aus der Feder eben unsers jungen Landmannes. (Wir möchten wohl wissen, was für Landwirthschaft Hr. Munzinger in Massua betreibt, da wir noch nichts von Landwirthschaft in dem steinigen und sandigen Küstenlande von Habesch gehört haben. Das Hauptgeschäft der dortigen kleinen Hafenstädte ist der Sklavenhandel.)

Korrespondenz an die Expedition der Allg. Ausw. Ztg. in Rudolstadt. ☞ Woher kommt es, daß wir für die reklamirte und endlich sammt einem rührenden Briefwechsel zwischen den Zeitungsbüreaux St. Gallen und Heidelberg erhaltene Nro. 92 Ihres Blattes drei Kreuzer bezahlen mußten? Haben Sie übrigens die Güte, uns auch die Nro. 84 der Allg. Ausw. Ztg., welche wir ebenfalls nicht erhalten haben, mit möglichster Beförderung zu übersenden.

Die Redaktion des „Kolonist.“

Inserate und Anzeigen.

Abonnements-Einladung.

Das

„Volks-Schulblatt“

tritt auf nächsten 1. Jänner seinen „Vierten Jahrgang“ an und erscheint dann

zwei Mal wöchentlich

in 8°, von je 8 Seiten zum Preise von

☞ **nur Fr. 1 per Quartal!**

(Bei der Post abonnirt Fr. 1. 20.)

Die beispiellose Wohlfeilheit bei dem reichen Inhalt und der entschieden praktischen Richtung des Blattes gibt die gerechte Hoffnung, daß es bei Lehrern und Schulfreunden überall die beste Aufnahme und zahlreiche Abonnenten finde.

Man abonnirt entweder direkt beim unterzeichneten Herausgeber, oder bei dem ersten besten Postbüreau.

Wer jedoch das Jahresabonnement pro 1857 bis Ende dieses Monats mit **Fr. 4** portofrei einsendet, erhält als Prämie:

„Beleuchtung der Armuthszustände und Vorschläge zu einer gründlichen Armenreform.“ Von J. J. Vogt. 241 Seiten. Bern, 1853. (Ladenpreis Fr. 1. 50.)

Wer zum Jahresabonnement für's Schulblatt noch weitere Fr. 1. 50 beilegt und also **Fr. 5. 50** portofrei einsendet, erhält als Prämie:

„Pädagogische Fragmente, oder Geschichte der erzieherischen Umbildung verwahrloster Knaben.“ Von J. J. Vogt. 271 Seiten. Thun, 1856. (Ladenpreis Fr. 3.)

Ebenso erhalten letztere Schrift alle Diejenigen als Prämie, welche zum „Volks-Schulblatt“ auch auf die wöchentlich 1 Mal zu 1 Bogen hoch Quart im Preise von jährlich Fr. 6 erscheinende

„Schweizerische Armenzeitung“

pro 1857 abonniren und für beide Blätter das Jahresabonnement mit zusammen **Fr. 10** bis 31. dieß portofrei einsenden.

☞ Beide als Prämien angebotenen Schriften sind von der in- und ausländischen Presse auf's Günstigste beurtheilt und Jedermann als werthvoll empfohlen.

Zu zahlreichem Abonnement ladet ergebenst ein

Diesbach bei Thun, im Dez. 1856.

Der Herausgeber:

J. J. Vogt.

Feuilleton.

Ein Pianist in Amerika.

Humoristisch-musikalische Skizze.

Herr N. war seines Geschäftes ein Kaufmann, der vor einigen Jahren nach diesem Lande übersiedelte. Da es ihm nicht gelang, sogleich Beschäftigung zu finden, erinnerte er sich, daß er ein wenig Piano spielte und beschloß, seine Thätigkeit auf die Musik zu richten, einem Geschäft, zu dessen Anfang es keines Kapitals bedurfte. Eine Zeit lang quälte ihn der Zweifel, ob es nicht besser sein würde, erst zu studiren und dann zu lehren, doch er war ohne Mittel und konnte nicht warten; durch die Noth gezwungen, sah er sich daher nach einem Plaze um, der ihm für seine neue Beschäftigung günstig schien, und er scheint denn auch endlich den gewünschten Ort gefunden zu haben, wo die Leute weniger von Musik verstanden, als er, und wo es ihm gelang, sich durch Unterricht geben eine Existenz zu gründen. Doch hören wir einige Seiten aus Herrn N's. Tagebuch.

„Und jezt gelangte ich nach — —, einem hübschen Fleken, der die Eigenthümlichkeit hat, Fremden höchst langweilig vorzukommen. Mein ganzes Gepäk bestand aus einem kleinen Nachtsake, der sechs neusilberne Theelöffel und eine silberne Haarnadel, ein Vermächtniß meiner geliebten Mutter, enthielt. Im Orte befand sich nur ein einziges Wirthshaus (glüklicher Fleken, der nur ein Wirthshaus enthält! Wo die Stage in aller Stille ankömmt und wo keine Porter und Lohnkutscher sich um das Gepäk der Reisenden [die welches haben] zanken!), in dem ich natürlich abstieg. Ich strich mein Haar künstlergerecht zurük, nahm meinen Nachtsak unter den Arm, und die Wichtigkeit des Schrittes-sowohl, wie meine neue Position erkennend, schreibe ich in's Fremdenbuch: „Herr N. aus Europa, Pianist verschiedener Kaiser und Könige,“ und zog mich dann würdevollen Schrittes in mein Zimmer und zur Ruhe zurük.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, war es noch früh, doch, eingedenk des Grundsazes, daß, um zu reussiren, man nicht viel Zeit im Bette zubringen darf, erhob ich mich, kleidete mich an und begab mich hinunter zum Frühstük. Auf dem Gange dahin führte mich mein Weg durch das bar room, in dem ich verschiedene Personen bemerkte, die in dem Fremdenbuch eifrig die Namen der Neuangekommenen studirten. Der Wirth, ein sehr gefälliger, zuvorkommender Mann, lenkte meine Aufmerksamkeit auf einen Herrn mit mächtiger Brille, bemerkend, daß derselbe der Editor der Zeitung des Flekens sei und daß er, mit meiner Erlaubniß, mich ihm vorstellen wolle, ein Vorschlag, den ich natürlich bereitwillig annahm. Nach den üblichen Komplimenten und dem Austausch der hergebrachten Redensarten über das Wetter, lenkte sich unsere Unterhaltung natürlich auf musikalische Gegenstände, indem ich ihn mit dem Zwecke meines Besuches bekannt machte und ihn wegen der Erlangung eines Klaviers um Rath fragte. Die Worte waren kaum aus meinem Munde, als er mich versicherte, daß er das beste Instrument im ganzen Orte besize, und zwar eines mit den Extrataften (eine Bemerkung, deren Sinn, ich muß es gestehen, mir etwas dunkel blieb), und daß, wenn ich mir die Mühe nehmen wollte, ihn nach seinem Hause zu begleiten, er mir dasselbe zeigen wollte; recht viel Vergnügen werde es ihm machen, fügte er hinzu, wenn ich dasselbe auch recht häufig benuzen wollte, da seine Frau sowohl, wie er, obschon sie beide musikalisch seien, nicht spielten, und er keine Kinder besize. Dieß war ein merkwürdiges Zusammentreffen von günstigen Umständen, und ich beeilte mich natürlich, seiner Einladung Folge zu leisten.

Die Wohnung meines Begleiters befand sich nicht weit vom Wirthshause und hatte eine Thür und zwei Fenster an der Vorderseite, doch aus einem mir unbekannten Grunde benuzten wir weder die eine noch die andern, sondern eine Hinterthüre, die in das Sanctum Sanctorum des Editors führt. Unsere Pro nenade wurde dadurch ein wenig verlängert, doch bedauerte ich dieß um so weniger, als ich dadurch jezt in den Stand gesezt bin, trotz aller Anspielungen auf das Gegentheil, zu bezeugen, daß sich keine — Scheere darin befand, denn der Editor des Patriot and Freedom's Herald, als ein sehr eigener Mann, benuzt nur ein Lineal und ein scharfes Federmesser, weil, bemerkt er, man die Artikel gerader und sicherer damit ausschneiden könne, und dadurch Irrthümer vermieden würden, die immer entständen, wenn die Seiten nicht genau beschnitten seien. Nachdem er mich eine Zeit lang damit beschäftigt hatte, einen riesigen Haufen Zeitungen zu durchblättern, wurde ich in's parlour geführt — aber, o Schreken! auch hier erblikte ich nichts von dem verheißenen Instrument.

Mein Freund jedoch, der eine genaue Kenntniß seines Ameublements zu besizen schien, schritt dreisten Schrittes nach einer Eke, befreite dort mit sehr viel Grazie eine

kleinen Kasten von seiner Umhüllung, bezeichnete denselben als das Piano mit den Extratasten und lud mich ein, etwas darauf vorzutragen. — Das Instrument hatte genau vier und eine halbe Oktave, was mich auf die Vermuthung brachte, daß mit den Extratasten wohl die halbe Oktave gemeint sei, und während ich noch überlegte, was ich möglicherweise auf einem so kleinen Umfange machen könne, unterbrach mein Freund meine Betrachtungen mit der Frage, ob ich den old dan Tucker spielen könne? Ich erlaube mir hier im Interesse derjenigen Leser, denen diese alte, wenn auch einfache Melodie nicht bekannt sein sollte, die Bemerkung einzuschalten, daß dieselbe sehr viel Aehnlichkeit mit dem bekannten Bärentanze hat, der bekanntlich mit zwei Fingern auf den hohen oder tiefen Tönen gespielt werden kann. — Ich hatte die Melodie auf meiner Reise zufällig oft summen hören, sie war mir daher bekannt und ich spielte sie abwechselnd in hohen und tiefen Tönen. Die Wirkung, die ich dadurch hervorbrachte, war erstaunlich. Mein Freund gerieth in eine förmliche Extase. Die Familie, das Dienstmädchen inbegriffen, mußten mein Spiel mit anhören, und als ich mich endlich erhob, nahm er mich bei der Hand und sagte: „Ein junger Mann mit Ihren Talenten braucht um seine Zukunft in unserer Mitte nicht besorgt zu sein." Ich stattete ihm meinen Dank ab für die schmeichelhafte Meinung, die er von mir hegte, und entfernte mich.

So weit ging Alles vortrefflich. Ich kehrte nach meinem Hotel zurük, nahm mit außergewöhnlichem Appetit mein Frühstük zu mir und hatte mich eben wieder in mein Zimmer begeben, als sich ein lautes Klopfen vor der Thüre hören ließ und auf mein Hereinrufen zwei Herren eintraten, von denen der eine eine Violine unter dem Arme trug, und der andere eine Flöte mit einer Klappe und ein Notenblatt in der Hand hielt. Beide schienen ein wenig aufgeregt, und der Flötenbläser, indem er auf einen Takt zeigte, sagte: „Da liegt die Schwierigkeit, und Sie, Sir, als ein Künstler von wohlbegründetem Rufe, sollen darüber aburtheilen; wir werden uns Ihrem Ausspruche gern unterwerfen!" Das Kompliment war ein so starkes, daß ich dasselbe, als bescheidener junger Mann, schweigend mit einer huldvollen Verbeugung des Kopfes erwiederte und die Herren ersuchte, mir den streitigen Fall zu erklären, damit ich ihn besser verstehen könne, indem ich sie zugleich versicherte, daß ich mich der größten Unparteilichkeit befleißigen wolle. Der Geiger begann darauf folgendermaßen: „Hier, Sir, haben wir sechs Noten, und mein Kollege besteht immer darauf, die beiden ersten langsam zu spielen, so daß er genöthigt ist, über die andern so schnell hinweg zu eilen. Wäre es nun nicht besser, die ersteren nicht so lange zu halten, damit er für die übrigen mehr Zeit behielte? Man hat mir immer so viel von Takt vorgeschwazt und doch habe ich nur wenig Personen gefunden, die nur das Geringste davon verstanden. Da halten sie sich bei zwei oder drei Noten auf, als ob sie darüber einschlafen wollten, und dann sind sie genöthigt, über die andern so schnell fortzueilen, daß sie es nur mit Hängen und Jagen fertig bringen. Meiner Meinung nach bedeutet Takt in der Musik Regelmäßigkeit und ich denke daher, daß es besser wäre, die Zeit auf alle Noten regelmäßig zu vertheilen." — Der Andere sprach vergeblich von ganzen und halben Noten, es half Alles nichts. Ich war erst zu kurze Zeit im Ort, um es wagen zu dürfen, mir Feinde zu machen, und ich sann daher auf einen Ausweg, wie ich, ohne der Meinung des Einen oder des Andern zu nahe zu treten, mir Beide zu Freunden erhalten könne. Ich bemerkte daher nach einigem Ueberlegen, daß wir in einem freien Lande lebten, und daß, vorausgesezt, jeder Takt erhielte seine richtige Zeit, es dem Geschmake und dem Gutdünken des Spielenden überlassen bliebe, seinem Gefühle auf irgend eine Note mehr oder weniger Luft zu machen. Die Auseinandersezung schien meinen beiden Besuchern außerordentlich zu gefallen. Sie nannten meine Ansicht eine sehr liberale, ganz und gar nicht pedantische und verließen mich in der heitersten Stimmung von der Welt, indem sie mich versicherten, Alles, was in ihren Kräften läge, aufzubieten, um mir von Nuzen zu sein. Später hatte ich Ursache, mir zu meinem gemäßigten Ausspruche zu gratuliren, denn ich erfuhr, daß diese beiden Herren die musikalischen Kritiker und Kunstkenner des Städtchens seien.

Das Glük hatte mich einmal wieder auf eine besondere Weise begünstiget, und ich beschloß, das Eisen zu schmieden, so lange es warm war. Ein großer Streich mußte zu dem Ende geführt werden, der mir für immer die Gunst des Publikums sicherte und mich zugleich in den weitesten Kreisen bekannt machte. Ein Konzert schien mir zu dem Zweke am passendsten, und nachdem ich diesen Entschluß gefaßt, schrieb ich an jeden meiner neuen Bekannten ein höfliches Billet und lud sie auf denselben Nachmittag zu einem Besuche auf meinem Zimmer ein. Ich breitete indessen mein halbes Duzend neusilberner Theelöffel und die Haarnadel vor mir auf dem Tische aus und erwartete ihre Ankunft. Die Herren ließen mich auch nicht lange in der peinigenden Ungewißheit und der Angst vor dem kühnen Schritte, den ich zu thun im Begriffe war, und der, ich muß es gestehen, mir jezt in etwas bedrohlichem Lichte erschien. Sie kamen also, denn auf dem Lande wohnen die Leute ziemlich nahe zusammen und haben, wenn sie sich nicht gerade mit landwirthschaftlichen Arbeiten beschäftigen, in der Regel viel Zeit übrig. Als ich sie alle beisammen hatte, lud ich sie ein, sich an den Tisch zu sezen, schloß die Fenster und redete sie folgendermaßen an:

„Gentlemen! Sie sehen hier einen armen verbannten Künstler vor sich, einen Mann, der im Ueberfluß schwelgen könnte, der aber den abgelegensten Winkel in dem Lande der Freiheit, der Gunst der stolzesten Potentaten Europa's vorzieht. Ich habe, oder vielmehr mein Talent hat mir bei den höchsten gekrönten Häuptern der alten Welt Zutritt verschafft; sehen Sie hier noch einige Zeichen der Achtung, die mir von denselben zu Theil wurden. Diese Löffel erhielt ich von einem Kaiser, der mein Spiel anzuhören beliebte, und diese Nadel von einem König, der Ihren gehorsamen Diener seiner besonderen Gnade würdigte. Doch wozu bei diesen Repräsentanten despotischer Größe verweilen? Ich wünsche nichts sehnlicher, als in Ihrer Mitte, unter freigebornen Bürgern zu leben, und zu dem Zweke beabsichtige ich hier ein Konzert zu geben, um zu zeigen, was ich im Stande bin zu leisten, und um zu sehen, ob die Ermuthigung, die mir zu Theil wird, es mir erlaubt, mich unter Ihnen niederzulassen. Sehr viel wird von Ihren Bemühungen und Ihrer Theilnahme für mich abhangen, und ich wage darauf zu rechnen, daß Sie mir beistehen werden, den Ruheplaz zu finden, nach dem mein Herz sich sehnt, denn ohne Freiheit, wie Aristoteles sehr schön sagt, ist das Leben nur das Bild des Todes — mortis imago."

Diese Rede verfehlte nicht, die gewünschte Wirkung hervorzubringen. Der Editor konnte sich kaum vor Enthusiasmus halten und begann die National-Hymne, das sternbesäete Banner, zu singen; der Geiger und ich vereinigten unsere Stimmen mit der seinigen und der Flötenbläser, der niemals ohne seine Flöte ausging, weil er sich derselben auch als Stimmgabel und als Taktstok bediente, schrob die Stüke zusammen und begleitete mit den süßesten Tönen unsern patriotischen Chor. —

Ich gestehe, daß ich einen Augenblik fürchtete, das Ueberhandnehmen der Begeisterung und allgemeiner Aufregung möchte meine Freunde zu ferneren Berathschlagungen unfähig machen und mich so am Ende doch noch an der Erreichung des mir vorgestekten Zieles hindern, indeß — nachdem ungefähr ein Duzend verschiedener Lieder gesungen waren, begannen die Kehlen unverkennbare Zeichen von Ueberanstrengung von sich zu geben, und positive Erschöpfung nöthigte unsere drei Besucher endlich, ihre musikalischen Turnübungen einzustellen. Diesen Augenblik benuzte ich, den Gegenstand, wegen dessen ich ja eigentlich diese Unterredung veranstaltet hatte, wieder zur Sprache zu bringen und, wie ich das nicht anders erwartet hatte, versprachen meine neuen Freunde nicht allein alles in ihren Kräften Stehende aufzubieten, sondern garantirten mir noch obendrein einen glänzenden Erfolg, an den ich jezt fast selbst zu glauben anfing, jezt, da mir der Beistand der Intelligenz des ganzen Ortes gewiß war. Es würde zu weit führen, den Plan, den wir endlich adoptirten, hier zu beschreiben, nur kann ich nicht umhin eine Bemerkung des Flötenblasers mitzutheilen, die eine eben so tiefe Einsicht als Originalität in der Auffassungsweise verrieth. „Sie müssen nämlich wissen", sagte er, „daß unser musikalisches Publikum in zwei Theile zerfällt, der eine versteht gar nichts von Musik, verlangt aber Stüke, die sehr viel Geräusch machen, der andere Theil versteht eben so wenig davon, verlangt dagegen nur leise klagende Melodien, ja er geht so weit; daß ihm ein Stük um so mehr gefällt, je weniger er davon hört, und unter keinen Umständen könnte man ihm durch lärmende Musik Beifall entloken. Dann giebt es außer diesen beiden großen Klassen noch einige Individuen, die wirklich ein paar Noten verstehen, doch erwarten diese stets Freibillets zu erhalten. Ihrer Discretion bleibt es nun überlassen, diese verschiedenen Interessen zu versöhnen; der Erfolg Ihres Konzertes wird in großem Maaße von Ihrer Geschiklichkeit in dieser Beziehung abhängen."

Ich nikte dem Flötenbläser meine volle Beistimmung zu, und um zu zeigen, wie wohl ich seine Rathschläge zu würdigen wisse, beschenkte ich ihn und seine beiden Freunde auf der Stelle mit einem Freibillete, worauf sie mich mit den lebhaftesten Freundschafts-Versicherungen verließen.

Die Bemerkungen des Flötenbläsers machten mir nach seinem Fortgehen einige Sorge, denn es war allerdings keine leichte Aufgabe, zu gleicher Zeit laut und leise zu spielen, indeß was war zu thun? Das Konzert sollte und mußte stattfinden, und so ging ich denn rüstig an's Werk. Zuerst war es unumgänglich nöthig, eine Sängerin aufzutreiben, eine sehr schwierige Aufgabe, die ich fast als unerreichbar aufgab, als endlich eine junge Dame unter dem angenommenen Namen von Signora † † ihre Mitwirkung anbot, aber nur unter der Bedingung daß sie hinter einem Vorhange auftreten dürfe. Besser etwas als nichts, dachte ich und machte mich daran, einen Konzertzeddel zu komponiren, den ich druken und an allen Eken im Ort ankleben ließ.

Derselbe lautete:

Herr N., Pianist verschiedener Kaiser und Könige, beehrt sich hiermit anzuzeigen, daß er am Donnerstag Abend unter Mitwirkung der berühmten Sängerin Signora † † im hiesigen Courthause ein großes Vokal- und Instrumental-Konzert zu geben die Ehre haben wird. Herr N. wird bei dieser Gelegenheit zum ersten Male seine neue Komposition, Gruß an —, mit Motiven aus der beliebten Melodie Dan Tuker, die er mit einem Finger ausführt, öffentlich vortragen. Den Beschluß wird ein großes Finale à la Yankee Doodle machen, das er mit so viel Beifall in allen seinen Konzerten in New-York, Philadelphia, Boston und St. Louis gespielt hat. — Tikets 25 Cents. Kein Aufschub wegen schlechten Wetters.

Den folgenden Tag nahmen die nöthigen Anordnungen für das Konzert meine ganze Zeit in Anspruch. Gegen Abend machten meine drei Freunde mir wiederum ihre Aufwartung und über einem Glase Brandy und Wasser hekten wir einen Plan aus, der nichts weniger bezweken sollte, als die Aufmerksamkeit des Publikums auf eine eklatante Weise auf meine Person und mein Konzert hinzulenken. Es wurde nämlich beschlossen, daß mir Abends um zehn Uhr meine Freunde, der Flötenbläser und der Geiger, eine Serenade bringen sollten. Die Idee schien mir eine sehr glükliche zu sein und in der Freude meines Herzens versprach ich ihnen als Belohnung einen Saz auf Eierpunsch mit Benuzung meiner von hoher Hand geschenkten Theelöffel. Mein Vorschlag wurde mit so lautem Beifall angenommen, daß ich mich des unwillkürlichen Gedankens nicht erwehren konnte, daß es doch eigentlich nur einer Kleinigkeit zur Glükseligkeit bedürfe, wenn man sich den angenehmen Eindrüken der Gegenwart nur immer ohne Rükhalt überlassen wollte.

Aus leicht zu errathenden Gründen bin ich nicht im Stande, eine lange Beschreibung der Serenade zu geben; genüge es daher hier mitzutheilen, daß das Wagestük, der Aussage aller Zeugen zu Folge, überaus glüklich von Statten ging, eine Bemerkung, die ich jezt auch wohl in Beziehung auf das Konzert machen darf, da dasselbe ja glüklich vorüber ist. Es graut mir jezt noch, wenn ich, in die Vergangenheit zurükblikend, daran denke, wie mein ganzes Unternehmen auf dem Punkte stand, total zu scheitern, wie sich in der That Alles gegen mich verschworen zu haben schien. Die berühmte Sängerin nämlich war am Konzertabend nicht im Stande, auch nur hinter einem Vorhange zu singen, und das Piano, in Folge seiner dünnen Beine, war nur dadurch zum Stillstehen zu bewegen, daß es an eine Wand gelehnt wurde; indeß meine neue Komposition wog all' dieses Mißgeschik wieder auf und befestigte mich für immer in der Gunst meiner Mitbürger. Meine Bescheidenheit erlaubt mir kaum einer Kritik des Patriot and Freedom's Herald zu erwähnen. Derselbe sagte nämlich am Morgen nach dem Konzerte: „Wir haben nie in unserm Leben eine Produktion gehört, die dieser gleich käme; sie war ein wahrer Triumph der Kunst, Beethoven und Mozart vereinigt, Weber im Gewande der Freiheit!" Ich muß offen hinzufügen, daß sie in der That sehr für einen öffentlichen Vortrag geeignet war. Ich begann mit Dan Tuker, den ich mit beiden Händen spielte, dann kam Dan Tuker wieder mit einem Finger und endlich nur die Begleitung zu Dan Tuker mit der linken Hand allein. Dieser Augenblik war der Glanzpunkt des Abends; das gesammte Auditorium summte im Chor mit und das leise Taktschlagen mit den Füßen kündigte bereits den Beifallssturm an, der auf mein glänzendes Finale „Yankee Doodle" folgte. Der Tag, oder vielmehr der Abend, war gewonnen, ein ungeheures Bouquet, von unbekannter Hand geworfen, fiel zu meinen Füßen und ein vierzeiliger Vers wurde mir von einer Deputation von 13 kleinen Mädchen überreicht, die die Musen und die 13 Staaten der Union darstellten. Meine Freunde, der Geiger, der Flötenbläser und der Editor, sowie eine Menge der angesehensten Bürger des Städtchens bestanden darauf, mich mit Musik nach meinem Hotel zurükzubegleiten; ihre in die Nacht hinaus glühenden Cigarren gaben der Prozession beinahe das Aussehen eines Fakelzuges, und so schloß sich mit dieser Demonstration ein Tag, der für meine Zukunft von den glüklichsten Folgen war.

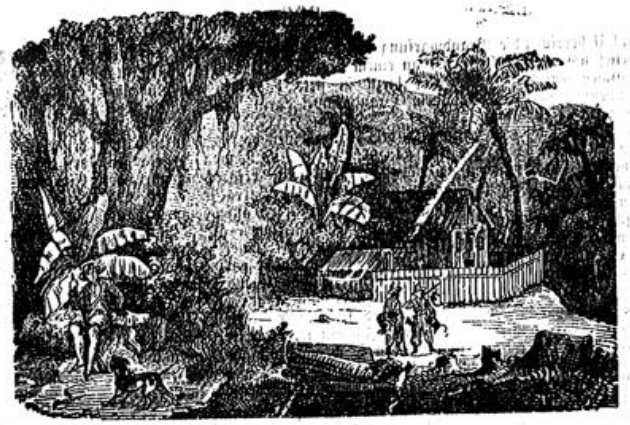
(Atl. Stud.)

Abonnementspreis.

Per Post franko durch die ganze Schweiz:

Jährlich	4 Fr. — Rp.
Halbjährlich	2 „ — „
Vierteljährlich	1 „ — „

Bestellungen nehmen an alle Postbüreaux und die Expedition des „Kolonisten".



Einrückungsgebühr:

10 Rp. die einspaltige Petitzeile. Bei mehrmaliger Wiederholung tritt eine Preisermäßigung ein.

Der „Kolonist" erscheint regelmäßig alle Samstage.

Der Kolonist.

Organ für die schweizerische Auswanderung, insbesondere nach Nord- und Südamerika.

№ 52. | Samstag den 27. Dezember. | Lichtensteig, Druk und Expedition von J. M. Wälle. | Sechster Jahrgang. | 1856.

Abonnementseinladung.

„Der Kolonist", welcher mit Neujahr seinen sechsten Jahrgang antritt, ladet hiemit zu zahlreichem Abonnement ein.

Der „Kolonist" ist ein Organ für die schweizerische Auswanderung und bespricht als solches sowohl die allgemeinen Verhältnisse derselben, als er namentlich Mittheilungen über sämmtliche Länder bringt, welche ihr Ziel sind. Neben Nordamerika wird er die Blike seiner Leser wie bisher vorzugsweise auf Brasilien lenken, über welches Land ihm stets die neuesten Berichte, sowohl amtlicher als privatlicher Natur, zu Gebote stehen. Ebenso wird er fortfahren, nach bestem Wissen und Gewissen vor der Uebersiedelung nach solchen Ländern zu warnen, in welchen den schweizerischen Auswanderer statt dem geträumten und ihm vorgespiegelten Glük nur Elend und Verderben erwarten, wozu immer reichliche Gelegenheit geboten ist. — In einem unterhaltenden Feuilleton bringt er Erzählungen, Schilderungen ꝛc, ꝛc. aus jenen Ländern, nach welchen die schweizerische Auswanderung geht.

Der „Kolonist" kostet halbjährlich 2 Franken, vierteljährlich 1 Franken, mit der Post franko durch die ganze Schweiz. Eine Vergleichung unseres Blattes mit der in Bern wöchentlich erscheinenden Auswanderungszeitung ergibt, daß es mehr als doppelt so billig ist, da die Abonnementsgebühr des „Kolonist" bei um die Hälfte größerem Format und viel gedrängterem Saz doch nur zwei Drittheile jener beträgt.

Den bisherigen Lesern wird unser Blatt auch ohne besondere Bestellung wieder zugesandt und die Gebühr mit Nro. 3 nachgenommen. Neue Abonnenten mögen sich an das nächstgelegene Postamt wenden oder in frankirten Briefen an die

Expedition des „Kolonist"
in Lichtensteig.

Die Einwanderung in der Union seit 1850.

Illinois war im Jahre 1850 seit schon längere Zeit als Staat in die Union aufgenommen. Es hatte schon den Charakter eines wohlbevölkerten Landes angenommen, und gewissermaßen den Reiz der Neuheit verloren. Die große Masse der Einwanderer richtete ihre Augen daher vorzugsweise auf Michigan, Wisconsin, Minnesota und Jowa, während Illinois zum großen Theile dazu bestimmt zu sein schien, das Schiksal des westlichen New-Yorks und Pennsylvaniens zu theilen, d. h. unbebaut als Wildniß liegen zu bleiben. Durch Eisenbahnen und Dampfschiffe konnten die Massen der Einwanderung schneller und billiger nach den an den großen nördlichen Binnenseen gelegenen Staaten und selbst nach Jowa gelangen, als vermittelst langsamer Züge schwer beladener, mit Ochsen bespannter Wagen nach den Prairien der mittleren Counties von Illinois. Namentlich Jowa zog einen großen Theil der Einwanderung an sich. Jowa war schon seit dem Jahre 1846 ein Staat, hatte aber bis 1850 nur langsame Fortschritte gemacht. Allein von dieser Zeit an beginnt sein Aufblühen. Eine ununterbrochene Fluth der Einwanderung strömte seit dieser Zeit über seine Grenzen, der ganze Staat füllte sich mit neuen Ansiedlern, und die Bevölkerung, die im J. 1850 nur 192,000 Seelen betrug, stieg bis zum Jahre 1856 auf mehr als das Dreifache, auf ungefähr 600,000 Seelen. Eine ähnliche rasche Vermehrung der Bevölkerung fand in Wisconsin und in Minnesota statt.

Allein Illinois, das während dieser Zeit zurükgeblieben, holte das Versäumte schnell nach. Die Erbauung eines ausgedehnten Systems von Eisenbahnen, die mit überraschender Schnelligkeit ausgeführt, das ganze Land wie mit einem Neze überzog, machte die weiten fruchtbaren Prairien des Landes der Einwanderung zugänglich und gab dem Ansiedler Gelegenheit, seine Farmprodukte dem wundervoll aufblühenden Chicago zuzuführen, das in wenigen Jahren von einem unbedeutenden Dorfe sich zum großen Handelsemporium des Nordwestens emporgeschwungen hatte. Die Bevölkerung des Staates, die im Jahre 1850 nur 851,000 Seelen betrug, ist seitdem nach dem im gegenwärtigen Jahre veranstalteten Census auf 1,350,000, und die Preise des guten Farmlandes sind so gestiegen, daß die ärmere Einwanderung sich wieder nach anderen Gegenden umsehen muß.

Wohin soll der Einwanderer jezt seinen Blik richten? Jowa wird, wenn das Zuströmen neuer Ankömmlinge wie bisher fortgeht, bald gefüllt sein, und es werden noch Jahre vergehen, ehe die Eisenbahn quer durch den Staat gebaut werden wird. So lange dies nicht geschehen, wird Nebraska für die Meisten nicht zugänglich sein. Noch liegen zwar in Wisconsin, Michigan und Minnesota große Streken unbebautes, fruchtbares Land, allein das rauhe Klima dieser Länder hält einen großen Theil der Einwanderung ab, dahin zu gehen. Welche Richtung soll der große Strom der Einwanderung jezt nehmen als nach Missouri und Kansas?

Sechs Eisenbahnlinien münden jezt in Illinois am Mississippi, gegenüber dem Staate Missouri, aus, zwei zu Alton, zwei gegenüber St. Louis, eine zu Quincy und eine gegenüber Hannibal. Sie alle stehen in Verbindung mit den großen Verkehrsstraßen, die nach den Seestädten des Ostens führen. Bald wird die Hannibal-St. Joseph-Eisenbahn, die das ganze nördliche Missouri durchschneidet, einen direkten nahen Weg nach Kansas eröffnen, und nichts steht mehr im Wege, warum die noch unbesiedelten fruchtbaren Gefilde Missouris, die üppigen Thäler von Kansas nicht bald von fleißigen Ansiedlern wimmeln und das Land zu einem Paradiese umschaffen sollten. — Nichts, als nur die Sklaverei.

So lange Sklaverei in Missouri und Kansas besteht, werden diese herrlichen Länder nie den Theil der Einwanderung an sich ziehen können, auf den sie Anspruch hatten, sie werden nie den Wohlstand und die Blüthe erreichen, die ihre von der Natur weniger begünstigten Nachbarstaaten schmükt. (North American.)

Gerichtliche Aussagen eines Matrosen an Bord eines Sklavenschiffes.

Ein portugiesischer Handelsmann, Namens Basilio da Cunha Reis, ist in New-York gefänglich eingezogen worden, beschuldigt, sich am Sklavenhandel betheiligt zu haben. Das Affidavit, auf welches hin man diese Verhaftung vornahm, wurde von Andrew Wilson, einem der Mannschaft des dem Reis angehörigen Schiffes „Altivie", gemacht. Wilsons Angabe, welche wir der „New-York Times" entnehmen, lautet wie folgt:

„Ich kam im Julius 1855 nach einer dreijährigen Wallfischfahrt in Boston an. Das Geld, in welchem ich abgelöhnt wurde, war — wie es bei den Matrosen gemeiniglich zu geschehen pflegt — in kurzer Zeit vergeudet, und ich sah mich genöthiget wieder in See zu gehen. Ich verdingte mich als Matrose an Bord des Schooners „Mary E. Smith". Der Kapitän sagte mir, das Schiff gehe nach Montevideo in Südamerika. Wir befanden uns noch nicht lange auf der See, als ich entdekte, daß die Bestimmung des Schiffes mir falsch angegeben worden und daß es, statt nach Südamerika zu segeln, auf einer Sklavenfahrt nach der afrikanischen Küste begriffen war. Desselben Betruges hatte man sich, wie ich erfuhr, fast gegen die ganze Mannschaft schuldig gemacht; auch der zweite Mate gehörte unter die Getäuschten. Der Kapitän suchte den Betrug zu bemänteln; er sagte, er sei gezwungen dieses Verfahren einzuschlagen, weil es ihm sonst nahezu unmöglich wäre, Mannschaft zu bekommen. Als die beste Genugthuung versprach er uns Allen gute Löhnungen. Diese lezte Neuerung that die meiste Wirkung, denn der verheißene

Sold schien dem Betrag nach fabelhaft: das Uebereinkommen mit den gewöhnlichen Matrosen belief sich auf 600 Dollars für die Fahrt nach der afrikanischen Küste und von da nach Cuba, von wo aus jeder unentgeltlich nach seiner Heimath befördert werden sollte; überdieß sollte jeder noch das Recht haben, zwei Neger für sich in Anspruch zu nehmen, um sie auf Cuba zu verkaufen. Matrose wie ich war, hatte ich doch zu viel neuenglisches Blut in meinen Adern, um mich zum Dienst im Sklavenhandel zu verkaufen. In meiner jetzigen Lage aber konnte ich nichts anderes thun, als mich scheinbar zufrieden zu geben. Der zweite Mate hegte, wie ich mich überzeugte, dieselben Gesinnungen wie ich. Ehe wir die afrikanische Küste erreichten, wurde einiges Gerümpel an Bord in ein Sklavendek verwandelt, und Alles zur Aufnahme der Neger vorbereitet. Auf's Sorgfältigste vermied man das Zusammentreffen mit Schiffen. Mehrere Arten Flaggen, von verschiedenen Ländern, befanden sich an Bord, um die gerade zweckdienlichste aufhissen zu können. Ebenso hatten wir Kanonen und Munition an Bord, um im Stande zu sein, uns im Fall eines Angriffs oder eines andern Vorfalls zu vertheidigen. Die „Mary E. Smith" landete am Cap Padron, an der afrikanischen Küste, und nahm augenblicklich eine Ladung Sklaven an Bord. Ehe diese Leute aber noch ganz verpakt waren, verließ ich mit dem zweiten Mate das Schiff."

„Wir gingen in eine Sklaven-Faktorei, oder Barracun, wie man sie gewöhnlich nennt, acht (englische) Meilen südlich vom Cap Padron. Hier gaben wir vor, die Ursache unserer Desertion sei die grausame Behandlung von Seiten des Kapitäns des Schiffes, das wir verlassen hatten. Die „Mary E. Smith" segelte bald ab, und es war ein Glük für uns beide, daß wir uns von Geldgier nicht hatten überwältigen lassen, denn der Schooner wurde, wie ich seitdem erfuhr, von einem brasilianischen Kriegsschiff, auf der Höhe von Brasilien, aufgefangen und Kapitän und Mannschaft in's Gefängniß geworfen, wo sie sich noch befinden. Die Barracun, wo der Mate und ich Aufnahme gefunden, stand unter einem Herrn Farrd, welcher als Agent eines großen Lissaboner Handlungshauses angestellt war. Kurz nach meiner Ankunft ging der Mate mit Tod ab. Ich verweilte dort dritthalb Monate und fand während dieser Zeit volle Gelegenheit, die Art und Weise, wie der Negerhandel betrieben wird, kennen zu lernen. Diese Barracun lag, wie alle Barracunen an der Küste Afrika's, an einer der Beobachtung von der See aus so wenig als möglich ausgesezten Stelle; dies geschah, um die Entdekung der Oertlichkeit durch die längs der Küste kreuzenden Schiffe zu verhindern. Die Barracun war ein roh aufgeführtes Ding und umfaßte zwei Baulichkeiten, eine für die männlichen Neger, die andere für die Weiber und Kinder; jede Abtheilung war über 400 Fuß lang und 30 Fuß breit, mit einem zwischenliegenden Raum von ungefähr 75 Fuß. Das Ganze befand sich auf einer etwas erhöhten Stelle, damit die Ueberschwemmungen, welchen das Land in der Nähe der Küste ausgesezt ist, keinen Schaden verursachen konnten. Die Seiten und Dächer waren mit Stroh bedekt. In den beiden Räumen sollen sich, wie man mir sagte, zuweilen tausend Neger befinden. Die Zahl hängt von dem Glük, Vorrath an dieser Waare zu bekommen, und von dem mehr oder minder häufigen Besuch der Sklavenschiffe an der Küste ab. Um sich diese Neger zu verschaffen, ist ein eigenes Handelssystem organisirt. Es werden eigene Leute dazu herangebildet, die nichts anderes zu thun haben, als im Lande herumzustreifen und Neger zu stehlen. Sie bringen dieselben in die Barracunen und erhalten dafür Knöpfe, Kaliko, Messing-Armbänder, alte Gewehre oder Rum. Der für einen kräftigen, brauchbaren Neger bewilligte Preis beträgt etwa acht Dollars, für Weiber und Kinder drei bis vier Dollars, zahlbar in Waaren. Kinder unter sechs Jahren werden keine gekauft. Die Versessenheit auf starke Zierathen und Rum ist so groß, daß die Eltern ihre eigenen Kinder an die Sklaven-Faktoren verkaufen. Die Neger werden während ihres Aufenthaltes in der Barracun in Haufen von acht bis zwölf zusammengekettet. Jedem Neger wird ein eiserner Ring um den Hals gelegt, und an diese Ringe werden dann Ketten befestigt, deren einzelne Theile zusammengeschweißt sind. Die Neger müssen arbeiten, bleiben aber während der Arbeit, die indessen von keinem Belang ist, zusammengeschmiedet. Das diesem Plaz nächstgelegene Wasser war drei (engl.) Meilen entfernt, und es kostete keine geringe Mühe, das nöthige Trinkwasser hieher zu bringen. Bohnen, Reis und Mandiok bildeten die Hauptnahrungsmittel der Neger. Lezteres ist eine Wurzel, welche in dieser Gegend wächst und aus der man eine Art Suppe bereitet, die aber nur ein Neger essen kann. Nach ein- oder zweitägigem Aufenthalt in der Barracun werden die Neger gebrandmarkt. Jede Barracun hat ihr eigenes besonderes Brandzeichen und wählt ihre besondere Stelle am Körper für die Anbringung desselben. Zuweilen wird die Brandmarkung auf einem der Arme, oder auf dem Rüken, oder an einem der Schenkel vorgenommen, und das Werkzeug hiezu ist stets dasselbe, ein glühendes Eisen mit dem Brandstempel darin, gleich einem Postamtsstempel.

„Während der Zeit meines dortigen Aufenthaltes versuchte ich nach St. Paul de Loanda zu gelangen, um den amerikanischen Konsul zu besprechen; allein der Agent erlaubte nicht, daß ich die Barracun verließ. Obgleich er mich Anfangs freundlich aufgenommen hatte, änderte er doch später sein Benehmen gegen mich. Er war ein sehr dunkelfarbiger, schlauer Spanier; man konnte sein Vertrauen durchaus nicht gewinnen und durfte auch nicht daran denken, ihm irgend etwas anzuvertrauen. Ich sah, daß er mich augenscheinlich mit Argwohn betrachte, und suchte nur seinen Unwillen gegen mich abzuwenden. Ich wußte, er würde, wenn ich ihn reizte, mit mir eben so wenig Umstände machen wie mit einem Neger. Er ging stets schwer bewaffnet einher, und während meines Aufenthaltes bei ihm schoß er einen Neger wegen Ungehorsams gegen seine Befehle nieder. Nach Verfluß von dritthalb Monaten kam ein Sklavenschiff nach Cap Padron, landete etwa acht Meilen oberhalb der Faktorei, und der Kapitän und einige Mann kamen herunter, um eine Ladung Neger zu kaufen. Dieses Sklavenschiff war die „Altivie" aus New-York. Eine Ladung von 400 Negern wurde eingehandelt: der Preis, den man für die kräftigsten Leute bezahlte, war 60 Dollars; für Weiber und Kinder zahlte man je 30 bis 40 Dollars. Herr Farrd machte mit dem Kapitän der „Altivie" aus, daß er mich mitnehme. Ich mischte mich, obgleich mir viel daran gelegen war fortzukommen, nicht in die Sache, weil ich mich immer der Hoffnung hingegeben hatte, auf ein englisches Kreuzerschiff gelangen zu können. Wie die Sachen indeß jezt lagen, durfte ich keinen Widerstand leisten, sondern ging an Bord des Schiffes und trat als Matrose in Dienst. Die „Altivie" war ein Schooner von 160 Tonnen Gehalt, gut gebaut und ein Schnellsegler. Die Neger wurden rasch an Bord gebracht und der größere Theil dicht zusammengedrängt in den Kielraum gestekt. Weibern und Kindern machte man es auf dem Dek etwas bequemer. Hier konnten sie wenigstens die frische Luft genießen, und ihre Lage war erträglich; fürchterlich dagegen die der armen Teufel im Kielraum, die, ohne daß sich einer rühren durfte, schichtenweise übereinander dalagen. Ihre Nahrung war leidlich, Wasser aber erhielten sie nur sehr spärlich. Das Schiff nahm seine Richtung nach Cuba und landete in Santa Maria, einer unbewohnten Insel. Während der Ueberfahrt waren hundert Neger gestorben. Das Schiff hatte 40 Tage gebraucht, um diese Insel zu erreichen; hier verkaufte man die Neger an Leute aus Cuba, welche sich, eine Menschenfleischladung erwartend, auf einem Schiff befanden. Einige der tüchtigsten Bursche gingen für je 800 Dollars ab. Gleich nach dem Verkauf wurde die „Altivie" in Brand gestekt und vernichtet. Das Schiff lag acht Tage hier. Mittlerweile begab sich der Kapitän nach Trinidad, um eine Gelegenheit zur Ueberfahrt nach den Vereinigten Staaten für sich und die Mannschaft zu suchen; da sich aber die Kosten für die Päße auf 6000 Dollars beliefen, so beschloß er ohne Päße abzureisen, was ihm natürlich ein hübsches Sümmchen ersparte. Der Kapitän der Brigg „William Heath" nahm uns an Bord, und wir landeten am 24. Mai d. J. im Hafen von New-York."

Verschiedenes.

Um der angenehmen Erinnerungen willen, welche der „Bote aus Amerika" durch Nennung des von uns in der alten schönen Zeit geführten Cerevisnamens erweft hat, wollen wir ihm seine Insolenzen verzeihen. — Wir ersuchen ihn um Berichtigung seiner irrthümlichen Nachricht, daß Hr. **Dr.** Heußer **nicht** im Auftrag der Regierung nach Brasilien gereist sei; denn die Regierungen von Zürich, Graubünden und Glarus haben demselben ihre früher ausgestellten Vollmachten keineswegs entzogen; es war hievon nie die Rede.

Italien. (Piemontesische Auswanderung.) Wie aus Genua gemeldet wird, nimmt die sehr zunehmende Emigration nach Amerika die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch. Es vergeht fast keine Woche, in welcher nicht aus den Häfen von Genua und Savona 100 bis 150 Emigranten nach der neuen Welt absegeln. Dabei muß noch bemerkt werden, daß gar Viele ohne Päße fortgehen, theils um sich der Konskription zu entziehen, theils aus anderen Gründen. In Fontanabuona stehen Hütten leer und es gibt Dörfer, die schon ganz verlassen da ständen, hätten die Leute das nöthige Geld zur Reise.

Nordamerika. Vereinigte Staaten. Die amerikanische Präsidentenbotschaft ist, nach dem größeren telegraphischen Auszug englischer Blätter zu schließen, sehr unbedeutend ausgefallen. Sie beginnt mit einer gewaltigen Anklage der Unionsfeinde im Norden, die unter dem Vorwande, der Ausdehnung der Sklaverei zu steuern, den revolutionären Plan verfolgt hätten, die häuslichen Einrichtungen der einzelnen Staaten gewaltsam zu ändern. Sogar die einzelnen Regierungen nordischer Staaten hätten Versuche gewagt, die Flucht von Sklaven aus dem Süden zu erleichtern und ihre Auslieferung zu hintertreiben. Den Missouri-Kompromiß hätten zuerst die nordischen Staaten in der Aufnahme Kaliforniens bei Seite gesezt und dadurch seiner bindenden Kraft beraubt. Der Widerruf des Kompromisses sei nicht von dem Wunsch nach Ausdehnung der Sklaverei eingegeben worden. Ein Extrem rufe das andere hervor, und so sei es in Kansas zu Unordnungen gekommen, aber bei Lokalwahlen habe der Präsident kein Recht, einzuschreiten. Die Staatseinnahmen, welche am Ende des vorigen Finanzjahres 76,918,141 Dollars betrugen, haben sich mit der disponiblen Bilanz auf 92,250,117 Dollars erhoben; die Ausgaben betrugen 72,948,792 Dollars, einschließlich 12,776,390 Dollars Abtragung der öffentlichen Schuld. Diese lezere beträgt noch 30,737,129 Dollars und könnte in Einem Jahre ohne Beschwerung des Schazes getilgt werden, wenn ihre Verfaßzeit schon vorhanden wäre. Die Post hat ein Defizit von 2,787,046 Dollars. Der Ländereienverkauf erzielte für 9,227,878 Akres 8,821,414 Dollars. Die Höhe der Staatseinnahmen werde eine Herabsezung der Zölle rechtfertigen, diese Reduktion sei der Erwägung des Kongresses dringend zu empfehlen. Zu allen auswärtigen Mächten stehe die Union in freundschaftlichen Beziehungen. Die Schwierigkeiten mit Großbritannien wegen der Werbefrage seien beigelegt, die wegen Zentralamerikas seien auf dem besten Wege der Ausgleichung. Ein Vertrag zur Ergänzung dessen vom 19. April 1850 sei geschlossen und solle dem Senat vorgelegt werden. Die Wohlthaten des Fischereienvertrags seien bereits ersichtlich. Der von den europäischen Mächten vorgeschlagenen Modifikation im Seekriegsrecht wolle der Präsident seine Zustimmung geben unter der Bedingung, daß die Abschaffung der Kaperei der Art ausgedehnt würde, daß der Zwek der Maßregel wirklich erreicht werden könnte, d. h. daß alle Angriffe auf schwimmendes Privateigenthum abgestellt würden. Rußland habe dieses humane Prinzip gebilligt, und hoffentlich werde es einst allgemein anerkannt werden. Der Präsident fahre fort in seinen Anstrengungen, amerikanischen Bürgern in Mexiko zu ihrem Recht zu verhelfen. Mit Spanien schweben neue Schwierigkeiten, ohne daß die alten beigelegt wären. Die Lage der Dinge in Nicaragua mache es der amerikanischen Regierung unmöglich, diplomatische Beziehungen mit diesem Lande zu pflegen, da sich noch nicht sagen lasse, welche der beiden Parteien wirklich das Land repräsentire. Eine volle Untersuchung wegen des Gemezels in Panama habe ergeben, daß die Verantwortlichkeit dafür auf der Granadischen Regierung laste. Der Präsident habe deßhalb die Bestrafung der Schuldigen und ausreichende Entschädigung für das zerstörte Eigenthum gefordert, außerdem bei Panama und Aspinwall Kriegsschiffe stationirt, um Personen und Eigenthum der zwischen beiden Häfen reisenden Bürger der Vereinigten Staaten in Zukunft wirksam beschüzen zu können. Widersezt hat sich der Präsident einem neueren Gesezе des Staates Neu-Granada, welches von jedem Post-Transit-Pfund über Panama 2 Dollars erhoben wissen will, abgesehen von der Besteurung der Panamabahngesellschaft. Er wünscht dem Lande Glük zu der Friedlichkeit der auswärtigen Beziehungen. Die Union müsse die schwächern Republiken Amerikas mit Takt und Nachsicht behandeln, um sie allmälig zu sich emporzuheben, während sie mit bewußter Würde ihren Plaz neben den größten Reichen Europas einzunehmen habe. Die Union sei in dem Stadium ihrer Entwiklung angelangt, da die Gefahren die Attribute der Stärke, nicht der Schwäche seien. Im Innern habe sich die Union vor den mißvergnügten, herrschsüchtigen, eigennüzigen und deßhalb oft regellosen Meinungsausbrüchen und Thaten zu hüten, welche die natürlichen Auswüchse überströmender Kraft und Unternehmungslust seien. (Schw. M.)

— Die sklavenfreundliche Partei scheint der Politik des neugewählten Präsidenten doch selbst nicht ganz sicher zu sein. Das New-Orleans-Delta (Organ von Jefferson Davis) veröffentlicht über diesen Gegenstand einen langen Artikel, aus welchem wir folgenden Paragraph herausheben: „Sobald einmal die Zulassung von Kansas in die Union im Gange sein wird, muß der Süden genau beobachten, auf welche Art diese Angelegenheit geführt wird. Er wird, das befürchten wir nur zu sehr, finden, daß die Nichtausdehnung der Sklaverei die vermittelnde Bedingung war, an welche die Mehrzahl von Buchanans Anhängern im Norden ihre An-

hänglichkeit und Mitwirkung geknüpft hatten. Er wird finden, wie schwer, ja unmöglich es ist, Kansas als einen Sklavenstaat in die Union zu bringen. Er wird finden, daß von dem Tage an, wo Buchanan die Bill zur Verwirklichung dieser Maßregel unterzeichnet, seine Partei im Norden todt und erloschen sein wird. Demzufolge und in Betracht, daß die Hrn. Buchanan im Norden zu Theil gewordene Unterstützung seiner Person und nicht seiner Fahne galt, und daß demnach beim ersten Zeugnisse, das Buchanan für die Interessen dieses Unionstheils geben wird, der Norden der Sache des Südens sich unterziehen muß, räth das New-Orleans-Delta diesem Staatsmanne, die Basis seiner Macht da zu erweitern, wo sie wirklich liegt, das heißt, sich mit Leib und Seele in die Verwirklichung des Programms der berüchtigten Versammlung von Ostende zu werfen, deren erste Artikel die Anknüpfung von Kuba und die feste Begründung einer Hülfsmacht für die amerikanische Union in Zentralamerika sind."

— In Kansas scheint es jezt ruhig zu sein. Die Frischeingewanderten dort, welche gekommen waren, um den freien Boden gegen die Sklaverei zu vertheidigen, befinden sich in Noth. Während sie die Muskete führten, konnten sie natürlich an keinen Broderwerb denken, und dadurch sind sie in Trübsal gerathen, welches man durch Unterstüzungen aus einigen nördlichen Staaten zu mildern sucht.

— Texas. (Die Ernte.) Aus Texas wird der New-Yorker Staats-Zeitung geschrieben: die dießjährige Ernte ist eine totale Mißernte gewesen, welche den Farmer in ihren Folgen härter treffen wird, als es augenblicklich scheint; im Durchschnitt sind von sechs bis acht Akres fünfhundert Pfund Baumwolle geerntet worden, während eine normale Ernte von drei Akres tausend Pfund gibt, also von sechs Akres zweitausend Pfund. In Mais gewinnen die meisten Farmer nur eben den nothwendigsten Bedarf für das Haus, und sämmtliche Winterfrüchte, wie Kartoffeln, Butterbohnen, Erbsen, Kürbisse und dergleichen müssen entbehrt werden. Darum wird an die Einwanderer, welche in dem bevorstehenden Winter hier ankommen, der alte Texas-Gruß wie früher in voller Wahrheit wieder lauten: „Spek und Maisbrod!" so wie auch manche bisher schon mehr zivilisirte Texasküche zu diesem Speisezeddel öfters ihre Zuflucht nehmen müssen wird.

— Tenessee. Auch an mehreren Orten dieses Staates sind Negerverschwörungen entdekt worden. 11 Schwarze wurden gehenkt und ein Weißer, der mit ihnen gemeinsame Sache gemacht, todtgepeitscht.

— Ohio. (Ein tarirter Zahn.) Ein humoristischer Fall kam im Oktober in Cincinnati vor Friedensrichter Black zur Verhandlung. Der Zahnarzt G. Frankenstein war von Frau Lisette Rotant verklagt, ihr einen falschen Zahn ausgezogen zu haben, und sie verlangte deßhalb Entschädigung. Die Schwierigkeit war nun, zu ermitteln, wie viel wohl der Zahn einer Dame werth ist, und es wurden deßhalb Sachverständige vernommen. Eine junge liebenswürdige Dame erklärte, daß sie jeden ihrer Zähne auf 1000 Doll. schäze. Eine Aeltere war schon geneigt, einen für 25 Doll. herzugeben, und Dr. Bickerson, der gleichfalls herbeigerufen war, erklärte, daß der Zahn 75 Doll. werth sei. Squire Black stand wie Herkules am Scheidewege, entschied sich jedoch für die goldene Mittelstraße und sprach der Dame eine Entschädigung von 50 Doll. zu.

— In Cincinnati werden jährlich an 2½ Million Schweine geschlachtet, welche durchschnittlich etwa 200 Pfund an Fleisch und Fett liefern und gegenwärtig 12½ Doll. das Stük werth sind, so daß das aus der Schweine-Speculation gelöf'te Kapital 31½ Million und mehr beträgt.

Kanada. In Kanada's erstem Hafenplaze, Quebek, kamen vom 1. Januar bis 1. Oktober d. J. 21,308 Auswanderer an, davon aus Deutschland 4582, aus Schweden und Norwegen 2821 und der Rest aus Großbritanien. Ein sehr großer Theil dieser Ankömmlinge blieb jedoch nicht im Lande, sondern sezte seine Reise nach den Vereinigten Staaten fort. Die Anzahl der soweit in diesem Jahre dort gelandeten Passagiere ist bedeutend größer als die der im Laufe derselben Periode des verflossenen Jahres dort angelangten Emigranten, was zum Theil wohl seinen Grund darin hat, daß nicht wenige Auswanderungsschiffe, welche in Folge der neuesten unionischen Einwanderungsgesezе in den Vereinigten Staaten wegen unzureichender Größe nicht landen dürfen, jezt in den Häfen Kanada's einzulaufen pflegen. Indeß ist die kanadische Regierung, gleich andern überseeischen jungen Ländern, sehr angestrengt, den Strom der europäischen Auswanderung nach ihren Territorien zu leiten.

— Die London Times bringt eine Korrespondenz aus Montreal vom 13. Nov., worin auf die Bedeutung der nun vollendeten großen kanadischen Bahn (Great Trunk Railway) hingewiesen wird. Sie beginnt unter Quebek, führt nach Toronto am Ontario über eine Streke von 850 Meilen und ist das Verbindungsmittel zwischen Ober- und Unter-Kanada und durch die Seen zwischen dem ganzen großen Nordwesten der Union. Die Kosten der Bahn betragen 8,693,080 Pfd. Sterl. und ist der Voranschlag um 3 Mill. überstiegen worden.

Zentralamerika. In Costa-Rica geben jezt zwei Deutsche, Hofmann und Streber, eine deutsche Zeitung heraus. Ihre Stellung ist, wie sie im Programm sagen, eine unabhängige, sie wollen sich immer nur zu der Partei halten, welche das Wohl des Landes fördert.

Südamerika. Aus Buenos-Ayres lauten die lezten Berichte, reichend bis zum 2. Nov., beträbend. Die Gemüther befinden sich in Gährung und es stehen abermals Unruhen in Aussicht. Dazu kommt noch, daß die Indianer die Grenze bedrohen, daß also im Innern und nach Außen Feinde der Ruhe zu bekämpfen sind. Solche traurige Thatsachen lassen freilich die Auswanderung nach jenen Gegenden nicht empfehlen und es ist umsomehr zu beherzigen, was man zulezt der London „Times" von dort geschrieben: „Sehr glänzende Schilderungen unserer Lage und Aussichten sind unsern Konsuln zugesandt worden, mit dem Auftrage, sie zu veröffentlichen. Sie sollen die Einwanderung heranziehen und müssen daher mit gehöriger Vorsicht aufgenommen werden!"

Asien. Ostindien. Oestreich beabsichtigt die Nicobaren oder, wie dieser Archipel auch heißt, die Friedrich-Inseln zu kolonisiren, beziehungsweise sie zu Deportationsdepots zu erheben, oder vielleicht besser zu erniedrigen. Zu diesem Behufe wird die weltumsegelnde kaiserliche Fregatte „Novara" dieser Inselgruppe einen Besuch abstatten und sie wissenschaftlich erforschen. Oestreich erhebt aber auf diese Inseln ein Besitzrecht, indem es sie von dem Beherrscher von Mysore, Hyder Ali, einst als Geschenk erhalten haben will. (D. A. Z.)

Afrika. Algier. Ein Pariser Korrespondent der „Augsb. Allgem. Ztg.," welcher der Kolonisirung Algiers nach den gesammelten Erfahrungen ebenfalls nicht das Wort reden kann, schreibt unterm 5. Dez., daß die statistischen Angaben über den Zustand des Akerbaues und Handels von Algier, welche das französische Kriegsministerium neuerdings veröffentlicht habe, eben nicht besonders für die nordafrikanische Besizung sprechen, denn man müsse bedenken, daß, wenn auch, wie der Bericht angiebt, von dort für 104 Millionen Waaren exportirt seien, Frankreich immerhin noch eine Summe von 57 Millionen alljährlich zuschieße. Nur die Kornausfuhr Algiers im lezten Jahre, im Werth von 34 Mill. Frcs., sei bedeutend. Aber daran hätten die Kolonisten nur wenig Antheil; das meiste Getreide werde von den Eingeborenen geliefert.

Australien. Nicht bloß in Europa und Amerika beschäftigt man sich mit der Schöpfung von großen unterseeischen Telegraphenlinien. Australien, dessen Zivilisation erst von gestern her ist, aber schon jezt aller verwirklichten Fortschritte genießt, beschäftigt sich ebenfalls mit der Herstellung eines großen telegraphischen Nezes. Die neuesten Nachrichten von Sidney melden uns in der That, daß an lezтem 4. September bei den Wahlen von Tasmanien (Van Diemens Land) der Kolonialsekretär vor seinen Wählern die Vorhaben der Kolonie-Regierung in Bezug auf Telegraphenlinien entwikelt hat: „Zu Melbourne", sagte er, „seze ich mich in Verbindung mit der Regierung zur Errichtung einer unterseeischen Telegraphenlinie über die Meerenge. Die Regierung zeigte sich dem Vorschlage günstig, unter der Bedingung, daß das tasmanische Parlament einen Theil der Unkosten übernehme. Es ist die Rede von einer Linie von Hobart-Town nach Launceston, welche nach dem Uebergange über die Meerenge sich mit Melbourne verbinden würde. Von Melbourne nach Sidney ist die Linie so gut wie beschlossen und vor Verfluß weniger Jahre werden wir alle australischen Kolonieen durch Telegraphenlinien mit einander verbunden sehen, welche ohne Mühe über ungeheure Meeresarme geführt sind."

Inserate und Anzeigen.

Abonnements-Einladung.

Das

„Volks-Schulblatt"

tritt auf nächsten 1. Jänner seinen „Vierten Jahrgang" an und erscheint dann

zwei Mal wöchentlich
in 8°, von je 8 Seiten zum Preise von

☞ nur Fr. 1 per Quartal!

(Bei der Post abonnirt Fr. 1. 20.)

Die beispiellose Wohlfeilheit bei dem reichen Inhalt und der entschieden praktischen Richtung des Blattes gibt die gerechte Hoffnung, daß es bei Lehrern und Schulfreunden überall die beste Aufnahme und zahlreiche Abonnenten finde.

Man abonnirt entweder direkt beim unterzeichneten Herausgeber, oder bei dem ersten besten Postbüreau.

Wer jedoch das Jahresabonnement pro 1857 bis Ende dieses Monats mit **Fr. 4** portofrei einsendet, erhält als Prämie:

„Beleuchtung der Armuthszustände und Vorschläge zu einer gründlichen Armenreform." Von J. J. Vogt. 241 Seiten. Bern, 1853. (Ladenpreis Fr. 1. 50.)

Wer zum Jahresabonnement für's Schulblatt noch weitere Fr. 1. 50 beilegt und also **Fr. 5. 50** portofrei einsendet, erhält als Prämie:

„Pädagogische Fragmente, oder Geschichte der erzieherischen Umbildung verwahrloster Knaben." Von J. J. Vogt. 271 Seiten. Thun, 1856. (Ladenpreis Fr. 3.)

Ebenso erhalten leztere Schrift alle Diejenigen als Prämie, welche zum „Volks-Schulblatt" auch auf die wöchentlich 1 Mal zu 1 Bogen hoch Quart im Preise von jährlich Fr. 6 erscheinende

„Schweizerische Armenzeitung"

pro 1857 abonniren und für beide Blätter das Jahresabonnement mit zusammen **Fr. 10** bis 31. dieß portofrei einsenden.

☞ Beide als Prämien angebotenen Schriften sind von der in- und ausländischen Presse auf's Günstigste beurtheilt und Jedermann als werthvoll empfohlen.

Zu zahlreichem Abonnement ladet ergebenst ein

Diesbach bei Thun, im Dez. 1856.

Der Herausgeber:
J. J. Vogt.

Lebens- und

Renten-Versicherungs-Sozietät

Hammonia in Hamburg.

Garantie-Aktien-Kapital:
Eine Million Mark Banko.

Lebens-, Renten- und Aussteuer-Versicherungen jeder Art werden unter den vortheilhaftesten Bedingungen abgeschlossen.

Die Beiträge sind auf's Billigste gestellt und können selbst monatlich entrichtet werden.

Für Franken 3750, zahlbar beim Tode, beträgt die monatliche Prämie, wenn der Versichernde beim Eintritt alt ist:

20 Jahre:	30 Jahre:	40 Jahre:	50 Jahre:
Fr. 5. 54.	Fr. 7. 13.	Fr. 9. 43.	Fr. 13. 43.

Die Gesellschaft versichert zugleich das **Leben bei Uebersiedelung nach transatlantischen Ländern gegen die Gefahren der Seereise und des fremden Klima's und schließt Versicherungen gegen Kriegsgefahren ab.**

Besondere Vortheile gewährt die Hammonia bei der Versicherung von Aussteuer- und Versorgungs-Kapitalien, welche neugetroffenen Bestimmungen zufolge für Kinder und jugendliche Alter auf jede beliebige Lebensperiode gegen ermäßigte Beiträge erworben werden können. Um beispielsweise ein bei Vollendung des zwanzigsten Lebensjahres zahlbares Ausstattungskapital von Fr. 3750 zu versichern, sind für ein im ersten Lebensmonate stehendes Kind an jährlicher Prämie Fr. 116. 25 erforderlich, welche Prämie sich auf nur Fr. 129. 16 in dem Falle erhöht, wenn bei einem frühern Tode des versicherten Kindes alle gemachten Einzahlungen von der Gesellschaft zurückerstattet werden sollen.

Auch Aussteuer-Versicherungen mittelst Beitragszahlungen eines Versorgers, wobei jede fernere Beitragspflicht aufhört, sobald letzterer stirbt, sind nach Wunsch gestattet und können zu äußerst mäßigen Prämien abgeschlossen werden.

In gleich günstiger Weise versichert die Gesellschaft Leibrenten, Alters- und Wittwenrenten nach festen Tarifsätzen. Für eine jährliche Prämie z. B. Fr. 100 beim Eintrittsalter von 50 Jahren zirka Fr. 262. 50, beim Eintrittsalter von 55 Jahren zirka Fr. 300 und beim Eintrittsalter von 63 Jahren zirka Fr. 375 alljährlich bis an's Lebensende als Leibrente gezahlt.

Statuten, Prospekte, Antragsformulare, sowie jede gewünschte Auskunft ertheilt bereitwilligst und gratis

Der Generalagent in Zürich:
C. de Pourtalès
und dessen Agenten.

In **C. J. Meisel's** Buchhandlung in Herisau ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Brasilien,

für den deutschen und schweizerischen Auswanderer beschrieben
von
Dr. Ad. Steger.

8. geb. Preis 2 Fr. 40 Rp.

Dieses 226 Seiten starke Schriftchen zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die erste Brasilien im Allgemeinen behandelt und von der Geschichte, Geographie, von den politischen und gesellschaftlichen Zuständen und vorzüglich über die Kolonisation des Landes in gedrängter Darstellung dasjenige bringt, was der Auswanderer von seiner neugewählten Heimath wissen muß, wenn er dieselbe nicht unvorbereitet betreten will. Die zweite Abtheilung beschreibt einläßlicher die südbrasilianischen Provinzen und die dort bestehenden deutschen und schweizerischen Kolonien und wird daher besonders dem Auswanderungslustigen, der sich nicht schon für die eine oder andere Kolonie entschlossen hat, zur Lösung der Frage behülflich sein, welche derselben er zu seinem künftigen Wohnort wählen soll. Aber nicht nur dem Auswanderer empfehlen wir dieses Schriftchen, sondern wir wünschen ihm einen ausgebreiteteren Leserkreis. Wir hoffen und zweifeln nicht, daß es das Seinige dazu beitragen wird, manches grundlose Vorurtheil und ungerechtes Mißtrauen, das immer noch, wenn auch nicht in dem Grade wie früher, gegen die Auswanderung nach Brasilien kämpft, durch Belehrung zum Schweigen zu bringen.

Feuilleton.

Scene aus dem mexikanischen Grenzerleben.

(Von Arthur Schott.)

Die Straße zwischen El Paso del Norte und Chihuahua führt nach dem südwestlich von ersterm gelegenen Wasserplatz, der Furt des Santa Maria-Flusses. Da zwischen diesen beiden Punkten, d. i. auf etliche 60 Meilen Entfernung, nur ein Wasserplatz ist, auf den Reisende mit Sicherheit zählen können, so haben die räuberischen Apaches leichtes Spiel, diesen und die Santa Maria-Furt unter gefürchteter Acht zu halten. Es sind auch in Wirklichkeit keine Wasserplätze an der ganzen Chihuahuastraße unter den Reisenden so verschrieen, als die von Samalaluca und Santa Maria. Jedes Jahr erzählt man hier von überfallenen Wagentrains oder versprengten Auswandererkarawanen, bei denen nicht nur viel Hab' und Gut, sondern auch viele Menschenleben geopfert werden. Hunderte von Zug- und Lastthieren, Schlacht- und anderm Vieh werden jährlich von den Apaches aus dem Staate von Chihuahua fortgetrieben, ohne daß die Rothhäute je recht zur Verantwortung gezogen würden. Zu den zahlreichen Vorfällen der Art lieferte erst das Jahr 1855 bei Santa Maria wieder seinen Antheil, indem hier ein ganzer, von Chihuahua kommender Wagentrain aufgehoben und von den Wüstensöhnen gänzlich beraubt wurde.

Dieselbe Furt war vor Kurzem auch die Scene eines verzweifelten Kampfes, dessen Einzelnheiten ethnographischer Aufzeichnung wohl werth sind. Die Helden dieser Wüstenepisode waren zwei Kaufleute, Gebrüder Grandjean, Franzosen von El Paso, ein Amerikaner und ein Mexikaner von eben da. Diese vier hatten alle wohlberitten und bewaffnet die Straße nach Chihuahua eingeschlagen, um dort einen durchgegangenen Schuldner von ersterm einzuholen und vor das Gesez zu bringen. Alle vier waren vorher mit den Gefahren und Mühen eines solchen Rittes vertraut; sie kannten die Schauer und Schrekken wasserloser Wüsten und hatten sich wohl vorkommender Fälle vorgesehen. Die Herren Grandjean hatten auf derselben Straße und besonders schon an der Santa Maria schweres Lösegeld für's Reisen durch Apachestriche gezahlt. Es war nicht lange her, daß sie einmal hier einen ganzen Wagentrain eingebüßt, mit welchem sie von Samalaluca her diesen Wasserplaz zu erreichen kaum im Stande gewesen waren, da sie auf einem Zwischenlager, wo sich hin und wieder Regenwasser findet, diesmal hatten troken gehen müssen. Sie hatten die Santa Maria nur mit mächtiger Anstrengung und mit halb verschmachtetem Vieh erreicht und konnten doch nicht zum Wasser kommen, da sich hier eben ein Lager von etwa 200 Apache-Indianern befand. Kein Schritt weiter — war das erste, als sie diesen Haufen vor sich sahen — das zweite war schleuniges Ausspannen und Flucht nach Samalaluca, um wenigstens ihre Zug- und Sattelthiere zu retten. Die Rothhäute, ihres Vortheils diesmal vollkommen gewiß, machten keine Miene, sie anzugreifen; sie wußten genau, daß eine reiche Ladung Kaufmannsgüter in ihre Hände gelangt war, ohne nur einen Schuß gethan oder eine Bogensehne angezogen zu haben. Die Leute der Karawane, die unter nicht gewöhnlichen Strapazen und Anstrengungen die 63 Meilen bis hieher gemacht hatten, mußten jezt denselben Weg wieder zurüklegen, ohne auch nur zu einem Tropfen Wasser gekommen zu sein.

Als die Kaufleute nach einigen Tagen wieder mit einer Militäreskorte und sonstiger Verstärkung auf die Stelle zurükkamen, wo sie dieselben zurükgelassen hatten, fanden sie dieselben natürlich ganz ausgeplündert, aber was die Rothhäute nicht brauchen konnten, zerschlagen, in Stüke zerrissen und verbrannt.

Wozu indessen die Gebrüder Grandjean mit ihren zwei Begleitern diesmal gekommen waren, schien eine noch ernstere Richtung nehmen zu wollen. Nur unerschrokener Tapferkeit, kaltblütiger Erfahrung, und besonders jener eigenthümlichen mexikanischen Zähigkeit und Ausdauer, so unschäzbar beim Leben in den Wildnissen, durften sie nochmals ihre Rettung verdanken. Sie hatten sich freilich durch Unbedachtsamkeit in Gefahr begeben, indem sie, eine schwache Partie, wie sie bildeten, bei einem Wasser über Nacht gelagert hatten. Die Strafe folgte auf der Stelle, indem sie da von einer Truppe von etwa 60 Apaches überfallen und sogleich von ihren Pferden abgeschnitten wurden. Die kleine Partie ergab sich indessen nicht so gutwillig in ihren Verlust und machte von den schnell aufgenommenen Waffen einen so nachdrüklichen Gebrauch, daß die Apaches beim ersten Anrennen eilf der ihrigen verloren. Damit schien aber auch der Faden ihres Damokleschwertes zerrissen zu sein, denn die rothen Wüstensöhne halten zum Gesez der Blutrache, woran sie durch keine Rüksicht etwas ändern lassen. Sie sind indessen nicht so thöricht, blind zu kämpfen, sondern halten Zeit und Umstände zu Rath. So hatten die Weißen Gelegenheit sich fest zusammenhalten, fortwährend zu laden und schußfertig zu sein, und die Apaches für einige Zeit außer Schußweite im Schach zu halten. Dies benüzten sie auch, um die Stelle, wo sie ganz umzingelt und durch Gebüsche einem Angriff ausgesezt waren, zu wechseln, und die Spize eines nahe liegenden, offenen, mit losen Felsen bedekten Hügels zu gewinnen. Hier konnten sie sich vor ihren Feinden etwas bergen und sie doch alle übersehen. Der Vortheil war indessen nur anscheinend, und wenn die Rothhäute wollten, so konnten die Weißen ihrem sichern Untergang nicht mehr entrinnen. Jene waren auch Strategen genug, um keines ihrer Leben mehr auf's Spiel zu sezen, sondern den Hügel nur genau bewacht zu halten, und so mußten ihre Gegner verschmachten.

Die kleine Heldentruppe hatte sich bereits über 24 Stunden auf dem Hügel befunden, und sah nicht ab, wie sie aus der Schlinge kommen sollte. Bis jezt hatte sie die Aufregung des Kampfes Hunger und Durst vergessen lassen, allein jezt sahen sie sich nur belagert und keinerlei Aussicht auf Entkommen. Ihr Tod war gewiß, und so kamen sie auf den Gedanken ihrem Leben selbst ein Ende zu machen, da, wenn sie diesmal gefangen würden, sie der Blutrache wegen auf den fürchterlichsten Martertod gefaßt sein mußten.

Ein anderer, ich glaube der Mexikaner, machte indessen den Einwurf, daß dies noch zu früh sei und er eher dafür wäre noch andere Mittel zu versuchen, sich umbringen könne ja nachher noch jeder leicht und müsse das lezte sein. So kamen sie also überein noch zuzuwarten, und eine finstere Nacht war ihnen behülflich zur Ausführung eines Planes, auf dessen Gelingen sie ihre alleinige Hoffnung sezten.

Der Mexikaner kroch nämlich in der Nacht durch Busch und Dorn und entkam glüklich durch die Reihen der Apachos. Die zurükgebliebenen Gefährten trugen hierauf ein länglches Häuflein Steine zusammen und bedekten dieses mit einer Sarappe, einer Art Teppich, welche die Mexikaner als Mantel brauchen.

Als der Tag graute, bemerkten die Rothhäute nur noch drei ihrer Gegner auf dem Hügel, und sahen den bedekten Gegenstand, welchen sie für nichts anderes als für den vierten hielten, der in der Nacht wahrscheinlich an seinen Wunden gestorben sein mußte, und vorüber sie natürlich ihre gebörige Freude äußerten. Die Weißen, denen alles daran lag dem Durchkommen ungestörte Frist zur Flucht zu lassen, hielten ihren steinernen Todten bis Nachmittag unter der Deke. Endlich hob einer dieselbe auf, schüttelte sie gegen die Apaches hinunter und wies auf die Steine. Jezt sahen die Wilden ihren Irrthum, und sogleich zerstreute sich ein Theil nach allen Seiten hinaus, um den Flüchtigen aufzuspüren und wo möglich einzuholen. Es kehrte indessen einer um den andern unverrichteter Dinge zurük. Es ist kein Zweifel, daß sie seine Fußfährten endelt hatten, allein die zeigten sich in nordwestlicher Richtung, und bewiesen, daß der, dem sie angehörten, gerade nach den 23 engl. Meilen entfernten Silbergruben von San Pedro gegangen war, wo sich immer eine große Zahl Arbeiter befindet, die von den Wilden oft belästigt, mit diesen somit in fortwährendem Krieg lebten.

Als die Apaches gefunden, daß der Entkommene bereits einen zu weiten Vorsprung habe, so wußten sie auch, daß von dorther ein Zug gegen sie unternommen werden würde. So war es auch; allein die beschaulichen, überlegenden Söhne der Wüste fanden für gut, Gegner von dieser Seite her nicht länger abzuwarten, besonders an einem Orte, den sie selbst von jeher in so üblen Ruf gebracht hatten. Sie schlichen sich bald darauf davon, nachdem sie ihre weißen Gegner, über 50 Stunden lang, von Wasser und Nahrung abgeschnitten, im Schach gehalten hatten, und die von den Silberminen her anrükende Hülfe fand die Wüstenvögel ausgeflogen.

Ein Freund von mir, der mit den Herren Grandjean in El Paso nach diesem Vorfall bekannt geworden und mir lezteren erzählte, hatte die blutigen, von Pfeilen durchlöcherten Kleider eines dieser Herren gesehen; Sie waren im Hause desselben als Trophäen aufgehängt.

(Ausland.)

Macht des weiblichen Geschlechts in Amerika.

Es mögen nun zwei Jahre sein, daß ich kurz nach meiner Ankunft in New-York in einem bis zur Möglichkeit besezten Omnibus den Broadway entlang fuhr. Es war ein heiterer Tag, und hätte ich nicht Eile gehabt, ich würde unter besagten Umständen meine Wanderung lieber zu Fuß vorgenommen haben. Während wir flüchtig dahinrollten, zeigt sich eine Dame am Trottoir und gebietet dem Treiber, anzuhalten. Es geschieht. Die Dame mustert die männlichen Passagiere, in deren Gesichtern sich Verlegenheit markirte, schreitet auf mich zu, sezt sich mir in den Schooß und — der Wagen rollt weiter. Unbekannt mit den Sitten des Landes, wußte ich nicht, wie mir geschah. Die Dame war schön, doch das Juwel ihrer Sitten schien mir nicht vom reinsten Wasser. Wir gelangten an den Ort der Bestimmung. Die Dame erhebt sich und verläßt den Wagen, ohne mir nur ein leises Zeichen des Dankes für die Nuznießung meiner Wenigkeit zukommen zu lassen. Als ich nachher mein Abenteuer einem Yankee zum Besten gab, meinte dieser: So etwas ereignete sich alle Tage, und ich könnte dem Himmel danken, daß mich die Dame nicht aus dem Wagen gewiesen.

„Für mein Geld, Sir?"

„Never mind! Es galt doch eine Lady."

„Alle Achtung vor Damen, Sir! Doch stand es im betreffenden Falle mir zu, einen Plaz zu bezirken, auf den ich vollgültiges Recht hatte. Eine zwangsmäßige Besiznahme meines Platzes hätte nur aus dem übel verstandenen Begriffe von Galanterie von Seite der Lady oder aus unmännlicher Duldsamkeit von meiner Seite hervorgehen können. Sagen Sie mir, Sir, was ich im Weigerungsfalle zu erwarten gehabt hätte?"

„Hinausgeworfen zu werden, Sir!"

„Mit welchem Rechte?"

Der Yankee wies auf seine Faust, als sein wichtigstes Argument in Streitsachen. Er schien beleidigt und gute Lust zu haben, sein Müthchen an dem starkköpfigen Dutchman zu kühlen. Ich gab dem Gespräch eine glükliche Wendung und verabschiedete mich im Frieden, den mein Opponent mit einem Trunk Branntwein zu besiegeln eilte. — Ich ging meiner Wege, nicht wenig erstaunt, mit dem ersten Schritte auf den Boden der Freiheit des lauigsten Despotismus anschtig geworden zu sein.

(Wanderer.)

KANTONSBIBLIOTHEK AARGAU